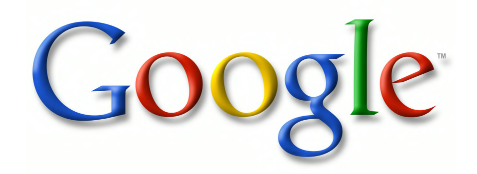



DER TÜRMER

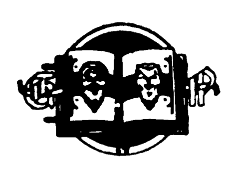
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Vierzehnter Jahrgang · Band I

.... (Oktober 1911 bis März 1912) ....



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer



BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften



Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Lese



Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte



Briefe

Auf den Beilagen.

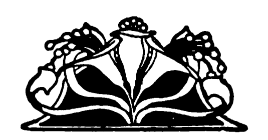
Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.



Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen



Im Schlosspark von Corvey



F. Hoffmann-Fallersleben



XIV. Jahrg. Oktober 1911 Heft 1

Fahneneid und Staatsbürgerrecht

Von Warner

Mit überraschender Energie erhebt sich plötzlich ein Konflikt zur Anschauung, dessen klarer Erfassung wir bisher mit begreiflichem Unbehagen aus dem Wege gingen, wenn wir sein Vorhandensein auch schon längst und oftmals recht peinlich empfanden. Die Frage: „Welche staatsbürgerlichen Verpflichtungen birgt der Fahneneid in sich?" deutet ihn an. Die Diskussion über das Stichwahlverhalten der Parteien in Wahlkämpfen, darüber, ob einem bestimmten Kreis von Wählern durch seinen Offiziers-charakter Beschränkungen in der staatsbürgerlichen Betätigung auferlegt werden, hielt ihn uns eigentlich immer vor Augen. Entscheidenden Auseinandersetzungen wichen wir aber stets aus. Das ist erklärlich. Sie hätten ein Gebiet in das nüchterne Licht kritischer Erörterungen rücken müssen, das noch völlig in der mystischen Dämmerung naiver Instinkte ruht.

Es handelt sich letzten Endes um nichts weniger als darum, wem im konstitutionellen Staat der Fahneneid gilt. Gar keine Frage, er gilt dem Landesherrn und demjenigen, den auch dieser als o b e r s t e n Kriegsherrn anerkennt. Das scheint so einfach, so gar keiner Meinungsverschiedenheit Raum lassend, und doch haben einzig und allein in der verschiedenen Auffassung vom Wesen des Fahneneides die schweren Anschauungsdifferenzen ihre Ursache, die jetzt fast explosiv aus dem Helldunkel des Empfindens über die Schwelle des Erkennens drängen.

Im Schlosspark von Corvey



F. Hoffmann-Fallersleben.



XIV. Jahrg. Oktober 1911 Heft 1

Fahneneid und Staatsbürgerrecht

Von Warner

Mit überraschender Energie bringt sich plötzlich ein Konflikt zur Anschauung, dessen klarer Erfassung wir bisher mit begreiflichem Unbehagen aus dem Wege gingen, wenn wir sein Vorhandensein auch schon längst und oftmals recht peinlich empfanden. Die Frage: „Welche staatsbürgerlichen Verpflichtungen birgt der Fahneneid in sich?“ deutet ihn an. Die Diskussion über das Stichwahlverhalten der Parteien in Wahlkämpfen, darüber, ob einem bestimmten Kreis von Wählern durch seinen Offizierscharakter Beschränkungen in der staatsbürgerlichen Betätigung auferlegt werden, hielt ihn uns eigentlich immer vor Augen. Entscheidenden Auseinandersetzungen wichen wir aber stets aus. Das ist erklärlich. Sie hätten ein Gebiet in das nüchterne Licht kritischer Erörterungen rücken müssen, das noch völlig in der mystischen Dämmerung naiver Instinkte ruht.

Es handelt sich letzten Endes um nichts weniger als darum, wem im konstitutionellen Staat der Fahneneid gilt. Gar keine Frage, er gilt dem Landesherrn und demjenigen, den auch dieser als obersten Kriegsherrn anerkennt. Das scheint so einfach, so gar keiner Meinungsverschiedenheit Raum lassend, und doch haben einzig und allein in der verschiedenen Auffassung vom Wesen des Fahneneides die schweren Anschauungsdifferenzen ihre Ursache, die jetzt fast explosiv aus dem Helldunkel des Empfindens über die Schwelle des Erkennens drängen.

Der Fahneneid ist seinem Ursprung nach ein leiblicher Eid, der Nachfolger des Vasalleneides, des Mannenschwurs. Mit dem Eid auf die Fahne verpflichteten sich Söldner und Offiziere des Söldnerheeres dem, der sie geworben. In wessen Dienst der sie stellte, war ihnen gleichgültig. Ihr Eigner war ihr Oberst, der ihnen für den Sold haftete. (In rudimentären Resten hat sich die Empfindung in den Niederungen des Soldatentums noch bis weit in die Zeit der Nationalisierung der Heere erhalten. Läßt doch Lessing in der „Minna von Barnhelm" seinen Major Tellheim den abenteuerlustigen Wachtmeister Werner darüber belehren, daß die Zeit des — nicht mit üblem Beigeschmack — gesinnungslosen Söldnertums vorüber sei, indem jener zu Werner, der mit dem Prinzen Heraklius fechten will, sagt: „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.")

Das verschob sich im Dreißigjährigen Krieg. Da bemächtigte sich der eigentliche Kriegsherr der Oberhoheit über die Heereskörper. Die Obersten wurden aus effektiven Heereseignern zu bloßen Mittelspersonen zwischen dem Heer und einem Souverän. Ein Vorgang ähnlich dem, der sich volkswirtschaftlich beim Einbruch des Vertragssystems in die Handwerksverfassung vollzieht. Der unabhängige Unternehmer wird zum abhängigen Zwischenmeister. Nur wurde diese wichtige Wandlung in der Heeresverfassung nicht etwa wie dort notwendig, weil zur Befriedigung eines Bedürfnisses größeres Kapital eingesetzt werden mußte. Mit Rücksicht auf ihre Finanzen hätten die Souveräne des siebzehnten Jahrhunderts im Gegenteil viel lieber den bisherigen Zustand auch ferner toleriert. Es war aber für das Interesse der auf die Festigung ihrer Territorialherrschaft bedachten Fürstengewalt unerträglich, gerade in kritischen Momenten von der Gnade oder Ungnade ihrer souveränen Feldobersten abhängig zu sein. Daher geht die Nationalisierung des Heeres überall Hand in Hand mit der Umwandlung des Feudalstaates in den absolutistischen Staat. Sie ist im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich und England, in Rußland, wo die absolutistische Zentralgewalt längst den Feudalismus überwunden hatte, ganz außer Frage stehende Tatsache. In Deutschland begann sie erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, weil erst unter den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges der Feudalismus endgültig in Trümmer ging und sich gleichzeitig an zwei Stellen eine absolute Fürstengewalt siegreich über ihn erhob: in Österreich und Brandenburg. In der Färbung grandioser Tragik zeigt Schiller in „Wallensteins Tod" den Ausgang des Ringens eines Heereseigners mit dem Souverän um das Heer. Die Armee Wallensteins war sein Heer, er hatte es geworben, er unterhielt es, und nach den Begriffen einer nur wenig früheren Zeit konnte er dieses Heer in die Wagschale werfen, in wessen Dienst er immer wollte. Nur war, als er noch glaubte, unabhängiger Eigner seines Heeres zu sein, die Zeit schon vorüber. Daß er das nicht erkannte, brachte ihm den Untergang. Nicht viel später vollzog sich der selbe Prozeß in Brandenburg. Auch dort gab den Anstoß dazu die Erkenntnis des Großen Kurfürsten, daß ihm die unbedingte Sicherung seiner Territorialgewalt nach innen wie nach außen nur gelingen könne, wenn er absoluter Herr seines Heeres sei. Daher der verwegene Schachzug, die bestehen-

den brandenburgischen Regimenter auf sich vereidigen zu lassen, und seine Anstrengungen, sie um andere Regimenter zu vermehren, die von vornherein nur auf ihn vereidigt waren. Wie langsam sich verwaltungstechnisch die völlige Besitzergreifung des Heeres durch die Fürstengewalt vollzog, das ist ein außerordentlich fesselndes Kapitel brandenburgisch-preußischer Verwaltungsgeschichte, das hier indessen nicht hergehört. Selbstverständlich aber war der auf den absoluten Fürsten geleistete Fahneneid auf ihn persönlich, und nur auf ihn persönlich geleistet. Prinzipiell konnte der absolute Souverän mit seinem Heer machen, was er wollte, und war dafür ebensowenig wie für jede andere seiner Handlungen irgendeinem andern Rechenschaft schuldig als sich selbst. (Allerdings dachte auch umgekehrt niemand daran, dem Fahneneid über die Dienstzeit hinaus bindende Kraft beizumessen. Es war noch im achtzehnten Jahrhundert ebensowenig infamierend, daß höchste Staatsbeamte in den Dienst eines andern Souveräns übertraten, wie daß Offiziere oder Soldaten nach Quittierung ihres Dienstes in einem andern Heer Dienst leisteten. Freilich war das Pensionswesen für Offiziere auch noch nicht entwickelt, auch nicht das Versorgungswesen für Unteroffiziere und Soldaten, wenn auch gewisse Ämter, z. B. bei der Akzise und die Schulmeisterstellen, mit Vorliebe an invalide Soldaten vergeben wurden.)

Diesen Charakter hat der Fahneneid nun der landläufigen Meinung und dem Empfinden mindestens unserer leitenden militärischen Kreise nach bis heute behalten, trotzdem unsere staatsrechtliche Entwickelung inzwischen den großen Schritt vom absolutistischen zum konstitutionellen Staat gemacht hat. An unserer Auffassung vom Fahneneid scheint der Umschwung spurlos vorübergegangen zu sein. Es ist richtig, der Fahneneid wird heute noch wie vor mehr als zwei Jahrhunderten auf den Souverän als den obersten Kriegsherrn geleistet, aber hat das nicht im konstitutionellen Staat einen ganz anderen Sinn als in dem des ancien régime? Unter diesem war das „L'état c'est moi!“ kein bloßer Zynismus, sondern die prägnanteste Kennzeichnung des staatsrechtlichen Zustandes. Da der prinzipiell unabhängige Wille des absoluten Fürsten den Staat regierte, war der absolute Fürst auch der Staat, heute aber ist der Träger der Krone nicht der Staat, sondern regiert ihn nur, und nicht auf Grund einer ursprünglichen Souveränität, „von Gottes Gnaden“, sondern kraft der Souveränität der Verfassung, die seiner eignen übergeordnet ist. Die Polemik in der Tagespresse ist so weit gediehen, hat hüben und drüben eine solche Temperatur erreicht, daß man um eine ihnen auf den Grund gehende Erörterung der Dinge nicht mehr herumkommt. Diejenigen aber, die dieses heikle Gebiet berühren mit heiligstem Ernst und in dem vollen Bewußtsein, die kritische Sonde an die Wurzeln unseres Staatsbürgergefühls zu legen, mit der demagogischen Phrase vom Frevel an der Königstreue zu steinigen, ist infam. Im konstitutionellen Staat ist jeder Staatsbürger dem Herrscher zur Treue verpflichtet, nicht etwa weil dieser Herrscher der Staat ist, sondern weil er die personifizierte Stellvertretung des Staates ist. Fahneneid und Staatsbürgereid haben im konstitutionellen Staat keinen leiblichen Charakter, sondern werden in ihm dem konstitutionellen Herrscher nur geleistet, weil und solange er der legitime Vertreter des ihm übergeordneten Staates ist. Treitschkes Wort,

„daß der Staat sich selbst Zweck sei, wie alles Lebendige", hat nicht nur Geltung gegen die Verfechter unbeschränkter individueller Freiheit, sondern auch gegen diejenigen, die im Zeitalter des Verfassungsstaates die Beziehungen zwischen Souverän und Staatsbürgerschaft noch nach feudalistischen Gedankengängen regeln wollen. Der konstitutionelle Herrscher steht auch unter dem Staat, unter dem Staat, der in den Angeln der Verfassung ruht. Fahneneid und Staatsbürgereid werden im konstitutionellen Staat nicht um des Herrschers, sondern um des Staates, des Vaterlandes willen geleistet, sind Eide, die dem Vaterlande gelten, wenn sie auch nach alter Tradition auf den Herrscher lauten.

Wo gibt es staatsrechtliche Beweise gegen die Richtigkeit dieser Feststellung? Gäbe es sie, so bedeutete das die absolute Regierung des konstitutionellen Staatswesens, so wären sie staatsrechtliche Beweise auch für die Richtigkeit des durchaus nicht sympathischen agitatorischen Schlagwortes, daß unser ganzer Konstitutionalismus nur Schein ist, daß wir in einem absoluten Staat leben, dem wir zum Zwecke der Selbsttäuschung das fadenscheinige Gewand einer Konstitution umgehängt haben. Daraus aber, daß dem nicht so ist, daß wir in einem wirklich konstitutionellen Staat leben, folgt mit zwingender staatsrechtlicher Logik, daß auch Fahneneid und Staatsbürgereid nicht mehr die in den absolutistischen Staat hinübergenommenen feudalistischen, sondern allein konstitutionelle Grundlagen haben und haben dürfen.

Diese Verständigung über das Wesen von Fahneneid und Staatsbürgereid im konstitutionellen Staat hat sehr schwerwiegende Konsequenzen für die aktuellen Debatten.

Beide haben, da sie dem konstitutionellen Herrscher nur als dem Beauftragten des Staates, des Vaterlandes geleistet werden, vor allem bindende Kraft auch nur, solange der Souverän die legitime Verkörperung des Staatsgedankens ist. Ein Verfassungsbruch des Souveräns nähme prinzipiell auch allen ihm geleisteten Eiden die bindende Kraft; im konkreten Fall entscheiden darüber natürlich eine Reihe im voraus unberechenbarer Faktoren mit. Ausschlaggebend aber ist, daß aus beiden Eiden, da sie dem Souverän nicht leiblich, sondern durch ihn dem Staat, dem Vaterlande geleistet werden, den Eidespflichtigen keine von dem Souverän ausgehende Beschränkung ihrer staatsbürgerlichen Freiheit erwachsen kann. Der Souverän steht unter der Verfassung nicht minder wie diejenigen, die ihm einen der beiden Eide leisten, und der eine wie der andere Eid bedeutet durchaus nichts anderes, als daß der Eidespflichtige besonders bekräftigt, auf bestimmtem Gebiet von ihm zu übernehmende Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen — soweit die Erfüllung der an ihn gestellten Forderungen mit seinen höheren Staatsbürgerpflichten zu vereinbaren ist.

Es ist schlankweg zuzugeben, daß dieser Vorbehalt gefährlich ist. Mechanische Logik könnte von ihm aus auch für den geringsten Eidespflichtigen das Recht folgern, von ihm geforderte Pflichterfüllung immer von dem Ergebnis einer Überlegung darüber abhängig zu machen, ob sie sich mit der Verfassung vertrüge. Das wäre natürlich Anarchie. Solche Überlegungen gelten aber auch nur für Konfliktsfälle, und in



ihnen sind sie freilich erforderlich. Sollte z. B. wirklich einmal ein konstitutioneller Herrscher auf den Gedanken kommen, den die clownhafte Dialektik des Herrn von Oldenburg-Januschau dahin formulierte, der deutsche Kaiser dürfe einem Leutnant befehlen: „Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag!", so müßte dieser Leutnant allerdings sagen: „Majestät, nehmen Sie meinen Degen, das ist gegen die Verfassung, der wir beide unterworfen sind." Das heischte von ihm seine dem Fahneneid übergeordnete Staatsbürgerpflicht.

Das legt den fundamentalen Unterschied zwischen dem Fahneneid der feudalistischen (oder absolutistischen, die in seinem Wesen keinen Wandel zu schaffen brauchte) und demjenigen der konstitutionellen Epoche bloß. Jener war ein unbedingter Eid. Der absolute Souverän war der unbeschränkte Herr der unter der Pflicht des Fahneneides Stehenden ohne Verantwortlichkeit gegen eine ihm übergeordnete staatsrechtliche Instanz. Der konstitutionelle Souverän darf aus dem ihm nur für den Staat geleisteten Fahneneid weder Ansprüche erheben, die gegen eben diesen Staat gerichtet sind, noch solche, denen die Absicht innewohnt, den staatsbürgerlichen Charakter des Eidespflichtigen in einer bestimmten Richtung zu beeinflussen. Streng genommen sind also Ansprachen an die Garde, sie müßte, wenn der Kriegsherr es befiehlt, auch auf Väter und Brüder schießen (zu dem Befehl ist der konstitutionelle Herrscher nur in legitimer Wahrnehmung der Staatsinteressen berechtigt, wenn er also in Übereinstimmung mit den andern die Verfassung stützenden Instanzen handelt), Verbote, gewisse Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, kurz alle Willens- und Meinungsäußerungen des konstitutionellen Herrschers, die dem Fahneneid eine über die rein militärische Sphäre hinweggreifende Kraft geben wollen, mit dem konstitutionellen Staatsgedanken nicht zu vereinbarende Überschreitungen der Eidesgewalt des konstitutionellen Herrschers.

Formal folgt daraus: der Fahneneid verpflichtet den Eidespflichtigen in seiner Gesinnung überhaupt nicht, in seiner staatsbürgerlichen Betätigung wird er durch ihn nur so weit beschränkt, als ihr praktisch durch die mit dem Fahneneid übernommenen Dienstpflichten Grenzen gezogen sind.

Grundsätzlich hebt also der Fahneneid das Recht der Heeresangehörigen auch auf politische Betätigung nicht auf. Nur Gründe der Zweckmäßigkeit, nicht der Logik haben dazu geführt, den Heeresangehörigen politische Betätigung zu untersagen und sie für die Dauer ihrer Dienstpflicht durch Versagung des politischen Wahlrechts auch der vollen Staatsbürgerlichkeit zu entkleiden. In Zeiten schwerer innerer Erschütterungen hebt sich dieser Zustand aber immer selbsttätig auf, das Heer ergreift dann Partei. Dagegen gibt es selbst im absolutistischen Staat keine Garantie. Das Heer hat in ihm schon den Thron gestützt gegen das Volk, es ist des Volkes Waffe gewesen gegen den Souverän, um von ihm Reformen zu erzwingen, um ihn zur Abdankung zu nötigen, selbst um an die Stelle des monarchischen Staates die Republik zu setzen. Im konstitutionellen Staat kann es nicht anders sein. Das Heer ist eben der praktisch entscheidende Machtfaktor, der zweischneidig nur so lange nicht ist, wie die beiden Gewalten, die sich im konstitutionellen Staat zur Staatsgewalt summieren, Krone und Volk, nicht in ernsten Kon-

flikt geraten. Bricht solch ein Konflikt aus, dann wächst die Kraft des Heeres derjenigen der beiden Gewalten zu, der es sich näher fühlt. In ruhigen Zeiten, die wir unserm Staatswesen für Menschenalter, für immer wünschen, sollen die Heeresangehörigen während ihrer Dienst*zeit* aber nur ihrer Dienst*pflicht* leben. Der Lebensprozeß des Staates soll sich vollziehen ohne ihre aktive Teilnahme. Nur diese *negative Fessel*, das sei nochmals betont, ist die staatsbürgerliche Konsequenz des Fahneneides für die aktiven Heerespflichtigen, und sie auch nur aus Zweckmäßigkeitsgründen.

Tatsächlich liegen die Dinge bei uns wesentlich anders.

Unser aktives Heer, dem Anschein nach wenigstens sein ganzes aktives Offizierkorps, fühlt sich aus dem Fahneneid nicht zu politischer Neutralität, sondern zu ganz bestimmter parteipolitischer Gesinnung und auch — Betätigung verpflichtet.

Schon das erste ist bedenklich. Die Lasten des Heeres trägt das gesamte deutsche Volk ohne Unterschied der politischen Gesinnung; ohne Unterschied der politischen Gesinnung stellt es seine Söhne zum Dienst im Heer. Da darf es fordern, daß die Befehlsgewalt, der es sie im Heer unterstellt, ihre Gesinnung unangetastet läßt. Dafür ist eine Garantie aber schon nicht mehr vorhanden, wenn in den Offizieren und durch sie in den Unteroffizieren von den obersten Instanzen aus die Empfindung festgelegt wird, der Fahneneid verpflichte zu einer ganz bestimmten, der konservativen Gesinnung. Und wer will bestreiten, daß in dem weitaus größten Teil unsres Offizierkorps der Glaube großgezogen ist: „Wir haben Majestät den Fahneneid geleistet, Majestät ist konservativ, folglich müssen wir auch konservativ sein!"? Ein Widerspruch *gegen* diese Behauptung würde von unzähligen Beweisen *für* sie erdrückt werden. Unser aktives Offizierkorps ist eben ganz und gar nicht unpolitisch, sondern durchaus politisch, konservativ, hochkonservativ sogar bis zur Nichtachtung der Schranken, die jedem andern Staatsbürger durch das Gesetz gezogen sind. Und es fühlt sich nicht nur zu konservativer *Gesinnung* verpflichtet, sondern noch mehr selbst zur *Betätigung* im Dienst der konservativen Weltanschauung.

Das ist es, was seinen Ausdruck in jenem Ausmarsch der Elisabethgrenadiere aus der Luisenkirche in Charlottenburg fand, den man als Groteske abtun möchte, wenn er nicht nach verschiedenen Richtungen so bezeichnend wäre. Kurz vor dem Charlottenburger Skandal — denn nur als ein Skandal ist das Vorgehen der Gardeoffiziere in der Luisenkirche zu bezeichnen — brachte ein anscheinend die Gabe der Vorahnung besitzendes Witzblatt zum Fall Jatho ein satirisches Bild. Am Fuße der Kanzel steht in der Kirche ein Schutzmann mit der aufgeschlagenen Agende in der Hand. In demselben Augenblick, in dem der Redner auf der Kanzel von dem Buchstaben dieses für einen ordentlichen preußischen Pfarrer maßgebenden Instruktionsbuches abweicht, drückt der Schutzmann auf einen Kontakt, und der Pfarrer wird automatisch von der Kanzel entfernt. Bald scheinen wir in der Tat so weit zu sein. Man stelle sich die Vorgänge in der Luisenkirche nur so recht vor. Einer der anwesenden Offiziere „nimmt Ärgernis", äußert das zu einem Kameraden, der nimmt pflichtschuldigst ebenfalls Ärgernis, um nicht in den Verdacht zu kommen, als sympathisiere er mit diesem modernen Heidentum, das Majestät, der oberste



Kriegsherr, vielleicht schon mit einem vertraulich weitergegebenen Wort geächtet hat, und nun befiehlt der diensthabende Offizier, ohne die Gefühle der andern militärischen Kirchenbesucher zu kennen, ohne Rücksicht auf die Gefühle derjenigen unter ihnen, denen die Worte des Pfarrers vielleicht Erbauung sind, den Auszug aus der Kirche. Das ist ein so unerhörter Mißbrauch der militärischen Disziplingewalt, daß es gar nicht scharf genug verurteilt werden kann. So weit sind wir in unserer Begriffsverwirrung doch hoffentlich noch nicht gediehen, daß jene Offiziere glaubten, es gäbe einen Kriegsartikel, der das Heer auf die positive Bekenntnisrichtung der preußischen Landeskirche verpflichtete. Den gibt es nicht, und der für die Ruhestörung in der Luisenkirche verantwortliche Offizier findet für seine unglaubliche Handlungsweise in keiner Vorschrift auch nur die leiseste Deckung. Es wäre noch schöner, wenn er sie fände.

Welche ungeheuerliche Arroganz liegt nun nicht schon darin, daß ein Offizier, der auf dem Exerzierplatz sehr tüchtig sein mag und doch von den Gegenwartsströmungen des religiösen Lebens vielleicht weniger weiß als einer der seiner Obhut anvertrauten Grenadiere, es wagt, so wie das in der Luisenkirche geschah, sein Urteil über die seelsorgerische Tätigkeit eines Mannes zum Ausdruck zu bringen, der sein ganzes Sein religiösem Dienst widmet. Welche Vergewaltigung aber auch der militärischen Untergebenen, die, dem Befehl folgend, die Luisenkirche verlassen mußten! Niemand fragt nach den Gefühlen religiös liberal denkender Soldaten, wenn sie kommandiert werden, die Predigt eines orthodoxen Pfarrers anzuhören. Nach dem gleichen Grundsatz darf man wohl positiv gläubigen Soldaten zumuten, auch einmal eine liberale Predigt zu hören. Das beste aber ist, daß der Militärbehörde der Standpunkt von Pfarrer Kraatz nicht unbekannt gewesen sein kann. Wenn das Regiment trotzdem Militär zu seinem Gottesdienst kommandierte, muß es in dessen Überzeugung nichts Bedenkliches gesehen haben, und der ganze skandalöse Vorgang fällt nur den beiden Heißspornen von Offizieren zur Last — ihre Namen sind ja jetzt bekannt —, die damit neben allem andern auch einen Beweis ihrer innern Unreife geliefert haben. Den Mut zu ihrer Handlungsweise hätten sie aber nicht gefunden, wenn sie nicht sicher gewesen wären, für ihre grobe Taktlosigkeit ungestraft zu bleiben.

Darin liegt das Symptomatische des Vorganges.

Es ist nicht nur erstaunlich, sondern muß arg bedenklich stimmen, wenn man manchmal erfährt, für welche allem Militärdienstlichen so fern liegenden Kulturgebiete doch Richtlinien aus militärischen Anschauungen konstruiert werden. Wenn sich die Personen, die sich solcher Militarisierung ihrer gesamten Weltanschauung unterwerfen, dabei wohl fühlen, so ist das solange sie die Verkrüppelung ihrer geistigen Persönlichkeit auf sich beruhen lassen nur bedauerlich. Eine eminente Gefahr erwächst daraus aber, wenn solche militaristisch verkrüppelten Kulturanschauungen unter Aufwendung von Autoritätsansprüchen in weitere Kreise getragen werden.

Die Gefahr ist da. Wie groß sie schon ist, deutet sich daraus an, daß es ganz so aussieht, als scheue sich das Recht, militärische Gesetzesverächter mit demselben Ernst zu verfolgen, mit dem es gegen bürgerliche Schuldige oft überschnell bei der

Hand ist. Wo in Deutschland gibt es wohl den Staatsanwalt, der gegen eine so gröbliche Störung des Gottesdienstes, wäre sie von Zivilpersonen begangen, nicht sofort die nachdrücklichste Offizialverfolgung ins Werk gesetzt hätte? Die Charlottenburger Gardeoffiziere scheinen keine strafrechtliche Bestrafung befürchten zu müssen, und sollte wirklich ein Verfahren gegen sie eingeleitet werden, so wird man ihnen höchstwahrscheinlich mangelnde Erkenntnis der Strafbarkeit ihrer Handlungsweise zugute halten, die man sonst nicht leicht selbst erst vierzehnjährigen Kindern zubilligt.

Wer in die Dinge nicht gedankenlos hineinschaut, der erkennt in ihnen die Ansätze zu einer furchtbaren Gefahr für unsere gesamte Kultur, die Anfänge einer Soldatendiktatur, über deren unvermeidlichen Ausgang das Geschick des römischen Prätorianertums nicht den leisesten Zweifel lassen kann.

Man sage nicht, daß das gehässige demagogische Übertreibung ist. Es ist nicht etwa jener Vorgang in Charlottenburg allein, der die Befürchtung stützt. Noch schwerer wiegen die ganz offenen Bemühungen der Kreise, denen das in ihr Ziel paßt, dem Fahneneid und dem Staatsbürgereid für jeden, der ihn einmal geleistet, bindende Kraft bis an sein Lebensende in dem Sinne zu geben, daß er durch ihn dem konstitutionellen Souverän persönlich zu unbedingtem Gehorsam in allen staatsbürgerlichen Angelegenheiten verpflichtet sei, und zwar in der Richtung politisch konservativer Anschauungen, ohne Rücksicht darauf, ob sich das mit seiner innern staatsbürgerlichen Überzeugung verträgt.

Mit dem Streit um die staatsbürgerliche Bedeutung des Fahneneides der Reserveoffiziere hob das an. Es soll ihrem ehemals geleisteten Fahneneid widersprechen, wenn ihr staatsbürgerliches Pflichtgefühl sie treibt, zur Erreichung eines bestimmten Zieles gegen eine politische Partei für die Wahl eines sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten oder auch nur sozialdemokratisch zu wählen. Wer den hier angestellten Untersuchungen über die Natur des Fahneneides gefolgt ist, wird die völlige Unzulässigkeit einer solchen staatsbürgerlichen Beschränkung nicht mehr im aktiven Heeresdienst Stehender schlankweg zugeben. Was hat die politische Sozialdemokratie mit dem Fahneneid zu tun? Sie steht nach ihrem Programm auf dem Boden der Republik. Des Verbrechens war die Süddeutsche Volkspartei jahrzehntelang schuldig, und niemand wird wagen, jenen Männern das Nationalgefühl abzusprechen. Wenn jemand der ehrlichen Überzeugung ist, daß die republikanische Verfassung unserm Vaterlande eine noch glücklichere Entwickelung sicherte, so braucht er deshalb nicht minder national zu fühlen als ein anderer, der etwa nur in der absoluten Monarchie das wahre Heil des Staates erblickt. Seine Überzeugung steht nicht im geringsten im Konflikt zu dem Fahneneid, den er dem Souverän nur leistet, weil ihn das Vaterland an die Spitze gestellt hat. Die Sozialdemokratie arbeitet aber auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse hin. Das taten die absoluten Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts auch, die das gewachsene Recht der Ständeverfassung zerbrachen; das taten die ungezählten Männer auch, die ihre ganze Kraft der Umwandelung des absoluten in den konstitutionellen Staat widmeten. Revolutionär ist grundsätzlich jede Bewegung, die auf die Ablösung eines Zustandes durch einen anderen abzielt. Wer mit sittlichem Ernst

daran glaubt, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung gegenüber den bestehenden Verhältnissen ein Fortschritt sei, der ist ebensowenig ein Verbrecher am Vaterlande, wie es die ganze Reihe von Männern war, durch die der Weg von der Mark Brandenburg zum Deutschen Reich markiert wird.

Aber der Streit hat Opfer gekostet, und wie die Dinge bei uns liegen, werden wir auch bei Aufbietung aller Kraft selbst in einem Menschenalter noch nicht so weit sein, daß unsere leitenden militärischen Kreise aus Logik sich der staatsbürgerlichen Vernunft beugen. Gegen die von ihnen methodisch geübte staatsbürgerliche Vergewaltigung der Reserveoffiziere gibt es nur einen wirksamen Gegenzug, den Protest der Tat. Bis jetzt haben Reserveoffiziere, wenn man sie wegen ihres Eintretens für einen sozialdemokratischen Kandidaten ihres militärischen Titels enteignete, dagegen mit Gründen der Vernunft zu protestieren versucht; stets ohne Erfolg. Man hat sie aus dem Offizierkorps des Beurlaubtenstandes entfernt und hielt die Entfernung aufrecht. Es gilt also, einen andern Weg zu betreten, um die Militärverwaltung von der Unhaltbarkeit ihres Standpunktes zu überzeugen. Wem seine staatsbürgerliche Freiheit lieber ist als der Titel eines Reserveoffiziers, der verzichte auf ihn. Zum Staatsbürger wird man geboren, zum Reserveoffizier nicht; sich staatsbürgerlich zu betätigen, ist heiligste Pflicht gegen das Vaterland, dem Heere sich über die verfassungsgemäße Pflicht hinaus zu widmen, ist staatsbürgerliche Pflicht nur, solange es nicht an der Erfüllung höherer staatsbürgerlicher Pflichten hindert. Höher aber als den Rock des Reserveoffiziers muß jeder Staatsbürger die Pflicht schätzen, im vollen Umfang seiner Kräfte und Fähigkeiten an der gesunden Entwickelung der politischen Verhältnisse seines Vaterlandes mitzuarbeiten. Darum war es ein wirklich erlösendes Wort, das der Abgeordnete Dr. Potthoff im „Berliner Tageblatt" schrieb:

„Wenn wir nicht durchsetzen können, daß wir außerhalb des Dienstes freie, vollberechtigte Staatsbürger bleiben, dann gibt es nur eines: herunter mit dem Rocke, den wir nicht im Volksdienste tragen sollen, der uns den Volkspflichten abtrünnig machen will!"

Kein anderer Weg als der ist möglich, um die Militärverwaltung davon zu überzeugen, daß reife Staatsbürger sich nicht wie Rekruten von ihr politisch gängeln lassen. Ein Verzicht auf die Reserveoffiziers*würde* in jedem Fall, in dem die Militärverwaltung glaubt, sie zur Maßregelung eines Staatsbürgers benutzen zu dürfen, der nicht ihr genehme politische Pfade wandelt, ist das einzige Mittel, einen Zustand zu beseitigen, der unerträglich wird. Will die Militärverwaltung nur staatsbürgerlich Unfreie als Reserveoffiziere dulden, so werde sie belehrt, daß der Deutsche seine staatsbürgerliche Freiheit höher schätzt als den schattenhaften *Titel* eines Reserveoffiziers. Den innern *Charakter* des Offiziers verliert deren doch keiner, denen sie bisher den Rock auszog, und die ihn dann aus Selbstachtung in freier Entschließung ablegen.

Selbst in besonnenen Tageszeitungen hat Dr. Potthoffs Wort Entrüstung hervorgerufen und ist doch nur der Ausdruck zutreffender Auffassung vom Wesen des Fahneneides. Der gilt dem Vaterlande, und keine diesem untergeordnete Instanz — auch nicht der der Verfassung unterworfene Souverän — hat das Recht,



ihm mißbräuchlich eine Wirkung über den eigentlichen Dienstkreis hinaus beizulegen. Der Fahneneid verpflichtet zu treuer militärischer Dienstleistung; zu der gehört aber nie und nimmer, konservativ zu wählen oder direkt oder indirekt die konservative Partei zu unterstützen. Wir müssen endlich heraus aus der Verrenkung unseres konstitutionellen Denkens durch feudalistische Instinkte, die sich nicht nur wie eine ewige Krankheit bis in unsere Zeit fortgeschleppt haben, sondern sogar unsere staatsbürgerliche Freiheit in ihren Grundfesten bedrohen.

Denn so weit sind wir in der Tat seit dem Augenblick, in dem in konservativen Blättern allen Ernstes die Meinung vorgetragen wurde, daß eigentlich der Fahneneid und der Staatsbürgereid, den der Beamte leistet, jeden, der ihn einmal geschworen, bis an sein Lebensende binde, das heißt zur Betätigung in konservativem (man sagt dafür schamhaft „staatserhaltendem") Sinne verpflichte. Es läßt sich hören, wenn dieselben Kreise die Haltung der Militärbehörde gegenüber den Reserveoffizieren damit verteidigen, daß sie sagen, jeder, der sich zur Wahl als Reserveoffizier stelle, kenne die staatsbürgerlichen Konsequenzen, die ihm nach den nun einmal geltenden Anschauungen daraus erwachsen; stelle er sich zur Wahl, so unterwerfe er sich ihnen also freiwillig und dürfe über sie nicht murren. Es läßt sich wenigstens hören, wennschon beim Fortgang der Debatte noch ein anderes Wort zu sagen wäre. Eine geradezu erschreckende Frivolität spricht aber aus den Gelüsten, allen, die, dem Gebot der Wehrpflicht folgend, den Fahneneid leisteten, allen Beamten aus ihrem Eid die gleichen Konsequenzen aufzuzwingen wie den Reserveoffizieren. Das ist ein Versuch, im Interesse einer bestimmten politischen Richtung nahezu das ganze deutsche Volk unter eine staatsbürgerliche Hörigkeit zu beugen, die allerdings die Bahn frei machte für eine „Restitution" nach dem Herzen derjenigen, die es nur schwer verhehlen, daß ihnen der moderne Staat ein Greuel ist. So schwach verankert aber glauben jene Kreise den konstitutionellen Staatsgedanken, daß sie sich nicht scheuen, ihre seine Negierung bedeutenden Ideen mit dem Anspruch auf staatsrechtliche Gültigkeit in die Debatte zu werfen.

Ist das kein Zeichen der Zeit? Gehört das nicht in das System der Desperadopolitik? Wer hat die Diskussion über diese Dinge entfesselt? Es sind nicht diejenigen, die wohl entschlossen auf dem Boden des Verfassungsstaates stehen, aber doch Reste aus früheren staatsrechtlichen Epochen schweigend tolerieren, weil sie wissen, daß der Charakter eines Staates sich langsamer festigt als der des Menschen. Diejenigen sind es, die auch im modernen Staat auf allen Gebieten Prinzipien, Gewohnheiten und Privilegien des Feudalstaates zur Geltung bringen wollen, die mit verwegener Beharrlichkeit auf eine neue Auseinandersetzung der Weltanschauung von heute mit der von ehegestern hinarbeiten. Ihrer ist die Verantwortung, daß es nun notwendig geworden ist, auch die Grundlagen unseres Heeresgefühls kritisch zu erörtern.

Das Ergebnis solcher Erörterung ist, daß im konstitutionellen Staat der Fahneneid wie jeder andere öffentliche Eid nicht dem Souverän persönlich, sondern ihm nur in Stellvertretung des Vaterlandes geleistet wird, möge er sich seinem Wortlaut nach auch auf den Souverän beziehen. Dem Vaterland gilt der Fahneneid, gilt der Eid des Beamten. Es ist Bestimmung weder des einen noch des andern,

über das begrenzte Gebiet des von ihnen erfaßten Pflichtenkreises hinweg den Staatsbürger in Ausübung seiner staatsbürgerlichen Pflichten gegen das Vaterland zu beschränken. Keiner verpflichtet zu bestimmter Kulturanschauung, zu bestimmter Weltanschauung. Man meide die Fortsetzung der Versuche, ihnen diese Auslegung zu geben. Hinter ihnen lauern Gefahren, die noch jedes Volkes Niedergang bedeuteten. Das Heer tue seine Pflicht. Niemand will es politisieren. Und es tue nur seine Pflicht und verletze seine staatsbürgerliche Neutralität nicht wie jene Kommandeure des Auszuges aus der Luisenkirche durch Demonstrationen für oder gegen Kulturströmungen, seien es Strömungen der religiösen, der geistigen, der staatsbürgerlichen oder selbst nur der technischen Kultur. Jenseits aber des aktiven Heeres ist das Reich der unbedingten staatsbürgerlichen Freiheit. Wie bitter not es ist, die zu verteidigen, gar sie erst wahrhaft zu erobern, das haben verraten die hier erörterten Vorgänge. Möge sie Verteidiger finden, die ihr den Sieg erringen!



Herbstabend · Von Hermann Schieder

Am Feldrand bauscht sich Föhrenniederholz,
Nur ein paar Samenföhren hoch und stolz.

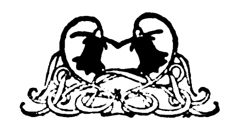
Die eine nahm den Mond auf ihren Ast,
Hält ihn wie eine Tafel rund umfaßt.

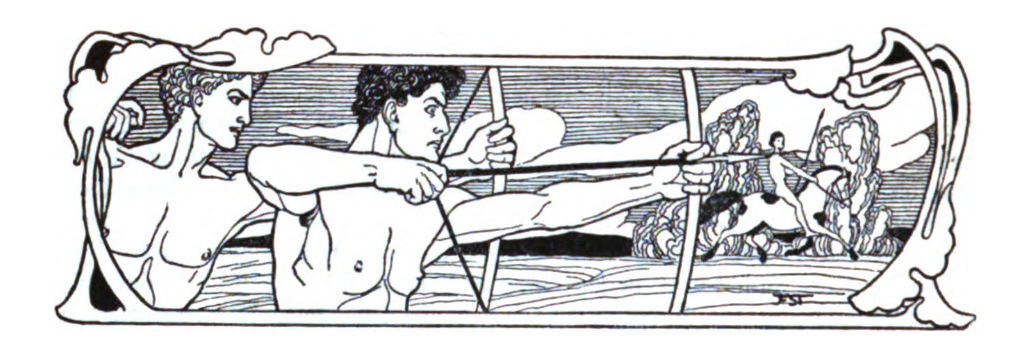
Breit in die Tafel fließt der Föhre Zweig
Wie mit dem Kohlenstift so schwarz und weich.

Und Ast um Ast sich in den Mondschein flicht,
All ihre Schwermut schreibt sie in das Licht.

Und wie sie ihre Seele ganz entblößt,
Der Mond sich langsam aus den Zweigen löst,

Kein schwarzer Zweig, kein Finger hält ihn fest,
Wie königlich die Föhre ihn entläßt.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und diesen?
daz tuot jener, der sich selbe twinget.
Walter von der Vogelweide

1.

Herr Walter hielt das Rößlein an und spähte nicht allzu freundlich ins sonnenheiße Tal hinab. Da unten wand sich durchs matte Grün der durstigen Auen der glitzernde Inn, und hier auf halber Höhe schlängelte sich die staubige Heerstraße vorbei, für den wegmüden Landfahrer kein tröstliches Bild. Herr Walter verweilte im kühlen Bereich einer uralten, moosbärtigen Fichte. Sie wachte vor ihrem Schatten wie ein trotziger Schild und wehrte der dräuenden Mittagsglut. Der vielstündige Ritt durch den Hochwald, oft nur auf kümmerlichem Jägersteig, oft durchs Dickicht kreuz und quer, hatte Herrn Walter ermüdet. Aber er liebte den Wald und vergaß die Zeit, indes er seinen Stimmen lauschte. Auch hatte ihn, zu seiner innigsten Freude, nebst seinem Knappen Dietrich ein wunderlicher Weggesell begleitet, ein kleines, unscheinbares graues Vöglein, das ihm unentwegt von Ast zu Ast vorangeflogen war.

Es war das Vöglein Tandaradei.

Herr Walter war vom Roß gestiegen und band es an den Baumstamm fest. Er warf sich ins Gras und hielt das Kinn mit aufgestülpten Armen hoch. So sah er eine Weile ins glühe Mittagsland hinaus. Dann aber rief er: „Dietrich! Wo steckst du, Dietrich?“

Es raschelte im Laub, und der Knappe trat hervor, ein junger Mensch mit freundlichen Augen, doch mit Entschlossenheit und wegtrotzigem Ernst um den schmalen Mund.

„Mich hungert“, sagte Herr Walter; „bring, was du hast!“

Dietrich holte den Schnappsack hervor. Er trug ihn sonder Mühe mit zwei Fingern der rechten Hand.

„Ein Stück vom Reh ist noch da,“ meinte er stockend, „und vom Köhler das Roggenbrot, und“ — er brach in ein breites Gelächter aus — „das Wasser aus Tegernsee.“

Nun lachte auch Herr Walter.

„Du siehst, o Dietrich, es tut nicht gut, Herrn Walters Junkherr zu sein. Nun lassen uns auch die Pfäfflein dürsten. Weh, o weh! Man rühmt doch sonst die Gastlichkeit der Herren Benediktiner. Ach, wenn ich nicht Herr Walter wäre, ich glaube, sie hätten den Wein gefunden.“

„Mir sagte der Pater Kellermeister,“ versetzte Dietrich, „es sei kein Tropfen im Keller, und solange der Bozner Wein nicht komme —“

„Da könnten wir noch lange warten!“ lächelte Herr Walter.

„Der Pater Kellermeister meinte, der Kaiser habe sein Wort gegeben am Hoftag zu Nürnberg —“

„Schweig mir von des Kaisers Wort!“ Herr Walter lächelte nicht mehr. „Die Pfäfflein können noch lange warten auf ihren firnen Bozner Wein. Herr Otto von Valai ist ein schlauer Fuchs und gibt ihn nicht wieder heraus. Du aber, Dietrich, bist ein großes Kind. Es liegt, das magst du mir glauben, noch manch ein kühles Fäßlein im Keller zu Tegernsee. Und wenn's kein Bozner ist, so ist's ein Wippacher oder Muskateller. Nur für Herrn Walter gibt es keinen Wein. Die Mönchlein sind des Papstes voll, und Walter ist sein Feind. Nun, dämmert's dir endlich, Dietrich?“

Der Knappe sah bekümmert auf. Dann breitete er den Sack im Grase aus und legte das Wenige darauf, was er darin gefunden hatte.

Herr Walter aber griff nicht zu. Er starrte ins Tal und auf die Berge hinaus und pfiff sich eine Weise, die der kundige Dietrich noch niemals vernommen hatte. Plötzlich aber brach er ab und summte vor sich hin:

„Man gab mir Wasser!
Tirilei, man gab mir Wasser:
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden.“

„Bedient Euch, Herr!“ bat Dietrich.

Da langte Herr Walter zu, und auch Dietrich aß, und sie tranken das Wasser aus der Sattelflasche.

„Das ist kein Wasser aus Tegernsee“, meinte Herr Walter lächelnd. „Es labt wie aus waldfrischer Quelle.“

„Ich fand eine Quelle unweit von hier“, bestätigte Dietrich und freute sich. „Nun führ' ich auch die Pferde hin, und Ihr könnt indessen ein wenig ruhn.“

„Wir wollen hier verbleiben,“ nickte Herr Walter, „bis die Sonne merklich tiefer steht. Sie brütet jetzund Dracheneier aus, da wollen wir sie nicht stören und hier ein wenig warten.“

„Ob wir heute noch nach Hall gelangen?“ meinte Dietrich.

„Da müßten wir wohl allzu hurtig traben. Aber bis Schwaz wird's wohl noch reichen, dort mag der Freundsberger uns gnädig sein. Und ist es Schwaz nicht, so ist's ein anderes Nest, oder wir überfallen die Herren Benediktiner zu Sankt Georgenberg und entrichten einen schönen Gruß aus Tegernsee und fragen, ob auch ihnen der Wein zu Bozen nicht gedeiht; was meinst du, Dietrich?“

Herr Walter hatte sich lang ins Gras gestreckt und sah in den Himmel hinauf, der in dunkelster Bläue durch die leise schwankenden Äste lugte.

„Ich zog diesen Weg in meiner Jugend“, sagte er verträumt. „Das ist schon lange her! Es mag sich manches nun verändert haben. Bei wem soll ich heute zu Gaste sein und morgen bei wem? Seid willkommen, Herr Gast! Seid willkommen, Herr Gast! Wird niemals einer zu mir sagen: Willkommen, Herr Wirt! Wann soll dies Gauklerleben enden?“

Das Barett lag im Moose neben ihm, und Herrn Walters Antlitz, wie er nun schlief, erschien im grünen Tannenzwielicht noch blässer als vorher. Die Locken hingen ihm wirr ums Haupt, sie waren mit Silber leise gesegnet. Es war das Antlitz eines Mannes, in das die Not des Lebens und sein Unbestand tiefere Runen gezeichnet hatten, als die glatte Hand der Freude wieder auszugleichen vermochte.

Der Knappe Dietrich warf noch einen sinnenden Blick auf seinen Herrn, dann führte er die Pferde gebeugten Hauptes zur Tränke.

Nun lag Herr Walter unter der Fichte allein. Es hatte sich ein leichter Wind aus den Bergen erhoben, und der Atem des Waldes wurde hörbar. Oft schwoll es wie ein dumpfes, drohendes Rauschen aus der Ferne, aber im Maße, als es näher kam, verbreitete es sich in heitere, freie Gesänge, und die Sonne durchschimmerte die sanft gelösten Wipfel. Dem dunkleren Tönen der hochstämmigen Riesen antworteten bald die jüngeren Mannen des Waldes, und das silberne Geriesel der harfenden Gräser und Moose huschte wie ein Mädchenkichern über den Choral des Ewigen dahin. Von den befiederten Gästen des Waldes sang aber keiner. Sie hielten alle den Atem an und horchten zum Wipfel der Fichte hinauf, die den Schlaf Herrn Walters bewachte. Hoch auf dem obersten Zweiglein hüpfte und sang, in Sonnenweite sich badend und wie berauscht im Wind sich wiegend, das Vöglein Tandaradei.

2.

Zu dieser Stunde machte der Junkherr Dietrich eine seltsame Bekanntschaft Als er die Rößlein Alnot und Alruna und das Packpferd Hugideo tränkte und nachdenklich an der Quelle saß, vernahm er plötzlich hinter sich ein Rascheln und gewahrte, sich umwendend, etwas Helles, Schimmerndes, das jählings im Gestrüpp verschwand. Dietrich faßte seine stahlbeschlagene Keule und sprang mit gewaltigem Satze hinter den Busch. Er wurde aber nichts gewahr als eine niedrige, rauchgeschwärzte Höhlung im Felsen, die er auf allen vieren hätte durchkriechen müssen, wenn er Lust dazu gehabt hätte. Aber obwohl er ein unerschrockener Jüngling war und manchen derben Strauß bestanden hatte, schien es ihm nicht ratsam, hier wie ein Spürhund finsteren Abenteuern nachzuschlürfen.

Er schrie daher, so laut er konnte, durch die hohlen Hände in den Schlund hinein: „Hoho! hojoho! Wer da drin? Christ oder Heide?“

Eine Zeitlang blieb alles still. Dann aber deuchte es Dietrich, als zittere ein leiser Gesang aus der Höhle, der, an Stärke allmählich zunehmend, näher und immer näher drang. Eine schnarrend näselnde Männerstimme war es, die unaufhörlich in wechselnden Tönen die immer gleichen Worte sang: „Kyrie eleison! Kyrie eleison!“

Und plötzlich gewahrte Dietrich einen schmutzigen, derbknochigen Arm, der wie ein dürrer Ast aus dem weiten Ärmel eines Mönchshabits hervorragte und ihm

ein kleines hölzernes Kreuz entgegenhielt. Hierauf erschien, ihn unablässig mit verglasten Augen anstarrend, das tiefeingefallene weißbärtige Antlitz eines Greises, der, sich nunmehr der Höhle völlig entwindend, seinen lallenden Gesang mit einer Anrede unterbrach, die offenbar an Dietrich gerichtet war:

„Wer ruft hier Christ oder Heide? Wahrlich, dir ziemt es nicht, mich solches zu fragen, wer du auch seist! Was störst du die Ruhe des sinnenden Mannes? Kyrie eleison! Zeuch hin, woher du gekommen bist, du Abschaum der sündigen Welt, du Teufelstänzer und Nimmerfried, du Unbewußter, du Blatt im Wind! Kehr um ins Tal zu deinesgleichen, du Ruhestörer, du Hauch ohne Zweck, du Brocken der Finsternis, du fragendes Tier! Zeuch hin mit deinen drei Satanskleppern, du Schwerverneinter, du Daseinsdieb, du Wüstenspringer, du Milchgesicht!“

Der Knappe Dietrich, den dieser Willkommsgruß nicht sonderlich erbaute, betrachtete den Alten in höchster Verwunderung. Er vermochte nicht zu begreifen, weshalb der Eremit, denn ein solcher war es offenbar, sich nicht aus seiner kriechenden Lage erhob, obgleich er seiner finstern Höhle längst entronnen war. Stets das Kreuz mit der einen Hand erhoben haltend, bemühte sich der Alte, wie ein lahmer Köter auf drei Beinen zu springen, wobei er Dietrich unaufhörlich anstarrte.

„Ihr seid wohl schwer erkrankt, ehrwürdiger Vater, daß Ihr Euch nimmer erheben könnt?“

„Zeuch hin, Verblendeter!“ kreischte nunmehr der Alte. „Du schaust nicht die Werke des Herrn und kennst nicht die Wunder des Glaubens. Kyrie eleison! Vermeinst du, mir könnte mein törichtes Haupt nicht frechlich zum Himmel starren gleich dir? Was aber weißt du von der Glorie und der Demut dieser Zeit, du Satansbraten?“

Der Alte war in der Ekstase seiner Empörung plötzlich einen Augenblick in die Höhe geschossen, und es bangte Dietrich, er wolle sich mit dem Kreuze auf ihn stürzen und ihn schlagen. Aber er schien sofort sich seiner sonderbaren Buße wieder zu entsinnen, denn er sprang aufs neue auf allen dreien im Moose zwischen den Stämmen umher, schimpfend und laut wehklagend.

Das arglose Gemüt des Knappen Dietrich war diesem traurigen Anblick auf die Dauer nicht gewachsen. Er nahm die Rößlein an den Zäumen und führte sie von der Quelle fort. Er sehnte sich in die Nähe seines Herrn, wo Reinheit war und Klarheit, wie ihn deuchte.

Er fand Herrn Walter schlafend, das blasse Gesicht von einem leichten Lächeln überflogen, das der Abglanz eines zarten Traumes schien. Solche Träume zu bewachen, bedeutete dem guten Jungen die lieblichste Pflicht. Wenn dann Herr Walter erwachte und ein freundlicher Blick aus den gütigen hellen Augen ihn traf, fühlte er sich in seiner Einfalt reicher belohnt, als wenn man ihn gleich zum Ritter geschlagen hätte.

So setzte er sich denn zu seinem Herrn ins Gras und schickte sich an, ein Stündchen zu versinnen. Der närrische Einsiedel war unterdessen still geworden, er mochte bereits in seine Höhle zurückgekrochen sein. Dietrich aber dachte bald nicht mehr an ihn. Auf seinen Fahrten durch die bunten Länder hatte er so viel des Sonderbaren und Verzerrten wahrgenommen, daß ihn nichts mehr dauernd wundern

wollte. Das Herz der Zeit schlug wild und fieberhaft, und Sehnsuchtsbrände peitschten die Seelen aus dem Dunkel eigener Unrast hinüber in fremde Weiten, in die Rätsel des Morgenlandes. Dazwischen gellte das furchtbare Echo wider der Ernüchterten und Enttäuschten, in allgemeiner Wirrnis bekämpften sich Wunsch und Wille, und Fäulnis und Zweifel zerfraßen die Tat.

Dietrich sah starr in die Landschaft hinaus und dachte an das Glück seines jungen Lebens. Es hieß für ihn Herr Walter. Fünf Jahre zog er nun mit seinem Herrn und wünschte, es bliebe immer so. Er hatte viel des Leides und Ungemachs geschaut in diesen Jahren, aber auch des Hohen und des Wunderbaren viel. Immer herrlicher war der Stern des Vogelweiders aufgestiegen, und den glänzenden Tagen auf der Burg des Thüringers hatte sich würdig die unvergeßliche Stunde angeschlossen, da er an der Seite seines Herrn auf dem Frankfurter Tage vor allen Fürsten Otto, den Kaiser, begrüßen durfte. Was galt dagegen das bißchen Armut und Not, das bißchen Heimatlosigkeit? Es hungerte sich leicht mit solchem Herrn.

Dietrich dachte noch mancherlei, aber mählich ward ihm das Denken schwer, und die Augen fielen ihm zu.

3.

Ein heftiges Klirren weckte ihn. Er sah — Herr Walter war aufgesprungen und starrte gespannt ins Tal hinunter. Zugleich vernahm er aus der Ferne ein Summen und Brausen wie den Widerhall unzähliger heller und tiefer Stimmen, die der Wind aus dem Tale herauftrug. Dietrich rieb sich die Augen, er traute ihnen nicht: ein unabsehbarer Zug kleiner, braungewandeter Geschöpfe pilgerte auf der Landstraße dahin, als hätten sich die Berge geöffnet und all ihre Gnomen und Zwerge ins Land hinausgespien. Dazwischen sah er auch Erwachsene in kleinen Gruppen, Männer und Frauen, Geistliche und Leute mit Waffen, Bauern und Reisige zu Pferde; aber diese Wenigen verschwanden gegen die unermeßliche Schar der kleinen braunen Gestalten, die zu Tausenden und aber Tausenden unaufhaltsam auf der hochaufstaubenden Straße dahinzogen, eintönige Litaneien singend und Gebete murmelnd.

„Nun erfüllt sich," hörte Dietrich seinen Herrn mit bebender Stimme rufen, „wovor mir oft in bösen Träumen graute! O Kinder, liebe Kinder, o zarteste Blüten, o rosigste Hoffnungen des armen deutschen Reichs! So zieht ihr nun dahin und sollt im Wahn verbluten für eurer Väter Trägheit und eurer Mütter Unverstand. Da seht nun Euer Werk, Herr Papst!"

„Seht, o seht," kreischte da eine Stimme hinter ihnen, „da ziehen sie aus, die Reinen und Wahrhaftigen, die Auserkorenen und Unbelasteten, da ziehen sie hin und befreien Jerusalem!"

Der weißbärtige Eremit war unweit am Rand des Waldes aufgetaucht. Er streckte sein Kreuz in die Höhe und starrte mit verwirrten Mienen bald Herrn Walter an und bald den Heerzug im Tal.

„Seht, o seht!" begann er wieder zu schreien. „Nun hat der Herr mich begnadet und meine Gebete erhört. Nun dauert es nicht lange und Jerichos Mauern stürzen ein. Der Herr will Wunder wirken durch unschuldiger Kindlein Lobgesang. Denn also steht es geschrieben: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Nun mögt

Der hohe Chor der Corveyer Kirche



F. Hoffmann-Fallersleben

ihr zittern, ihr Heidenseelen. Steht es nicht also geschrieben? Zieht hin auf euren reinen Füßen und pilgert trocken über das Meer. Dann wird sich erfüllen Jerusalems großer Tag. Dann wird auch Bruder Eusebius wieder das Haupt erheben und aufrecht schreiten vor Gottes Angesicht. Kyrie eleison!"

Und nun begann der wunderliche Alte, immer den einen Arm erhoben haltend, den andern zur Erde gestreckt, in tollen Verrenkungen und grotesken Sprüngen den Wiesenhang hinabzukollern.

„Wo sollen wir nun zu lachen beginnen und wo enden?" murmelte Herr Walter. Er war zu Pferd gestiegen und ritt mit Dietrich den Abhang hinab.

Aber je näher er dem sonderbaren Pilgerzuge kam, um so banger wurde ihm, und die Augen begannen sich ihm zu feuchten. Er hatte schon des Sonderbaren und Traurigen viel auf seinen Wanderfahrten gesehen, aber dieses wahnsinnstolle Bild, es griff ihm ans Herz wie keines zuvor.

Zu Tausenden und aber Tausenden zogen sie dahin, ein unabsehbarer Strom von Jugend, in den sehnsüchtig großen Augen den Glanz und die Zuversicht ihrer heiligen Sendung, die zarten Glieder gehüllt in rauhe Büßergewänder, die Lockenhäupter umflattert von rauschenden Fahnen, überhöht von stolzaufragenden Panieren und düster dunkelnden Kreuzen, umsponnen vom Brodem der Rauchgefäße, vom heißen Dampf der Opferkerzen, Knaben und Mädchen, die rosigen Wangen verstaubt, die zarten Füße wund, aber die lichten Häupter trotzig und frei erhoben und viele selig lächelnd wie der klare Himmel über ihnen.

Herrn Walter blutete das Herz. Zu Nürnberg hatte er bereits von diesem bösen Wunder des Kinderkreuzzugs gehört, aber er dachte, es könne nicht möglich sein. Wohl kam die Kunde aus Frankreich, ein Hirtenknabe hätte mit unirdischen ekstatischen Worten die unmündige Jugend seiner Heimat zum Kreuz entflammt. Aber was dem leichtentzündlichen gauklerischen Blute an der Loire geschehen war, das brauchte nicht des sinnenden deutschen Volkes Schicksal zu sein. Doch zu Nürnberg in der Stadt war ihm ein Anblick begegnet, der ihn fürder an allem zweifeln und alles möglich erscheinen ließ. Er hatte Männer und Frauen gesehen, die, völlig nackt, mit himmelwärts gerichtetem Antlitz, in den Gassen umhergegangen waren, nicht achtend des Spottes und der Drohung ihrer lärmenden Begleiter. Und als Herr Walter fragte, was dies bedeuten solle, wurde ihm zur Antwort: es seien vom Heiligen Geist Erfüllte, die es nicht für geziemend erachten, fernerhin Kleider am Leibe zu tragen, da der Herr, Jesus Christ, nackend am Kreuze gestorben sei. Da fühlte Herr Walter tief den fiebernden Riß durch die Seele der Zeit, und es mochte ihn nichts mehr wundern. Er hatte ein Mädchen gesehen von solch rührender Schönheit, daß er ein Lied hätte singen mögen auf ihr liebliches Antlitz, den zarten Bug ihres Nackens, das Lächeln ihres Mundes; er hatte den süßen Körper völlig entblößt gesehen, verspottet vom Pöbel, besudelt von den lüsternen Blicken der Sinnenunreinen. Wie konnte solches möglich sein? Wie konnte deutsche Zucht und Scham sich also verwirren?

Unablässig wälzte sich das Heer der Verlorenen vor seinen verdunkelten Blicken vorbei. Und Tausende mochten schon zurückgeblieben oder am Wege niedergebrochen sein. Und immer dichter hatten sich fragliche Gestalten in die hellen, reinen Wogen

der Kinder gedrängt, wie gierige Schakale niederbrechendes Wild umkreisen. Herr Walter gewahrte Blicke, vor denen ihm graute. Von allen Straßen schien das fahrende Gesindel herbeigelaufen, es tauchte im betenden Strome unter und fischte im trüben nach Beute.

Eine Reihe singender Mönche erschien nunmehr, in den Augen den düster flackernden Fanatismus ihrer stürmischen Berufung, und hinter ihnen führten Kinder auf einem flitterverzierten Karren einen dunkellockigen Knaben, der in brünstigem Anruf die Arme zum Himmel erhoben hielt und mit heller, unfehlbarer Stimme visionäre Predigten sang. Und andere Kinder zogen dem Knaben betend zur Seite, sie winkten ihm mit Buchenzweigen zu und sangen das alte Kreuzzugslied: „O Herr Gott, erhöhe die Christenheit und gib uns wieder das heilige Kreuz!" Auch hatten sich ältere vornehme Knaben mit ritterlich stolzen Mienen zusammengerottet, die allerlei Waffen, Schwerter und ragende Spieße trugen, mit kriegerischen Gebärden gingen und wie einst ihre Väter im Heiligen Lande den alten Leis sangen:

„Nu helff uns das heilige grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit synen herren wunden,
Das wir tzu Jherusalem funden
Werden froliche
Und in dem Hymelriche;
Got gebe uns der werden lon
Und singen: Kyrie eleyson."

Ihnen aber antwortete von nah und fern das grelle Gelächter betrunkener Dirnen und Landstreicher, Bettler und Ribalden, indes die Krämer und Marketender auf ihren Karren mit schnarrenden Rufen Brot und Käse und in schmutzigen Tonnen trübaufgerührten Wein feilboten.

So war hier alles versammelt, was auch sonst ein Kreuzzugsheer erhöhte oder besudelte, nur waren hier nicht lebensharte sieggewohnte Recken ausgezogen, den erbeteten Wundern mit stählerner Faust Erfüllung zu schaffen — Zehntausende wehrloser, zarter Kinder waren es, die nun vom Wahn der Zeit ins sichere Elend, in den Untergang getrieben wurden.

Da stand Herr Walter nun am Wegesrand, und seine Seele schrie laut auf im Leibe. Es war sein Schicksal, zu leiden über sich selbst hinaus, zu leiden an der Welt undeutbarem Spiel, zu dulden und zu bluten mit den Vielen. Er sah, indessen er müßig stand, einen jäh aufflackernden Wunsch erfüllt: er sah seinen Leib wie einen eisernen Wall diesen Unzählbaren entgegengestemmt; er fühlte sich urplötzlich vom Geiste gottseliger Beredsamkeit erfüllt und hörte seine Stimme donnern wie den Ruf des Predigers in der Wüste. Aber all die unabsehbaren Massen zogen unwiderstehlich an ihm vorbei, sie teilten sich vor ihm, fast ohne ihn zu sehen, und schlossen sich wieder unbekümmert hinter ihm, wie die brandenden Wogen um den einsamen Felsen im Strom. Da faßte Herr Walter seine Harfe und warf sie weit in die Menschenwogen hinaus. Aber sie ging ganz spurlos unter und ward im Staub zertreten, wie irgendein anderes unnützes, daseinsfragliches Ding.

Da erwachte Herr Walter wieder aus seinem Traum, seine Harfe hing noch immer am Sattel. Von irdischer Sonne beleuchtet, in grellbunter Deutlichkeit nur allzuwahr, wälzte sich Schar für Schar an ihm vorbei, bald gottesinbrünstig, bald hohnvoll verrucht, bald opferrein der kindlichsten Demut voll, bald grauenhaft verloren in schwärender Lasterhaftigkeit. Laut schrie das Leid der Welt in seiner armen, wehrlosen Seele, und alles, was an lieblich Zartem, traumhaft Versonnenem dort seine innigen Blüten gesponnen hatte, ward jählings fortgefegt wie Spreu von winterlichem Wind.

„Ich wollte, du weiltest jetzt bei mir, o Bruder Wolfram von Eschenbach!" rief Herr Walter in diesem Augenblick.

4.

Noch immer wollte das furchtbare, klägliche Heer der Kreuzzugskinder nicht enden. Nun waren es die Nachzügler, die tödlich Erschöpften, die auf wunden Füßen geschlichen kamen und sich am Wegrand stauten, wie unnütz Gestrüpp vom eiligen Strom ans Ufer geworfen wird.

Herr Walter erwog, ob er das Roß nicht wenden und all dieser Qual den Rücken kehren sollte, da hier doch nicht zu raten noch zu helfen war. Die Sonne hatte sich stark den Bergen zugeneigt, und er tat wohl gut, für diese Nacht Herberge zu suchen. Das Kloster zu Sankt Georgenberg lag nicht allzuweit; aber dorthin wälzte sich jetzt, auf der Straße gen Insprück, die unermeßliche Schar der Kreuzzugskinder. Da schien es ihm klüger, seitab in einer Schenke nachzufragen oder in einem der zahlreichen Meierhöfe, die verstreut auf den Hängen lagen. Er hatte schon oft die Gastlichkeit der Bauern und Pächter in den einsamen Bergen gefordert und hatte mit gütlichem Wort mancherlei Scheu und Mißtrauen zu besiegen gewußt.

Unterdessen sammelte sich, unweit von Herrn Walter, am Rande der Straße ein Häuflein Neugieriger an, Hirten, Holzknechte und Bauern, die gaffend und lärmend den seltsamen Zug bestaunten. Sie waren aus ihren Waldgehöften herabgeeilt, und manche von ihnen reichten den gierig sich drängenden Kindern Obst und Brot und Wasser in irdenen Krügen. Andere aber standen müßig umher und gefielen sich in Wehklagen über die Not der Zeit und warfen manch greulichen Fluch dazwischen und manches höhnische Wort.

Herr Walter wandte sich an einen der Grauröcke, ob er Unterstand wüßte für Mann und Roß. Es war ein alter, gebeugter Mann, der sein schwarzes Filzhütchen demütig abzog, als der fremde Ritter ihn ansprach. Als Herr Walter meinte, es solle nicht umsonst geschehen, erbot er sich hastig, ihn zu seinem eigenen Anwesen zu führen, das ganz in der Nähe sei, eine Tagweide hinter dem Bühel.

Herr Walter entschloß sich, dem Mann zu folgen, und gab Dietrich einen Wink. Die Rößlein hatten an diesem Tage schon manche Meile getrabt und sehnten sich nach Stall und Streu.

Die beiden Reiter folgten schweigend dem alten Mann, der hastig einen schiefen Saumpfad hinaufstolperte.

Herrn Walters Herz war heftig erregt, wie im Fieber eines bösen Traumes. Es trieb ihn, dieses Bild zu fliehen, das ihn nicht minder heftig schmerzte als des

Heilands unsägliches Leid, um dessentwillen das alles geschah. Aber der Heiland, wie ihn Herr Walter liebte, hätte nie seinen Segen gegeben zu solch unseliger Tat.

Und doch verlangte es Herrn Walter, sich immer wieder im Sattel umzuwenden und an Dietrichs Schultern vorbei ins Tal zurückzuschauen. Da glaubte er mit einemmal zu gewahren, daß die Kinder sich nicht mehr vorwärts bewegten. Auch hörte er ferne Hornsignale, laute Rufe und das Schrillen heller Pfeifen. Und er sah, wie die Kinder die Straße verließen und sich schwärmend über die angrenzenden Wiesen verbreiteten.

„Herr, mich dünkt, die Kinder lagern hier zu Nacht!" rief Dietrich, ins Tal hinunterdeutend.

„Sie mögen schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben", sagte Herr Walter schmerzlich. „So tötet der Reif zu Nacht, was die Sonne nicht versengt. Blumen auf dem Felde sind den kalten Hauch der Sterne gewohnt, diese Menschenblüten sind es nicht. Wo fänden all diese Tausende Dach oder Zelt? Nun werden, die noch übrigbleiben, bald das Tal verlassen und dem Ingrimm des Gebirges preisgegeben sein. Dort warten ihrer die eisigen Nächte auf dem hohen Brenner, das Getier des Waldes und das menschliche Getier. Nicht e i n e s dieser Kinder, o Dietrich, wird das Meer erblicken, geschweige denn das Heilige Land."

„O Vater aller Tugenden," meinte Dietrich bekümmert, „so sollten sie alle verderben und sind doch des heiligsten Dranges voll?"

„Nie brannte mir schlimmere Scham im Herzen!" rief Herr Walter zum Abendhimmel hinauf. „Die Hände der Helden sind schmählich erlahmt, die einzig den Heiland befreien könnten. Nun werden sie furchtbar gestraft in ihren Kindern. Die Könige sind ratlos, und alles Volk ist in Fäulnis geraten. Und die die beste Lehre uns geben sollten, sie treiben ohne Furcht mit dem Gebot des Herrn ihr Spiel. Sie schleichen und sinnen, wie sie schöne Weiber zu Falle bringen. Und Ihr, Herr Papst, treibt fleißig Silber ein, aber Ihr sagt nicht, wohin es rinnt. Es ist, als riefe der Heiland, die er einzig noch liebt, die Kinder, zu sich, auf daß sie all diese Schmach nicht länger schauen müßten."

Der alte Bauer, der kopfschüttelnd vorausgeeilt war, stand nun vor einem niedrigen Blockhaus still, dessen moosiges Schindeldach mit großen grauen Steinen belegt war. Durch das Windauge schlängelte sich mühsam dünner Rauch in die Höhe.

„Da willst du uns nun in deine Stube betten, du Alter?" sagte Herr Walter launig, „und willst uns beizen mit deinem Hüttenrauch? Da schlafen wir schon lieber draußen auf der Scheuer. Nur stell uns die Pferde geziemend ein!"

„Die Stube soll Euch allein gehören", versetzte der Alte. „Es ist noch eine Kammer hinten, in der ich schlafe."

„So hast du weder Weib noch Kind?"

„Mein Weib ist tot, und meine zwei Söhne sind in Sold gegangen. Ich bin allein."

Herr Walter trat in die Stube. Es war ein großer, dunkler Raum, der noch finsterer schien durch den Ruß, der Decke und Wände schwer wie mit Trauertüchern bespannte. Herr Walter stieß den Laden auf und ließ das Abendlicht herein. Auf dem Herde im Hintergrund tanzte ein kleines Feuer. Aus einer Ecke lugte das un-

geheure Bett hervor, ein rohgezimmertes Holzgestell, mit Stroh und groben Kissen behäuft.

Der Alte stellte Herrn Walter einen großen Holzkrug mit Birnenmost, eine Schüssel mit Rüben und ein mächtig Gerstenbrot auf den Tisch.

Herr Walter lächelte. Er war es gewohnt, vom gebratenen Pfau bis zum Linsengericht auf seinen Wanderfahrten zu schwanken. Er tat einen tüchtigen Zug aus dem Kruge, und es mundete nicht schlecht.

Der Alte meinte, er wolle nunmehr nach den Pferden sehen, und hinkte davon.

Herr Walter nahm den Krug und das Brot und setzte sich vor die Tür auf ein Bänkchen. Nun war er wieder zu Hause, er hatte wieder ein Heim, für die kurze Dauer einer Nacht.

Immerhin ging es ihm jetzt besser als all den armen Kindern dort unten, die das Lockenhaupt in den Nachttau der Wiesen zu betten hatten. Manch feiner ritterlicher Knabe war darunter und manch zartes, jugendsüßes Mägdlein. Sie hatten noch vor wenigen Tagen auf seidenen Pfellern geruht.

Herr Walter vermochte von seinem Sitze nicht ins Tal hinabzusehen. Er saß in einer Mulde, ein vorgelagerter Wiesenrücken schnitt scharf vor ihm ins Abendrot. Da tanzten und verbeugten sich vor ihm allerlei Gräser und Blumen, die sich unnatürlich groß und schwarz von der heftigen Röte des Himmels abhoben, und es schien, als wäre die Welt mit all ihrer Qual hinter ihnen versunken und als wäre nichts von größerer Bedeutung, als ihr leichter, zierlicher Tanz.

5.

Herr Walter mochte lange so gesessen haben, denn als er aus seinen Träumen erwachte, war es schon völlig dunkel, und die rote Scheibe des Mondes rollte sacht den schlafenden Wiesenhang hinan. Im Hause und ringsum war es still, auch Dietrich mochte schon schlafen gegangen sein.

Herr Walter erhob sich und sah in den Himmel hinauf. Ein zarter Dunst lag wie ein rötlicher Schleier über dem Firmament, und die Sterne kamen nicht zur Klarheit. Um so phantastischer trieb der Mond sein Spiel; er erfüllte den Raum wie überquellend mit seinem schweigsamen Licht und ließ die Wald- und Wiesennebel in wunderlichen Schwaden über die Erde geistern. Von irgendwo schluchzte ein Vogel im Schlaf, und ein Heimchen zirpte im alten Holzgemäuer.

Herr Walter war den mondhellen Nächten hold. Im Zauber dieser silberdurchsponnenen Gegenwart sann er gerne den süßen vergangenen Tagen nach und den unvergleichlichen Nächten seiner ritterlichen Jugend, da der Mond in sehnsüchtiger Blässe über den Auen der Donau gestanden war. Aber nun, da er ins Land seiner ärmlichen Kindheit pilgerte, zum Hof seiner Väter, wo der wilde Eisack schäumte, sprach der Mond auch von diesen seinen frühesten Knabenjahren zu ihm. Denn auch damals hatte er durch die Zweige der alten Edelkastanie zu dem guten runden Gesellen aufgestarrt und von nächtlichen Abenteuern geträumt und den schweigenden Freund ganz angefüllt mit seiner Sehnsucht. Und nun war es Herrn Walter, als gäbe der Mond ihm alles wieder zurück, das Erfüllte und das Unerfüllte,

und ihm schien, als flösse sein Leben wieder nach rückwärts, wie ein Strom zur Quelle, und als sei das alles nur ein Traum gewesen.

Und wie er nun mit sachten Schritten über die Wiese ging, da fühlte er sein Herz bis zum Rande mit Wehmut vollgeflossen, und all seine Wünsche schienen darin ertränkt wie wehrlose Lämmchen im See.

Er war nun zum Rande der Wiese gekommen und sah ins weite Tal des Inn hinab. Er hörte das leise Rauschen des Flusses in der Ferne, und sonst war alles still. Von weitem sah er längs des Ufers Lagerfeuer blitzen, dort machten sich die Vorhut und die Wachen des Pilgerzuges zu schaffen. Aber hier unten regte sich nichts.

Es war, als hätte der Schlaf als todgewaltiger Zauberer all diese Tausende mit e i n e m Schlag dahingestreckt.

Sie lagen in dunklen Massen auf den Wiesen und Feldern verstreut, im Schatten der Ufergebüsche, um die Stämme der Flurbäume. Wie sie zur Abendstunde sterbensmüde hingebrochen waren, so lagen sie noch dort, wahl- und wunschlos, todstarrem Schlummer hingegeben.

Herr Walter fühlte sich unwiderstehlich den Wiesenpfad hinuntergezogen, von wo er abends gekommen war. Es trieb ihn mit geheimer, schmerzlicher Lust, den unglückseligen Kindern nahe zu sein, ihrem Atem zu lauschen, ihre Träume zu bewachen, ihrem Leben nachzufühlen, ob es noch vorhanden sei. Es war sein wehvoller Wunsch, in all diesem Elend unsäglicher Not mit blutendem Herzen unterzutauchen.

Was ließ ihn also töricht sein? Wie konnte er hoffen, als einzelner hier zu helfen und zu raten?

Schon war er zur Sohle des Tales herabgestiegen und ging nun die schlafenden Reihen der Kinder entlang. Sie lagen in kleinen Gruppen beisammen, eng in ihre Pilgermäntel gehüllt, Körper an Körper gelehnt, die Häupter sich wechselseitig im Schoß, und ihre Kreuze und Pilgerstäbe ragten wie zur drohenden Abwehr aus den schlummernden Häuflein hilfloser Menschheit hervor.

Zeitweilig schien es Herrn Walter, als schlichen dunkle, gebückte Gestalten wie lauernde Tiere zwischen den Hügeln der Kinder umher, doch er vermochte sich nicht zu sagen, ob es Wächter seien oder Diebe oder von der Kühle der Nacht Erweckte, die nach besserer Schlummerstatt tasteten. Ringsum in seiner Nähe blieb alles ruhig und unbewegt. Nur hin und wieder lallte eines der Kinder im Traum, es rief nach der Mutter und streckte wie hilfesuchend die Arme nach ihr aus. Die Nacht lag schwer und wuchtend auf all diesen Heimatlosen; sie trank mit kühlen Lippen die schauernde Wärme des jungen Bluts und umrankte die bebenden Glieder mit eisigen Armen.

Herr Walter zog den Mantel fester. Ein Zittern überlief ihn, er schloß die Augen und neigte das Haupt zur Erde. Das Mondlicht schien ihm unerträglich, das solch ein Bild beleuchtete. Wie konnte solches auf Erden möglich sein? Wie konnte fernerhin von minniglichen Frühlingswundern träumen, wie konnte mit verzärtelter Sehnsucht lauschen, ob Blumen mit Klee sich stritten, wie konnte dies, wer also den Vorhang vor der Welt wahrhaftigem Antlitz fortgerissen sah?

Er wandte sich langsam dem Hügel zu und ging den Weg zu seiner Behausung zurück. Bald aber hielt er wieder ein. Es lag ein Baumstrunk am Weg, auf den er sich setzte.

Er sah, das Haupt in die Hand gestützt, voll schmerzlicher Wehmut ins Tal zu den schlafenden Kindern zurück. Nur wenige Stunden noch sollte dieser Frieden dauern, dann würden sie wieder von fanatischen Mönchsfäusten wachgerüttelt werden zur neuen wahnwitzigen Pilgerfahrt, hinaus in den fahlkühlen Tag, sie würden von neuem die fiebernden Herzen sich entzünden mit brünstigem Gebet und ekstatischem Chorgesang, und die wunden Füße würden aufs neue sich quälen bis zur nächsten todmüden Rast.

Nun stand der Mond ganz hoch und lotrecht über dem kleinen Tal, auf dessen Sohle sich die ziehenden Nebel sammelten und leise zu brauen begannen, wie Dünste auf dem Grunde eines ungeheuren Kessels.

In diesem Augenblick nahm Herr Walter etwas Seltsames wahr. Eine schlanke, zierliche Gestalt, eng in den dunklen Pilgermantel gehüllt, hatte sich wie schwebend von der Masse der Kinder losgelöst und wiegte sich nun, den Boden kaum berührend, den Wiesenabhang zu ihm hinauf, wie getragen von den leichten Schwaden der Nacht, wie vom Mond aus der Tiefe emporgerufen.

Herr Walter hielt in höchstem Erstaunen den Atem an. Das wunderliche Kind, es mochte wohl ein Mädchen sein, blieb wenige Schritte vor ihm auf dem Hügel stehen und begann nun ganz sachte im Grase zu tanzen, in einer sonderbaren, landfremden Weise, wie es Herr Walter bisher noch niemals gesehen. Es berührte den Boden kaum mit den Zehen und neigte sich wie ein tänzelnder Falter, wobei es den Kopf im Takte hin und her bewegte. Und plötzlich ließ es den Mantel von den schmalen Schultern gleiten, breitete die dünnen Arme wagrecht von sich und begann, sich wie ein Kreisel auf der Spitze des einen Fußes zu drehen, immer das blasse Antlitz mit den geschlossenen Lidern dem Mond entgegenhaltend. Und indes es sich mit unfaßbarer Sicherheit also im Kreise schwang, löste sich das dunkle Haar, das bisher im Nacken gehangen hatte, und begann, sich wie ein weitgeblähter Schleier auszubreiten und wirbelnd mitzukreisen.

Herrn Walter überkam ein leises Grauen. War hier ein nächtlicher Spuk am Werke? Täuschten ihn seine erhitzten Sinne? Das Mädchen trug ein weißes, reich mit Flitter verziertes Kleid, wie er es oft bei den Tänzerinnen der fahrenden Leute, bei Gauklern und Akrobaten gesehen hatte. Was wollte dieses Kind im Pilgerzug? Oder war es etwa kein menschliches Wesen? War es etwa ein Elbin, ein Nebelgeist, ein Kind des Mondes und der Wiesenfeuchte?

Und siehe, die seltsame Erscheinung wollte nicht zur Ruhe kommen. Oft schien es Herrn Walter, als würden sie die Kräfte verlassen, als schlüge das Mädchen im Taumel des unablässigen Drehens schwertrunken zur Erde; sie schien sich aber immer wieder mit neuen Kräften zu erfüllen, und ihr Tanzen ward immer wilder und bacchantischer. Mit einemmal aber brach sie jäh in sich zusammen, wie ein durchs Herz geschossenes Reh und streckte sich mit stöhnendem Wehlaut lang im Grase aus.

Herr Walter sprang hinzu und suchte das Mädchen aufzurichten. Sie hatte

nunmehr die Augen aufgeschlagen und schaute fremd und starr an ihm vorbei, in den Mond hinauf.

Ihr dunkles Haar hing schwer über seine Arme, ihre zarte, kindliche Brust atmete stürmisch und fieberhaft. Es war ein Mädchen von großer Schönheit, mit länglichem, edelgeformtem Antlitz, mit schweren, dunklen Brauen und feingeschnittenen Lippen, die nun, wie in Fieberhitze geöffnet, die zierlichen weißen Zähne blank hervorschimmern ließen.

Herr Walter hüllte die zarte Gestalt in den Pilgermantel und bettete sie sanft auf seine Knie. Ihm ward gar sonderbar zumut. Von all den tausend Kindern, die im Tale schliefen, war da plötzlich eines zu ihm heraufgeschwebt und lag wie hilfesuchend an seiner Brust.

Er sah in wunderlicher Ergriffenheit auf das seltsame Wesen herab. Als wäre es aus einer andern Welt zu ihm gekommen, ruhte es landfremd und aller Gegenwart unbewußt in seinen Armen, wie eines jener blassen, dunkeläugigen Geschöpfe aus den Märchen des Morgenlandes, von denen die fahrenden Sänger so viel zu künden wußten.

Aber Herrn Walters Art, das Leben mit klaren Blicken zu schauen, gab ihn bald der Wirklichkeit zurück. Er glaubte sich nicht zu täuschen — er hielt hier ein schwererkranktes, fieberndes Kind in den Armen, und der Taumel des erhitzten Blutes mochte auch des Mädchens Flucht aus dem Tal und seine seltsamen Tänze verursacht haben. Er sah, wie die schönen Lippen des Kindes sich wirr bewegten, als spräche es in Fieberträumen, und zeitweise schlug es wild mit den Armen um sich oder es streckte sich und rang mit ihm, als wollte es seiner Umarmung entfliehen.

Da trug er die leichte, bebende Last mit starken Armen den Hügel hinauf, indes sein langes Schwert im Grase schleifte. Das Haupt des Kindes hing wie leblos herab, der Nachtwind spielte mit seinem Haar. Einmal schien es Herrn Walter, er höre ein Schleichen hinter sich, und es war ihm, als er sich jählings umsah, als ducke sich eine dunkle Gestalt im Grase hinter ihm. Er blieb eine Weile horchend stehen, aber es rührte sich nichts. Da stieg er rasch zur Hütte empor, stieß die Tür mit dem Fuße auf und bettete das Mädchen sachte auf das Lager in der Ecke.

Durchs offene Fenster schien der Mond auf die Diele, aber sein Licht fand nirgends einen Widerglanz, graue Dunkelheit durchspann die Stube. Herr Walter setzte sich ans Kopfende des Bettes und horchte auf die keuchendstarken, unregelmäßigen Atemzüge des Mädchens, dessen Lippen hin und wieder dumpfe, verworrene Laute entglitten, die er sich nicht zu deuten wußte. Allmählich aber übermannte ihn die Müdigkeit. Er lehnte sich schwer zurück, und seine tiefen, ruhigen Atemzüge mengten sich bald in das Fiebergemurmel der Kranken.

(Fortsetzung folgt)





Griechische oder germanische Schulbildung? · Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Das Gymnasium unserer Tage erinnert an den Mann, dem niemand von Verwandten und Bekannten noch zu leben gibt, dem sie aber alle möglichst viel im Durcheinander raten. Da wird zur Verjüngung das Englische empfohlen, oder ein Kasseler Professor schreibt heute (2. Juli) im „Tag", er würde bei neunzehnjährigen Gymnasiasten die Prüfung in Punkt 1—3 richten auf: Turnen, Anfertigung einer Zeichnung von einem Hause oder Gelände, Aufstellung eines Holzhäuschens oder einer Bank aus gegebenem Material. Dritte wiederum erheben mit jener Überzeugung des Selbstverständlichen, die sittlicherweise Entrüstung wird, die Forderung nach dem endlichen Ersatz der griechischen durch die „entsprechende" germanische Lektüre. Deutsche sind wir, sagen sie. Es ist eine Schande, daß von Patroklos und Achill, von Andromache, Nausikaa, Orpheus und Eurydike jeder Quintaner weiß, während selbst der Gebildete von Grimnir, Skirnir, Vafthrudnir keinen Schimmer hat. Deutschen Schülern erschließe man den Tiefsinn der Runen, die erhabene Poesie der Edda, Ulfilas' Gotisch, das ehrwürdige Sanskrit der Germanen. Unbegreiflich ist die Langmut, daß sich nicht überwältigend der Zornruf zur neuen Varusschlacht, zur Befreiung des deutschen Geistes aus knechtender Fremdtümelei, zur Wiederaufrichtung der Wahrzeichen des eigenen Volkes erhebt.

Das Griechische — neben dem wir übrigens schon vor mehr als dreißig Jahren in Rostock Englisch hatten — soll bei allen die Kosten tragen. Es spricht erzieherische Bände, daß das Anziehendste und geistig Wichtigste, was die Menschheit besitzt, die Welt der Hellenen von Homer bis Plato, auf dem gymnasialen Wege es nicht weiter gebracht hat, als für das Überflüssigste gehalten zu werden. Auch und gerade bei denen, die es mitgemacht haben und denen seine Buchstaben keine krausen Apothekerzeichen sind.

Heute liegt mir daran, hauptsächlich von der germanischen Forderung zu sprechen. So einleuchtend die Logik ist: germanisches Volk, Pflege des germani-

schen Sinnes durch seine ehrwürdigsten Überlieferungen, so verknäuelt sie sich doch vorderhand mit Unklarheiten und Fanatismen, die über solche Dinge nicht entscheiden können. Die Germanenliebe ist bei uns eine Gefühls- und leider eine Parteisache. Da aber das Wichtigste und Schönste in einem Volke wie in einem Menschen das starke, lebendige Gefühl ist, so muß es um so mehr davor gehütet werden, sich zu entwerten, indem es Meinungen vertritt und durchsetzen will, die über kurz oder lang auch vor dem gläubigsten Publikum zusammenbrechen müssen. Ich deutete solche schon an durch die beliebten Ausdrücke der Eddaforderer. Die Runen sind nun einmal nichts Tiefsinnigeres und nichts anderes als die früheste Form, in der die Schriftzeichen der mittelländischen Kulturwelt zu den für fremde Bereicherungen jederzeit eifrig zugänglichen Germanen gekommen sind. Die Technik des Einschneidens von Merkzeichen und Kerbzeichen war alt und heimisch, diese Schriftzeichen aber waren neue und fremde, nämlich die im Mittelmeerbereich gebrauchten Buchstaben. Zu den Imponderabilien der Gefühlsdeutschheit gehört aber einmal das uralte und geheiligte Wesen der Runen. So stellt man diese Meinung mit den verwegensten, also „geistvollsten" Deutungen wieder her, behandelt Anderswissende als die Unheilbaren einer vertrottelnden Wissenschaft oder als böswillige Volksfeinde und hat sie vor dem deutschgesinnten Publikum schon richtig mundtot gemacht. Es führte hier nur zu weit, zu belegen, wie diese germanenbegeisterte Liebhaberforschung die kindlichsten Einzelirrtümer und Lesefehler mitschleppt, die seit Jahrzehnten berichtigt sind, wie sie das skandinavische Volkstum um 1200 nach Christus mit dem altgermanischen vor Christi Geburt verwechselt, dann wieder das Gotische als die „Mutter" des Deutschen nimmt. Oder, als Beispiel von Methode, wie es ihre beharrliche Fechtweise ist, bei Zusammenstößen mit den fortgeschrittenen Erkenntnissen der fleißigen Germanistik diese zu widerlegen durch die „ehrwürdige" Autorität der Begründer vor hundert Jahren, besonders des liebenswerten Jakob Grimm, also wiederum durch eine Gefühlstaktik. Sodann steckt sie bis über die Augen in mystizierenden Neigungen, die bekanntlich immer da sich einstellen, wo das einfache Kapieren nicht zurecht kommt, oder auch, wo sich phantastische Erwartungen enttäuscht fühlen.

Das alles sind die Hindernisse für ein vernünftiges Eindringen in das unschwierige Wesen jener bäuerlichen und seefahrenden Völker und ihrer Göttervorstellungen. Insbesondere hindert das gefühlsmäßige Verlangen nach einem fertigen germanischen Olymp, in der Germanenmythologie den Kristallisationsprozeß eines vielhundertjährigen Werdens zu erkennen, die innere Chronologie, die fremden Einflüsse und die inter-germanischen Entlehnungen zu beachten, den erst jungen Aufstieg und sich verbreitenden Kultus des Wotan. Die immer allein genannte E d d a speziell zeigt den höchst verwickelten Niederschlag einer unruhig angeregten Übergangszeit, aus dem Heidentum in das auf Island schon äußerlich angenommene Christentum, wo man nun, aus dem unverwüstlichen Bereicherungs- und Anpassungsdrang der Germanen, zu ordnenden und überarbeitenden Vorstellungen gedrängt wurde, anstatt zur reinen Kodifikation des Volkseigentums. Dieser literarisch werdenden, überhaupt höchst produktiven mittelalterlichen Zeit der Isländer entstammen ja jene scheinbar direktesten und sichersten Quellen



für Mythus, Poesie und Denken der norwegisch-isländischen Skandinavier, die man mit den alten Germanen verwechselt. In Wahrheit sind die Bestandteile der Edda die schwierigsten und unsichersten unter den vielseitig vorhandenen Erkenntnisquellen für das germanische Geistesaltertum.

Die altnordische Literaturbewegung um 1200 stellt sich eigentümlich parallel — nicht analog — zu dem gleichzeitigen Vorgang im staufischen Deutschland, wo der aus dem kirchlichen Lateinschlummer neuerwachte geistig-weltliche Sinn ganz ebenso vehement und massenhaft eine deutsch geschriebene Literatur entfaltet. Darin parallel, wie auch hier das Volkseigentum sich mit dem von draußen Gebrachten und Erkundeten verbindet, welches aber hier nur äußerlich das schon altgewohnte Christliche ist und desto mehr all das neue Französische, mittelbare Keltische, Kreuzfahrerliche, dazu auch etliches Antike. Was Wolfram von Eschenbach da mehr großartig als klargeistig zurechtmystiziert — in Mären wildernd, wilde Mären bildernd, kurze Sinne deuterisch verwirrend, wie der unheimlich überlegene Gottfried von Straßburg sagt, — das stellt sich in Art und Qualität eigentümlich zu mancherlei literarischen Gestaltungen Islands. Und eine dritte parallele Zeiterscheinung ist wieder die um uns her, die von überall geistig überstürmte Gegenwart mit ihrer labyrinthischen Suche nach dem Ordnenden, Führenden, Wiederaufrichtenden. Wobei heute die neuen Anregungen auf mehr als einem Wege die aus dem Alten sind, das seine Auswirkungen bisher noch verfehlt hatte. (Darunter die aus dem Griechischen, welches die autodidaktischen Schriftsteller allerneuestens entdeckten, während die Jünger des Gymnasiums es abschaffen wollen.)

So zeigen sich schon Bedenken gegen eine vor allem Volke eindrucksvolle moderne Schilderhebung der Edda. Überdies wallen über ihren einzelnen Gebilden und ihren Grundfesten die Wolken auf und nieder, in einer Dichtigkeit, durch die noch längst nicht die von Hypothese zu Hypothese sich mühende Wissenschaft hindurchdringt, sondern nur erst der Ikarusflug des Dilettantismus. Sein hauptsächlicher Tummelplatz ist ja jetzt, weil er immer aus den Freudigkeiten und Instinkten des Zeitlebendigen kommt, alles, was mit Heimat und Wanderung, Rassentum, Germanen- und Indogermanentum zusammenhängt. Oder mit Ariern, Ariogermanen usw., wie e r sich, in schon symptomatischer Auflehnung gegen den gewohnten Sprachgebrauch der Fachleute, auszudrücken vorzieht.

Das Freischärlertum der Wissenschaft ist dieser zwar auf mancher glücklichen Spur vorausgezogen, weil keine Vorsichten und Selbsteinwände es in seinem Kombinationenreichtum hemmen. Ich persönlich habe das, wo Gelegenheit war, anerkannt, wozu mehr Mut und beinahe schon Selbstopferung gehört, als hier auseinandergesetzt werden kann. Auf jene kritikarmen und beweisschwachen, doch manchmal richtig ahnenden Liebhaberthesen ist aber heute eine Ära der b o d e n l o s e n W i l l k ü r i n d e r V o r z e i t d e u t u n g gefolgt, die, wie die Phantasie des spielenden Kindes aus ein paar Holzstücken, alles ganz freihändig machen kann.

Dieses Treiben ist zu einem richtigen Unfug auf Gegenseitigkeit ausgeartet, dessen „geniale" Kühnheit sich aus kongenialen Gemeinden befeuert und dadurch am gemeinschädlichsten wird, daß selbst gut redigierte Zeitungen in

wohlmeinender Beeilung die Auszüge und Waschzettel dieses methodischen Blödsinns für ihre Leser abdrucken, zu denen leider so gut wie niemals auch eine Widerlegung den Weg sich sucht. Da gibt es völkisch wohlmeinende, wahrscheinlich auch persönlich sympathische „Forscher“, die erdachten, Schule komme von sa und ol und bedeute „wissen machen“, drum haben wir Oldesloe, Oldisleben, Oldenburg, Ulm usw. als viele tausend Jahre alte Schulorte der Ariogermanen zu erkennen. (Daß das Wort Schule (schola) erst mit der Sache selbst, der lateinischen Klosterschule, frühmittelalterlich zu uns gekommen sein könne, fällt für diese tieferdringende Ariogermanistik hinweg.) Und nun sollen wir denn auch erfahren, was diese ariogermanischen Schulen lehrten: die Geheimwissenschaft eines Geistesbundes der Edelsten, der „Armanen“, von denen noch nie ein Menschenkind etwas wußte. Dreifach wird sie uns gezeigt: Gottseele, Geistseele und Menschseele der Armanen. An den (erst viel späteren) mathematischen Pythagoras erinnernde zusammengesetzte Dreiecke und Vierecke versinnbildlichten Körper und Seele an den Lehrlingen, Gesellen und Meistern dieser Armanenakademien, denn sie wurden von ihnen als Form ihrer Schürze getragen. — „Viele“ tausend Jahre vor Christo stand zu Wien eine Heiligtumstätte, der Sta-fa-Halgadom, eine der Sonnenburgen der Ariogermanen. Der heilige Baum, der davor stand, eine Lärche, symbolisierte die Weltesche Yggdrasil. Wie aus vielen Halgadomstätten wurde mittelalterlich aus dem Urwiener Sta-fa-Heiligtum ein christliches, der auf den damals mindestens 7000-jährigen Fundamenten erbaute Stephansdom. — Die Edda ist die für das Volk mythisierte Geheimlehre der Armanen. Nur der beschränkte Uneingeweihte nahm die Plastik und Erzählung dieser Mythen wörtlich. Wir haben auch nur die Edda als Quelle, die mittelalterlich aufgezeichnete; der Geist erschließt aber, was sie heimlich vor vielen tausend Jahren den mündigen Wissenden symbolisierte.

Solcherlei wildes Quodlibet von Intuition, Metaphysik, Freimaurerei und sehr dürrem Geschmack findet in Blättern und Kreisen, von denen man es nicht denken sollte, willige, rührende Aufnahme, und kaum besänftigt noch ein Hierophant den ungeduldig Strebenden. Nach solchen Erkenntnissen darf um keinen Preis der deutschen Jugend länger die Edda vorenthalten werden, und dann von ihr durch den deutenden Geist hinan zur dreigestuften Urlehre der Armanen!

Bedenken der Art, wie gegen die großartige, aber von innen und außen übernebelte und allzu schwierige Edda liegen gegen verschiedene andere Anschauungsquellen nicht vor. Die Germania des Römers Tacitus malt wohl ein wenig auf Goldgrund anstatt auf das gröbere Eichenbrett der ganzen Wirklichkeit, aber sie verunechtet die Dinge nicht, und wenn der Lehrer eine vernünftige, kundige Deutsche Geschichte zu Hilfe nimmt, wird alles im Tacitus auch durchsichtig und verständlich. Außerdem gibt es noch eine große heimische Reihe stichhaltiger Quellen über Denken, Gemütsart, Humor, Phantasie und Dichtung der Germanen. Sie müßten nur erst richtig für die Allgemeinheit entdeckt werden, z. B. stecken sie in den alten Rechtsquellen oder in den Berichten und Briefen der Missionare. Von einer anderen Art, den Sagas, wird noch weiterhin zu reden sein.

Nun ist jedoch ein ganz anderer Gesichtspunkt mit seinem großen Fragezeichen da. Ist überhaupt denn die Schule der Weg, Liebe für be-

stimmte Anschauungswelten und Inhalte einzuflößen? Bewirkt sie nicht zumeist das schnurgerade Gegenteil?

Wer Augen und Ohren hat, der weiß, daß letzteres der Fall ist. Unsere Schule erfüllt nicht echt und innerlich mit dem, womit sie bereichern will. Auch wenn der Schüler mit Eifer das Erforderliche tut, um gute Nummern und Zeugnisse davonzubringen. Sie gibt sich zwar jetzt geradezu mitleidswerte Mühe, anstatt des Bakels das Stück Zucker anzuwenden und so den inwendigsten Widerstand der Schüler gegen ein Institut, das sie von selbst nicht begehrt haben, zu überwinden. Die Lehrer wurden kameradschaftlich, die Ungebundenheiten der Landerziehungsheime vorbildlich, modernste Literatur ward hergenommen, Isadora Duncans Beinhebungen besprach schon der pädagogische Ästhetikus, in den Wandervogel-Liederbüchern der Schüler, die sich großer Beliebtheit erfreuen, kommt die Poesie der weißen Brüstlein und der unverschlossenen Kammertür zur unverzagten Geltung. Dieser Umschwung der Pädagogik übt ja einen Reiz, indem die Neuheit, das Revolutionäre darin empfunden wird. Aber schon las ich einen aufmerkenden Volksschullehrer feststellen, daß die bisher immer „schönsten“, sehnsüchtigsten Volkslieder, seit man sie in der Schule einübt, nachher nicht mehr von den Mädchen gesungen werden. Und man wollte doch durch die entgegenkommende Pflege der Volkslieder die Operettencouplets fernhalten. Die Lust ist hin, das Persönliche, das Verschwiegene. Macht den Tanz zum richtigen Schulgegenstand, und die Töchter der graziösesten Mütter werden tanzen wie die Besenstiele. Das ganz richtige Tanzen — diese Verwandlung des Halbbewußten durch eine weckende Melodie in stumm sich überlassende, rhythmisch hingetragene Bewegung — haben überhaupt ja nur die Mädchen aus den Schichten, wo man keine Tanzstunden kennt. Sondern wo sie das Tanzen im Tanzen erlernen, in der Lust schon selbst. Die Schule, der Unterricht entreizt, entsinnlicht alles. Das ist die wirklichste Fähigkeit der Schule, die sich pädagogisch wirklich großartig ausnutzen ließe. Freilich im vollkommensten Zusammenbruch, im Hohn auf das ganze Bisher. — Übrigens sollte das Wort „entsinnlichen“ oder sinnlich soeben im ganzen und naiven Umfang gebraucht sein, nicht nur in der bekannten Spezialanwendung auf ein schon Bewußtes. Die in den Tanz verliebtesten Landmädchen tanzen ja sogar am allerliebsten miteinander. Weil so am vollkommensten in zweien das ganz Gelöste, Hingebende zusammentrifft.

Die Schule ist der Hingebung Tod, sie macht Gaben allein schon dadurch unbegehrt, daß sie sie bringt. Und obendrein bricht sie so vielfach, speziell das Gymnasium, mit gewaltsamen Händen die Knospe des jungen Geistes auf, um seine Reife zu beschleunigen. Es kommt mit vielen seiner Materien so sehr zu früh.

Um z. B. Horaz zu würdigen, sollte man nicht Gymnasiast, sondern in Jahren sein, die allmählich vieles nicht mehr übelnehmen, die das Junggesellenmilieu nachverstehen können und die imstande sind, für den Mangel an wirklicher männlicher Empfindung und sonderer Gedanklichkeit bei Horaz sich an der vorzüglichen Betätigung des Wortes schadlos zu halten, daß gute Verse gemacht sein wollen, sowie an den freimütigen Selbstbeobachtungen dieses anpaßlichen Lebenskünstlers.

Bei Homer liegt es freilich anders. Nicht weil er die jugendliche Selbstschilderung einer erst werdenden, einer Frühzeit wäre. Das sind Ilias und Odyssee durchaus nicht, wenn es auch in Handbüchern steht. Wir dürfen nicht übersehen, daß es schon im dritten Jahrtausend vor Christus eine ägäische (kleinasiatisch-griechisch-kretische) Kultur gab. Da ist um Homer keine Frühzeit mehr, so wenig wie um Luther in unserem Volke. Homer ist auch nichts weniger als naiv. Sonst hätte er nicht die Bibel der Griechen in all ihrer geistig und ästhetisch vorgeschrittensten Zeit verbleiben können. Er ist in Wahrheit der Erschaffende, wie Herodot ihn bezeichnet, „der Welt nie alternder Spiegel, die zweite Sonne, die einen neuen Lebenstag dem hellenischen Volke gebracht", wie der feine Antipatros von Sidon (um 100 vor Christus) ihn nennt. Solches können niemals, weil die geistigen Voraussetzungen fehlen, die Eddas und naiven Volksepen sein. Diese sind frühzeitlich, sie sind „alt", d. h. sie veralten und liegen bei allen Qualitäten zurück in einem entfremdenden, schattenhaften Grau. Homer ist ewig jung, indem er sehr reif ist, reifer auch als wir. Eine unendliche Gedachtheit und Welterfahrung über alles, was das Leben, die menschliche Gemeinschaft an Fragen oder an Regungen herbeiführt, eine freie, klare und weit vorausgelangte universale Menschlichkeit ist in ihm vereinigt und spricht sich neben dem Gestaltenden in unzähligen, mit leichter Sicherheit hingestreuten Bemerkungen aus. Wie manches steht bei Homer, was man als eine gelassene, kaum noch ironische Bemerkung über unsere Modernität verwenden könnte.

So ist Homer in der Tat der dauernde Spiegel von Leben und Welt. Und dann, was schöpferisch noch mehr ist, nun wurde er in Wahrheit „die zweite Sonne", der zweite Morgenaufgang eines Volkes, das schon mit Abendgefühlen in seine Gegenwart geschaut. Der Homer ist das Sehnsuchts- und Vollbringerbuch der Wiederaufrichtung, die Bibel einer Zeit, die hinreichend angewidert und müde von ihrer Schwunglosigkeit, Profitlichkeit, Poesielosigkeit des Lebens, von so vieler Erbärmlichkeit, Schäbigkeit, Naturwidrigkeit und menschlicher Häßlichkeit war. Das war der Grund, daß sie sich verlangend das Bild einer schöneren guten alten Zeit vor Augen stellte, da es andere Menschen gab, heldenhafter, großherziger, illusionsfähiger, impulsiver, stärker in jeder natürlichen Empfindung, im Rahmen von sagenhaft heroischen oder poetischen Erlebnissen. Dergleichen kann einem ganzen Volke vorgetragen werden, wenn eben in einem ganzen Volke solche Unbefriedigungen und Kritiken verbreitet und reif geworden sind. Zu welchen Graden diese Disposition vorhanden war, belegt uns die geschichtlich ganz ungemeine — heute bei uns noch undenkbare — Tatsache, daß zur Zeit der um sich greifenden ersten Verbreitung des Homer eine ganze Staatsgemeinde, die lakedämonische, sich öffentlich-reformerisch zu den Lebensinhalten des Heroischen und Frugalen, unter verachtender Abwendung vom geldwirtschaftlichen Außenverkehr und von der üblichen Vorteilsstreberei, Händlerei und Schwätzerei, entschloß. Der Homer schlug in das griechische neunte Jahrhundert hinein wie in Tagen unseres näheren Gedenkens der Schillersche Tell in die deutsche Welt, soweit nicht die Dimensionen, sondern die unmittelbare geschichtswirkende Kraft, der unmittelbare Kontakt mit dem öffentlichen Erneuerungssehnen einer



Zeit zu vergleichen sind. — Erst die Schulmeister haben es vollbracht, diese jahrhundertelang gleich der Schöpfung aus sich selber weiter wirkende Kraft der homerischen Gedichte zu zerstören.

„Geschäftig träge Grammatikerzunft, ihr gefräßigen Raupen,
Die ihr jegliches Blatt fremder Gewächse benagt
Und die Benagten bekriecht und wie garstige Nesseln verekelt,
Jedem Gemeinen geneigt, jedem Vortrefflichen gram,
Zerstörer der Dichter, das erste Gewölk an dem Himmel der Jugend,
Schlänge euch Hundegezücht alle der Orkus hinab!"

Diesen Herzensfluch hat aber kein entronnener Gymnasiast des neunzehnten Jahrhunderts ausgegossen, sondern ein Grieche der späteren Zeit, dessen Epigramm die „Anthologie" aufbewahrt. Nebenbei: es gab und gibt immer auch „Schulmeister", die Ausnahmen sind und selber so empfinden. Aber wann werden sie die Oberhand gewinnen?

Homer könnte auch bei uns, vom Schüleralter an, ohne weiteres verstanden werden, wenn man sich nur richtig überläßt. Er könnte selbst uns noch immer zu Teilen Ähnliches werden, wie dem Griechentum für seine große und glänzende Zeit. Tatsächlich waren wir ja im ausgehenden 18. Jahrhundert so weit, daß die deutsche Bildung auf dieser höchsten je von ihr erreichten Stufe die Antike zu besitzen begann. Die Aussaat der Renaissance und des Humanismus wollte damals Ernte werden. Nicht in den Lessing und Winckelmann nur, im gesamten geistigen Leben dieser „Blütezeit der deutschen Literatur" ist das Entscheidende die ästhetische Eindeutschung der Freiheit und lichten Schönheit der Hellenenwelt. Wobei die Parenthese zu machen ist, daß diese hellenische Schönheit entgegen der neuesten Verdunklung besteht.

Man hat neuerdings, woran die Schule höchst unschuldig ist, die Schwächen und das Böse im alten Griechentum hervorgezogen und entdeckt, das Gierige, Ruchlose, Groteske, Unadlige, Sophistische, Pathologische, das Thersiteshafte. Worte Nietzsches leiteten auf diese Spur, die gar keine Entdeckung ist. So fängt nun auf einmal moderne Disposition von Großstadtliteraten diese herüberzitternden dunklen Wellen höchst empfindlich auf, und schnellfertig triumphiert man, einer Phrase von Jahrhunderten die pathetische Maske heruntergerissen zu haben. Die Hauptsache bleibt aber wieder ungesehen. Eben weil die Griechen rechtzeitig sich selbst nicht mehr schön fanden und das „Erkenne dich selbst" ihnen ein so großes Orakelwort wurde, eben deshalb entstanden ihnen jene unsterblichen Erzieher und inneren Befreier, die Homer, Hesiod, die Tyrtäus und Pindar, ein Sophokles in seiner anmutumhüllten Hoheit und Großartigkeit, ein Aristophanes, ein Euripides in seiner die Instinkte zergliedernden, weiberhassenden Schonungslosigkeit, aber auch mit dem Sinne der poetischen und sittlichen Wiederhinausführung.

„Mit gläubigem Mute halt' ich fest am Gegenteil:
Mehr geht des Guten als des Schlimmen durch die Welt,
Und wär' es nicht, wer hielte dann im Licht noch aus?
Die Gottheit preis' ich, die ein tierisch Leben einst
Aus trüber Wirrnis klärend uns veredelte" . . .



Das ist der „entgöttlichende“ Euripides, den Kapitalschläger aus den dunklen Trieben der Menschheit heute auf ihr Prokrustesbett zerren. —

In der Generation nach Winckelmann erfolgt die verhängnisvolle Einbeziehung der Schule, zur Verwandlung der Griechenernte in deutsches künftiges Gemeingut. Professoren pauken die ersten Gemeinplätze vom „Vorrang“ der Griechen vor den Römern, die sächsischen Fürstenschulen gehen mit der Aufnahme der griechischen Texte in den Unterricht voran. Die gesamte lyzeistische und gymnasiale Pädagogik schwenkt ein, die Massenbemühung von mehr als einem Jahrhundert beginnt. Und der Effekt ist — der heutige, der Ruf von allen Seiten: „Fort mit dem Griechischen!“

Eine Überlegung, ob die griechischen Texte, außer Homer, auch Kost für Tertianer und Sekundaner seien, fiel so gut wie hinweg. Die Bejahung war Selbstverständlichkeit. Man muß ihr übrigens, der Sachlage nach, beipflichten. Wenn Horaz, Plautus, Cicero geeignete Schulstoffe waren, so waren die attischen Tragiker, Aristophanes, Platon, Demosthenes es auch und besser. — Auf das Gymnasium herübergekommen waren die klassischen Texte von den älteren artistischen Fakultäten. An diese waren sie, abgesehen von der Vermehrung durch die Humanisten, vererbt von den mittelalterlichen Klosterschulen. An diese kamen sie von den antiken Grammatiker- und Rhetorenschulen, sozusagen den Berlitz schools der künftigen Politiker, Advokaten, Redner und überhaupt der weltmännischen Leute. Dort saßen also junge Männer darin, die — was bei der Berlitz school, aber nicht bei dem obligatorischen Unterricht der Fall ist — um das kamen, was sie erhielten, und die schon begriffen, was es aus einem Isokrates oder Cicero gescheit zu Verwendendes für sie zu lernen gab. Und wiederum der Kleriker und angehende Zölibatär des Mittelalters empfing als Schüler von Jahren, die schon das Rasiermesser handhabten, verständnisvolle Bereicherungen aus seinem Terenz, Vergil, Ovid; die anderweitigen zog er mit Gewinn aus der Rhetorik, der antiken Musterlektüre für den Abhandlungs-, Kanzlei- und Predigtstil. — Es ist etwas Wunderbares in der zähen Selbstverständlichkeit, womit so von Jahrtausend zu Jahrtausend die Schule den herkömmlichen Lektürekreis aufrecht hält. Nichts ficht sie darin an, nicht Bedenken aller Prüderie, woran es ihr zeitweilig doch gewißlich nicht gefehlt hat, nicht die hahnebüchene Wahrnehmung, daß aus frühreifen römischen Großstadtjünglingen oder aus tonsurierten Rekruten der Kirche im Laufe der Zeiten ihre Schüler allmählich zu deutschen Jungens in dem Alter, wo man nach Käfern und Schmetterlingen jagt, geworden sind.

Die Nichtreife unserer Knaben für die Schulstoffe trifft zu und auch nicht. Sie ist natürlich bei den Dingen, die schon Begriffe vom Leben zur Voraussetzung haben. Dagegen ist eine vollgenügende Fähigkeit vorhanden bei allem, was nur den Verstand erfordert. In den Jahren vor dem Abiturientenexamen ist der Mensch die fabelhafteste Leistungsmaschine an tüftelnder Denkintensität. Ein besserer Primaner denkt auch die scheinbar schraubsichersten philosophischen Systeme noch kaput. Wie oft denkt er vollends schärfer als die mürben und zerstreuten Lehrer und bekommt eine schlechte Note dafür! Sie ist aber vollkommen fleischlos, diese junge, nur aus sich selbst bestehende Logik. Das ist die Richtung und der Grund ihrer Stärke.



Alter Edelhof

F. Hoffmann-Fallersleben

Hier deutet sich an, was und worin vom bisherigen Gymnasium wirklich gelernt wird. Aus der Struktur des Latein, aus dem Cicero, aus der Mathematik. Gleichviel, ob der Schüler diese Stunden vielleicht liebt oder auch gar nicht. Diese Dinge halten in ihrer Wirkung vor. Leider oft zu sehr, z. B. in Gestalt des Perioden- und Juristenstils. Sie verlängern lebenslänglich das Gehirn wie eine Wirbelsäule.

Ob der Schüler willig und empfänglich für das Stoffliche werden kann, für Schönheit und Adel einer Dichtung, für Wohllaut und Rhythmik ihrer Sprache oder ihrer Metrik, für die plastische Belebung, die ein Plato mit aller künstlerischen Absichtlichkeit seinen Dialogen gibt, das alles hängt vom Lehrer ab. Es kann geschehen. Sehen wir es strenge gymnasial an, so zerstört, erweicht dann schon der Lehrer etwas, greift schon vor.

Was soll oder will das Gymnasium? Es ist der historische Nachfolger der alten Abc- und Lateinschule. Sie hatte keinen andern Zweck, als das Handwerk zu lehren und dessen Gebrauch zu disziplinieren. Alles andere sollte danach kommen. Und es ist so und kann auch nie anders werden: alles andere kommt immer nur nachher und nebenher. Gebildet wird man auf anderen Wegen. Bildung ist, daß man persönlich etwas gedacht und sich urteilsfähig gemacht hat, nicht daß man zeitweilig eine Anzahl Formeln und Kasusregeln im Kopfe hat. Die Schule, sie heiße Gymnasium, Universität, Töchterinstitut, sie lehre griechische oder englische Grammatik, ist ein Ding für sich. Sie gibt Hilfsmittel an die Hand, bildet den Sinn und die Unwillkürlichkeiten des Methodischen aus, und günstigenfalls streut sie durch ihre Nennungen und Lektüren Aufmerksamkeiten aus, Keime, die außerhalb von ihr und in der Freiheit fruchtbar werden.

Der Schüler sieht das selbst auch so. Keiner redet sich ein, die Schule mache ihm die Stoffe „zu eigen", mit denen sie ihn auf ihre Weise beschäftigt. Er weiß genau, daß er innerlich nichts von ihnen hat, daß sie seine Plage sind, und daß er sie entweder überzeugt nicht ausstehen kann, wie den Cicero, oder sie gegen sein besseres Gewissen verulkt. In den Besten lebt ein Vorsatz, später einmal in der Freiheit mit ehrfürchtigeren Händen wieder an das Schönste von diesen Dingen heranzugehen.

Dann aber erfolgt die schwer vermeidliche Wendung. Man hat sein Examen in der Tasche, das die „Reife" bescheinigt und allmählich sie auch suggeriert. Das buntbepackte Saumtier des Lebens tritt die Vorsätze unter die Hufe, die der Primaner für künftig, wenn er frei sei, noch gefaßt. Er studiert zunächst einmal, was man so studieren nennt. Fachliche, gesellige, soziale Bestrebtheiten machen schon jetzt die feinere Unbegnügtheit tot. In der Lektüre drängt sich das neueste Buch und die Zeitung vor. Man ist der Stolz der Tanten, ist der diplomierte „gebildete" Mann, der von allem reden kann. Was man niemals besessen und erworben hat, das hat man alles auf der Schule nun „gehabt". Die Selbsterkenntnisse und Wünsche aus der Schulzeit verstauben in Vergessenheit. Auf diesem Wege wird gerade die „bessere" Schule, je mehr sie ihren Kreis erweitert, Kunstgeschichte usw. aufnimmt, der stetig gefährlichere Feind der wirklich so zu bezeichnenden Bildung. Ich kann es bezeugen, daß vor Jahren in einer

Münchner politischen Versammlung des sogenannten Goethebundes ein zugereister allerweltswichtiger Herr und Abgeordneter das ahnungslose Wort aussprach: „Unser hochverehrter Goethe, den wir ja alle auf der Schule gelesen haben."

Was sich anstatt Bildung eingefunden hat, ist die Begnügtheit, die geistig-soziale Selbstgefälligkeit, die der Gymnasiast noch nicht hat. Sie wächst, ohne daß sie Inhalt hat, und bildet sich zur Pose weiter. Man nimmt schamlos die ersten Namen her, Goethe, Shakespeare, Dante, so einfach, wie man erster Klasse fährt, tritt der betreffenden Gesellschaft als zahlendes Mitglied bei, bereist ihre Versammlungen nebst Diner und Hofempfang und gehört zur geistigen Elite. In Italien läßt jeder nicht ganz verspießte Advokat rechtzeitig neben seinen Geschäftchen eine These über Dante drucken. Dante ist auch bei uns das Sublimste, wohl weil sich die Schule nicht an ihn wagt. Die Edda ist — trotz der vorläufigen Schulverschontheit — nicht dabei, sie ist der Elitebildung zu germanisch anrüchig.

Gegen die Edda in der Schule ist vorhin wohl genug gesagt. Was eine unmittelbar verständliche Lektüre wäre, das sind die isländischen Familien-Sagas. Sie führen in eine relative Frühzeit, die letzte Heidenzeit, doch nicht als homerisch künstlerische Dichtungen, sondern als ungemein lebenstreue, mündliche, schließlich aufgeschriebene Orts- und Geschlechterüberlieferungen. Sie sind also auch keine Sagen und nur wenig von der Legende durchstickt. Das Kabinettsstück darunter, die biographische Saganovelle von Gunnlaug Schlangenzunge, hat schon Fouqué in Deutschland bekannt gemacht, die Vatnsdälasaga hat neuerdings Reclam gebracht. Andere würden ähnlich geeignet sein. Es wäre hübsch und verdienstlich, wenn die Reclamsche Universalbibliothek ihr Beginnen fortsetzen und wenn man ferner auch in die Lesebücher der Schule einige Stücke der Sagas aufnehmen würde. Sie zur richtigen Schullektüre zu machen, sehe ich keinen Zweck, obwohl ich weiß, daß es in Skandinavien geschieht. Deutsch kann sie jeder selbst lesen, und Altisländisch wird man dem Schüler nicht auch noch aufhalsen wollen.

Es ist doch die Hauptsache, daß die Freude und das Interesse an den germanischen Stoffen, jetzt wo sie eben die Keimblätter zeigen, nicht sogleich wieder *pädagogisch umgebracht werden*. Das Beispiel des Homer und der klassischen Griechensehnsucht, was seit der Zeit der Goetheschen Iphigenie und der Schillerschen Balladen oder seit Hölderlin aus ihr geworden ist, ist warnend genug. Die Spuren verlieren sich in die Schule, und keine führen mehr heraus. Man komme — und das sage ich vor allem gegen die moderne Griechenfeindschaft — nicht mit einem Widerspruch zwischen klassisch und romantisch, griechisch und deutsch. Diesen Widerspruch gibt es gar nicht. Immer haben sich in unserer Literatur und Bildung das innerlichst Deutsche und das Hellenische harmonisch vertragen, seit Lessing, Goethe und Schiller, seit Klopstock und früher schon, und über die Romantiker weg bis zu den Letzten, Geibel, Hamerling, C. F. Meyer, Leuthold, Spitteler. Die Gründe hierfür liegen auch tief genug verankert. *Der Grieche und der Germane*, am reinsten der noch heidnische vor der Mission, *zeigen so nahe Verwandtheiten* in Phantasie, Natursinn, Schönheitssinn, in all ihren Menschlichkeiten, Tugenden, Kühnheiten, Begabungen, Größen, wie im Unedlen, Geschäftlichen, Kleinmateriellen auch, dazu im Typus — der bei den Früh-

griechen blond und rötlichblond ist —, wie keine zwei anderen indogermanischen Völker sie so urzwillingshaft aufweisen. Näheres wäre hierüber viel zu sagen und dabei genauer zu zeigen, weshalb uns z. B. die homerischen häuslichen Verhältnisse heimelnder als die athenischen sind. —

Diese Zeilen sind nicht geschrieben, um eine neue Meinung in Schulfragen aufzudrängen. Der gordische Knoten ist ja allmählich nichts mehr gegen diesen Wirrwarr. Denn die wichtigsten Vorfragen werden am seltensten gefragt. Der vorhin zitierte Professor im „Tag", der für das Gymnasium Zimmererarbeit fordert, interessierte mich am meisten durch den Satz: „Ich nehme als zugestanden an, daß das Gymnasium wie alle höheren Schulen eine Stätte allgemeiner Bildung sein soll."

Bildung und geistige Erhebung sind jedenfalls die Materie stets individueller Vorgänge. Also im richtig verstandenen Sinn: des Autodidaktentums (mit oder ohne Schulzeugnisse), welches durch Elternhaus und günstiges Milieu, oft noch energischer durch ungünstiges oder nicht vorhandenes Milieu gefördert wird.



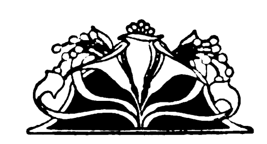
Die Tote · Von Bruno Götz

Die Nacht durchschreitend auf gefrornem Meere,
Sah ich in schneegepeitschter Lüfte Wehen
Ein übermächt'ges Eisgemäuer stehen,
Als ob ein Rausch zu Raum geronnen wäre.

Die Wände türmten sich in rauhen Ringen,
Von starken Stürmen hart emporgetrieben,
Und vor dem offnen Tore saßen sieben
Vereiste Wächter mit entblößten Klingen.

Flackernde Lichter leuchteten tiefinnen
Auf eckiger Säulen Eis um eine Bahre —
Dort fand ich dich, du hohe, wunderbare

Vieledle Frau erstarrt auf kalten Linnen,
Traumlos vermählt dem blauen ew'gen Eise —.
Und alle Lichter loschen rings im Kreise.





Die neue Zeit

Skizze von E. Krickeberg

In Vecchiana, einem kleinen Nest an einem der italienischen Seen, sollte das elektrische Licht eingeführt werden, und dies Ereignis nahm Francesco, der als Schuhmacher ein Philosoph war und zudem von seiner Wanderschaft durch die Welt revolutionäre volksbeglückerhafte Ideen mitgebracht hatte, für den Beginn einer neuen Ära. Das Aufflammen des elektrischen Lichtes würde das Symbol zum Anbruch einer neuen Zeit, einer Zeit der Aufklärung — der Freiheit — mit einem Wort des Lichtes sein.

Vecchiana hatte sich bisher mit Azetylenlampen begnügen müssen, und die waren so spärlich verteilt, daß sich an mondlosen Abenden nur eben der Eingeborene in den engen, winkeligen Gassen mit den vielen düsteren Torgewölben und gruftähnlichen Durchlässen mitten durch Häuser hindurch zurechtfinden konnte.

„Eine Schande ist's", sagte der Schuster Francesco. „Per bacco! Ihr steht noch auf demselben Fleck wie zur Zeit unserer Urgroßmutter. Gibt's noch irgendwo auf der Erde so verrückt gebaute Orte wie in Italien? An kaum spannweiten Straßen dreistöckige Häuser, eins das andere erdrückend, kein Hof, kein Fenster im Erdgeschoß, daß man gezwungen ist, seinen Schustertisch mitten auf die Straße zu rücken, wenn man Licht haben will." Und er hieb auf seinen Leisten, als ob er die Engigkeit und Finsternis der ganzen Welt totschlagen müßte.

„Pah!" meinte die Händlerin Fornari, „wenn ich Licht haben will, mache ich eben die Ladentür auf. Sollen wir etwa unsere Olivenbäume und Weinstöcke ausreißen, um Paläste dahin zu bauen und hernach am Hungertuch zu nagen?"

„Tut ihr das etwa so nicht auch? Was eßt ihr denn? Das harte Maisbrot, an dem man sich die Zähne ausbeißt, und Polenta aus Maismehl, und Spaghetti aus Maismehl, daß ihr saft- und kraftlos werdet und immer mehr herunterkommt. Aber ihr wißt eben gar nicht, was euch fehlt! Ihr kennt die Welt nicht! — Diese Finsternis, diese Liederlichkeit, diese Trägheit, dieser Schmutz! — Liegt da nicht wieder ein totes Huhn mitten auf der Straße? Diavolo! Und an allen Häusern baumelt Wäsche zum Trocknen herunter — ein herrlicher Anblick für einen, der weiß, wie es in andern Ländern zugeht. — Oder versteht ihr etwa was von Hygiene, von Desinfektion? Wenn hier eine Seuche ausbricht ..."

„Ha, ha, ha! eine Seuche! Bricht die hier etwa aus?“ rief ergrimmt von der Tür seiner farmacia der Apotheker. „Hast du hier je eine erlebt? Ich nicht! Der scharfe Seewind, die reine Bergluft lassen gar keine Epidemie aufkommen, und wenn wir noch die moderne Hygiene hier einführen, dann kann ich getrost meinen Kram zumachen.“

„He! was ist's denn, was dir am meisten das Geschäft verdirbt, farmacista? Zahnschmerzen und Halsgeschwüre und gebrochene Gliedmaßen gibt's trotz See- und Bergluft hier auch genug und verpatzte Magen vom ausgewachsenen Maiskorn; aber dann rennen sie zur alten Ghita und lassen sich Sympathiemittel geben und die Krankheit besprechen, oder sie stiften einem Heiligenbild eine Weihgabe.“

„Aber“, fiel Giuseppe, der Tischler, ein, der seine Hobelbank auch auf die Straße hinausgerückt hatte, „warum kommen denn so viele Maler und Bücherschreiber hierher, wenn unser Ort gar so rückständig und dumm wäre?“

„Du bist ein Narr, Giuseppe! Eben gerade, weil er rückständig ist! Sie finden ihn malerisch, romantisch.“ Francesco sagte es mit unsäglich verächtlich verzogenem Mund. „Wißt ihr, was das ist? Das ist ein bißchen komisch, ein bißchen verrückt, das ist mittelalterliche Engigkeit und Finsternis. Und was habt ihr von den paar Künstlern und Schriftstellern? Die sind selber arme Luder und helfen unserer Armut nicht auf die Beine. — Modernisiert euch, schafft Luft, Bequemlichkeit, Komfort, baut große, elegante Hotels, damit die Engländer und Amerikaner, die reichen Industriellen und Kaufleute hergezogen werden. Die bringen Geld unter die Leute! Aber die wollen nicht in Häusern ohne Fenster wohnen und in Gassen mit toten Hühnern in schmutzigen Winkeln und arbeitenden Professionisten mitten auf dem Weg, über die sie stolpern. Die feinen signore, die ja einmal zu uns kommen, die gucken sich zwar interessiert mit der Lorgnette den Weinstock an, der da aus dem Innern des Hauses der Mutter Fornari durch die Wand gewachsen ist, und finden es sehr hübsch und very nice und très bel, wie er über der Straße eine Laube bildet und die blauen Trauben herabhängen, ihnen fast in den Mund, aber sie halten dabei sorgsam ihre Schleppen in die Höhe, und es fällt ihnen nicht ein, der Mutter Fornari von ihren Feigen und Weintrauben, die im Staube der Straße stehen, etwas abzukaufen, sondern sie machen schleunigst, daß sie ins Hotel zurückkommen, und essen da mit großem Appetit dieselben Feigen, die der Padrone aus dem Hotel von der Mutter Fornari hat holen lassen ...!“

„Aber Francesco,“ rief Giulietta, die, auf der Haustürschwelle hockend, ein schon sehr zerschlissenes Kinderkleid noch einmal auszubessern versuchte, „was soll in der neuen Zeit denn mit dir werden? — Du würdest ja sterben, wenn du nicht mehr auf der Straße schustrieren und Volksreden halten könntest!“

Die ganze Nachbarschaft brach in schallendes Gelächter aus, Giulietta hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Dummes Volk!“ schimpfte der Schuster. „Wer hat denn am meisten für das elektrische Licht gestimmt? Ich! Aber wartet nur, wenn es erst in eure liederliche Wirtschaft hineinleuchten wird, dann werden euch erst die Augen aufgehen über eure Armseligkeit und Faulheit. Euch muß man zu eurem Glück prügeln.“

Da fuhr der lahme Ceppi, der bis dahin, an einer ausgegangenen Zigarre kauend, träg an der Straßenecke gelehnt hatte, giftig empor.

„Das Licht! das Licht! Was brauchen wir das Licht! Wir wissen auch ohnedem und ohne dich, Schuster, wo uns der Stiefel drückt. — Sie sollen uns Arbeit geben und die Arbeit besser bezahlen, daß unsere jungen Leute nicht auszuwandern brauchen bis übers große Wasser, dann werden wir nicht mehr liederlich und nicht mehr faul sein! Es lohnt ja nicht, die Hand zu rühren. Mit eurem elektrischen Licht lockt ihr keinen Hund hinter dem Ofen hervor!“

Das elektrische Licht, es war jetzt das Schlagwort in Vecchiana. Es wurde erwartet wie irgend etwas Großes, Epochemachendes, von dem ungeheuer viel abhing, man wußte selber nicht recht was, aber sicher etwas Umwälzendes, das ihre Dürftigkeit und Vecchianas Rückständigkeit mit einem Male beheben und sie einem goldenen Zeitalter entgegenführen würde. Der Schuster malte es ihnen täglich in allen Farben aus.

Ihre Kinder, und Vecchiana hatte viele Kinder — „unvernünftig viele“, wie Francesco, der Moderne, klagte —, würden einmal nicht in fensterlosen Räumen, die zugleich als Küche, Werkstätte, Wohn- und Schlafzimmer dienten, hausen müssen wie sie — „und sich die Augen verderben“, setzte die achtzigjährige Margherita hinzu, während sie noch ohne Brille ihre Nähnadel einfädelte. — O ja, die neue Zeit, die würde Licht und Aufklärung und Freiheit und noch Gott weiß was alles bringen! — Und der eine verstand darunter ein neues Haus mit vielen Fenstern, der andere einen Kasten voll Geld, der dritte statt der Polenta eine frittura mista oder ein fettes Huhn im Kessel, der vierte, daß er nicht mehr würde zu arbeiten brauchen, aber keiner das, was Francesco, der Volksbeglücker, meinte. Der aber tröstete sich:

„Wenn das Licht nur erst in ihren Häusern leuchten wird,“ sagte er zum farmacista, „dann wird's auch schon bis in ihr eigenes Innere dringen.“

Das elektrische Licht! — Einstweilen sah man freilich nichts weiter von ihm als ein paar kahle Holzmasten mit nichtssagenden Drähten daran, denn die Kraftquelle befand sich fern von Vecchiana in einem mit einer cascata gesegneten Nachbarort, aber was für große Vorbereitungen man traf, um den Einzug des Lichtes würdig zu feiern — großartige, geheimnisvolle, vielversprechende Vorbereitungen!

Fünf Tage vorher schon fuhren die Arbeiter des Elektrizitätswerkes in Barken am Seeufer entlang, um mit viel Geschrei und großem Hin und Her, aber mit ebenso großer Gemächlichkeit rings um den Hafen Drähte zu spannen und ein paar hundert Glasbirnen anzuschrauben zur Illumination am Abend des Festtages, je eine aus weißem Glase. Francesco schimpfte: „Wie armselig, wie lächerlich!“ Gut, man fuhr noch einmal entlang und schraubte hier und da drei Birnen statt der einen an. Auch das noch kläglich!... Also ein paar grüne und rote dazwischen, zu besserem Effekt. Eine neue Arbeit, als ob das so schnell zu bewerkstelligen wäre! Die fünf Tage waren schier zu kurz, alles fertig zu bringen.

Die Frauen, die am Ufer wuschen, ließen die Hände ruhen und Augen und Mäuler tanzen.

Dann sollten die Masten um das Hafenbecken herum mit Grün umwunden werden. Drei Tage vorher begann man bereits damit. Die kleinen, graubraunen Maulesel schleppten unermüdlich Laub hinzu, recht frisch grünes, saftiges, rasch gewachsenes. Es welkte schon, ehe es noch richtig festgebunden war.

Jeden Abend übte die Dilettantenkapelle von Vecchiana im municipio Festweisen. Sie bestand, ausgenommen die Pauke und zwei Trommeln, aus lauter Blechinstrumenten, und Francesco war ihr Dirigent. Sie blies und paukte, daß die Wände im alten Rathaus wackelten und sämtliche Kinder der Nachbarschaft schreiend aus dem Schlafe fuhren.

„Es ist ein ganz gewaltiges Ereignis," dozierte Francesco mit Pathos, „viel gewaltiger, als ihr euch in eurem beschränkten Verstande träumen laßt, man kann es nicht mit genug Feuer begrüßen." Und er fuchtelte mit dem Taktstock in der Luft, und die Musiker bliesen die Backen auf, daß sie zu platzen drohten.

Francesco hatte auch das Festprogramm entwerfen helfen: also zuerst Marsch nach dem Platz vor der Kirche, mit Musik natürlich, dann Klettermast, Topfschlagen, Sacklaufen und andere Volksbelustigungen, — danach Konzert auf der piazza an der Hafeneinfahrt, Begrüßung des Festdampfers vom Nachbarort, der eigens zur Gratulation erscheinen würde, Tusch und noch einmal Tusch, abends Riesenfeuerwerk auf dem Wasser und zuletzt als pièce de résistance ein Preiskorso von geschmückten und beleuchteten Booten, eine „serenata veneziana". Ein feines Programm, aber, ach! die Sorge, daß auch alles klappen würde!

Francesco ließ sich daheim am Schustertisch überhaupt nicht mehr blicken. Er hätte sich vierteilen mögen, um alles bewältigen zu können, denn diese Vecchianer, die kamen vor lauter Beschwatzen des Ereignisses und fieberhafter Erwartung überhaupt zu keiner vernünftigen Arbeit mehr.

„Wird auch der prete den Segen über das neue Licht sprechen?" fragte der fromme Angelo.

„Wir brauchen den prete nicht!" empörte sich Francesco. „Was hat der Schwarzrock mit der neuen Zeit zu schaffen!"

Angelo schüttelte voll schlimmer Ahnungen den Kopf. Das konnte ja nicht gut werden, eine neue Zeit ohne den prete.

Die Ankunft des Abenddampfers war immer das festliche Tagesereignis, das das ganze jüngere Vecchiana nach dem Hafen führte. Jetzt lief auch das ältere und älteste dahin, Krüppel und Greise eingeschlossen, und die Säuglinge wurden aus den Betten gerissen und mitgenommen. Dicht gedrängt voll Menschen stand der nur am Wasser beleuchtete, daher sehr dunkle Platz, und wenn die Passagiere aus dem hellen Licht des Dampfers diese schwärzliche, wimmelnde, mit südlicher Lebhaftigkeit durcheinanderschwatzende Menge sahen, meinten sie, in Vecchiana bereite sich zum mindesten eine allgemeine Revolution vor. Und es wurde ihnen unheimlich zumute dabei: der dunkle Platz, die nur undeutlich sichtbare, wie aufgestörte Ameisen durcheinanderkribbelnde Menge, im Hintergrund die hohen, finsteren Häuser, die schwarzen Mündungen der engen Gassen, die noch schwärzeren, gruftähnlichen Toröffnungen der Häuser — man schien doch noch recht weit zurück in diesen kleinen italienischen Nestern.

Francesco erriet die Gedanken der Fremden. Wartet nur, dachte er höhnisch triumphierend, bald wird euch die Helligkeit bei uns in die Augen beißen, wenn wir gelernt haben werden, euch das Geld aus der Tasche zu ziehen! Wartet nur die neue Zeit ab!

Im Winkel neben der Osteria stand Luigi, der barcaiuolo, und drückte sein Mädel nach Herzenslust an sich. Die Eltern willigten nicht in die Heirat, aber es sah ja keiner im Dunkeln, daß er die Marietta küßte. Wenn erst das elektrische Licht brennen würde ... per bacco! — der Teufel hat's erfunden.

Und Signor Carlo, der deutsche Maler, schlenderte langsam und trübselig durch die menschenleeren Gassen, blickte sich in den malerischen Winkeln um, die er trotz der Dunkelheit so gut kannte, sah zu den Feigenbäumen empor, die über schadhafte alte Mauern lugten, und den früchteschweren Laubendächern der Weinstöcke hier und da über der Straße, nickte den leise im Winde wehenden Wäschestücken an Fenstern und Treppengeländern als guten alten Bekannten vertraulich zu, strich liebkosend über ein schön geschmiedetes Türschloß noch aus der Venezianer Zeit, guckte in das Innere der augenblicklich verlassenen Wohnräume, in denen die Kupferkessel an den Balken der Decke und an der Wand neben der offenen Herdstelle im letzten Schein des verglimmenden Feuers geheimnisvoll blitzten, und dachte schwermütig: Jetzt ist's wie ein Märchen, im elektrischen Licht wird es zur Räuberhöhle werden.

„Baumelt am Festtage wenigstens einmal nicht eure gewaschenen Lumpen heraus und säubert die Kinder ordentlich!" bat, beschwor, befahl Francesco.

Und dann war endlich der Festtag da.

„Wird das Licht auch brennen?" fragte der deutsche Maler.

„Natürlich!" sagte Francesco von oben herab und drehte ihm den Rücken. Der Künstler wohnte schon seit langer Zeit jährlich monatelang bei ihm — für ein billiges Geld — für ein Spottgeld. — Warte nur, dachte Francesco, wenn der Ort erst in blendendem Licht den Fremden entgegenstrahlen wird, werden sie nicht mehr bei uns vorüberfahren, und dann brauche ich einen solchen armseligen pittore nicht mehr.

Also der Festtag war da, aber die grünen Dekorationen an den Masten waren verwelkt, der Wind hatte über Nacht ein paar Dutzend von den Glühbirnen zerbrochen, daß sie noch im letzten Augenblick ersetzt werden mußten, und die Hoffnung, wenigstens die Häuser am Hafen würden zur Feier des großen Ereignisses ein paar Kränze und Papierfahnen heraushängen, war nicht in Erfüllung gegangen. Die Vecchianer hatten vor Schauen und Schwatzen einfach keine Zeit dazu gehabt.

„Wo sind denn die geschmückten Barken?" fragte der unbequeme Maler.

„Als ob die hier zur Schau herumstehen sollten! Die kommen von drüben, von der Bucht her", replizierte Francesco gereizt, aber er warf doch selber einen mißtrauisch prüfenden Blick umher ... Alle Boote im Hafen — da fehlte nicht eins — und keins geschmückt, nicht einmal gesäubert waren sie.

„Per bacco!" fluchte Francesco, „dies Volk ist zu träge! — Locken euch denn nicht einmal die Preise? Zwanzig Lire sind eine Menge Geld für einen Vecchianer Ölbauern."

Die Männer zuckten phlegmatisch die Schultern, und die Weiber lachten und kreischten durcheinander. Die Feier war doch da, daß sie sich amüsierten, sollten sie statt dessen arbeiten, und gar noch besondere Anstrengungen machen? — Die neue Zeit kam ja doch von selber zu ihnen, sie hatten sie nicht gerufen, sie brauchten auch nicht mehr Licht in den Straßen, sie fanden sich zurecht. Erst wollten sie überhaupt sehen, ob ihnen diese neue Zeit behagen würde. Sie ruderten und fischten, gruben und hackten, sie wuschen, kochten ihre Polenta und putzten die Kupferkessel unverdrossen, das war ihre Arbeit, aber das andere ... Ja, wenn es noch ein Kirchenfest wäre ... Und sie standen und sahen stundenlang geduldig den geheimnisvollen Vorbereitungen zu, die auf einer vor dem Hafen verankerten großen Barke für das Feuerwerk am Abend getroffen wurden. Darauf gingen sie heim und putzten sich und waren ganz stolz, denn in ihrer Kleidung hatte die neue Zeit längst ihren Einzug gehalten. Da war keine Spur mehr von der alten malerischen Tracht! Die Vecchianer im Sonntagsstaat hätten ebensogut norddeutsche Kleinstädter sein können, nur daß die stumpfen, gleichgültigen Farben ihrer Gewänder nicht zu den bronzefarbenen, scharfgeschnittenen Gesichtern und den heißen schwarzen Augen der Frauen paßten und die langschleppigen Röcke und faltigen Blusen ihren hageren Figuren mit den langen geraden Taillen selbst bei properstem Aussehen etwas Tröblerhaftes gaben.

Um Schlag vierzehn stand Francesco an der Spitze seiner Kapelle bereit zum Marsch nach dem Kirchplatz, wo die Volksbelustigungen stattfinden sollten. Er trug einen grüngrau gestreiften Anzug, den Saum der weiten Beinkleider hochgeklappt, damit man die braunen Strümpfe in den weißen Sportschuhen sähe, ein blau gemustertes Oberhemd mit kühner roter Krawatte und hohem steifen Leinenkragen, dazu den schwarzen Schlapphut schief auf das linke Ohr gerückt und die unvermeidliche Blume im Knopfloch, halb Dandy, halb Brigant. Sein verwittertes Banditengesicht glänzte vor Selbstzufriedenheit und Wichtigkeit, den Taktstock schwang er wie ein Krieger sein Schwert.

Mit Pauken und Trompeten nach dem Kirchplatz, ganz Vecchiana hinterdrein — o Gott! man sah wieder einmal, wie unvernünftig viele Kinder es hatte, aber sie waren wirklich fast alle gewaschen. Um den Klettermast war ein Gedränge, aber so sehr die in schwindelnder Höhe hängenden Würste, Flaschen, Kästchen, das Päckchen mit Geld, das rote Tuch lockten, die Beteiligung am Wettbewerb war nicht groß. Eine solche Anstrengung bei dieser Hitze! Und sie hatten den Mast auch wirklich gar zu reichlich mit Seife eingeschmiert.

Ein halbes Dutzend junger Leute unternahm den Versuch, die Schätze zu erringen. Der kleine, fixe Beppo allen voran, aber das war ja unmöglich, den aalglatten Stamm in die Höhe zu klettern. Da gab ihnen ihre Verschmitztheit einen guten Rat ein. Schnell entschlossen machten sie gemeinsame Sache: einer stieg immer auf die Schultern des anderen, und der Letzte nahm eine Tasche voll Sand mit hinauf. Aber einer riß dem anderen das Hemd entzwei, trat ihm blaue Flecken auf die Schultern, zerzauste ihm das Haar, bis sie aussahen, als ob sie aus einer Rauferei kämen. Der Unterste, ein stämmiger Bursche, bog sich unter der Last wie eine Gerte, er hielt sie gerade so lange aus, bis der Oberste fast an der Spitze

angelangt war, dann knickte er völlig zusammen und die ganze Menschenpyramide mit ihm. Der Versuch mußte von neuem unternommen werden. Die Umstehenden kreischten vor Vergnügen.

Auf der Mauer eines Weingartens saß eine ganze Garnitur halbwüchsiger Jungen, sie aßen Feigen, baumelten mit den Beinen und amüsierten sich köstlich beim Zusehen — es fiel ihnen gar nicht ein, mitzutun.

Dann das Topfschlagen! Hoch an einen Quermast hatte man irdene Kessel angehängt und sie perfiderweise heimlich mit Wasser gefüllt. Der kleine Beppo war wieder der Fixeste, Erste, der sich die Augen verbinden ließ. Vorsichtig fühlte er mit dem Stock in der Luft umher. Da — da hatte er einen der Kessel erwischt — nun gut gezielt — ausgeholt — ratsch! — die Scherben polterten herab, aber zu gleicher Zeit auch ein Wasserbad über den armen Beppo. — Macht nichts! ein Fünf-Lire-Schein war sein, und nicht einmal ein schmutziger, geflickter, sondern ein funkelnagelneuer, wie er noch nie im Leben einen in Händen gehabt hatte.

Potztausend! ließ sich da nicht eben auch Geronimo, der Graukopf, das Tuch um die Augen binden? Der alte Säufer! Wahrhaftig — um seinen Weingroschen auf bequeme Weise zu ergattern. Sonst lag er um diese Zeit lieber im Schatten nnd schlief. Aber er schlug nur ein Loch in den Kessel, erhielt sein Wasserbad, doch keinen Preis. Vecchiana war außer sich vor Vergnügen.

Und dann erst der horizontale Klettermast über dem Wasser! Wie sie hineinplumpsten, prusteten und, sich schüttelnd, wie gebadete Katzen wieder herauskamen — so gelacht hatte man überhaupt in seinem ganzen Leben noch nicht.

Endlich das Konzert auf der Piazza am Hafen. Francesco triumphierte, bisher hatte alles wunderbar geklappt. Und nun ließ er seine Banda losschmettern, daß die Weingläser in der Osteria aneinanderklirrten.

Es wurde dunkel, bläuliche Schatten umhüllten die Berge, und die untergehende Sonne warf noch einen blutroten Schein über die höchsten Spitzen, daß sie wie im Feuer erglühten.

Nun war der große Augenblick gekommen, in dem das neue Licht aufflammen sollte, die neue Zeit.

Der Sindaco gab das Zeichen, ringsum tiefes, erwartungsvolles Schweigen, unwillkürlich hielt man den Atem an. Francescos Herzschlag stockte, er fieberte förmlich — wird es? — wird es? — da — ein Aufzucken, ein Blitz — evviva! — evviva! — es war da, das Licht, die Aufklärung, die Freiheit — angebrochen die von Francesco, dem Weisen, prophezeite goldene Zukunft. Der ganze Hafen in strahlende Helle getaucht, greller als der Sonnenschein am Mittag.

Ein staunendes Ah! wie aus einem Munde, dann ein brausendes Durcheinander, Schwatzen, Lachen, Schreien — aber über allem Getöse sieghaft die Klänge des Tusches, die Francescos Kapelle mit voller Lungenkraft in die Welt blies zur jubelnden Begrüßung der neuen Zeit.

Schwarz wie Tinte war das Wasser in dem scharfen Licht. Ein Erzittern ging im leisen Abendwind über die Oberfläche, und die Barken und Lastschiffe im Hafen neigten sich leise hin und her, als ob sie in erstauntem Flüstern einander zuraunten.

Hell war das Licht, aber auch grell, kalt und erbarmungslos.

Daß die Marietta schon so viele Falten im Gesicht hatte, wer hätte das gedacht! Und selbst im hellen Sonnenschein zeigte das Haar Filippos nicht so viele weiße Fäden wie in dem neuen Licht. Die Giulietta stieß die Mutter Fornari an: „Guckt, wie fadenscheinig der Rock der Veronika ist! und sie will doch immer die Vornehme herausbeißen, weil sie aus Milano ist! — Und der Bengel, der Tonio, hat sich wahrhaftig wieder die Ohren nicht gewaschen."

Luigi, der barcaiuolo, stand im Gedränge und hielt verstohlen sein Mädchen an der Hand. „Oh! das feine rote Tuch von der Rosina!" flüsterte sie plötzlich, ihm erregt die Finger pressend. „Oh, wie herrlich es leuchtet in dem schönen Licht! Ein solches Tuch mußt du mir auch kaufen, Luigi." — „Natürlich!" denkt Luigi. Hatte er nicht gleich gewußt, daß der Teufel das neue Licht erfunden hat?

Die Vecchianer guckten einander an, als ob sie sich das erstemal sähen. Und sie sahen sich auch wirklich das erstemal so — in dem neuen Licht der Nüchternheit und Illusionslosigkeit, dem Licht der Kritik. — Und sie blickten nach ihren Häusern hinüber und fanden da Risse, die sie vorher nicht gesehen hatten, und Fensterläden, die schief in den Angeln hingen, abbröckelnden Putz und unsaubere Winkel, und der zerrissene Kinderrock, der da von der Galerie zum Trocknen herabhing und im Trubel des Tages vergessen worden war, trug auch nicht zur Verschönerung der Aussicht bei.

Und sie blickten sich wieder an, ein bißchen scheu und verlegen, und ein bißchen ratlos, und der und jener kratzte sich hinter dem Ohr, und die Frauen dachten, daß des Scheuerns und Putzens wohl kein Ende mehr sein würde, wenn dies Licht erst in ihren Wohnungen brannte — und recht wohl war keinem dabei.

Doch da war keine Zeit, sich trüben Zukunftsgedanken hinzugeben, denn eben stieg zischend die Rakete von der Barke in die Höh', die das Nahen des befreundeten Schiffes verkündete. Francesco warf sich in Positur. Die Hand mit dem Taktstock erhoben, die Augen fest auf den Burschen gerichtet, der mit einem Tuch das Zeichen zum Einsetzen der Nationalhymne geben sollte.

Da — schneller als man denken konnte, plötzlich ringsum rabenschwarze Finsternis, so undurchdringlich, wie immer die Nacht erscheint, wenn man aus strahlender Helle unvermittelt in sie hinaustritt.

„Diavolo!" Francesco springt umher, wie von der Tarantel gestochen. Diese Perfidie, diese Gemeinheit! Gerade jetzt im feierlichsten Moment, der den Höhepunkt des ganzen Tages bilden sollte, jetzt, da den Nachbarn triumphierend der Fortschritt des aufstrebenden Vecchiana vor die neidischen Augen geführt werden sollte, jetzt versagt der Hauptfaktor dabei, das Licht. Das Fest hatte alle Würde, alle Berechtigung verloren. Kann man den Beginn einer neuen, verheißungsvollen Zeit denn in einer Finsternis feiern, in der einer kaum den andern sieht? — Er tobt, er flucht das ganze umfangreiche Register südlicher Liebenswürdigkeit herunter. Die zum Empfang der Gäste bereitstehenden Honoratioren des Ortes, der Sindaco an der Spitze, rennen und schwatzen ratlos durcheinander, das Volk summt aufgeregt wie ein gestörter Bienenschwarm.

„Das ist die neue Zeit!" höhnt der lahme Ceppi. „Glaubt nur dem windigen Schuster — die neue Zeit!"

Viel dunkler ist der Hafen als sonst, wenn die paar Azetylenlampen brannten, und der Himmel von Wolken bedeckt. In dieser Finsternis kann das Schiff nicht einmal landen. Oh die Schmach!

„Lampen herbei!"

Als ob das das Kriegsgeschrei zum Ausbruch eines fürchterlichen Schlachtgetümmels gewesen wäre, erhebt sich in demselben Moment ein ohrbetäubendes Geprassel, Gezisch, Geknatter, ganze Salven von Schüssen erdröhnen, Kanonenschläge donnern dazwischen. Auf dem See hat sich ein Feuerkrater aufgetan und speit ununterbrochen mit wahnsinnigem Getöse eine feurige Lohe um sich. Zu Milliarden spritzen die Funken umher, Leuchtkugeln sprühen hoch hinauf zum Himmel und stürzen sich zischend ins Wasser. Der ganze Hafen erstrahlt wieder in Tageshelle, aber er ist leer gefegt von Menschen. Schreiend, zeternd, ihre Kinder mit sich reißend, sind die Vechianer in die Häuser und Gassen geflüchtet.

Die Hölle ist los! Nichts anderes können sie sich vorstellen, und da ist mancher, der meint, das sei das gerechte Strafgericht, weil man den prete aus der neuen Zeit verbannen wollte. Selbst der Sindaco hat das Hasenpanier ergriffen, nur Francesco steht wie vom Schlage gerührt und starrt auf das Phänomen. Es dauert eine Weile, bis er und die anderen begreifen, daß drüben auf der Barke durch irgendein Versehen, wahrscheinlich infolge der plötzlich eingetretenen Dunkelheit, das gesamte Feuerwerk explodiert ist. Sämtliche Sonnen, Feuerräder, Fontänen, Raketen, Kanonenschläge sind fast zu gleicher Zeit in die Luft geflogen, für fünfhundert Lire Pulver unnütz verpufft, und es ist noch ein Wunder, daß die Leute auf der Barke mit dem Leben davongekommen sind.

Francesco steht in der wieder eingetretenen Finsternis mit wild rollenden Augen, fuchtelt mit dem Taktstock um sich und möchte sich die Haare raufen. Um den ganzen Effekt ist Vechianas großes Fest gebracht. Er empfindet es wie eine persönliche Kränkung. Was geht es jetzt ihn noch an, daß das elektrische Licht endlich wieder brennt und das Schiff nun doch noch einfährt, Begrüßungen und Beglückwünschungen ausgetauscht werden — der Nimbus ist dahin und mit ihm alle Wirkung, wie bei einem Witz, dem die Pointe verdorben wird. Er ist erfahren genug, um zu wissen, daß für immer mit diesem Fest etwas Lächerliches für Vechiana gegenüber den Nachbarn verknüpft sein wird, und daß seine Mitbürger ihm, dem Apostel der „neuen Zeit", dem Volksredner und Hans in allen Gassen, die Schuld an dem Fiasco zuschreiben werden.

Und plötzlich fällt ihm mit siedendheißem Schreck der Preiskorso ein. Per bacco! wenn da noch im letzten Augenblick einem der verrückte Gedanke gekommen wäre, durch Anbaumeln von ein paar Papierlaternen sich einen billigen Preis zu holen — die Vechianer nahmen gern Geld, wenn es ohne besondere Mühe geschehen konnte. Wenn ihm nur diese letzte Beschämung eines mißglückten Korso vor den anderen erspart bliebe.

Voll schlimmer Ahnungen läuft er den See entlang nach der Bucht, von wo aus der Korso beginnen sollte, um vorzubeugen — aber ... „Himmelkreuzsapperment!" — da hat die „serenata veneziana" bereits ihren Anfang genom-

men — die „serenata veneziana“ mit einem einzigen Boot — und das ist obenein sein Boot.

Wahr ist's, es ist ganz allerliebst geschmückt mit Lampions, grünen Zweigen und Papierfähnchen, was eben in der Eile irgend zu ermöglichen war, und von einem, der so etwas versteht, ist's geschehen. Der deutsche Maler hat es noch rasch für seinen Padrone getan, denn im Grunde ist der Francesco ein ganz guter Kerl, nur ein bißchen Phantast. Und so segelt er, hoffend, daß andere ihm folgen werden, stolz und einsam mit der geschmückten Barke vor der gesamten Volksmenge am Hafen vorbei und weiß im ersten Augenblick selber nicht, was das dröhnende Gelächter bedeutet, das ihm entgegenschallt, bis er, die Komik der Situation begreifend, selber mit einstimmt. Ist das auch ein Symbol für die neue Zeit, dies Höllengelächter?

Francesco lacht nicht. Er rast innerlich und schwört, dem vermaledeiten pittore den Hals umzudrehen. Er fühlt sich verkannt, entwürdigt, blamiert, in den heiligsten Gefühlen verletzt, und um sich selber zu betäuben, läßt er die Banda aufspielen, daß alles ringsum dröhnt und zittert und schadenfrohes Gelächter und Wut und Ärger und alles von Blech und Kalbfell übertost und erstickt wird.

Und nun beginnt eine allgemeine ausgelassene Lustigkeit. Man zieht in die Alberghi und Osterien, singt und tanzt und trinkt den guten, billigen Landwein — er wird hoffentlich nicht teurer und schlechter werden in der neuen Zeit, Francesco! — und kümmert sich den Kuckuck um diese neue Zeit. Wozu auch, da es sich in der alten so wunderschön und bequem leben läßt? Sie sind an ihre Dürftigkeit gewöhnt, genügsam, sehr genügsam in ihren Ansprüchen, und der Schmutz, von dem ihnen Francesco so viel vorerzählt, stört auch keinen von ihnen. Man hat sich vor der neuen Zeit heimlich gefürchtet und ist froh, daß einstweilen doch wohl noch alles beim alten bleiben wird. Und wie ausgelassene Kinder feiern sie gerade das Gegenteil von dem, was Francesco beabsichtigt und erwartet hat.

Und am anderen Morgen kommen die Arbeiter vom Elektrizitätswerk und entfernen wieder die Glühbirnen und lassen nur eben die notwendigsten am Hafen bestehen. Mit der Beleuchtungsanlage in den Straßen hat es noch gute Weile, so schnell geht das alles nicht, wie der verrückte Schuster es sich in seiner Überspanntheit ausgemalt hat.

Es ist einstweilen nicht viel heller auf der piazetta als ehedem, wenn die Vecchianer die Ankunft des Abenddampfers erwarten. Auch sonst ist alles beim alten. Der Luigi küßt sein Mädel weiter im finstern Torweg, der deutsche Maler braucht um Rembrandtsche Lichteffekte nicht zu sorgen, Francesco sitzt noch immer mitten auf der Straße an seinem Schustertisch, haut noch wütender auf den Leisten und hält noch längere Volksreden, und wenn einmal kein totes Huhn im Winkel liegt, so ist's vielleicht eine tote Katze. Aber das ist ja gleichgültig! Epidemien brechen darum doch nicht aus, und wenn ja einmal einer krank wird, geht er zur alten Ghita und läßt sich Sympathiemittel geben oder stiftet seinem Heiligen eine Weihegabe, und falls er darüber sterben sollte, so ist's ihm eben so bestimmt gewesen.

Die „neue Zeit“ ist an jenem Abend nicht aufgegangen über Vecchiana. „Weil das Licht im entscheidenden Moment versagt hat“, behauptet Francesco

und fährt empor, wenn der pittore ihm klarmachen will, daß die Menschen nun einmal doch nicht zu ihrem Glück zu prügeln sind und eine neue Zeit sich mit sämtlichen Blechinstrumenten seiner Kapelle nicht ins Land hineinblasen läßt.

Vecchiana kümmert sich weder um die Ansicht des einen noch des andern. Die Männer fischen und rudern, wenn das Wetter günstig dafür ist und sie Lust dazu haben, oder sie rauchen und trinken ihren Nostraner; die Frauen waschen und putzen ihre Kupferkessel am See, auch wenn das Wetter nicht günstig ist, denn zu keiner Zeit und Gelegenheit schwatzt es sich besser als dabei; die jungen Mädel gehen in die Stadt in den Dienst, noch lieber aber in die Fabrik im Nachbarort, und die jungen Männer nach Amerika auf Arbeit, weil sie da mehr Geld verdienen, und wenn sie allesamt auch unklar empfinden, daß sie ein bißchen mehr Helligkeit in ihren dunklen Gassen und Häusern brauchen könnten, so wollen sie doch lieber in ihrer Dunkelheit bleiben als ein Licht haben, das gerade dann verlöscht, wenn es am nötigsten gebraucht wird.

Francesco hat aufgehört zu hoffen, daß eine Zeit der Aufklärung und Freiheit für die Vecchianer kommen wird. Aber während er seine gallig bitteren Volksreden hält, entsteht ganz still und fast unbeachtet draußen vor dem Dorf, wo Luft und Licht freien Zutritt haben, ein freundliches, sauberes Gebäude mit weißen Wänden, hohen, hellen Zimmern und vielen Fenstern — ein Schulhaus — und das ist die „neue Zeit".



Tote Heimat · Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

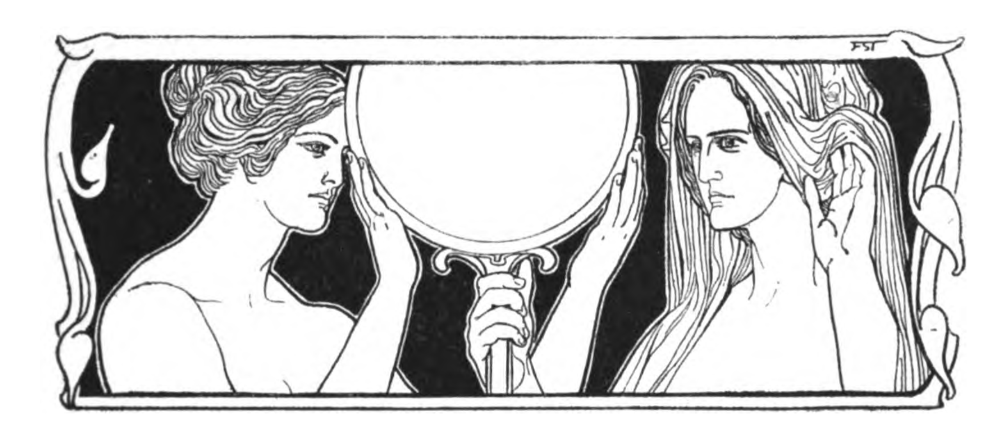
In Loccum klingt der Klosterglocke Klang
Und weckt die Schläfer in der Krypta Tiefen,
Ein Regen klopft an Gras und Grüfte lang
Und lockt herauf, die drunten traumlos schliefen.

Durchs scharfe Kirchhofgras schleift ihr Gewand
Im nassen Dämmernebel auf die Heide, —
Das Land umher war ihres Stammes Land,
— Wie segnend streift ihr Finger das Getreide.

Und wo im Grau träumt das Steinhuder Meer
In Trümmern alter Treu und alten Rechtes,
Suchen die Schatten klagend hin und her
Die alte Heimat unseres Geschlechtes.

Die großen Moore brau'n und rauchen rund,
Der Kiebitz taumelt pfeifend in den Lüften,
Und irgendwo schläft tief im schwarzen Grund
Die tote Heimat in vergeßnen Grüften.





Langfuhr

Von Carl von Wartenberg

Es ist sehr begreiflich, wenn die Politiker dem, ich möchte sagen, beruflichen Werdegang des deutschen Kronprinzen ein besonders reges Interesse entgegenbringen. Denn wird er dereinst Kaiser, so steht ihm ungeachtet der Grenzen, die seiner Machtvollkommenheit durch die Verfassungen des Reiches und des Königreichs Preußen gezogen sind, ein ungewöhnlich großer Einfluß auf Gegenwart und Zukunft beider staatlichen Gemeinwesen zu. Ja, was das Heer betrifft, so ist hier dieser Einfluß sogar allein entscheidend. Im Kriege hat der Kaiser den Oberbefehl über die gesamten deutschen Streitkräfte. Im Frieden ist er, von einigen wenigen Kontingenten abgesehen, denen bei der Bildung des Reiches noch ein eigener Kriegsherr, ein eigenes Kriegsministerium und zum Teil auch noch ein eigenes Beförderungsrecht eingeräumt worden waren, Selbstherrscher über alles, was im Soldatenrock steckt oder sonst zum Heere gehört. Kein Handtuch, kein Putzlappen darf beschafft, keine neue Waffe, keine neue Taktik eingeführt, kein Knopf an der Uniform abgeändert, kein Offizier ernannt oder aus dem Dienst entlassen, kein Angeklagter von einem höheren Militärgericht endgültig verurteilt oder freigesprochen, die angegriffene Ehre niemandes wiederhergestellt werden, wenn der Kaiser als Inhaber der Kommandogewalt dagegen ist. Schwindel kann den Politiker ergreifen, wenn er versucht, sich die ungeheure Machtfülle vorzustellen, die in den Händen dieses Herrschers liegt. Von dem „beruflichen“ Werdegang des deutschen Kronprinzen läßt sich aber mit Recht auf den Gebrauch schließen, den er als Kaiser von dieser Machtfülle machen wird.

Offen gesagt, bisher hat der berufliche Werdegang des hohen Herrn alle diejenigen nicht befriedigen können, die es mit dem Reiche und mit Preußen aufrichtig meinen. Als er sich nach Beendigung seines Aufenthaltes in Bonn vom Rektor der Universität verabschiedete, gestand er mit anerkennenswertem Freimut, daß es zu einem ernsten Studium nicht hätte kommen können, da Pflichten der Repräsentation ihn zu häufig aus den Hörsälen und von den Büchern weggeholt hätten. Nun, aufmerksamen Beobachtern will es scheinen, als wenn die Pflichten der Repräsen-

tation und außerdem noch beständiges Reisen den Kronprinzen auch weiter viel zu häufig an der doch unerläßlichen intensiven Vorbereitung auf das spätere schwere, verantwortungsvolle Amt gehindert haben. Und namentlich den alten, erfahrenen Militärs will die Art nicht gefallen, in der der hohe Herr sich im Heeresdienst bis heute hat betätigen können. Sie wissen, daß ein selbstherrlicher Inhaber der Kommandogewalt, der im Heerwesen nicht genügend zu Hause ist, unendlich viel Unheil anrichten kann.

Fast bei allen Waffen hat der Kronprinz bereits Dienst getan. Bald war er zur Infanterie, bald zur Kavallerie, bald zur Artillerie kommandiert. Aber auch die Prinzen von Geblüt fallen nicht als Meister vom Himmel. Auch sie können sich wirkliche Kenntnisse nicht erwerben, wirkliche Fertigkeiten nicht aneignen, wenn es ihnen unmöglich gemacht wird, sich dem Dienste mit Ernst und Ausdauer zu widmen. Und daß des Kronprinzen Verweilen bei jeder der drei aufgeführten Waffen nur sehr flüchtig gewesen ist, das ergab sich schon aus den loyalen Zeitungen und illustrierten Blättern, die mit einer geradezu aufdringlichen Gewissenhaftigkeit über jede von ihm unternommene Reise oder Jagd, über jedes Tennis- oder Polo- oder Golfspiel, an dem er sich beteiligt hat, zu berichten pflegen.

Sehr bedenklich erscheint den alten erfahrenen Militärs aber auch der Umstand, daß der Kronprinz bisher nur in Berlin und Potsdam Dienst getan hat, und auch hier nur in den vornehmsten Regimentern. In diesen pflegt dank der ausgezeichneten wirtschaftlichen Lage der Offiziere und zum größeren Teile auch der Mannschaften alles ohne lästige Reibungen abzugehen, lassen sich Spuren eines Kampfes ums Dasein beim besten Willen nicht entdecken, machen sich nicht einmal die Schattenseiten des Wettbewerbs bemerkbar, weil es einen solchen hier nicht gibt. Männer von hoher Geburt und mit stets gut gefüllter Börse wissen sich in der Regel von Ehrgeiz frei. Demnach hat der Kronprinz in Berlin und Potsdam nur die glänzenden Seiten des militärischen Lebens kennen lernen können. Was liegt da näher als die Befürchtung, der hohe Herr könnte bisher gänzlich schiefe Vorstellungen vom militärischen Leben überhaupt und namentlich von den Bedingungen erhalten haben, unter denen die Angehörigen unseres Heeres im allgemeinen ihr Dasein fristen? Nach der Ansicht der erfahrenen Militärs gehört der Kronprinz dorthin, wo die Schwierigkeiten sich zu häufen pflegen, wo schon aus örtlichen Ursachen die dienstlichen Aufgaben nur mit äußerster Anstrengung erfüllt werden können, wo schroffe, unzugängliche Vorgesetzte hingenommen werden müssen, wo es nicht leicht ist, sich mit den eigenen Leistungen gegenüber denjenigen rücksichtsloser Streber zu behaupten, wo es nur hervorragend befähigten Kommandeuren gelingt, die großen Gegensätze auszugleichen, die beständig in die Offizierkorps durch die Ungleichheit der wirtschaftlichen Lage der einzelnen hineingetragen werden. In der Provinz hätte der Kronprinz Dienst tun müssen, und zwar in einer von jenen Garnisonen an der Ost- und Westgrenze, in denen die irdischen Freuden dem Sterblichen und vor allen den Militärs nur sehr spärlich zugemessen werden. Hier hätte ihm der ganze Ernst, die fast erdrückende Schwere des militärischen Berufs zum Bewußtsein kommen und damit sein militärisches Urteil eine gesunde Grundlage erhalten können.

Am Altar von Dreizehnlinden F. Hoffmann-Fallersleben

Nun wird man sicherlich sagen, das Versäumte werde ja in nächster Zeit nachgeholt werden. Es steht freilich fest, daß der Kronprinz nach den diesjährigen großen Manövern zur Übernahme des Kommandos über ein Regiment in die Provinz versetzt werden wird. Indessen Langfuhr, seine zukünftige Garnison, liegt nicht an der Grenze, sondern stößt unmittelbar an Danzig, und Danzig ist eine Perle unter unseren schönsten Städten der Provinz. Das Regiment aber, das der Kronprinz kommandieren soll, ist ein von jeher in jeder Hinsicht bevorzugtes Kavallerieregiment, das sich in seinem Offizierkorps und in seinen dienstlichen wie außerdienstlichen Verhältnissen kaum von den Garde-Kavallerieregimentern in Potsdam und Berlin unterscheidet. Um sich das militärische Milieu zu vergegenwärtigen, in das der fürstliche Kommandeur in Langfuhr treten wird, braucht man nur an das dortige Offizierkasino, das nach seiner Fertigstellung vor wenigen Jahren wegen seiner ungewöhnlichen Pracht in allen illustrierten Blättern abgebildet war, wie daran zu denken, daß das Regiment mit einem anderen Kavallerieregiment unlängst neue, vollkommen modern eingerichtete Kasernen bezogen hat. Auch in Langfuhr werden in keiner Hinsicht Schwierigkeiten zu überwinden sein. Und als wenn unter allen Umständen dem vorgebeugt werden soll, daß sich die unfreundliche Wirklichkeit jemals an den Kronprinzen heranwagt, ist man schon längst dabei, jedem Ding, mit dem er in Berührung kommen könnte, ein möglichst glänzendes Aussehen zu geben, in gewissem Sinne ihm auch Potemkinsche Dörfer aufzubauen.

Unmöglich darf der Kronprinz als Regimentskommandeur in einem Geschäftszimmer verkehren, dessen Tapeten nicht mehr ganz frisch sind, unmöglich darf er Mannschaftsstuben betreten, in denen Tische mit abgeschrubberten Platten stehen. Die Garnisonverwaltung hat angeordnet, daß das Geschäftszimmer neu tapeziert und die alten Tische durch ganz neue ersetzt werden. Die Zeiten sind eben dahin, wo noch angesichts der Forderungen des Königlichen Dienstes alle Unterschiede des Standes schwanden. Wehmütig erinnern sich die Offiziere der alten Schule jenes Kommandeurs eines Regiments der preußischen Garde-Infanterie, der einem seiner Hauptleute gewaltig den Text las, weil er bei einem Besuche im Schlosse zu Charlottenburg zufällig hatte feststellen können, daß dieser Hauptmann dem Burschen einer beim Regiment als Stabsoffizier stehenden Hoheit anstatt der vorgeschriebenen vierten die weit bessere dritte Hose gegeben hatte. Und mit der Garnisonverwaltung wetteiferten die städtischen Behörden. Wo nur etwas der Auffrischung zu bedürfen schien, gingen sie sofort ans Werk. Sogar alte, wenig benutzte Wege in dem an Langfuhr grenzenden Walde von Oliva sollten aufs gründlichste ausgebessert werden für den Fall, daß der Kronprinz sie einmal auf einem Spaziergang oder Spazierritt betritt. Auch im wörtlichen Sinne wollte man dem späteren Kaiser und König die Wege ebnen, soweit es in der Möglichkeit loyaler und strebsamer Untertanen liegt.

Nein, auch in Langfuhr wird das Versäumte nicht nachgeholt werden. Auch dort wird der Kronprinz die Rauheit des militärischen Lebens nicht kennen lernen. Auch dort wird sich alles eben so angenehm wie in Berlin und Potsdam abspielen und die für ihn, den späteren Kaiser und Inhaber der Kommandogewalt über das Heer, unerläßliche Erweiterung und Vertiefung seines Urteils nicht erreichen lassen.

Die offiziöse und loyale Presse hat aber den Entschluß, den Kronprinzen in die Provinz zu versetzen, nicht genug preisen können und dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß er erst nach reiflicher Überlegung und vor allem nach Anhörung mehrerer Ratgeber gefaßt worden sei. Auf keinen Fall stammten jedoch diese Ratgeber aus der alten Schule, die die Ansicht vertrat, daß Urteil und Charakter nur im Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit gedeihen.



Die erstorbene Stadt · Von Grete Massé

Dies muß der Marktplatz sein! Auch hier kein Laut
Und doch ein Duft von Rosen in den Lüften.
Verwundert habe ich mich umgeschaut.
Ein Rosenduft und doch ein Duft, wie Grüften
Er wohl entsteigt. Viel schmale Gassen zweigen
Nach allen Seiten winkelig sich ab.
Wie sorgsam ich auch späh' hinauf, hinab,
In keiner Tür will sich ein Antlitz zeigen.

Nur hier am Marktplatz Volk, als ob aus Haus
Und Tor gestürzt wär', was nicht noch gefangen
Im Schlaf geruht, und alle sehen aus,
Als wär' an sie derselbe Ruf ergangen.
Ein ehernes Standbild, dessen strenge Züge
Die Gottheit künden, ragt geschmückt, bekränzt,
Und an dem Brunnen, drin das Wasser glänzt,
Erheben Mägde die gefüllten Krüge.

Die breiten, kühlen Rathaustreppen steigt
Hinab ein Ratsherr, hinter ihm sein Schreiber.
Nah ein Gespann, des Lenker halb, geneigt
Im Schrecken, vorwärts auf der Rosse Leiber
Zu sinken scheint. Auf eines Hauses Schwelle
Sitzt eine junge Mutter, die ihr Kind
Im Schoße hält, und Markt und Menschen sind
Beleuchtet von des Morgens goldener Helle.

Doch alle stehn erstarrt und können nicht
Den Fuß und nicht die tote Hand erheben.
Bewegungslos wie Stein ist ihr Gesicht.'
Doch ihrer Wangen Farben täuscht ein Leben
Noch freundlich vor, das lange schon entwichen.
Ihr Körper und ihr Kleid ist kalt wie Eis,
Erschauernd spürt' ich's, als ich tastend, leis
Ob eines Händlers steifen Arm gestrichen.

Was stehn sie hier noch, die der Tod betrog,
Verdammt, den ewigen Schlummer nicht zu halten?
Was stehn sie hier, als ob der Odem zog
Noch eben durch der blühenden Lippen Spalten?
Welch schrecklichen Gesetzes finsterer Wille
Hält noch die Form im Bann, die lang dem Staub
Verfallen war, die wieder schon als Laub
Und Ähre wachsen müßt' in Sommerstille?

Welch Grauen schlug um sie das dunkle Tuch,
Eng, daß im Munde Wort und Hauch erstickte?
Erscholl vor ihnen jener zornige Fluch,
Den nach der Herr den ersten Menschen schickte?
Barst auf die Erde, daß die armen Augen
Der hockenden Verwesung Antlitz sahn?
Ward ihnen schroff der Himmel aufgetan
Mit Wundern, die nicht für die Erde taugen?

Ob Übermaß von Qualen oder Glück,
Es war zu viel, zu schwer, um es zu tragen.
Mich packt ein Schauder! Nur zurück, zurück,
Wo Frohe jubeln, wo Betrübte klagen.
Wo meine Hand, die starr vom Duft der Kühle,
Ergreift ein Mensch, wo Menschenaug' Geleucht
Mit warmem Strahl den Zauberschlaf verscheucht,
Den ich schon lähmend auf den Wimpern fühle.





Portal in Corvey (Ölstudie) F. Hoffmann-Fallersleben

Schloß Corvey

Von Joachim Hoffmann-Fallersleben d. J.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.

Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

Dingelstedt

Ein silberschimmerndes, breites Band, mit bergig bewaldeten Ufern mit freundlichen Städten und Dörfern und mancher Burg verwittert stolzen Mauern, so zieht die Weser durch das Land. Still und friedlich, von vielen gekannt und doch einsam in ernster Weltabgeschiedenheit. Aber wen sein Weg an ihre Ufer führt, der lernt sie lieben, und lange vermag er nicht zu vergessen, was er geschaut.

Der Wolken eilende Wanderfahrt, des Wassers geschwätziges Fließen, der Berge drohende Majestät und der Wiesen unheimlich märchenhaft Nebelbrauen.

Und der Wälder sinnende Vergessenheit. Wir wandern hin, Zwiesprach' haltend mit dem vaterländischen Boden, auf dem sich so viele Kämpfe abgespielt: wo die Sachsenkriege Karls des Großen getobt, wo Tillys Scharen mordbrennerisch gewütet und die französischen Banden zur Zeit Friedrichs des Großen und Napo-

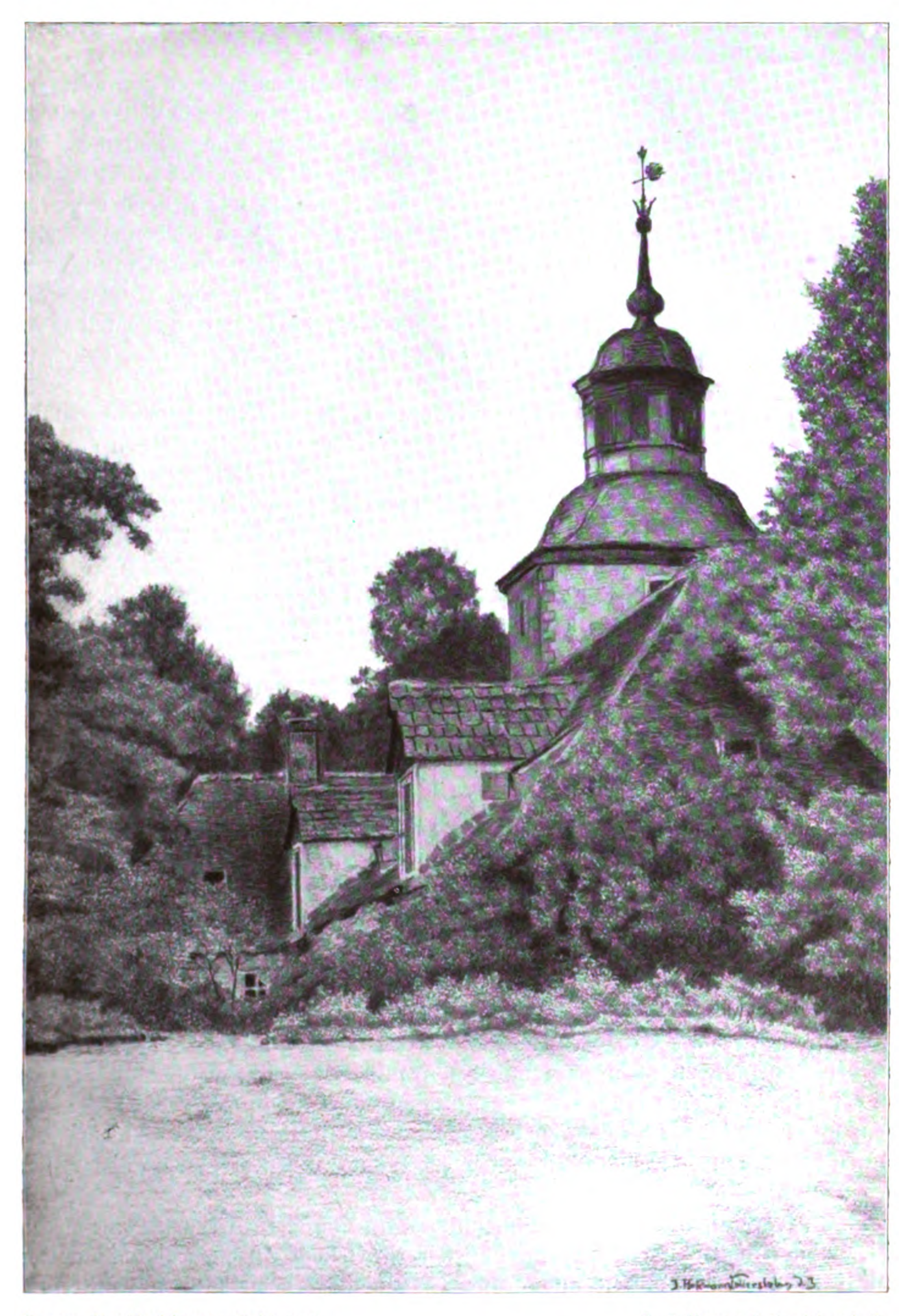
leons gehaust. Ein Sehnen wird in uns wach nach etwas Großem, unfaßbar Schönem, nach dem ruhigen Frieden der Seele, den wir alle suchen, und den nur so selten ein Glücklicher zu finden vermag.

Auch sie waren Suchende, die Mönche, die vor 1100 Jahren hier das Kloster Corvey gründeten. Es war eine Kolonie des von Balthild, der Gemahlin Chlodwigs II., im Jahre 664 gegründeten Klosters Corbie a. d. Somme und verdankte seine Entstehung dem Abte Adalhart dem Älteren und seinem Bruder Wala. 815 kamen von dort die ersten Mönche unter Theodrad nach der Weser und siedelten sich in Neuhaus im Sollinger Walde, unweit der Stadt Uslar, an. Aber ihres Bleibens war dort nicht lange. Die unwirtliche Gegend, die tiefe Abgeschlossenheit, in der sie zu leben gezwungen, die großen Anstrengungen, denen sie ausgesetzt waren, veranlaßten sie, von neuem zu suchen. Karl der Große wies ihnen einen Platz in der Nähe der Villa Huxori, dem heutigen Höxter, und unter der Regierung seines Sohnes, Ludwigs des Frommen, fand im Jahre 822 die Übersiedelung statt. Das Kloster wurde dem heiligen Stephan geweiht und erhielt vom Kaiser die Rechte der freien Abtswahl, Königsschutz und Immunität. In fruchtbarer Gegend gelegen, durch Schenkungen reich und mächtig geworden, blühte es rasch auf, und unter den sächsischen Kaisern erreichte es sein höchstes Ansehen. Eine ungemein rege literarische Tätigkeit begründete Corveys Weltenruhm. Der erste seiner Schriftsteller ist Widukind von Corvey, dessen wunderlich poetische Gesänge von Ermanfrid und Irine noch heute ihren stillen Zauber auf den Leser ausüben. Bekannt ist, daß wir die Erhaltung der ersten fünf Bücher der Annalen des Tacitus und die des Codex argenteus dem Fleiße der Corveyer Mönche verdanken. Keine Geschichte nennt uns der Schreiber Namen, doch ihre Werke leben noch heute fort und werden für alle Zeiten ihren Wert behalten.

Jahrhunderte kamen und gingen. Der Wald trat zurück, Felder und Wiesen breiteten sich im Tale, freundliche Dörfer spiegelten sich in den Weserfluten, und in den Abendstunden klangen rufend Hunderte frommer Glocken auf. Weit über Deutschlands Grenzen drang Corveys Ruhm als lehrende und gelehrte Schule, und es schien berufen, ein bleibendes Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes und schaffensfreudiger Arbeitslust zu sein. Es war ein kleiner Staat für sich geworden; die Mönche prägten eigene Münzen und Siegel, führten eigene Wappen und hielten sich geworbene Söldner. Bald sollte es sich zeigen, daß auch in Corvey die Ecclesia militans lebte.

Schon lange gärte es im Lande, und endlich brach das entsetzlichste Unglück über Deutschland herein, das es je betroffen: der Dreißigjährige Krieg.

Im Herbst des Jahres 1623 erfocht Tilly den Sieg bei Stadtlohn im Münsterlande, und kurze Zeit darauf führte er sein Heer an die Weser. Höxter wurde lange belagert; seine Mauern waren fest, und trotz heftiger Kanonaden gelang es dem Mann mit der roten Feder nicht, die Bewohner zur Übergabe zu zwingen. Endlich öffnete Verrat die Tore, und nun ergossen sich die zügellosen Scharen in die Straßen der unglücklichen Stadt. Fast völlig wurde sie verbrannt, nächst Magdeburg wohl die furchtbarste Zerstörung des Krieges, und wenn Wallenstein nach dessen Fall an Ferdinand II. schrieb, seit Trojas und Jerusalems Fall sei eine



Corvey, Am Parkeingang (Zeichnung) J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

solche Viktoria nicht gesehen worden, so hätte Hörter an dritter Stelle genannt werden können.

Auch Corvey sank in Schutt und Asche; die Kaiserlichen machten ganze Arbeit. Die in der Nähe des Klosters gelegene kleine Stadt Corvey wurde so völlig zerstört, daß erst des Dampfpflugs tiefgreifende Scharen vor wenigen Jahrzehnten auf die alten Mauerreste stießen. Nur die mächtigen romanischen Türme der Kirche blieben stehen und ragten rauchgeschwärzt in den Himmel hinein, wie flehend erhobene Arme. Auch die gewaltigen, rundbogigen Hallen der Krypta blieben verschont. Die festen Gewölbe und meterdicken Tragsäulen trotzten allen Stürmen, und wer heut' in ihren dämmernden Schatten tritt, den beschleicht ein eigenes Gefühl bei dem Gedanken, daß diese Bogen sich seit über tausend Jahren wölben, daß in dieser, jetzt so nüchternen, grauen Kirche weltliche Pracht und kirchlicher Glanz zu vollen, rauschenden Akkorden sich vereinigten.

Was neu erstand aus dem Trümmerhaufen, war nur eine schwache Erinnerung an vergangene Herrlichkeiten. Zwar scheuten die Äbte keine Mittel, um eine rege neue Bautätigkeit ins Leben zu rufen. Italienische Arbeiterscharen kamen ins Land — ihre Nachkommen siedelten sich in dem unweit Corvey gelegenen Lüchtringen an, wo die Mädchen und Frauen, der südlichen Sitte getreu, noch heute alle Lasten auf dem Kopfe tragen.

Die Äbte wechselten in schneller Folge, und Flügel an Flügel des neuen Klosters entstand in weitläufigen Fluchten — die Korridore, auf deren einem die Bildergalerie untergebracht ist, messen 200 Schritt —, ein zweiter Eskorial schwebte den Erbauern vor. Aber die Geldmittel waren erschöpft, Corveys Macht gebrochen, und die Einnahmen des K osters flossen immer spärlicher. Ein letzter Versuch war es, daß Pius VI. es im Jahre 1792 zum Bistum erhob — der Bischof regierte ein Ländchen von 5 Quadratmeilen mit 9000 Einwohnern. Bereits 1803 wurde es säkularisiert.

Das jetzige Fürstentum Corvey gehört dem Herzog von Ratibor. Es ist einer jener Edelsitze, wie wir so manche im lieben deutschen Vaterlande unser eigen nennen. Ein schlafendes Schloß, dessen lange Fensterreihen gespenstisch in einen leeren Hof herniedersehen, nur teilweise bewohnt, von den Herrschaften sehr selten aufgesucht, mit einer verpachteten Domäne und einigen zerstreut im Lande liegenden Burgen und Vorwerken — so fristet es ein glanzlos ruhevolles Dasein. Es sind heimliche Orte dort, wo uns so vieles lebendig zu werden scheint: der Droste-Hülshoff meisterhafte Schilderungen, Tiecks rätselhafte Fahrt ins Blaue — selbst an den unheimlichen Allan Poe und den träumerischen Byron ist man versucht zu denken. Aber schön ist es dort in dem stillen Weltwinkel, wunderbar schön. In dem alten Parke, der Bibliothek, der kühlen, hochfenstrigen Kirche, an dem einsamen Kreuz von Dreizehnlinden an der Weser und in den verschwiegenen Hallen des Kreuzganges.

Ein verschilfender Teich träumt hinter dem Schlosse, in dessen Röhricht die Bleßhühner klagen. Tief in den Bäumen versteckt liegt ein altes Barockhäuschen mit weißen Fensterkreuzen und grünem Weinlaube, einer breiten Freitreppe, kegelförmig geschnittenen Lorbeerbäumen, mit verschnörkelten Wappen und weit-



Östlicher Flügel des Schlosses Corvey (Zeichnung) (Wohnung Hoffmanns von Fallersleben 1860—74) F. Hoffmann-Fallersleben d. J.

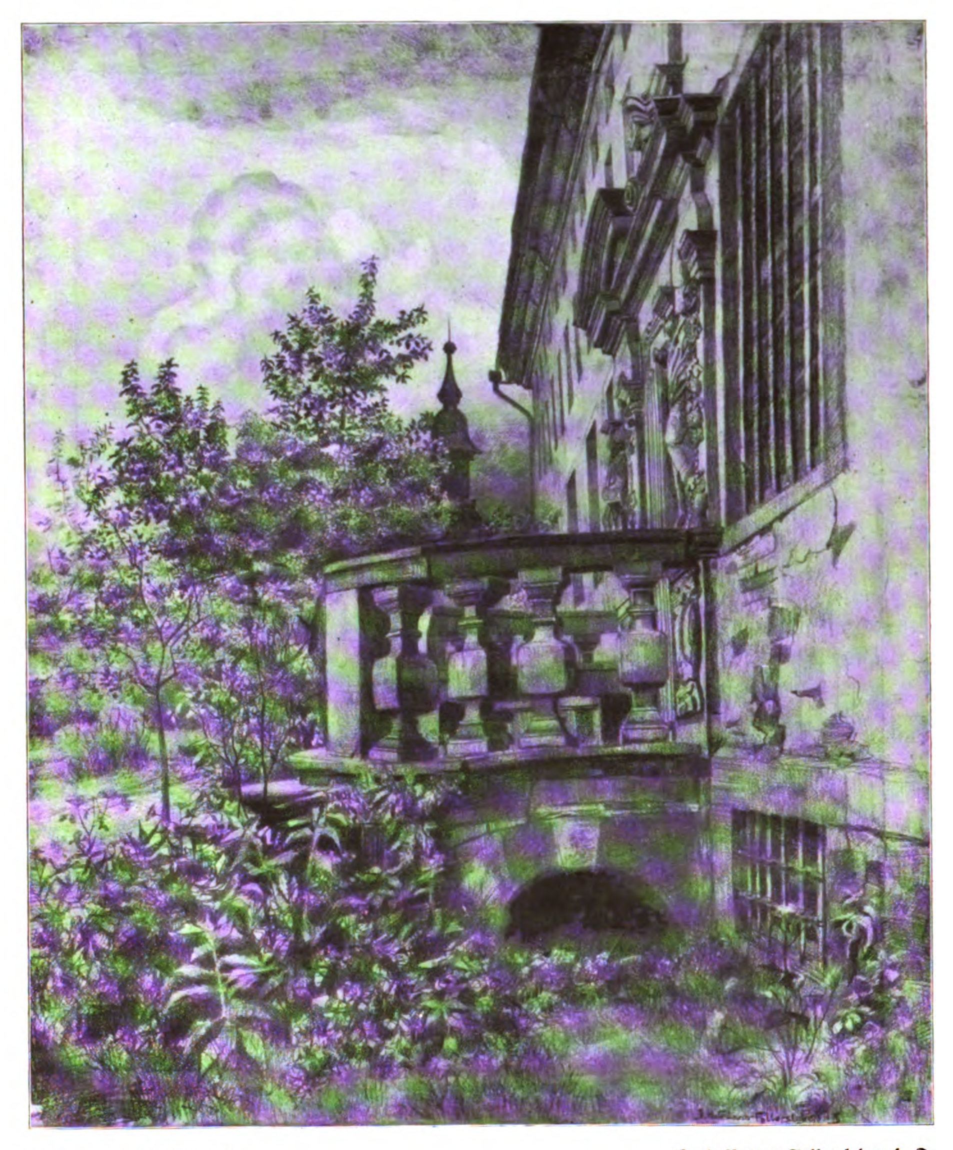
geschweiften Gesimsen. Hier blüht ein Garten in sommerlicher Fülle. Die Rosen verhauchen einen starken, süßen Duft, und ihre abgefallenen Blätter bilden große, leuchtende Farbentupfen auf dem grünen Rasengrunde. Weitblütige Malven stehen dort, von Bienen umschwärmt, elfenbeinfarbene Spiräe ragt auf dünnen, roten Stengeln hervor, und mattblaue Glyzinien blähen sich an gewundenen Stielen. Aus weitaufgesperrten, tiefroten Blütenrachen züngelt zarter Staubfäden zitterndes Gewirr, und der schwermütig süße Geruch des buntschillernden Phlox mischt sich mit der scharfen Würze des Salbeibusches.

Und im Frühling schimmern Hunderte weißüberstäubter Blütenbäume.

Aber wenn im Herbst der Wildwein an den Mauern glüht und die Silberfäden der Marienseide an den Gräsern hängen, des Efeus tiefgrünender Mantel in dem Schimmer der scheidenden Sonne leuchtet, dann meint man auf fernen Inseln zu weilen unter fremden, traumhaft schönen Sternen ...

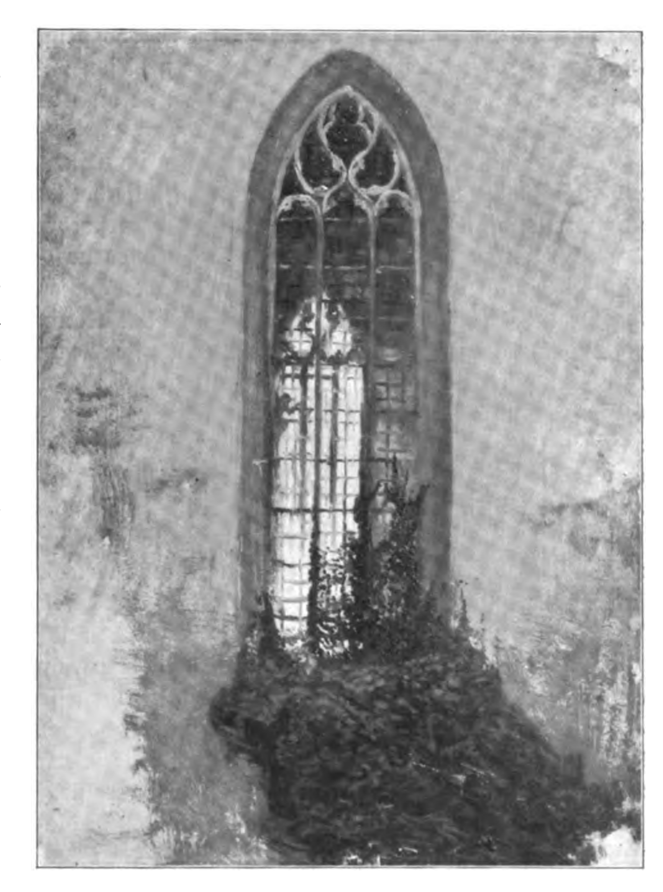
In dem vorderen Flügel liegen die herzoglichen Zimmer, verschlossen und unzugänglich; nur selten drehen sich die krausbärtigen Schlüssel, öffnen sich einem die schweren, getäfelten Türen. Bruchsal ist schöner, prunkvoller, reicher; Corvey stiller und ärmer, aber mit seltenem Geschmack eingerichtet. Man sieht, hier herrschten einst Geschmack und weise Maßhaltung, künstlerischer Blick und feines Verständnis für Formen. Es ist die Zeit des Empire. Hochlehnige Stühle mit ver-

blaßtem Seidenbezuge und kleinen, elfenbeinernen Medaillons; lange, schmalsitzige Sofas und zierliche Dos-a-dos; Teppiche in buntem Muster, fließende, dünne Gardinen mit kunstvoll in Messing geschnittenen Halteriegeln. Wunderliche, glasperlengestickte Klingelschnüre mit breiten Bügeln, Spinette mit zirpenden Kinderstimmchen, und unter den runden Glaskugeln stehen zierliche Vasen und goldene Uhren mit rastenden Zeigern. Die schmalen Pastelle an den Wänden mit den



Die Treppe (Zeichnung) F. Hoffmann-Fallersleben d. J.

hochfrisierten Lockentürmchen, die Fußschemel und Etageren, Körbchen, Schalen, Nippes und all der hundertfältige Tand, in dem sich diese Zeit so sehr gefiel. Von der Decke herab hängen Kerzenleuchter. Solche mit brennend roter Rubinschale und messingenen Haltern und solche aus Kristall, in denen sich das Licht in tausendfältigem Spiele hascht, und in den hohen Spiegelscheiben zwischen den Fenstern widerleuchtet. Dort steht in einem blauen Zimmer ein Himmelbett mit grünen Vorhängen, und um alles fließt jener eigene Duft, der solch alten Möbeln entströmt. Süß und leicht, man weiß nicht, wie er ist, und er findet sich nur in solch alten Zimmern. Gerade als ob die kleinen Blumen auf der Tapete ihn verhauchten oder die auf den Tassen mit den hohen goldenen Henkeln. So müssen solche Blüten duften, wie sie dort auf der bauchigen Kommode in zierlicher Intarsia um das Mosaik aus Dendriten sich ranken.



Corveyer Kirchenfenster (Ölstudie) F. Hoffmann-Fallersleben

An dem Speisesaal vorbei, in dem sich die Porträts der Gründer befinden — selbst ihre Riesendimensionen vermögen nicht, uns deren Ähnlichkeit glaubhaft zu machen —, führt ein schöner Geweihgang hinüber nach der Bildergalerie. Auch hier, bis auf die letzten neun, die schlecht und recht gemalten Dutzendbilder in stark nachgedunkelten Farben mit dem Wappen und den Verdiensten der einzelnen Äbte in lateinischer Sprache. Hier liegen die Zimmer des Dichters Hoffmann von Fallersleben. Möbel und Kränze sind längst entfernt, schmucklos und nüchtern liegen die Räume. Aber vor den Fenstern weitet sich der Blick, tief, tief ins Wesertal hinein, über den Sollingerwald nach Neuhaus zu. Endlose Bergketten ziehen westwärts ihre geschwungenen Linien, bis sie in dem fernen Dunst verblauen, wo der Gedanke glauben muß, was das Auge nicht mehr zu schauen vermag. Hier

beschied die Großmut des verstorbenen Herzogs dem alternden Dichter und Gelehrten einen friedlichen Lebensabend. In diesen Zimmern starben er und seine geliebte Gattin, und hier in Corvey liegen sie auch begraben, auf dem blühenden Friedhof an der Kirche.

Gegenüber liegt die Bibliothek. Wer kann sich wohl ganz eines ehrfurchtsvollen Gefühles erwehren, der eine große Bibliothek betritt? Wir meinen Schatten huschen zu sehen, glauben die Sprache der verstorbenen Geistesheroen an unser Ohr schlagen zu hören. Und sehen so verschiedene Gesichter: das ernst blickende Antlitz der wissenschaftlichen Forschung, die weitschauenden Augen der Philosophie, des Dramas wechselndes Mienenspiel und das träumerisch versonnene Mädchengesicht der Göttin Poesie. Auch hier finden wir sie alle wieder; wohlbekannte Freunde und Fremdlinge, und bald würde man heimisch werden in diesen Räumen, wenn sie nicht schon lange das Schicksal so vieles Schönen teilten: verboten zu sein. Nur wenigen Glücklichen ist der Zutritt erlaubt; aber nur selten wird von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht. Wie das ganze Schloß, so schläft auch ihr geistiges Herz, die Bibliothek, den bleiernen Schlaf der Vergessenheit.

60 000 Bände umfassend, mit den seltensten naturwissenschaftlichen Bilderwerken des 18. Jahrhunderts ausgestattet, viel, vieles bergend, das nur schwer und selten aufzufinden ist, steht sie da, fast unbenützt. Hoffmann von Fallersleben hat sie in jahrelanger, mühevoller Arbeit katalogisiert und neu geordnet. Sein großes bibliothekarisches Wissen hat hier Triumphe gefeiert, und als er den selbstgeschriebenen Katalog beendete, war nicht ein Heftchen vergessen worden. Mit echtem Gelehrteneifer war er stets auf Neuanschaffungen bedacht — die Bibliothek verdankt ihm unter vielen anderen den Lepsius und die Werke Friedrichs des Großen — und mit rührender Sorgfalt pflegte und hütete er sie. Er war der letzte Bibliothekar. Nach seinem Tode wanderten die Schlüssel in die Hände des Sekretärs — der große Katalog erschien nicht im Druck.

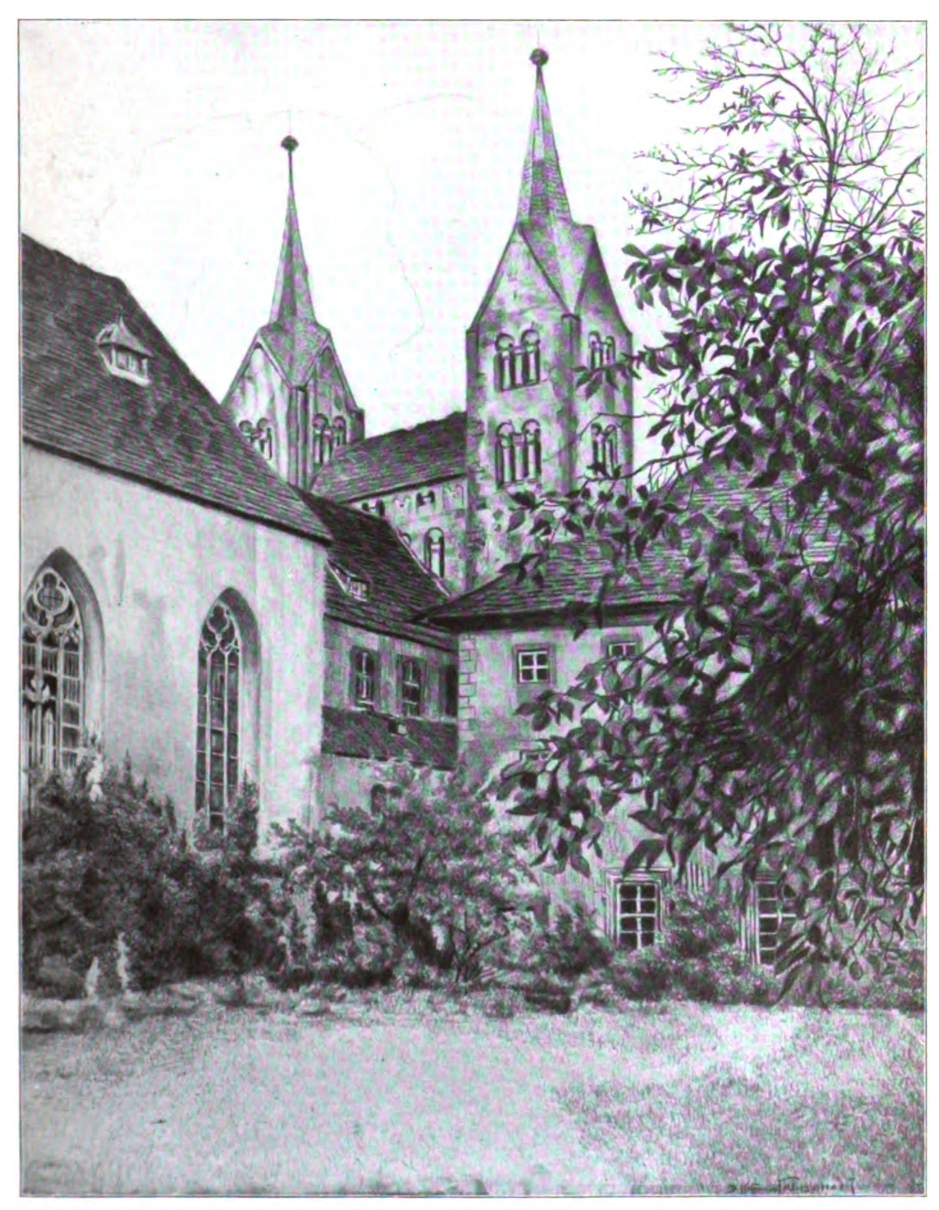
Am schönsten ist es in der Bibliothek, wenn die Mittagsstille in dem Schlosse geistert und die Sonnenstäubchen in den Zimmern tanzen. Lange Spiegelstreifen durchziehen die blanken Dielen; die Scheiben der gelben Schränke glitzern und werfen sprühend gleißende Blicke. Tickend klopfen die Ranken des Wildweins an die Fenster und werfen rätselhafte Schatten an Decke und Wand. Es rührt sich nichts. Nur ab und zu ein erschrecktes Knacken in dem alten Getäfel, ein Rascheln in den schweren Gardinen, oder ein leise summendes Fliegengeschwirr. Wer jetzt Band um Band nehmen dürfte und behutsam blätternd in dem großlehnigen Stuhl des Erkerzimmers sitzen und Welt und Zeit im Lesen vergessen könnte, während kaum ein Vogelruf, ein fernes Glockengeläut bis hierher sich verfängt; wer im Schauen alter Kupferstiche Roms und Paris' gedenken, der Franzosen prickelnden Witz belachen, der Italiener weichen Lauten lauschen könnte — wie glücklich müßte der sein!

Es stimmt zu tiefer Traurigkeit, solch eine verlassene Bibliothek. Wie ein Geistesfriedhof ohne rechten Frieden, ein Leben, in dem kein frisches Blut mehr pulst. — —

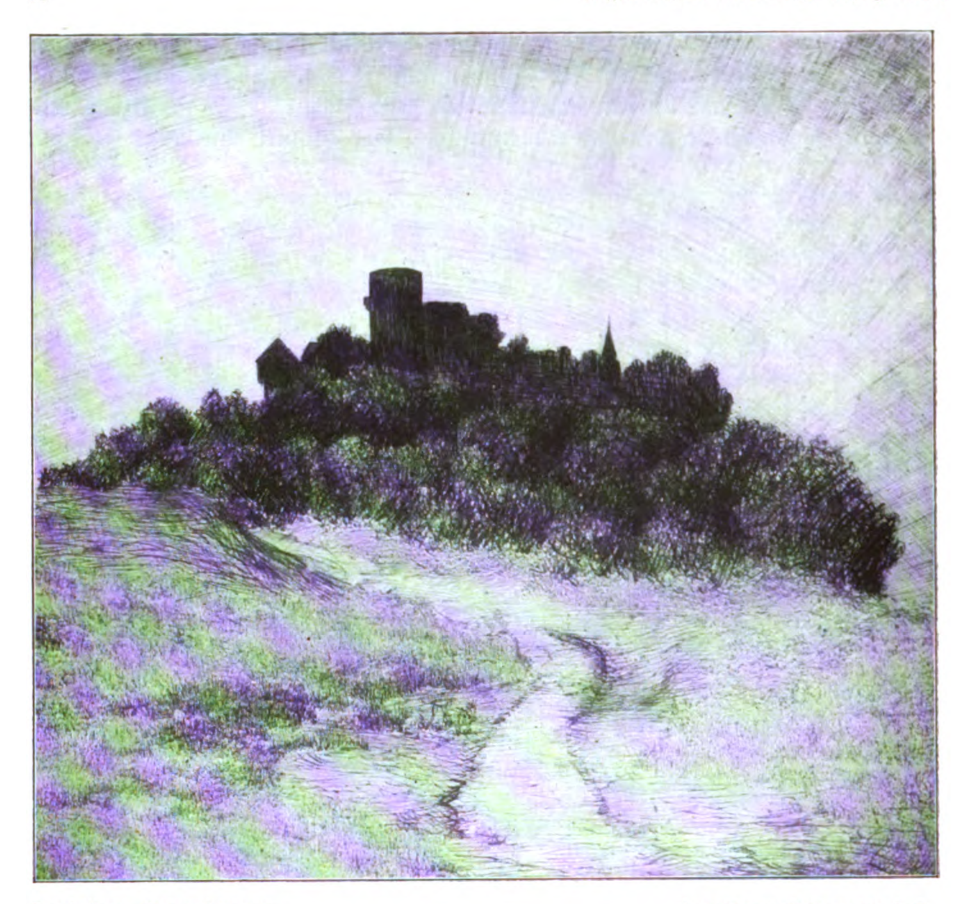
Es ist Nacht geworden, mondhelle, stille Nacht. Die Türme ragen in den Him-



mel, mächtige Zeugen großer Tage, stumme Denkmäler lang verstorbener Geschlechter. Am Flusse braut der Nebel, unheimlich düster ragen die dunklen Bäume des Parkes. Die Linde unterm Fenster spricht ganz flüsterleise mit sich selber, und alle Laute schwinden so fern und weilen nicht. Über Blumen und Laub liegt ein



Im Klostergarten (Zeichnung) J. Hoffmann-Fallersleben d. J.



Trendelburg (Federzeichnung) F. Hoffmann-Fallersleben d. J.

Hauch, ein Reif von Duft: der süße Mandelgeruch des Heliotrop, blutroter Rosen mildes Sommerblühen und des Tulpenbaumes würziges Aroma. Tief aus den Gräbern trägt der Wind den Balsam jung grünender Pappeln. So sehnsüchtig ist diese Nacht! Es ist, als wachten alle Schmerzen auf und wüchsen in ihr, als schwiege sie die Erinnerung aus jedem Winkel der Seele …

Breite Bänder silbernen Lichtes strömen durch die hohen Fenster des Kreuzganges; über den grauen Boden dahin, unter dessen Fliesen die letzten Mönche ihren ewigen Schlaf träumen, an den Wänden entlang, von denen ein mächtiges Kreuz herniedersieht in stummem Leiden. Bis hinüber zu der Treppe, die in den Garten führt, huschen die zitternden Strahlen, glitzern auf und ersterben in dem gefräßigen Dunkel der hohen Gewölbe. Hier und dort an den Fenstern der nickenden Efeuranken wunderlich launisches Schattengewirr.

Langsam tickt irgendwo eine alte Uhr und tropft inhaltlose Sekunden in die Stundenschale der Zeit. Die messenden Glockenschläge hallen dröhnend durch

die Nacht, klingen auf, huſchen von Wand zu Wand, rufen aus allen Winkeln ein Echo wach, irren und fahren erſterbend in den weiten Sälen davon. Wie ein Gruß aus einer anderen Welt tönt der langgezogene Pfiff einer Lokomotive von der Bahn herüber, das Donnern der Zugesräder auf der Brücke, oder ein fremdes Wagengeraſſel.

In tiefem Schlafe liegt das maſſige Gebäude wie Dornröschens Schloß. Und niemand will es erwecken. Wieder werden Jahrhunderte kommen und gehen, die Wellen der Weſer ihren altgewohnten Weg zum Meere nehmen — werden ſie dereinſt Corveys neue Macht und Größe ſehen? Werden in ferner Zeit die Lieder des Sängers, der dort ſo ruhig ſchläft, neu erwachen und mit ihnen ein neues Leben einziehen in den verwachſenen Park, die hohen, ſtillen Zimmer, in die unberührten Schätze der Bibliothek?

Wir wiſſen es nicht, wir hoffen es nur.

Schreibtiſch des Dichters Hoffmann von Fallersleben (Federzeichnung) — J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

Das Grab des Dichters Hoffmann von Fallersleben (Radierung) J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

Wenn ich begraben bin.

Wenn ich begraben bin
Und auch die mich gekannt.
Begraben alle sind
Schon längst im kühlen Sand.

Wenn über mir schon sank
Mein Grabeshügel ein,
Und von mir nirgend spricht
Ein Todtenkreuz noch Stein,

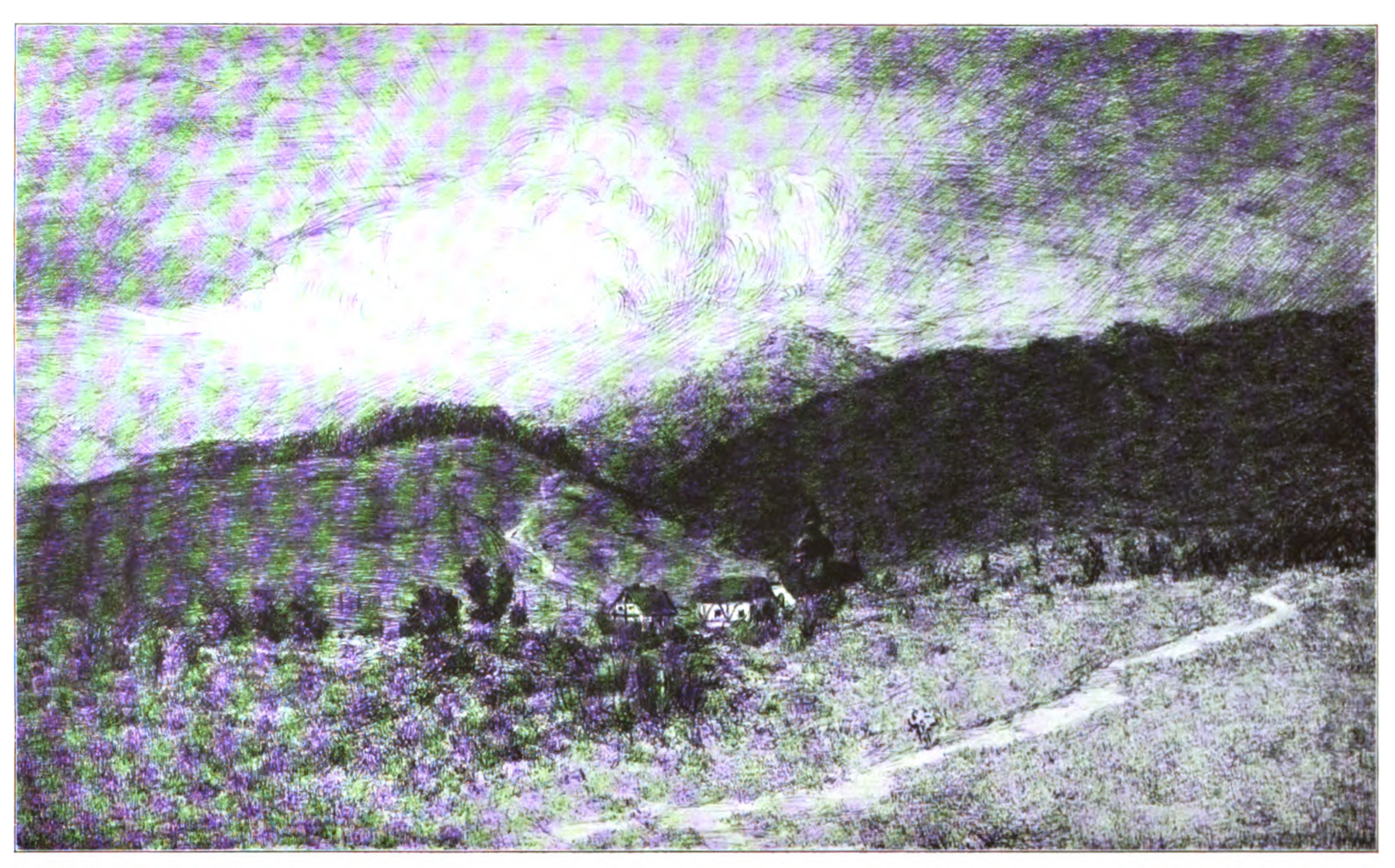
Wenn Niemand auf der Welt,
Wie oft er beten mag,
Mein denkt, auch nicht einmal
Am Allerseelentag:

Denkt manche Seele doch
Vielleicht in Freuden mein,
Denn — manche singt mit mir
Von Freiheit, Lieb' und Wein.

Wo Freiheit, Lieb' und Wein
Noch lebt in Sang und Wort,
Da lebt ihr Sänger auch
Der längst begrabne fort.

Bothfeld bei Hannover
18. August 1850.

(Nach der Handschrift des Dichters Hoffmann von Fallersleben)



Das Odfeld (Federzeichnung) F. Hoffmann-Fallersleben d. J.



Das Kreuz von Dreizehnlinden | F. Hoffmann-Fallersleben



Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

1. Sophienhof

In Sophienhof war Familientag.

Es war Anfang September. Rot ging die Sonne und brannte auf gelbem Grunde und tauchte hinter dem flammenübergossenen Gutshof und den brennenden Rändern der Waldhöhen ins Endlose. Sternklar standen die Nächte. Und wenn der Fuchs am Morgen auf allen Wiesen braute, kam die Sonne zurück, siegreich und voll Herrlichkeit.

Die Gesichter auf Sophienhof zeigten, daß es den ganzen Sommer hindurch so gewesen war, ein Sonnenjahr, trocken und heiß. Die Wangen waren braun geworden und die Haare weiß, die Augenbrauen kaum noch zu sehen; und die waren scharf geschnitten in Sophienhof.

Die Ernte war vorüber, und die Felder standen kahl. Nur die Rüben jenseits der Eisenbahn zeigten trockene Blätter. Sonst starrte das Stoppelfeld oder duftete das Grummet zu früher Zeit auf feuchter Wiese. Ein Jahr des Herrn war es gewesen. Die Zeitungen hatten von Futternot und Viehsterben in allen Provinzen berichtet. Die Kühe auf Sophienhof glänzten, kauten behaglich wieder und gaben die beste Milch. Das Korn war gelb gewesen, dünn und reif, Ende Juni, schrieben die Zeitungen. Der Gutsherr von Sophienhof war restlos zufrieden mit seinem Ertrage.

Und nun war Familientag, wie alle Jahr nach der Ernte.

Zwei Tage zuvor merkte Günther Hilen, des Gutsherrn zwölfjähriger Junge, was im Wege war. Es wurde die Staatskutsche hervorgeholt, die ein Jahr lang im Schuppen geschlafen hatte, wo seine Ecke am finstersten war. Langsam nur wachte die Staatsche auf und schwankte großartig in ihren hohen Stahlfedern.

„Se is noch en beten düsig“, sagte Christian und warf ihr mit kräftigem Schwunge einen Eimer kalten Wassers ins Gesicht, genau ins rechte Auge, die halbblinde Glasscheibe der Wagentür.

Aber wenn sie dann gewaschen war und triefte und geölt ward, dann ging es der Staatschen wie seliges Erinnern an tolle Fahrten der Jugend durch die alten Knochen. Dann wurden ihre Eingeweide gedoktert, die Polster geklopft,

und große Aufregung war unter dem Vogelvolk des Hofes. Aber dann, dann kam Günther, kletterte der alten, lieben Staatschen auf den Bock und knallte mit der stolz gebogenen Peitsche. Die Staatskutsche aber ächzte vor heilem Vergnügen und hielt lange Monologe, die nur Christian verstand, weil er fast so alt war, daß er die Alte noch in ihrer verwegenen Jugend gekannt hatte.

Am Tage danach war der Familientag der Hilens auf Sophienhof. Dann schwankte am frühen Morgen die Staatsche ab mit zwei prächtigen Ackergäulen, langsam und vornehm, Christian in Livree auf dem Bock, durch die Buchenwälder nach Ratzeburg. Aber ein jedesmal vor der Abreise der Staatschen war Günther in Aufregung und hatte zu laufen, Packer, der Jagdhund, stets hinter ihm drein, und jedesmal noch hatte er der Staatschen etwas Heimliches mit auf den Weg gegeben. Einmal waren es sämtliche Gesangbücher, Bibeln, Katechismen gewesen, die er im Herrenhaus und in den Gesindestuben hatte auftreiben können. Im Jahre vorher waren es zwei fette grüne Frösche gewesen, das hatte furchtbare Schelte gesetzt. Wenn seine kranken Augen nicht gewesen wären, hätte Günther damals trotz des Familientages Prügel besehen; aber er durfte nicht weinen! Diesmal hatte der Junge viel zu laufen gehabt. Hinter der Gardine hervor beobachtete ihn doch die Mutter. Aber als sie ihn kommen sah, ging sie zufrieden von dannen.

„Ist doch ein guter Junge, er will das mit den Fröschen wieder wett machen."

Denn Günther kam mit einem mächtigen Arm voll des blühenden Heidekrautes in seiner ganzen rosenroten Pracht. Das stopfte er auf den Sitz der Staatschen. Aber er kam noch ein zweites Mal mit solchem Buschen Heidekraut, Packer hinterdrein. Aber er kam noch ein drittes Mal mit solchem Buschen Heidekraut, Packer hinterdrein. Und als er das fünfte Mal gekommen war, Packer hinterdrein, da stellte er sich befriedigt vor die Kutsche hin, stemmte die Arme in die Seiten, schaute Christian an und sprach:

„Na, Krischan, nu weiß ich nicht, wo sie sich noch hinsetzen kann."

Und Christian antwortete ernsthaft:

„Denn könnte ich ja man fahren. Hü!"

Packer bellte hinterdrein, aber nicht lange. Die Geschichte fuhr ihm zu langsam.

Dann fuhren zwei Wagen nach Mölln, der schwarze Landauer und der hochbeinige gelbe Jagdwagen. Den ersten führte Tagelöhner Reeck, aber mit dem zweiten fuhr Günther.

Der Jagdwagen fuhr ratternd auf dem Rundsteinpflaster Möllns, an der Mühle vorbei, in enger Straße zum hochgiebligen Museum, Möllns gesammeltem Stolz, hinauf, wo Rathaus und thronend darüber Kirche freundliche Nachbarschaft hielten. Dort hielt er vorm Pfarrhaus. Günther übergab die Zügel seinem jungen Kutscher, Packer stand schon mit der Nase vor der Haustür. Da tat sich die auch auf und ließ ein Mädel heraus, blond wie Günther.

„Hurra, Günther!" rief sie und sprang mit Packer zusammen in die Höhe.

„'n Tag!" antwortete der im Herabsteigen.

Als er neben dem Pfarrerstöchterlein stand, einen Kopf höher als sie — er maß aber auch nach neuester Messung 1 Meter 22 — und seiner Freundin die

Hand reichte, stand die Kleine feierlich still — elf Jahre hatte sie und hieß Margret mit dem Ton auf der ersten Silbe — und knixte ebenso feierlich und Günther verbeugte sich, und es war eine würdige Begrüßung.

Bald war denn auch alles im Wagen, der Pfarrer und die Frau Pastorin und Margret, und auf dem Wege nach Sophienhof. Günther lenkte wieder und drehte sich oft zu seinen Gästen um, aber die quecksilbrige Margret mußte neben ihrer ruhigen Mutter still sitzen.

Wieder nahm sie der Wald auf, wo junge Tannen die Franzosenschanze hinaufkletterten, in Reih und Glied aufmarschiert, stramm und reckten neugierig schwarzlockige Köpfe in die Höhe. Die vertrockneten Zweiglein am Stamme, die verlassenen Sprossen zu glücklich erreichter Höhe, schlug Margret herunter mit Mamas Sonnenschirm, bis die ihn arretierte. Wo aber in der Mitte der Tannen eine Buche stand, breit und stolz in herrlicher Rundung, da zogen sich die kecken Fichten scheu zurück und standen in andächtigem Kreise rings um die Alte, die ihre weiten Arme ausstreckte, Achtung heischend und schützend, herrschend und liebend zugleich, wie ein König steht in seinem Volke, um eines Hauptes größer denn sie alle. Rings aber erstarren die Untertanen in Ehrfurcht, ziehen die Mützen, streichen die Haare glatt und lauschen in Demut der Weisheit, die von der Majestät Lippen fließt. Und dem Jüngsten schneuzt die Mutter die Stumpfnase und hebt ihn in die Arme, daß er einst seinen Enkeln sagen kann: „Ich sah ihn von weitem!" Doch der König spricht und wird ein Lehrer des Volkes. Die Liebe leuchtet in seinen Augen auf und gibt hellen Widerschein in den warmen Gesichtern ringsum. So stehen die Tannen in heiligem Kreis um die alte, hohe Buche, die erzählt weltweite Geschichten halb wie im Traume. Wenn aber der Westwind naht und schüttelt die Kleinen, dann reckt sie sich empor, und ein Rauschen geht durch ihre Blätter: „Kommt her zu mir alle, die ihr in Furcht lebt; ich trotze und schütze euch." So spricht der König zu seinem Volke: „Ich gebiete euch, doch ich bin euer Schwert gegen eure Feinde."

Als der hochbeinige gelbe Jagdwagen weiterfuhr, blieben die Tannen zurück, und die Buchen rückten zusammen, eine Versammlung geehrter Senatoren, wohlweiser Väter im Rate, die den Frieden liebten und Reichtum erwarben. Kam eine Eiche dazwischen, stämmig und hart, so stand sie im Buchenwald wie der Feldherr vor den Ratsherren, mit markigen Knochen, kurz und gedrungen, aber mit klingendem Metall in der Stimme. Narben zeigte das wetterharte Gesicht. Günther schlug mit dem Peitschenstiel an den kahlen, gebleichten Ast, den die Eiche warnend über den Weg streckte. Dann sah er weg auf den See, der silbern durch Ellerngestrüpp und hohe, weiche Eschen schimmerte.

Danach aber kamen sie an der alten Opferstätte vorbei. Da standen aus uralten Zeiten, nur durch drei Meter voneinander entfernt, die älteste der alten Buchen, dicht gedrängt an den schwarzen Bach, den sie den heiligen nannten, und davor die knorrigste der knorrigen Eichen, ein steinerner Tisch zwischen ihnen. Ihre Krone hatte der Blitz getroffen, vor Jahrhunderten vielleicht, aber ihre Äste neigten sich tief zur Erde und grünten wie die Jugend, die sie zahllos sich erneuern sahen, sterben und wachsen. Wenn sie dort saßen, der Pfarrer mit seinen beiden

Schülern, Günther und Margret, dann wurden Geschichten erzählt, und Onkel Pastor sagte, die beiden Bäume wüßten die Geschichten alle auswendig.

Von dort war es nicht mehr weit bis Sophienhof. Bald hinter dem Lützow-Jahn-Denkmal, von wo ein bronzener Adler von hohem Stein herab scharf über den See hin Wache hält, bald hinter der Brücke, unter der die schmale Verbindung zwischen Lüttower- und Drüsensee fließt — wenn die Kinder drunter durchfuhren, lagen sie im Boot und schoben sich an den Brückensteinen über ihnen weiter — bald kam die kurze Allee von Kastanien, die jetzt ihre platzenden Früchte fallen ließen, denn die Blätter waren schon längst braun geworden in sengender Sonnenhitze. Am Ende der Allee starrte das eiserne Gittertor, heute weit geöffnet zwischen den mächtigen Eckpfeilern, aus behauenen Irrblöcken aufgemauert. Auf dem einen stand aus Sandstein gemeißelt ein gedrungener Stier mit gesenktem Nacken und hängender Wampe. An den Seiten zeigte er frische Spuren, da hatten Günthers Hacken hineingeschlagen, wenn er oben saß und ritt. Der rechte Pfeiler aber stand stumpf da ohne Bildnis.

Durch das Tor fuhr der gelbe Jagdwagen, Günther knallte mit der Peitsche, und Packer bellte und blaffte. Zur Linken war der weite Hof bis zu den neuen Stallungen, mit rotem Ziegeldach, und den hohen Scheunen mit ihrem glatten, warmen Strohdach, das weit heruntergezogen war. Zur Rechten hielt der Wagen vor dem zweistöckigen Herrenhaus, vor dem eine mächtige Freitreppe gastlich einlud, und das mit einem Doppeldach warm geschützt war.

2. Der Familientag

Vater Hilen stand auch schon auf der Freitreppe, groß und stark. Aber man mußte ihn in der Joppe sehen; nicht im schwarzen Gehrock, den er heute trug; in der graugrünen Joppe, die Doppelbüchse unter dem Arm und den langen Schnurrbart schwer von Regen herabhängend.

„Das ist wieder eine rechte Freude, Herr Pastor Freund!" Und er reichte ihm die Hand und bot der Frau Pastorin seinen Arm. Vorher aber hatte er Margret in schwindelnde Höhe zu heben, daß Packer nicht nachspringen konnte, und hatte sie im Kreise zu schwingen, daß ihre Röcke flogen, und hatte sie herzhaft zu küssen. Und inzwischen war die Gutsherrin gekommen, Günthers geliebte Mutter, eine zierliche kleine Frau mit einem sehr guten Gesicht, in das sich zarte Kränklichkeit eingeschrieben hatte, in einfachem Kleide und mit glattem braunen Scheitel. Von ihr hatte Günther seine großen dunklen Augen zu dem väterlichen Flachskopf.

„Wir sind wieder die Ersten!" sprach Frau Pastorin und wollte sich entschuldigen. Aber Mutter Hilen legte ihre feine, fast durchsichtige Hand auf der Pfarrfrau Arm und beschwichtigte sie.

„Ich bitte Sie, wenn Günther Sie fährt." Und ihr mütterliches Auge ruhte mit glücklichem Stolz auf ihrem Jungen; etwas ängstliche Sorge mit im Blick. „Übrigens wird der Landauer da sein, ehe wir noch sitzen."

Die frischen Dirnen des Hauses kamen, beim Auskleiden behilflich zu sein.

„Wir müssen Ihnen immer wieder danken, gnädige Frau," sagte der Pfarrer, „daß wir Fremden zum Sophienhofer Familientag zugelassen werden."

Der Gutsbesitzer lachte in unverderblicher guter Laune. Aber Frau Hilen sprach mit inniger Aufrichtigkeit:

„Sehen Sie unsern Einzigen an, für den wir allein leben. Was wäre aus ihm, wenn er nicht solch treuen Lehrer gefunden hätte?"

Günther drängte sich ohne Absicht an den Pfarrer heran, der legte seine Hand auf das schlichtblonde Haar. Und Margret tanzte an des Gutsbesitzers kräftiger Rechten. Das war noch auf der weiten Diele des Hauses.

Aber wie sie alle das Wohnzimmer betraten, knallte draußen wieder eine Peitsche. Packer war der Erste, der hinausstürzte, denn es war zu seiner eigenen Verwunderung bisher keiner gewesen, der ihn von den gescheuerten Dielen weg hinausgejagt hätte; aber Günther und Margret stolperten hinter ihm drein, bellend, schreiend, jauchzend. Und vor der Freitreppe fuhr der Landauer vor.

Da stieg zuerst eine kleine niedliche Person aus mit sehr widerspenstigem Blondhaar und sehr keckem Himmelannäschen. Das war die Frau Bürgermeisterin von Mölln, eine Halbschwester von Günthers Mutter, und Tante Burmester genannt. Die kam sogleich und küßte die beiden Kinder, die schon an ihr vorbei auf den weiteren Inhalt des Wagens warteten.

Da war Möllns erhabener Bürgermeister, groß, mit ebenso wasserblauen Augen wie seine Frau und feuerrotem Torsbart. Bürgermeisters standen im zweiten Jahr ihrer Ehe und doch noch in den Flitterwochen. Darum werden sie in dieser Geschichte keine große Rolle spielen. Sie erlebten zu viel aneinander, um mit anderen zu leben. Für den Bürgermeister war es nicht so leicht gewesen, aus dem Wagen herauszukommen, denn er war ein höflicher Mann. Das aber war auch der, der nun als letzter den Landauer verließ. Den hatte die Eisenbahn aus Lübeck bis Mölln gebracht. Drum hatten beide eine gute Weile mit höflichen Handbewegungen und vielen „Bitte nach dir!" einander gegenüber gesessen, zu größter Pein der beiden Kinder, denn die warteten auf den Letzten.

„Onkel Theodor!" schrien sie und überrannten ihn, Günther von links, und klammerte sich an seinen abwehrenden Arm, Margret von rechts; und als sie da an ein hartes Paket stieß, kam sie von vorn und bearbeitete Onkel Theodors stattlichen Rundbauch.

„Bleibt mir vom Leibe!" brüllte der Bedrängte.

„Was hast du denn da, Onkel Theodor?" rief Margret ungeduldig.

Und Günther drängte von der andern Seite:

„Pack doch aus, Onkel Theodor!"

„Bleibt mir vom Leibe!" brüllte der Dicke. Die Mutter mengte sich dazwischen:

„Laßt doch Onkel los, Kinder. Kommt erst alle ins Haus, Pastors warten. Da kann Onkel auspacken."

„Meinst du, verehrte Schwägerin?" Onkel Theodor Hilen, Günthers Vaterbruder, sprach stets mit mächtiger Stimme. „Da hast du dich doch einmal geirrt, verehrte Schwägerin. Kinder und Schießgewehr gehören nicht ins Haus."

„Schießgewehr!“ jauchzte Günther dazwischen, der schon eine Weile an dem Paket herumgefühlt hatte.

„Schießgewehr!“ jubelte Margret, weil sie stets jubelte, wenn Günther jauchzte.

„Schießgewehr!“ stöhnte die Mutter.

„Ich packe hier!“ rief Onkel Theodor. Die andern aber gingen ins Haus und ins Zimmer, aus dem ihnen schon der Pastor entgegenkam.

Onkel Theodor packte aus; zuerst aber eine Puppe in Staatsgewand mit langer Schleppe, die war für das Pastorsmädel. Das klatschte in die Hände.

Aber dann wurde die Herrlichkeit ausgepackt, auf die sich beide Kinder am meisten freuten, Margret auch: Günthers Mitbringsel. Eine große Scheibe zuerst, mit mächtigen Ringen, bis zwölf war zu zählen; und dann das Schießgewehr, ein leibhaftiges Tesching, Hinterlader, mit schlankem Lauf und vielen Patronen, Günthers heißer Wunsch seit langem, Mutters stille Furcht.

Günther wog das Gewehr und legte es an die Schulter.

„So mußt du's halten!“ schrie der Onkel.

Margret lief und lehnte die Scheibe an die Gartenmauer und kam wieder.

„So mußt du zielen! Drück das Auge zu!“ schrie der Onkel.

Scharf zielte Günther und lange Zeit, bis seine Hände leise zitterten.

„So mußt du schießen!“ brüllte der Onkel.

Aufgeregte, heiße Spannung, atemlos. —

Krach! ging der Schuß an der Scheibe vorbei. Entsetzt entlief Packer mit eingezogenem Schweif. Aber hinter der leidenschaftlichen Gruppe kreischte ihnen ein Jammerschrei entgegen, daß sich alle drei hastig umwandten. Da war die Staatsche gekommen.

Ehe Onkel Theodor fertig war, sich verlegen hinter dem Ohre zu kratzen, war auf Schuß und Jammerschrei und Krischans Peitschenknallen mit wirklicher Eile Vater Hilen die Freitreppe herabgelaufen und öffnete rasch die Wagentür.

„Ist das ein Empfang!“ kreischte es ihm entgegen. „Großer Gott im hohen Himmel! Auf unschuldige Leute zu schießen, die man sich als Gäste einladet. Da kehre ich doch lieber gleich um.“

„O, gnädigste Tante!“ sprach Vater Hilen und verbeugte sich. „Gnädigste Tante müssen verzeihen. Das war wohl ein unpassender Freudenschuß des Jungen zu Ihrem festlichen Empfange.“

„So, und dann ist das hier wohl auch zu meinem festlichen Empfange?“ fragte es giftig aus dem Innersten der Staatskutsche heraus.

Der Gutsbesitzer sah hinein und wandte sich ab, ein Lächeln zu unterdrücken.

„O, gnädigste Tante! Der Junge weiß noch nicht, das rechte Maß zu halten. Günther hat es sicher gut gemeint. Komm her, Junge!“ rief der Vater.

Zögernd kam Günther näher, als erwartete er ein nasses Jahr. Aber besänftigt scholl die Stimme aus dem Wagen:

„Zu wild ist der Knabe auf dem Lande aufgewachsen. Ihm fehlt der adlig feine Schliff. Der Junge muß nötig in eine Erziehungsanstalt.“

Und langsam und bedächtig stieg es aus dem Staatswagen heraus, ein Meter fünfundsiebzig hoch, sechzig Zentimeter Taillenweite, in einem grünen Seiden-

kleid aus dem vergangenen Jahrhundert, auf dem Hute viele und große Blumen, und überall an der Seide des Kleides hafteten und knisterten, stachen und blühten herrliche Zweige des blauroten Heidekrautes.

„Die ist noch dünner geworden“, dachte Onkel Theodor und dienerte.

„Der ist noch dicker geworden“, sagte Tante Ida von Christen, genannt die Edeltante, scharf, und wies mit dem Finger auf den Onkel.

Inzwischen waren die Vorhererschienenen alle, auch Pastors, auf den Hof gekommen, die Edeltante gebührend zu begrüßen, Frau Hilens Vaterschwester.

Fräulein Ida von Christen hatte drei Arten zu grüßen. Sie nahm den ehrerbietigsten Gruß entgegen, indem sie das Gesicht zur andern Seite wandte und die Mundwinkel bis zum eckigen Kinn herabzog. So dankte sie den Kindern, die ihr die Hand küßten, obwohl es später einmal einen Jungen gab, vor dem sie Hochachtung empfand, und war doch nur ein dreizehnjähriger Tertianer bürgerlicher Herkunft, und so dankte sie dem armen Onkel Theodor, mit dem sie auf Kriegsfuß lebte. Oder sie sah den Grüßenden von oben herab an, was ihr ihrer spitzen Nase wegen schwer wurde, und nickte mit den langen grauen Wimpern. Auf dieser Stufe standen Pastors und Bürgermeisters. Oder aber sie brachte den Kopf ruckweis in wagerechte Lage, daß das Kinn das grüne Seidenkleid berührte, machte einen kurzen, raschen Knix, wie es die kleinen Mädchen tun, wenn sie dem Lehrer die Hand geben, und sagte dabei tief aus der untersten Brust heraus: „Meine Liebe!“ oder „Mein Lieber!“ Die Ehre dieses Grußes genoß nur Frau Christiane Hilen, geborene von Christen, Günthers Mutter, weil die einzige von Stand Geborene. Herr Hilen stand in der Mitte zwischen der zweiten und dritten Stufe. Der Gruß näherte sich aber heute der dritten und obersten Stufe, wegen der höflichen Haltung vor dem Kutschenschlag; nur das süße „Mein Lieber!“ fehlte noch. Darüber war Onkel Theodor baß entsetzt.

„Bruder Ludwig!“ flüsterte er, in seiner Art, und stieß Vater Hilen sanft in die Rippen, in seiner Art. „Du bist Nummer eins!“

Nun aber zogen sie alle in den Saal hinein, wo der Tisch gedeckt und mit Blumen verziert war, wo zwei weißgekleidete Landmädchen der Bedienung harrten. Und alle nahmen Platz an der weitläufigen Tafel.

Aber erst vor dem Braten öffneten sich die Schleusen der Unterhaltung.

Onkel Theodor und zugleich Tante Ida von Christen taten den Mund auf, aber die Edeltante behielt den Sieg. Gerade hatte Margret verzweiflungsvoll gefragt, warum nur Fische gekocht würden, als Edeltante die Kinder scharf beäugte, und die Pfeile ihrer grauen Augen in ihren Neffen hineinbohrend, sprach sie zum Schrecken der Gäste:

„Ich habe ja wohl die Pflicht, als Älteste des Geschlechtes, nach dem sittlichen Wachstum meines Neffen zu sehen.“

Voller Befriedigung über diese schönen Worte sah sich die Edeltante Beifall heischend im Kreise um. Onkel Theodor ihr gegenüber faltete die Hände vor seinem Bauche und sah ihr schiefen Antlitzes und offenen Mundes mit unverhohlenem Erstaunen in die Augen oder eigentlich auf die spitze Nasenspitze. Das machte Tante Ida neuen Mut, so fuhr sie fort:

„Deshalb, mein lieber Günther“ — der rückte verlegen auf seinem Stuhle und überlegte, ob es nicht besser sei, zu entfliehen und dabei auf den süßen Nachtisch zu verzichten, aber die Mutter hielt ihn — „erzähle einmal eine biblische Geschichte!“

„Herr des Himmels!“ dachten alle, aber Onkel Theodor sagte es und bekam dafür einen strafenden Blick. Vater Hilen schüttelte mit dem Kopfe. Da legte sich Onkel Pastor ins Mittel.

„Aber, gnädigstes Fräulein, wollen wir das Examen nicht lieber bis nach Tisch aufschieben? Unsere einfache Unterhaltung würde vielleicht durch Günthers längere Erzählung nur gestört werden.“

Aber ihm ward die bestimmte Antwort:

„Ich muß mich doch sehr wundern, Herr Pastor, solche Worte materieller Lebensanschauung aus geistlichem Munde zu hören. Als ob Gottes Wort nicht überall hinpaßte!“

„Die hat's Ihnen aber tüchtig gegeben!“ rief Onkel Theodor, der anfing, offen aufsässig zu werden. Aber die Tante nahm von ihm keine Notiz, sie war im Zuge und blieb darin.

„Ich wollte die Geschichte vom Knaben Absalom hören. Ich dachte an diese Geschichte, als ich heute morgen mein Haar aufsteckte.“ So wandte sie sich erklärend an Mutter Hilen.

Da lächelte Onkel Theodor, das heißt, was bei ihm Lächeln ist, und:

„Sie hat man bloß falsche Zöpfe“, flüsterte er, das heißt, was bei ihm Flüstern ist.

Tante Ida von Christen ward bleich in der Nasenspitze. Der Hausherr fürchtete Streit, und der war ihm in innerster Seele zuwider. Deshalb rief er befehlend über die Tafel weg:

„Rasch, Günther, mach los. Um so eher bist du damit durch!“

Die Mutter griff heimlich nach ihres Knaben Hand und drückte die zärtlich und sprach leise:

„Tu's, Günther, bist ja mein lieber Junge.“ Und sie fing flüsternd an, wie es in dem biblischen Geschichtenbuch steht:

„Es war in ganz Israel kein Mann so schön wie Absalom —“

Und Günther begann sehr mürrisch:

„Na ja! Es war in ganz Israel kein Mann so schön wie Absalom, und seine Haare waren so lang, daß er sie kaum tragen konnte.“ Günther sprach ohne Freude und ohne jede Betonung, in einer Leier hin. „Absalom ließ sich Wagen und Rosse machen, und fünfzig Mann waren seine Trabanten. Auch machte sich Absalom morgens frühe auf und trat an den Weg bei dem Tore. Wenn jemand zum Könige wollte, rief ihn Absalom zu sich und sprach: Aus welcher Stadt bist du? Und er sprach: Du hast keinen, der dich hört beim Könige. Und Absalom sprach: O, wer setzte mich zum Richter im Lande, daß jedermann zu mir käme, daß ich ihm zum Rechten hülfe! So stahl also Absalom das Herz der Männer Israels. Da machte er sich auf und ging nach Hebron. Absalom aber hatte Kundschafter ausgesandt in alle Stämme Israels und lassen sagen: Wenn ihr der Posaune Schall hören

werdet, so sprecht: Absalom ist König worden zu Hebron. Und da empörte er sich gegen seinen Vater —"

So weit hatte Günther fast in einem Atem hergesagt, da sahen seine Augen in die Weite, und es kam Interesse in den Blick.

„Und das war eine Unverschämtheit!" sprach er, und seine Augen wurden größer und seine Stimme erregter.

„Und das war eine Gemeinheit. Und er zog gegen seinen Vater, und sein Vater hatte auch ein Heer, und die Heere lagen einander gegenüber, und keiner hatte Lust zu kämpfen, weil es doch Vater und Sohn war. Und darum ging der Sohn ganz allein in das Lager seines Vaters, und fiel vor ihm auf die Knie und bat um Verzeihung. Und der alte Kaiser war so froh darüber, daß er seinen Sohn küßte und alle seine Soldaten nach Hause entließ und mit seinem Sohne ging. Und als sie auf eine Burg kamen, da nahm Heinrich seinen Vater gefangen. Und das war schändlich, niederträchtig!"

Da atmete der heiße Junge auf. Tante Ida aber rief entsetzt:

„Heiliger Gott, was ist's für ein gottloser Junge! Heiliger Gott, und besser lehren sie's ihn nicht!"

„Der Junge ist in die deutsche Kaisergeschichte hineingeraten," sagte der Pfarrer.

„Bravo!" rief sein Vater Günther zu. Onkel Theodor aber schaute voller Schadenfreude auf die zorngerötete Edeltante.

„Kaisergeschichte!" rief die, kreischte sie. „Was hat die mit seiner Religion zu tun?"

„Es schadet ja nichts," meinte der Pfarrer ruhig, „wenn ihm deutsche Kaisergeschichte lieber ist, als die Geschichte eines fremden Volkes, wenn er lieber an Kaiser Heinrich denkt als an König David!"

„Und das ist ein Pastor!" rief Tante Ida. „Und das ist sein Lehrer!" rief sie in den höchsten Tönen. „Ich sage es, der Junge muß in eine Erziehungsanstalt, muß auf eine Schule."

Günther schoß zornige Blicke auf die wütende Tante.

„Da haben Sie recht!" sagte auch Onkel Pastor. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, wenn auch aus anderen Gründen."

Voller Angst rief die Mutter:

„Aber Herr Pastor, lieber Herr Pastor —"

Auch der Hausherr hatte sich jäh zu dem Pfarrer hingewendet und schaute ihn eine Weile an.

„Darüber müssen wir nachher noch sprechen!"

Der Pfarrer nickte, die Tante aber rief:

„Nein, jetzt müssen wir sprechen, warum wichtige Sachen nicht gleich?"

Als aber der Gutsbesitzer die Stirn runzelte und fast heftig erwiderte:

„Weil's hier nicht hergehört!"

— da fügte sich Tante Ida, wie stets einem festen Willen, und ward schweigsam.

Der Braten kam und nach ihm der Nachtisch und nach ihm die Zigarre.

Tante Ida hatte genug gegessen, mehr, als bei ihrer Dürre zu erwarten war,

obwohl sie in der Hauptsache das Gespräch geführt hatte. Nun fragte sie nach ihrem Sofa, denn sie pflegte einen Schlaf zu tun, und sie ging ab. Die Kinder spielten draußen. So blieben die Vernünftigen zurück.

„Gott Dank, daß sie 'raus ist!" sagte Vater Hilen. „Nun schläft sie, und dann muß sie fahren."

„Während wir noch gemütlich hier sitzen können", sagte Onkel Theodor. „Ich kann doch diese Nacht bei euch bleiben, Bruder Ludwig?"

„Aber gewiß", sagte der.

Die Mutter hatte den Kaffee präsentiert; nun setzte sie sich zum Pfarrer.

„Herr Pastor," sagte sie, und ihre Stimme klang leidig und furchtsam, „meinen Jungen, meinen Einzigen, wollen Sie mir nehmen?"

„Ja, warum soll der weg?" fragte auch der Vater. „Er hat in Ihnen ja den besten Lehrer hier!"

„Wir vertragen uns gut," antwortete der Pastor, „und haben uns gern. Solange er mit seinen Augen krank war, als er die acht schweren Wochen im verdunkelten Zimmer sitzen mußte, solange seine Augen noch der Schonung bedurften, konnte ich den Jungen unterrichten und konnte ihm genug sein. Aber Günther hat das Alter eines Quartaners, und ich hoffe auch bestimmt, ihn zu Ostern für die Untertertia reif zu bekommen. So weit konnte ich mitgehen, aber ich kann nicht weiter. Wirklich, verehrte gnädige Frau", denn die Mutter machte ein gar zu betrübtes Gesicht. „Sie müssen sich selbst sagen, immer kann er nicht hier bleiben, wenn er das Abiturientenexamen doch machen soll."

„Muß er's denn durchaus machen," fragte die Mutter, „wenn er doch Landwirt werden soll?"

„Aber durch die Untertertia können Sie ihn doch allein noch kriegen!" meinte zögernd Vater Hilen. „Zwar Sie haben schon so unsäglich viel für uns getan, wir sind schon so tief in Ihrer Schuld —"

Doch der Pfarrer wehrte ab:

„Das bedeutet nichts. Der Herr hat mir selbst einen Sohn versagt. Ich habe vielleicht mehr von dem Unterrichte gehabt als Günther. Wirklich, ich glaube, wenn Günther noch länger von der großen Schule ferngehalten wird, dann ist das für ihn von Nachteil. Er muß in eine öffentliche Schule."

„Mein lieber Junge, mein kleiner, schwacher Günther!" klagte die Mutter.

Der Pfarrer lächelte leise.

„So schwach ist er gerade nicht. Und seiner Augen wegen können Sie ganz beruhigt sein. Ich denke, das sagte auch der Arzt. Die große Schule mit ihren zahlreichen Interessen, die lebhaften Kameraden dort mit inniger Knabenfreundschaft haben doch auch sehr gute Seiten und werden sicher auf unsern Günther günstigen Einfluß ausüben."

„Der Junge muß von Muttern weg!" brummte Onkel Theodor und besah seine Zigarre, aber Tante Burmester rief empört:

„Pfui!"

Es wurde noch manches hin und her geredet. Der Beschluß war doch der, daß Günther zu Ostern nach Lübeck, wo Onkel Theodor nach dem Rechten sehen

konnte, und auf das berühmte Katharineum gehen sollte. Onkel Theodor Hilen wollte für eine gute und stramme Pension sorgen.

„Wie soll ich's ertragen?" klagte die Mutter.

Der Pfarrer antwortete nach einigem Besinnen: „Wollen Sie sich und den Jungen an Trennung gewöhnen?"

Die Mutter sah ihn neugierig an.

„Ich will nächster Zeit eine Wanderfahrt durch meinen lieben Harz machen. Geben Sie mir Günther mit!"

Die Mutter ergriff seine Hand und sagte herzlich:

„Ich danke, ich danke Ihnen."

Als die Kinder das Zimmer wieder betraten, denn sie hatten genug draußen getollt, eilte Mutter Hilen ihrem Sohne entgegen, kniete vor ihm nieder und umarmte ihn und küßte ihn unter heißen Tränen.

„Mutter!" rief Günther verwundert und zärtlich.

Onkel Theodor brüllte, um so lauter, als er selbst seiner Rührung Herr werden mußte:

„Na, mein Junge, halt die Ohren steif! Du wirst denn also —"

Aber der Pfarrer legte die Hand auf den Arm des dicken Herrn und sprach leise:

„Der Junge braucht ja nicht gleich alles zu wissen!"

Tante Ida von Christen kam wieder herunter, denn sie hatte im zweiten Stockwerk geschlafen, trank ein Schälchen Kaffee oder drei, wurde in die Staatsche gepackt und fuhr ab.

Zwei Stunden danach fuhren die beiden andern Wagen nach Mölln, Günther wurde zu Bett geschickt, nahm aber seine Büchse mit, nachdem der Vater nachgesehen, ob sie auch ungeladen sei, und die Patronen in seinem Jagdschrank verschlossen hatte.

Es wurde still in Sophienhof, und der Familientag war zu Ende.

(Fortsetzung folgt)



Abendlicht im Herbst · Von Karl Ernst Knodt

So mild und ruhig hab' ich nie gesehen
Das Sonnenlicht, wie's dieser Abend zeigt,
Wo auf den Feldern rings im Dämmerwehen
Die Schöpfung wie ein müder Wandrer schweigt.

Es paßt so ganz zu den rotgoldnen Bäumen,
Die mit des Todes Kuß der Herbst gemalt
— Dies stille Leuchten, das wie sanftes Träumen
Der weiten Weltenruhe fromm erstrahlt.





Über den Tod

Von Hero Max

Was ist der Tod? Nur das, was wir aus ihm machen. Er kann etwas Furchtbares, Grauenvolles sein, und etwas Wunderbares, Köstliches. Betrachten wir ihn als unseren Feind, so tritt er uns als Feind entgegen; erkennen wir ihn als unseren Freund, so kommt er als Freund zu uns.

Mit jedem Kinde wird er geboren. Er wächst in uns und umgibt uns wie das ewige Schweigen. Kein Laut verrät seine Gegenwart. In jeder Gesellschaft der Fröhlichen ist er mitten darunter; vor jedes Einsamen Tür hält er getreue Wacht.

Sie wissen alle, daß er überall und immer gegenwärtig ist, aber sie schließen alle die Augen vor ihm.

Er ist der Allergeheimnisvollste.

Der Sturm weht die Klänge seiner Geige durch den Wald, und in der Flamme im Kamin knistert sein Lied. Seinen Kuß kannst du trinken aus der kühlen Quelle, du kannst ihn mit der Frucht vom grünen Baum brechen.

Dein Herz pocht unaufhörlich ihm entgegen, wie eine Geliebte dem Geliebten.

Er wartet. Er wartet immerzu auf dich, um dich in seine stille Kammer zu führen. Du weißt, daß er zu irgendeiner Stunde kommen wird, aber dein Herz schließt sich zu vor ihm.

O daß du es dazu erziehen könntest, ihm mit Fröhlichkeit entgegenzusehen — wie licht und freundlich würde er dir entgegenschreiten!

Aber du empfängst ihn unwillig und finster, zürnend und unbereit — so kommt er düster, drohend und fordernd.

Er ist ein sanfter, lieblicher König, wenn deine Seele ihn als Bruder willkommen heißt.

Du liebst alles, das Flüchtigste und Unbeständigste, die Jugend, die Lust, den Reichtum, die Schönheit. Ihn liebst du nicht.

Und doch mußt du einst alles um ihn lassen: den Silberduft des Morgens auf den Wiesen und die Feuerglut des Abends auf den Bergen; den goldenen Hauch des Mittags unter den Buchen des Waldes und die Sternenstille der Nacht über deinem Dach.

Alles mußt du um seinetwillen lassen: die Venus von Milo und die Gedichte Goethes; die Sonate pathétique und die Holzschnitte Dürers.

Eine Spanne Zeit nur läßt er dich die Süßigkeit und die Schmerzen des Lebens genießen, dann führt er dich fort in unbekannte Fernen und fremde Schicksale, und niemand bleibt dir nahe in der Einsamkeit deines Weges dorthin.

O daß du dein Herz dazu erziehen könntest, ihm mit Heiterkeit entgegenzusehen — wie leicht und freundlich würde er dich an seiner Hand hinüberführen!



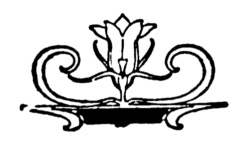
Der Teppich · Von Ernst A. Bertram

Sie saßen und wirkten den bunten Geweben
Die blumigen Gründe, das reichere Leben,
Sie sannen und spannen in heiligen Mühen
Des wachsenden Teppichs erwartetes Blühen.

Sie schenkten ihm wirkend ihr dumpferes Trachten,
Und woben hinein, was sie sorgten und dachten,
Die Träume, die Tränen, die seltenen Süchte,
Sie liehen sie formend dem kommenden Lichte.

Sie saßen im Dunkel und gaben die Farben,
Sie schufen die Bilder in Dämmer und Darben,
Die winkenden Tage, die silbernen Nächte,
Sie gaben sie alle dem blinden Geflechte.

Sie gaben ihm freudig ihr kärgliches Heute,
Nur daß sich der Künftige königlich breite,
Nur daß er bewußtlos, der Herrliche, trage
Vergessene Opfer in künftige Tage.





Das Jahrhundert des Kindes

Von Fritz Müller (Zürich)

In den Schaufenstern der Buchhandlungen liegen ganze Reihen neuer Bücher. Die meisten haben Leibbinden. Blaue, grüne, rote, weiße mit schwarzen Lettern, schwarze mit weißen Lettern. Am Ende steht ein Ausrufungszeichen oder ein Fragezeichen. Heute früh sah ich fünf leibumbundene Bücher nebeneinander liegen. Ich setze die Titel hierher:

„Das Jahrhundert des Kindes."
„Wie sag' ich's meinem Kinde?"
„Die Seele deines Kindes."
„Das Kind und du."
„Das Kind und die Kunst."

Die Literatur ist der geistige Niederschlag der Zeit. Danach ist es wirklich so: Wir leben im Jahrhundert des Kindes. Schauen wir uns um und fangen wir von vorne an:

Das Kind springt in die Welt. Von vorne? Halt, da ist ein Buch:

„Die vorgeburtliche Erziehung des Kindes."

Vorgeburtlich? Richtig, durch die Mutter, die es unterm Herzen trägt. Lange also, bevor das Kind die Welt mit seinem ersten Schrei begrüßt, ist schon sein Horoskop gestellt.

Von da ab bleibt sein Lebensweg umglotzt von Mikroskopen, Perspektiven, Operngucken und Lorgnetten. Kritische Linsen sind darauf gerichtet und auf alles, was das Kind tut und was es unterläßt. Psychische Sezierwerkzeuge sind um sein Leben aufgestellt.

Früher kam ein Kind zur Welt und stand vor einem geheimnisvollen Labyrinth, dem Leben. Da find dich durch — da schlag dich durch — da irr dich durch, so gut du immer kannst! stand an seinen Toren. Mit stillen Schauern vor den Geheimnissen des Labyrinthes, vor den hunderttausend Möglichkeiten ihres jungen Lebens schritten Kinder über Höhen und durch Täler.

Heute ist das anders. Schon des Kindes Bettlein, schon sein Schlaf ist von Regeln ganz umstellt. Die Statistik spitzt den Griffel und verbucht die Atemzüge. Und in seinen tiefen Kinderschlaf hinein luchst noch die Lupe. Seine Träume werden aufgeschrieben und gedeutet.

Früher lallten Kinder unbefangen in den Tag hinein. Heute stehen Phonographen um sein Lallen, nehmen auf und halten fest — und ein neues Buch liegt mit einer gelben Leibbinde im Buchhändlerladen:

„Die Sprache, Ein Beitrag zur Psychologie des Kindes."

Das Kind nimmt andern Dinge weg, ist grausam, schlägt drauf los — und schon sieht das Perspektiv des Herrn Professors aus der Wand der Kinderstube, und ein Buch mit blauer Binde liegt im Laden:

„Atavistische Regungen im Leben des Kindes."

Das Kind erwischt den ersten Griffel und den ersten Bleistift, kritzelt, schmiert, und —

„Die Kunst im Leben des Kindes"

präsentiert sich gedruckt und kommentiert hinter der Spiegelscheibe auf der Straße.

Dann kommt die Schule. „Sezier- und Experimentiersaal" sollte über ihrem Tore stehen. Früher war das Feld der Schule ein, ich gestehe es gerne, etwas willkürlicher Tummelplatz für Lehrer und für Schüler. Heute schiebt sich zwischen beide eine Unzahl von Versuchen, Experimenten, Statistiken, Listen, Kurven ...

Reihenweise trinken sie Bier und Milch, damit darauf die Treffer im Rechnen abgezählt und verglichen werden können.

Sonderklassen mit Genies und Sonderklassen mit Kamelen werden abgetrennt und kritisch durchgeführt.

Die Lektion, die der Lehrer seinen Kindern gibt, ist nicht mehr ein freies Spiel der Kräfte wie vordem — abgezirkelt in präparierten Fragen wird der Stoff laut Vorschrift in das Kind gepumpt, gepreßt, getrichtert — und dahinter steht das Buch:

„Erfolge des neuen Unterrichtssystems."

Wie Dotterblumen schießen sie überall aus dem Boden, die Bücher über das Kind und die Schule.

Feierlich verhängten „Aufklärungsunterricht über sexuelle Fragen" schieben sie ein — ein vernünftiger Lehrer früher hat es leicht und zwanglos zwischen die Lektionen eingestreut —, das ist heute falsch, denn das gäbe keinen Grund zu einem neuen Buch über:

„Das Kind und die sexuelle Not."

Und die Weiser, Pfeile, Hände und Signale an den Straßen seines Lebens verfolgen das Kind weiter, wenn es aus der Schule in das Leben tritt. Weit hinein ins Land des Jünglings und des Mannes bleiben die Fernrohre und die Mikroskope auf sein Leben gerichtet.

Auch die Juristen tummeln sich auf dem Terrain.

„Das Recht des Kindes"

las ich neulich irgendwo.

Das Recht des Kindes, werte Herren, das erste Recht des Kindes ist vor allem, Kind zu sein. Kind sein, das heißt vor allem, unbefangen sein. Aber können Kinder unbefangen bleiben, wenn ihr das Kinderland, wenn ihr das Spiel, das Lernen, all sein Tun und Handeln ohne Unterlaß beglotzt, seziert, regiert und kritisiert in Büchern, Reden, Disziplinen?

Das Kinderland ist ein heiliges Land, sagt ihr. Aber an heilige Dinge legen wir besser nicht zuviel Zirkel und Lineale. Vor heiligen Dingen reißt man nicht alle Spannen lang die Türen auf, um Seelenbilder abzuknipsen.

Als wir noch Kinder waren, hätten wir uns bedankt dafür, wenn über unserm Kinderland, unsern Kinderspielplätzen, unsern Kinderzimmern, unsern Kinderbettchen jeden Augenblick blitzende Brillen und Sonden aufgetaucht wären ... Laßt das Kinderland den Kindern, nicht den Büchern.



Wie dünket Euch um Christus?

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und Du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Matthias Claudius

*

Der Gründer des Christentums war nicht weise, sondern göttlich ... An ihn glauben, heißt ihm nacheifern und Erlösung hoffen. Richard Wagner

*

Unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen (Jesu) Wandel, sein Leben und Sterben; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre. Leopold von Ranke

*

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln, und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist dein Haus.

Fritz Reuter, Grabschrift





Corveysche Burg — F. Hoffmann-Fallersleben



Religiöse Gedanken

Von Mela Escherich

Das Ideal der Volksreligion. Volksreligion muß — ebenso wie Staatsgesetz — so groß und weit sein, daß ein Mensch, der infolge seiner selbstgeschaffenen Sittlichkeit über sie hinausgekommen ist, ihrer also nicht mehr bedarf, dennoch innerhalb ihrer bleiben kann, ohne mit seinen Anschauungen darin in Widerspruch zu kommen. Gegen das Dogmentum an sich ist nichts einzuwenden. Selbst eine veraltete Form wäre noch erträglich, sofern nur der Inhalt nicht in Gegensatz zu dem jeweiligen Stand der philosophischen Erkenntnis gerät. Jedem Dogma muß ein so tiefer, so weitgehender philosophischer Begriff zugrunde liegen, daß sich ein freidenkender Mensch — freidenkend nicht im Sinne materialistischer Modeströmung — davon nicht gehemmt fühlen darf.

* * *

Wozu noch Wunder? Zu Zeiten, wo die Begriffe Natur, Leben, Weltall noch ganz begrenzte waren, entsprach es einem Bedürfnis, jede unerklärte Erscheinung, die in den begrenzten Vorstellungskreis hereintrat, als Wunder zu registrieren. Die Gottheit mußte sich mit jedem vagabundierenden Kometen in diese zweifelhafte Ehre teilen. Heute wäre es ein bedenklicher Rückfall, nach Wundern zu verlangen, nachdem wir, dank der Wissenschaft, mehr und mehr das Wunderbare der Gesetzmäßigkeit aller Dinge erkennen, einer Gesetzmäßigkeit, die die Willkürlichkeit des Wunders ausschließt. Die heutige Gottesverehrung besteht darin, daß wir eben bewundern, wie ohne Wunder das Wunderbare sich vollzieht.

* * *

Gottesbürgertum. Wer Bürger sein will, muß die Stadtrechte anerkennen. Also ist unsere Gottesbürgerschaft um so berechtigter, je mehr wir die Sprache und Gesetze des großen Zusammenhangs empfinden.

* * *

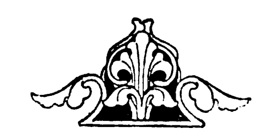
Religion als erhaltende Kraft. Egoismus ist die Dominante aller Religion. Egoismus —? Die Veda sagt: „Liebe deinen Nächsten, weil dein Nächster in Wahrheit dein eigenes Selbst und was dich von ihm trennt, bloße Täuschung ist.“ Die Liebe also vermittelt. Durch sie lernen wir im anderen uns selbst finden. Je mehr wir uns in die sogenannte fremde Seele hineinfühlen, je mehr entdecken wir von unserm sogenannten bessern Selbst. Das „Ich“ bleibt Geheimnis, das erst durch das „Du“ erlöst wird. Darum sind Kinder Rätsel, Rätsel von Gott. Sie sind es sich selbst. Der Übergang von der Kindheit zur Jugend ist das Wissendwerden davon. Das sind jene Tage, wo in der jungen Seele Frühlingsgewittern die ersten Gottesblitze leuchten.

Nun geht die Seele auf die Suche. Das Finden des Geliebten ist der erste große Schrecken; denn zum ersten Male blickt sie so tief in eine andre Seele, daß sie — sich darin erkennt. Sie kann über diese Seele weitergehen zu einer andern, immer auf der Suche nach sich. Sie weiß jetzt, was sie in jedem Menschen zu suchen hat. Es ist das verborgene Etwas in der Seele, das Meister Eckhardt ewig und göttlich nennt. Sie ist auf ihrem Wege über den Menschen hinausgekommen — zur Menschheit. Die ganze Menschheit ist ihr eignes Selbst.

Aber die Seele sucht weiter. Sie hat kein Genügen an sich selbst. Sie lüftet die Flügel und sinnet, wie sie über die Menschheit hinauskomme. Sie würde erschlaffen in der ewigen Ichbeschauung. Sie weitet sich dem größeren Mysterium entgegen. ...

Der Begriff Gott ist der Selbsterhaltungstrieb der Menschheit.

Gott leugnen — das heißt ziellos in einen leeren Raum hinaustreiben, wie ein verirrter Luftschiffer, der nicht mehr weiß, ob er steigt oder sinkt. Mit Gott ist es wie mit den Idealen. Wer keine mehr hat, setzt sich den unausdenklichsten Gefahren aus. Lieber kleine Ideale als keine. Über kleine Ideale läßt sich zu größeren hinwegschreiten. Über Götzen zu Gott. Gott ist das höchste Ideal. Wir können unser heutiges Ideal von Gott zertrümmern, — um uns ein größeres von ihm zu machen. Alle unsere Ideale von ihm erweisen sich als zu klein. Darum müssen wir, sie kaum erreicht habend, sie wieder aufgeben, aber ihn können wir nie aufgeben. Unser Wille und unsre Sehnsucht, unsre Leidens- und unsre Freuenskraft muß allezeit auf Gott gerichtet sein, wie die Spitze einer Waffe auf ihr Ziel, wie der Lauf des Stromes auf das Meer, wie der Schnabel eines fliegenden Vogels nach der Richtung seines Fluges. Es liegt im Selbsterhaltungstrieb, Gott nie und unter keinen Umständen zu verlassen. Gott verlassen ist geistiger Selbstmord. Die ganze Natur sträubt sich dagegen.





In den Werkstätten des Lebens

Im Jahre 1590 erfanden zwei holländische Brillenschleifer, Hans und Zacharias Janssen, Vater und Sohn aus Middelburg, das zusammengesetzte Mikroskop. Etwa 80 Jahre später kam der Delfter Kastellan Antony van Leeuwenhoeck auf den Gedanken, die Natur des Pfeffers ergründen zu wollen. Er übergoß gestoßene Pfefferkörner mit Wasser, und als er einige Tage später den Aufguß mit dem Mikroskop untersuchte, fand er lebende Wesen darin. Seine Entdeckung machte keinen großen Eindruck. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu London ging achtlos daran vorüber und schenkte ihr keinen Glauben. Heute wissen wir, daß Leeuwenhoeck eine Welt entdeckt hatte, größer als die des Kolumbus.

Unser Auge kann Gegenstände nur bis zu einer gewissen Größe unterscheiden. Jenseits von ihnen herrscht für uns Nacht. Diese Finsternis aufzuhellen ist die Domäne des Mikroskops. Betrachten wir einen organischen Körper einfachster Natur, z. B. das Blatt einer Lilie, mit Hilfe des Mikroskops, so erkennen wir daran noch Organe; diese Organe bestehen wiederum aus Organen usf.; zuletzt aber stehen wir kleinsten Elementen gegenüber, welche wir als die Bausteine des Blattes ansehen müssen. Gehen wir in gleicher Weise mit einem Insekt vor, mit einem Wurm, mit einer Spinne, mit einem Stück Leber, einem Stück Milz, einem Tropfen Blut oder sonst einem organischen Gebilde, so ergibt sich dasselbe Resultat: wir treffen auf kleinste Elemente als Bausteine. Wenn wir nun die Bausteine der verschiedensten Herkunft miteinander vergleichen, so kommen wir auf eine merkwürdige Tatsache: sie sind einander gleich. Wir sprechen also nicht mehr von den Bausteinen des Blattes, des Wurms, des Insekts, sondern von dem Baustein der lebenden Organismen überhaupt. Und wenn wir von jetzt ab diesen Baustein als Zelle bezeichnen wollen, so können wir den Satz aufstellen: Die Zelle ist der Baustein der belebten Natur.

Nun erscheint uns die organische Welt mit einemmal sehr einfach. Ihre Einzelwesen, so verschiedenartig an Form, Größe und Wert, zurückgeführt auf einen einzigen Baustein. Aber Einfachheit ist etwas, was uns bei der Natur niemals zu überraschen braucht. Dort wo wir ihren Sinn erfassen und ihren Willen verstehen, erscheint sie uns immer einfach. Einfach sind ihre gesetzmäßigen Beziehungen. Wie verblüffend einfach sind beispielsweise die Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper im Weltraum!

Die Auffindung der Naturgesetze ist der eigentliche Lohn des forschenden Menschen. Sie sind die Sprache, in welcher die Natur mit dem Menschen spricht, aber auch die, in welcher der Mensch mit der Natur spricht, in welcher er an sie herantritt, sich mit ihr verständigt und sie zur gemeinsamen Arbeit auffordert. Der beste Beweis, daß er sich einer Naturgesetzmäßigkeit gegenüberbefindet, ist eben der, daß er sie in ihrer schlichtesten Einfach-

heit enthüllt sieht. Das Gesetz, dem wir uns hier gegenüberbefinden, hat man schon seit langem dahin formuliert, daß man sagte, die Natur arbeitet mit dem geringsten Aufwand von Mitteln. Aus derselben Zelle verfertigt die Schöpfung den Urwald und bevölkert sie das Meer, baut sie den König der Lüfte und den Beherrscher des Erdballs. Sie braucht keine zweite, also verwendet sie sie nicht.

Und wenn wir nun an die Anschauung dieses kleinen Kunstwerkes herantreten, werden wir wiederum überrascht sein von der Einfachheit, mit welcher es sich uns präsentiert. Die Zelle ist ein kugelförmiges, farbloses, durchsichtiges Körperchen aus einer schleimigen Substanz, dem sogenannten Urstoff oder Protoplasma. In ihrem Innern birgt sie ein kugeliges Bläschen, den Kern. Den Rest der Zelle bezeichnen wir, im Gegensatz zu ihm, als Leib. Kern und Leib verhalten sich zueinander wie Seele und Körper, d. h. der Kern ist der wesentliche Bestandteil der Zelle. Die Größe der Zelle ist unvorstellbar. Auf der Spitze einer Stecknadel haben Tausende wohl bequem Platz.

Dieses Gebilde nun besitzt eine Eigenschaft, welche es über alle Dimensionen des unbelebten Stoffes um Äonen hinaushebt: das Leben. Also nicht nur die Organismen, welche sie bildet, sondern die Zelle selbst ist belebt. Die Natur hat uns das schon dadurch erwiesen, daß sie tatsächlich Organismen gebildet hat, welche nur aus einer Zelle bestehen. Und diese einzelligen Wesen oder Protozoen, wie man sie nennt, sind nicht etwa vernachlässigte Kinder der Schöpfung, sondern sie sind unbegrenzt an Zahl und Form. Ihr Lieblingsaufenthalt ist das Wasser. Schon unsre Süßwasseransammlungen, Teiche, Flüsse und Seen, sind reich von ihnen besiedelt. Doch ihr Hauptfundort ist das Meer. Sie bevölkern es von seiner Oberfläche bis in seine Tiefen mit ungezähltem Leben und decken seinen Grund mit einem dicken, massigen Schleim. Sie sind geologisch von großer Bedeutung geworden, indem sie am Aufbau unserer Erdrinde hervorragenden Anteil genommen haben. Es gibt nämlich Arten unter ihnen (es gehören vor allem die Kieselalgen oder Diatomeen dazu), welche um ihren weichen Leib einen zwar sehr winzigen, aber ebenso festen Steinpanzer aus Kieselsäure tragen. Wenn die Zelle abstirbt, sinkt dieser zu Boden, und infolge seiner Härte ist er imstande, die Zeiten zu überdauern. Was ihnen an Größe gebricht, haben sie durch Zahl ersetzt. Man schätzt auf ein Gramm Meeressand 50 000 Einzelwesen. So konnten sie an den Gestaden der Meere weite, mächtige Bänke bilden und auf den Inseln der Südsee hohe Berge auftürmen. Aber bis in die Herzen der Kontinente hinein haben sie die Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen. Es gab nämlich eine Zeit, in welcher die gesamte Erdoberfläche vom Meere bedeckt war, ehe das Trockene sich von den Wassern schied. Von dieser Zeit bringen sie uns Kunde. Bekannte Ablagerungsstätten sind bei uns in Europa Bilin in Böhmen (woher der Biliner Polierschiefer stammt, der aus Diatomeenschalen besteht) und die Lüneburger Heide. Auch Berlin und Königsberg sind auf Diatomeenlagern aufgebaut. Andere Lebewesen dieser Art sind die Bildner der Schreibkreide, die Foraminiferen, kleinste Tierchen, die von Kalkgehäusen bekleidet sind. Diese winzigsten Marmorpaläste haben im Tertiär, dem Mittelalter unserer Erde, die Kreidefelsen und Kalksteingebirge bilden helfen. Unsere Alpen tragen reichlich Einstreuungen von Kreidebänken, die als weiße, zerklüftete, kaum zugängliche Mauern oft weithin schon sichtbar sind.

Allein nicht nur im Wasser, auch in der Luft, in jeder Dachrinne, in jeder Pfütze, in jedem Glas Wasser, das einige Zeit stehen bleibt, sind diese kleinsten Lebewesen zu finden. Man kann ruhig sagen, sie sind überall, und es gibt keinen Platz auf der Erde, der ihnen auf die Dauer den Zutritt verwehren könnte. Und das ist gut; sie sind die eigentlichen Pioniere des Lebens, ohne welche ein solches unmöglich wäre. Wo Leben sich entwickeln will, brechen sie ihm die Bahn, wo es besteht, begleiten sie es fördernd, wo es vergeht, machen sie die Totengräber. Sie reinigen die Luft und das Wasser, bereiten den Erdboden zur Nahrung für die Pflanzen vor; wären sie nicht, wäre die Oberfläche unserer Erde eine einzige große

Kloake, auf welcher es keinem höheren Lebewesen möglich wäre, auch nur einen Atemzug zu tun.

Freilich gibt es unter ihnen auch schlimme Gesellen, Feinde der menschlichen Kultur. Zu einer traurigen Berühmtheit haben es vor allem gewisse Pilze gebracht. Erinnert sei nur an das giftige Mutterkorn, welches unsere Reggenfelder heimsucht, den Getreiderost, welcher die Weizenfelder zum Absterben bringt, und den Kartoffelpilz, welcher in einem einzigen Sommer schon ganze Kartoffeläcker brachgelegt hat. Am schlimmsten aber hausen unter den Menschen die kleinsten von ihnen, die Bakterien. Cholera, Typhus, Tuberkulose, Wundstarrkrampf, Pocken und das ganze Heer der Infektionskrankheiten sind ihr Werk. Es wäre aber sehr irrig, anzunehmen, daß diese Feinde des Menschen und seiner Kultur nur um dieser ihrer verheerenden Wirkung willen da seien. Auch sie haben sicher nützliche und unersetzliche Aufgaben. Wäre dem nicht so, müßten sie ja längst an ihrem eigenen Fluche zugrunde gegangen sein. Vom Choleravibrio, einem der gefürchtetsten unter ihnen, haben überdies Pettenkofer und Emmerich (die beiden Münchner Hygieniker) schon vor Jahren dargetan, daß er für gewöhnlich ein ziemlich harmloser Geselle ist.

Wir sprachen soeben von der Arbeitsleistung der Mikroorganismen. Es ist ein Gesetz der Natur, daß kein Geschöpf nur um seiner selbst willen da ist, sondern immer nur um eines bestimmten Zweckes willen, den es zu erfüllen hat; das Bakterium ebenso wie die Sonne, das Einzelwesen wie der Staat. Die Hefezelle z. B. könnte für sich allein leben. Sie besitzt alle Bedingungen zu ihrem Dasein. Sie kommt aber in Wirklichkeit niemals allein vor, sondern sie ist einem Staate zugeteilt, dem sie ihre Dienste zu weihen hat. Die Kolonie hinwiederum hat beispielsweise Alkohol zu produzieren. Alkohol ist ein Gift auch für die Hefezelle. Aber sie muß ihn hervorbringen, selbst auf Kosten ihrer Existenz. So hat jede Zelle ihre bestimmte Leistung zu vollbringen. Die Leberzelle gibt Gestalt und Beweglichkeit auf, um Galle zu erzeugen, Zucker zu verbrennen, Harnstoff zu bilden. Sie muß es sich gefallen lassen, wenn sie dazu nicht mehr imstande ist, als krank vom Organ ausgeschieden zu werden. Setzt sie es unglückseligerweise durch, den Zwecken des Organismus zum Trotz ihr eigenes Dasein zu erhalten, so wird das sein und ihr Grab, wie wir das bei den bösartigen Geschwülsten: Krebs, Sarkom, zu sehen bekommen. Doch glücklicherweise ist das nicht die Regel. Meist erleidet die Zelle willig den Opfertod. Und jede Umbildung nimmt sie freudig entgegen und versteht sich zu jeder Leistung. Sie bildet den Panzer des Krokodils und den Stoßzahn des Elefanten, sie erzeugt Perlen und Korallen, verfertigt Schildpatt und Perlmutter, Schuppen, Federn, Haare, Fermente und Gifte, wie's eben immer die Natur von ihr verlangt.

Doch ihre vornehmste Tätigkeit ist, das Leben zu erhalten und die Vernichtung wirksam zu bekämpfen. Ist die Zelle der Träger des Lebens, so besagt schon ihre Definition, daß sie in gewissem Sinn unsterblich sein muß; und das ist sie in der Tat. Sie vermag sich zu verjüngen und, alt geworden, zu Jugendkraft und Schönheit zurückzukehren. Ist sie auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangt, so erwacht in ihr der Trieb, sich zu erneuen. Sie würde aber ihren Platz im Weltall schlecht ausfüllen, wenn sie nur selbstsüchtig auf ihr eigenes Dasein bedacht sein wollte. Ihre Verjüngung ist daher an die Bedingung geknüpft, mit Leben auch weiter zu befruchten, sich fortzupflanzen!

Die Art und Weise, wie sie sich dazu anschickt, ist folgende: In der Ruhe ist der Kern, der auch hier wieder sich als der wesentliche Teil der Zelle erweist, ein ziemlich gleichmäßiges, homogenes Gebilde. Beginnt aber die Zellverjüngung oder, wie man sie nach dem Effekt auch nennt, Zellteilung, so kommt eine gewisse Unruhe in seine Substanz. Er wird körnig, schollig, fädig und stellt schließlich die Masse eines wirren Knäuels dar. Dieser Fadenknäuel ist die umgewandelte Chromatinmasse, der wesentliche Bestandteil des Kerns. Das Problem, vor welches die Natur jetzt gestellt ist, besteht darin, die Chromatinmassen in zwei ideal gleiche Hälften zu teilen. Geschähe dies nicht, so wären die Zellteilungsstücke nicht

lebensfähig. In der Natur kommt das niemals vor; aber auf experimentellem Wege ist es gelungen, Seeigeleier zu solch einer widernatürlichen Teilung zu zwingen. Der Erfolg waren Mißbildungen, die nach kurzer Zeit eingingen, weil sie nicht lebensfähig waren. Man nannte deshalb das Chromatin die Vererbungssubstanz; das will sagen, alle wesentlichen materiellen und immateriellen Eigenschaften des reifen Individuums sind schon im Chromatin des Zellkerns enthalten, aus dem es herkommt. Also muß jede neugebildete Zelle von allen Chromatinbestandteilen ihren Teil erhalten. Um das mit der nie versagenden Sicherheit zu erreichen, hat die Natur nun folgenden Mechanismus erdacht. An der Peripherie des Kerns treten zwei glänzende Körperchen auf, die mit einem Strahlenkranz umgeben sind und Centrosome heißen. Diese wandern an die beiden Pole der Zelle und stellen sich einander gegenüber. Ihre Strahlen senden sie einander zu und erzeugen so ein spindelförmiges Gebilde, die Zentralspindel. Unter ihrem Einfluß beginnen sich die Chromatinmassen zu ordnen; sie bilden Schleifen und stellen sich als Sternfigur im Äquator der Zelle auf. Jetzt teilt sich der Stern der Chromosomen (wie man die einzelnen Chromatinteile nennt) nach seiner Dicke, während je die beiden Teilstücke auf den Strahlen der Centrosomen wie auf Schienen nach den beiden Polen der Zelle gleiten. Dort wandeln sie sich in zwei ruhende Kerne um. Inzwischen schnürt sich die Zelle im Äquator ein, und bis die Kernbildung vollendet ist, hat sich die Teilung der Zelle vollzogen. Aus einer alten Zelle sind zwei neue Zellindividuen hervorgegangen.

Dieser Prozeß der Fortpflanzung bleibt der Typus auch für die höheren Organismen. Schon der Engländer William Harwey hat um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Ausspruch getan: Omne vivum ex ovo, jedes lebende Wesen stammt aus dem Ei. Das Ei wird als mikroskopisch kleines Gebilde im mütterlichen Organismus angelegt, dann aus dem Zellverbande ausgeschieden, und erzeugt durch fortgesetzte Teilung in eben beschriebener Art schließlich den neuen Organismus. Der Unterschied gegenüber den niederen Lebewesen besteht hier nur darin, daß der Keim zur Teilung und Weiterentwicklung erst der Anregung durch einen zweiten Keim bedarf, mit dem er verschmilzt. Diesen Vorgang nennen wir Befruchtung. Für das Wesen der Fortpflanzung ist dieser Vorgang durchaus nebensächlicher Natur, wie uns das die niedrigen Organismen und selbst die höheren mit ungeschlechtlicher Fortpflanzungsmöglichkeit (Parthenogenese) beweisen. Die Zuhilfenahme eines zweiten Individuums zur Forterhaltung der Art wurde von der Natur als Mittel ersonnen, um dieselbe höher hinauf zu entwickeln und vor dem Untergang zu bewahren. Ein Defekt eines Lebewesens müßte sich nämlich durch alle Generationen weitervererben müssen, ohne die Möglichkeit eines jemaligen Ausgleichs. Im Gegenteil, es besteht die Gefahr seines Anschwellens bis zu Größen, die das Leben des Organismus unmöglich machen. Andrerseits ist durch die Paarung der Weg angebahnt, auf dem zwei Vorzüge sich treffen und verstärken können, wodurch prinzipiell die Rasse zu jeder Höhe der Vollendung hinaufgezüchtet werden kann. Diesen Gedanken läßt uns die Natur aufs deutlichste im höheren Pflanzenreich erkennen, wo sie durch die kompliziertesten Mechanismen die Selbstbestäubung zu verhindern sucht. Die Selbstbestäubung würde eben die verwandten Fehler doch wieder zusammenbringen und die Gattung degenerieren. Die Gefahren der Verwandtenehe der Menschen sind längst bekannt und ihr Verbot Bestandteile uralter menschlicher Rechtscodicees. Für ihn, den nach jeder Seite hin auf sich selbst gestellten, zur Freiheit und Unabhängigkeit fortentwickelten Menschen liegt hier, in dem von der Natur gewollten Zusammenschluß der Keime, die Wurzel zu einem weittragenden sozialethischen Gebiet. Der Mensch wird so zur gegenseitigen Verbindung, zur Bildung von Familie und Staat hingeführt; er wird zum zoon politicon.

In seiner Reife zeigt das Ei mitunter ungeheure Dimensionen. Daß aber die Größe für seine Bewertung nicht in Betracht kommen darf, zeigen uns die Eier der Kolosse unter unsern Landtieren, denen gegenüber das Hühnerei vieltausendmal größer ist. Der Grund für



die Größenverschiedenheit liegt darin, daß das Vogelei frühzeitig vom Organismus losgelöst wird und deshalb das ganze Nährmaterial für den Fötus mitbekommen muß, während dieses beim Säugetier jederzeit nachgeschickt werden kann. Unter Berücksichtigung solcher Verhältnisse muß das Ei durch das ganze Reich des Lebens hindurch als einheitliches Gebilde angesehen werden, das auch nach seiner Befruchtung ganz und gar jenem Gebilde wesensgleich ist, welches wir als den Baustein des Lebens erkannt haben, der Zelle. Zerschneidet man eine Hydra in ein Dutzend Teile, so wird jeder Teil wieder zum ganzen Individuum. Also jede Leibeszelle kann unter Umständen eine Geschlechtszelle vertreten, eine Erfahrung, die die Landwirtschaft sich längst zunutze gemacht hat dort, wo man Schößlinge und Zweige dazu benützt, um die neue Pflanze zu züchten. So konnte Virchow um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Harweyschen Satz modifizieren in: omne vivum ex cellula; jedes Lebewesen entstammt der Zelle. Das heißt also: Mag ein lebender Organismus beschaffen sein wie er wolle, der Walfisch wie der Wurm, der Eichbaum wie der Schimmelpilz, sie alle müssen erst einmal durch die Zelle hindurchgehen; dort empfangen sie ihr Leben, ihre Richtung und den Sinn ihres Daseins.

Hier stellt uns die Natur wohl vor das größte ihrer Rätsel. Schon äußerlich einander ähnlich, innerlich einander vollkommen wesensgleich, lassen die Zellen gar keinen Grund erkennen, warum nicht aus einem Hühnerei eine Gans und aus einem Gänseei ein Huhn ausschlüpfen sollte. Daß das aber niemals geschieht, zwingt uns, unsre Ansicht, die wir bisher von der Zelle hatten, doch etwas abzuändern. Wenn nämlich das, was wir als ihren wesentlichen Bestandteil angesehen haben, auf Grund unserer Beobachtung ansehen m u ß t e n, wirklich ihr Wesen ausmachen würde, so müßte aus jeder Zelle dasselbe Wesen entstehen, oder es müßten alle Organismen wahllos nebeneinander entstehen. Da aber der Frosch immer Frosch bleibt und der Löwe immer Löwe, muß außer Chromatin, Kern und Plasma noch etwas in der Zelle wirken, was biologisch erst ihr Wesen und Charakteristikum bestimmt. Dieses „Etwas“ ist tatsächlich vorhanden. Es sind K r ä f t e. Kräfte können wir nicht sehen; sie stehen über Raum und Zeit. Daher kommt es auch, daß Dinge so gewaltiger Beschaffenheit in der kleinen Zelle genügend Platz finden. Es ist der S c h ö p f e r w i l l e, dem das unsichtbar kleine, armselige Schleimklümpchen gut genug ist, um ihm sein Vermächtnis des Lebens an die Schöpfung aufzutragen, dem der Chromatinfaden stark genug, um eine Welt von Formenreichtum und Schönheit daran zu hängen, heute wie am Tag der Schöpfung. Über Welten und Äonen hinweg treten wir an dieser Stelle unmittelbar vor das Antlitz des Schöpfers; und wenn das Auge noch einen Schritt weiter zu sehen vermöchte, unser Geist noch einen Flug höher zu denken, wir müßten hier das Weltall aus dem Nichts keimen sehen, von welchem uns ja nur noch ein winziges Gallerttröpfchen trennt. Aber je näher der Zone der keimenden Leere, im unendlich Kleinen, um so erhabener und gewaltiger zeigt sich uns die Schöpfung. Unwillkürlich kommt einem das Wort aus Goethes Faust in den Sinn:

„Und alle deine hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.“

Dr. Raphael Levi, München



Die Hohenzollern und die Volksschule

Von unserem Kaiser ist bekannt, daß er der Volksschule und ihren Lehrern kein nennenswertes Interesse entgegenbringt. Wir vermögen nicht anzugeben, was den Monarchen veranlaßt, seine Vielseitigkeit nicht auch der Schule des Volkes zugute kommen zu lassen. Jedenfalls haben es unverantwortliche Ratgeber der Krone verstanden, die politische Gesinnung der Volksschullehrer dem Kaiser in den schlimmsten Farben zu malen, und da Volksschullehrer nicht hoffähig sind, so haben sie keine Gelegenheit, dem Treiben der Ohrenbläser zu begegnen. Leute, die die landesväterlichen Bemühungen der preußischen Könige um alle Zweige des öffentlichen Lebens zu beweisen sich erkühnen, stempeln auch Kaiser Wilhelm zu dem Regenten, dem alles zu verdanken ist, was die Volksschule in den letzten zwanzig Jahren errungen hat. Mit solchen historischen Hofnarren rechten wir nicht; sie sind charakterlose Augendiener und skrupellose Geschichtsfälscher. Die Tatsache, daß der König von Preußen als Gutsherr der Besitzung Cadinen für die dortige Gutsschule sorgt, wird in byzantinischer Verallgemeinerung ausgebeutet. Sogar pädagogische Fachblätter lassen hier Selbstbewußtsein und Würde vermissen.

Eine objektive Geschichtsschreibung wird feststellen, daß unter den Hohenzollern eine ganze Reihe von Regenten zu finden ist, die sich aus persönlichen Neigungen heraus überhaupt nicht um die Volksschule gekümmert hat. Eine Anzahl anderer Monarchen aus demselben Hause zeigte sich nicht ganz uninteressiert gegenüber pädagogischen Fragen; aber so groß war ihr Interesse nicht, daß sie sich etwa mit Leib und Seele dieser Sache hingegeben hätten. Wo sie etwas taten, folgten sie dem Drängen der Zeitverhältnisse und den energischen Vorstellungen weitblickender Ratgeber. In dem Sinne, wie wir mit Recht von Soldatenkönigen unter den Hohenzollern sprechen, dürfen wir nicht von Schulmonarchen reden. Nicht ein einziger Hohenzoller darf diesen Ehrentitel beanspruchen. Also auch nicht der Große Kurfürst, nicht Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich der Große? Wer freilich irgend ein behördlich genehmigtes Werk über die Geschichte der Pädagogik zur Hand nimmt und darin blättert, der wird diese Frage bejahen. Dem angehenden preußischen Volksschullehrer wird an der Hand dieser Lehrbücher die Meinung eingeimpft, die Mehrzahl der Hohenzollern seien glänzende Pädagogen gewesen. Vor allen andern wird der „Schulkönig" Friedrich Wilhelm I. als der Vater der preußischen Volksschule gefeiert, der seiner Zeit weit vorausgeeilt sei. So sehr er alle Gelehrsamkeit verabscheut habe: die Volksschule sei sein Herzblatt gewesen. Der sonst so sparsame König habe zur Hebung der allgemeinen Volksbildung das Geld mit vollen Händen ausgestreut.

Es hat immer schon Geschichtsschreiber gegeben, die diesem lauten Ruhm einen gelinden Dämpfer aufzusetzen versuchten; aber sie drangen mit ihrer Auffassung nicht durch. Erst dem pädagogischen Schriftsteller Dr. phil. F. Vollmer ist es gelungen, in seiner Quellenstudie „Friedrich Wilhelm I. und die Volksschule" die pädagogischen Verdienste dieses Monarchen auf das richtige Maß zurückzuführen und dieser einzig zutreffenden historischen Auffassung in der weiten pädagogischen Welt auch Geltung zu verschaffen. Die neuen Auflagen der pädagogischen Lehrwerke werden nicht umhin können, ihre Darstellung über die Tätigkeit des genannten Schulmonarchen zu revidieren, falls sie dem Vorwurf bewußter Fälschung entgehen wollen. Sie können Vollmer um so weniger ignorieren oder widerlegen, als er nicht etwa ein Nörgler aus Prinzip ist, der von einer vorgefaßten Meinung oder von einem bestimmten politisch-religiösen Standpunkt aus den frommen Monarchen mit dem gefürchteten Krückstock und der verschlossenen Tasche unter das Kreuzfeuer der Kritik nimmt, sondern der die nüchternen Tatsachen vorlegt, der diese Tatsachen aus ihren Motiven heraus kennzeichnet und auf Grund dieser Ergebnisse seine von zwingender Logik getragenen Urteile fällt. Vollmer zeigt in der Anerkennung der Verdienste dieselbe unbestechliche Rücksichtslosigkeit wie in der Aberkennung des angeblich Errungenen. Der Autor hat die Resultate seiner Studien einer umfangreichen

Geschichtsliteratur ergänzt und berichtigt durch mühsame Forschungen in einschlägigen Archiven, auch im Geheimen Staatsarchiv. Von der Gründlichkeit Vollmers zeugt wohl am besten der Umstand, daß sich sein gegen 200 Seiten umfassendes Buch auf 381 Quellen stützt.

Es sei mir vergönnt, im engen Rahmen dieses Aufsatzes wenigstens einige Einzelheiten zu streifen. Vollmer weist darauf hin, wie der brandenburgische Staat mehr und mehr aus seinem territorialen Stilleben auf die Bahnen der hohen Politik gedrängt wurde. Im Osten wie im Westen winkten reiche Erwerbungen, und es ist nicht zu verwundern, daß die regierenden Fürsten die unscheinbaren Anfänge einer allgemeinen Volksbildung darüber aus dem Gesichte verloren. Die Volksschule würde rascher emporgeblüht sein, wenn eine so energische Persönlichkeit wie die des Großen Kurfürsten sich ihrer angenommen hätte. Die Volksschule lag dem Gesichtskreis des Kurfürsten fern. Das Schulwesen in den Gebieten Kleve und Berg verdankte der freien Synodalverfassung dieser reformierten Lande seine Entstehung. Der in einer Schulordnung enthaltene einzige Paragraph über die Gründung „gemeiner Teutschen Schulen" (also Volksschulen) wurde bei der Durchsicht gestrichen. Friedrich I. hatte mit der Volksschule gute Absichten, die er nicht in Taten umzusetzen vermochte. Immerhin hat er manche Grundsätze aufgestellt, die späterhin sein Nachfolger verwertete. Die Jugend wuchs nach einem Bericht auf „wie das dumme Vieh". Die kühle Weise, mit der Friedrich Wilhelm I. ein Jahr nach seinem Regierungsantritt bemerkte, das Kirchen- und Schulwesen müsse zum wenigsten in statu quo erhalten werden, atmete nichts von idealem Eifer. Als epochemachend wird die Verkündigung der Schulpflicht angesehen. Der König wurde zu diesem Schritt gedrängt durch die unglaublich erbärmlichen Ergebnisse der Visitationen. Übrigens stand diese Verordnung nur auf dem Papier; sie war auch nichts Neues in deutschen Landen: Weimar war bereits in dieser Beziehung vorbildlich gewesen, so für Gotha, Hessen, Württemberg, Braunschweig und Kahlenberg-Göttingen. Der König milderte auch bis zur Unwirksamkeit die für Schulversäumnisse vorgesehenen Strafen und stellte zwei Schultage für jede Woche während der Sommerzeit als ausreichend hin. Die angekündigte Schulpflicht galt auch nur für Orte, „wo Schulen seyn". Allein in der Kurmark blieb durch diesen Zusatz der dritte Teil aller Dörfer von obiger Pflicht „verschont". Unter 300 königlichen Dörfern hatten im Jahre 1801 nur 188 einen Lehrer. Wie muß es da erst unter dem Soldatenkönig ausgesehen haben! Man muß endlich bedenken, daß der König — es lag ähnlich wie heute in Cadinen — vorwiegend in seiner Eigenschaft als Domänenbesitzer, also nicht als „Landesvater", für die Schule sorgte; auch hier erst dann, als ein bildungsfreundlicher, furchtloser Geistlicher durch eine in Königsberg vor dem König gehaltene Predigt über den reichen Mann und den armen Lazarus das Gewissen des Monarchen in Angst und Schrecken jagte. Aber die nun folgenden schöpferischen Versuche scheiterten immer wieder an dem Geiz des Königs. Eine ihm vorgelegte Reform seines Beraters Lysius würde den Lehrer auf die Stufe des kleinen Bauern gestellt haben; doch der König drückte ihn unter den Tagelöhner hinab. An dem Zustandekommen dieser „Reform" trug nicht zum wenigsten ein Pfarrer Engel die Schuld, der jahrelang des Königs Vertrauen besaß und bei diesem wegen seiner stattlichen Körperlänge hoch angeschrieben stand. Engel halste die gesamten Schulunterhaltungskosten den Kirchen auf. Das gefiel dem zugeknöpften Monarchen. Nach Engels Plan sollten jährlich zehn Kinder eines Dorfes unterrichtet und dann durch zehn andere ersetzt werden. Das Wissen und Können dieser „Einjährigen" muß blendend gewesen sein. Glücklicherweise fiel diese „Reform" bald ins Wasser; eine Schulkommission sollte neue Vorschläge unterbreiten. Der König stiftete ganze tausend Taler für Schulbauten in der großen Provinz Preußen. Als die Kommission, die trotz ihrer Bitten weder Diäten, noch Vorspann, noch Portofreiheit beim König zu erwirken vermochte, zu dem Ergebnis kam, daß ohne staatliche Unterstützung ein Reformwerk unmöglich sei, schob es der Monarch auf zwei Jahre hinaus. Er hatte in Schulangelegenheiten nichts gelernt und nichts vergessen. „Preußen frißt mir auf!" klagt er in einem Brief. Die Kommission

wollte zunächst auf des Königs Besitzung Fischhausen reformieren und bat deshalb um 1650 Taler. Friedrich Wilhelm wich aus und wies der Kommission außerkönigliche Gebiete für ihre Reformversuche an. Erst die Einwanderung der Salzburger zwang den König zu einer Reform. Diese Salzburger würden die Gebiete Preußens nicht betreten haben, wenn ihnen der Monarch nicht gelobt hätte, „für ihr leibliches und geistiges Wohl Sorge zu tragen, ihnen durch den Bau von Kirchen und Schulen zu gewähren, was die Heimat versagte.“ Diese Reform mußte auf die ganze Provinz Preußen ausgedehnt werden. Es geschah durch das Gesetz von 1734, das die lokale Schulpflicht zur allgemeinen erweiterte. „Die Sache ist itzo bei Ihro Majestät in recenti“, heißt es in einem Bericht. Aber wenn das Zahlen nicht gewesen wäre! Eine Kabinettsorder enthielt in der Schulbaufrage zwar ein Zugeständnis für den Fall, daß die Kirchen mittellos seien; die Gehälter der Lehrer aber sollten dadurch ergänzt werden, daß man Schneider und Leineweber mit diesem Amte betraute. Der König gab — 40 000 Taler, die er nachher auf 50 000 erhöhte. Er erhob diese Riesensumme in der Fundationsurkunde als mons pietatis zu einem unantastbaren Kapital, aus dessen Zinsen die Auslagen zu bestreiten waren! Und nur nach langem Widerstreben und durch die Umstände gezwungen, hatte der König das Geld hergegeben. Ein französischer Geschichtsschreiber sagt — wenn auch wohl nicht ohne Übertreibung —, der König habe sechzehnmal dieselbe Komödie von vorne angefangen, und er schließt verächtlich: „Ce caporal avait la papillonne.“ Als dem König die Wahl zwischen einer dauerhaften und einer unsoliden Bauart der Schulhäuser gelassen wurde, entschied er sich für die letztere, obwohl es sich nicht einmal um einen Mehraufwand an Geld, sondern an Holz handelte. Er fügte ausdrücklich hinzu, es genüge, wenn die Gebäude zwanzig Jahre standhielten; für ihren Wiederaufbau möge die Nachwelt sorgen. Des Königs Schulreform stand derart auf der Höhe, daß ihre Übertragung auf Kleve-Mark ein gewaltiger Rückschritt gewesen wäre; der Widerstand dieser Landesteile bewirkte, daß die „maliziösen Teufel bei der alten Observanz“ verbleiben durften. Als sich späterhin die Regierungen zu Minden und Kleve aus eigenem Antriebe zu größeren Leistungen auf dem Gebiet der Schule bereit erklärten, hatte man in Berlin dafür kein Verständnis. Es erging eine Verordnung im Sinne eines Studtschen Bremserlasses. Die ganze Monarchie mußte mithelfen, das Schulwesen auf den Domänen der Provinz Preußen zu begründen! Vollmer weist schlagend nach, daß die weitverbreiteten Erzählungen über die 2000 Schulen und die 200 000 Taler des Königs eitel M ä r c h e n sind. Allenthalben wurde damals über die elenden Schulhütten geklagt, von denen ein großer Prozentsatz sich stets in einem einfalldrohenden Zustand befand. Um das städtische Schulwesen hat Friedrich Wilhelm sich nie finanziell bemüht. Über die Vorbildung der Schulmeister hieß es in einem Reskript: „Es müssen sothane Subjekta im Lesen, Schreiben und Rechnen, wenigstens was die vier Spezies betrifft, recht fertig, vor allen Dingen aber imstande sein, der Jugend prima principia Christianismi beizubringen.“ Doch auch diese Forderung war und blieb Papier. Aus Staatsmitteln gab der König für Seminare nichts her; statt dessen befahl ein Reskript, „daß Supplikat als ein alter Soldat bei erster Vakanz vor allen andern, sie mögen sein, wer sie wollen, zu einem austräglichen Küsterdienst befördert werden solle“. Auch alte, arbeitsuntüchtige Bauern durften den Bakel schwingen. Kein Wunder, wenn der Rat Büsching ausruft, die Jugend werde von den Lehrern betrogen und verfinstert. Lediglich auf der physischen Überlegenheit basierte die Schuldisziplin.

Hätte der König für Schulzwecke auch nur ein einziges Mal den Betrag von 300 000 Talern hergegeben, also einen Betrag, den seine unsinnige Riesengarde fast j ä h r l i c h verschlang, so wollten wir ihm den Ehrentitel eines Schulkönigs gerne zuerkennen. Jetzt aber ist er dieses Titels verlustig. Friedrich Wilhelms I. Neigungen lagen auf dem Gebiete der Soldatenschule. Ein „König der Volksschule“ ist er nie gewesen.

Andres Müller-Homberg



Exaktes aus dem Reiche des Übersinnlichen

Eine objektive Betrachtung

Alle Vorgänge optischer oder akustischer Natur, die dem Menschen durch Auge oder Ohr zum Bewußtsein kommen, beruhen bekanntlich auf Schwingungen. Aus der Lehre der Akustik wissen wir, daß bei einer sekundlichen Schwingungszahl von 12 der tiefste Baßton, bei etwa 30 000 Schwingungen in der Sekunde der höchste dem menschlichen Ohre wahrnehmbare Ton liegt. Was für das Ohr die Luftwellen, das sind für das Auge die Ätherwellen, die von einer Lichtquelle erzeugt werden. Als Lichtquelle im optischen Sinne ist natürlich auch jeder das Licht reflektierende Gegenstand aufzufassen.

Da die Lichtwellen außerordentlich klein sind — durchschnittlich 1/2000 Millimeter — können sie sich zu ihrer Fortpflanzung auch nur eines sehr feinen Mediums, das wir Äther nennen, bedienen.

Die Schwingungs z e i t der Lichtwellen ist eine ungeheuer viel kürzere, als die Schwingungszeit der Schallwellen. Die Wissenschaft hat durch besondere Meßmethoden gefunden, daß das dunkelste Rot des Spektrums etwa 380 Billionen Schwingungen, der violette Teil des Spektrums gar 760 Billionen Schwingungen sekundlich aussendet. Zwischen diesen beiden ungeheuer großen Schwingungszahlen für Rot und Violett liegen in der Reihenfolge der Schwingungsintervalle die Zahlenwerte für Orange, Gelb, Grün, Hellblau und Indigoblau.

Wenn wir ein Spektrum photographieren, dann wird Rot am dunkelsten und Violett am hellsten auf dem Bilde; ein Beweis, daß die schnellsten Schwingungen die lichtempfindliche Platte am stärksten beeinflussen. Aber über diese sichtbare Grenze hinausgehend gibt es — wie das Wort schon sprachlich andeutet — die u l t r a violetten Strahlen, von deren Existenz uns nur die photographische Platte, die noch über die Empfindlichkeit der Retina hinaus, für Schwingungen über 760 Billionen pro Sekunde, „empfindlich" ist, Aufschluß gibt. Die sensitive Platte „sieht" vom Spektrum etwas mehr als das menschliche Auge. Mit anderen Worten: Über das Violett hinaus gibt es noch Licht, das dem menschlichen Auge verborgen ist, herrührend von einer Schwingungszahl des Äthers, auf die die Netzhaut des menschlichen Auges nicht mehr reagiert, wohl aber das lichtempfindlichere oder anders empfindliche Bromsilber einer photographischen Platte. Derartiges, dem Ultraviolett ähnliches oder „dunkles" Licht finden wir auch bei den Röntgen- und Radiumstrahlen. Bei dem Studium der unsichtbaren Strahlen entdeckte die Wissenschaft weitere neue Strahlenarten, und der Vorurteilsfreie wird zugeben, daß es noch viel mehr unentdeckte Strahlenarten geben kann und geben wird, wie bereits bekannte. Nehmen doch einige Gelehrte schon an, daß es wahrscheinlich ein ganzes Ultraspektrum oder gar mehrere Ultraspektren gibt.

Aus der Tatsache, daß wir längst nicht alle Strahlen, die in der Natur vorkommen, sehen können, müssen wir erkennen, daß weder unsere Sinneswerkzeuge noch die uns bis jetzt zur Verfügung stehenden Hilfsmittel imstande sind, uns alle Schwingungen, die im Bereiche der Möglichkeit liegen, wahrnehmbar zu machen; und wir können dem Schopenhauerschen Grundsatz, daß die Welt, so wie wir sie wahrnehmen, nur eine subjektive Vorstellung unsererseits ist, im optischen Sinne wissenschaftlich nahetreten; denn wenn unsere Sinneswerkzeuge auf andere Schwingungen oder Schwingungsintervalle reagierten, wie es eben der Fall ist, dann würden wir eine andere Vorstellung von der Welt haben.

Wenn wir beispielsweise Augen hätten, die nur auf das Sehen von X-Strahlen eingerichtet wären, dann erschienen uns Menschen und Tiere nur als Gerippe; die äußeren Formen und auch die inneren Organe würden bestenfalls als durchsichtige Schatten wahrgenommen; ebenso Holzgegenstände, Leder, Zeuggewebe usw. Wir würden eben nur einen Teil dieser für unsere f ü n f Sinne so konkreten Welt sehen können.

Hätten wir dagegen Sinneswerkzeuge, die unserem Bewußtsein außer den bekannten noch andere Schwingungen des Äthers übermitteln könnten, dann würden wir mehr und Andersartiges von der Welt sehen, als uns jetzt mit unsern fünf Sinnen möglich ist. Wir hätten wiederum eine andere Vorstellung von der Welt.

Einige Gelehrte der Jetztzeit haben durch Experimente das Vorhandensein unbekannter Schwingungen und Kräfte nachzuweisen versucht und sind dabei zu ganz überraschenden Resultaten gekommen. Der Physiker Blondlot, Professor an der „Faculté des Sciences" in Nancy, entdeckte eine neue Art Strahlen, die vom Menschen ausgehen. Blondlot setzte in einem Dunkelzimmer einer Person eine Kopfmaske auf, die mit Schwefelkalzium präpariert war; dieser Stoff hat die Eigenschaft, im Dunkeln aufzuleuchten, sobald er von irgendwelchen — auch unsichtbaren — Strahlen getroffen wird. Nun wurde die Person durch Fragenstellung zum Denken bzw. zum Antworten veranlaßt. Jedesmal bei Beginn des Denkens, kurz vor der gesprochenen Antwort, leuchtete das Schwefelkalzium der Maske auf. Diese Strahlen nannte man nach dem Anfangsbuchstaben des Ortes Nancy „N"-Strahlen. Professor Blondlot will mit diesem Experiment den wissenschaftlichen Nachweis erbracht haben, daß beim Denken unsichtbare Strahlen vom Gehirn des Menschen ausgehen. Daß es sich hier um eine einwandfreie, wichtige Entdeckung von wissenschaftlichem Wert handelt, ist fraglos durch die Tatsache erwiesen, daß Blondlot für diese Entdeckung von einem wissenschaftlichen Komitee in Paris den Ehrenpreis von 50000 Franken erhielt.

Die noch heute allgemein angezweifelte Möglichkeit der Gedankenübertragung scheint hierdurch eine einfache Erklärung zu finden; denn wenn Strahlen in den Raum entsandt werden, dann rufen sie naturnotwendig Schwingungen im Äther hervor; und wenn Schwingungen, die als Resultat des Denkprozesses ein Gehirn verlassen haben und den Äther — vermutlich mit der Geschwindigkeit elektrischer Wellen — durchzittern, dann steht die Annahme wohl nicht mit unserer heutigen Naturerkenntnis im Widerspruch, daß diese „Gedankenwellen" die selben oder ähnliche Gedanken bei einer andern Person auszulösen vermögen, wenn sie ein ähnliches oder ein sympathisierendes Gehirn treffen. Es läßt sich dies, analog der Wellenübertragung ohne Draht zwischen zwei abgestimmten Telefunkenstationen, als im Bereiche der Möglichkeit liegend annehmen.

Professor Baraduc in Paris erweiterte diese Experimente, die im Beisein verschiedener Gelehrter stattfanden, und bediente sich dabei zweier Medien. Und zwar hatte ein hypnotisiertes Medium die von Baraduc suggerierten Befehle auszuführen; und ein magnetisiertes Medium (Somnambule) diente zur Kontrolle über die teilweise unsichtbaren Vorgänge.

An einem Abend, an dem Dr. Baraduc mit dem hypnotischen Medium allein war, gab er diesem folgende Suggestion: „Am kommenden Montag werden Sie um 10 Uhr abends müde, legen sich zu Bett und schlafen gleich ein. Dann verlassen Sie Ihren Körper und Ihre Wohnung, kommen hierher (die Wohnung war eine halbe Stunde von Dr. B.s Experimentierzimmer entfernt), steigen durch jenes Fenster herein, setzen sich dann auf diesen Stuhl und gehen darauf nach der hier stehenden Wage und drücken die eine Schale derselben so weit herunter, daß dadurch ein angebrachter elektrischer Kontakt geschlossen wird und Sie das Läutewerk hören!"

Zu diesem betreffenden Montagabend lud Baraduc einige Gelehrte und die Somnambule ein. Das Fenster des Experimentierzimmers hatte er vorher mit Stoff überspannt, der mit Schwefelkalzium präpariert war; ebenso war der Stuhl vorbereitet. Das Zimmer war natürlich völlig verdunkelt. In dessen Mitte stand eine einfache Tafelwage unter einer an den Tisch festgesiegelten Glasglocke, so daß niemand aus Absicht oder Unvorsichtigkeit die Wage berühren konnte.

Kurz nach 10 Uhr meldete die Somnambule: „Ich sehe ein Phantom durch das Fenster hereinsteigen." Gleich darauf sahen alle Teilnehmer den Schwefelkalziumschirm in den Um-

rissen einer menschlichen Gestalt aufleuchten. Darauf sagte die Somnambule: „Jetzt setzt sich das Phantom auf den Stuhl." Sofort sah man auch dort ein Aufleuchten. „Nun geht das Phantom nach der Wage," meldete die Somnambule weiter; und gleich darauf ertönten mehrere im Hause angebrachte Glocken, deren Läuten auch von Personen außerhalb des Experimentierzimmers gehört wurde, es konnte also nicht Halluzination seitens der Teilnehmer gewesen sein. Als jetzt Licht gemacht wurde, sah man die Wage noch lebhaft schwanken. Nachdem die Unverletztheit der Siegel konstatiert war, wurde die Glasglocke entfernt. Man mußte die eine Schale mit 26 Gramm belasten, um den Kontaktschluß der Ringelleitung absichtlich herzustellen. Also mit 26 Gramm Kraft hatte das unsichtbare Phantom — die mit ihrem Bewußtsein in beträchtlicher Entfernung von ihrem Körper befindliche Individualität — den einen Wagebalken heruntergedrückt. Dieses Experiment ist im Juli 1909 gemacht worden laut Bericht in „Annales des Sciences Psych." in Paris. Auch deutsche Zeitschriften, die sich mit den Phänomenen des Seelenlebens befassen, berichten beständig über solche Experimente. („Psychische Studien", Oswald Mutze, Leipzig. „Neue Metaphysische Rundschau", Zillmann, Großlichterfelde. „Zentralblatt für Okkultismus", M. Altmann, Leipzig. „Mitteilungen der Deutschen Ges. f. psych. Forschung", Dr. Hugo Vollrath, Leipzig. „Neue Lotosblüten", von Dr. Franz Hartmann, Jaegerscher Verlag, Leipzig u. a.)

Knüpfen wir an die geschilderten Experimente einige Betrachtungen. Was wäre geschehen, wenn der Körper des hypnotisierten Mediums während der Abwesenheit seines „Geistes", als dieser im Experimentierzimmer „arbeitete", tödlich verletzt, respektive ein Mord an der „schlafenden" Persönlichkeit begangen worden wäre? Dann hätte die Individualität „Seele" oder „Geist" nicht wieder in den Körper zurückkehren können! Da wir aber aus dem Experiment ersehen haben, daß der bewußte Geistmensch in dem feinstofflichen Körper — den wir hier zunächst voraussetzen müssen und der im folgenden noch beschrieben wird — vorübergehend getrennt und unabhängig von der Gegenwart seines Gehirns wirken konnte, so dürfen wir die Annahme nicht verwerfen, daß derartiges vielleicht auch möglich sein kann, wenn eine totale Trennung des ätherischen Körpers vom physischen stattgefunden hat. Wenn, mit anderen Worten, der Vorgang eingetreten ist, den wir Tod nennen. Ist es nicht nahe gerückt, zu glauben, daß diese unsichtbare Konstitution des Menschen, die der Somnambulen sichtbar war, das Schwefelkalzium zum Aufleuchten brachte und schließlich eine mechanische Kraftleistung tun konnte, die feinstoffliche Seele ist, die den irdischen Körper zu überdauern vermag? Nach dieser Annahme scheint uns der Ausspruch des Apostels Paulus verständlicher als bisher, wenn er sagt: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; ... hat der Mensch einen fleischlichen Leib, so hat er auch einen geistigen Leib." Dieser „geistige Leib" ist ja anscheinend jetzt experimentell nachgewiesen und es wäre empfehlenswert, solche Beweise nachzuprüfen und zu vervielfältigen; wir sind nicht auf den Glauben angewiesen, was andere behaupten. Hier ist für die Gelehrten ein wichtiges Gebiet, um mehr Klarheit in die uns noch mystisch erscheinenden Dinge zu bringen; denn die Aufklärung, nach der die Menschheit dürstet, kann nur durch einwandfreie Experimente kommen. Unglaube aber und Satire befriedigen heute nicht mehr diejenigen, die aus Mangel an rechter Belehrung den Glauben an das Immaterielle verloren haben.

Wenn es nun wahr sein sollte, was die modernen Geistesrichtungen Theosophie, Spiritualismus und Okkultismus behaupten, daß die Menschheit sich auf einer Stufe der Entwicklungsleiter zu ungeahnten geistigen und intellektuellen Höhen befindet, und in einzelnen Vorläufern früher und gegenwärtig bereits seelische Fähigkeiten zur Entwicklung gekommen sein sollen, die über die fünf Sinne des Durchschnitts hinausragen, dann ist es wohl einmal der Mühe wert, auch wenn die exakte Wissenschaft sich noch nicht mit diesen Dingen beschäftigt, oder weil sie es nicht tut, derartige Behauptungen zu prüfen und eine die Vernunft befriedigende Ansicht daraus zu gewinnen zu suchen.

Der Mensch soll schon nach Goethe ein Mikrokosmos des Makrokosmos sein, das heißt eine „Welt“ im kleinen. Wenn es nun einen feinsten, unsichtbaren und unwägbaren Stoff „Äther“ gibt, dann müssen wir diesen auch im Menschen vermuten. Vielleicht bilden dann Moleküle des Äthers, zu einem Komplex vereinigt — analog der Gruppierung der Moleküle im Groben, die den körperlichen Menschen bilden — nach einem geistigen und noch verborgenen Naturgesetz einen seelischen Körper, der also nicht als ein stoffliches Nichts, sondern als etwas Feinstoffliches aufzufassen ist. Diesen feinstofflichen Körper nennen die Anhänger des Okkultismus „Ätherkörper“ oder auch „Astralkörper“, der bei der Narkose oder bei einem außergewöhnlichen Nervenchock, wie großem Schreck, starker Angst usw., vorübergehend aus dem physischen Körper auszutreten imstande sein soll und bei Eintritt des Todes eine dauernde Trennung erfährt. Unter gewissen Umständen soll dieser „Doppelgänger“, wie er auch genannt wird, sich so verdichten können, daß er photographierbar und auch sichtbar werden kann. Dieser Doppelgänger soll auch die Hauptrolle bei den spiritistischen Séancen spielen, wobei das Medium feinste Energie- und Stoffteile unbewußt abgibt, was eben die mediale Eigenschaft eines Mediums mit ausmachen soll.

Bei einer sogenannten Materialisation in einer spiritistischen Séance soll nun die Seele eines „Verstorbenen“ — das heißt also in dem geschilderten Sinne: das feinstoffliche, unsichtbare Prinzip, das sich durch den Vorgang Tod dauernd vom grobstofflichen Körper getrennt hat — sich vorübergehend mit etwas gröberer Materie, genau seine charakteristische Form annehmend, bekleiden und dadurch sichtbar werden können.

Die Monatsschrift „Isis“, jetzt „Theosophie“ (Herausg. Dr. Hugo Vollrath, Leipzig) beschreibt diesen Vorgang folgendermaßen: „Es verläßt zuerst der Astralkörper (Seele), dann auch der Ätherkörper — ganz oder zum Teil — den Körper des Mediums. (Hier wird der Astralkörper als Seele, der Ätherkörper als Träger der letzteren aufgefaßt. Verf.) Außerdem geben die Sitzungsteilnehmer, da sich der Ätherkörper in stetem Umwandlungsprozeß (Ausscheiden verbrauchter und Aufnehmen frischer Teilchen) befindet, ununterbrochen Ätherstoffpartikelchen ab, die in der Nähe des Mediums angesammelt werden. Wenn genügend Ätherstoff angesammelt ist, geht die Materialisation folgendermaßen vor sich: Das Wesen (der Verstorbene) taucht mit seinem Astralkörper in den angehäuften Ätherstoff hinein, worauf die Ätherstoffteilchen sich so um den Astralkörper anordnen, daß die menschliche Gestalt hervorgebracht wird. Dies Phänomen ist auf ein bestimmtes Gesetz und auf eine Kraft, die dem Astralkörper innewohnt, zurückzuführen. (Vielleicht durch eine analoge Kraft, die den physischen Körper bei Lebzeiten in seiner Lebensform erhält. Verf.) Hat sich nun der Astralkörper mit der Ätherhülle umgeben, so kann er sich durch Aufnahme neuer, immer gröberer Teilchen mehr und dichter materialisieren. War er in seiner feineren Ätherhülle nur der photographischen Platte und dem Auge eines hellsehenden Menschen konstatierbar (ultraviolette Strahlen. Verf.), so wird er allen sichtbar, wenn die Verdichtung einen höheren Grad erreicht hat. Greifbar wird er sogar, wenn sich die Verdichtung bis zur vollständigen Materialisierung vollzogen hat. Freilich, damit letzteres zustande kommt, ist viel Ätherstoff nötig und sind manche übersinnlichen Schwierigkeiten zu überwinden.“

Über derartige Materialisationssitzungen berichteten eine Reihe wissenschaftlicher Koryphäen der Neuzeit; ich führe nur einige der bekanntesten Namen an: Die beiden Astronomen Flammarion und Schiaparelli, der russische Staatsrat Alexander Aksakow, der philosophische Schriftsteller Freiherr Dr. Carl du Prel, Professor William Crookes.

Crookes, der Präsident der „British Association of the Avancement of Sciences“, also an höchster Stelle stehend, die ein Gelehrter in England erreichen kann, hat vor ca. 15 Jahren als Resultat seiner vieljährigen Experimente auf diesem Gebiete ein Buch, „Der Spiritualismus und die Wissenschaft“ nebst „Zeugnissen von Gelehrten zu St. Petersburg und London“, herausgegeben (deutsch bei Oswald Mutze, Leipzig), und einige Jahre später, als man ihn

zum Widerruf seiner Behauptungen aufforderte, den Ausspruch getan: „Für den Forscher gibt es nur einen Weg, der heißt: gerade vorwärts, um Zoll für Zoll mit der Fackel der Vernunft zu forschen, dem Lichte folgend, wo immer es einen hinführt. Ich habe nichts zu widerrufen."

Bei den Crookesschen Séancen, die mit der 15jährigen Florence Cook, einem der seltensten Materialisationsmedien, abgehalten wurden, ist nach eigenen Angaben von Professor Crookes in „Researches in the Phenomena of Spiritism" (London, James Burns) unter strengster wissenschaftlicher Kontrolle experimentiert worden. Das Medium wurde u. a. in einen elektrischen Stromkreis mit Galvanometer eingeschaltet, um seine Bewegungen kontrollieren zu können. Die Leitung war verborgen und das Galvanometer befand sich in einem Nebenzimmer.

Es materialisierte sich bei diesen Séancen die 200 Jahre zuvor in Indien gestorbene „Katie King".

Wir fühlen uns versucht, ob solcher Behauptung zu lächeln; indes Crookes selbst sagt hierzu: „Nach allem Erlebten von einem Betrug des Mediums zu sprechen, verletzt den gesunden Menschenverstand mehr, als zu glauben, Katie sei, was sie zu sein beteuerte."

Zeugen bei diesen Experimenten waren u. a. der Biologe Wallace, der Astronom Lindsay, der Physiker Varley (der das erste transatlantische Kabel gelegt hat). Von Katie allein machte Crookes 44 photographische Aufnahmen; und einmal ließ er sich, neben Katie stehend, photographieren. Die eben erwähnten Leute von wissenschaftlichem Rufe berichten uns fraglos keine Ammenmärchen oder haben sich jahrelang von einem kaum erwachsenen Mädchen düpieren lassen; sie werden zweifellos bei den Prüfungen und Kontrollen genau so schlau zu Werke gegangen sein, um sich vor Betrug zu schützen, wie wir es getan haben würden, wenn wir selbst dabei gewesen wären. Zudem waren sie alle Gegner derartiger Erscheinungen, die in der Absicht an die Untersuchungen des Mediumismus herangingen, um möglicherweise den „Schwindel" zu entlarven. Aber es ist wohl nicht alles Schwindel auf diesem Gebiete.

Wenn es nur Spekulationsfolgerungen wären, auf denen die Begründung der posthumen Existenz der menschlichen Seele basierte, hätte jeder das Recht, solche mit aller Macht zu bekämpfen; aber es werden uns auf diesem Gebiete ja nicht nur Ansichten und Meinungen vorgetragen, sondern es wird auf Tatsachen hingewiesen, dir wir mit Theorien nicht aus der Welt zu schaffen vermögen. Daß dieses Gebiet auch ein Feld für Betrüger und Scharlatane geworden ist, kann nicht als Beweis gegen derartige Tatsachen gelten; vielmehr dürfen wir wohl den Forschungsergebnissen und Berichten ernster Vertreter der Wissenschaft Glauben schenken. Betrügerische Medien, die es zu allen Zeiten gegeben hat, sind nicht immer gerade die intelligentesten Menschen und würden sehr bald von einem Professor Crookes und seinen gelehrten Mitarbeitern überführt worden sein, wie eben die meisten Betrüger auf diesem Gebiete entlarvt worden sind.

Crookes Medium ist nicht entlarvt worden. Wir stehen somit vor der Wahl, eine von den folgenden Thesen anzunehmen:

1. Alle Medien übertreffen an Schlauheit und Wissen in der Umgehung aller erdachten Kontrollen sämtliche Gelehrten, die jemals auf diesem Gebiete experimentiert haben; und alle Experimentatoren sind düpiert worden.

2. Alle Gelehrten und Experimentatoren auf diesem Gebiete, die nicht düpiert wurden, waren selbst Betrüger, oder

3. Phänomene und Medien sind echt, die Experimentatoren wurden nicht düpiert und sie sprechen die Wahrheit über experimentell als richtig befundene Tatsachen.

In welche dieser drei Kategorien will man Crookes, Flammarion, Schiaparelli, du Prel, Marconi, Edison und viele andere Männer von wissenschaftlichem Ruf, die sich für das mediumistische Gebiet aussprechen, einreihen? Sie werden es sich gefallen lassen müssen, daß sie von den verschieden veranlagten Zeitgenossen und nach deren Fähigkeiten, zu beurteilen,

oder auch nach dem sie beherrschenden Vorurteil, das sich gegenüber allen okkulten Phänomenen wie ein Dogma entwickelt hat, verschieden klassifiziert werden.

Der Forscher darf sich aber nicht durch die starke öffentliche Meinung, daß derjenige, der an die Prüfung der Seelenphänomene herantritt, nun deshalb nicht mehr ernst zu nehmen sei, abhalten lassen, sich auf ein Gebiet zu begeben, das uns nur darum okkult, d. h. verborgen, ist, weil es sich als Schwingungen manifestiert, für die uns gegenwärtig noch das äußere Wahrnehmungsorgan fehlt.

Nach der Auffassung der heutigen Naturwissenschaft muß es große Zeitperioden gegeben haben, in denen die Menschheit in den verschiedenen Phasen der Entwicklung mit den fünf Sinnen von heute noch nicht ausgerüstet war. Hieraus dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß wir durchaus nicht am Endpunkt unserer Entwicklung angelangt sind; vielmehr ist die Annahme berechtigt, daß die gegenwärtige Wahrnehmungsfähigkeit des Menschengeschlechtes auch nichts anderes als eine Phase ist und daß sich die Menschheit künftig (nach Jahrhunderttausenden oder nach Jahrmillionen) derartig entwickelt haben kann, daß von den vielen Schwingungsarten im All zwischen 30 000 pro Sekunde (höchster Ton) und 380 Billionen (tiefstes Rot) und jenseits der 760 Billionen sekundlicher Schwingungen (Violett) nicht mehr die meisten Schwingungen spurlos an unserem Bewußtsein vorübergehen, sondern ein erweiterter Teil wahrgenommen werden kann. Dies mag jetzt schon bei denjenigen der Fall sein, die man als Hellseher, Somnambule, Medien usw. bezeichnet. Sie sind Vorläufer und deshalb auch oft Märtyrer. So war es bisher.

Wir wollen zukünftig die Erscheinungen der Welt, die noch nicht so ganz genau in unser Geistesorgan hineinpassen, nicht einfach als Aberglauben bezeichnen, und lieber darüber nachdenken; vielleicht verlernen wir dann noch das Achselzucken und Lächeln über Dinge, die uns aus demselben Grunde bisher nur fremd und unbekannt waren, wie unseren Altvorderen Telephon und Aeroplan.

Über uns hinweg rollt die Zeit und unaufhaltsam wächst die Menschheit zu neuem Erkennen der als Möglichkeiten schlummernden Kräfte und Gesetze in der großen und der kleinen Welt, die sich nur zu gern „für ein Ganzes hält“. Nennen wir die Ursache zu allem Bestehenden und noch Kommenden wie wir wollen: Allgeist, Allbewußtsein, Allkraft, Allliebe oder Gott; es sind nur Worte und Attribute des Einen Unergründlichen.

Georg Korf



Goethes Ehe

Bei Meyer & Jessen in Berlin ist soeben ein Büchlein erschienen, dessen Titel, „Das Buch von der Nachfolge Goethes“, nicht alle Leser angenehm berühren wird, weil man dabei unwillkürlich an des Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“ wie überhaupt an diesen religiösen Begriff denkt. Das Buch aber — doch möge der ungenannte Verfasser selbst dafür eintreten und das Bruchstück eines Kapitels über Goethes Ehe veranschaulichen, wie er seinen Stoff anfaßt und ob er Goetheschen Geistes Kind ist:

... Als Goethe von seinem zweijährigen Wanderleben, das zur Hälfte doch auch ein Wirtshausleben war, zurückkehrte, hatte er dies Bedürfnis, er spricht es wiederholt mit starker Einseitigkeit aus: eine Häuslichkeit, eine eigene Wirtschaft ist ihm auf einmal das Um und Auf der Existenz. Da lernte er Christiane Vulpius kennen.

Das Verhältnis zu dieser ist Goethe nicht bloß von der Frau von Stein übel genommen worden und nicht bloß von der sogenannten Gesellschaft in Weimar. Selbst wahre Freunde, aufrichtige Verehrer wußten es nur als eine bedauerliche Schwachheit zu entschuldigen. Wir





Westfälischer Judenkirchhof F. Hoffmann-Fallersleben

sagen aber resolut heraus: Er traf auch da das Richtige. Ihm war allein diese Form der Ehe, mit einem Wesen wie Christiane war, ungefährlich und erträglich.

Bei silbernen und goldenen Hochzeiten von Dichtern und Gelehrten pflegt der Festredner gewöhnlich der Gattin nachzurühmen, daß sie dem Mann die kleinlichen Sorgen des Alltags abgenommen, ihm es erst möglich gemacht habe, seinen Geist von irdischen Dingen unbehindert in höhere Sphären aufsteigen und verweilen zu lassen. Das Gegenteil ist in der Regel wahr, Die Frauen erschweren (so summarisch doch wohl nicht. D. T.) den Männern dies mit hundert und aberhundert Ansprüchen und Unarten, und wenn sie etwas Großes leisten, so ist es meist nicht dank, sondern trotz ihren Frauen. Da will die eine, daß der Mann seinen Sinn mehr aufs Praktische stelle, mehr aufs Geldverdienen, auf gute Stellen, Titel, Orden sehe: nur was klingt und glänzt, hat in ihren Augen Wert; die andre will fortwährend umschmeichelt und gehätschelt sein; die dritte verlangt für all die Nichtigkeiten ihres Daseins, allen Klatsch und Tratsch Aufmerksamkeit und Interesse, scheucht damit ohne Bedenken den Sinnenden auf, stört das Gespinst seiner Gedanken und Träume, weckt ihn mitleidslos auf, wenn er ermüdet von der steten Arbeit seines Gehirns vorzeitig in Schlummer sinkt, schleppt ihn unbarmherzig zu langweiligen Besuchen und leeren Vergnügungen; die vierte trennt ihn von den Freunden, die bis dahin sein Leben begleitet haben, denen er vertraute, die Anteil an seinem Schaffen nehmen, und zwingt ihm dafür ihre Gevatterschaften auf. Ob in den Mädchen solche Frauen stecken, errät auch der Scharfblickende nicht so leicht; das muß erprobt werden in Monaten und Jahren; die reizendste Geliebte und Braut wird oft zur schrecklichsten Ehefrau. Nun denke man sich an Goethes Seite ein solches Geschöpf, wie der Zufall der standesgemäßen Ehe es ihm ebenso leicht wie jedem andern hätte zuführen können! Wenn er sich ihrer auch erwehrt, seine Freiheit zuletzt auch behauptet hätte: wieviel unfruchtbare Kämpfe hätte ihn das doch gekostet, wieviel Lebenskraft und Lebensmut, zum mindesten wieviel verlorene Stunden!

Aber wäre es nicht besser gewesen, er hätte es bei einem flüchtigen Verhältnis bewenden lassen? Wozu dieses unbedeutende Geschöpf an seine Existenz ketten! Hätte er ihr hier und da einige Stunden gegönnt, sie wäre zufrieden gewesen, hätte es sein müssen. Aber auf Flüchtigkeit war's ja angelegt. Und daß sie so unbedeutend war, ist nicht einmal ausgemacht. Ungebildet ist nicht unbedeutend, muß es nicht sein. Wir wissen ja nicht viel von ihr, sie mag immerhin eine starke Natur, eine Persönlichkeit gewesen sein, so manches deutet darauf hin. Und mehr als einige Stunden der Nacht und Augenblicke des Tages gab er ihr ohnedies nicht, sie hinderte ihn in nichts, er ging und kam, verreiste allein auf Wochen und Monde, verschloß sich zuzeiten in völlige Einsamkeit ganz wie zuvor. Unbedingt ordnete sie sich unter, und eben dadurch, daß sie zu gehorchen wußte, kam sie zu einer bescheidenen Herrschaft in Haus und Hof. Unentbehrlich war sie ihm auch da nie, er hat auch früher gut hausgehalten, seine Wirtschaftsbücher zeigen dies; zu allen andern Gaben besaß er auch die des Hausvaters, und auch dann, als sie an seiner Seite schaltete, hat er nie darauf verzichtet, auf Küche und Keller, Einrichtung und Führung des Hauses Einfluß zu nehmen. Aber nachdem er sie als verläßlich erkannt hatte, ließ er ihr weislich einen eigenen Wirkungskreis, und sie wuchs allmählich in ihn hinein. Niemals hat sie es versucht, sich in seine Angelegenheiten zu mischen, hat ihn, soviel wir wissen, niemals mit Neugier und Eifersucht geplagt, keine seiner Beziehungen gestört. Die römischen Elegien und die schönsten venetianischen Epigramme wuchsen aus ihrer Liebe hervor, aber ein andrer Einfluß auf sein Dichten und Schaffen war bei ihr von vornherein ausgeschlossen: zum Glück! Die Herder, die Humboldt, die Voß sind abschreckende Beispiele, wie hochgebildete Frauen auf Geschmack, Urteil, Produktion, die geistige Selbständigkeit ihrer Männer wirken können, und Schillers Frauengestalten seiner besten Zeit gereichte es nicht zum Vorteil, daß sie nach den Idealen seiner Frau und seiner Schwägerin gebildet waren. Wohl hat Goethe da immer eine scharfe Grenze zu ziehen gewußt, die auch die geistig höchste stehenden unter den Frauen, die er liebte, nicht überschreiten konnten, aber das enge, dauernde

Zusammensein der Ehe hätte doch, ihm selber unbewußt und unmerklich, seinen Gedanken und Schöpfungen eine fremde Richtung geben können, zum mindesten wäre auch da Kraft und Zeit auf Gegenwirkung verzettelt worden.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir an der Schwelle einer Ära der Weiberherrschaft, nicht jener stillen, indirekten, naturgemäßen, die aus dem Dienen erwächst und die so alt ist wie unsre Kultur, sondern einer lauten, anmaßlichen, widernatürlichen. Im Hause regte sie sich schon längst, die Torheit der Männer ebnet ihr nun die Wege auch ins öffentliche Leben. Da muß denn freilich über ein Verhältnis, wie das Goethes und Christianens war, der Stab gebrochen werden. Nicht aus moralischen Gründen mehr wie einst, aber die moderne Frau sieht darin eine Herabwürdigung ihres Geschlechts. Der Dichter hätte sich eine Ebenbürtige, eine „Kameradin“ wählen sollen, eine zweite Frau von Stein, ehelich oder nicht mit ihm verbunden, dauernd natürlich, wenn sie keine Lösung gewollt hätte! Wohl, um hernach das Schicksal eines Strindbergischen Helden zu erleiden! Nein, das Verhältnis war so, wie er sich's bildete, das gesündeste, seiner Natur am gemäßesten! Sie war ihm Bettgenoß — „Bettschatz“ nennt sie wunderbar treffend die Frau Rat — Mutter seiner Kinder und Schaffnerin des Hauses. Gewiß, die Frau ist dem Mann gegenüber nicht minderwertig, sie ist — wie es jetzt eben zu sagen Mode ist — eigenwertig. Aber in jenen Funktionen liegt eben ihr Eigenwert. Ausnahmen gibt es gewiß, die Maria Theresien und Katharinen, Dichterinnen und Heilige. Die mögen auch in der Ehe herrschen oder außer der Ehe in unverwelklicher Schönheit blühen. Goethe hat auch von diesen gewußt und sich, wo sie ihm begegneten, huldigend vor ihnen geneigt. In seinem Hause aber, in seiner Ehe setzte er sich in das normale Urverhältnis des Mannes zur Frau, als Herr und Gebieter.



Wie entsteht ein Gerücht?

Sind Gerüchte mehr Produkte der menschlichen Bosheit oder der menschlichen Schwäche? Wohl ziemlich allgemein werden sie für solche der Bosheit gehalten, und doch ist es, wie im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ dargelegt wird, vorzugsweise die menschliche Schwäche, die ihm Kraft und Leben verleiht. Der bekannte Psychologe William Stern war der erste, der das Gerücht und seine Entstehungsursachen unter die kritische Lupe der experimentellen Psychologie nahm. Er benutzte dabei ein Verfahren, das sich am besten mit seinen eigenen Worten wiedergeben läßt: „Ich als Person A notierte mir eine kleine Kriminalgeschichte, die ich langsam und deutlich der Person B vorlas. Dies geschah vormittags, B hatte die Aufgabe, am Nachmittage desselben Tages die Geschichte aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Diese Niederschrift von B las ich an einem anderen Vormittag der Person C vor; C machte nachmittags eine Erinnerungsniederschrift des Gehörten, die dann der Person D vorgelesen wurde usw. Die Versuchspersonen waren sämtlich Studenten. Und nun beachte man, in welch außerordentlichem Maße die Geschichte zum Teil in ganz fundamentalen Punkten verändert worden ist, nachdem sie nur vier Zwischenstationen passiert hat, wie eine nur als wahrscheinliche Vermutung aufgestellte Hypothese beim nächsten zur Wahrscheinlichkeit und wieder beim nächsten bereits zur selbstverständlichen Tatsächlichkeit wird.“

Der Sternsche Versuch hat in der psychologischen Forschung manche Nachklänge gefunden, die seine Ergebnisse durchaus bestätigen. Die letzte Arbeit dieser Art ist eine Versuchsreihe von Rosa Oppenheim, wovon sie selbst in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ eine ausführliche Mitteilung bringt. Charakteristisch an ihren Versuchen ist der Umstand, daß sie, um Theorie und Praxis in größere Übereinstimmung zu bringen, den Versuchspersonen



nicht eine, sondern zwei kleine Episoden kurz nacheinander dargeboten hat. Die Versuchspersonen gehören sämtlich dem gebildeten Stande an. Und das Ergebnis?

„Die Verteilung der Fehler ist eine ziemlich gleichmäßige, jeder folgende Bericht weicht von dem vorhergehenden in zwei bis drei Punkten ab. Das möchte der Wirklichkeit entsprechen, wo auch jeder ein paar kleine Änderungen oder Zusätze macht. Die Art der Fehler entspricht genau der theoretischen Annahme: es finden Verwechselungen, Verschiebungen, Änderungen, besonders für Namen und Zahlen statt. Die Namen spielen bei allen Experimenten eine fast überraschende Nebenrolle. Fürs tägliche Leben liegt in solcher Verflüchtigung ins Nebellose natürlich eine besondere Gefahr, weil später gelegentlich ein falscher Name an dieselbe Stelle gesetzt werden kann."

Solchen theoretischen Versuchen, meint der Referent, wird freilich stets das fehlen, was erst den Klatsch zum Klatsch macht: Das persönliche Interesse an dem Inhalt des Gerüchts. Und dieses Interesse brauchte nicht einmal immer ein egoistisches Interesse im engeren Sinne zu sein. Gerade die Gerüchte, die im sozialen und politischen Leben die wichtigste Rolle spielen, entspringen nicht dem individuellen Interesse einer Person, sondern vielmehr den geistigen Dispositionen, die sie als Erbteil ihrer sozialen Schicht schon fertig vorfindet... G.

Die Wunder der Kälte

Wie die Kälte auf das chemische Verhalten der Körper und die Lebensvorgänge wirkt, das brachte Professor Raoul Pictet in einem kürzlich in London gehaltenen Vortrage eindrucksvoll zur Anschauung:

Bei niederen Temperaturen — Professor Pictet erzielte vor seinen Zuhörern solche von etwa 213 Grad unter Null — erlischt die chemische Verwandtschaft, selbst bei den aktivsten Stoffen. Nur wenn man den Körpern eine gewisse Energiemenge in Form von Elektrizität oder Wärme von außen her mitteilt, lassen sie sich dazu bewegen, in eine chemische Verbindung einzutreten. Diese erstreckt sich jedoch nur auf solche Schichten, die der Energieeinwirkung unmittelbar unterworfen waren. Sonst gilt das Gesetz, daß jede chemische Massenwirkung auf eine gewisse Temperaturgrenze festgebunden ist.

Nicht minder einschneidend sind die Wirkungen der Kälte auf lebende Wesen. Auch hier ließ sich meistens die Grenze feststellen, über die hinaus die Kältewirkung zur Zerstörung des Organismus führt. Die Fische z. B. konnte man bis etwa 15 Grad abkühlen. In diesem Zustande stellen sie einen Klumpen dar, der sich leicht in kleinste Stücke zerbrechen läßt. Bringt man die Fische jedoch zum langsamen Auftauen, dann fangen sie wieder an, lustig zu schwimmen. Die Frösche halten bis —28 Grad aus, manche Schlangen bis —25, die Tausendfüßler bis —50, die Infusorien bis —60 und die Schnecken sogar bis —120, ohne an ihrer Lebensfähigkeit etwas einzubüßen. Allerdings darf die Erkältung nicht allzulange dauern, in manchen Fällen nicht über einige Stunden. Sehr empfindlich gegen Kälte erweisen sich die Eier sämtlicher Vögel: eine Temperatur, die niedriger als bis —1 Grad fällt, tötet sie alle ohne Ausnahme. Dagegen scheinen die schlimmsten Feinde der Menschheit, Mikroben, Bakterien, Bazillen usw. für Kälte unangreifbar zu sein.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Caritas

Es wird vielfach die Frage oder der Wunsch laut, die Krankenpflege zu einem neuen Berufszweig für das weibliche Geschlecht werden zu sehen.

Kann man das so ohne weiteres befürworten?

Hier möchte ich einiges aus meiner Erfahrung auf diesem Gebiet einschalten. Man unterscheidet zwei Arten der Krankenpflegerinnen: die bezahlte, die den Beruf als Gelderwerb ergriffen, und die freiwillige, die nichts dafür erhält. Dazu gehören die katholischen Nonnen, die evangelischen Diakonissinnen und die Johanniterinnen. Ich gehöre seit Jahren zu letzteren, kenne also das Wesen der Caritas genau. Ich betonte das freiwillige nur deshalb, weil ich die bezahlten Institutionen nicht genügend kenne, um sie beschreiben zu können.

Nichtbezahlte Krankenpflegerinnen können zunächst nur die werden, die pekuniär völlig sorglos dastehen und weder in der Gegenwart noch für die Zukunft an einen Erwerb zu denken brauchen. Das schaltet naturgemäß sofort den Beruf für einen großen Teil jener unserer Frauen aus, die darauf angewiesen sind, ihr Brot zu verdienen. Geht man nun von dem Standpunkt aus, daß die Tausende nicht unterzubringenden, oftmals allerdings sehr nutzlosen Weiblichkeiten möglichst rasch und gründlich aus der Allgemeinheit und der Gesellschaft beseitigt werden, dann eignet sich kein Beruf besser dazu als die Krankenpflege. Denn wer ihn ergreift, weiß ganz genau, daß er unter Umständen nicht mehr lebend ins Elternhaus zurückkehrt, oder mit dem Keim eines unheilbaren Siechtums in sich.

Man frage doch in den Diakonissenhäusern und Nonnenklöstern, wieviele Schwestern das 50. Lebensjahr erreichen, wieviele mit vierzig noch ihre volle Gesundheit haben. Die Zahl wird keine sehr große sein.

Und bei den jüngeren, nicht in Ordenshäusern Lebenden? Wie viele müssen ihre Tätigkeit abbrechen oder gar aufgeben, weil die Gesundheit nicht ausreicht für die oft übermenschlichen Anstrengungen. Wie viele, die als gesunde, kräftige Menschen ausgingen, kehren nach wenigen Jahren als Krüppel wieder. Dann weiter: Wer ihn ergreift, diesen Beruf, muß mit Dante sagen: „Voi qu'entrate, lasciate ogni speranze," Denn für die Freuden des Lebens ist man tot, man hat keine Zeit für sie. Weder für Kunst und Wissenschaft, für Zerstreuungen, für Reisen oder Liebhabereien. Der Arzt bleibt im Leben, und die Genüsse des Daseins halten das Gegengewicht für das Aufreibende seiner Tätigkeit. Anders die Pflegerin. Solange sie in der Arbeit steht, gibt sie alles auf, was das Leben verschönern, erheitern, lebenswert machen kann. Diese Entsagung ist nicht jedermanns Sache. Vollends liegt sie der Jugend nicht. Das ersetzt auch ein dankbares Lächeln der Kranken nicht, nicht ganz, nicht immer, wenn es auch

eine tiefe Befriedigung gewährt. Selbstredend muß man heutzutage, wenn man etwas werden will, seine ganze Kraft der Sache, der man dient, opfern, und der ist kein rechter Mann, keine rechte Frau, der nicht Leib und Seele einsetzt für seinen Beruf. Aber die Krankenpflegerinnentätigkeit kann eben doch nicht mit anderen Berufen verglichen werden. Sie steht sozusagen vereinzelt da, völlig isoliert, muß also auch verschieden beurteilt werden.

Aus zwei Gründen. Erstens weil die stete Todesgefahr, in der die Pflegerin sich durch Ansteckung befindet, ihr eine Tragik verleiht, die viele abschrecken muß — naturgemäß. Man muß sozusagen manches, vieles sogar, begraben haben, um sich zu seinem Ernst durchzuringen. Für die Leichtlebigen, Sorglosen, die ihr Leben lieben, ist er darum nicht. Und zweitens wegen der Folgen, die das Pflegen zeitigt. Darin ähnelt er dem Mutteramt, Segen und Unsegen dicht beieinander, meistens ineinander verknüpft. Versagt eine Frau in einer bürgerlichen Arbeit, schadet sie niemand wie sich selber. Sie riskiert höchstens, weggeschickt zu werden. Die Krankenpflegerin hingegen, auch wenn sie untüchtig ist und schlecht, hält immer Tod und Leben in der Hand. Das vergesse man nicht. Für jede Arbeit gehört Talent und Neigung, für den Pflegerinnenberuf aber, wenn er segensreich sein soll, deshalb noch weit mehr, gehört die innere Befähigung, die stärker ist als vieles Äußerliche, sozusagen ein Funke jenes Göttlichen, das alles trägt und alles duldet. Das läßt sich aber nur mühsam anlernen und anerziehen, da wo es nicht angeboren ist.

Nur ein Beispiel unter vielen. So manche Frau, die im bürgerlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leistete, wird an Krankenbetten völlig versagen, weil sie Blut nicht fließen, keinen sterben sehen kann, oder den Ekel nicht überwindet, der fast mit jeder Krankheit verbunden ist. Und weiter, jener Beruf soll sich angeblich so besonders für das weibliche Naturell eignen, weil er nicht wie andere Tätigkeiten die dem weiblichen Geschlecht „gesteckten Grenzen“ überschreitet. Abgesehen davon, daß man vorläufig doch eben noch gar nicht weiß, wo jene Grenzen liegen, kann ich aus Erfahrung sagen, daß der Pflegerinberuf jene Grenzen immerfort überschreitet, und in dem Maße, wie keine andere Tätigkeit. Denn was glaubt man wohl, was man an Krankenbetten alles sieht, hört und tun muß? Es wäre völlig genügend, um jedes Weibliche, jedes Zartgefühl in der Frau zu vernichten. Selbstverständlich geht die hochstehende Frau auch da unberührt durch, aber ob jene unvermeidlichen häßlichen Dinge für die Jugend nicht doch eine Gefahr und eine Versuchung sind, wenigstens für die Unreiferen?

Die Schäden für Leib und Seele, die der Beruf in sich birgt, sind also weder kleiner noch geringer wie in allen andern Arbeitszweigen, nur sind sie durch die Überlieferung sozusagen verbrieft, und von der öffentlichen Meinung ebenso gedankenlos wie stillschweigend angenommen worden. Das ist der ganze Unterschied. An Krankenbetten gilt eben alles als „typisch weiblich“, was in anderen Arbeitsfeldern sofort die helle Entrüstung hervorrufen würde, weil eben „typisch unweiblich“.

Das hier Gesagte kann wahrscheinlich auch für die Pflegerin gelten, die einen Broterwerb aus ihrer Pflege machen mußte, durch pekuniäre Not gezwungen. Auch da sieht sich die Sache etwas anders an, als man glaubt. Abgesehen davon, daß Sanatorien doch nicht so in Massen auftreten, um dem weiblichen Geschlecht neue Arbeitszweige zu eröffnen, ist die bezahlte Krankenpflege doch nicht so „lohnend“, wie man sich das vielleicht denkt. Wenn man immer der Gefahr ausgesetzt ist, für den Rest seines Lebens arbeitsunfähig zu werden durch Ansteckung, wird und muß man naturgemäß höhere Ansprüche stellen, was Lohn und Gehalt anbetrifft. Wo es noch nicht geschieht, ist eben die Not größer als alle Vorsicht.

Wenn also die Krankenpflege von Staats wegen obligatorisch sein sollte, wie der Militarismus, so müßte zunächst die Art des Pflegens einer sehr gründlichen Revision unterzogen werden, sonst würde man das weibliche Geschlecht noch kränker und ungesünder machen, als es schon ist.

Man verstehe mich nicht falsch. Ich selber bin so glücklich, so unendlich befriedigt in meiner Pflegerintätigkeit gewesen, daß ich nicht eine Stunde aus jenen Zeiten missen möchte und von Herzen wünsche, daß sehr viele unbeschäftigte Frauen und Mädchen die tiefe Genugtuung kennen lernen möchten, die die Arbeit an Krankenlagern gewährt. Sie ist zudem so schön, so edel, daß wenige Berufe ihr gleichkommen. Ich wollte nur durch diese kurzen Zeilen, die selbstverständlich das Thema nur andeuten und nicht erschöpfen, die Annahme widerlegen, daß die Krankenpflege, „weil so ganz der weiblichen Eigenart entsprechend", ein Ersatz sein soll für andere Berufe, die viele Menschen als nicht passend für das weibliche Geschlecht finden. Die Krankenpflege kann deshalb als neuer Erwerbszweig nie in dem Maße Gemeingut der Frau werden, wie tausend andere Beschäftigungen es geworden sind. Dazu ist sie denn doch zu ernst, zu verantwortungsvoll. Das wäre nach dem eben Gesagten nicht einmal wünschenswert. Und es hieße der erhabenen Sache einen schlechten Dienst erweisen, sie zu einer Art Refugium zu degradieren für jene sogenannten überflüssigen Weiblein, die man anderswo nicht unterbrachte. Ich habe bereits einmal in einem anderen Artikel gesagt, daß ich selber dafür wäre, viele unbeschäftigte Frauen unserer gebildeten Kreise lernten Krankenpflege, weil sie heilend wirkt, so paradox das klingen mag, heilend für Leib und Seele. Für eine gewisse Sorte Frauen, die krank, unbefriedigt, ja manchmal verschroben werden aus Nichtstun, wäre das die Rettung. An Krankenbetten verlernt man, an sich oder an seinen Körper zu denken, lernt Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, vergißt das eigene Leid um fremder Schmerzen willen. Aber selbstverständlich meine ich damit nur die Frauen, die den ehrlichen Willen, den festen Vorsatz haben, wirklich zu helfen und nützlich zu sein, nicht aber solche, die grade nichts Besseres fanden und die, weil vom Manne nicht begehrt, es zu nichts Vernünftigem brachten. D i e auf die leidende Menschheit loszulassen, wäre ein Verbrechen, statt eine Lösung zur Frauenfrage.

Wer in bangen, verantwortungsvollen Stunden ein Menschenleben mühsam dem Tode abgerungen, der weiß am besten, daß für diesen schweren Kampf noch etwas anderes gehört als der fromme, seit zwei Generationen aufgestellte Glauben, daß gerade das Pflegen typisch sein sollte für die Frauenpsyche. Diese Illusion wird ebensowenig gute Pflegerinnen heranbilden wie das allbeliebte Vorurteil, die Frau sei nur zum Zeugen da, je gute Mütter hervorgebracht hat. An Krankenbetten, wie an die Wiegen, gehören ganze Menschen, ganze Charaktere. Die bilden sich aber nur, wie Rückert sagt, „im Strom der Welt", nicht in der Einbildung einiger Vorurteile.

A. Freiin von Schönau

Gott und das Kind

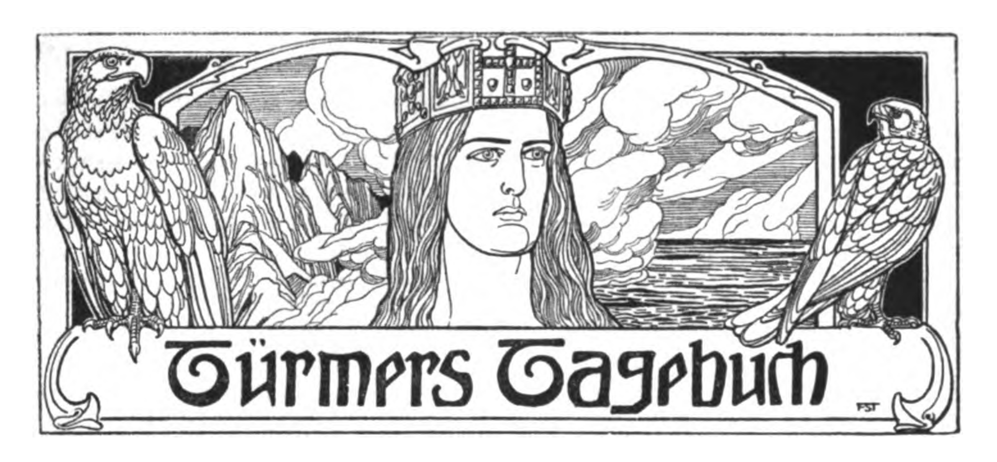
Eine Erwiderung a posteriori, nicht a priori

(Vgl. XIII. Jahrg. Heft IX)

Noch haben wir keine religionslosen Schulen, immer mehr Kindergärten werden eingerichtet, in denen das Kind vom zweiten resp. dritten Jahre an Religion lernt, d. h. Gesangbuchverse, Sprüche und biblische Geschichten. Wir haben die Kindergottesdienste, den Konfirmandenunterricht, die Jungfrauen- und Jünglingsvereine. Also kein Mensch im Deutschen Reich wächst religionslos auf — „glücklich das religiöse Kind, das christliche Kind!" und dennoch — —. Wenn wir den Mut der Wahrheit haben, müssen wir bekennen, daß trotz religiöser Belehrung, nicht aus Mangel an ihr, es so unzählig viele religionslose Menschen gibt. Und nicht nur religionslose; auch unter die religiösen müssen wir so viele Pharisäer und Heuchler, Augen- und Fürstendiener, Lieblose, öffentliche und heimliche Verbrecher zählen. Gerade die Theologen klagen über die verderbte Menschheit und das — trotz des ungeheuren Aufwandes an religiöser Erziehung. Statt die „Atheisten" zu richten und sie als Totschläger

zu bezeichnen, sollte man erst an die eigene Brust schlagen, vielleicht käme gerade der ehrliche, religiöse Mensch zu der Überzeugung: „Mea culpa, mea maxima culpa". Aus Erfahrung weiß ich, daß Knaben sofort nach der Einsegnung Bibel und Gesangbuch dem Feuer überliefert haben mit den haßerfüllten Worten: „Mit euch hat man mich lange genug gequält." Ich habe viele Kindertränen gesehen, weil für den kleinen Geist Text und Inhalt unverdaulich, unerlernbar fast war. Draußen lachte die goldene Sonne und grünte die Gotteswelt, und im engen Zimmer lernte das Kind: „Empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria" — und ahnt nicht, was es lernt, darf es nicht ahnen, dann müßte ja das Gebiet der „Kinderaufklärung" gestreift werden. Ich höre mein eigenes Kind kopfschüttelnd lernen: „O Quell, draus alle Weisheit fleußt, die sich in fromme Seelen geußt. Fleußt? geußt? ist überhaupt kein Deutsch, und ich denke, ich soll ein gutes Deutsch sprechen", dann plötzlich: „Mutter, glaubst du, daß ich hiervon fromm werde? Ich nicht, ich fühle nichts." Gar viel könnte ich erzählen von körperlichen Züchtigungen, von der Heftigkeit der Lehrer, von Strafarbeiten in Religionsstunden, von lähmender Langeweile, von „frommen" Kindern, die sich so gut stellten vor den Augen der Erwachsenen, und sich so heimtückisch, so hinterlistig den Mitschülern und Mitschülerinnen gegenüber benahmen. Und langsam, immer wieder und immer stetiger kam die Frage: „Ist's nicht besser, gar keinen Religionsunterricht zu geben, als diesen mittelalterlichen beizubehalten?" „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Wenn wir nun den ungeheuren Aufwand an Zeit und Kraft bedenken, können wir da ehrlich sagen: Ja, es sind gute Früchte gezeitigt worden? Können wir selbst die Einschränkung gelten lassen: „wenigstens zum größten Teil?" Ein einziger Blick ins Leben genügt, und wir müssen die Frage mit nein beantworten. Warum denn all die gleichgültigen, selbstsüchtigen, lieblosen, all die verbrecherischen, trägen Menschen" und „glücklich das religiöse Kind?" Warum denn, es sind ja noch keine religionslosen Kinder aufgewachsen? Alle Kinder lernen doch: „Gott ist allwissend", und dennoch — —! Alle Kinder lernen: „Ihr lebt für den Himmel", und die Kinderantwort: „Wenn's da so schön ist, ist's ja Unsinn, daß wir hier leben", sollte uns doch zu denken geben. Kinder sind von Natur aus Realisten und Idealisten in einer Person, und mit vollem Recht, darum sollten wir beides in ihnen pflegen, statt noch immer bei ihnen das Prokrustesbett der Alten anzuwenden, wenn auch nicht auf die Körper, so doch auf die Seelen. Aber die Entrüstung, wenn eine solche lebendige Seele einmal wagt, selbständig zu denken und das Gedachte auszusprechen; wenn sie sich gegen den Zwang wehrt! Wir sind gut abgerichtete Menschenseelen gewohnt, es ist auch so bequem, sie zu beherrschen. Was ist absolute Wahrheit? Es hat einmal ein Mensch auf diese Frage einem andern geantwortet: „Wahrheit ist alles, was noch nicht Zeit hatte, in dieser Welt zur Lüge zu werden," und das, fürchte ich, gilt auch in mancher Beziehung von unserer Religion und ihrem Unterricht. Weil ihre Wahrheiten von Menschen in Lüge gewandelt wurden, weil so vieles um selbstsüchtiger Zwecke willen in starre Formen gebannt wurde, die immer urewigem, geistigem Leben den Tod bringen, darum die geringen Erfolge, darum die viele Feindschaft, und sicher am letzten Ende nur darum die Forderung nach religionslosem Unterricht. Es gibt gar nicht so viele Atheisten, wie es uns oft scheinen möchte, es gibt nur so viele denkende und suchende Menschen, die sich ihrer von Gott gewollten Natur nach nicht einfach mit dem überlieferten Menschenwerk zufriedengeben können. Sie glauben an eine Besserung, an ein inneres geistiges Wachstum und wollen das geschützt und bestärkt, nicht gehemmt sehen. Statt Duckmäuser wollen sie Faustnaturen heranziehen, die „immer strebend" sich bemühen. Und das können wir, an der Hand der Evangelien, auch in Religionsstunden, aber nicht in den Stunden nach mittelalterlichen Formen. Diese will kirchen-, dogmen-, wundergläubige Menschen erziehen, die andere starke, tapfere Gottsucher. Darum müßten alle Eltern das eine fordern: „Lebendige Religion für unsere Kinder, nicht tote Formeln, gedankenloses Auswendiglernen."

H. Voß



Entschuldigen Sie bitte! · Wenn wir eitel werden · Eine deutsche Tragödie · Der neue Herr · Ein Kolonialland in Deutschland? · Bereitsein

Jetzt wissen wir's also, mußten's von Rechts wegen längst wissen: „Von Gebietsabtretungen in Marokko ist in den Verhandlungen zwischen der deutschen und der französischen Regierung überhaupt nie die Rede gewesen." Die Volksausgabe der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der „Berliner Lokalanzeiger" verkündet's, und der „Hamburgische Korrespondent" sekundiert ihm bis zu einem gewissen Grade. Zwar: — daß eine „miserable Stimmung" in allen Schichten der Bevölkerung herrsche, kann auch er, Gott sei Dank, nicht leugnen, aber nicht die deutsche Regierung habe berechtigte Hoffnungen enttäuscht, sondern der deutsche Boden sei von unberechtigten Hoffnungen förmlich getränkt gewesen. Sorge um das Geheimnis habe den Staatssekretär verhindert, die führenden Publizisten im Augenblick der Aktion ins Vertrauen zu ziehen. „So kam es, daß die Fahrt des ‚Panther' mit einem Jubel begrüßt wurde, der zu den Absichten dieses Unternehmens in gar keinem Verhältnis stand. Karge offiziöse Noten konnten diese Flut nicht eindämmen. Man hat auch nicht versucht, sie abzuleiten, etwa so, daß im Hauptorgan des Auswärtigen Amtes die Exzesse französischer und englischer Publizisten und Staatsmänner die gebührende Antwort erhalten hätten. Eine solche Diversion hätte das Publikum mit dem Gefühl unbedingten Vertrauens erfüllt. Es wäre nie dazu gekommen, daß man unserer Diplomatie oder gar dem Kaiser Timidität nachgesagt hätte. Es galt nicht bei den Verhandlungen auf den Tisch zu schlagen, aber gegen ‚France Militaire', Lloyd George und Cartwright hätte ein scharfer und eisiger Wasserstrahl gerichtet werden sollen. Dann hätte Deutschland gefühlt, daß seine allgemeine Stellung durch die marokkanische Aktion, auch wenn sie die ausschweifenden Hoffnungen nicht erfüllt, gestiegen, der Respekt vor Berlin wieder der alte geworden wäre. Das ist leider nicht geschehen ..."

Die Unruhe und Spannung wolle man allenfalls schon hinnehmen, aber Bosheiten und Nadelstiche seien für ein starkes Volk unerträglich. War es nicht doch

etwas mehr als nur kleine Bosheiten und Nadelstiche? „Demonstrativ", so zählt sie die „Deutsche Zeitung" auf, „standen andauernd die französischen Minister des Krieges und der Marine mit im Vordergrunde. Selbst der französische Finanzminister heischte seinen Anteil an den Brombeeren des patriotischen Ruhmes und ließ großmächtig verkünden, daß er ein- oder zweihunderttausend Gewehre, die ausrangiert werden sollten, im letzten Augenblicke ‚nicht' verkaufen werde. Man versammelte die Flotte; man ordnete an, daß die Armee-Manöver ausfallen und daß alle Armeekorps geschlossen in ihrem Heeresbezirk bleiben und operieren sollten. Ob ein fremder Gymnasiast in Grenoble spazieren ging oder die Mona Lisa geraubt wurde — immer wurden unter frechen Beleidigungen Deutsche als Spione oder Diebe ‚vermutet'. Der Absinthheld von Aix-les-Bains ist immer noch nicht zur Strecke gebracht. La France Militaire ist noch immer ohne eine Bethmann-Hollwegsche Antwort auf ihre die deutsche Armee und ihre Offiziere frech beleidigenden [als jämmerliche Feiglinge brandmarkenden! D. T.] Ausfälle geblieben. Keine deutsche offiziöse Zeitung ist dem General Bonnal über den Mund gefahren, der — ein höchst undankbarer Schützling Kaiser Wilhelms — den ihm so wohlwollenden Herrscher überaus unartig geschmäht hat. Und daß ein spanischer Offizier auf dem ostfranzösischen Flugfelde, bloß weil er eine der deutschen ähnliche Uniform trug, beleidigt und angespien worden ist, scheint auch dem preußischen Kriegsminister von Heeringen keinen Anlaß gegeben zu haben, das Auswärtige Amt entsprechend anzuregen oder beim Reichskanzler vorstellig zu werden. Wenn das Deutsche Reich von Amts wegen derartig handelt, oder Unterlassungen begeht, so kann es mit unserem Respekt draußen in der Welt nur immer mehr bergab gehen. Fremde Armeen werden ihre Uniformen ändern, um jeder Ähnlichkeit mit der deutschen Uniform und damit jeder Möglichkeit, in deutschfeindlichen Ländern — und wie viele sind das heute! — beleidigt zu werden, aus dem Wege zu gehen."

Nein, nein, so gemein wie andere Völker gegen uns sind wir hochmoralischen Deutschen mit unserer tadellosen politischen Stubenreinheit nicht (d. h.: wenn wir bloß dürften!). „Sollten wir", fragt mit himmelblauem Augenaufschlag die „Kreuzzeitung", „uns des selben Vertragsbruches schuldig machen, den wir an Frankreich so hart und bitter zu tadeln haben? Sollten auch wir uns ebenso einfach über Verträge hinwegsetzen, die von der deutschen Regierung im Namen des Kaisers geschlossen wurden, wie es Frankreich tat? Frankreich gegenüber wäre das wohl berechtigt gewesen, und man hätte uns kaum einen begründeten Vorwurf daraus machen können, wären wir in der Beantwortung der Frage, ob wir nach dem offenen Bruch jener Verträge durch Frankreich uns ebenfalls einfach über den Algecirasvertrag und das Abkommen von 1909 hinwegsetzen sollten oder nicht, weniger skrupulös gewesen und hätten unsre Interessen in Marokko wahrgenommen, coûte qu'il coûte! Aber eine derartige Mißachtung von Verträgen muß unbedingt das Ansehen einer Großmacht diskreditieren und ihre Vertrauenswürdigkeit erschüttern, und zweifellos würden sich andere Mächte eines Tages auf diesen Präzedenzfall Deutschland gegenüber berufen haben, wie es wohl Frankreich gegenüber auch noch der Fall sein wird. Nein! Deutschland durfte Frankreich auf dieser

abschüssigen Bahn einer Interessenpolitik nicht folgen, die sich kaltblütig über Verträge und Versprechungen hinwegsetzt, wenn es ihr dienlich erscheint. Deutschland mußte seinerseits die von ihm im Namen des Kaisers unterzeichneten Verträge halten, bis es sich herausstellte, daß eine Verständigung über ihren Inhalt oder über ihre Lösung an dem böswilligen Widerstande dritter Mächte scheiterte. Dann allerdings, aber auch nur dann, stand es ihm zu, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Nach diesen Grundsätzen mußten wir handeln, und wir glauben, daß diese von Deutschland bewiesene Achtung vor geschlossenen Verträgen reiche Zinsen bei Freund und Feind tragen wird. Daß man in allen Kabinetten sich früher oder später daran erinnern wird, daß wir unsern Verbündeten ein unbedingt treuer Freund, unsern Gegnern aber ein ebenso zuverlässiger Feind sind und bleiben wollen, diese Erwägungen schließen keineswegs das Bedauern aus, daß Deutschland auf einen Gebietserwerb in Marokko verzichten muß. Aber daraus kann unserer jetzigen Regierung keinerlei Vorwurf konstruiert werden, die durchaus besonnen und korrekt, dabei aber doch energisch im deutschen Interesse handelt, wie es eben die Umstände gestatten. Ihr sind bis zu einem gewissen Grade durch höhere Rücksichten auf Würde, Ansehen und Kredit des Reiches die Hände gebunden, allerdings infolge der früheren deutschen Politik, die sich immer mehr als ein schwerer Irrtum herausstellt. Der Algecirasvertrag war der große Fehler, den wir heute büßen müssen. Vor dem Gang nach Algeciras hätten wir uns mit Frankreich in die marokkanischen Interessensphären teilen können; Rouvier hat uns ein solches Angebot gemacht. Doch, was man der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück'. Wir müssen mit den Tatsachen rechnen, wie sie heute gegeben sind ..."

Die zunächst „gegebene Tatsache" ist doch wohl die, daß Frankreich und — nicht nur Frankreich — sich völlig ungeniert über den Algecirasvertrag hinweggesetzt hat, und daß daher von irgendwelcher auch nur moralischen Bindung Deutschlands an diesen längst von all den andern mit Füßen getretenen Vertrag gar keine Rede mehr sein kann. So viel Edelmut, wie die „Kreuzzeitung" hier auf den Tisch des Hauses niederlegt, gibt's in der Politik aller Völker zusammen nicht, — Bismarck, der seine Pappenheimer kannte, hätte dem Prediger solcher Hypokrisie schallend ins Gesicht gelacht. Armes Füchslein, wie hoch müssen dir doch die Trauben hängen, daß sie dir gar so unmoralisch sauer erscheinen! Mit dergleichen Heiligenattitüden macht man sich nur lächerlich.

Richtig ist, daß die frühere deutsche Politik sich immer mehr als ein Irrtum herausstellt und der Algecirasvertrag ein Fehler war, den wir heute büßen. Nur in der Frage, ob wir diesen Fehler in der Tat auch büßen „müssen", erlaube ich mir anderer Ansicht zu sein. Der Algecirasvertrag — und das hätte für uns gerade einen Glücksfall bedeuten können — ist ja von den Franzosen selbst wieder aufgehoben und uns dadurch unsere Aktionsfreiheit zurückgegeben worden. Mit den Franzosen allein, dieser Meinung möchte ich mich auch anschließen, hätten wir uns wohl schon verständigt, wenn sie nicht von England ins Schlepptau seiner Einkreisungspolitik genommen und durch Versprechungen gegen uns gesteift worden wären, die doch nur trügerisch gemeint sein können. Denn anzunehmen, daß die Engländer

ernstlich gewillt sein könnten, jetzt mit uns Krieg zu führen, hieße ihren gesunden politischen Menschenverstand stark unterschätzen. Hier trifft die „Kreuzzeitung" das Richtige, wenn sie die Gründe darlegt, die England ein solches Unternehmen als Va banque-Spiel erscheinen lassen müssen.

Vor einem halben Jahrhundert war es freilich anders. Da war England noch die „Werkstatt der Welt", besaß es eine Art von industriellem Monopol auf dem Weltmarkt. Seitdem aber hat es weniger Fortschritte gemacht als Deutschland und die nordamerikanische Union. „Im Kampfe mit diesen seinen beiden stärksten Konkurrenten erlahmt es allmählich und läßt sich überflügeln. Dazu kommen allerlei Sorgen. Der Wasserkopf Groß-London wächst noch immer. Dagegen geht die Bevölkerung, wo sie, wie in Irland und Schottland, dünn ist, mehr und mehr zurück.

Nicht ausreichend erscheint die Sicherung der Volksernährung. Etwa 80 bis 85 % seines Bedarfs an Brotstoffen muß England vom Auslande einführen, die Vorräte im Lande genügen nur für wenige Wochen. Einst, als es auf der Höhe seiner Macht stand, befand sich Holland in gleicher Lage, und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts rühmte ein englischer Geschichtsforscher, daß England gegenüber Holland den Vorzug habe, alle für das Leben notwendigen Dinge hervorzubringen. Diese Zeiten sind vorüber ... England ist immer mehr zu einem Fabrikland geworden, hat immer einseitiger seine Industrie entwickelt und die Landwirtschaft vernachlässigt. Dieser Prozeß geht unaufhaltsam weiter und wird den Engländern noch große Sorgen machen.

Bis vor nicht sehr langer Zeit glaubten die Engländer, wenigstens auf dem Gebiete der sozialen Fragen und Organisationen den Deutschen weit voran zu sein. Immerhin sah sich Lloyd George trotz seiner wiederholt bekundeten Vorliebe für das demokratische Frankreich genötigt, das Vorbild seines Arbeiter-Altersversicherungsgesetzes in dem rückständigen Deutschland zu suchen.

Inzwischen hat England im August Arbeiterausstände erleben müssen, wie sie so verkehrsstörend, folgenschwer und tumultuarisch in germanischen Ländern noch nicht beobachtet worden sind. Ein sehr starkes Aufgebot von Truppen war erforderlich, um die Unruhen zu unterdrücken. Die vielgerühmten englischen Gewerkvereine mit ihren staatstreuen Mitgliedern und friedlichen Tendenzen versagten oder ließen sich, was noch schlimmer war, von den unorganisierten Arbeitern, von Proletariat und Pöbel ins Schlepptau nehmen. Man durfte fragen: Steht dieses England sozial wirklich so fest, wie bisher angenommen wurde? ...

In der Hauptsache waren Verkehrsarbeiter ausständig ... Was hat England zu befürchten, wenn einmal ein Generalstreik der Eisenbahnarbeiter ausbrechen sollte? Das wäre beispiellos, ja nach der Meinung Churchills nicht weniger schlimm wie die Blockade eines äußeren Feindes. Dann ständen in England wirklich bei der Abhängigkeit dieses Landes und seiner Bevölkerung von Eisenbahn und Schiffahrt alle Räder still!

Einst spotteten die Engländer über die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Deutschland und rühmten ihr Privatbahnsystem. Heute hüllen sie sich darüber in Schweigen. Der Spott ist ihnen vergangen, zur Verstaatlichung der Eisenbahnen

mögen sie aus finanziellen Gründen nicht schreiten. Insgeheim aber müssen sie zugeben, daß Deutschland mit seinen Staatsbahnen sich eine Organisation geschaffen hat, die kräftig genug ist, einen etwa geplanten Generalstreik der Eisenbahnarbeiter nicht aufkommen zu lassen.

Hand in Hand mit der sozialen geht die politische Desorganisierung Englands ... England ist reich, groß und mächtig geworden unter Leitung einer verständigen, weitblickenden und geschäftskundigen Oligarchie. Diese Oligarchie scheint sich selbst aufgegeben zu haben. England demokratisiert sich. Die Massen klopfen an die Tore des Unterhauses und werden dort nach der völligen Demokratisierung des Wahlrechts die Entscheidung abzugeben haben, und zwar die endgültige Entscheidung, denn das Einspruchsrecht des Oberhauses hat nur noch aufschiebende Wirkung behalten. Das Oberhaus muß sich den Beschlüssen des Unterhauses fügen. Das aristokratische England geht zur Rüste und ein demokratisches ersteht, das sich erst konsolidieren, d. h. von Grund auf neu organisieren und dabei große Schwierigkeiten überwinden muß ...

Und noch eine andere unberechenbare Erschütterung seines Gefüges droht dem britischen Weltreich. Als Entgelt für geleistete Gefolgschaft muß das liberale Ministerium den Iren eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung mit eigenem irischen Parlament einräumen. In der Folge könnte es auch zu partikularen Parlamenten für England und Schottland kommen. Dagegen sind alle Bemühungen des liberalen Ministeriums, auf der Reichskonferenz vom letzten Frühjahr Großbritannien mit den Kolonien fester aneinanderzuschweißen und die Beziehungen aller Teile des Reiches namentlich in bezug auf die gemeinsame Verteidigung, organischer zu verknüpfen, platonische geblieben und im wesentlichen durch den Widerstand der Minister von Kanada und Südafrika durchkreuzt worden. Das britische Weltreich entwickelt sich nicht zentralistisch, sondern föderalistisch, d. h. die großen Selbstverwaltungskolonien erstreben und erlangen weitgehende Selbständigkeit auch für die Organisation ihrer Wehrkraft, bei Abschluß von Handelsverträgen und selbst auf dem Gebiet der auswärtigen Politik.

Unter den angedeuteten Umständen läßt sich schwerlich sagen, daß England in der Lage wäre, einen großen Krieg zu wagen. Vielmehr ist es friedensbedürftiger als eine andere Großmacht und hat schon aus Gründen der inneren Politik alles zu vermeiden, was als eine Herausforderung zum Krieg gedeutet werden könnte.

Gelegentlich wird behauptet, daß England noch stets allen Widerstand gebrochen habe, der ihm irgendwo auf der Erde gemacht worden sei. Diese Auffassung ist nicht richtig. England mußte seine nordamerikanischen Kolonien verloren geben und in ihnen allmählich einen ernsten Mitbewerber um die Seeherrschaft erstehen sehen, ohne dagegen ankämpfen zu können. Es hat bis zur Stunde die Irländer nicht gewonnen und mit dem Burenkriege in Südafrika mindestens nicht das erreicht, was es zu erreichen hoffte.

Vor hundert Jahren besaß England noch eine verhältnismäßige Landmacht. Schon im Krimkriege zeigte sie sich schwach. Ohne die Franzosen hätte England Sebastopol nicht nehmen können. Heute kommt es als Landmacht kaum noch in Betracht, es kann sich ein starkes Landheer nicht mehr schaffen, weil ihm der Bauern-



stand verloren gegangen ist. Es sieht sich außerstande, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, da es dadurch die jungen Leute zur Massenauswanderung nach Amerika treiben würde. Ohne Bundesgenossen vermag England auf dem Festlande nichts auszurichten."

In London, wird der „Rhein.-Westf. Ztg." von dort geschrieben, wisse man auch sehr wohl, daß ein Krieg mit dem Deutschen Reiche zur Unterstützung Frankreichs in Marokko in den großen Kolonien sehr unpopulär sein würde. Für Indien aber könne ein solcher Krieg sogar das Signal zu einem allgemeinen Aufstande geben, „im Vergleich zu dem die Indian Mutiny von 1857 reines Kinderspiel war. Vor einiger Zeit, als die sensationellen germanophoben Artikel in der unionistischen Presse ihren Höhepunkt erreichten, veröffentlichte ein Zivilbeamter, der lange Jahre im Dienste der indischen Regierung gestanden hatte und Land und Leute kennt, in einer Londoner Zeitung ein Schreiben, in dem er auf die Gefahren eines Krieges mit dem Deutschen Reiche aufmerksam machte. Er sagte darin, die englische gelbe Presse habe durch ihre germanophoben Hetzartikel *für die Macht des Deutschen Reiches* in Indien eine solche *Reklame gemacht*, daß ein Krieg mit dem Deutschen Reiche das Signal einer allgemeinen Empörung sein würde. Niemals war Indien reifer für einen Aufstand gegen die englische Herrschaft als heute. Niemals war die Lage der englischen Zivilbeamten in Indien eine so unsichere und gefahrvolle als zur jetzigen Zeit. Die paar Potentaten und Soldaten, die man zur Krönung aus Indien importierte und zur Schau stellte, sind für die Gesinnung der indischen Völker gar nicht maßgebend. In manchen Kreisen, die die Lage der Dinge in Indien genau kennen, wird die Reise des Königspaares zum Durbar in Delhi gar nicht gebilligt, weil man der Ansicht ist, daß man die Person des Königs einer großen Gefahr aussetze."

England liefe also durch einen Krieg mit dem Deutschen Reich die größte Gefahr, den stärksten Stützpfeiler seiner Weltmacht zusammenbrechen zu sehen. Wenn ein solches Ereignis einträte, was für die ganze westliche Zivilisation ein großes Unglück wäre, so käme es über Nacht, plötzlich, ohne Warnung. Dazu habe der *Sieg der Japaner die Asiaten vorbereitet*.

Vergessen wir doch auch über all dem „Kriegsgeschrei" nicht ganz, daß die Engländer gute Kaufleute sind, die selbst am besten wissen, wo ihr Nutzen liegt. Die Londoner volkswirtschaftliche Wochenschrift „Economist" macht da eine sehr einleuchtende Rechnung auf. Danach sandten England und Deutschland im Jahre 1910 einander Güter im Werte von 54 864 811 und 61 845 000 Pfund Sterling zu, während sich der gesamte marokkanische Handel für 1909 auf nahezu 6 Millionen Pfund Sterling belief, von denen der britische Anteil etwas über 2 Millionen betrug. „Unsere Ausfuhr nach Marokko", notiert das englische Handelsblatt, „beträgt 1 404 741 Pfund Sterling und würde, wenn sie im gleichen Verhältnis zwanzig Jahre dauerte, ungefähr den Wert einer Jahresausfuhr aus Deutschland erreichen. Unsere Ausfuhr nach Marokko ist etwas mehr als die Hälfte unserer Ausfuhr nach Süd-Nigerien, etwas weniger als die Hälfte unserer Ausfuhr nach den Philippinen. Anderseits hat unser Handel von einer Ausdehnung der deutschen Macht in Marokko nichts zu befürchten. In Wahrheit ist die französische Handels-

politik ausschließlicher und den britischen Kaufleuten feindlicher als die deutsche.... Nach allem, was wir hören, sehen sogar die Flotten-Sachverständigen der Admiralität in der Anlegung eines deutschen Flotten-Stützpunktes in Agadir keine mögliche Gefahr... Wenn Frankreich die Akte von Algeciras gewissenhaft innegehalten hätte, so hätte Deutschland keinen Vorwand zum Einschreiten. Auf alle Fälle ist aber der Versuch, daraus einen Casus belli zu machen, vom britischen Standpunkt aus einfach ungeheuerlich..."

Im Ernste fällt es ja auch keinem zurechnungsfähigen Engländer ein, uns das Streben nach einer territorialen Ausdehnung zu verübeln, wenn das auch aus naheliegenden Gründen nur selten so offen und ehrlich ausgesprochen wird, wie in einer in London erschienenen Broschüre von R. R. Preece. „Auf einem armen Boden im Norden Europas", heißt es dort, „lebt eine Bevölkerung von 60 Millionen Deutschen, die sich ständig vermehrt, um eine Million Seelen jedes Jahr. Sie sind umgeben und in ihrer Entwicklung gehemmt durch große militärische Mächte mit ebenso dichter Bevölkerung wie sie selbst, so daß Deutschland nicht die Möglichkeit einer friedlichen Ausdehnung in Europa hat. Die Tatsache, die meine Sympathie für Deutschland gewinnt, ist, daß die Deutschen die einzige moderne wachsende Nation sind, der ein ungünstiges Schicksal ein natürliches Sicherheitsventil verweigert hat. Da die Deutschen ein geduldiges und fleißiges Volk sind, so haben sie sich vierzig Jahre lang mannhaft mit diesen inneren Schwierigkeiten herumgeschlagen. In der Erkenntnis, daß Ackerbau allein ihre wachsende Bevölkerung nicht ernähren kann, haben sie die Bahn zum Industriestaat beschritten. Aber die weiseren unter ihren Staatsmännern haben lange schon vorhergesehen, daß der innere Druck eines Tages so stark werden würde, daß der Appell an die gesamten Nationen erforderlich würde. Was Deutschland braucht und was es haben muß, wenn eine gefährliche politische Überhitzung vermieden werden soll, das ist mehr Land. Menschliche Kräfte werden wie physische Kräfte gefährlich, wenn man sie unter allzu starkem Drucke hält."

So tritt ein Engländer für deutsches Recht ein, von unseren Offiziösen aber werden wir Deutschen barsch belehrt, daß in den Verhandlungen zwischen der deutschen und der französischen Regierung von einer „Gebietsabtretung" in Marokko überhaupt nie die Rede gewesen sei. Pure Herablassung ist es noch, wenn uns solche Mitteilung ausnahmsweise nicht auf dem Umwege über die Zensur der Pariser und Londoner Presse geschenkt wird, und nur ein Narr wartet auf Antwort, wenn gefragt wird, warum die Tatsache, daß unsere Regierung sich bereits zur „Herauszahlung" Togos (als „Kompensationsobjektes"!) verstanden hatte, nur englischen und französischen Blättern bekanntgegeben wurde, um dann später doch von deutscher offiziöser Seite bestätigt zu werden! Jedenfalls ein ganz neues Verfahren, „Kompensationsobjekte" — zu erwerben. Unser Ehrgeiz hat sich sogar so hoch verstiegen, von Frankreich „das schwere Opfer der formellen Anerkennung des bestehenden Zustandes in Elsaß-Lothringen" zu fordern! Und dabei hatten wir fest und steif geglaubt, daß die Franzosen schon vor vierzig Jahren im Frankfurter Frieden endgültig auf die Provinzen verzichtet hätten? — Es war also ein Irrtum, — entschuldigen Sie, bitte!



Es war überhaupt alles ein „großes Mißverständnis“, mögen sich „alldeutsche“ Blätter noch so sehr entrüsten und unserer Reichsleitung unterstellen, daß sie eine „ungeheure Niederlage als etwas von vornherein sehnlichst Erwünschtes“ hinstelle: „Es ist die erstaunlichste Unwahrheit und Geschichtsklitterung, wenn die Söldlinge des Auswärtigen Amtes zur Beruhigung der erbitterten öffentlichen Meinung ... über das ‚große Mißverständnis‘ faseln. Nein und tausendmal nein, es war kein Mißverständnis, wenn die angesehene nationale Presse vor und nach dem 1. Juli mit ehrlicher Begeisterung für ein Deutsch-Marokko eintrat. Nein, es war kein Mißverständnis, und es gehört schon mehr als Mut dazu, nun auf einmal seine Hände in Unschuld zu waschen und die selbe Presse, über deren Beistand man sich vor Wochen freute, als Prügelknaben der aufgeregten Öffentlichkeit auszuliefern.“

Und es war doch ein großes Mißverständnis! Wir wußten wieder einmal nicht, was wir wollten, waren pflichtschuldigst wie die Lämmlein in ein gefährliches Wasser hineingepatscht, wurden dann plötzlich inne, daß Wasser keine Balken hat, und waren erst recht erschrocken, als der Gedanke der Kompensationen „ganz zufällig auf der Bildfläche erschien“. Und Sie haben ja auch so recht, verehrte Herren — vom französischen Standpunkte —, wenn Sie meinen, es sei „für eine Großmacht immerhin eine heikle Tatsache, ein Stück ihres Gebietes für nicht materielle Zugeständnisse herzugeben“. Wir hatten freilich gemeint, wir könnten den Franzosen die Vertretung ihres Standpunktes eigentlich selbst überlassen, verfielen auch gar nicht auf den ebenso naheliegenden wie sublimen Gedanken, daß mit der Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Marokko nichts Geringeres bezweckt sein solle, als die Franzosen zur „formellen Anerkennung des in Elsaß-Lothringen bestehenden Zustandes“ zu bewegen; — nun wir aber hören, daß unsere Wertung des ganzen Unternehmens auf bloßen Mißverständnissen beruhte —: entschuldigen Sie, bitte ... Entschuldigen auch Sie, meine werten Herren Franzosen, daß wir so frei waren ...

„Bismarck ist dahin. Große Männer werden den Völkern immer nur auf Zeit geliehen. Wie die Völker sie in ihrer Seele bewahren, darauf kommt es an. Haben die Deutschen den Mann in sich lebendig erhalten, der sie hat lehren wollen, sich selbst zu wollen? Haben sie sein Wort in sich nachwirken lassen, das ihnen das Fürchten aus der Seele nehmen und den Stolz dafür hineinpflanzen wollte? — Nein, sondern sie lauern und lauschen nach jedem Atemzuge, den ein feindseliger Nachbar herüberbläst.... Darum, trotz allem äußeren Glanze, trotzdem, daß ich höre, lebe und erfahre, wie Deutschland merkantil und finanziell wächst und wächst und wächst, bin ich nicht glücklich. Denn wertvoller als das Gold in den Händen ist der Stahl in der Seele, und die Seele der Deutschen, wie sie heute ist, ist ohne Stahl.“

Es war ein deutscher Dichter, Ernst von Wildenbruch, der das schrieb, aber was versteht so ein Dichter von den einzig wahren „merkantilen“ und „finanziellen“ Interessen des neuesten, allerneuesten Deutschland!

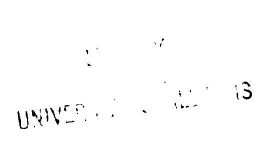
* * *

Wir können unsern Stahl besser verwerten. Wenn wir ihn — ans Ausland

verkaufen. „Seitdem uns die Schlachttage von Metz, Sedan und Paris auf den Zenit unseres militärischen Ruhmes führten," liest man im „Reichsboten", „schaut die ganze Welt nach unseren Werkstätten, um uns die Kunst abzulauschen, Waffen zu schmieden und Soldaten auszubilden; jene Kunst, die es uns ermöglichte, eines der kriegerischsten Völker der Welt zu Paaren zu treiben und wehrlos zu unseren Füßen zu sehen. Die Stellung, die unsere Schüler einnehmen, ist eine sehr verschiedenartige, je nach ihrem Rang und ihrer Bedeutung. Die Großmächte Europas vermeiden es zwar, direkt deutsches militärisches Wesen nachzuahmen, weil sie unsere Landhegemonie nicht ohne weiteres und widerspruchslos anerkennen wollen, im stillen aber glüht doch überall der dringende Wunsch, dem Heere eine ähnliche straffe Organisation zu verleihen, wie sie bei uns üblich ist und wie sie einzig und allein den Erfolg verbürgt. Des englischen Kriegsministers heißes Bemühen, der britischen Armee eine neue Grundlage — möglichst nach deutschem Muster — zu schaffen, ist bisher kläglich gescheitert. In Frankreich hat man seit 1871 unausgesetzt Reformversuche gemacht und dabei unseren Exerzierplätzen und Kasernenhöfen regste Aufmerksamkeit geschenkt. Es hat aber nicht eben viel genützt, denn der Ton ist es, der die Musik macht. Mit dem einfachen Anschlagen der Saiten nach einem bestimmten Schema ist es allein nicht getan. — Auch Rußland und die andern Großmächte verfolgen mehr oder weniger versteckt dieselben Ziele. Bei weitem nicht so genant zeigen sich dagegen jene Staaten, die bisher offensichtlich noch hinter der europäischen Kultur zurückgeblieben und daher kein Hehl aus ihrer Impotenz zu machen brauchen. So hat Japan, das schon seit zwanzig Jahren zu Füßen Deutschlands saß, seinen mandschurischen Feldzug nach Rezepten geschlagen, die in unserem Generalstab gebraut wurden. In Chile, Brasilien, China, in der Türkei und in Rumänien, überall zeigt sich der deutsch-militärische Geist, den man sozusagen als Sauerteig den fremden Nationen beimischte. Deutsche Instrukteure drillen farbige Landeskinder, deutsche Geschütze armieren fremde Schiffe und in unseren Gewehrfabriken fauchen und stampfen täglich die Maschinen, die neben eigenem Bedarf auch vorzügliche Waffen für überseeische Staaten liefern. So kommen Gold und Ehren in Massen nach Deutschland, und es ist zweifellos, daß die vielen Schüler, die andächtig um den Lehrstuhl Germanias geschart sind, ihrer Meisterin ungeteilten Beifall zollen. Das ist die schöne Seite der Medaille, die blitzblanke helle, an deren Glanz alle Deutschen, die keinen tieferen Einblick in die Verhältnisse tun, sich mit Recht freuen.

Ganz anders sieht dagegen die Sache von hinten aus. Unbewußt, als Opfer einer allerdings entschuldbaren (? D. T.) Eitelkeit, liefern wir unseren späteren Gegnern selbst die Werkzeuge in die Hand, mit denen sie uns einst wirksam bekämpfen können. Nicht nur Waffen des Geistes, sondern auch für die Faust. Als seinerzeit der ‚Iltis' vor den Takubefestigungen lag, zerrissen deutsche Granaten, von chinesischen Händen abgefeuert, seinen Stahlleib, und die todbringenden Geschosse, die manchem braven deutschen Seemann das Lebenslicht ausbliesen, wurden aus Geschützen geschleudert, die auf unserem Grund und Boden gegossen worden waren. Wie lange kann es dauern, und chinesische Truppen,

Nähschule in Katwijk  Joseph Israëls



mit deutschen Gewehren ausgerüstet, bedrohen Kiautschau? Von Japans Zukunftsplänen gar nicht zu sprechen!...

Es ist ein großer Unterschied, ob wir einer fremdländischen Studienkommission Gelegenheit bieten, aus unseren Städteeinrichtungen zu lernen, ihnen die Organisation unserer Feuerwehr, Krankenhäuser, oder sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen zeigen, oder ob japanische Offiziere klugen Blickes Einsicht in unsere Gewehrfabriken, Werften und Panzerplattenwerkstätten tun. Die nationale Eitelkeit, die uns sonst an manchen Stellen in gesunder Dosis so bitter fehlt, zeigt sich hier gerade bei uns am falschen Orte und läßt uns in übertriebener Höflichkeit zu weit gehen. Deutschland ist auf dem Grunde besonderer militärischer Leistungen groß geworden. Hüten wir also diese Errungenschaften mit eifersüchtigem Blick, denn ein derartiges Patent auf kriegerische Tüchtigkeit läßt sich nicht zurückkaufen, wenn es erst einmal anderen Völkern verraten worden ist..."

Diese Warnung — vom Türmer ist sie schon längst ergangen — kann nicht genug beherzigt werden. Wenn unsere hier maßgebenden Herren nur ahnten wie kräftig sie von den fröhlichen Nutznießern ihrer durchaus nicht harmlos zu nehmenden, durchaus nicht „entschuldbaren" Eitelkeit als „deutsche Dummköpfe" ausgelacht werden, würden sie's vielleicht doch über sich gewinnen, auf die ihnen mit so blamabler Bereitwilligkeit gespendeten Lorbeeren zu verzichten. In einem Maße, das uns noch einmal verhängnisvoll werden wird, erfreuen sich insbesondere die Japaner dieser perversen deutschen Schwäche. Erst kürzlich wieder konnte man in der „Woche" abgebildet sehen, wie deutsche Soldaten vor japanischen Offizieren (Vorgesetzten?) Übungen ausführen mußten. Die Franzosen haben in Japans übertünchter Höflichkeit schon ein Haar gefunden. So weist Professor Labrune in der „Revue Bleue" auf die Doppelzüngigkeit der Japaner hin, die den Fremden ein ganz anderes Wesen zur Schau tragen, als unter sich: „Während z. B. die in englischer Sprache erscheinende Japan Times unermüdlich von der Bewunderung der Japaner für die Kultur der Europäer spricht, strotzen die in japanischer Sprache erscheinenden Blätter von maßlosen Beleidigungen und Herabsetzungen der Fremden. Ein Mann wie der Universitätspräsident Kamada schreibt z. B., daß ‚die Franzosen in den tiefsten Schlamm der Unsittlichkeit versunken sind', im Taiyo kann man lesen, Berlin sei nur ein einziges riesiges Freudenhaus, und der Oberintendant des Zollwesens von Yokohama nennt die Königin Viktoria ein ‚Weibsbild'. Betritt man einen japanischen Laden, so wird einem der Besitzer mit dem liebenswürdigsten Lächeln auf den Lippen entgegentreten, nach dem Brauche der japanischen Galanterie die Hände auf die Knie senken, und wenn man ihm dann seine Adresse angibt, folgt mit tiefer Verbeugung, aber wohlweislich in japanischer Sprache der ehrfurchtsvolle Abschiedsgruß: ‚Ich wünsche Ihnen ergebenst einen guten Tag, Herr — Dummkopf!' Wobei der Händler sich die Ware von dem Fremden natürlich doppelt hoch bezahlen läßt. Oder man gehe durch eine Straße Tokios: rasch wird man ein Gefolge japanischer Kinder hinter sich haben, die einem in ihrer Landessprache die gröbsten Beschimpfungen nachrufen. ‚Du hast einen Hut auf, um deinen schmutzigen Schädel zu verbergen.' ‚Du hast einen Kragen,

um deine Geschwüre zu verdecken.' ‚Du hast Brillen, um deine Triefaugen zu verhüllen.'"

Danach kann man sich wohl ungefähr vorstellen, wie ehrfurchtsvoll die Japaner erst von ihren deutschen militärischen Schulmeistern unter sich sprechen müssen. Wenn wir erst anfangen eitel zu werden, — unheimlich wird's!

* * *

... So erfreulich die einmütige nationale Gesinnung des deutschen Volkes allen bisherigen Eskapaden des Marokkohandels gegenüber standhielt, so sehr möchte man wünschen, daß auch nur ein geringer Bruchteil dieser Teilnahme sich einer anderen Frage zuwenden möchte, von deren Lösung denn doch noch mehr für uns abhängt. Die Frage sollte jedem Deutschen auf den Lippen liegen, und doch werden nicht viele sie erraten, bevor ich sie ausgesprochen habe: — „Was wird aus Deutschösterreich?" Eine deutsche Frage, vielleicht dereinst, wenn nicht schon heute, eine deutsche Tragödie!

Eine dürftige Zeitungsnotiz, — lange nicht alle deutschen Blätter bringen sie, lange nicht alle deutschen Leser beachten sie, auch wenn sie ihnen — zufällig! — unter die Augen kommt: Im Jahre 1855 hatte Prag, die alte deutsche Kaiserstadt, neben 73 000 Deutschen 55 000 Tschechen, war also zu 57 Prozent deutsch. Im Jahre 1880 wurden noch 31 071 Deutsche gezählt, die 14,69 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten; im Jahre 1890 waren noch 27 284 oder 11,54 Prozent, im Jahre 1900 noch 17 928 oder 9,34 Prozent und im Jahre 1910 noch 17 602 oder 8,15 Prozent der Gesamtbevölkerung vorhanden, allerdings ohne das Deutschtum in den Prager Vorstädten.

In knapp 55 Jahren ein Rückgang des Deutschtums von 57 Prozent auf 8 Prozent! Es ist das mehr als nur ein Einzelvorgang, es ist das Menetekel für das gesamte Deutschtum in Österreich, wenn die Dinge sich dort so weiter entwickeln wie bisher. Können, dürfen wir Deutschen im Reiche da gleichgültig bleiben?

„Die Frage", so geht ihr Prof. Lörrak im „Volkserzieher" auf den Grund, „liegt doch nicht so: ist es für das Deutsche Reich (das jetzt bestehende Staatswesen dieses Namens) vorteilhaft oder nicht, auf den Anschluß der ehemaligen deutschen Bundesländer Österreichs zu verzichten? Sondern wir stehen oder sollten doch auf dem Standpunkte stehen, daß die Volksgemeinschaft, das ganze deutsche Volk mit seiner geschichtlichen, kulturellen und idealen Zusammengehörigkeit und seiner Weiterentwicklung das in letzter Linie Entscheidende und Maßgebende ist und daß die Staatengebilde die mehr oder weniger zufälligen und wandelbaren administrativen Formen für dieses Ganze sind. Wie wandelbar diese Formen sind, davon macht man sich für gewöhnlich gar keinen Begriff. Man gehe nur in Zeiträumen von 40 bis 10 Jahren, oft noch kürzeren, in der Geschichte zurück mit dieser Absicht; dann wird man staunen, wie die den Zeitgenossen im täglichen Leben so stabil erscheinenden Staatsformen und -verteilungen wandelbar sind. Das Volk mit seiner Entwicklung ist das allein Bleibende in den Jahrhunderten und Jahrtausenden.

Nun stellt sich die Frage für Deutschösterreich anders: Was steht in Österreich für das deutsche Volk auf dem Spiele, und was geht ihm schon verloren? Unter sonst gleichen Umständen hat von zwei Völkern das zahlreichere die größeren Ent-

wicklungsaussichten. Schon von diesem rein ziffernmäßigen Standpunkte aus fallen die Deutschösterreicher schwer ins Gewicht. Sie betragen 10 Millionen (ohne Ungarn) d. i. 13 v. H. des ganzen Deutschtums der Erde. Der Hundertsatz würde ein noch viel höherer sein, wenn das Deutschtum sich hier unter ähnlich günstigen Bedingungen hätte entwickeln können, wie etwa im Reiche. Dadurch ist eine zahlenmäßig nicht leicht zu fassende Menge von Volkskraft tatsächlich schon verloren gegangen. Denn seit 1848, seit die nichtdeutschen Völker anfingen, sich kulturell und wirtschaftlich zu entwickeln, ist es auf Kosten der Deutschen geschehen. Damals waren alle diese Völker noch viel ärmer als sie heute sind, und sie zahlen alle zusammen heute noch nicht ein Drittel der österreichischen Steuern, obgleich sie zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen. Die anderen zwei Drittel werden von den Deutschen allein aufgebracht, die bloß ein Drittel der Bevölkerung ausmachen. Von diesen deutschen Steuergeldern wurden und werden die wirtschaftlichen und die Kulturbedürfnisse der slavischen Völker bestritten. Denn nie, auch in den deutsch-zentralistischen Zeiten nicht, hat eine österreichische Regierung daran gedacht, die Staatsausgaben nach Maßgabe der nationalen Steuerleistung zu verteilen. Im Gegenteil, die wirtschaftlich höherstehenden deutschen Landesteile haben sich noch neben ihrer hohen Steuerleistung manche Einrichtungen aus eigenen Mitteln geschaffen, die bei den armen slavischen Völkern aus Staatsmitteln gewährt wurden, so daß ihnen, die nur ein Drittel zahlten, weit über zwei Drittel der Steuergelder zugute kamen. Natürlich wurde durch diese nun schon 60 Jahre dauernde Entziehung von Geld = Arbeit, die in keiner Weise den Deutschen wieder zugute kam, die wirtschaftliche Entwicklung Deutschösterreichs gegenüber der des Deutschen Reiches in Nachteil gesetzt, was auch eine geringere Vermehrung der Deutschen Österreichs gegenüber der gleichzeitigen im Reichsgebiet zur Folge hatte. Hätten sich die Deutschösterreicher nicht durch 60 Jahre so verblutet, so wäre ihr Anteil am Deutschtum der Welt wohl auf über 20 v. H., das ganze Deutschtum der Erde aber um einige Millionen höher einzuschätzen.

Durch dieselben Verhältnisse, welche die Entwicklung der Deutschen verhältnismäßig unterbanden, wurde aber die Macht der nichtdeutschen Völker, die Macht der Konkurrenten und Feinde, vermehrt. In den Schulen, die von deutschen Steuergeldern geschaffen wurden und die die Aneignung deutscher Kultur ermöglichten, zogen sie sich eine für österreichische Verhältnisse immerhin brauchbare und dabei national-chauvinistische Intelligenz heran. Eisenbahnen, die von deutschem Gelde und deutschen Technikern erbaut wurden, Staatssubventionen und Tarifbegünstigungen ermöglichten ihnen eine Industrie, die auch den wirtschaftlichen Nutzen, den wenigstens die deutsche Industrie aus diesen früher rein ackerbautreibenden Völkern zog, hinfällig machte. So haben sich die Deutschen, teils aus Mißverstand, teils durch die staatlichen Verhältnisse gezwungen, mächtige und dabei haßerfüllte Gegner herangezogen, die im Verein mit dem deutschfeindlichen Regierungssystem in absehbarer Zeit auch dem schlafmützigsten Deutschen im Reiche beweisen werden, daß auf dem bisherigen Wege der Untergang des Deutschtums in Österreich besiegelt ist.

Bis jetzt trat diese Untergrabung des Deutschtums einerseits und der ungeheuere Kraftgewinn der Nichtdeutschen andrerseits nicht so auffallend in Erscheinung, weil das Deutschtum immerhin in arithmetischer Progression zugenommen hat, während trotz seiner geometrischen Progression der Machtzuwachs der Nichtdeutschen dem oberflächlichen Beobachter lange Zeit unbedeutend erschien, da er neben dem mächtigen Deutschtum sehr kleine Anfangswerte hatte. Jeder Mathematiker aber kann zeigen, wie ungeheuer bei einem Nebeneinander von arithmetischer und geometrischer Progression die erstere überflügelt wird, wenn beide erst einen gleichen Wert erreicht haben. Wie unmerklich das anfangs bleibt, und wie schnell es dann geht, wenn die Verhältnisse erst bis zu einem gewissen Grade gediehen sind, haben ja die Reichsdeutschen in kleinem Maßstabe in den Ostmarken am eigenen Leibe erlebt, bis endlich der Staat zugunsten des Deutschtums eingegriffen hat. In Österreich aber steht die Regierung auch noch auf Seite der Slaven!

In Österreich ist der kritische Punkt für das Deutschtum erreicht. Indem die Deutschen in immer noch großer Zahl ihre Kräfte als die brauchbarsten Beamten in den Dienst des deutschfeindlichen Staates stellen, oder als Arbeiter, Beamte, Ingenieure usw. im Dienste des Großkapitals der Steuerkraft des Staates und damit seiner deutschfeindlichen Stoßkraft aufhelfen, schieben sie den besten Teil ihrer Kraft in zunehmendem Maße in die unfruchtbaren sozialen Schichten. Der deutsche Landbesitz geht inzwischen in immer höherem Maße an die Fremdvölker verloren, so daß die Quellen deutschen Nachwuchses versiegen, bis das Deutschtum schließlich ganz verschwinden muß.

Welch herrliche Kornlande — um von dem Menschenverlust einmal abzusehen — damit dem Deutschtum dauernd entzogen werden, weiß jeder, der sich die Mühe nahm, diesen deutschen Außenbesitz kennen zu lernen.

Die Entwicklungsaussichten eines Volkes sind aber auch um so reicher, aus je mehr Stämmen mit ausgesprochener Eigenart es zusammengesetzt ist. Wer möchte da die von Natur so gesunde Eigenart der österreichischen Stämme vermissen, die sich noch viel reicher entwickeln, viel größere Werte schaffen würden, wenn sie von dem Druck, der seit der Gegenreformation auf ihnen lastet, befreit würden! Schönherrs ‚Glaube und Heimat‘ gibt ja wohl einen Begriff von den Gewalttaten, mit denen der Protestantismus und damit die Gewissens- und Geistesfreiheit unterdrückt wurden; von den raffinierten Künsten aber, mit denen die in der Heimat Gebliebenen und die heute noch Lebenden von der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule um ihre freie Persönlichkeit gebracht wurden und werden, davon meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Man denke an den Ausruf Grillparzers: ‚Man gebe uns eine 200jährige protestantische Vergangenheit, und wir sind der erste Volksstamm Deutschlands!‘

Allzulange Zeit hat man sich im Reiche um das Schicksal Deutschösterreichs nicht kümmern wollen aus Gründen, die es für die bestehende Staatsform des Deutschen Reiches günstiger erscheinen ließen, sich mit der deutsch-österreichischen Frage nicht zu bemengen. Aber nun, nachdem wir bei den letzten Reichsratswahlen einen energischen Schritt zur Selbstbefreiung getan, nun scheint es uns doch hart an der Zeit, daß man sich wieder einmal auf eine höhere Warte stellt und die Sache aus einem anderen Gesichtswinkel betrachtet; denn vieles hat sich ja seitdem ge-

ändert. Einerseits erscheint die Einigung des Reiches auf jeden Fall gesichert; andrerseits stehen die Verhältnisse in Österreich nicht so, daß der Staat als solcher ein vorgeschobener Posten gegen das Slaventum ist, sondern seit 1878 hat sich dieser Staat offen auf die Seite slavisch-klerikaler Entwicklung gestellt und das Deutschtum systematisch zurückgedrängt. Viele Anzeichen ... lassen darauf schließen, daß man das Bündnis mit dem Reich auch nur noch als Mittel betrachtet, sich ungestört Verhältnisse zu schaffen, die Habsburg-Lothringen über die protestantisch-hohenzollernsche Vormacht wieder die Übermacht erringen sollen. Nun sind ja diese Pläne zu albern, allzu österreichisch, allzu ferdinandisch und jesuitisch, als daß sie je gelingen könnten: aber sie sollten doch auch imstande sein, den Reichsdeutschen die Augen über das Bündnis zu öffnen, auf das sie sich gerne ausreden, wenn es gilt, für deutsch-österreichische Bestrebungen Interesse zu zeigen ..."

* * *

Das Bündnis: — Wer möchte seinen Wert unterschätzen, wer noch Worte über seine Bedeutung für den einen wie für den anderen Teil verlieren! Und doch kann auch das beste Bündnis zur nationalen Gefahr werden, wenn es nationaler Indolenz als Ruhekissen dienen soll, auf dem sich vertrauensvoll schlafen läßt. „Wir müssen und können", sagt Bismarck („Gedanken und Erinnerungen"), „der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bündnis ehrlich halten, es entspricht unseren Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unseres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Österreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren." Und an anderer Stelle: „Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen (wie Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust), werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten, ... aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die die Träger einer rivalisierenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einflusse gelangen."

Mit diesem „Personenwechsel" wird aber schon jetzt so unverhohlen gerechnet, daß man zuzeiten von einem neuen Herrn und einem neuen Hof sprechen darf. Die Anwesenheit des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand als Gast unseres Kaisers bei den Seemanövern in Kiel hat denn auch in der Presse die entsprechende Aufmerksamkeit gefunden. „Kaiser und Erzherzog", heißt es in einer Korrespondenz der „Deutschen Nachrichten", „sahen sich zum letzten Male, als sie gemeinschaftlich das Wildschwein jagten und den Auerochsen. Seitdem ist so manches vorgefallen, das der Aufklärung bedarf. Just im Frühjahr, als Kaiser Franz Joseph wegen seines gewohnten Lenzkatarrhs mit Staatsgeschäften verschont werden mußte, wurde mit fröstelnd kühler Höflichkeit

Österreich-Ungarns ‚Desinteressement' in der Marokkofrage erklärt, und die Wiener christlich-soziale Reichspost schrieb in täppisch-taktloser Weise täglich über den nahen Thronwechsel. Wie fern Franz Ferdinand einer solchen versteckt-intriganten Taktik steht und stehen will, hat er dargetan, indem er das Carthwright-Interview der „Neuen Freien Presse" energisch von den Rockschößen seiner Thronfolgerpolitik abschüttelte.

Eine Thronfolgerpolitik besteht aber zweifellos in Österreich-Ungarn, und es wäre ein Fehler und ein Versäumnis, vom reichsdeutschen Standpunkt aus nicht entschlossen zu ihr Stellung zu nehmen. Man kann sie klar und richtig nur aus der Persönlichkeit des Thronfolgers heraus verstehen. Franz Ferdinand hat wie kein anderer ‚Kronprinz' von jeher um seine Stellung kämpfen müssen. Nach Rudolfs bejammernswertem Tode in Meyring wurde nicht ihm, sondern dem lebenslustigen Otto, dem Sohne Karl Ludwigs aus der Ehe mit Maria Theresia von Braganza, die Krone bestimmt. Bei Franz Ferdinand, dem Sprossen Karl Ludwigs und der früh verstorbenen Prinzessin Annunciata von Bourbon-Sizilien, konstatierte man ein unheilbares Lungenleiden. Franz Ferdinand mußte also erst, nach dem Tode Ottos, seine körperliche Gesundheit dartun, um den Titel eines Thronfolgers zu erringen. Die Pflege der böhmischen (tschechischen. D. T.) Gräfin Sophie Chotek v. Chotkowa und Wognin, dieser ebenso charmanten wie viel angefeindeten Frau, war es, bei der er von seinem Leiden genas. Um sie zur Gemahlin und in den österreichischen Fürstenstand zu erheben, mußte er im Jahre 1900 für seine Nachkommenschaft auf das Thronfolgerecht verzichten. Und erst im Jahre 1900 errang die Fürstin von Hohenberg die Würde einer österreichischen Herzogin für ihre Person mit dem Prädikat Hoheit. Schritt für Schritt muß auch diese hohe Frau um ihre Stellung und Zukunft kämpfen. Und noch in diesem Jahre 1911 lehnte es Franz Ferdinand ab, zur Krönung nach London zu gehen, weil man der Herzogin von Hohenberg keinen Vorderplatz einräumte. Noch heute muß die künftige Kaiserin den Erzherzoginnen den Vortritt bei den höfischen Festen lassen.

Wohl mancher lächelt über solche Dinge. Und doch bedeuten sie für diejenigen, die ‚auf der Menschheit Höhen wandeln', dasselbe, wie der tägliche Kleinkrieg und Existenzkampf des bürgerlichen Menschen in seinem Beruf und Lebenskreise. Ein solcher Kampf erzieht selbständige Naturen mit eigenem Kopf und eigenen Zielen. Der österreichische Thronfolger und seine Gattin sind solche Naturen. Sie werden sich von dynastischen Schwierigkeiten so wenig unterkriegen lassen, wie von denjenigen politischen Gruppen Österreich-Ungarns, die so gerne eine wühlerische und umstürzlerische Thronfolgerpolitik heraufdrohen sähen und vor ihre Parteiwagen spannen möchten. Die Herzogin von Hohenberg hat an Kaiser Wilhelm II. einen ritterlichen Verehrer, von dem sie in ihrem Streben nach dynastischer Anerkennung nach Möglichkeit, wie man weiß, kräftig unterstützt wird. Als sie im November 1909 mit ihrem Gatten zum Besuche des Deutschen Kaiserpaares in Berlin weilte, wurde sie am deutschen Kaiserhofe mit ostentativer Herzlichkeit aufgenommen. Kaiser Wilhelm und Erzherzog Franz Ferdinand verstehen sich, so verschieden sie auch in Charakter, Anlage und Ausbildung sein mögen, ganz ausgezeichnet in einem Punkte: im militärischen! Der österreichische



Thronfolger verfolgt bekanntlich im Verein mit dem Generalstabschef v. Hötzendorf große Organisationspläne in der Armee Österreich-Ungarns, Pläne, die militärischerseits im Deutschen Reiche lebhaft begrüßt werden. Franz Ferdinand wird sich von seinen Absichten durch nichts abbringen lassen, sondern energisch das vorgesteckte Ziel verfolgen. Es ist sein Ehrgeiz, der Soldatenkaiser seiner Länder zu werden. Den ersten großen Erfolg in diesem Streben erzielte er bereits im Jahre 1898, als er Stellvertreter des Kaisers im obersten Kommando wurde. Er kämpfte auch in diesem Jahre um die Vertretung des Kaisers bei den Manövern. Dem österreichischen Thronfolger schwebt bei seinem Wirken und Kämpfen als letztes Ziel vor: Die vielen Schmerzen seines Volkes, d. h. seiner Völker, in einem Punkte, dem militärischen, zu kurieren."

Und nun folgt der etwas kühne Schluß: Da sich Thronfolger und Kaiser in militärischen Dingen so gut verstünden, werde „auch ihre politische Aussprache in Kiel von Wert und Bedeutung sein."

Alles das kann doch nur dann für uns gelten, wenn Österreich-Ungarn mit seinem künftigen Oberhaupte uns unter allen Umständen die Bundestreue wahrt. Fällt diese Voraussetzung fort, so fänden wir in einem militärisch reorganisierten Österreich-Ungarn mit dem „Soldatenkaiser seiner Länder" an der Spitze nur einen um so gefährlicheren — Feind. Die Garantie für eine dauernde und unerschütterliche Bundestreue Österreichs wäre aber nach Bismarck „eine rein persönliche". Leben wir nun aber, lebt unser Bundesgenosse noch unter äußeren und inneren Verhältnissen, die uns gestatten, unsere ganze Zuversicht und Sicherheit auf eine Person zu stellen? Eine Person, der wir doch alle nicht in den Grund des Herzens schauen können, die unberechenbaren Wandlungen und Einflüssen politischer und persönlicher Natur unterliegen kann, und über die am Ende auch die Urteile noch sehr weit auseinandergehen?

Auf einen ganz andern Ton gestimmt war, was man noch kürzlich im „Hammer" lesen mußte. Es mag ja, soweit es überhaupt auf zuverlässigen Informationen beruhen sollte, inzwischen von den Ereignissen und Entwicklungen überholt worden sein, aber, wie dem auch sein möge, — zu denken gibt es doch:

„Als Kaiser Wilhelm mit Gemahlin und Tochter auf der Reise nach Korfu in Schönbrunn einkehrte, schien gerade nur noch zu fehlen, daß die Kaiser ihre Kronen vertauschten, wie begeisterte Farbenstudenten ihre Mützen, so nahe stand die Freundschaftshitze schon dem Siedepunkte. Ohne Übertreibungen, denen mit tödlicher Sicherheit alsbald der schärfste Rückschlag folgt, kann es eben in der Politik Wilhelms II. nicht vonstatten gehen. Die Höflingsblätter sagten mit aller Sicherheit die Verlobung des zweiten Thronanwärters, des Erzherzogs Karl Franz Joseph, mit der deutschen Kaisertochter voraus, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß derartige Abmachungen zwischen den Kaisern schon so gut wie fest standen. In Österreich faßte man auf vielen Seiten die Sache sehr ernst auf und begrüßte sie mit großer, berechtigter Freude.

Aber es zeigte sich bald, wie viel Kaiser Franz Joseph seinem nächsten Erben und dessen Frau gegenüber noch gilt und vermag. Die Tage während der Erkrankung des Kaisers in Gödöllö brachten, unter dem Einfluß der Hohenbergerin, nicht nur die Absage der Bundeshilfe an Deutschland und das tatsächliche Ende

des Bündnisses, das nur mehr formell weiterbesteht, sondern es gelang Franz Ferdinand auch, den zweiten Thronerben ganz unter seinen Einfluß zu ziehen und ihn zu einer Heiratsverbindung zu bestimmen, von welcher alle Welt auf das unangenehmste überrascht wurde.

Vom Berliner Hof war sogleich nach der Aufsage der Bundeshilfe in der Marokkosache ein Gerücht ausgegangen, daß die Prinzessin Viktoria Luise sich mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz verloben werde. Damit war der Welt gesagt, daß die schöne Verbindung Hohenzollern-Habsburg nicht mehr in Frage komme. Für den jungen Erzherzog aber waren längst schon noch zwei andere Bräute bereit, sowohl nach der Meinung des Volkes, als nach den Plänen der Politiker: Elisabeth, die Tochter des Thronfolgers von Rumänien, durch welche Heirat das natürliche Schutzbündnis Rumäniens und Österreich-Ungarns gegen das Slaventum besiegelt werden konnte, oder auch eine Enkelin des Kaisers Franz Joseph, durch die seine eigene Stammesfolge, wenn auch in weiblicher Linie, auf den Thron gelangt wäre.

Aber die Hohenbergerin konnte weder eine Hohenzollerin brauchen, da sie selbst die Höchste am Hofe sein will, noch eine Tochter ihrer größten Feindin, der Erzherzogin Valerie. Und ein Bündnis mit Rumänien gegen das Slaventum kommt um so weniger mehr in Frage, als der neue Kurs der vollständig slavischen Politik bereits eingeschlagen ist. So brachten es der Thronfolger und die Herzogin von Hohenberg dazu, daß der junge Erzherzog, ein blühend schöner, sympathischer, junger Mann, sogar ohne Wissen der anderen Hofkreise, sich mit der Tochter eines bourbonischen Seitenzweiges, der Herzogin Zita von Parma, verlobte, die als eine höchst unansehnliche Erscheinung geschildert wird ..., dafür aber der ärgsten Jesuitenatmosphäre entstammt, die sich denken läßt, einem ‚Hofe', der Ansprüche auf italienisches Gebiet erhebt und sicher zum innersten Kreise des internationalen Klerikalismus gehört, der immer noch von der Wiedereroberung Roms und Frankreichs, von der Zertrümmerung des Deutschen Reiches und dem Sturze der Hohenzollern träumt, aber auch daran arbeitet.

Es war schon vorher aufgefallen, daß mit dem Erzherzog Karl eine Veränderung eingetreten sein mußte — man hatte nie Anlaß zu einer Klage gegen ihn gehabt, bei seiner Reise durch deutsch-böhmische Städte im Mai aber hatte er sich schon das Aushängen deutscher Fahnen verbeten.

Die Hohenberg-Partei ist am Wiener Hofe vollständig obenauf gekommen, der Kaiser mit seiner eigenen Familie ganz in den Hintergrund gedrängt. In aller Deutlichkeit liegen die Pläne und Ziele des neuen Systems schon enthüllt vor aller Augen. Gegen Deutschtum und Freiheit, für Slaventum und Rom, lautet nun die Parole...."

Dem sei wieder entgegengehalten, was Richard Nordhausen im „Tag" für Franz Ferdinand geltend macht:

„Alles in allem kann sich Franz Joseph einen besseren Nachfolger nicht wünschen, und die Freunde des österreichischen Reichsgedankens dürfen gleichfalls hohe Hoffnungen auf ihn setzen. Was für uns Deutsche aber wichtiger ist: dieser Fürst hängt treu am Bündnis mit uns. Mag sein, daß er in jungen Jahren weniger überzeugt von der geschichtlichen Notwendigkeit der deutsch-österreichischen Waffen-

gemeinschaft gewesen ist — gelegentlich der Annexion Bosniens und der ihr folgenden Auseinandersetzungen erlebte er seinen Tag von Damaskus. Schon wiederholt hat er seine arbeitsame Treue bewährt. Am glänzendsten wohl in diesen Tagen. Als ein deutschliberales Blatt in Wien Fairfax den Carthwright Deutschland dreist beschimpfen ließ; als andere deutsch-österreichische Blätter kühl betonten, im Marokkostreite könne Österreich beiseite stehen und brauche an den Sorgen des Verbündeten nicht teilzunehmen, da sind es die dem Thronfolger nahestehenden, von ihm häufiger zu politischer Einflußnahme benutzten beiden — klerikalen! — Zeitungen ‚Reichspost' und ‚Österreichische Rundschau' gewesen, die mit ungemein erquickender Offenheit für uns Partei ergriffen. Unter warmherziger Berufung auf den bosnischen Handel. Das halbamtliche ‚Wiener Fremdenblatt', das zu allerlei Treibereien allzu lange geschwiegen hatte, erhielt in der ‚Rundschau' einen gehörigen Nasenstüber. Franz Ferdinand hat sich in Wahrheit als brillanter Sekundant gezeigt."

So schroff einander gegenüberstehende Urteile sollten nach der einen Seite zur Vorsicht, nach der andern zur Wachsamkeit mahnen. Letzten Endes aber zu dem Schlusse: Ein starkes, politisch einflußreiches und einheitliches, nationalbewußtes Deutschtum in Österreich wäre uns eine bessere Bürgschaft für seine Bündnistreue, als irgendwelche noch so hochgestellte Persönlichkeit, die auch bei redlichem Willen sich von uns abwenden müßte und würde, sobald sie — mit Recht oder Unrecht — den Fall für eingetreten erachtete, den schon Bismarck als möglich voraussetzte, den Fall, daß „in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Österreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen." Müßte aber dieser Fall nicht schon nach einer Ausschaltung des Deutschtums in Österreich, als mitentscheidenden Faktors seiner ganzen inneren und äußeren Politik, notwendig über kurz oder lang eintreten? Genügt nicht schon die bloße Vorstellung eines politisch, diplomatisch und militärisch *slavisch* organisierten und regierten Österreichs?

* * *

... Beschränkt sich aber die deutsche Tragödie auf Österreich? Was erleben wir denn im Reiche? In unseren eigenen östlichen Provinzen? — Eine Bilanz vom 22. September des vorigen Jahres über die Güterbewegung dort schloß mit einem Verlust der deutschen Hand von rund 50 000 Morgen ab. Seitdem, also von Ende September 1910 bis Ende April 1911, sind nun nach der neuen Rechnung weitere *104 deutsche Güter- und Bauernwirtschaften* usw. mit einer Gesamtfläche von *40805 Morgen dem Deutschtum verloren* gegangen. Es entfallen davon 42 Grundstücke auf die Provinz Posen (Reg.-Bez. Bromberg 26 und Reg.-Bez. Posen 16), 39 auf Westpreußen, 15 auf Ostpreußen und 8 auf Schlesien. Es sind also in sieben Monaten rund 40 000 Morgen im Werte von 15 Millionen Mark an deutschem Besitz in den vier Provinzen verloren gegangen. Rechnet man die Endziffern der letzten Veröffentlichung, die sich auf einen Zeitraum von fünf Monaten erstreckte, dazu, so ergibt sich für das verflossene Jahr (von Mitte April 1910 bis Ende April 1911) ein *Gesamtverlust an deutschem Besitz von rund 90000 Morgen im Werte von 33 Millionen Mark!*

Hatte Prof. Hans Delbrück da nicht recht, Alarm zu schlagen? Gewiß habe die deutsche Kolonisation Hunderte von blühenden Bauerndörfern geschaffen, anscheinend dadurch auch das Deutschtum gewaltig gestärkt, aber durch diese Kolonisation seien Nebenwirkungen erzeugt worden, die in noch viel höherem Grade das Deutschtum geschädigt hätten:

„Der ungeheuere Strom rollenden Goldes, der sich über Posen und Westpreußen ergossen hat, hat das Polentum wirtschaftlich gestärkt; der Preis des Bodens ist auf mehr als das Doppelte gesteigert worden; alle Besitzer, die so verschuldet waren, daß sie kaum noch einen Ziegel auf dem Dach ihr eigen nennen konnten, sind wohlhabende Leute geworden. Die ganz Schwachen haben ihre Güter an die Ansiedelungskommission verkauft, haben sich mit ihrem Vermögen in die Städte gezogen und dort das polnische Element gestärkt. Das Selbstbewußtsein und der nationale Zusammenhalt der Polen ist durch den Kampf intensiv gesteigert, und diese Steigerung hat einen wirtschaftlichen Boykott gegen das Deutschtum zuwege gebracht, der Tausende und aber Tausende von Geschäftsleuten und Handwerkern ruiniert und aus dem Lande getrieben hat. Ein neuer polnischer Mittelstand ist in den Städten entstanden. Was an deutschen Bauern auf dem Lande gewonnen, ist doppelt und dreifach in den Städten an deutschen Bürgern verloren worden. Fast der gesamte freie deutsche Grundbesitz ist mobilisiert, steht zum Verkauf, und die Grundbesitzer verlassen ein Land, in dem der Nationalitätenkampf ihnen das Dasein so unbehaglich gemacht hat. Die Polen, aus dem höheren Beamten- und Offizierstand verdrängt, mit Kapital und Kredit so gut ausgerüstet wie mit agronomischer Technik, stehen allenthalben schon vor der Tür, um einzuziehen... Triumphierend schreiten sie einher, und nicht mit Unrecht schrieb die ‚Nova Reforma' am 25. Jahrestag des Bestehens des Ansiedelungsgesetzes, daß dieser Tag für die Polen kein trauriger, sondern vielmehr ein Gedenktag ihrer nationalen Wiedergeburt sei..."

Ein neues Tannenberg? Deutsche auf der Flucht vor den Polen? — Nur noch zu einem Viertel wird nach der „Danziger Zeitung" der Großgrundbesitz in den Ostmarken von deutschen Arbeitern bestellt, die benachbarten Landstädte werden davon in Mitleidenschaft gezogen. Die Stadt Santomischel ist in wenigen Jahrzehnten der Polonisierung verfallen. Nach der amtlichen Jubiläumsschrift der Ansiedelungskommission sank dort von 1885 bis 1905 die Zahl der deutschen Handwerker von 55 auf 13, während die polnischen von 22 auf 55 zunahmen. Wie ging das zu? Trotzdem oder — weil die Stadt Santomischel fast ringsum von Kennemannschem Großgrundbesitz eingeschnürt war?

„Auf die Agrarpolitik im deutschen Osten läuft alles hinaus!" erklärt die „Frankf. Ztg.". „Es ist ja klar: das Wichtigste für die Stärkung des Deutschtums in den Ostmarken muß von innen heraus kommen; durch Leistungen, durch beharrliche Pionierarbeit, wenn es sein muß, durch Opfer. Der Einzelne ist da entscheidend. Aber auch die Organisation der Gesamtheit, der Staat, hat dort eine Aufgabe. Und die lautet: innere Kolonisation in den entvölkerten Großgrundbesitzergebieten! Das ist ja die Stärke des Polentums, daß es die Herrschaft der zurückgekommenen Schlachta abgeworfen hat, daß es sich auf seine Demo-

kratie stützt und nun mit ihr, unter rücksichtsloser Aufteilung von Großgrundbesitz, unter intensivster Parzellierung der Großgüter, eine ‚Bauernrepublik‘ heranbildet, in der der Landhunger der aufstrebenden Unterschicht Befriedigung finden kann. Und das ist die Schwäche des Deutschtums im Osten, daß es sich noch immer von dem Großgrundbesitz als herrschender Klasse führen läßt, daß es der polnischen Demokratie nichts als eine feudale Grundaristokratie gegenüberstellt. Eine Stärkung der deutschen Bevölkerung, dazu ist in erster Reihe notwendig eine Vermehrung der deutschen Bevölkerung; das erste Mittel zu einer Vermehrung der deutschen Bevölkerung im Osten aber ist wiederum die Ansiedelung von selbstwirtschaftenden deutschen Bauern an Stelle der jetzigen Großgrundbesitz- und Latifundienwirtschaft. Es ist eine geflissentliche Verdunkelung der tatsächlichen Probleme, wenn jetzt die konservativ-agrarische Presse mit tönenden nationalen Phrasen die Anwendung des Enteignungsgesetzes als die Zentralfrage der deutschen Ostmarkenpolitik behandelt. Das ungesunde Überwiegen des Großgrundbesitzes in Deutsch-Ostelbien — das ist in Wirklichkeit der Kern des Problems. Doppelt und dreifach so viel Menschen (deutsche Menschen!) könnten, nach Serings doch gewiß unverdächtigem Urteil, heute im östlichen Deutschland auf dem Lande leben, wenn die Grundbesitzverteilung eine andere wäre. Das Vorherrschen des Großgrundbesitzes aber hält diese Menschen fern. Es hält das Land menschenleer, weil der Großbetrieb sehr viel weniger Menschen auf der gleichen Fläche beschäftigt als der landwirtschaftliche Kleinbetrieb, und es vertreibt den Nachwuchs der vorhandenen, dem das Verbleiben in der Heimat verleidet und unmöglich wird, so daß der ländliche Osten an Bevölkerungszahl nicht nur nicht zunimmt, sondern sogar positiv verliert, weil die Abwanderung noch größer ist als der Geburtenüberschuß. An die Stelle der weichenden deutschen Bevölkerung aber treten — polnische Wanderarbeiter. Geht diese Entwicklung so weiter, so werden wir, so weit die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes im deutschen Osten reicht, national einfach — enteignet. Und unterdessen treiben die Polen intensive innere Kolonisation. Auch dies ist ein Beitrag zur Enteignungsfrage ...“

Der Landwirtschaftsminister hat in der Sitzung der Budgetkommission am 5. Mai d. J. erklärt:

„Die Ansiedelungskommission sei darauf bedacht, und müsse es sein, den größeren deutschen Grundbesitz nicht weiter zu vermindern. Gerade die Ansiedler würden künftig der wirtschaftlichen und politischen Führung der größeren Besitzer nicht entraten können. Andererseits habe aber gerade auch von der Ansiedelungskommission konstatiert werden können, daß sich auf einer ganzen Reihe größerer Besitzungen nach der Aufteilung an eine Anzahl Ansiedler die Erträge wesentlich gehoben, daß der Körnerertrag und vor allem die Viehhaltung zugenommen hätten; man werde es deswegen nicht als unwirtschaftlich betrachten können, in einem oder dem anderen Falle auch ein an sich gutes und ertragreiches Gut aufzuteilen.“

„Die Grundsätze“, wird in der „Frankfurter Zeitung“ bemerkt, „die der Landwirtschaftsminister hier aufstellt und die, wenn sie ernsthaft befolgt werden, der Tod aller inneren Kolonisation sein müßten, sind genau das, was der Großgrundbesitz will! Der Großgrundbesitz in seiner überwiegenden Mehrzahl

(einzelne weitsichtige Führer denken anders; auch anders als Herr v. Schorlemer) steht heute noch auf dem Standpunkt jener pommerschen Gutsbesitzer, die sich der Aufhebung der Erbuntertänigkeit mit dem Argument widersetzten: ‚Unsere Güter werden für uns eine Hölle werden, wenn unabhängige bäuerliche Eigentümer unsere Nachbarn sind.‘ Der Großgrundbesitz als Klasse verabscheut jede Zerschlagung eines Großgutes als ein Verbrechen an der großagrarischen Kultur. Die Ansiedlung stört ihn vielleicht manchmal wirklich, wenn sie durch Aufteilung einzelner Güter den großwirtschaftlichen Unternehmungen der übrigen, ihren Kleinbahnen, Zuckerfabriken, Überlandzentralen usw., einen Teil ihrer Unterlagen entzieht. Aber vor allem stört sie ihn gesellschaftlich und politisch: weil sie ihm die standesgemäße Nachbarschaft nimmt und Bauern an deren Stelle setzt, die vielleicht sogar die Kühnheit haben, selbst die Jagd auszuüben, und weil sie besonders mit den Ansiedlern aus dem Süden und Westen selbständige Männer in dieses feudale Land bringt, die von einem ‚gnädigen Herrn‘ nichts wissen und nichts wissen wollen, sondern beanspruchen, als freie, mündige Leute respektiert zu werden. ‚Es wäre das Ende der Ansiedlung, wenn es dem Bauernbund gelänge, die Ansiedler mobil zu machen, denn dann würden die Konservativen und der Bund der Landwirte jede weitere Kolonisation verhindern‘, sagte mir ein sehr rechtsstehender Kenner. Und es war offenbar der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, wenn mir aus Großgrundbesitzerkreisen selbst mehrfach die Ansicht laut wurde, daß in einem ‚so wahnsinnigen Tempo‘ wie bisher doch unmöglich weiter aufgeteilt werden könne!

Tatsächlich ist ganz deutlich zu erkennen, wie die Ansiedlungskommission selbst das ‚wahnsinnige Tempo‘ künstlich verlangsamt, wie sie selbst die Kolonisation künstlich durch die *politische Rücksicht auf den herrschenden Großgrundbesitz* beschränkt. Zuerst und vor allem: In den sogenannten *rein deutschen Teilen* der beiden Provinzen kauft die Ansiedelungskommission *überhaupt kein Land*, weil man da den Grundbesitz nicht mobilisieren wolle: in riesigen zusammenhängenden Gebietsteilen, namentlich im Westen und im Nordosten, gibt es also in Posen und Westpreußen überhaupt keine Kolonisation! Daß der ganze deutsche Großgrundbesitz im Ansiedelungsgebiete national noch unentschiedenes Terrain ist, weil auf diesen ‚deutschen‘ Großgütern oft niemand deutsch ist als der Besitzer, der Verwalter und ein paar Beamte, das ist der Ansiedelungskommission natürlich bekannt. Und daß der schwindende Landvorrat recht schnell aufzufüllen wäre, wenn man dort vorginge, das wird schwerlich bestritten. Aber man ist eine *politische Behörde*, abhängig von den Direktiven des Ministers — man tut es nicht. Weiter: wie viel Bauernland könnte beschafft werden durch Aufteilung von *Domänen*! Aber da nimmt man Rücksicht auf die Inhaber der Pacht, die sich gewöhnt haben, diese Pacht in ihren Familien zu vererben; man nimmt Rücksicht auf die politisch einflußreichen Leute, die als königliche Domänenpächter die Monarchie und den Bund der Landwirte stützen; man schafft, wie mir von Ansiedlern geklagt wurde, sogar noch neue Domänen aus wacklig gewordenem Großgrundbesitz (der Fonds dafür ist ja von 100 Millionen 1908 noch auf 125 Millionen erhöht worden), um da oder dort einen großen Bündlerführer in seiner segensreichen Tätigkeit zu erhalten:

das heruntergewirtschaftete Gut wird dann Domäne; der alte Besitzer, der bei Besiedelung des Gutes vielleicht Verwalter hätte werden oder fortgehen müssen, pachtet sie, der Staat baut ihm ein Schloß mit größtem Luxus, und die Domänenpacht ist billiger als die Rente der bäuerlichen Ansiedler. Durch die Besitzbefestigung großer Güter mit Staatshilfe entzieht die Ansiedelungskommission natürlich ebenfalls erhebliche Objekte der inneren Kolonisation: der regulierte Besitzer kommt für den Verkauf natürlich nicht mehr in Betracht; das Angebot vermindert sich und zugleich steigt die Nachfrage nach Großgütern durch die hohe Beleihung, die nur geringe Anzahlung nötig macht; dies und die Kapitalisierung der ersparten Zinsen treibt die Güterpreise in die Höhe. Und zu alledem kommt dann die Aufrechterhaltung der Restgüter: die angekauften Güter werden nicht vollständig aufgeteilt, sondern nur der größere Teil des Landes wird mit Bauern besiedelt, der Kern des alten Gutes aber mit einer entsprechenden Fläche bleibt Großbetrieb, möglichst mit Rittergutsrecht. Es sind für solche Restgüter jetzt schon von dem geringen Landvorrat Ende 1910 wieder ‚mindestens 3000 Hektar', das sind mehr als ein Zehntel des gesamten, für die Ansiedelung von Bauern und Arbeitern verfügbaren Landes, bestimmt worden. Warum? Herr v. Schorlemer spricht von der Notwendigkeit ‚wirtschaftlicher und politischer Führung'. Aber er sollte Serings Urteil hören, daß man damit wohl hier und da Erfolg haben kann, daß aber oft die ‚Restgutsbesitzer ganz haltlose Existenzen sind, Leute, die das Vermögen eines Bauern haben, ohne die bäuerliche Arbeitsamkeit zu besitzen, Leute, die sich zu gut dünken, einen Pflug in die Hand zu nehmen, während ihre wirtschaftliche Lage diese Arbeit bedingen würde: Derartige sogenannte Rittergutsbesitzer, die viel prätendieren, aber wenig leisten, in die Dörfer zu setzen und ihnen das beste Stück der Gemarkung zuzuteilen, ist ein Unglück für die Ansiedelung und dient wahrhaftig nicht dazu, die nationale Kultur im Osten zu stärken.' Herr v. Schorlemer sollte sich auch einmal unter Ansiedlern selbst umtun, um zu hören, mit welchen Kraftausdrücken sich selbstbewußte westfälische Siedler für die Führerschaft bedanken oder mit welcher Geringschätzung ostpreußische Siedler von dem Restgutsbesitzer sprechen, der ‚gar kein Herr ist, sondern nur ein Herrke'; dann würde er, der Minister für innere Kolonisation, wohl anders über diesen Fall denken. In Wirklichkeit haben alle Kenner, die das Blühen rein bäuerlicher Kreise auch im Osten aus der Nähe sahen, das Führerargument längst über Bord geworfen. Und ähnlich geht es mit dem wirtschaftlichen Argument; mag hier und da die Erhaltung eines Restguts geboten sein, weil man Schloß und Park, Wald und massive Wirtschaftsgebäude nicht gut anders verwerten kann — in der Mehrzahl der Fälle geht diese Verwertung ganz ausgezeichnet, gerade die Ansiedelung hat es bewiesen; statt dessen läßt man jetzt sogar ein Restgut auf solchen Ansiedlungsgütern, wo das Gutshaus niedergerissen werden muß, weil es (ich habe ein solches selbst gesehen) baufällig und ganz unzulänglich ist. Dann hilft man sich mit dem nationalen Argument: man dürfe nicht durch einseitige Aufteilung deutscher Rittergüter polnische Majoritäten in den Kreistagen schaffen. Aber auch darüber lächeln die Eingeweihten: ein preußischer Landrat sollte hier, wo die Rechte der Selbstverwaltungskörper ohnehin so beschränkt sind, nicht mit einer polnischen Kreistagsmehrheit fertig

werden? Nein, es ist die politische Rücksichtnahme; um den Großgrundbesitz, ohne den es in Preußen keine Budgetbewilligung gibt, für die Ansiedlung günstiger zu stimmen, muß man neben den Bauern auch Rittergutsbesitzer ansiedeln; man opfert dem Großgrundbesitz die Restgüter, weil man ihm sonst über kurz oder lang vielleicht die ganze Kolonisation opfern müßte.

Aber man kann nicht kolonisieren, wenn man das Land, das man aufteilen kann, nicht aufteilen will. Und man kann nicht kolonisieren, wenn man den Großgrundbesitz, den man aufteilen sollte, durch alle Maßnahmen der Wirtschaftspolitik künstlich stützt, wenn man vor allem durch die Getreidehochzölle den Bodenpreis in einem Maße steigert, daß daran jede Kolonisation schließlich scheitern muß.

Der Bund der Landwirte sucht ja so gern gerade mit den Verhältnissen des getreidebauenden Ostens das gleichmäßige Interesse aller Landwirte, auch der Bauern, am Getreidehochzoll zu beweisen. Ich will deshalb berichten, welche Rechnung mir bäuerliche Siedler in der Provinz Posen, also mitten im Kornlande, aufgemacht haben. Sie sagen: ‚Zahlreiche Ansiedler verkaufen Getreide; manche behaupten, daß es 150 Zentner sind (dann kaufen sie aber vielleicht dafür Mehl zurück), bei den meisten sind es wohl nicht mehr als 100 Zentner. Darauf bringt der gesamte jetzige Roggenzoll von 5 Mark pro Doppelzentner einen Gewinn von 250 Mark, die letzte Zollerhöhung allein ganze 75 Mark. Dafür aber hat der Morgen Ansiedlerland früher 150 Mark gekostet, jetzt kostet er fast 500 Mark; der alte Ansiedler hat also den Morgen Land für 4.50 Mark jährliche Rente bekommen, der neue muß vielleicht 15 Mark dafür zahlen; das macht auf ein durchschnittliches Ansiedlerrentengut von 50 Morgen eine jährliche Mehrlast von über 500 Mark — der doppelte Zollertrag und mehr als das Sechsfache der letzten Zollerhöhung geht damit weg! Vor allem aber: der Bauer, der seine Wirtschaft versteht, verkauft überhaupt kein Korn; der braucht, und zwar auch bei einem größeren Besitz von 80 und selbst 120 Morgen, sein Korn allein für sich und sein Vieh, und wenn er verkauft, dann tut er das nur, um für denselben oder einen noch höheren Betrag andere Futtermittel zurückzukaufen. Der Bauer hat gar keinen Vorteil von dem Getreidezoll, sondern er kräftigt dadurch nur den Großgrundbesitz.‘

Der Großgrundbesitz aber kapitalisiert den Zoll, sofort und in vollem Umfange, und die Konsequenz ist eine Preissteigerung des ländlichen Bodens im ganzen Osten, in einem Maße, daß man jetzt direkt von einer ungeheuren öffentlichen Gefahr sprechen muß. Natürlich haben auch andere Faktoren dabei mitgewirkt: die gute landwirtschaftliche Konjunktur der letzten Jahre, die Ertragserhöhung durch die umfangreichen Meliorationen, die Aufwendungen für Verkehrsverbesserung, der nationale Kampf um den Boden. Aber darin sind sich alle sachverständigen Beurteiler einig: der entscheidende Faktor war die letzte Erhöhung der Getreidezölle! Sie hat im ganzen Osten einen wahren Spekulationstaumel entfacht: die alte Tradition, die die Familien veranlaßte, ihr Gut auch mit den größten Opfern zu halten, besteht nur noch als Rarität; im allgemeinen ist z. B. in Ostpreußen jedes Gut käuflich, der Besitz wechselt manchmal von Halbjahr zu Halbjahr, jeder Erwerber zahlt einen höheren Preis in der Hoffnung, es für einen noch höheren Preis wieder zu ver-



kaufen — und das Ende vom Liede kann ein furchtbarer Zusammenbruch sein, wenn einmal irgend ein plötzlicher Umschwung eintritt. Die Kolonisation aber stockt angesichts dieser phantastischen Bodenpreise. Schon vor drei Jahren hat die Ostpreußische Landgesellschaft in ihrem Geschäftsbericht geklagt, daß die besonders im Jahre 1907 einsetzende ungeheuerliche Steigerung der Güterpreise eine rentable Besiedelung immer mehr erschwert. Und auch in Posen kann man jetzt in allen möglichen Kreisen, wenigstens unter vier Augen, das offene Eingeständnis hören: ‚Die Ansiedelung scheitert nicht an den Polen, sondern an den Handelsverträgen.‘

Und dabei ist heute auch die wirtschaftliche Entwicklung gegen den Großgrundbesitz gerichtet: in allen Provinzen, wo kolonisiert wird, zeigt sich die wirtschaftliche Überlegenheit des Bauernbetriebs vor dem Großbetrieb; auf den aufgeteilten Flächen verdoppelt sich die Pferdehaltung, verdreifacht sich der Rindviehbestand, verzehnfacht sich die Schweinezucht, und sogar die Getreideerträge scheinen zu steigen. Die Verteidiger des landwirtschaftlichen Großbetriebs führen dagegen an, daß nur dieser mit seiner kapitalintensiven Wirtschaft befähigt sei, technische Neuerungen auszuprobieren und einzuführen, Versuche zu machen, mehr auf Qualität als auf Masse zu züchten usw. Aber auch sie müssen zugeben, daß ein landwirtschaftlicher Großbetrieb in dem heutigen Umfange im Osten auch wirtschaftlich unhaltbar ist, unhaltbar schon deshalb, weil dieser Großbetrieb bereits jetzt vor einem Abgrunde steht: bleiben einmal die Hunderttausende von slavischen Wanderarbeitern aus, mit denen sich der Großgrundbesitz jetzt allein noch aufrecht erhält, — und es hat ja schon einmal eine polnische Verfassung gegeben, die, weil die Schlachzizen sich die Löhne nicht verderben wollten, die „Preußengängerei“ bei Todesstrafe verbot — dann ist bei seiner heutigen Agrarverfassung der Osten absolut zugrunde gerichtet! Man könnte angesichts dieser allgemeinen Entwicklungstendenz zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb die Kolonisation ruhig der Zeit überlassen, könnte sich damit trösten, daß ein Rückgang der Konjunktur der Kolonisation wieder reichliches Land zuführen wird und daß ja auch jetzt noch immerhin einiges geschieht. Aber wenn man noch lange wartet, dann wird auch über der inneren Kolonisation das Wort stehen: Zu spät! Schon jetzt wird die Kolonisation in Deutschland immer schwieriger, je mehr sich die Großlandwirtschaft zur Industrie ausbildet, je mehr also der Großgrundbesitz in Maschinen, Fabriken, Gebäuden usw. Kapital investiert, das für den parzellierten Besitz nur schwer nutzbar zu machen ist; schon jetzt vollzieht sich, aus der amtlichen Statistik nicht ersichtlich, eine starke Konzentration des Besitzes; es gibt Großgrundbesitzer, die zwanzig, dreißig, vierzig selbständige Güter besitzen und die viel zu kapitalkräftig sind, um sich durch die wirtschaftliche Überlegenheit des Kleinbetriebs zum Verkauf drängen zu lassen. Schon jetzt zeigt sich, vor allem in Schlesien und Brandenburg, aber im geringeren Umfange auch im übrigen Osten, ein wachsender Landhunger des städtischen Großkapitals, das sich nach englischem Muster durch den Erwerb von Grundbesitz nobilitieren und feudalisieren will; fortgesetzt wachsen auch, weil das längst fällige Gesetz noch immer nicht kommt, Zahl und Umfang der Fideikommisse, die immer größere Landesteile (in Schlesien schon mehr als den sechsten Teil

der ganzen Provinz) unabänderlich, nicht verkäuflich und nicht teilbar, an eine kleine Zahl privater Familien binden.

Das aber ist das Grundproblem des deutschen Ostens. Was ist der Zweck des heimatlichen Bodens: soll er nur einer kleinen Herrenschicht, die das Land entvölkert und es durch die Herbeiziehung der ausländischen Wanderarbeiter slavisiert, die Basis zu einer gehobenen Existenz mit angeborenen Führerrechten liefern — oder ist es seine Bestimmung, einer möglichst großen Zahl freier, unabhängiger Menschen die Heimstätte zu bieten? Schwer ist an dem Lande gesündigt worden, weil der Staat im Osten immer nur jenem ersten Ziele dienstbar war. Und vieles, was in hundert Jahren, in der entscheidenden Epoche neudeutscher Entwicklung, versäumt worden ist, wird nur schwer wieder einzubringen sein. Aber vieles, sehr vieles ist noch gut zu machen. Und nur eines ist dafür die notwendige Vorbedingung: nämlich daß man auch in dem Deutschland westlich der Elbe endlich erkenne, was uns der Osten sein kann, wenn wir ihm nur richtig nützen: — die Siedlungskolonie, die uns in der Welt draußen fehlt, das Kolonialland, das unser wachsendes Volk braucht, wenn es ihm nicht zu eng werden soll in seiner Heimat."

* * *

Der moderne Staat verlangt Opfer von allen seinen Gliedern, er kann sich den Luxus eximierter Klassen nicht mehr gestatten. Der Staat, der seinen Tribut unerbittlich auch von den Geringsten und Ärmsten einfordert, er wird vor den Burgtoren der Höchstbegüterten nicht umkehren können. Stärker als alles geschriebene und überlieferte Recht ist das Recht der Entwicklung, der politischen und sozialen Notwendigkeiten. Bevor wir unsere Ostmarken endgültig an die Polen ausliefern, sich zu Provinzen eines künftigen neuen Polenreiches ausreifen lassen, werden wir auf jedes Auskunftsmittel zurückgreifen, im äußersten Falle auch das Hoheitsrecht des Staates geltend machen müssen. Hinter das Gebot der nationalen Selbsterhaltung haben alle Sonderinteressen zurückzutreten, alle!

Wenn wir nur auf die Erhaltung unseres privaten Besitzstandes, nur auf die Vermehrung unserer Erwerbsmöglichkeiten bedacht sind, außer diesen Rücksichten keine gelten lassen, dann werden wir ohne Murren auch die Folgen hinnehmen müssen. Ohne unserer Nachgiebigkeit ein unverrückbares Ziel zu setzen, werden wir uns von den Ränken unserer Feinde eines schlimmen Tages doch eingesponnen finden und dann in der Tat gezwungen sein, das Netz mit dem Schwerte zu zerhauen. Ohne ernsthaft mit dem Ernstfall zu rechnen, werden wir als kleine Gernegroße in großmächtiger Rüstung, als kriegspielende Knabenknirpse in den Kürassierstiefeln Bismarcks, nur einen mehr komischen als tragischen Eindruck machen, der auch durch den humor „norddeutscher Sentimentalitätstränen" nicht verwischt werden wird.

Wir dürsten wahrhaftig nicht nach Blut, wir Türmerleute vollends brauchen darüber keine Worte zu verlieren, man muß aber noch lange nicht „zum Kriege hetzen", um im gegebenen Augenblick ein: „Bis hierher und nicht weiter!" mit eisernem Gewicht in die Wagschale zu werfen und dem Gegner dadurch erst die Gefahr, die er selbst über sich heraufbeschwört, ins Bewußtsein zu rufen, ihn vor dem Abgrunde zu warnen, dessen Rand zu überschreiten er eben im Begriff ist. Gut Wort findet gute Statt, zwischen Völkern aber ist das ernste Wort,



Kinder am Strande  Joseph Israëls

hinter dem ein unbeugsamer Wille steht, das beste. Findet solch Wort keine Statt, dann — sollte es eben keine finden, dann war es der Wille, der vorgefaßte Entschluß des andern.

Es gibt im Leben des Einzelnen wie der Völker Augenblicke, wo der behaglich-gleichmäßige Pendelschlag der gewohnten Tageseinteilung innehalten und das eherne Gebot der Ehre die Stunde regieren muß. Haben wir die Schwingung dieses Augenblicks in der Marokkofrage nicht vielleicht überhört? — Eine peinliche Frage, die uns aber nicht in unserem nationalen Bewußtsein, nur in unserer politischen Unmündigkeit treffen kann, von der ein englisches Blatt dieser Tage schrieb, daß man sich von ihrer Grenzenlosigkeit im Auslande schlechterdings keine auch nur annähernde Vorstellung machen könne.

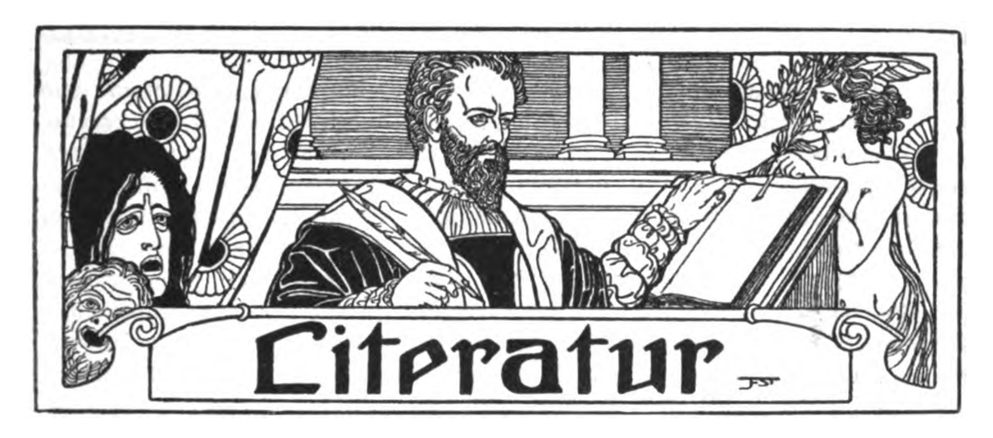
Die Begleiterscheinungen, die „Nebengeräusche", waren wohl das am schwersten Erträgliche in der ganzen Marokkosache. Ich würde sagen: das Unerträgliche, da wir es indessen doch ertragen haben („aber fragt mich nur nicht: wie?"), so stimmte das nicht. Man durfte uns, Volk und Armee, nach Herzenslust beschimpfen, und zwar nicht etwa durch irgendwelche gleichgültigen Skandalblättchen, sondern durch den Mund offizieller leitender Persönlichkeiten und deren Organe, sozusagen von Amts wegen. Und nichts ist von der anderen Seite zurückgenommen, nichts auch nur beschönigt, von unserer Seite aber auch nicht einmal ein ernsthafter Versuch bekannt geworden, irgendwelche Entschuldigung oder auch nur Desavouierung herbeizuführen. England nahm uns geradezu unter den Bakel und wies uns über das, was wir zu tun und zu lassen hätten, was uns erlaubt und verboten sei, wie ungezogene Schlingel zurecht —: „artig sein, oder über die Bank und die Höschen stramm!" Bei uns aber wurde noch in den ersten Augusttagen derselbe General French als teurer Gast zu den deutschen Kavalleriemanövern in Altengrabow zugelassen, mit einem Bilde des Kaisers beschenkt, den wir kaum vier Wochen später nebst seinem Adjutanten und zwei höheren Generalstabsoffizieren in offizieller Mission in Frankreich wiederfanden, wo er die gegen Deutschland errichteten Festungswerke und Militärlager an der Nordost- und Ostgrenze in Augenschein und auch sonst reichlich Gelegenheit nahm, sich über die Leistungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft des französischen Bundesbruders ein Urteil zu bilden. „Und diesem seit Jahren an der Vorbereitung des Revanchekrieges tätigen Mann", ruft mit Recht der „Hannöv. Courier", „verstatten wir noch kurz vorher, über die Taktik und Leistungsfähigkeit der deutschen Kavallerie, vielleicht auch noch über einiges andere, sich aus eigener Anschauung ein sachverständiges Urteil zu bilden! Daß er dieses Urteil nicht für sich behalten hat und daß das selbe für die Franzosen gerade gegenwärtig von höchstem Werte ist, wird selbst dem harmlosesten Deutschen einleuchten. Und wenn wir auch die Kritik dieses englischen Sachverständigen gewiß nicht zu scheuen haben, so berührt es doch eigentümlich, daß man in einer Zeit scharfer politischer Spannung einem hervorragenden Vertreter unseres möglichen Gegners von morgen freiwillig die durch keinen untergeordneten Spion zu erlangende Gelegenheit gibt, sich über den Grad unserer militärischen Tüchtigkeit, die Qualität unserer Generale, die Ansichten im

Offizierkorps und anderes mehr aufs zuverlässigste zu unterrichten. Wenn der Reichstag versammelt wäre und, wie in England, das Recht zu kurzen Anfragen besäße (ja, „wenn" —! D. T.), würden wir es für richtig halten, wenn man dem Kriegsminister unverweilt in dieser Sache eine Auskunft abverlangte. Da aber beide Voraussetzungen nicht gegeben sind, ist es wenigstens die Pflicht der nationalen Presse, die Angelegenheit nicht noch mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Denn bemerkt ist sie in allen militärisch interessierten Kreisen doch. Im deutschen Volke aber macht es schon lange den übelsten Eindruck, daß die Engländerei in gewissen führenden Kreisen auch dann noch offen ihre Blüten treiben kann, wenn die Handlungsweise des amtlichen und außeramtlichen Englands nichts als aktive Feindschaft gegen uns atmet..."

Wir sind auf eine harte Probe gestellt worden und werden viel zu vergessen haben, was ein Volk, das nicht jede Selbstachtung verloren hat, schwer vergessen kann. Ein klarer, nach allen Seiten hin sichtbarer Erfolg in der Sache selbst wäre noch, was uns darüber hinweghelfen könnte und was wir nach alledem erwarten dürften. Dann könnten wir sagen: nun wohl, ihr habt geschimpft, wir haben gehandelt; ihr habt auf unsere Langmut Wechsel gezogen, jetzt aber müßt ihr zahlen. Wenn diese Zeilen in die Welt gehen, werden die Würfel wohl gefallen sein. Die völlige politische Auslieferung Marokkos an die Franzosen, das nun mit einem Male bei unseren Offiziösen aus einem Wunderlande die Metamorphose zu einem gänzlich unbrauchbaren Kolonialsumpf durchgemacht hat, gegen „Garantie" (??) der „Handelsfreiheit" und Kompensationen im Kongo könnte nur von offiziösen Bekleidungskünstlern zu einem klaren und sichtbaren Erfolge ausstaffiert werden. Das französische Kongoparadies hat freilich auch seine Interessenten, bisher allerdings nur unter unseren Zoologen, da es nämlich die „Heimat der Gorilla" ist. Immerhin ein „Bevölkerungszuwachs", diese von der Wissenschaft freudig in Empfang genommenen neuen „Landsleute". Ob wir ihnen nicht auch das allgemeine Wahlrecht verleihen sollen, darüber würde dann später noch zu reden sein. So „einmütig" wie die 20—500 000 sozialdemokratischen „Friedensdemonstranten" in Treptow würden sie „Resolutionen" am Ende auch noch „zustimmen" können. „Hauptsache is, dat man ville sind", wie jener ahnungsvolle Genosse sehr richtig bemerkte.

Stellen wir die Nation über die Klasse, reden wir weniger und handeln wir mehr auch in unseren inneren Aufgaben, seien wir als Deutsche, an deren Wesen dereinst ja noch die Welt genesen soll, ein Schwert in der Hand des einen Gottes — und wir werden, wie Bismarck das dann mit uns wagen wollte, „den Teufel aus der Hölle schlagen". Bereitsein ist alles.





Der fette Cäsar und ein Prolog zum neuen Berliner Theaterjahr

Von Hermann Kienzl

Einen Maler kannt' ich. Seine Palette taugte nicht viel. Doch besaß er eine Sammlung von Mosaiksteinen. Wo er denn diese schönen Steine erworben habe, fragte ich ihn. „Im Trödelladen“, gab er zur Antwort. Hunderte von wohlfeilen, von minderwertigen Mosaikbildchen habe er erstanden, in denen ein Stein ihn lockte. O, sein Auge verstand zu wählen! Aber ich mußte lachen: Das nenn' ich einen weiten Umweg! Er sah mich an und sagte bedächtig: „Wenn man den geraden Weg nur so leicht fände! Die Steine, die ich aus den mittelmäßigen Bildern brach, die hatten sich bewährt. Von ihnen wußt' ich, daß sie einsam sind in ihrer Pracht. Da hab' ich sie gerettet.“ Es lag mir die Frage auf der Zunge, — doch ich schluckte sie hinab: ob diese wirklich schönen Steine dem Kenner, selbst dem Kenner, so ganz unvergleichlich geschienen hätten, wenn sie nicht aus üblen Bildern, aus schlechter Gesellschaft hervorgeleuchtet haben würden...

Die Lyriker unter den Theaterkritikern, die sich an „schöne Stellen“ hängen, vergessen jedenfalls eins: Ein Drama ist kein zusammengesetztes Gebilde, ist ein gewachsener Organismus, und mit Steinchen, von denen nur einzelne wenige gefällig sind, läßt sich nicht ein gutes Mosaik machen.

Nur ein Mosaikbild — und überdies eines, dem die Fugen klaffen und das aus vielen wertlosen und abgegriffenen bunten Steinen besteht — ist das Stück, mit dem Max Reinhardt den Kampf der Wagen und Gesänge im Deutschen Theater eröffnete. Es heißt „Der fette Cäsar“, nennt sich eine Tragikomödie und hat den Münchner Friedrich Freksa zum Verfasser, der mit einer „Ninon de l'Enclos“ und der Pantomime „Sumurun“ Proben eines künstlerischen Willens ablegte. Es lohnte kaum, von dem mißlungenen Ding zu sprechen; wäre diesmal nicht ein Grund zwingend, zu tun wie jener Maler und einen Stein herauszubrechen. Das Stück des Friedrich Freksa hat eine Szene, aus der die große Tra-

gödie hätte wachsen können; einen Einfall, ein Symbolon, eine historische und zugleich moderne Wirklichkeit, wie die Spitze des Ararat aus dem Wasser ragend. Das Abbild der spätrömischen Zeit, in der Würde und Macht, Staat und Göttergnade, Liebeslager und Poetenverse für Geld feil waren, blickt grinsend und drohend aus dieser Szene in unsre Tage. Nein, wir haben es so herrlich weit noch nicht gebracht! Aber der Reichtum, unbeschadet seiner Herkunft, genießt auch heute königliche Ehren, genießt Ehrfurcht. Amerika ist Trumpf geworden auf der schlichten Erde Preußens, und seine Trustfürsten sind die Götzenbilder einer Gesellschaft, die im Protzentum der Parvenüs nicht einmal den äußeren Anstand wahrt, den altgewohnter Besitz verleiht. Von der Kaufehe bis zu der charakteristischen sozialen Wohltätigkeit vieler Millionäre, die am Ordensbändchen des Byzantinismus gelenkt wird, beherrscht das kalte Gold den Seelenmarkt. Die es besitzen, sind die Würdigen; und Ungezählte, die es nicht besitzen, lechzen nach keinen höheren Würden. Einer Welt des glänzenden Scheins gilt auch in Kunst und Wissenschaft die pompöse Repräsentanz mehr, als der stille Wert.

Die Szene in Freksas Drama: Einer von den Kaisern der Prätorianer ist gerade ermordet worden. Eine Frau hat's ihm besorgt, die ihren Geliebten zum Imperator, sich zur Kaiserin machen will. Nichts weiter ist dazu nötig, als Geld, viel Geld. Madame weiß sich Rat, hat sie doch ihr Schwesterchen dem reichsten Mann von Rom, dem Besitzer der sizilischen Kornfelder, dem Ungetüm Didius Julianus verkuppelt. In guter Laune seines Fettbauchs ist Julianus bereit, dem Prätendenten so viel Drachmen zu borgen, als er jedem Mann der Prätorianer und den Volkstribunen bieten muß, um die Mitbewerber aus dem Feld zu schlagen. Doch was der lieben Marcia zu erreichen möglich wäre, warum sollte es der lieben Fulvia verwehrt sein? Sie, des dicken Julianus sogenannte Gattin, sitzt näher am Geldsack, und weil sie des Klumpen unmännliche Lüstchen kühlt, hat sie Gewalt über sein verblödetes Gehirn. Die Prätorianer ziehen auf, die Tribunen. Vor dem versammelten Volk von Rom beginnt die Auktion des Szepters. Gegen seine eigentliche Absicht läßt sich der unmenschlich reiche, unmenschlich dicke, unmenschlich viehische Didius Julianus von seinem Weibchen kirren, mitzubieten. So wird ein Mastschwein, das nicht stehen und nicht sitzen kann, mit seinem Ruhebett auf den Thron der Welt gehoben. Was tut es dort? Es frißt, grunzt, schnarcht. Es ernennt seinen Koch zum ersten Konsul und wird selbst, wie sich's gehört, zu einem Gott ernannt.

Wäre hier die Komödie zu Ende, man müßte sagen: Unter den vielen modernen Satiren, die aus den alten Römertragödien der Oberlehrer und Primaner entstanden sind, ist kaum eine grimmiger und gesünder, als dieser „Fette Cäsar". Aber nun verführte der Hang nach der Tragikomödie einen unzulänglichen Adepten Shaws zum Versuch, die Mücke eines famosen Einfalls zum Elefanten einer Menschheitsdichtung aufzublähen. Einer Menschheitstragödie, in der nicht ein einziger wahrhafter Mensch vorkommt — denn auch das Mastschwein ist nur eine stilisierte Idee —, und der es überdies an jeder tragischen Begebenheit gebricht. Aus der Satire wurde das Römerstück der Oberlehrer und Primaner. Ihr lächerliches Tugendpathos sogar erdröhnt. Bekanntlich macht die beste Butter auf einem

Kleide einen häßlichen Fleck, und so billig es ist, den Ehebruch ernst zu nehmen, wirkt es doch nur komisch, das Rom der Verfallszeit in seinen Grundpfosten moralisch erbeben zu sehen, weil des dicken Scheusals schlankes Weibchen mit ihrem selbstverständlichen Liebhaber ertappt wurde. Von der Intrige der bösen Schwester und von dem Untergang des Didius Julianus, den die gerechte Weltordnung anno 193 gefordert habe, kann nicht mit ernster Miene gesprochen werden.

Was mag wohl Max Reinhardt bestimmt haben, ein so selbstmörderisches Stück (es bringt seinen eigenen Gedanken um) aufzuführen? In den „Blättern des Deutschen Theaters", der neuen Zeitschrift, die Reinhardts Dramaturgen herausgeben, lese ich den „Prologus", von Friedrich Freksa seinem Stück vorausgeschickt. Der Dichter erzählt u. a., daß er monatelang in jedem Jahr die Vergünstigung genossen, Proben zu sehen, die Max Reinhardt leitete. „All das, was mir in diesen Jahren aufgegangen war, mußte ich versuchen, in einem Stück zu verwirklichen." Ich glaube, Herr Freksa hat den genialen Regisseur mißverstanden; oder vielmehr: er hat mit zu dankbarem Auge das Äußerliche, Maschinelle, Stereotype wahrgenommen, das sich zuweilen an dem Werke des Meisters festsetzt. Kein Zweifel, das Deutsche Theater hat dieses Stück gewählt um seiner bewegten Volksaufzüge, der farbigen Orgien, der vielen Masseneffekte willen. Dem geschmackvollen Zuschauer wurde jedoch gerade diese Überladenheit zur Qual, und wer Reinhardts Kunst, einen vielgliedrigen Volkskörper aus den Tiefen der Dichtung heraus individualistisch zu beleben, am ehrlichsten bewundert, dem mochte bange werden bei diesem Schein ohne Wesen, bei dieser von einer künstlerischen Wahrheit zurückgelassenen Schablone. Eine heilsame Wirkung könnte die Aufführung des „Fetten Cäsar" immerhin haben — für Max Reinhardt, wenn er im Zerrspiegel die Warnung erblickt.

In der Zwischenaktszeitschrift wenden sich die Reinhardtschen Dramaturgen gegen die literarische Klügelei, und sie geben eine Art von Monroedoktrin aus: „Das Theater dem Theater." Ich wüßte ein besseres Wort: „Das Leben dem Theater, das Theater dem Leben." Ein zwiefaches Leben mein' ich: das, aus dem alle Kunst stammt, — und das andere, das höhere, das die Kunst uns schenkt. Das erste und das zweite Leben, sie gleichen sich nicht (auch nicht im naturalistischen Schauspiel), aber sie vergleichen sich. Dort wo die beiden Zonen sich berühren, steht das künstlerische Theater. Es gibt für die weitmächtige theatralische Kunst keinen Schienenstrang und kein Programm, — weder ein klassisches noch ein veristisches, noch ein romantisches oder neu-klassizistisches. Denn zahllos sind die Quellen des Lebens.

Zu den Quellen soll die Bühne führen. Zu den Quellen — nicht zu gelehrten Büchern, zu Systemen oder ästhetischen Gesetzestafeln — suche auch der kritische Mittler den Weg. Es gibt nämlich eine Kritik, die sich näher der Religion verwandt fühlt, als der Justiz. Sie kommt nur dort zur Äußerung, wo die Kunst als innerste persönliche Angelegenheit empfunden wird. Schwerlich können zwei Menschen von einem Kunstwerk völlig gleichgearteten Gewinn empfangen. Aber vielfache Übereinstimmungen künstlerisch-gebildeter und -empfänglicher Zeitgenossen bauen doch eine Art gemeinsamer Kultur. Die unbedingte Subjektivität des Kritikers

wirkt nicht trennend, sondern vereinigend. Wer mit starkem Gefühl erklärt, was er gesehen und wie er es gesehen, öffnet fremde Sinne, erweckt Zustimmung, erweckt Widerspruch. Auf das Wecken allein kommt es an. Denn auch in der Zeit des „Fetten Cäsar" (ich denke an das Symbol, nicht an das schlechte Stück) klingen die himmlischen Harfen.



Vom schlichten Stil

handelt ein Aufsatz von Prof. Dr Eduard Engel in der „Hilfe": Unter den von der Menge meist bewunderten Stilisten der Gegenwart ist kein einziger mit schlichtem Stil, kann keiner sein. Der schlichte Stil ist schwieriger als jeder andre, denn er ist reine Kunst und die ist schwieriger als jede Künstelei. Von den modernen Schreibern wird er verschmäht, wie die sauern Trauben vom Fuchs. „Schriftstellerische Vortrefflichkeit besteht darin: man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge; aber sie machen es umgekehrt." (Schopenhauer.) „Der einfache Ausdruck ist schon deshalb vorzuziehen, weil alle, auch die glänzendsten, Redeflitter veralten und weil ein Buch, das damit aufgestutzt ist, deswegen, bei sonst bedeutendem Inhalt, in seiner Form später einen mumienhaften Eindruck machen muß." (Hebbel.) Indessen die Schreiber mit den gewöhnlichen Dingen in ungewöhnlichen Worten haben ihren Lohn dahin, sie verzehren ihren Tagesruhm auf dem Halm. Zunächst trifft der Bedeutungswandel der Wörter mit unheimlicher Schnelligkeit zuerst und zumeist alle übertriebenen, verstiegenen Ausdrücke: heute noch glänzender Einfall, morgen schon verblaßtes Modewort.

Alle schönsten Dichtungen der Weltliteratur sind sehr schlicht; alle schönste Prosa sehr einfach, sehr einfältig. Es ist ein Jammer, daß die edle Bedeutung von „einfältig" gesunken ist: die Schuld trägt das ursprünglich überflüssige Fremdwort „naiv", das wir jetzt kaum noch entbehren können, dessen Herkunft den meisten Benutzern unbekannt ist.

Die Schlichtheit der erhabensten Stellen der Bibel braucht durch kein Beispiel belegt zu werden. Wie schal sind die Wirkungen der blendendsten Stilkünste gewisser modischer Geschichtschreiber mit ihrem so hochentwickelten historischen, historistischen oder gar historizistischen Sinn gegen die der schlichten Darstellung des gewaltigen Ringens zweier Völker durch den Nichtberufsschriftsteller Moltke!...

Goethe am Begräbnistage Christianens an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will."

Schiller an seine Frau über den befürchteten Tod seiner Mutter: „Von Meiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt. (!) Meine Mutter ist wahrscheinlich tot. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzenvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Rührung, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten."

In den Dingen selbst schlummert verborgenes Walten, und dessen Kraft kann mit den einfachsten Worten entbunden werden. Dies wußte der große römische Stillehrer Quintilian: „Zuweilen steigert gerade die Schlichtheit der Worte die Kraft der Dinge." Und ein anderer Römer, Lukrez, schrieb das tiefe Wort von den „Tränen der Dinge". Wie ergreifend in ihrer Schlichtheit ist die Schilderung des Teutoburger Schlachtfeldes bei Tacitus! Moltke schließt seine Darstellung des Krieges von 1870 mit dem einen in seiner Schlichtheit so großartigen

Satze: „Straßburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterlande entfremdet, waren wieder zurückgewonnen, und das deutsche Kaisertum war neu erstanden." Wer einen solchen Satz nach seinem vollen Werte zu schätzen vermag, dem braucht nicht ausführlich erklärt zu werden, was Stil ist...

Sollte diese hohe Kunst nicht erlernbar sein? Einfachheit, Schlichtheit sind gewiß verwandt, wohl gar gleich mit Kunstlosigkeit; was also ist dabei groß zu lernen? Diese scheinbare Kunstlosigkeit ist aber eine sehr schwere Kunst und kann nicht gelehrt werden. Sie zeigt sich auf dem Gipfel menschlichen Strebens, da, wo Kunst und Natur eines nur werden. Sie wird mit jedem geboren und muß doch von jedem neu ausgegraben werden unter einer Kruste verbildender Stilkünstelei. Gelehrt kann sie nicht werden, wohl aber kann man mit festem Willen auf zwei Umwegen zu ihr gelangen. Der eine führt durch die Dornen und Disteln der berühmt gewesenen oder der heute, d. h. für einige Jahre, berühmten Stilkünstler. Einen Monat nur vom Morgen zum Abend die Werke der Stilgaukler, der Preziösen und der Schmuckschreiber gelesen, von Mundt über Pückler und Saphir bis zu Kerr: und ein Ekel vor dem geistreichsten Bombast, ein Heißhunger nach der schlichten Menschenrede werden sich als Frucht solcher selbst auferlegten Stilfolter mit allen Wonnen der Genesung einstellen. — Der andre, genußreichere Umweg führt durch die allergrößten Werke der Weltliteratur, die sämtlich an Schlichtheit miteinander wetteifern...



Plagiate

Gustav Freytag sagt einmal: „Alle Bücher vom ältesten bis zum jüngsten stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhange. Denn keiner, der ein Buch geschrieben, ist durch sich selbst geworden, was er uns ist. Jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Alles, was vor ihm geschaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Geist und Leben zu bilden; und was er geschaffen, hat irgendwie andere Menschen gebildet, und wieder aus deren Geist ist es in andere übergegangen." Wo aber ist in der Literaturgeschichte die Grenze zwischen erlaubtem und unerlaubtem Entlehnen, wo beginnt das Plagiat?

Prof. Dr. Gustav Jordan befaßt sich neuerdings im „Berliner Tageblatt" mit diesem interessanten Problem, das wie stets in gewissen Zeitabständen, so auch kürzlich wieder durch den drollig-dreisten Plagiatsvorwurf des Pater Expeditus Schmidt gegen Karl Schönherr, den Dichter von „Glaube und Heimat", aktuell geworden ist. Prof. Jordan führt den Nachweis, daß die Literaten früherer Jahrhunderte weit skrupelloser mit dem geistigen Besitzstand umgingen als heutzutage. Ein wahrhaft „klassisches" Beispiel dafür ist ja Shakespeare, der sich mit kühn zugreifender Hand aus fremdem Gedankengut herausholte, was für seine künstlerischen Zwecke paßte.

Aber auch in der neueren Literaturgeschichte sind die Fälle beabsichtigter oder unbewußter Entlehnungen zahlreich: „So finden wir in Theodor Storms ‚Viola Tricolor' und ‚Hinzelmeier' zwei ganz kurze gleichlautende Stellen, die uns beim Blättern überraschen, da die beiden Geschichten aufeinander unmittelbar folgen. Der Zeit ihrer Abfassung nach liegen sie freilich dreiundzwanzig Jahre auseinander. Daß uns Goethe öfter an Goethe, Schiller an Schiller erinnert, wissen wir alle von der Schule her. Man denke nur an die Stellen, in denen uns Goethe in das tiefste Geheimnis der Dichtkunst einführt, an seine Zueignung, sein Vorspiel zum ‚Faust', ‚Torquato Tasso'. Die dem Kirchenfürsten Dalberg gewidmeten Stanzen über ‚Wilhelm Tell' stimmen in einzelnen Wendungen nahezu wörtlich mit einigen Stellen in der ‚Glocke' überein — daß sie außerdem an das Drama ‚Wilhelm Tell' selbst erinnern, ist wohl selbstverständlich. Man vergleiche auch das Berglied Schillers und die Parricidaszene;

hier muß man annehmen, daß sich Schiller mit vollem Bewußtsein selbst wiederholt hat. Wer wird ihm das übelnehmen? Wie stark sich Schiller an allbekannte Wendungen anerkannter Dichter anlehnt, ist aus jeder sorgfältig hergestellten Ausgabe mit Anmerkungen ersichtlich. Man muß dabei gänzlich von den ‚Kranichen des Ibykus' absehen, in die er die Übersetzung der ‚Eumeniden des Äschylos' von Wilhelm v. Humboldt herübernimmt; da ist ein wörtliches Wiedergeben des Äschyloschen Chors am Platze, und mit Recht hat Schiller zu der bis dahin am besten gelungenen Übersetzung gegriffen. Aber man denke an ‚Fiesco' und vor allem an ‚Kabale und Liebe'. Da ist besonders die Einwirkung von Lessings ‚Emilia Galotti' zu spüren. Selbst der Mohr, der gehen kann, nachdem er seine Pflicht getan, hat sein Vorbild im Marinelli (‚Emilia Galotti' III, 1). In ‚Kabale und Liebe' finden sich mehr oder weniger starke Anklänge an ‚Emilia Galotti' sechsmal, an ‚Nathan den Weisen' zweimal, an die Dramaturgie, an ein Gedicht Goethes, an Leisewitz' ‚Julius von Tarent' je einmal. Welcher vernünftige Mensch wird Schiller aus diesen frisch-fröhlichen Reminiszenzen den Vorwurf des Plagiats machen? Es gibt noch eine ganze Menge anderer erlauchter Sünder, denen der Vorwurf des Plagiats nicht erspart geblieben, so Victor Hugo (‚Les Misérables'), Wildenbruch (‚Meister Balzer'), Maeterlinck (‚Maria Magdalena'), von der lächerlichen Anzapfung des Schulmeisters Bacherl Halm gegenüber wegen des ‚Fechters von Ravenna' zu geschweigen. Auch bei Nietzsche sind eine ganze Anzahl von Anklängen an Gelesenes festgestellt worden. . .

Goethe brachte solchen Fragen nach literarischem Dein und Mein eine geradezu erquickende Weitherzigkeit entgegen. Er äußert sich zu Eckermann darüber, wie ungeschickt sich Byron gegen dahingehende Vorwürfe gewehrt. ‚Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Szene meines ‚Egmont', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben ... So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines ‚Faust' mit der des ‚Hiob' einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.'"

Prof. Jordan schließt seine Aufzählung der markantesten Plagiatstellen mit dem berühmten Wort von Biró: „Die Anleihen sind dem Genie erlaubt, wenn es das Kupfer, dessen es sich bemächtigt, in Gold umwandelt." Weniger bekannt ist ein Wort Heines, das sich in seinen „Briefen über die französische Bühne" an A. Lewald findet. Es heißt da: „Der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich ist, den er damit stützt."



Die Spannung in der Dichtung

behandelt Hans Martin Elster in der „Rhein. Westf. Ztg." Mit Recht weist er die Ansicht eines snobistischen Ästhetentums: eine echte Dichtung dürfe nicht „spannend" sein, gebührend zurück. Die Spannung ist im Gegenteil künstlerische Forderung. Freilich nur die aus „Teilnahme", nicht aus Neugier:

„Aus dem Verhältnis von Neugier und künstlerischer Spannung ergibt sich nun ein klares Gesetz für den Künstler: je mehr die Spannnung eines Kunstwerks von der Neugier entfernt ist, um so höher steht das Kunstwerk, denn dieses bedarf nur der inneren, der Gemütsanspannung, nicht der des Verstandes, wie sich ja alle Kunst an das Gemüt und nicht an den

Verstand wendet. Der Verstand regiert über die Wissenschaft, und in dieser herrscht die Neugier in ihrer geläuterten, abstrakten Form, die Wißbegierde; nicht zu wissen ist aber das Ziel der Kunst, sondern zu erleben, und das ist nur möglich durch das Gemüt. Diese Binsenweisheiten liegen ja schon in der Poetik des Aristoteles verborgen, z. B. bei seiner Forderung von Mitleid und Furcht, ebenso deutet sie — um einen Mann des 19. Jahrhunderts herauszugreifen, der ein fruchtbarer spekulativer Ästhetiker war — Otto Ludwig bereits an, der in seinen Studien ebenfalls schon Spannung aus Neugier und Spannung ‚aus Teilnahme' erklärt; diese Teilnahme ist aber nichts weiter als das Gemüt. Das Gemüt kann sich zur Leidenschaft emporsteigern, was dem Verstande unmöglich ist...

„Während die Spannung im Epischen einfach in der seelischen Entwicklung begriffen ist, bemächtigt sie sich im Dramatischen auch noch der Handlung, indem diese zum symbolischen Ausdruck der seelischen Entwicklung wird; hier ist also vollkommene Einheit zwischen Stoff, Idee, Spannung gegeben, und deshalb hier die Spannung am stärksten. So ergibt sich die Spannung nicht als ein von außen hineingetragenes Element, sondern sie ist im Künstlerischen (Stoff, Idee, Form) enthalten, ist dessen organischer Ausfluß. Und es wird keinem Künstler gelingen, ganz frei von Spannung zu sein; selbst wenn die Verfeinerung auf das äußerste vorgeschritten ist, wie etwa im ‚Tasso', wo der Konflikt der Charaktere Spannung erzeugt, wie im ‚Hamlet', wo das Streben nach Erkenntnis symbolische Einheit findet in einer spannungsreichen Handlung."

Auch in der Lyrik, betont Elster am Schluß, ist der Begriff der Spannung durchaus nicht unbekannt. G.



Vom Bankrott des Theaters

wird immer wieder ernst und warnend gesprochen, so von W. Lentrodt im „Tag": „Was heute die große Masse vor die Bühne lockt", schreibt er bedauernd, „ist die niedere Sphäre des Menschen: Operette, Metropol, Variété. Und was von Besserem einschlägt, ist Satire, Parodie, Ironisierung der Lebensmächte, der Liebe und des Heldischen, Heiligen, Großen. Es gibt heute keine großen Ideen, die entzünden, zusammenschweißen und die Massen zu einer lebendigen Einheit machen könnten."

Er kommt dann auf Reinhardts Regiekunst zu sprechen, diesem Seitenstück zu den Straußschen Effekten. „Auch die höhere Kunst Max Reinhardts kommt der geistig verarmten, erschlafften, zuchtlosen Menge entgegen, steht unter ihrer Herrschaft, verdankt die Erfolge nicht irgendwelchen Verinnerlichungen, Vertiefungen. Man geht nicht zu Reinhardt, um sich von dem Genie eines Sophokles, Shakespeare, Goethe erschüttern und entzücken zu lassen, sondern um der raffinierten Aufmachung willen. In der Konsequenz dieser Bühnenkunst ist das Werk des Dichters nur Anlaß und Vorwand des Regisseurs. Das Bild der Szene triumphiert über Problem und Gestaltung, triumphiert über das Wort. Das Auge ist mehr beteiligt als der Geist. Das Äußerste in dieser Richtung war die Forderung eines Engländers: die Bühnenkunst müsse sich immer mehr vom Dichter emanzipieren. Da bleibt man denn doch lieber zu Hause oder geht in den Wald oder an einen stillen, erhöhten Platz am See und liest seinen Faust, seinen Hamlet, seinen Oedipus, nicht gestört durch Willkürlichkeiten im Tempo, in den Akzenten, nicht aufgehalten durch Dehnungen des Nebensächlichen, nicht geärgert durch Verschiebung der Wortperspektive, nicht ernüchtert durch Eigenheiten oder Entgleisungen eines Schauspielers. Was will dieser ganze umständliche Apparat! Dieser Sprech-Singsang des Chores, dieser taumelnde Wald von Händen! Man möchte fort aus dieser nach Schweiß und Parfüm riechenden Menge."

Das Theater befindet sich in der Tat im gefährlichen Stadium der Krise. „Der Zirkus ist eine Art Gewalt- oder Pferdekur.“ Brahm hatte noch Stil: „den Ibsen- und Hauptmann-Stil. Aber das ist schon von gestern und ehegestern. Reinhardt macht alles: Kammerspiele und Zirkus. Es ist ein Typ unserer Zeit, die nicht weiß, was sie will, aber rastlos geschäftig ist, gequält vom Ehrgeiz schnellfertigen Schaffens.“

Besserung dieser heillosen Zustände ist nur zu erwarten von ernsten Dichtern. Aber wo sind die? Hauptmann, Wedekind und andere dieser Art stellen eine absterbende Stimmung dar. Wir warten auf Neues. Z.



Lese

Der rhapsodierte Heine

Schon oft hätte er aus dem Grabe rufen dürfen: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ — aber so „aufs Ganze“ ist wohl noch keiner gegen ihn vorgegangen, wie ein ungewisser „E. A. A.“ in den „Deutschen Nachrichten“, einem sonst ernsthaft zu nehmenden Blatte. Dieser „E. A. A.“ hat eine „Rhapsodie“ gegen den Toten losgelassen, die sich der Lebende schwerlich hätte ruhig gefallen lassen. Rhapsodieren wir mit:

„Heine! Ja, wenn sie ihn erdrosseln könnten, diesen Namen oder wenigstens vergiften, damit er ausgeatmet hätte: denn unter die Erde auch mit dem Namen Heine.

Er nimmt ihnen zu viel Platz ein, dieser Riese. Mit Angst sehen sie sein Monument wachsen, je mehr Raum sie ihm dazu versagen; ja er begräbt sie Alle unter diesen Denkstein, den er sich selber errichtet und dessen Sockel die ganze Erde ist. Aber es gibt zu viel Insekten und sie sind unausrottbar. Man befürchtet das Aussterben der Löwen, der Elefanten, nicht der Insekten. Diese umschwirrten schon den lebenden, den sterbenden Heine und den toten umkreisen sie mit Heldenmut. Sie haben ihn seziert während seines Lebens und sezieren ihn bis heute, um eine krankhafte Stelle seines Charakters herauszufinden — vergebens.“

Man denke: nicht eine! „Vergebens!“ Aber nicht genug damit —: mitleidslos zerrt unser Rhapsode Äußerungen des toten Dichters ans Licht, die wir dem meuchlings Rhapsodierten schon längst vergeben und vergessen hatten, so die hämisch persönlichen, literarisch doch recht minderwertigen Ausfälle gegen die Vertreter der Schwäbischen Dichterschule, die „E. A. A.“ aber „köstlich“ findet. Was doch alles in Literatur machen darf! Gr.

* * *

Der alte Dichter an eine Elfjährige

Zu Tode krank hat Peter Altenberg für sein Dichtertum Zeugnis abgelegt durch einen zarttiefen Ruf „An eine Elfjährige“. Die „Schaubühne“ hat ihn weitergegeben:

Hilde, Elfjährige,
ich wußte nichts bis dahin über dich — — —.
Nun aber habe ich deine Stimme vernommen, deine wunderbar klare, tönende Stimme,
wie Seelen-Glocken so hinaustönend in die dumpfe stumpfe Welt!
Und diese Stimme wird alles viel deutlicher, viel tiefer, viel erhabener, viel verzweifelter einst sprechen, was das Leben des Tages und der Stunde uns zu sagen zwingt!
Wie wird diese Stimme sagen: „Bleibe bei mir!“?

Wie wird sie es sagen: „Du liebst mich nicht mehr!“? Und: „Adieu, adieu — — —.“ !?

Diese Stimme ist so klar und rein wie Gottes Träume über das Leben der Menschen!

Aber das Leben der Menschen selbst ist unklar und schmutzigtrübe! Diese Stimme wird hineintönen wie eine Seelen-Glocke, ernst, erhaben, liebevoll, feierlich, rührend, in das dumpfe Gebrause der Menschheit, sie wird verklingen, übertönt werden und ausgelöscht — — —. Sie wird ihren tönenden Glockenklang verlieren und dumpf werden wie die Umwelt — — —.

Aber ein alter Dichter auf dem Sterbebett hat sie noch vernommen und nimmt den Klang mit aus einer dumpfen stumpfen Welt, tief gerührt und ergriffen — — —.

Stimme der elfjährigen Hilde, klare tönende Seelen-Glocke, läute, töne, solange, solange es irgendwie geht — — —.

Und wenn sie dumpf wird im Brausen des Lebensgetriebes, dann gedenke, Hilde, des unglückseligen Dichters, der noch die Seelenglocke Deines edlen elfjährigen Herzens im Ohre mit hinübernahm — — —.

* * *

Der größte Italiener

Wer wüßte nicht, daß einzig und allein Gabriele d'Annunzio gemeint sein kann? Aber er wollte auch der größte Franzose sein, und das wollten die Franzosen nicht. Es war, wie die „Köln. Volkszeitung“ von Paris grausam berichtete, bei Gelegenheit seines „Heiligen Sebastian“: „Etwas Ähnliches von Barnumreklame ist hier noch nicht erlebt worden, und Gabriele d'Annunzio hoffte um so sicherer, sich hier über das Mißgeschick trösten zu können, das ihn in seiner Heimat verfolgt, als er französisch dichtete und mit dieser Huldigung die gallische Nationaleitelkeit bestach. Wochenlang bearbeiteten uns gefällige Reporter mit Anekdoten von dem großen Italiener, von seinem Leben und seinen Meinungen. Er hatte sich nach dem Trianon-Palace-Hotel in Versailles ‚zurückgezogen‘ — natürlich nur, um die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zu lenken. ‚Ich bin der einzige Franzose in Versailles‘, hat der geistreiche Mann gesagt. Kann man Franzosen mehr bieten? Das Verbot des Erzbischofs an die Geistlichkeit, die Vorstellungen des Sankt Sebastian zu besuchen, wurde von einer gewissen Seite dazu ausgenutzt, verdoppelte und verdreifachte Reklame für die unbekannte Dichtung zu machen. Und der Abend kam und damit ein unerhörter Durchfall. Es war ein verunglücktes Experiment d'Annunzios, französisch dichten zu wollen; die Dichtung war eben nicht französisch. Und die Dame, die den Sebastian spielte, sprach und tanzte, hatte von französischer Aussprache nur unbestimmte Vorstellungen, was man ihr als Russin nicht übelnehmen wird. Die Kritik ging mit vernichtendem Hohn über das Werk zur Tagesordnung über, und der gewiß nicht verdächtige „Matin“ schrieb am nächsten Tage:

Warum wohl Herr d'Annunzio die prachtvollen Bühnenbilder und die Musik durch die Indiskretion seiner Verse gestört habe? ...“

* * *

Bücher

Es geht den Büchern wie den Jungfrauen. Gerade die besten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch einer, der sie erkennt und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht. Feuerbach

*

Bücher sind gute Gesellschafter. Wer in ein Zimmer eintritt, in dem sich Bücher befinden, den scheinen sie, noch ehe er sie aus den Regalen nimmt, anzureden, zu begrüßen, und dem scheinen sie zu sagen, daß etwas von ihren Einbänden umschlossen wird, das ihm nützlich sein kann, und daß sie nichts Besseres wünschen, als es ihm mitzuteilen.

William G. Gladstone







Entwicklung und Persönlichkeit

Zu Reinhold Begas Tode

Von Dr. Karl Storck

Entwicklung und Persönlichkeit hat Goethe als die beiden Kriterien hingestellt, unter denen alle kunstgeschichtliche Betrachtung am ehesten fruchtbare Ergebnisse zu zeitigen vermöge. Man ist vielfach geneigt, beides insofern zu vermengen, als man die Größe einer Persönlichkeit aus ihrer Bedeutung für die Entwicklung erkennen zu können glaubt. Ich halte das für durchaus falsch, glaube vielmehr, daß das Letzte und Höchste des Genies — ein solches aber ist die reinste Kristallisierung von Persönlichkeit — außerhalb der Entwicklung steht, wie alles Ewige zeitlos ist. Den Schöpfungen des Genies aber eignet diese Ewigkeit, soweit wir begrenzten Menschen eine solche erfassen können.

Das Genie schafft aus dem Zwang seines Ichs heraus, unbekümmert um die Umwelt, es schafft also eigentlich auch nur für sich. Es ist gerade diese Unabhängigkeit von der Umwelt, die dem Werke des Genies jene Dauerwirkung verleiht, die Goethe an einer anderen Stelle (im Gespräche mit Eckermann) als ein Zeichen der Genialität hervorhebt. Denn durch diese Unabhängigkeit von der Umwelt kommt das Werk des Genies in eine Sphäre der Reinheit, des absoluten Seins, in die zu allen Zeiten der dazu begabte Mensch genießend sich emporheben kann. Es ist mit dieser Kunst wie mit der Liebe, mit dem Tiefsten der Religion: es gehört dazu kein Verstehen, kein Begreifen, — es ist ein Erleben.

Diese Freiheit von der Umwelt, die wir so als höchste Wertkraft zur Dauerwirkung erkennen, wird auf der anderen Seite leicht zu einem Hemmnis für eine starke Zeitwirkung. Denn diese Zeit hat ihr ganz besonderes Bedürfen und sucht aus diesem heraus die Sättigung des selben; sie wird diese nur dort vollkommen finden, wo ein gleiches Bedürfen, ein gleiches Gebundensein in der Not oder auch im Reichtum der Zeit schöpferisch am Werke war. Ich will keineswegs bestreiten, daß die großen Genietaten auch von starkem Einflusse für die Entwicklung sein können; aber in der Regel doch nur so, daß in einer meist wesentlich späteren Zeit das vom Genie vorweggenommene und erlöste Empfinden Zeitinhalt wird. Das ist

bereits eine Wirkung des Werkes des Genies, eine Wirkung, die auf tausend oft nur schwer festzustellenden Wegen in die Welt gedrungen ist.

Es gibt kein absolutes Genie. Auch das größte menschliche Genie ist nicht zu allen Stunden voll göttlicher Schaffenskraft. Es ist ja auch keinem Menschen möglich, ganz außerhalb der Welt zu stehen. Mit einem Teile seines Wesens hängt auch der Übermensch mit der Gesamtheit zusammen; und dieser Teil seiner Persönlichkeit schafft Zeitwerte. Vielleicht liegt es auch so, daß der einzelne erst seine Zeit durch ihr völliges Erleben überwinden muß, um in seine Ewigkeitssphäre hinaufgelangen zu können. Er wird dann mit dem, was er so als Zeitgenosse schafft, die Zeitgenossen ergreifen, die nachher ihm nicht mehr folgen wollen, ihn gar auf Irrwegen wähnen. Man denke, wie einsam Goethe wurde, der als Dichter des „Werther" und des „Götz" die Welt für sich hatte. Ein gleiches Schicksal hatte Beethoven; ein gleiches, wenn auch weniger deutlich sichtbar, Mozart. Michelangelo, Lionardo da Vinci, Dante, sie alle wuchsen in die Einsamkeit hinauf. Es ist dann die Aufgabe der Hunderte von Talenten, aus dem Zeitbedürfen heraus sich an diese Einsamen heranzufühlen und zu entdecken, wann sie „zeitgemäß" werden, für welchen Teil ihres Ewigkeitsschaffens der Gegenwartspunkt eintritt. Der Goethe, der heute Tausenden der besten Deutschen täglicher Lebensgenosse ist, ist ein ganz anderer als der, den die Stürmer und Dränger liebten, den der Kreis der römischen Freunde umfing, der in Weimar einer Heldentum suchenden Jugend als Olympier erschien. Der Mensch Beethoven, der den Zeitgenossen ein Narr war, ist heute allen denen, die ihm nahegekommen sind, Held und geliebter Menschenfreund. So wird dieser aus den heutigen zeitlichen Augen ganz anders angesehene Goethe heute und immer wieder ein Faktor der Entwicklung dadurch, daß er Menschen bildet. Aber seine Bedeutung für die sogenannte Entwicklungsgeschichte der Kunst, die liegt ganz anderswo, war zu gewissen Zeiten sehr gering, könnte bei einem Genie sogar fast gleich Null sein.

Die sichtbare Kunst*entwicklung*, die wir miterlebend verfolgen können, wird dagegen von anderen Kräften bestimmt. Diese Entwicklung läßt sich auf die Formel: „Der Kampf des Jungen gegen das Alte" bringen. Dagegen ist es sehr kurzsichtig, die ganze Kunstgeschichte als einen solchen Kampf hinstellen zu wollen. Da übersieht man eben, daß das Allerhöchste dieser Kunst, das, was wir zu heiligem Schauer oder zu unbändiger Lust von der Kunst empfangen, gar nichts mit dieser Kunstgeschichte zu tun hat. Wir können allenfalls von einer Geschichte des Verhältnisses der Menschheit zu dieser Kunst sprechen. Dieses Verhältnis wechselt nach Art und Stärke, und wir sind natürlich töricht genug, das jeweils gegenwärtige Verhältnis als das richtige anzusprechen. Aber mit der Entwicklungsgeschichte des künstlerischen Schaffens haben diese Werke eigentlich nichts zu tun. Die diese Entwicklungsgeschichte bedingen, sind vielmehr jene Künstler und jene Kunstwerke, zu deren Verständnis es, sobald sie der Vergangenheit angehören, eines besonderen Studiums bedarf; jene Künstler, bei denen man sich in ihre Zeit, in die Begleitumstände hineinleben muß, um ihre Bedeutung zu verstehen; jene Künstler darum auch, die gelegentlich, oft lange nach ihrem Tode, wieder einmal plötzlich in Mode kommen können. Man denke z. B. an die Präraffaeliten. Die Liebe zu diesen, so leidenschaftlich sie sich zeitweilig gebärdete, hat in unserer Zeit niemals das Snobi-



stische, oder doch wenigstens das „Gebildete" ganz zu überwinden vermocht. Sie ist auch nicht einen Augenblick lang als schlechtweg natürlich erschienen, und zwar weil diese Werke nicht zu den Großtaten der Genialität gehören, sondern in der Entwicklungsgeschichte der Kunst als bestimmt erkennbare Stufe stehen. Sie sind durchaus zeitlich begrenzt und waren nur für eine bestimmte Zeit Natur. Das kann man etwa von Werken Raffaels nicht behaupten. Es gehört gar keine Bildung dazu, zur Schönheit seiner Madonnen ein lebendiges Verhältnis zu bekommen. Gerade der Nicht-Kunstgelehrte, der bloß Empfangende, Genießende, wird diesen Werken gegenüber gar nichts Historisches fühlen, sondern sie ganz als in sich beruhend, als zeitlos, eben einfach als schön empfinden. Oder man nehme Goethes „Faust". So gewiß Goethe, wenn er heute lebte und heute seinen „Faust" schüfe, das Faustische in diesen Menschen sich anderen Verhältnissen der Umwelt gegenüber betätigen ließe, an dem Kern des Werkes, eben am Faustischen, würde das nichts ändern. Darum bleibt dieses auch dauernd gegenwärtig, es ist nur Episodisches, was nicht unmittelbar lebendig wirkt. Aber weder Raffaels Werke noch Goethes „Faust" sind für die Entwicklungsgeschichte der Kunst bedeutsam gewesen. Raffaels Werke nicht, trotzdem sie millionenfach nachgeahmt wurden. Denn gerade diese dauernde Nachahmung bezeugt nur die stete Gegenwartswirkung seines Schaffens. Die Kunstentwicklung konnte sich dagegen nur dadurch vollziehen, daß man sich von Raffael entfernte.

Der Kampf des Jungen gegen das Alte! Es wäre merkwürdig, wenn die Kunstgeschichte nicht auf diese Formel ginge, wo doch das ganze Leben auf ihr steht. Es müßte Stillstand, Erstarrung und Unfruchtbarkeit eintreten, wenn die Jugend dasselbe wollte, wie das Alter. Es läge aber eine viel größere Schwäche darin, wenn das Alter sich jung gebärden und gegen das von ihm selbst Geschaffene mit der Jugend anstürmen würde, als wenn dieses Alter seinen Besitz zu verteidigen strebt und die Jugend als irrend bekämpft. Denn das Alter hat ja den Vorzug, daß es eine gereifte Jugend darstellt, während die Jugend eben nicht mehr Jugend wäre, wenn sie das Maß und die Ausgeglichenheit des Alters besäße. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn in der Kunstgeschichte gerade jene, die in der Jugend als heftigste Stürmer und grundsätzliche Neuerer erscheinen, im Alter die reaktionärsten Bekämpfer einer neuen Jugend sind. Das Temperament, das in der Jugend sie zum Sturme befeuerte, muß beim gereiften Mann zur halsstarrigen Überzeugung, im Rechte zu sein, werden. Und dasselbe Temperament, das einst zum kämpfenden Ansturm befeuerte, gibt jetzt die Kraft zur kampfstarken Verteidigung.

Es sind nur die Schwächlinge, die Mitläufer, die Unselbständigen, die immer „modern" sein können. Streng genommen sind sie freilich niemals modern in dem Sinne des morgen Kommenden, sondern immer nur modisch als gute Witterer des heute bereits Geltenden. Dem widerspricht nur scheinbar die Tatsache, daß wir manche starke Talente, vor allem in den bildenden Künsten, noch in reifen Jahren von ihrer Kunstrichtung ablenken und eine neue ergreifen sehen. Das kann einmal seinen Grund darin haben, daß es Menschen von sehr langsamer Eigenentwicklung sind, die erst spät mit dem Überwinden der Umwelt fertig werden und nur langsam zu sich selber kommen. Viel häufiger aber liegt der Fall so, daß bei ihnen der Umschwung nur das Äußere trifft — bei der bildenden Kunst die

Technik —, daß also die Betreffenden nur zur Meinung gelangt sind, in der neuen Technik ein Mittel gefunden zu haben, mit dem sie besser, überzeugender das ausdrücken können, was sie schon immer anstrebten.

Das alles sind keine Vollkünstler, keine, die unter dem höchsten Zwang arbeiten. Jene Vollkünstler, jene Genies, werden niemals als modern empfunden. Dazu hängen sie zu wenig mit ihrer Zeit zusammen. Sie können allerdings modisch werden, wofür aber die Ursache nicht bei ihnen, sondern nur beim Publikum liegt. Dieses findet auf einmal in den vielleicht lange Zeit verkannten Werken ein Etwas, was in ganz freier Weise das ausdrückt, was jetzt die Zeit sucht. Dadurch entsteht eine plötzliche Hinneigung, die aber nichts mit der wahren Liebe zu tun hat, weil sie auf falschen Voraussetzungen beruht, indem sie nämlich ein über den Zeiten Stehendes in den Zeitstrom hineinzuzerren sucht.

* * *

Das Kapitel Reinhold Begas unserer neueren Kunstgeschichte gibt den Anlaß und auch die Belege zu diesen allgemeinen Betrachtungen. Als Mitte der sechziger Jahre Begas' erste aufsehenerregende Werke, z. B. die Gruppe „Venus, die den weinenden Amor beruhigt", vor der Öffentlichkeit erschienen, da begrüßte ihn Ludwig Pietsch als den Bringer einer neuen Kunst. Hier sei die schöne Sinnlichkeit wieder geboren, die Natur selbst lebe vor uns auf, sie, die ewig gesunde, große und schöne, sei dieses Künstlers Lehrer und Meister; ein Künstler sei es, der ganz auf eigenen Füßen stehe. Der alte Riegel dagegen erklärte das Werk als grob naturalistischen Abklatsch von Modelldamen, wie sie sich überall fänden. Wenn man so das nackte Fleisch in Gips übertrage, könne keine Venus entstehen. Mit Geist und wirklichem künstlerischen Empfinden habe das alles nichts zu tun.

Riegel war eben der kritische Herold des vorangehenden Zeitalters, des Klassizismus eines Rauch und Hähnel, für den es einen kecken Realismus bedeutete, wenn einer wagte, moderne Dichter im zeitgemäßen Gewande darzustellen. Pietsch war der Begas gleichaltrige Sprecher der damaligen Jugend. Wir haben Pietsch und Begas schon seit zwanzig Jahren als Bekämpfer der Jugend vor uns gehabt, und man könnte, ohne an der Sache etwas Wesentliches zu ändern, die Tendenz und die Grundgedanken der Kritiken des alten Riegel ein Menschenalter später seinem ehemaligen Gegner Pietsch zuschieben, während dessen Ausführungen dann in den Kritiken der Revolutionäre um die Wende des Jahrhunderts ständen.

Ja, Begas war ein Revolutionär und hat für die Entwicklungsgeschichte unserer Plastik eine ganz außerordentliche Bedeutung. Er hat seine Zeit befreit von einem unlebendigen Idealismus, der in sich erstarrt war, und aus der steten Nachahmung einer Antike, die aus unserem Leben nicht mehr herauswachsen kann, das aus jener keine Nahrung mehr saugen konnte. Seine Kunst mußte auf seine Zeitgenossen wirken als blutvolles Leben, das schattenhafte Schemen verdrängte. Jubelnd nahm ihn das Volk der Genießenden auf und trug ihn rasch zu den höchsten Erfolgen. Begas hatte das Verlangen der Zeit erfüllt. Darum empfand die Zeit seine Werke als Erlösung und als höchsten Genuß.

Ich meine hier jene Werke, die den eigentlichen Begas zeigen, die nackten Frauengestalten, die als „Susanna", „Badende", „Psyche", „Nymphe" usw. bezeichnet sind, bei denen es aber dem Künstler nur darauf ankam, in sinnlicher Kraft

strotzende oder in holder Anmut blühende Frauenkörper zu bilden. Diese sinnliche Lebenslust suchte er noch stärker zu betonen durch das Gegenüber von Mann und Weib, etwa in jenem eisernen Römer, der, ganz Kraft, die widerstrebende Sabinerin an sich zwingt. Auch die Mythologie mußte jetzt bei ihm, mehr humoristisch, jedenfalls ganz unfeierlich aufgefaßt, dazu herhalten, dieses hohe Lied sinnlicher Schönheit in immer neuen Variationen singen zu können. Da tröstet Pan die verlassene Psyche, oder ein Kentaur hilft einer Nymphe auf seinen Rücken, indem er ihr die Hand zum Steigbügel bietet.

Ich sagte, er kam mit diesen Werken dem Verlangen der Zeit entgegen. Dem deutschen Verlangen. Im deutschen Volk lebte von den sechziger Jahren an die frohe Sinnlichkeit auf. Das Haus war gebaut, die Zeit der materiellen Sorge, der Armut und Not war vorbei; das Haus wurde reich, das Leben winkte mit seinen Genüssen. Es war aufgespeicherte Kraft vorhanden, um mit vollen Zügen genießen zu können. Man war müde der stets gebändigten Züchtigkeit, das Fleisch wollte sein Recht haben. Und doch hatten die Zeiten sich so gewandelt, daß dieses Verlangen nicht in wilder Kraft, in überschäumender Fülle, in einem Übermut, der in Roheit ausarten, sich aber auch in eine gottvolle Trunkenheit steigern kann, seine Erfüllung suchte wie einst in der Genieperiode des Sturmes und Dranges, sondern man wollte kultivierte Sinnlichkeit. Noch lieber nannte man es sinnliche Kultur. Das große Jahr 70 hat es mit sich gebracht, daß die so geweckten Lebenskräfte in ein anderes Bett schossen. Derartige Zeiten der Tat hemmen eine bewußte Kultur. Nachher haben dann die Gründerjahre es verschuldet, daß die Schönheit verloren ging und nur die Genußsucht blieb.

Es waren nur Künstler, die in den Jahrzehnten vor 70 herangereift waren, die jetzt eine schöne Sinnlichkeit zu gestalten wußten. Begas gehört zu ihnen. Man denkt gleichzeitig an Makart. Aber sobald ich Richard Wagner oder auch nur Johann Strauß, den Walzerkomponisten, nenne, fühlen wir sofort, daß weder weder der Maler noch der Bildhauer dem Schönsten dieser lebensfreudigen Sinnenblüte unseres Volkslebens die dauernd gültige künstlerische Form gegeben haben. Die liegt bei den beiden Musikern. Bei dem einen gesteigert ins Monumentale und, wie es hier leicht geschieht, vermischt mit dem Mystischen und sich Verzehrenden; beim Walzerkönig verflüchtigt, aber auch vergeistigt in den seligen Taumel der Stunde. Strauß wurde unbefangen genossen, Wagner in dieser Zeit andauernd bekämpft. Und zwar hauptsächlich um seiner Sinnlichkeit willen, d. h. man sprach ihm gegenüber von Unsinnlichkeit, man empfand seine Musik (immer rein sinnlich genommen) nicht als schön. Diese musikalische Sinnlichkeit Wagners ist denn auch nicht aus der Zeit geboren, sondern ist Schöpfung einer Persönlichkeit.

In der bildenden Kunst ersteht für die gleiche Zeit die wunderbar sinnliche Offenbarung Arnold Böcklins. Begas und Böcklin, man hat sie so oft zusammen genannt. Damals, vor vierzig und mehr Jahren. Heute fällt es niemand mehr ein. Und wenn einer die oben erwähnten Gruppen, etwa den sich die Nymphe aufladenden Kentaur, eine plastisch gewordene Böcklin-Szene nennt, so können wir ihm nur sagen, daß er nie einen Schritt in die Welt Böcklins getan hat; daß er diesen genau so äußerlich angesehen hat, wie Begas ihn äußerlich erlebt hatte. Sie waren beide zusammen in Rom: das in der Entwicklung stehende Talent, der kluge Witterer



Jüdische Trauung — Joseph Israëls

der Gegenwartsbedürfnisse, und die eigenwillige, zeitlose Persönlichkeit. Begas durfte jenes von Schönheitsgenuß und Arbeitsseligkeit berauschte Leben der Feuerbach, Marées, Böcklin mitleben. Sie haben auch später noch in Weimar kurze Zeit nebeneinander gewirkt. Begas sah in Böcklins Naturmythen die humoristische und genrehafte Verwendung von Requisiten und Gestalten der Mythologie, die aller Welt durch die bislang feierliche Behandlung langweilig geworden waren. Er hat nicht gefühlt, daß Böcklin durch sein außerordentlich starkes Erleben dieser antiken Welt den Schritt zurück tun und diese Gestalten wieder aus dem Element hervorgehen lassen konnte, aus dem sie ursprünglich geboren waren: aus der Natur. Begas hat in allen diesen Gestalten niemals Natur erlebt; Böcklin hat in ihnen nur sein starkes Erleben der Natur verkörpert. Es ist bezeichnend, daß dieses völlig außerhalb der Zeit liegende Erleben der Antike, dieses ebenso völlig der naturwissenschaftlichen Zeit widersprechende Erleben der Natur, wie es Böcklin eignete, von derselben Zeit nicht verstanden und nicht empfunden wurde, die dagegen jenen plastischen Gruppen eines Begas zujubelte.

Gewiß stand auch Böcklin in der Zeit, und auch in ihm war die neuerwachte sinnliche Kraft tätig. Wie Wagner eine ungeahnte Welt musikalischer Harmonie und Kontrapunktik schuf, um dieser Sinnlichkeit dauernd gültige, weil eben zeitlose Gestalt zu geben, so fand Böcklin seine neuen Harmonien ungeahnter Farbenzusammenstellungen und einer neuartigen Raumgestaltung durch die Farbe. Begas dagegen, der nicht eine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen hatte, brauchte auch keine neue Formensprache zu schaffen. Er fand sie in der bereits vergangenen Kunst. Denn das Empfinden der Zeiten und darum auch die Art, wie die in der Zeit stehende Kunst es befriedigt, ist ein Auf und Ab derselben, im Wesentlichen immer gleich bleibenden, Kräfte. So brauchte Begas nur, anstatt wie die ihm unmittelbar vorangehende Periode die Antike, das Barock und das Rokoko nachzuahmen, um seiner Zeit als neu zu erscheinen.

Wer in der Zeit steht, wird von ihr verzehrt. Begas hat das nicht nur darin erfahren müssen, daß seine Kunst mit ihm alt wurde und dem jüngeren Geschlechte als veraltet erschien, er erfuhr es auch in der tragischeren Form, daß die Zeit ihn, der sich zunächst als ihren Herrn erwiesen, zu ihrem Diener machte. Die Zeitereignisse, der siebziger Krieg voran, hatten jene Entwicklung zu einer genußfrohen Sinnlichkeit in die Bahn der Kraft und danach im Geleit des raschen Erfolges zur Kraftprotzerei gelenkt. Man war schier über Nacht groß geworden, unheimlich groß. Nicht im langsamen Wachsen, nicht im Gange der natürlichen Entwicklung, sondern durch den unerwarteten Fall des Gegners, durch eine Verkettung sich überstürzender Entwicklungen. Das Haus, das Kleid eines Riesen war da. Man wurde dadurch aber nicht selbst zum Riesen. Aber man wollte es wenigstens scheinen, vor sich selber scheinen. Daraus entwickelte sich jene Sucht, großzutun, die sich nirgendwo so charakteristisch geäußert hat, wie in der Monumentalplastik des neuen Deutschen Reiches.

Da ist es charakteristisch, wie man sich in der Wahl der Person des Künstlers vergriff. Man verwechselte die sinnliche Kraft des Temperaments mit monumentaler Größe und übertrug Begas die größten Monumentalaufgaben, die die Zeit zu vergeben hatte. Begas mußte an diesen Aufgaben scheitern. Schon der große

Neptunsbrunnen in Berlin war ihm in Einzelheiten zerfallen. Bei den Denkmälern des Kaisers Wilhelm und Bismarcks mußte er auch geistig völlig versagen. Er suchte durch Einzelheiten seine künstlerische Ehre zu retten. Man wird vor allen Dingen beim Kaiserdenkmal eine Fülle schöner Einzelheiten aufzählen können, man wird aber auch in diesen Einzelheiten nirgendwo wirkliche Größe finden. Dazu hätte es einer gewaltigen Persönlichkeit bedurft, einer Persönlichkeit, die sich dann auch selbst zu bändigen vermocht hätte, wie es Schlüter beim Denkmal des Großen Kurfürsten getan. Eine solche Persönlichkeit gebändigter Kraft, geschlossener Energie wäre aber gerade von dieser Zeit nicht verstanden worden. Denn sie hätte außerhalb der geschichtlichen Entwicklung stehen müssen.



Joseph Israels zum Gedächtnis

Die Reihen der Großen, an die sich die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts knüpft, lichten sich mehr und mehr. Mit Joseph Israels, dem Nestor der modernen holländischen Kunst, ist wieder einer dahingegangen und — vielleicht über ein kurzes — wird man mit Wehmut erkennen müssen, daß keiner mehr da ist von ihnen. Daß langsam, aber gewiß das letzte Jahrzehnt das Szepter der Kunst aus den Händen der Alten in die der Modernen, der jungen Nachstürmer hinübergespielt hat. Wohl leben noch manche von den Alten und thronen auf ihren vereinsamten Höhen, wohl weht uns hie und da noch aus einem alten Kupferstich oder einer Photographie ein Hauch jener Zeit entgegen, da ein Bild der Defregger, der Knaus und Achenbach u. a. das Haus jedes guten Bürgers zieren mußte. Aber es wird weniger und weniger, und wer weiß, wie fern die Zeit ist, da die aus dem Herzen gequollenen und zu Herzen sprechenden Malereien jener Heroen nur noch ein mitleidiges Lächeln finden werden. So ändern sich die Zeiten! Eine Kunst des Herzens war auch die des nun heimgegangenen Meisters Israels und keines seiner Bilder verleugnet, wie sehr er innerlich, mit seiner ganzen Seele beteiligt war am Werke. Trotz aller anerkennenswerten Errungenschaften der Moderne, trotz der riesenhaften Propaganda, mit der man das gedankenlose Nurmalertum in den Himmel hebt, wer möchte es ernsthaft leugnen, daß jene Kunst dem Herzen des Volkes für Zeit und Ewigkeit näher stehen wird als diese. —

Als ich vor einigen Jahren durch die Säle der Dresdner Galerie pilgerte, erregte unter der schwatzenden, aus einem Entzücken in das andere fallenden internationalen Korona, die um die Sommerszeit die Räume dieses einzig schönen Museums füllt, ein kleines verhutzeltes Männlein einiges Aufsehen. Die wenigsten wußten, daß dieser körperlich so unbedeutende unscheinbare Mann, dessen kluger Blick mit inniger Freude an den unsterblichen Meisterwerken der klassischen Kunst hing, Joseph Israels, der größte lebende Maler Hollands, war. Einige ganz besonders eifrige Galeriebesucher mokierten sich über den kleinen Unbekannten, so daß ich es mir nicht versagen konnte, ihnen die nötige Aufklärung zu geben, worüber natürlich promptest und mit der respektvollsten Bewunderung quittiert wurde. Mir selbst, den ich den großen Meister bisher nur aus Bildern kannte, wurde dann die Freude zuteil, ihm vorgestellt zu werden, und ich empfinde diesen Augenblick heute noch als einen der feierlichsten meines Lebens. Dieser Mann, neben dem die berühmte kleine Exzellenz von Menzel noch groß erscheinen mußte, war also der große Israels, in dem sich die ganze holländische Kunst des 19. Jahrhunderts verkörperte! — Jahre sind darüber hingegangen. Hin und wieder einmal las man seinen Namen in den Zeitungen, aber im allgemeinen wurde dieser Maler, von



dem aus die bedeutendsten Vertreter der modernen deutschen Kunst ihren Weg nahmen, viel zu wenig gewürdigt, wenigstens in Deutschland. Nun lenkt, wie so oft, der Tod wieder die Blicke auf einen der Besten seines Volkes und seiner Zeit. 87 Jahre ist er alt geworden; wahrlich ein schönes, gesegnetes Alter! Und doch meint man, wenn man das kolossale Werk des Meisters überblickt, daß diese lange Zeit kaum genügen konnte, um so viel Großes und Herrliches zu schaffen.

Wie jeder große Künstler, dem es nicht genug war, im Stile der Tradition weiterzuarbeiten, in dem es brodelte und gärte nach neuen Ausdrucksformen, ist auch Israels auf den merkwürdigsten Wegen zu dem gelangt, was ihm das Richtige schien. Weder bei dem Amsterdamer Maler Krusemann, noch bei den Franzosen Picot und Delaroche hat er das gefunden, was ihm der Ausgangspunkt und der Endzweck aller Kunst bedeutete, und nur widerwillig und ohne beachtenswerte Erfolge sehen wir ihn in den unerfreulichen Bahnen eines fast aufgedrungenen Epigonentums wandeln. Erst als er als etwa Dreißigjähriger in der Jodenbreetstraat, nicht weit von dem Hause, in dem einst Rembrandt wohnte, sein Atelier aufschlug, gingen ihm, dem feingebildeten, warmherzigen Judensohne die Augen auf für die Schönheiten der Welt, die ihn umgab. Ein Erholungsaufenthalt nach schwerer Krankheit in dem malerischen Fischerdorfe Zandvoort bei Haarlem hatte auch das Seinige getan, und das empfängliche Gemüt des jungen Malers auf den unerschöpflichen Reichtum an malerischer Schönheit und Reichtum der Natur und des Lebens seiner Heimat gerichtet. In Amsterdam inmitten des vielgestaltigen bunten Treibens und Jagens der reichen Handelsstadt, fühlte er den Pulsschlag des Lebens und erkannte, wie reich an Schönheiten im künstlerischen Sinne selbst das noch war, was anderen häßlich erschien.

Israels hat ganz gewiß keine Häßlichkeit in der Kunst proklamieren wollen, und dieser Vorwurf träfe ihn ebenso zu Unrecht, wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Courbet. Nur Wirklichkeit sah er. Mit seinen klugen, scharfen Augen sah er, wie die Menschen sich mühten um das Leben, sah er sie ringen um das tägliche Brot, sah sie dann am Feierabend ihres Erdenwallens in stillen Winkeln, wo sie dem Ende entgegenschauen. Ein feierlicher, ernster Grundton geht durch alles das, was Israels schuf. Früher einmal hat wohl auch er die Dinge der Welt in heiterem Lichte angesehen. Aber der große, reife Israels, der Israels, den wir lieben, weil so viel Seele in seinen Bildern ist, der ist ernst und tragisch.

Wie das Land, in dem er lebt, wie die Natur und seine Bewohner, so ist auch das Wesen der Kunst Israels die Einfachheit und Schlichtheit. Und wenn man sich mit noch so feingeschliffenen Analysen über den technischen, über den ethischen und ästhetischen Gehalt seiner Werke hermachen will, sie werden zu guter Letzt immer in diesem Worte enden. Diese Schlichtheit ist die vornehmste Eigenschaft seiner Kunst. Mit den einfachsten Mitteln löst er Stimmungskonzerte von ergreifender Innigkeit aus.

Auf einer tiefernsten, bitteren Lebensweisheit baut sich das Werk dieses Malers auf; überall vernehmen wir die melancholische Weise, daß das Leben nur ein Durchgangsstadium ist, an das es sich nicht lohnt, sich anzuklammern. Schon eines seines ersten Bilder aus der Zeit, da er sich selbst gefunden hatte, die Frau am Fenster, spricht in großen Akkorden davon, und der Blick dieser Einsamen ist wie ein stummes, wehes Entsagen. Aber nicht der seelisch ergreifende Inhalt allein ist's, der dem Bilde seine Bedeutung gibt, sondern vor allem die künstlerische Lösung, der erreichte Grad der technischen Vollendung, die nicht im Sinne einer virtuosen Pinselführung, sondern in dem einer malerischen Kultur ihr Höchstes leistet. Mit welch großer Schlichtheit hat Israels das tausendfach behandelte und tausendfach variierte Thema von Mutter und Kind zu lösen verstanden. Hier werden nicht, wie so oft, übertrieben sentimentale Gefühlskomplexe umschrieben; hier ist alles nur einfache Naturabschrift, die nichts weiter will, als wahr sein. Dennoch ist jene geheimnisvolle Poesie hineingezaubert, die auch die traurigste Stunde zu verschönern imstande ist.

Gehen wir von hier aus weiter, an dem wundervollen „Auf dem Heimweg" vorbei, zu dem Israels einst die Skizze schuf, als er mit seinem größten deutschen Schüler, Max Liebermann, in der Gegend von Delden herumwanderte, ferner an dem ergreifenden „Allein in der Welt", das in Asterdam fast abgelehnt, in Paris dem Meister einen glänzenden Erfolg brachte, so nähern wir uns dem Ernstesten, Erschütterndsten vielleicht, was Israels' begnadete Hand schuf, dem „Vor dem Abschied". Der tiefste Schmerz des Lebens, das wildeste Weh, das eines Menschen Brust bewegen kann, jene verwüstende, den ganzen Menschen ausschöpfende Traurigkeit, hier ist sie. Hier in dieser Frau und in diesem Kinde, die in sich zusammengesunken, Abschied nehmen von dem Sarge, der ihr Liebstes birgt, den Gatten und Vater, den Ernährer. Mit einer Tiefe und Wahrheit der Psychologie, einer Beobachtungsschärfe und Einfachheit der Mittel, die kaum überboten werden kann, ist hier die ganz erschütternde Wirkung aus der Beredsamkeit des Milieus herausgeholt. Hier haben Poet, Psychologe und Maler sich zu einem einzig schönen Dreiklang vereint. Wo wir auch weiter hinschauen — ich nenne die Bilder „Der Sohn seines Volkes", „Der Schiffbrüchige", „An Mutters Grab", „Erste Liebe" — immer und immer wieder packt er die Seele und fesselt das künstlerisch empfindsame Auge durch die Art, wie er die Fülle des Lebens in seinen Bildschatz hineinreißt, wie er Bewegungsreichtum und physiognomische Erscheinung, wie er Licht und Schatten zu suggestiver, bezwingender Wirkung verbindet. Ich verweise hierbei auf die schöne Israels-Publikation: Joseph Israels. Sein Leben und sein Werk. 50 Gravuren. Herausgegeben von A. und S. Cohen, Amsterdam, und Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Aber, wenn wir uns auch abwenden von den ernsten Stoffen, deren innere Tragik schon allein dem malerischen Werke unsere Anteilnahme zuwendet, bleibt immer der große Künstler, dem Seele und Handwerk in gleicher Weise dienstbar sind. Und immer ergibt sich aus dieser innigen Harmonie der geheimnisvolle Reiz, das innere, reiche Sein, das diesen Werken einen unvergänglichen Zauber verleiht

Ob er uns hineinblicken läßt in „Die Nähschule von Kattwik", wo jedes der dargestellten Mädchen ein eigener, individualisierter Typ seiner ärmlichen Menschenklasse ist, ob er uns das von tausenderlei Kleinkram und doch stiller Behaglichkeit erfüllte Interieur einer Bauernstube zeigt, ob er sich in den Kindern, die in den Wasserlachen Schiffchen spielen, als feiner Beobachter der kindlichen Psyche und glänzender Schilderer des Meeres zu erkennen gibt, oder ob er gar sich als Porträtist von ungeheurem Charakterisierungsvermögen vorstellt, immer reißt er zu heller Bewunderung hin durch die seelische und künstlerische Kraft, die den Grundpfeiler seiner Kunst bildet. Er rollt das ganze gewaltige Schauspiel des Lebens erbarmungslos vor uns auf. Nicht mit bitterer Ironie und grotesker Übertreibung, sondern mit einem sachlichen Ernst, der etwas Monumentales an sich hat.

Arthur Dobsky



Hoffmann-Fallersleben

Die zum Programm erhobene Gleichgültigkeit gegen das Was hat die neuere Landschaftsmalerei vielfach um Werte und Kräfte gebracht, die in geistiger und seelischer, ja in allgemein menschlicher Beziehung auch durch die höchsten, rein malerischen Kräfte nicht wettgemacht werden können. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die Landschafterei gewiß nicht in Wettbewerb mit der Ansichtspostkarte treten soll, noch braucht erst betont zu werden, daß niemals ein Kunstwerk entstehen kann, wenn ein lediglich stoffliches Interesse für den Mangel künstlerischer Eigenschaften entschädigen soll. Gewiß ist auch die Natur so reich und stark, daß sie überall Stimmungen auszulösen vermag, und es liegt sicher eine besondere

künstlerische Gnade darin, um sonst verachtete, gar gemiedene Schönheiten zu entdecken. Aber andererseits ist es doch nicht zu leugnen, daß man z. B. bei den zahllosen Landschaften, die heute unsere großen Ausstellungen zu zeigen pflegen, doch meistens recht gleichgültig bleibt. Es wechseln da Stimmungen, häufiger noch bloß Beleuchtungen. Eine gewisse Gleichförmigkeit oder auch Armseligkeit der Motive ist nicht zu verkennen. Es fehlt eben ein starker Inhalt, der uns tiefer packt, als bloß im Augensinne.

Ich meine aber auch, daß die „rein malerische“ Anschauung der Natur — so pflegt man sie heute ja gern zu nennen — durchaus nicht unserem wahren Verhältnis zur Natur entspricht. Man müßte nicht der Gattung Mensch angehören, der überall in eine Fülle von Beziehungen zur Natur kommt, die gar nichts mit dem rein Malerischen zu tun haben, wenn nicht auch bei der rein künstlerischen Betrachtung eines Naturausschnittes der ganze Mensch mitspräche. Als Unterschicht bei einer noch so rein sinnlichen Aufnahme des Natureindruckes sprechen in uns mit die Fragen: Wie stellt sich das Leben in dieser Natur? Wie wirkt und waltet in ihr der Mensch?

Nun gibt es doch auch nur ganz wenige Gegenden, die so rein Landschaft sind, daß nicht irgendwo und irgendwie die Wirkungen des Menschen als Kulturträgers in ihr sichtbar sind. Und kann die Einbeziehung dieser menschlichen Tätigkeit in die Abschilderung der Natur künstlerisch schädlich sein? Ist nicht alles das auch Natur? Es scheint mir lächerlich, die einzelnen Fähigkeiten des Empfangens beim Menschen auseinanderzuhalten, wo doch die höchste Schönheit gerade darin beruht, daß immer der gesamte Organismus Mensch bei allem stärkeren Erleben beteiligt ist. Wie kurzsichtig, an einem Bilde, das uns im Tiefsten ergreift, zu rügen: der Inhalt des Bildes sei literarisch! Die Hauptsache ist doch, daß ich tief ergriffen werde, und das Bild hätte erst dann künstlerische Schwächen, wenn der als literarisch bezeichnete Inhalt die künstlerische Darstellung geschädigt hätte. Ich weiß, das ist tausendmal vorgekommen. Aber diese Bilder sind eben überhaupt schlecht, weil ihr Schöpfer kein Künstler war. Der hätte auch keine besseren Bilder geschaffen, wenn er sich möglichst der Inhaltlosigkeit beflissen hätte. Als ob die inhaltlosen modernen Bilder alle gut wären! Die wirklich tiefgreifenden Werke sind ganz unabhängig von der gewählten Technik und bei jeder Gesamteinstellung selten. Aber dann muß ich doch sagen, daß, wenn ich zwischen zwei Gemälden zu wählen habe, die mir malerisch nichts zu geben vermögen, ich immer noch das vorziehe, das dann wenigstens irgendeinen anderen Inhalt hat, der zu mir spricht. Und so habe ich mich in der Tat oft in der Lage gesehen, von einer einfachen Ansichtskarte mehr zu bekommen, als von einem großen Gemälde. Das war vor allen Dingen dann der Fall, wenn diese Karte mir Stätten vorführte, die durch ihre geschichtliche Vergangenheit oder sonst einen „Inhalt“ in meiner Seele Stimmungen und Gefühle wachriefen, die ganz an und für sich Werte bedeuten.

Es kommt noch eins hinzu. Der Mensch ist und war vor allen Dingen in den Zeiten der Bodenständigkeit geradezu ein Teil der Landschaft, die er bewohnte. Seine Arbeitsweise, sein ganzes Empfindungsleben wurden von der Natur beeinflußt. Je ausgeprägter der Charakter dieser Natur war, um so eigenartiger, ihr innerlich verwandter wurden die Betätigungen des Menschen in ihr. Man denke zum Beweise dessen nur an den Hausbau, dessen charakteristische Formen vom Seestrand bis ins Hochgebirge überall dort entstanden sind, wo die Natur selber charakteristisch ist. Diese Eigenart muß der Mensch frühzeitig als Schönheit empfunden haben. Ob altheidnische Opferstätten oder christliche Klöster, sie finden sich fast immer an Orten von einer eigenartigen Schönheit. Und wer einen Blick dafür hat, wie sich die alten Dörfchen in die Landschaft einbauen, wie in ihnen die Kirche oder bei ihnen eine Burg steht, der sieht hier bedeutsame Schönheitsgesetze walten. Man muß eben bedenken, daß früher die Natur die Gesetze gab, selbst für den Verkehr. Man vergewaltigte nicht die Natur um des Verkehrs willen. Der Flußlauf blieb gekrümmt und wurde nicht reguliert; der Berg wurde umgangen und nicht durchstochen; man schmiegte sich ins Tal ein und überbrückte es nicht. Hier liegt der wunder-

bare Reiz des alten Kulturlandes, um so stärker und reiner, je weniger die von ganz anderen Trieben beherrschte moderne Kultur diese Gegenden berührt hat. In diesen Landschaften vereinigen sich aufs innigste Natur- und Kulturwerte, seelische und sinnliche Stimmungskräfte. Diese Landschaften sind eigentlich das, was das Gefühl Heimat gibt und was im großen und weiten Sinne uns als Vaterland vorschwebt, wenn wir von diesem eine sinnliche Vorstellung gewinnen wollen. Ich kann mir für den künstlerischen Landschafter kaum eine schönere Aufgabe denken, als die Seele dieser Landschaften zu belauschen, zu zeigen, wie hier der landschaftliche Körper Form und Ausdruck ist eines tiefen seelischen Lebens.

Unter den wenigen deutschen Landschaftern, die in diesem Verhältnis zu ihrem Vaterlande stehen, ist einer der stärksten und sympathischsten Franz Hoffmann-Fallersleben. Dieselbe Liebe zum Vaterlande, die dem Dichter sein begeisterndes „Deutschland, Deutschland über alles“ eingab, ist auch auf seinen 1855 geborenen Sohn übergegangen. Und auch jene glückliche Mischung von volklichem Empfinden und Gelehrsamkeit, die den trefflichen Beherrscher der Deutschkunde so köstliche Volkslieder singen ließ, findet sich nach anderer Richtung beim Maler. Ich sehe sie hier in dem Neben- und Ineinander des sicheren Gefühls für die unverfälschte deutsche Landschaft und für die in ihr wurzelnde Kultur. Der Türmer hat vor drei Jahren von Hoffmann-Fallersleben eine große Reihe Bilder aus Oldenburg gebracht, in denen eine schier unbekannte Landschaft mit einer ganz eigenartigen Bauernkultur in Hausbau und Wohnungseinrichtung charakteristischen Ausdruck fand. Dieses Mal folgen wir ihm auf ältesten deutschen Kulturboden: ins Weserland. Die alte Abtei Corvey bildet den Mittelpunkt. Des Malers Sohn Jochen, der selber eine beträchtliche Zahl feinstimmiger und dabei doch so außerordentlich scharf gesehener Zeichnungen beigesteuert hat, hat in beredten Worten diese ganze, heute so stille Welt geschildert. Da wird langsam das Bauwerk selber wieder ein Stück Natur, während diese auf der anderen Seite ihrerseits als monumentale Architektur die Landschaft gliedert, wie die gewaltigen Bäume von Dreizehnlinden. Und alte Burgen steigen vor uns auf, trutzig und stark noch in ihrer halben Verwitterung, innen wohnlich und voll heimlicher Winkel, auch wenn sie von außen wie Dohlennester wirken.

Der Künstler, der einst die ausgezeichnete Schule des Weimarers Hagen genossen hat, zeigt sich unberührt von der mannigfachen technischen Problematik der neueren Landschaftsdarstellung. Er steht von jung an in innigstem Zusammenhang mit der Natur. Mit sehr scharfem Auge erfaßt er die Form jedes Landschaftsausschnittes und gibt ihr die leuchtende Gestaltung durch die Farbe. Etwas Monumentales, Dekoratives liegt in dieser Farbigkeit, diesem Erfassen der wirklich beherrschenden Töne, der großzügigen Vereinfachung zu eindrucksvollen Flächen. In dieser Einfachheit liegt die Stimmungskraft des Volksliedmäßigen, das sich zuweilen bis zur dramatischen Ballade steigert. Oder wem stiegen nicht alte, unheimliche Schloßgeschichten auf, wenn er diese Corveysche Burg sieht, die so verlassen und gemieden wirkt, als laste auf ihr schwerer Fluch, und die doch auch wieder lockt in unabhängigem Trotz und stolzer Stärke. Laß heulen den Sturm, laß die Dohlen krächzen, sie hat schon Schlimmeres überstanden und wird dauern in fernste Zeit!

Ganz meisterhaft ist der Judenkirchhof in seiner merkwürdigen Verlassenheit. So breit der Weg ist, der daran vorbeiführt, er macht doch den Eindruck des Gemiedenen; etwas Verächtliches, etwas Beiseitegeschobenes haftet dem Ganzen an. Ein Ghetto der Toten mitten in der freien, weiten Landschaft.

Möchten die Bilder dahin wirken, daß manch einer, in dem die alte deutsche Wanderlust noch lebendig ist, nicht in die Ferne schweift, sondern dieses alte Weserland durchstreift zur überraschenden Ausbeute an eigenartiger Schönheit von Landschaft und Leben!

Karl Storck







Franz Liszt

Zum hundertsten Geburtstage · Von Karl Storck

Was man auch sagen und was man auch tun möge: die Ideen streben unaufhaltsam ihrem richtigen Punkte zu, die Dinge verändern und berichtigen sich ohne Unterlaß, und die Wahrheit wird ihre Gläubigen und ihre Kämpfer nicht im Stiche lassen." Als sechsundzwanzigjähriger Mann hat Liszt dieses Glaubensbekenntnis am Ende seines Streites mit dem belgischen Musikgelehrten Fétis ausgesprochen, das eine moralische Weltanschauung in sich schließt. Sein Leben, sein Schaffen, das Schicksal seiner Persönlichkeit und seiner Werke in der Beurteilung der Welt, können als Zeugnisse dieses Wortes aufgerufen werden.

Es gehört zu den trostvollsten Erlebnissen, die uns die Geschichte der Menschheit beschert, daß wirklich große schöpferische Künstler auch immer große edle Menschen waren. Diese Erkenntnis kann auf lange hinaus verdunkelt sein, das dichte Gestrüpp des Alltagslebens kann den Blick hemmen; zeitgenössische Meinungen und Aussprüche, die vielleicht alle aus wahrer Überzeugung hervorgeflossen sind, verwirren und beeinflussen die Betrachtungsweise der Fernerstehenden. Aber diese Dinge verändern und berichtigen sich ohne Unterlaß, und die Ideen streben unaufhaltsam ihrem richtigen Punkte zu.

Zu einer Idee gewissermaßen wird der große Mann. Seien wir doch bescheiden. Das Genie, die Gottesgabe, für die keiner kann, die wir also nicht nur neidlos am Nebenmenschen bewundern sollten, die vielmehr das höchste Glück ist, das uns als Gesamtheit beschert werden kann, erhebt den Menschen, der als sein Gefäß auserseheh ist, in eine Höhe, daß wir andern drumherum es naturgemäß nur aus der Perspektive von unten beurteilen können. Dieser tiefere Standpunkt bringt es mit sich, daß wir naturgemäß jene Dinge am stärksten sehen, die nach unten gerichtet sind, jene, die den genialen Menschen in der Verbindung mit der Gesamtheit zeigen, während unser Blick nicht zu der Höhe hinaufreicht, nach der

das Genie bewußt strebt. Und erst die Zeit berichtigt diese Dinge. Wir erkennen dann, daß jenes, was uns am Lebenden störte, entweder ganz nebensächlich oder sogar unbedingt notwendig war, damit das Höchste, das wir oft erst nach langen Zeiten erkennen können und überhaupt nur erkennen, weil das Genie es uns gewonnen hat, erreicht werden konnte. Im Genie ist das Göttliche in viel stärkerem Maße lebendig, als in den übrigen Menschen. Urkraft dieses Göttlichen aber ist, daß es über die Zeiten hinaus dauert ins Ewige. So kommt es, daß auch das Alltägliche beim Genie unter dem Gesichtswinkel des Ewigen steht. Das können wir andern freilich immer erst zu spät erkennen, immer erst dann, wenn die Alltäglichkeiten versunken sind und wir zur Tat des Genies im Zeitenstrom so nahe herangetragen worden sind, daß sie für uns Gegenwart geworden ist.

Die 100. Wiederkehr des Geburtstages Liszts zu Beginn der vor uns liegenden Musiksaison wird dazu beitragen, daß das Konzertleben des nächsten Winters in ganz ungewöhnlichem Maße im Zeichen der Kompositionen Liszts stehen wird. Ein Übermaß ist immer vom Übel, und so kann es leicht sein, daß danach ein Rückschlag eintreten wird, der aber doch die endgültige Klärung des Verhältnisses der Allgemeinheit zu Liszt als Tonschöpfer nicht hintanhalten dürfte. Nein, dieses Verhältnis ist noch nicht ganz klar. Es leben noch zu viele von jenen, die die Bekämpfung des Komponisten Liszt mit einer Hartnäckigkeit und einer Grundsätzlichkeit durchgeführt haben, für die es sehr schwer hält, edle Beweggründe zu finden. Ich halte es aber für überflüssig, lange bei dieser Tatsache zu verharren. Wir wollen auch sie zu den Begrenztheiten des Tages rechnen. Auch Liszt stand ja nicht allein. Auch um ihn scharten sich viele, und es waren nicht lauter große Geister. Viele Maßlosigkeiten und Unsinnigkeiten derer, die sich oft auch wider seinen Willen, jedenfalls stets ohne sein Zutun, als seine Jünger bezeichneten, wurden ihm zugeschoben. Dann hat schon Goethe es erleben müssen und darum auch die Tatsache uns verkünden können: „Die Menge mag wohl jemandem irgend ein Talent zugestehen, worin er sich tätig bewiesen und wobei das Glück sich ihm nicht abhold zeigt; will er aber in ein anderes Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen, so scheint es, als wenn er die Rechte verletzte, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen." Es handelt sich also bei diesen Erscheinungen, die sich vielleicht niemals in so schroffer und so grotesker Form gezeigt haben, wie damals, als der von der Welt bestaunte Virtuose Liszt als Komponist vor die Welt trat, um die Begrenztheiten unseres Lebens. Die Begrenzten aber sind hochmütig, die Vertreter des Ewigen bescheiden. So auch Liszt, der damals vor seinem ersten Auftreten als Komponist in Berlin äußerte: „Über dem Künstler steht die Kunst, als herrschender Künstler bin ich von Berlin ausgezogen; als Diener der Kunst kehr' ich wieder zurück."

Das Urteil dieser Alten über den Komponisten Liszt wirkt noch nach. Aber auch den allzu Jungen wird es nicht leicht fallen, ganz unbefangen Liszt gegenüberzutreten. Die Persönlichkeit Liszts, sein allgemeines Wollen ist von einer so außerordentlichen Modernität, daß man auch sein Schaffen, das in seinen wichtigsten Bestandteilen über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, allzu leicht an den Modernen

mißt. Diese haben gerade, weil sie auf Liszts Schultern standen, manches von dem, was er anstrebte, in glänzenderer Form erfüllt. Der hohe Glanz der modernen Technik hinsichtlich der Farbigkeit und der polyphonen Stimmführung des Orchesters, beeinträchtigt etwas unsere Aufnahmefähigkeit für die nach dieser Richtung hin einfachere Kunst Liszts. Vielleicht ist aber gerade die Zeit dafür da, daß wir in dieser höheren Einfachheit wieder Werte entdecken können, weil sie uns hilft, den Blick vom Äußeren wieder mehr aufs Innere zu wenden. Ich glaube aber auch, man wird erkennen, daß in Liszts Musik noch ungehobene Zukunftswerte stecken. Das rhythmische Leben der Kompositionen Liszts scheint mir noch nicht ganz erfaßt, vor allen Dingen noch nicht fruchtbar geworden zu sein.

Doch auch unser Verhältnis zu ewigen Kunstwerken gehört zu den Dingen, die sich verändern und berichtigen, und da bei den Kunstwerken die Dauerhaftigkeit liegt, so können sie es ja abwarten, wie sich das Drumherum verändert. Dagegen sollte dieser hundertste Geburtstag zum Anlaß werden, sich so eingehend und eindringlich mit dem Menschen Liszt zu beschäftigen, daß dieser endlich in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit Volksbesitz würde. Wir brauchen diese Heiligen der edlen Menschheit als Helfer im Kampf um ein schönes Menschentum, als Schutzgeister gegen die Götzen der Selbstsucht und einer groben Erdhaftigkeit. — —

Es scheint gerade für die Entwicklung der Musik notwendig zu sein, daß in größeren Zeitabständen Universalgenies erstehen, die durch eine besondere Fähigkeit der Aufnahme das national Geschaffene wieder zum gemeinschaftlichen Menschheitsgute machen. Ich sage, gerade für die Musik scheint das nötig zu sein. Die Musik als Sprache der Seele, als körperlose Gestaltung der Ideen im Sinne Schopenhauers, als Kunst, die nicht den Hemmnissen der Verschiedenheit der Sprache unterworfen ist, diese Kunst, die keinerlei andere Voraussetzungen stellt, als offene Sinne und ein offenes Herz, ist vor allen anderen berufen, das Bindeglied der Menschheit zu sein. Vor ihr verschwinden die sozialen Unterschiede der Erziehung und geistigen Vorbildung, vor ihr müssen letzterdings auch verschwinden die Unterschiede nationaler Veranlagung. Nicht so, daß die Musik nun unnational würde. Aber sie vermag diesen Gehalt des Nationalen in einer solchen Reinheit auszudrücken, daß er zum Gefühlswert wird und so auch von jedem anderen aufgenommen werden kann. Sie wird so ein Bindeglied unter den Völkern, wie wir ein stärkeres nicht kennen. Aus einem Austausch aber muß folgen Ausgleich. Die höchste Form des Ausgleiches aber besteht darin, daß aus dem Bunde zweier Individualitäten ein Kind hervorgeht, das die Werte und Kräfte beider zu einer neuen Individualität zusammenschließt.

Ich sagte, der Musik sind in gewissen Zeitabständen solche Genies der Universalität, die nichts zu tun hat mit verwaschener Internationalität, beschieden gewesen. Und wie es des deutschen Volkes Fähigkeit von je gewesen ist, in höherem Maße als andere Völker das Fremde sich anzueignen und aus dem eigenen Wesen heraus neu zu gestalten — wir haben auch unter der Kehrseite dieser Eigenschaft, dem Fluch der Fremdsüchtelei, bitter gelitten —, so sind auch aus Deutschland diese musikalischen Universalgenies hervorgegangen: Händel, Mozart und eben Franz Liszt. Sogar der äußere Lebensgang der drei hat insofern eine Ähnlichkeit, als sie

zunächst als Künstler die ganze Welt bereisen, gewissermaßen ihre Künstlerpersönlichkeit der Welt, den fremden Nationen aufdrängen. Vermöge ihrer besonderen Anlage nehmen sie dabei das in der Fremde Vorhandene in sich auf und ihre zur Universalwirkung bestimmte Persönlichkeit wird dann das Bindeglied der so verschiedenen Kräfte. In ihnen vermengen sich diese Kräfte gleichsam zu einem neuen Chaos, aus dem heraus nachher als ihre persönliche Schöpfung die neue Kunsttat erblüht, die zwar ihr ganz persönliches Eigentum ist, aber vermöge der verschiedenartigen Urbestandteile die Kraft in sich trägt, auf die verschiedensten Nationen aufs neue befruchtend zu wirken. Händels Oratorium ist zu einer Weltgattung geworden, die von den verschiedensten Nationen in engem nationalen Geiste weitergeführt worden ist; Mozarts Musik hat allen Völkern ein neues Schönheitsideal vor Augen gerückt; an Liszts sinfonische Dichtung knüpft sich bei sämtlichen Völkern eine nationale Programmusik.

Das Leben ist immer umfangreicher, mannigfaltiger, bunter geworden. Der Lebenskreis, den der Künstler beherrschen muß, hat sich gegen früher unendlich geweitet; eine Fülle geistiger und sozialer Interessen sind in unserer Zeit auch für den Künstler unumgänglich, wenn er wirklich tiefe Wirkungen auslösen soll. So kann es uns nicht wundern, wenn das Universalgenie Liszt eine viel längere Lebensdauer zur Tätigkeit des Aufnehmens verbrauchte, als die beiden anderen, wenn er erst viel später als sie dazu gelangte, die in sich aufgespeicherten Elemente zum neuen Ganzen zu gestalten. Hier liegt nach meinem Gefühl die wirkliche Erklärung für die Tatsache, daß Liszt erst in reifen Mannesjahren als Komponist großen Stils vor die Welt trat. Sie wird dadurch bestätigt, daß die Wurzeln vieler dieser Werke weit in seine Jugend zurückreichen.

Der äußere Lebensgang Liszts ist einer der bewegtesten und glänzendsten der ganzen Musikgeschichte. Die Fülle der Geschehnisse und Beziehungen, die Unmasse des Anekdotischen führt leicht dazu, daß man in seinem romantischen Leben den Wald vor Bäumen nicht sieht, wie Liszt selbst es wiederholt gesagt hat. Die vorhandenen Biographien Liszts leiden unter diesem Umstand, vor allem auch darunter, daß sie das Episodische zu wichtig nehmen. Liszt klagt in seinen Briefen oft darüber, daß ihn das äußere Drumherum des Lebens verbrauche. Es ist kurzsichtig, mit der Meinung aufzuwarten, es hätte ja in seiner Macht gelegen, sich dem Weltgedränge zu entziehen. Dann wäre er eben nicht der Liszt geworden, den wir kennen und der für die soziale Lebensstellung der Musiker mehr erreicht hat, als irgend ein anderer. Aber Liszt hatte eine außerordentliche Gabe innerer Konzentrationsfähigkeit, so daß er auch vom tiefsten Strudel nicht mitgerissen wurde und jederzeit die Kraft besaß, aus dem Gewoge sich in die Einsamkeit seines Selbst zu flüchten. So wirkt denn auch sein Lebensgang als Ganzes durchaus geschlossen und sachlich.

Das an die Spitze dieser Ausführungen gestellte Wort läßt sich auch auf diesen Lebensgang anwenden. Die Ideen seines Lebens streben unaufhaltsam ihrem richtigen Punkte zu. Anfang und Ende stehen in logischer Verbindung, und da sein ganzes Leben immer der Wahrheit diente, so mußte es ihn ans Ziel bringen, auch in jenem Sinne, daß er glücklich war.

Dieses Leben zeigt auch in seinem äußeren Gange die Universalität. Geboren

wurde er am 22. Oktober 1811 zu Raiding. Der Ort liegt im deutschesten Teile Ungarns. Die Mutter war Deutsche, die Familie des Vaters scheint dagegen eine echt madjarische gewesen zu sein. Ich glaube es bestimmt, und zwar wegen Liszts Verhältnis zur Zigeunermusik. Er hat so wenig in Ungarn gelebt, vor allem nicht in den für die Entwicklung entscheidenden Jahren, daß ohne die merkwürdige geistige Blutsverwandtschaft, die das Madjarentum zur Zigeunermusik hat, Liszts wunderbares Verständnis für die Einzigartigkeit dieser Musik kaum denkbar wäre. Sein 1859 erschienenes Buch „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie“, von dem wir die sehr gute deutsche Übersetzung des Peter Cornelius haben, gibt eine Fülle psychologischer Aufschlüsse über die innerste Natur Liszts, die bislang nicht genug beachtet worden sind. Der improvisatorische, dionysische Charakter, den Liszt als Hauptkennzeichen der Zigeunermusik hinstellt, ist auch das wesentlichste Merkmal seiner Kunst, sowohl als reproduzierender Klavierspieler wie als Komponist. Der Komponist hat es selbst bekannt mit jenen oft mißgedeuteten Worten, die der Partitur seiner sinfonischen Dichtungen vorangedruckt sind: „Obschon ich bemüht war, durch genaue Aufzeichnungen meine Intentionen zu verdeutlichen, so verhehle ich doch nicht, daß manches, ja sogar das Wesentlichste, sich nicht zu Papier bringen läßt, und nur durch das künstlerische Vermögen, durch sympathisch schwungvolles Reproduzieren, sowohl des Dirigenten als der Aufführenden, zu durchgreifender Wirkung gelangen kann.“

Hier liegen die geheimnisvollen Wirkungen eines orgiastischen Rhythmus, durch den erst die Tondichtungen Liszts zu wirklich lebendiger Wirkung zu gelangen vermögen. Ich schulde Richard Strauß tiefen Dank dafür, daß er mich in einigen seiner Vorführungen Lisztscher Sinfonien, dieses im dionysischen Taumel Neuschaffen, erleben ließ. Jedenfalls scheint es mir von außerordentlicher Bedeutung, daß Liszt, der die Kulturmusik aller Völker in sich aufzunehmen und als reproduzierender Künstler neu zu gestalten berufen war, auch die einzige Naturmusik großen Stils in dem tiefen Maße erlebt hat, daß er nachher imstande war, in den „Rhapsodien“ das Epos des Zigeunervolkes in gleicher Art zu dichten, wie ein Homer aus Volksliedern und Überlieferungen dem griechischen Volke sein Epos gab.

Der Vater, ein Beamter des Fürsten Esterhazy, war musikalisch genug, um die Begabung seines Sohnes erkennen und ihm den ersten Unterricht erteilen zu können. Als Neunjähriger trat Liszt zum erstenmal im Konzert auf. In Preßburg begeisterte er einige Magnaten derartig, daß sie ihm auf sechs Jahre ein Stipendium von sechshundert Gulden bewilligten. Daraufhin entschloß sich der Vater, seine Stellung aufzugeben und sich ganz der Ausbildung des Sohnes zu widmen. Czerny in Wien übernahm den Unterricht im Klavierspiel, Salieri den der Theorie. Die Fortschritte waren erstaunlich, und als 1823 der Knabe im Redoutensaal Hummels H-Moll-Konzert und eine freie Fantasie spielte, stürmte Beethoven aufs Podium und gab ihm den Weihekuß. Der Vater strebte nach Paris, das damals mehr als je die Hauptstadt des geistigen Europas war. Cherubini verschanzte sich hinter trockene Paragraphen, um dem Dreizehnjährigen, der auch in Paris sofort die größten Konzerterfolge gewonnen hatte und überdies vor dem Altmeister die wissenschaftliche Musikprüfung glänzend bestand, den Eintritt ins Konservatorium zu weigern.

So wurde die theoretische Ausbildung durch Privatunterricht bei Paer und Reicha weitergeführt, während der Klavierspieler Liszt auf sich selbst angewiesen war. Er hätte hier auch keinen Lehrer mehr finden können.

Die Pariser Presse feierte schon 1824 den Knaben als ein unvergleichliches Talent. Die Konzerterfolge häuften sich und blieben ihm überall treu, auch in London. Da entriß ihm 1827 der Tod den Vater; der Sechzehnjährige stand auf eigenen Füßen und mußte für sich und die Mutter sorgen. Äußerlich fiel ihm das sehr leicht, denn die Schüler strömten ihm aus den begütertsten und vornehmsten Kreisen zu. Schwerer bedrängten den Jüngling die Kämpfe um die innere Entwicklung.

Liszt hatte nichts von jener Einseitigkeit, die wir gerade an Musikvirtuosen so oft beobachten, die ganz von ihrer Kunst verbraucht werden. Sein leidenschaftlicher Geist erfaßte alle Probleme der Kunst und des Lebens, sein noch leidenschaftlicheres Herz wurde aufs tiefste ergriffen von allen Fragen höherer Menschlichkeit, seine glühende Seele suchte Erfüllung ihres Gottverlangens. Er muß damals ernstlich mit dem Plane umgegangen sein, Priester zu werden. Es war wohl der Verkehr mit den Anhängern des „Nouveau Christianisme“ und dem Marquis de St. Simon, der seine starken religiösen Neigungen von der strengen katholischen Kirchlichkeit, in der er aufgewachsen war, ablenkte und ihn mehr für eine dogmenlose Religion der Liebe gewann. Doch ist es bei ihm niemals zu einer Gegnerschaft gegen die Kirche gekommen, nur daß eben die sozialen Heilslehren des Christentums in den Vordergrund traten. Er hat sich damals stark und für seine Jugend überraschend tief mit diesen Problemen beschäftigt und für sich dauernd die praktische Weltanschauung der Nächstenliebe gewonnen. Es muß ja gewiß ihm angeboren gewesen sein, aber nur bewußte Zucht konnte diese wunderbare Selbstlosigkeit, diese einzigartige Opferfähigkeit für andere, diese herrliche Güte im Urteil über andere, und diese völlige Gleichgültigkeit gegen Rang und Ansehen der Person herausbilden, die die einzigschönen Eigenschaften des Lisztschen Charakters von früh an bis ins Greisenalter bilden.

Im übrigen aber galt schon damals für ihn, was er später an die Freundin Agnes Street-Klindworth schrieb: „Die Musik wird derart zu meiner zweiten Natur, daß sie die erste gleichsam ganz verschwinden läßt“. So innig und angeregt sein Verkehr mit den Vertretern der romantischen Schule, namentlich Lamartine, Victor Hugo, Heinrich Heine und George Sand, war, die gewaltigsten Eindrücke erhielt er doch durch musikalische Ereignisse. Unter diesen stehen obenan die Aufführungen von Berlioz' „phantastischer Sinfonie“, durch die Liszts Auffassung von der Weiterentwicklung der Musik als engere Verbindung mit der Dichtung die stärkste Förderung erhielt, und dann das dämonische Violinspiel Paganinis. Er wollte ein Paganini des Klaviers werden. Wie er damals arbeitete, schildert ein Brief vom 2. Mai 1831 an Pierre Wolff: „Seit vierzehn Tagen arbeiten mein Verstand und meine Finger wie zwei Verbrecher — Homer, die Bibel, Plato, Locke, Byron, Lamartine, Chateaubriand, Beethoven, Bach, Hummel, Mozart, Weber, sie alle bilden meinen Verkehr. Ich studiere sie, durchdenke sie, verschlinge sie leidenschaftlich; außerdem mache ich noch vier bis fünf Stunden täglich Fingerübungen. Ach! vorausgesetzt, daß ich nicht verrückt werde, so wirst Du mich als



Künstler wiederfinden. Ja! als einen Künstler, wie Du ihn verlangst und wie er heutzutage nötig ist. ‚Auch ich bin ein Maler', rief Correggio, als er zum erstenmal ein Meisterwerk sah ... Obgleich Dein Freund nur ein armer kleiner Teufel ist, hört er doch nicht auf, diese Worte des großen Mannes seit dem letzten Auftreten Paganinis in einemfort zu wiederholen."

Liszt hat Paganini weit übertroffen. In der technischen Beherrschung seines Instrumentes ist er zur absoluten Vollkommenheit gelangt und bewährte auch hier seine Universalität, indem er die Besonderheiten und Einzelerrungenschaften anderer sofort aufzunehmen und in der eigenen Art zu verarbeiten wußte. Das hat ja Paganini für die Geige auch getan. Was ihm Liszt überlegen macht, war das Instrument. An Schönheit des Klanges und sinnlichem Wohllaut kann das Klavier an sich mit der Geige ja niemals wetteifern, obwohl Liszt auch in dieser Hinsicht ihm geradezu zauberische Wirkungen abgewonnen haben muß. Aber das Klavier ist ein Mikrokosmos der ganzen Musik, es rückt dem Spieler die ganze Welt in den Bereich seiner Hände. Und wie Liszt als Herrscher in diesem Reiche geschaltet hat, das war nie zuvor und ist niemals nachher wieder erlebt worden. Die Wirkung seines Spiels muß betäubend und doch beglückend gewesen sein. Das anekdotische Beiwerk, das seine Virtuosenreisen umrankt, die zahllosen Karikaturen, in denen man eine Auslösung dieser seltenen Erscheinung versuchte, reden eine überzeugende Sprache. „Wild, wetterleuchtend, vulkanisch, himmelstürmend!" sind die Worte, die Heine für dieses Spiel hatte. Mendelssohn, der in der Anerkennung anderer recht kühl war, urteilte: „Ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströmt." Schumann aber empfand diese Einheit von Liszt und dem Klavier mit den Worten: „Das Instrument glüht und sprüht unter seinem Meister."

Es ist wichtig, auch Liszts eigene Empfindungen kennen zu lernen. An Lambert Massart schreibt er: „Ich leugne es nicht: es liegt ein mir unerklärlicher, mächtiger Zauber, eine mir unerklärliche stolze und doch, ich möchte sagen wonnige Gewalt darin, eine Geistesgabe zu entfalten, welche uns Gedanken und Herzen der Menschen gewinnt und in die Seele anderer zündende Funken desselben heiligen Feuers wirft, das unsere eigene Seele verzehrt, und ihnen Sympathien erweckt, die sie empor zu den Regionen des Schönen, des Idealen, des Göttlichen unwiderstehlich uns nachzieht." Und später an Dionys Pruckner: „Zu Hause unser ganzes Leben hindurch haben wir zu studieren, zu erinnern, unsere Arbeit heranzureifen, um dem Ideal der Kunst möglichst nahe zu kommen. Wenn wir aber in den Konzertsaal treten, darf uns das Gefühl nicht verlassen, daß wir eben durch unser gewissenhaftes, ernst anhaltendes Streben etwas höher stehen, als das Publikum, und unseren Teil der Menschheitswürde, wie Schiller sagt, zu verbreiten haben. Lassen wir uns nicht durch *falsche* Bescheidenheit beirren, und halten wir fest an der *wahrhaftigen*, welche weit schwieriger auszuführen und seltener zu finden ist. Der Künstler in unserem Sinne soll weder der Diener noch der Herr des Publikums sein. Er bleibt der Träger des Schönen und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, die dem menschlichen Empfinden und Denken anberaumt ist. — Und dieses unverbrüchliche Bewußtsein allein sichert seine Berechtigung."

Bis zum Jahre 1847 durchzog Liszt so die damalige Kunstwelt auf unvergleichlichen Triumphzügen. Er hat Gold und Ehren geerntet in vor ihm unerhörtem Maße. Aber wann hätte ein Künstler königlicher mit dem Gelde gewirtschaftet, wo hätte einer würdiger alle Ehren getragen, als dieser, dem Schillers Mahnung an die Künstler, daß der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben sei, höchster Stolz, aber auch schwerste Verpflichtung bedeutete? Man kann nur immer wieder aufs neue staunen, mit welchem Nutzen für seine Gesamtbildung Liszt diese aufreibenden Reisen überwunden hat, wie innerlich seine Natur bei all dem äußerlichen Drumherum geblieben ist, wie sehr dieser Virtuose immer Künstler war, in wie edlem Sinne dieser Künstler vor allem überall Mensch blieb. Ein Wohltäter im Großen, bei dem wirklich die Linke nicht wußte, was die Rechte tat, vergaß er selber dankbar niemals wirkliche Freundschaft, wohl aber ließ er sich durch Untreue und Undankbarkeit niemals behindern, die Verdienste anderer treulich anzuerkennen. Und er war geradezu ein Virtuose im Erkennen von Verdiensten, im Herauswittern des Guten und Wertvollen. Es gab bei ihm keine laue Freundschaft, kein laues Wohlwollen; er war Enthusiast alles Guten und Schönen, wo er es auch fand.

Im Jahre 1847 erfuhr die erstaunte Welt, daß der Weltherrscher des Konzertsaales sich nach dem kleinen Weimar zurückgezogen habe und dort „Großherzoglicher Kapellmeister in außerordentlichen Diensten“ geworden sei. Daß dieser Augenblick, in dem Liszt seiner Virtuosenlaufbahn entsagte, einmal kommen mußte, lag in seiner Natur begründet. Daß es jetzt beim sechsunddreißigjährigen Manne nicht vielleicht noch einige Jahre später geschah, hatte den äußeren Anlaß, daß Liszt eine Frau kennen gelernt hatte, die in ihrer tiefdringenden Geistigkeit ihm klargemacht hatte, daß, so glänzend sein Leben verlief, er das Beste der Welt doch bislang schuldig geblieben. Diese Frau hatte gefühlt, daß, wer so nachschuf, selber ein Schöpfer ersten Ranges sein müsse, und an diesen wandte sie sich. Liszt wäre nicht der wahrhaftige Künstler gewesen, wenn er dem Rufe nicht gefolgt wäre, als ihm sein Inneres die Wahrheit des selben bestätigte. Diese Frau war die Fürstin Wittgenstein. „Sie ist unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und komplettes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand“, schrieb Liszt an Franz von Schober. „Du wirst nicht lange brauchen, um zu begreifen, daß ich fernerhin sehr wenig persönliche Ambition besitze und in eine für mich abgeschlossene Zukunft fortträumen kann. In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören; aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?“

Es ist hier an der Stelle einiges über das Kapitel Liszt und die Frauen zu sagen, das den Moralphilistern so reichlich Gelegenheit zur sittlichen Entrüstung gegeben hat. Ich fühle mich nicht verpflichtet, Klatschgeschichten nachzuspüren. Liszts ausgedehnter Briefwechsel kennzeichnet ihn in seinem Verhältnis zur Frau als Edelnatur. Nicht der geringste Zug des Wüstlings ist zu bemerken, nicht ein frivoles Wort über das Weib zu finden. Je länger man sein Verhältnis zur Fürstin Wittgenstein, mit der er fast zwei Jahrzehnte um die Beseitigung der Hindernisse ihres Ehebundes gekämpft hat, betrachtet, um so höher steigt die Schätzung des Mannes. Das Wort Seeleneigenschaft ist kennzeichnend. Die Selbstlosigkeit seines Charakters zeigt sich auch im Verhältnis zum Weib. Er konnte nicht verletzen, nicht wehe tun.

„Liszt ist ein Ehrenmann“, erklärte der Graf d'Agoult der Pariser Gesellschaft, die die Flucht der Gräfin mit Liszt, dem sie später drei Kinder schenkte, so gern zum Stadtskandal gemacht hätte. Es hat sich die Frauenwelt allerorten in schwärmerischer Weise an Liszt herangedrängt. Es ist mir nicht bekannt geworden, daß eine der zahllosen Lästerzungen, die neidisch und boshaft das Ehrenschild eines so in breitester Öffentlichkeit stehenden Mannes zu beflecken suchen, jemals ihn stichhaltig einer gewöhnlichen Handlung oder niedrigen Gesinnung hätte bezichtigen können.

Was Liszt im kleinen Weimar wollte? Ein Teil davon, aber nur ein kleiner, ist in Bayreuth verwirklicht worden. Ein Zentrum musikalischer Kultur wollte er schaffen, einen Sammel- und Ausstrahlepunkt für die Macht Musik. An dem, was er unter den widrigsten Umständen — Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit der Bürgerschaft, Hochmut und Intrige des Adels, Kleinlichkeit der Gesamtverhältnisse und Beschränktheit der Geldmittel — erreichte, kann man erkennen, wie herrlich die Erfüllung des Ideals gewesen wäre. Der junge schaffende Künstler wußte eine Stätte, der er vertrauensvoll sein Werk übergeben konnte. In Konzert und Oper hat Liszt, an den Verhältnissen des Ortes gemessen und im Vergleich zu dem anderwärts Getanen, Riesiges geleistet.

Nicht minder bedeutsam für die Allgemeinheit war, was Liszt in sozialer Hinsicht tat. Einen Fürstendiener hat man ihn oft gescholten. Man weise doch noch ein zweites Mal ein so freies, so edles Verhältnis zwischen einem Künstler und einem Fürsten nach, wie es sich in dem Briefwechsel zwischen Liszt und dem Großherzog ausspricht! Gerade weil Liszt in den äußeren Formen dem Fürsten gab, was nach unseren sozialen Verhältnissen ihm zukommt, konnte er darauf beharren, daß dem Künstler wurde, was diesem dank seiner Ausnahmestellung gebührt. „Der Künstler ist himmelreichsunmittelbar“, antwortete er den Hochmütigen, die auf ihre reichsunmittelbare Würde pochten, und hat danach gehandelt. Liszt ist der eigentliche Vollender der sozialen Befreiung des Musikers. Mit der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“, der jetzt auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblickt, hat er für die schaffenden Künstler auch die erste Organisation großen Stils geschaffen.

Liszt hat ferner gewirkt als Lehrer und Anreger. Das geht weit über den Rahmen des Klavierspiels hinaus, das seither ja ganz in seinem Zeichen steht. Komponisten, Schriftsteller, Dichter, die ganze Art des öffentlichen musikalischen Lebens ist durch ihn nachhaltig beeinflußt worden. Liszt war ferner der Apostel der großen Kunst. Hier braucht man nur den einen Namen Richard Wagner zu nennen. Was Liszt für ihn getan hat, seelisch und materiell, ist als unvergleichliches Denkmal einer Künstlerfreundschaft in ihrem Briefwechsel festgelegt. Ein Wort muß ich daraus wenigstens mitteilen, kennzeichnend für Liszts Art der Freundschaft: „Vor allem aber bilde Dir ja nicht ein, liebster, bester Freund, daß ich Dir irgendeine Äußerung über diesen oder jenen übel zu deuten vermöchte. Meine Sympathie für Dich und meine Bewunderung für Deinen göttlichen Genius sind wahrhaft zu ernst und innig, als daß ich Deine unerläßlichen Folgerungen verkennen dürfte. Du kannst und sollst nicht anders sein, als Du bist, und so verehre, begreife und liebe ich Dich mit ganzer Seele.“

Trotz dem Umfange dieser Tätigkeit ist sie nur gewissermaßen die Fortsetzung seiner bisherigen. Das Neue, das für die Welt Unerhörte war, daß Liszt jetzt als Schöpfer großer Werke vor sie hintrat. Er hat es später, als er sich von Weimar trennte, in einem Briefe an eine Freundin ausgesprochen, daß ihn dort festgehalten habe „die große Idee der Wiedergeburt der Musik durch das innigste Bündnis mit der Dichtung“. Er sah darin „eine freiere Entwicklung, die dem Geiste unserer Zeit entsprechender“ war. Nicht als bequemer Vertreter der allherrschenden Richtung in der Musik erschien Liszt. Den hätte man willkommen geheißen. Man hätte ihn sicher dann gepriesen ob der Selbstlosigkeit, mit der er den schöpferischen Künstler über den nachschaffenden stellte. Aber er kam als Neuerer. Liszts riesiges Verdienst innerhalb der Entwicklungsgeschichte der musikalischen Komposition liegt darin, daß er die Berliozsche Programmsinfonie logisch weitergebildet hat zur sinfonischen Dichtung. Es wird sich im Anschluß an die große Lisztfeier des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, bei der das Lisztsche Schaffen in ungewöhnlichem Maße vorgeführt werden wird, die Gelegenheit bieten, auf Liszts Bedeutung als Komponist näher einzugehen. Hier, wo es mir darauf ankommt, die gesamte Persönlichkeit zu zeichnen, gilt es nur hinzuweisen auf die vornehme Sachlichkeit, mit der Liszt dem erkorenen Berufe treu blieb; auf den heroischen Mut, mit dem er all dem Hohn und Spott, der ihm jetzt entgegengeschleudert wurde, standhielt; auf die unentwegte Standhaftigkeit, mit der er seinen Idealen diente, ohne Anspruch auf irgendwelchen Lohn, völlig gleichgültig gegen die Aufnahme bei der Welt, dabei felsenfest überzeugt vom zukünftigen Siege seiner Sache. Die Art, wie Richard Wagner um seine Anerkennung kämpfte, wie er für seine Werke litt, wirkt dramatischer; aber nicht minder groß und im Grunde tragischer, ist diese Art, wie der erfolgverwöhnte Liszt den Dienst der Kunst auffaßte und durchführte.

Es liegt überhaupt eine ganz beglückende Selbstherrlichkeit bei diesem Menschen, die dabei ihren letzten Grund in einer tiefen Bescheidenheit hat. Seine tiefe Religiosität, die ihn jetzt im Alter und wohl mit unter dem Einfluß der Fürstin wieder zu einer strengeren Kirchlichkeit, aber ohne allen Haß gegen Andersdenkende führte, legte in ihn ein Gefühl für die Göttlichkeit der Berufung. So nimmt er für sich das Kleid des katholischen Priesters und wird als Künstler der Reformator oder genauer, der Schöpfer einer neuen katholischen Kirchenmusik. Auch hier behindert es ihn nicht, daß die Kirche seine Kunst nicht für die ihrige erklärt. Er schafft im Zwange der Notwendigkeit und ebenso im festen Glauben an den einmaligen Sieg der Wahrheit, die er in seinem Schaffen fühlt. Und ich glaube, daß wenn die katholische Kirchenmusik wirklich noch einmal lebendige Kunst werden soll, wird es nur auf den von Liszt gewiesenen Wegen sein können.

Wer stimmt angesichts eines solchen Lebens, das durch 75 Jahre Fruchtbarkeit und Segen war, nicht ein in Goethes Wort:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.



Kriehuber Berlioz Czerny Liszt Der Geiger Ernst

Eine Matinee bei Liszt im Jahre 1846



E. T. A. Hoffmann über den „Freischütz“

Aus einem alten Jahrgang der „Vossischen Zeitung“ (1821, 7. Juli) teilt Max Dubinski im „Berl. Börsen-Courier“ einen bisher unbekannten Aufsatz E. T. A. Hoffmanns über den „Freischütz“ mit. Er war als Nachwort Hoffmanns zu seiner Freischützbesprechung erschienen und seltsamerweise bisher allen Forschern entgangen. Hoffmann hatte sich — was ihm mit Recht verübelt wurde — bei der Beurteilung des „Freischütz“ auf die Seite Spontinis gestellt und gegen Weber den Vorwurf des Plagiats an der „Vestalin“ erhoben, ein Vorwurf, der gerade damals beim Kampfe der deutschen Oper mit der italienischen sehr schwerwiegend war. Die absprechende Kritik Hoffmanns wird jetzt durch den neuentdeckten Artikel nicht nur gemildert, sondern aufgehoben. Hoffmann sieht ein, der „Freischütz“ „fordert nur verdoppelte Aufmerksamkeit, um voll gewürdigt zu werden“. In dieser Einsicht sind die Zeilen geschrieben. Sie lauten:

„Am 4. Juli: ‚Der Freischütz‘.

Immer ansprechender treten die Melodien, immer ergreifender die Harmonien in dem herrlichen Werke hervor, je mehr man es hört, und die Teilnahme des Publikums wächst auch deshalb mit jeder neuen Vorstellung, wie es die heutige vierte aufs neue bewies, die abermals ein sehr zahlreiches Auditorium angelockt hatte. Die durchgängig so tief gedachten Intentionen des trefflichen Komponisten wollen aber auch studiert, die Musik will in succum et sanguinem verwandelt sein. Sollten wir deshalb bei eifrigerem Eindringen unser früheres Urteil über dieselbe ja noch zu modifizieren aufgefordert werden, so könnte es nur immer mehr zugunsten des Komponisten geschehen, da wir mit allem gern gespendeten Lobe noch gar viele meisterhafte Eigentümlichkeiten übersehen zu haben glauben, wie der erneute Genuß beim Hören bewies, und wie dies bei einer so reichhaltigen Partitur auch wohl nicht anders möglich ist. Nicht genug, dünkt uns, haben wir aufmerksam gemacht auf den originellen ersten musikalischen Eintritt Kaspars im Terzett Nr. 3 bei den Worten: ‚Nur ein keckes Wagen‘, die gleich von vornherein einen bedeutenden Vorgeschmack von der gewichtigen Behandlung dieser ganzen Baßpartie gibt; nicht genug haben wir die ganz neue Behandlung des Schlusses des lustigen Walzers hervorgehoben, welcher Schluß das allmähliche Verschwinden der Musik unübertrefflich ausdrückt, das man bisher immer nur durch ein Decrescendo zu malen gewohnt war. Solche kleine Meisterzüge sollen aber da nicht vergessen werden, wo es darauf ankommt, das wahre Genie zu charakterisieren. ...“

Mußte es bei einem so genialen Musiker, wie Hoffmann selbst einer war, immerhin schon auffallen, daß er über ein so „herrliches Werk“ eine solche Kritik wie die erste schreiben konnte, so wäre es geradezu unverständlich gewesen, wenn er sein Urteil später nicht revidiert hätte.





Deutscher Adel um 1911

In den letzten Monaten ist eine ganze Anzahl von Prozessen in Deutschland zu hohem Ansehen gediehen. Im Grunde armselige Spieler- und Schieberprozesse, in denen es um Betrugsmanöver ging, wie sie der für Sumpfpflanzen aller Art empfängliche Boden der Großstadt immer wieder erzeugen wird. Aber die in ihnen in der vordersten Reihe agierten, waren Adlige, und das bot den Anlaß, diese Begebnisse aus der nicht immer gut und nützlich zu lesenden Rubrik „Gerichtssaal" hervorzuziehen und sie im Leitartikel sozusagen sub specie aeterni zu behandeln. Was die natürliche Folge hatte, daß sie nun nach dem ödesten Parteischema behandelt wurden. Die einen sprachen: „So sind sie alle." Alle Angehörigen des deutschen Adels nämlich. Die anderen aber schworen, nur Ausnahmen hätten sich vor Gericht präsentiert. Und schalten im übrigen auf Juden und reiche Judengenossen, die mit dem armen Edelmann ihre Tafelrunde zierten und durch den Anblick ihres sündhaften Luxus ihn schuldig werden ließen. Wer näher zusah, sah freilich leicht, daß beide Teile in die Irre gingen. Gewiß sind sie nicht alle „so". Ganz unzweifelhaft sind in der deutschen Geburtsaristokratie, im Hoch- wie im Kleinadel, die Tüchtigen, die redlich sich Mühenden, die Ehrbaren und Ehrenfesten die überwältigende Mehrzahl. Dennoch stimmt auch das mit den Ausnahmen nicht ganz. Ausnahmen, die mit einer gewissen Periodizität sich wiederholen und dabei immer die gleichen, fast typischen Merkmale aufweisen, sind eben keine Ausnahmen mehr. Die Wahrheit ist wohl: unser Adel ist von der modernen wirtschaftlichen Entwicklung, die in steigendem Maße das Schwergewicht aus der Landwirtschaft in Industrie und Handel schob, überrannt worden und hat es nicht verstanden, beizeiten sich auf sie einzurichten. Der lebt in der Hauptsache noch immer in friderizianischen Überlieferungen. Man wird Offizier, wird Landwirt, wird auch Verwaltungsbeamter. Damit ist der Kreis der standesgemäßen Beschäftigungen dann aber auch so ziemlich erschöpft. Das Unglück ist nur, daß nicht jeder Adlige sich zum Offizier und nicht jeder zum Verwaltungsbeamten eignet. Und zur Landwirtschaft gehört ohnehin ein Gut oder das erforderliche Bargeld, eines sich zu kaufen. So kommt es, daß es nie an Überzähligen fehlt, die in diesem engen Zirkel von Tradition und Gewöhnung vorgeschriebener Berufe überhaupt keine oder nur vorübergehende Unterkunft finden. Und dann beginnt der Abstieg. Ohne Frage gibt es Unzählige, die so unter doppelt schweren Umständen den Lebenskampf aufnehmen und ihn als kümmerlich entlohnte Schreiber oder treppauf, treppab als Agenten honorig zu Ende führen. Anderen, den Leichtlebigeren, die von Haus aus noch keineswegs schlecht zu sein brauchen, erscheint es lockender, den Adelstitel, den man doch nun einmal hat, zu fruktifizieren. Auch das fängt gewöhnlich ganz ehrbar an und verhilft, wenn man Glück hat, selbst nach windigen Brausejahren einem noch zu Reputation und Ansehen: man sucht eine reiche Frau. Mißlingt die Spekulation, und hat man nicht mehr die

Kraft, das Wohlleben zu quittieren und klein, ganz klein von neuem zu beginnen, so heben dann freilich jene Gesellschaftstragödien an, die mitunter — lange nicht immer — in den Gerichtssälen ihren Abschluß finden. Man nimmt sein Adelsprädikat und geht mit ihm auf den Simpelfang; wird Spieler und Schieber oder verkauft — bisweilen zweimal im Jahr — seinen Namen an die „vielgeliebten Elfenkinder“, die der Ballhäuser und Bars müde sind und die Lebedame großen Stils spielen oder sich als „Frau Baronin“ zur Ruhe setzen möchten. Unser Adel engt sich die Berufswahl zu sehr ein und beschneidet so sich selber die Daseinsmöglichkeiten: das ist's!

Als vor Jahr und Tag ein baltischer Edelmann als Angestellter einer russischen Firma berufsmäßig die Berliner Börse besuchte, erschien das auch unserem — leider gar nicht selbstbewußten — Bürgertum so grotesk, daß die illustrierten Tagesblätter dies erschütternde Ereignis im Bilde festhielten. In Wirklichkeit hatte er nur tapfer und resolut (wie der baltische Adel überhaupt) aus den veränderten Zeitläuften die Konsequenzen gezogen...

R. B.

*

Religion zwischen Suppe und Fisch

Liberale Blätter hatten kürzlich behauptet, die Religiosität und das Interesse für kirchliche Fragen seien in erfreulichem Wachstum begriffen. Drob wundert sich daß die „Köln. Volksztg.“ Auf welche konkreten Tatsachen dürfe sich denn diese Behauptung stützen? Zwar widme ja die „Vossische Zeitung“ ihre Sonntagsleitartikel den Ausführungen ihres liberalen Hausgeistlichen, als Wahrheitskern bleibe aber doch nur übrig, daß seit einiger Zeit in jenen Kränzchen, die man früher „ästhetische Tees“ nannte, die jetzt aber durch Diners und Soupers mit einer ganzen Anzahl Weinsorten ersetzt würden, die Unterhaltung über religiöse „Fragen“ (der Ausdruck sei auch bezeichnend) mehr in Mode gekommen sei. „Ein liberales Gemüt mag das als ‚Zeichen der Zeit‘ betrachten; ich dagegen lege nicht den geringsten Wert darauf. Ja, wenn eventuell der Entschluß damit verbunden wäre, religiös zu leben, so könnte die Sache von Bedeutung werden, wenn man aber über die religiösen ‚Probleme‘ so diskutiert, wie etwa ein Chemiker über seine Präparate oder ein Zoologe über die hier neueingeführte nordamerikanische Brautente, dann merkt man, daß es sich nur um einen Zeitvertreib handelt. Man sehe sich nur das angeblich religiös interessierte Publikum an! Dieselben Leute, welche es müde geworden sind, sich mit den bisher aktuellen Fragen, z. B. den Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen und der Psyche des modernen Überweibes, zu beschäftigen, haben sich jetzt einem religiös-theologischen Dilettantismus ergeben und begründen dies damit, sie seien ‚angeregt‘ durch Professor Drews, den Leugner der Existenz Jesu, u. a. Das geschieht dann meist in einer Weise, daß dem Sachkenner die Haare zu Berge stehen, und doch will man uns glauben machen, dieser Tafelklatsch bedeute einen ‚Fortschritt in religiösen Ideen‘. Nächstens werden dieselben Herrschaften, welche zurzeit Produktionen am theologischen Seil unternehmen, sich wieder mit einem andern Thema, z. B. der Aviatik, beschäftigen.“

So ein bißchen „Religion“ zwischen Suppe und Fisch oder zum five o'clock tea, das ist mal was anderes, das ist highlife, das ist first class, das ist einfach „totschick“! Gr.

*

O wie fein und lieblich ist es...

Im vorderen Teile dieses Heftes wird der Auszug der militärischen Gäste aus der Charlottenburger Luisenkirche grundsätzlich als das gewürdigt, was er war, juristisch als strafbare Störung eines Gottesdienstes, moralisch als starke Überhebung. Mit diesem grundsätzlich allein möglichen Urteil soll aber die Handlungsweise des damals amtierenden Pfarrers Kraatz keineswegs gerechtfertigt werden. „Die Kanzel“, ich kann hier nur unterschreiben, was Artur Brausewetter darüber ausgeführt hat, „hat andere und höhere Aufgaben, als Kritik an aktuellen Vorgängen zu üben ... Die Kirche hat der Erbauung zu dienen, insofern war sein Verfahren n i c h t p a s t o r a l. Aber es war auch n i c h t t a k t v o l l. Ein Blick auf seine Zuhörerschaft hätte ihm zeigen kön-

nen, daß seine Ausführungen hier Befremden und Mißbilligung erregen könnten. Dazu dürfen wiederum Kirche und Predigt nicht die Hand bieten. Und es war schließlich recht unverständlich. In der Kirche befanden sich drei Kompanien einfacher Soldaten, dazu noch die Maschinengewehrabteilung des Königin-Elisabeth-Grenadierregiments. Bildeten sie die passende Resonanz für die Ausführungen des Geistlichen? Was vermochten diese Soldaten vom Falle Jatho, vom Spruchkollegium und seinem Unrecht zu begreifen? Was wußten sie von Jatho? Gewiß, sie waren nur zu Gaste in einer Zivilgemeinde. Aber sie bildeten doch einen wesentlichen Bestandteil dieser — nein das Verhalten des Geistlichen ist nicht zu rechtfertigen ..."

Noch weniger vielleicht aber das des Oberpfarrers Riemann, der nach diesem vielbesprochenen Vorfall es für „erbaulich" hielt, von der selben Kanzel herab und vor dem selben militärischen Publikum eine regelrechte Polemik gegen seinen Amtsbruder zu eröffnen und sich dabei auf ihm selbst und dem Elisabethregiment zugegangene „Zuschriften" („Aus dem Leserkreise"?) zu berufen! Danach scheint der Herr Oberpfarrer die Autorität der Bibel als des „Wortes Gottes" doch noch nicht für ganz ausreichend gegen seinen Amtsbruder zu halten? — O wie fein und lieblich ist es doch, wenn Brüder einträchtig miteinander leben! Gr.

*

Warum nackt?

„Weil der Mensch in Kleidern etwas Unwahres ist", antwortet schlagfertig die Propagandaschrift eines von einem — Damenschneider begründeten „Freiabundes", eingetragenen Vereins beim Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte. Das Titelbild zeigt eine bogenspannende weibliche Figur, der Pfeil ist stracks auf einen daneben stehenden Geistlichen gerichtet, der die Sache aber von der scherzhaften Seite aufzufassen scheint, da er sich vor Lachen krümmt. Gegen Aufsätze wie „Über die Wichtigkeit der Haut im Lebenshaushalt" oder „Über den Einfluß des Sonnenlichts auf verschiedene Krankheiten" werden auch die von den „Lichtfreunden" des „Freiabundes" bekämpften „Dunkelmänner" am Ende nicht viel einzuwenden haben. Dann beschreibt aber in einem Aufsatz „Mein erstes Luftbad" eine Braut ihre Gefühle beim ersten Nacktzusammensein mit ihrem Bräutigam und dessen Freunden. „Über die nächsten Aufgaben der Nacktkulturbewegung" plaudert eine Autorität auf diesem Gebiete und fordert von den Gemeinden Nacktwandelwege, für später auch Nackttanzplätze ohne Zäune und ohne Türen. Skilaufen in Kleidern findet er „fürchterlich". Ein schon etwas älterer Herr, der gleichzeitig Vegetarier ist, will die „verstaatlichten" oder „kommunalisierten" Ärzte als Prediger der Nacktkultur hören und die Apotheker als Plantagenbesitzer von Obst- und Nußhainen sehen, da „die Fleischvergiftungen kein Ende nehmen". „Wie kann sich aber", so ereifert er sich, „eine menschenwürdige neue Zelle aus Schweine-, Ochsen-, Hammel-, Gänse-, Enten-, Hühner-, Fisch-, Krebs-, Krabben- und anderem Fleisch bilden, da doch diese Tiere viel tiefer als Geschöpfe stehen, als der sie verzehrende Mensch?" Es gehört für einen Schneidermeister schon ein gewisser Heroismus dazu, derart geschäftsmörderische Gedanken zu propagieren. Hören wir ihn nur selbst: „Jedes Ding ist vollkommen, am vollkommensten der Mensch, er braucht nicht mehr schöner gemacht werden durch Kleider. Im Gegenteil, durch die Kleider wird die Schönheit des menschlichen Körpers verdorben. Die Hautporen verkommen, und der Körper bekommt eine dem toten Menschen ähnliche blasse, blutleere Farbe. Die schöne rotbraune Farbe, die Farbe des Lebens verschwindet, und das Leben, das frische, junge, das kräftige, unverfälschte Leben ist Schönheit. ... Du sollst den Menschenkörper nicht in Kleider vergraben, sondern uneingehüllt am hellen Sonnenlicht sich freuen und gedeihen lassen, dann wird er schön werden, schön, sehr schön."

Was versteht nun aber, fragt Dr. Hans Richter in der „W. a. M.", der Bund unter Absatz b des § 2 seiner Statuten: Pflege des Körpers mittels gemeinsamer sportlicher Veranstaltungen und Spiele nach den Grundsätzen des Bundes? „Einfach das splitternackte

Herumräkeln von Männlein und Weiblein auf Stühlen, Sandhaufen oder dergleichen bei einem gemütlichen Plausch. Im Sommer geschah dies bisher an Sonntagen draußen vor den Toren Berlins in dem umfriedigten Obstgarten eines Schöneicher Gastwirts, später im Winter dann an einem Wochentag abends in der geheizten Turnhalle eines Charlottenburger Boxlehrers [warum Boxlehrers? Gr.]. Neuerdings hat man in Lankwitz ein Grundstück gepachtet, auf dem sich inmitten eines Wäldchens ein heizbares Gartenhaus erhebt, so daß man nun, von der Jahreszeit unabhängig, jederzeit Nackt-‚Sport' treiben kann. Zu dem Grundstück hat jedes Mitglied einen besonderen Schlüssel."

Immer 'rin in die gute Stube! Erst wenn der Mensch die Kleider abgeworfen hat, enthüllt er sein wahres Wesen, denn der Mensch in Kleidern ist ja, wie wir gehört haben, „etwas Unwahres". Ob er aber dann auch immer „schön" erscheint, „schön, sehr schön"? Auch die Wahrheit soll ja nicht immer schön sein. Leider, leider! ... Aber — groß ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, und groß ist Gottes Tiergarten, groß, sehr groß ...

* Gr.

Eine Verwechslung

Unter der Marke „Schneidige Justiz" wird der „Frankf. Ztg." aus Nürnberg berichtet:

„Die Strafkammer verurteilte den Arbeiter Pfister wegen Beleidigung eines Offiziers zu einem Monat Gefängnis. Pfister hatte sich darüber geärgert, daß der Artillerie-Oberleutnant Fuchs bei einem Spaziergange einige ihm den Weg versperrende Knaben unsanft zur Seite schob, und er hatte im darob entstehenden Wortwechsel den Oberleutnant einen ‚Simpel' geheißen."

Hier liegt offenbar eine Verwechslung — von seiten des Berichterstatters der „Frankf. Ztg." vor. Der Angeklagte kann nicht Arbeiter, er muß Rekrut gewesen sein, der wegen Vergehens gegen seinen militärischen Vorgesetzten aus Gründen der Disziplin bestraft wurde. Dann aber kann der Fall doch auch nicht vor einer bürgerlichen Strafkammer verhandelt worden sein, sondern vor dem Kriegsgericht?

* Gr.

„Die psychiatrische Wissenschaft erfordert gebieterisch ..."

Ein Berliner Anwalt ist acht Wochen lang in einer Irrenanstalt interniert gewesen. Wie sich hinterher herausstellte: zu Unrecht. Er hat darauf einen der Anstaltsärzte, der ihm in überaus temperamentvoller Weise die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen hatte, wegen Beleidigung vor Gericht gezogen und eine Verurteilung des Herrn zu hundert Mark Geldstrafe erzielt. Später hat er, der durch den Irrtum der Ärzte zwei volle Monate seinem Beruf entrückt war und eine Schädigung an Ansehen und Einkommen erfuhr, die, wie zu befürchten ist, über diese Frist noch weit hinausging, den Anstaltsleiter auf Schadensersatz verklagt. Das scheint in den Kreisen der Irrenärzte als dreiste Ungehörigkeit empfunden worden zu sein. Wenigstens schrieb Herr Professor August Forel seinem Berliner Kollegen einen Brief, in dem er das Vorgehen des Anwalts „geradezu verrückt" nannte und sozusagen ex kathedra verkündete: „Die psychiatrische Wissenschaft fordert gebieterisch, daß derartige Leute unschädlich gemacht werden." Herr Professor August Forel ist gewiß ein hervorragender Mann; er hat die Anatomie des Gehirns vor anderen gefördert und auch sonst verdankt sein Forschungsgebiet ihm bedeutsame Anregungen. Gerade darum aber wäre es von besonderem Wert gewesen, wenn er seinem Züricher motu proprio auch noch eine Begründung beigesellt hätte. Weshalb muß just die psychiatrische Wissenschaft von so gar nicht ausmeßbarer Grausamkeit sein? Weshalb „erfordert sie gebieterisch", daß Leute, die durch psychiatrische Irrtümer zu Schaden kamen und einen Teil dieses Schadens — denn ganz wird er nie zu reparieren sein — ersetzt zu sehen wünschen, „unschädlich gemacht", also doch wohl auf Lebenszeit ins Tollhaus gesperrt werden? Wir Laien werden in diesen Stücken doch wohl wesentlich anders

denken. Wir wissen, daß es Querulanten gibt, die sich von Gott und jedermann zu Unrecht verfolgt glauben; die mit ihren Eingaben, Bittschriften, ihren wilden Anklagen gegen alle Welt Gesunde rasend machen und, wenn sie in falsche, nicht ganz saubere Hände geraten, wohl auch nicht geringes Unheil anstiften können. Wissen aber auch (denn infallibel sind trotz Herrn August Forel auch die Irrenärzte nicht), daß diese Anstalten manches dunkle Kapitel grausiger Lebensromane umschließen. Deshalb hat es uns immer geschienen, als ob die psychiatrische Wissenschaft von ihren Jüngern ganz etwas anderes „gebieterisch erfordere", nämlich: eine ungewöhnliche Sorgsamkeit, der der Zweifel an der eigenen Gottähnlichkeit ein steter Begleiter sein muß, und ein von der Wucht der Verantwortung immer von neuem gezeugtes herbes, unbestechliches Pflichtgefühl. Vielleicht ist das mehr, als wir schwachen, bresthaften Menschen im Durchschnitt — und an den wird doch auch wohl die psychiatrische Wissenschaft sich halten müssen — aufzubringen vermögen. Dann aber ist es vonnöten, daß Instanzen und Institute bestehen, die über den Irrtümern der Psychiater wachen und sie durch heilsamen Zwang an der rechten Straße festhalten. Gerade unter diesem Gesichtswinkel aber ist der Fall des prozessierenden Berliner Anwalts von so erheblicher Bedeutung. Indem das Gericht nämlich so „verrückt" gewesen ist, den Schadenersatzanspruch als berechtigt anzuerkennen. Das war bisher noch keinem Klagenden gelungen: die Herren Irrenärzte hatten sich immer wieder mit Erfolg auf ihren „guten Glauben" berufen. Und solche Praxis schläfert ein... R. B.

*

Naturwissenschaftliches Denken

In der Berliner Universität wurde neulich der Geburtstag ihres Stifters, des Königs Friedrich Wilhelm III., gefeiert. Festredner war Geheimrat Friedrich **Kraus**, Direktor der zweiten medizinischen Klinik der Charité. In seiner Ansprache über ein so bedeutsames Thema trat natürlich der medizinische Fachmann in den Vordergrund. Er sprach zunächst über die „naturwissenschaftlichen Grundlagen des Sterbens", hernach über die „psychologischen Vorgänge, die der Tod veranlaßt".

Sehr bezeichnend für die religiöse Unsicherheit der modernen Wissenschaft ist nun folgender Satz im Referat über diesen Vortrag: „Er betonte, wie seit Plato die **Unsterblichkeit** der Seele, diese höchste Hoffnung des Menschenherzens, immer wieder durch Beweise gestützt wird, wie aber leider die Natur selbst deren **Wahrscheinlichkeit zerstört**" (!). Dieser Satz, wie er auch im Urtext lauten mag, ist seinem Sinn und Wortlaut nach ein Musterbeispiel für die Ratlosigkeit eines bloß naturwissenschaftlichen Denkens. Die Natur — also das **Sichtbare**, das **Sinnliche** — soll etwas „zerstören" können, was dem Reich des **Unsichtbaren** und **Übersinnlichen** angehört? Wenn ein Auswanderer in den Listen seiner Nation gestrichen wird, dafür aber in Amerika weiterlebt: ist er damit **überhaupt** „vernichtet" oder „zerstört"?

Der Arzt kann mit feinsten und allerfeinsten Instrumenten und psychologischen und physiologischen Beobachtungen **nur** den Vorgang und seine Wirkungen beobachten. Weiter nichts. Wenn nun Geheimrat Kraus ausführt: „Den Hauptbestandteil unsres Grauens vor dem Tode bildet ein **psychisches** Erschrecken. Wir fühlen darin eine Gefährdung unsres **Persönlichkeitsbewußtseins**... Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe wird der Erhaltungstrieb herbeigerufen von dem **Persönlichkeitsgefühl**. Mit der gleichen Zähigkeit, mit welcher die Menschen am Leben hängen, klammern sie sich an die Idee ihres **Selbst**" — so fragen wir: „Was ist denn dieses Selbst? Ist es vernichtbar? Wird es aufgelöst im Tode?" Davon hängt ja eben alles ab.

Denn in diesem Selbst steckt der **Mut**. Und wenn es aufgelöst und vernichtet wird, so ist der **Appell an den Mut**, mit dem Herr Geheimrat Kraus endet, in sich selbst ein logischer Widerspruch. Was soll alle Zucht und Arbeit am Selbst, wenn dieses Selbst nur eine vergängliche Illusion war?

„Machen Sie also, liebe Kommilitonen, im vollen Bewußtsein den Mut zum Lebensinhalt! Den Mut, der auch durch Todesleid hindurchgeht" — — köstlich! Hindurchgeht? Wohin denn?? —r—

*

Vom heiligen Grabe!

Erschütternd in ihrer schlichten Tatsächlichkeit ist die Klage, die das geistliche Journal „Rußki Jnok" (Der russische Mönch) über die in Jerusalem herrschenden Zustände erhebt. Der Archimandrit Wladimir wendet sich dort in einem „Bitt-Sendschreiben" an alle Mütter und Väter und alle frommen orthodoxen Christen, denn schwere Gefahren drohten den russischen Pilgerinnen in Jerusalem:

Vor allen Dingen wird das Fallen russischer Frauen in Jerusalem durch das Nachtlager beim Heiligtum am Grabe Christi bedingt, wo wahllos Männer und Frauen zusammenschlafen. Die griechische Geistlichkeit besitzt dort Zellen, und da pflegen die Griechen die Frauen zu sich in die Zellen zu laden, sie mit Tee, mit Wein zu bewirten, ihnen Nachtlager anzubieten usw. Oft, heißt es im Sendschreiben, bleibt es nicht bei einer einmaligen Bekanntschaft zwischen jungen Mädchen, Frauen und den Griechen; die Weiber bleiben deswegen ganz in Jerusalem in den verschiedenen griechischen Klöstern, wobei sie außer ihrer „schmachvollen Profession" noch die Pflichten von „Werberinnen" spielen, indem sie russische Pilger und Pilgerinnen und deren milde Gaben zu ihrem Kloster leiten. Aus diesem Grunde bittet der Archimandrit Wladimir, keine Pilgerinnen unter vierzig Jahren nach Palästina zu lassen und sie zur Pilgerfahrt einzusegnen.

Im Mittelalter erhob sich die ganze Christenheit in den Kreuzzügen zur Befreiung des Heiligen Grabes, — heute verhallt die einsame Klage eines einzelnen Priesters ob der schändlichsten Heiligtumsschändung ungehört im chaotischen Lärm der modernen Auto-, Luftschiff- und Fliegerkultur. Gr.

*

Kinder gegen Provision!

Wird auch gemacht. In einer Berliner Zeitung findet sich folgendes Bände sprechende Inserat:

„400 *M* demjenigen, der mir Kind mit Abfindung von 4000 *M* nachweist. ‚F. F. 319', Filiale Fennstraße."

Bleiben nach Abzug der Provision 3600 *M*. Da nun aber an der „Ware", dem Kinde, auch entsprechend „verdient" werden muß — „Verdienen" groß geschrieben —, so werden für das Kind günstigenfalls vielleicht 1800 *M* übrigbleiben. Damit soll es aufgezogen werden, bis es sich selbst seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Was kann danach das Schicksal solch armen, buchstäblich verkauften Geschöpfes nur sein? Und dem sieht der Staat mit verschränkten Armen zu? Dem gegenüber sind unsere Gesetze, unsere Gerichte, unsere Polizei machtlos? — Ach nein, wenn sie nur wollten! Wir müßten unter Kannibalen leben, wenn unsere Gesetzgebung sich genötigt gesehen hätte, den Handel mit Menschenfleisch ausdrücklich mit Strafe zu bedrohen. Darauf also, daß es hier an einer besonderen „gesetzlichen Handhabe" fehlt, wie der beliebte Ausdruck lautet, darf man sich nicht zurückziehen. Hier treten eben einfach die allgemeinen Bestimmungen zum Schutze des Lebens, der Sicherheit und Gesundheit der Person in Kraft. Wenn die Polizei befugt ist, einen Betrunkenen zu seiner eigenen Sicherheit in Schutzhaft zu nehmen, so wird sie wohl auch berechtigt sein, ein hilfloses Kind vor der Gefahr des Siechtums, der fahrlässigen Körperverletzung oder gar Tötung durch Nahrungsentziehung und die anderen bewährten Mittel des „Engelmachergewerbes" zu sichern. Jedenfalls sollten die Vereine zum Schutze der Kinder ihr besonderes Augenmerk auf diesen neuen Geschäftszweig richten, bei dem Kinder als Verkaufsartikel gegen Provision ausgeboten und per Kasse abgegeben werden. Daß dergleichen überhaupt möglich, ich sage nur möglich ist, das ist doch eine Schmach und Schande, die sich wie Glüheisen in die Gewissen brennen sollte! Gr.

*

Bankdepots

Von Jahr zu Jahr vermehren und vergrößern sich in Deutschland die Bankdepots und werden gegenwärtig den Betrag von 3 Milliarden Mark bereits beträchtlich überschritten haben. In den letzten Jahren errichteten die großen Banken viele Hunderte von Zweigstellen in Berlin und in der Provinz, hauptsächlich um das Depotgeschäft zu fördern.

In Bezug auf die Depots verpflichten sich die Banken gegenüber den Hinterlegern zu strengster Verschwiegenheit. Hierdurch wird unzweifelhaft die Möglichkeit der Steuerhinterziehung für das bewegliche Kapital erleichtert. Wo begründeter Verdacht besteht, daß ein Steuerpflichtiger einen mehr oder minder erheblichen Teil seines Einkommens oder Vermögens der Besteuerung entzieht, weil er ein größeres Bankdepot verheimlicht, sollten die Steuerbehörden berechtigt sein, Auskunft zu verlangen, und die Banken verpflichtet werden, Auskunft zu geben.

Auch wo es sich um bankerotte Kaufleute oder böswillige Schuldner handelt, ferner um Hochstapler oder Betrüger, sollten die Banken verpflichtet sein, auf Verlangen der zuständigen Behörden, ja selbst freiwillig jede Auskunft über etwaige Depots der betreffenden Personen zu geben.

Vielleicht nimmt man im Landtage oder Reichstage Gelegenheit, die Beziehungen zwischen den Behörden und den Banken in den angedeuteten Fällen zur Sprache zu bringen. Bei der Konzentration des Bankwesens und der Zentralisierung des Depotverkehrs durch einige verhältnismäßig wenige große Banken lassen sich etwaige Umfragen leicht durchführen. Sollten die Banken zur Erteilung der verlangten Auskunft nicht bereit sein und nicht dazu angehalten werden können, so wird die Gesetzgebung einschreiten müssen, um im öffentlichen Interesse die Banken zur Auskunftserteilung in bestimmten Fällen zu verpflichten.

Im englischen Unterhause hat ein Mitglied den Antrag eingebracht, die Banken zu verpflichten, nach einer bestimmten längeren Frist alle Depots, die nicht abgehoben werden und deren Eigentümer als verschollen anzusehen sind, an den Staat abzuliefern. Zahl und Höhe dieser Depots sollen in England sehr erheblich sein. Mit dem wachsenden Depotverkehr werden sie auch in Deutschland zunehmen. Unmöglich können die Banken Ansprüche auf diese herrenlosen Depots erheben. Derartige Depots haben unzweifelhaft dem Staate zu verfallen. Zunächst wären die betreffenden Banken und Bankiers aufzufordern, Verzeichnisse aller derjenigen Depots anzufertigen, deren Eigentümer verschollen sind, ohne Rechtsnachfolger hinterlassen zu haben. Auf Grund dieser Verzeichnisse wird die Gesetzgebung zweckentsprechende Bestimmungen einführen können, um dem Staate zu sichern, was ihm zusteht.

*

Judentum und Opposition

Die „Zionistische Vereinigung für Deutschland" hat vor kurzem eine Broschüre „Das Programm des Zionismus" von Richard Lichtheim herausgegeben, in der es heißt:

„Es muß einmal ohne Scheu gesagt werden: die jüdischen Publizisten, die die liberale Presse ihrer Vaterländer beeinflussen, sind in ihren politischen Anschauungen ganz wesentlich durch ihr Judenschicksal bestimmt. Es gibt Männer unter ihnen, die konservativ bis auf die Knochen wären, wenn ihnen absolute Gleichberechtigung gewährt würde. Wo Juden zur Herrschaft gelangen, zeigt sich ihr konservatives, auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtetes Staatsbewußtsein, das aus ihrer geschichtlichen Entwicklung wohl zu begreifen ist. d'Israeli hat das britische Imperium geschaffen, Lord Rothschild gehört der konservativen Partei an. Nur das unmögliche Verhältnis, in dem die Juden sich zu ihrer Umgebung befinden, treibt sie den oppositionellen Parteien zu, von deren Sieg sie ihre Gleichberechtigung erhoffen. So war es in Deutschland, dessen Liberalismus den Juden wahrhaftig viel zu verdanken hat. Heute, nach der Einigung des Reiches, wagt die freisinnige Partei kaum noch die Aufstellung jüdischer Reichstagskandidaten,

um ihre Wahlchancen nicht zu gefährden, und nur die Sozialdemokratie, die in schroffer Kampfstellung zur bestehenden Gesellschaft verharrt und ihren Wählermassen die Kandidaten vorschreiben kann, gewährt für jüdisches Geld und jüdische Rednergabe auch Mandate. Aber selbst in dieser Partei regen sich schon mit dem Anwachsen ihrer Macht und ihrem Eintritt in die praktische Politik judenfeindliche Tendenzen. In Österreich schlagen die Zeitungen der Arbeiterpartei des öfteren antisemitische Töne an, und in Frankreich, wo der Sozialismus mitregiert, ist die antisemitische Stimmung durchaus nicht verschwunden, sondern gerade unter den Sozialisten eher im Wachsen begriffen. Als Hilfstruppe sind die Juden eben gut genug, von der Siegesfeier werden sie ausgeschlossen. Das ist ihr politisches Schicksal und wird es bleiben."

*

Die Multiplex-Todesanzeige

Wenn in alten Zeiten einer starb, so segneten sie ihn und begruben ihn. Und dann war es gut.

Als später die Zeitung kam, machten sie es in einer Todesanzeige bekannt. In einer Todesanzeige.

Heute genügt eine nicht mehr. Wer ein wenig auf sich hält, hat mehrere Todesanzeigen. Zwei oder drei. Auch viermal kann er seinen Tod anzeigen lassen. Oder noch öfter.

Vorgestern starb ein bekannter Mann in Berlin. Der hatte auf einer Zeitungsseite elf Todesanzeigen untereinander. Es war eine Todesanzeigenparade. Er war sicher tot. Denn elfmal war er gestorben: für elf verschiedene Gesellschaftsgruppen extra je einmal. Ich habe mir ein getreues Verzeichnis abgeschrieben. Nur die Namen habe ich ein wenig verbogen.

Todesanzeigen sind nichts Komisches. Witze darüber zu machen, ist geschmacklos. Aber Todesanzeigen sind doch auch Kulturdokumente. Auch die elf Todesanzeigen des Königlichen Geheimen Kommerzienrats Hermann Gast sind ein Kulturdokument. Ich setze es im Auszug hierher:

1. Guter Gatte — treuer Vater.
   Die Familie.

2. Verehrt — Interesse für unser Wohl — ehrendes Andenken.
   Die Meister und das Druckerpersonal der Firma Zippelmann & Gast.

3. Auch schmerzlich berührt — Aufopferung für das allgemeine Wohl — aufrichtige Dankbarkeit.
   Die Arbeiterschaft der Firma Zippelmann & Gast.

4. Wohlwollend — fürsorglich — hoch in Ehren.
   Das Diener- u. Fabrikpersonal der Firma Zippelmann & Gast.

5. Hervorragende Eigenschaften — vorbildliches Schaffen — Erinnerung über die Zeit hinaus — uns auch menschlich näher getreten.
   Die Beamten der Firma Zippelmann & Gast.

6. Vielseitige Erfahrung — hervorragende Tüchtigkeit — dankbares Andenken.
   Der Vorstand und Aufsichtsrat der Firma Zippelmann & Gast.

7. Weitschauender Blick — vorsichtig erwägend — nie versagendes Interesse — unermüdliche Fürsorge — unvergängliche Ehren.
   Der Verein zur Pflege gegenseitiger Handelsbeziehungen.

Dann folgen achtens, neuntens, zehntens, elftens die Todesanzeigen anderer Aufsichtsräte, anderer Vorstände und Beamtenschaften.

Der Geheime Kommerzienrat Gast ist also unwiderruflich gestorben. In Köln ist ein anderer Geheimer Kommerzienrat noch am Leben. Auf seinen Tod bin ich begierig. Denn er ist laut Handbuch der Aktiengesellschaften Aufsichtsrat, Vorstand oder Vorsitzender bei 69 Aktiengesellschaften. Das gibt im ganzen 276 Todesanzeigen der Direktoren, der Beamten und der Arbeiter dieser Gesellschaften. Für seine Familie ist die zweihundertsiebenundsiebzigste Anzeige reserviert. Dazu wird aber eine besondere Zeitungsausgabe nötig, eine Zeitungsnummer von gut 20 Seiten, schätze ich. Wenn das kein Kulturdokument ist . . . Fr. M.

*

Roheit in der Presse

Je unerfreulicher eine Nachricht ist, die in den Zeitungen auftaucht, desto gewisser darf man der Beeilung sein, womit sie von der Presse beider Welten bis in die kleinsten Winkelblättchen übernommen wird. Das soll nicht an dieser Stelle kritisiert werden, da dann ein sehr viel gründlicheres Aussprechen, psychologisch und zeitgeschichtlich, angebracht wäre. Nur auf die Möglichkeit möchte ich hindeuten, daß der deutsche Redakteur, weil wir immerhin mit den Yankees blutrünstigster Sorte noch nicht gänzlich schon identisch sind, den Sensationen der Schauer- und Unfallswollust, wenn sie ihm unentbehrlich sind, wenigstens die schändlichsten Spitzen umbiegt.

Da wird bei Neuyork eine Kinematographenaufnahme gemacht, selbstverständlich eine rechte Moritat mit Lebensrettung im letzten verzweifelten Moment aus dem Wasser, und der arme Tropf, der mit seinem Hechtsprung die im Wasser zappelnde Dame retten soll, verunglückt dabei und kommt richtig ums Leben. Der Kinematographenfilm aber nimmt treulich die ganze armselig-traurige Begebenheit auf. Und nun im unversteckten Triumph wird es ausgepriesen und läuft von Neuyork aus mit gewohnter Pünktlichkeit durch die zivilisierten Zeitungen der ganzen Welt: daß hier der Kinematograph eine ganz ungewöhnliche Gelegenheit hatte, sofern er „in diesem Fall eine wirkliche und nicht nur eine fingierte Tragödie vorführen kann".

Denkbarerweise ist ja die ganze Geschichte nur die Reklame-Ente einer smarten Filmfabrik. Das würde aber nichts ändern an dem für uns Charakteristischen, dem Tiefstand der menschlichen Empfindung, der durch den Mitabdruck der Schlußsätze der Notiz gekennzeichnet wird.

Oder: Auf einem englischen, Passagiere mitnehmenden Dampfer wird ein 23jähriges Mädchen, eine englische junge Dame, von einer Rotte der Besatzung in ihrer Kabine überfallen und nach gewaltsamer Entkleidung in viehischer Weise mißbraucht. Es ist sicherlich nützlich und wichtig, daß derartiges zur Kenntnis durch die Zeitungen kommt, neben der gerichtlichen Anzeige, die in diesem Fall auf dem englischen Konsulat in Brest erfolgte. Da soll man dann aber vor allen Dingen Namen und Reederei des Schiffes nennen; erst das würde bedeuten, das Aufsichtsamt der Presse und ihre gute Aufgabe zu erfüllen. Hieran wurde nur leider gar nicht gedacht. Statt dessen beeifert sich der Reporter, in seiner Nachricht voll ausgedruckt Vornamen, Zunamen, Personalien und Wohnort der jungen Dame zu bringen, so daß sie die widerfahrene Schändung vor der ganzen lesenden Welt aufs neue durchzumachen hat. Wahrlich, gegenüber solchem an die Gemeinheit grenzenden Mangel am elementarsten Takt würden Entschädigungsklagen mit ganz gehörigen Bußen am rechten Platze sein und wirksam ein Mindestmaß von Überlegung, wenn es von selbst nicht dazu reicht, erzwingen.

Redakteur sein bedeutet doch auch redigieren und ansehen, was man abdruckt. Ein paar kurze Federstriche könnten diesen Notizen, wenn sie sonst angebracht sind oder man sie nicht entbehren will, das Empörende nehmen, das noch nicht im Bekanntgeben selbst zu liegen braucht und oft durch die innere Gemeinheit der Berichterstattung erst hinzukommt.

Aber vielleicht bin ich zu altmodisch beschränkt, um zu begreifen, daß eben in diesen unnötigen Deutlichkeiten die Quintessenz der Mitteilung und des angenehm Pikanten liegt.

* Ed. H.

Die Kleinen hängt man, den Großen huldigt man

Im Juli wurde in London die Ausstellung der Gummiindustrie geschlossen und bei dieser Gelegenheit dem Begründer der Gummipflanzungen auf Ceylon und im malayischen Archipel, Mr. H. A. Wickham, eine imposante Huldigung bereitet. Um 1875 nämlich reifte der amtliche Plan, in Indien Kautschukbäume anzupflanzen, und es war nur die Schwierigkeit, woher sie bekommen. Denn die brasilische Regierung überwachte mit Argusaugen das damalige Monopol

dieses Landes und ihr strenges Verbot, Samen des Paragummibaumes auszuführen. Da ging der junge Wickham im stillen Auftrag des indischen Ministeriums nach dem Amazonas, brachte mit Hilfe der Indianer, die sonst den ausgeschwitzten Kautschuk für die Händler sammeln, in aller Hast und Heimlichkeit 70 000 Samenkeime zusammen, schmuggelte sie glücklich zum Lande hinaus und brachte sie nach London. In den Kew-Gardens, dem staatlichen botanischen Garten, gelang es, aus den Samen 1700 Bäumchen heranzuziehen, die man nach Indien sandte. So erwuchs vor 35 Jahren eine neue englische Produktion, in welcher heute ein Kapital von mehr als einer Milliarde ertragreiche Dividenden findet. Grund genug, den „kühnen" Begründer zu feiern und mit frohlockender Bewunderung einen Vorgang „romantisch" zu nennen, der im Lichte des Gesetzlichen gesehen, solange man noch ein solches anerkennt, sich als ein ganz gewöhnlicher Diebstahl, unter Förderung und Hehlerei einer amtlichen Regierung, ausweist Das sollte man einmal anderswo als in England unternehmen und dann noch vor aller Welt in Festreden preisen. Nur England darf das. Right or wrong, my oountry.

Und die Brasilier? Nun, die ängstigt man mit der deutschen Gefahr, damit sie brav Dreadnoughts auf englischen Werften bestellen. * Ed. H.

Reelle Taufe

Ein französisches Blatt veröffentlicht den Wortlaut eines Taufscheins, den der Bürgermeister von Flacé-les-Mâcon, einer kleinen nordfranzösischen Gemeinde, den Eltern eines Neugeborenen jüngst eingehändigt hat. Der Text lautet:

„Bürgerliche Taufe!

Marie Sève, Tochter des Gärtners Louis Sève und seiner Ehefrau Philomène, sei willkommen in der großen Gemeinde der freien, vom religiösen Dogma befreiten Geister!

In Gegenwart der Paten Philibert Sève und Marie Bacot.

Ich, Anton Coron, Standesbeamter und Bürgermeister der Gemeinde Flacé-les-Mâcon, im Namen allgemeiner Grundsätze und der Gedankenfreiheit; im Namen der glorreichen Revolution von 1789, der Mutter der Menschenrechte und des Bürgertums; im Namen der französischen Republik, der demokratischen und unabhängigen,

taufe ich dich und lege dir diese drei Pflichten auf:

I. du wirst dein Vaterland, deinen Vater und deine Mutter ehren und ihnen dienen;

II. du wirst mit allen deinen Kräften die Wahrheit und Gerechtigkeit hochhalten;

III. du wirst nichts anderes fürchten, als deinem Nächsten unrecht zu tun.

Und jetzt, Bürgerin Marie-Philiberte Sève, kehre ins Haus deiner Eltern zurück, mache ihnen Freude und laß sie in Frieden leben. Coron, Maire."

Der „Vorwärts" druckt diesen Text, offenbar als leuchtendes Beispiel einer reellen Taufe, wie sie auch bei uns sein sollte und müßte, nicht ohne Neid ab. Ja, ja, so eine Taufe im Namen „allgemeiner Grundsätze und der Gedankenfreiheit" muß sehr schön sein, es läßt sich dabei auch s e h r viel denken, eigentlich alles. Also, Sire, geben Sie Gedankenfreiheit und enthalten Sie uns auch nicht länger die allgemeinen Grundsätze vor! * Gr.

„Der naive Parvenü, der ideale Snob"

Das soll nämlich kein anderer sein als — der Berliner. Und da dies nicht etwa von einem ganz gewöhnlichen deutschen Landsmann behauptet wird, sondern von einem „feinen" Franzosen, so müßte es nach des Berliners Schätzung alles Fremdländischen auch wahr sein. Es ist André Tibal, der in der „Revue" so scharfe Lichter auf das neue Berlin und die neuen Berliner wirft. Ihm stellt sich die reichsdeutsche Metropole noch als ein Chaos dar, als ein Wesen, dessen Kultur erst im Werden, dessen Persönlichkeit noch ein Embryo ist. Und so schnappt der Berliner blindlings nach allem, was ihm das Ausland vor den Schnabel schiebt, so ist er der „naive Parvenü", der „ideale Snob". Nicht zuletzt auch in der Kunst:

„Berlin ist der große Kunst- und Literaturmarkt. Wenn ein Stück, eine Oper, ein Musikwerk die Reise durch Deutschland oder vielleicht durch ganz Europa antreten sollen, muß das Werk in Berlin zuerst aufgeführt sein; wenn ein Bild oder eine Statue Märchenpreise erzielen soll, muß es erst in einer Berliner Galerie ausgestellt gewesen sein. Denn in Berlin wohnen die besten Höflinge der Kunst und der Literatur, die Leute, die sich am besten auf die Inszenierung eines Kunstgeschäftes und auf die Reklame verstehen. Und in Berlin wohnt auch jenes Publikum, das am meisten unwissend, am meisten naiv, am meisten Snob und enthusiastisch ist und am meisten lernt. Da die Berliner stets fürchten, ihren Mangel an Kultur zu verraten, suchen sie ihn unter der Wut ihres Beifalls zu begraben, sobald ein geschickter Feldzug ihnen erst einmal das Ziel ihrer Bewunderung gezeigt hat. Sie laufen in alle Premieren und sie laufen in alle Ausstellungen, sie verstehen nichts davon, aber sie müssen dagewesen sein. Sie kennen Goethe und Schiller nicht, aber in den geringfügigen Novitäten der Saison wissen sie Bescheid."

Indessen: alles begreifen heißt alles verzeihen: „Berlin ist jungfräulicher Boden, auf dem so ziemlich alles sprießt, was man aussät, das Unkraut sowohl wie der Weizen. Da die Bewohner von keinen alten Traditionen eingeengt sind, sind sie auch mehr als die anderen Deutschen den neuen Ideen zugänglich, jenen, denen die Zukunft gehört."

Also kurz: die Stadt der unbegrenzten — Zukunfts-Möglichkeiten. Gr.

*

Familie

Auch dem Spötter Dr. Frosch in der „Welt a. M." liegt es ferne, an die Familie zu rühren: „Für viele Menschen ist sie die gegebene Form des Daseins. Tausendfältig steigen aus ihr Vorteile für die Allgemeinheit. Sie hat Reize und Schönheiten, denen sich zuzeiten auch der Freieste der Freien völlig hingibt. Aber es scheint doch zu weit zu gehen, wenn sie den einzelnen Menschen ganz auffrißt, daß er schließlich außerhalb ihres Kreises gar nichts mehr anzufangen wüßte, daß alle seine Interessen und Neigungen durch sie geführt, alle seine Hoffnungen und Befürchtungen durch sie bestimmt sind.

Nein, einem tüchtigen Kerl geziemt es, ein Stück seines Ich — und ich meine, das wichtigste — unversehrt zu erhalten, sich nicht völlig zu verzetteln bis zur Fadenscheinigkeit, sich nicht hinzugeben und hinzugeben, bis schließlich gar nichts mehr übrigbleibt. Jeder Mann muß, scheint mir, auch ein oder ein paar Dinge haben, um die er die Familie aufs Spiel setzt. Dinge, die in ihm selbst liegen, die seine Energie speisen und ihm Ziele geben. Denn hier liegt die Scheidelinie: ob wer etwas für sich bedeutet oder nur auf die Welt gekommen ist, um sich fortzupflanzen. Ich meine, diese Funktion als Glied der Geschlechter kann unmöglich die einzige sein. Wäre sie es, so wäre die Menschheitsgeschichte so öde und unfruchtbar, wie die Arbeit des Sisyphus: ein ewiges Beginnen und Wiederbeginnen ohne letzte Erfolge, die bleibend sind.

Selbst der Staat gibt zu, daß es in besonderen Fällen Pflicht ist, nicht der Familie zu gedenken. Kommt heut ein Krieg ... dann wird keiner gefragt, ob er für ein Weib, einen Sohn, eine Herde von Kindern zu sorgen hat. Er muß mit, wenn er in der Stammrolle steht. Und wenn er zuschanden geschossen wird, dann können die Seinen fechten gehen und sich durch Kornblumentage helfen lassen. Aber wenn wir durch äußeren Zwang, gegen unseren Willen, ohne die leiseste Parteinahme unseres Herzens alles das, was im Familienleben von Gütern enthalten ist, aufs Spiel setzen müssen — dann sollte es uns auch möglich sein, das um anderer, eigener Dinge willen freiwillig zu tun ...

Die Familie ist eine schöne Sache, aber es gibt noch andere. Es ist nicht der höchste der Genüsse, wenn ein Mann Frau und Kinder mal darben läßt. Aber wenn er es tut, um selbst ein respektabler Kerl bleiben oder werden zu können, dann handelt er anständiger, als wenn er seiner Frau seidene Unterröcke kauft, seine Kinder mit Lampreten und humanistischer Bildung nudelt und selbst ein ganz gemeiner Filou bleibt, der sein Können ver-

schimmeln läßt, seine Überzeugungen verleugnet und seine Freiheit ins Joch beugt."

G.

*

Eine neue Gattung des Waschzettels

Tagesblätter bringen die Kunde, der Landrat Friedrich Meister sei Geheimer Regierungsrat geworden. „Meister wurde 1870 in Stettin geboren und studierte von 1888 bis 1891 in Heidelberg und Berlin. Von 1891 bis 1894 war er als Gerichtsreferendar bei dem Amtsgericht in Reichenbach, O.-L., und bei dem Landgericht in Görlitz beschäftigt. Demnächst trat er als Regierungsreferendar an die Regierung in Stettin über." Weiter führt uns die Genauigkeit dieser Biographie nach Heide in Holstein, demnächst Randow im Regierungsbezirk Stettin, demnächst Marienwerder usw., bis sie erlösend hinansteigt zu den Höhen der ministerialen Rätlichkeit in Berlin.

Das Schema der Lebensläufe dieser Art, die „von alleine", wie der Berliner sagt, wohl selten in die Zeitungen gelangen, stammt eigentlich von den akademischen Dozenten, wenn sie es zu einer Berufung gebracht haben und sonst nicht recht etwas von ihnen zu sagen ist. Schon dort ist es Unfug genug, mit Daten von so wüster Gleichgültigkeit die Öffentlichkeit zu überfallen, und bei dem sollte man es bewenden lassen, statt ihn noch weiter auf neue Schichten der Studierten auszudehnen. — Man könnte zum Trost der Selbstgefühle versuchen, derartige Personalien in den Akademischen Monatsheften, Burschenschaftlichen Blättern usw., falls der Betreffende dort „alter Herr" ist, unterzubringen. Aber deren Schriftleitungen pflegen wieder nicht so unkritisch gefällig zu sein.

Ed. H.

*

Unangebrachter Hohn

Einem national denkenden Deutschen kann unter den Schattierungen des Judentums die zionistische nur sympathisch sein, die eine nationale Selbstachtung und Glaubenstreue des Judentums bekundet, seine im beiderseitigen Wert fragwürdige Vermischung mit dem Europäertum ablehnt und die Heimwanderung der Juden nach Syrien und Palästina anstrebt. Unverständlich ist es daher, weshalb gerade nationale deutsche Blätter diese Richtung mit Spott auf sehr unfeine Art begießen. So rief vor einigen Jahren die „Tägliche Rundschau" dem zionistischen Auswanderungsgedanken höhnend zu: „Wir wünschen glückliche Reise!" Und jetzt wieder berichtet unterm 13. August ein großes rechtsstehendes landwirtschaftliches Organ über ähnliche Beschlüsse des Baseler Zionistenkongresses und überschreibt das Telegramm: „Fort mit Schaden!" Es ist höchst peinlich, daß man aus Kreisen, die Besseres für sich in Anspruch nehmen, dem Vorwurf der antisemitischen Beschränktheit und Niedrigkeit so gedankenlos Nahrung gibt.

Ed. H.

*

Das Verschwinden des Lachens

Es ist bezeichnend für den Geist der Neuzeit, bemerkt C. Bruhn in der Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" (C. Bertelsmann, Gütersloh), daß ein englischer Professor ein Buch über das „Verschwinden des Lachens" hat schreiben können. Er vermißt das heitere, herzliche Lachen und beklagt das sinnliche, ungezügelte Aufkreischen ... Alle Welt will zu hoch hinaus, darüber vergessen die Leute das heitere Lachen. Arbeit wird nur geschätzt, soweit sie Vergnügen schafft, Freude in der Arbeit selbst wird seltener. Man lacht nur unter der Macht des Sinnengenusses. Auch was man liest, muß aufregend sein, Kunstgenuß soll rauschendes, dröhnendes, prickelndes, kitzelndes Aufreizen der Sinnlichkeit sein. Wo findet sich da noch der warme Wohllaut der Heiterkeit? ...

Wie ein verwöhnter Gaumen schließlich nur noch an scharf gewürzten Speisen, prickelnden und schäumenden Getränken Geschmack findet, so lacht die überreizte, verwöhnte Menge nur noch, wenn ihre Lachmuskeln durch außergewöhnliche Veranlassungen in krampfhafte Bewegung gesetzt werden. Heutzutage wollen sich die Leute nur noch „amüsieren". Und das Lachen im eigenen Heim,

die Heiterkeit drinnen in der Seele erstirbt darüber. Da muß das Alltagsleben kalt, herzlos, nüchtern werden. Herzinnig und stillvergnügt sein wird als hausbacken und langweilig verschrien ... Ich höre kreischen, jodeln, johlen, jauchzen, klatschen, stampfen. Selbstzufriedenes Lachen, das in sich selber glücklich ist, gleitet kaum noch über das Menschenantlitz, selten dringt und klingt ein Lachen, das wie eine Erfrischung wirkt, aus tiefer Brust.

Heiterkeit ist eine entschwindende Lebenskunst.

Wir sinken heutzutage zurück ins heidnische Altertum, von dem Legouvé sagte, daß es allen einen Tempel geweiht habe, nur nicht dem heiteren Lachen ...

*

Der Kavalier

Ein Wort, das man heute nur mit sehr gemischten Empfindungen und Vorstellungen hört. Man denkt nämlich meist an — das Gegenteil. Einen herrlichen Typ konterfeit Rudolf Kurtz im „März“. Er hat höchst „smarte Kavaliere“ kennen gelernt, die sich aber leider vor Gericht „als unerhört phantasielose Burschen entlarvten und nur mit einer unglaublich schwerfälligen Intrige mühsam in den Vordergrund geschoben haben. Es gehört geradezu ein Diurnistentemperament dazu, endlich einmal das Sprungbrett zu erreichen, und dann hängen seine Chancen noch davon ab, daß der Parvenü noch dümmer als phantasielos ist. Erstaunlich aber, was seine Umgebung ihm alles ablernt: Jede Bewegung, jede Nuance wird eingeprägt.

Ich sah einen dieser gents vor Gericht. Er ritt sich durch sein sinnloses Geschwätz immer tiefer hinein. Vor der Solidität einer deutschen Strafkammer wirkte seine elegante Höflichkeit, seine kitschige Liebenswürdigkeit wie ranziges Fett. Zufällig lernte ich einen der Zeugen kennen, einen jungen Mann, der in dieser eleganten Sphäre ein paar tausend Mark verloren hatte. Während er mir von dieser Zeit erzählte, bemerkte ich, wie er eine charakteristische Geste des Verurteilten zu Tode hetzte, ja Akzente, die jener aus seiner östlichen Heimat mitgebracht hatte, sorgfältig auf die gleichen Vokale verteilte. Er hielt das für schick und ausdrucksvoll. Ich hatte das Gefühl, daß der junge Mann ihm trotz der 6000 ℳ zu Dank verpflichtet sei. Ja, daß gewisse Bevölkerungsschichten diese Existenzen durchaus nicht entbehren können. Sie setzen ihnen Ziele und zeigen ihnen zugleich einfache Wege. Sie liefern ihnen die Spannungen, die ihr unproduktives Temperament nicht hergibt. Sie bringen kräftige Reizmittel in ihre sauerstoffarme Atmosphäre: wie etwa von allzu milden Düften eingeschläferte Nerven vom Stallgeruch aufgepeitscht werden. Und wenn der strebsame Bürger bei ihnen ausgelernt hat, werden sie einfach ausgeschieden. Das bringt etwas Tragisches in ihr Dasein: sie müssen für das Alter sorgen und riskieren den großen Coup, zu dem gewöhnlich ihre Phantasie nicht ausreicht. Dann sitzen sie fest, und der besorgte Parvenü knüpft neue Bekanntschaften an, deren verachtende Arroganz ihn aufreizt, und in deren Haltung er leise ahnt, daß er sich — vielleicht — auch so weit entwickeln könnte. Das mischt in sein Dasein jene milde Komik, die seine Existenz wenigstens erträglich macht und die längst auf einen neuen Molière wartet, der einen modernen bourgeois gentilhomme schreibt.“

*

Der Prozeß Semerau

Zu Anfang Juli fand in München der Prozeß gegen Dr. Semerau und den abwesenden Marquis de Bayros wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften statt. Er endete mit der Verurteilung Semeraus zur enormen Strafe von 8 Monaten Gefängnis. Dieser Sachverhalt, wiewohl insofern interessant, als es das erstemal ist, daß ein Münchner Schwurgericht einen Künstler oder Schriftsteller wegen § 184 RStG. verurteilte, verdiente kaum die Beachtung weiterer Kreise, wenn es sich nicht hier zugleich um Fragen von größter prinzipieller Bedeutung handelte.

Es sei ohne weiteres zugegeben, daß die inkriminierten Werke das Schamloseste und Verabscheuungswürdigste enthielten, ja glorifizierten, was sich nur erdenken läßt. Als Sachverständiger konnte ich nicht umhin, dies

zuzugeben, so gerne ich aus später zu erörternden Gründen dem Angeklagten behilflich gewesen wäre. Es handelte sich tatsächlich um „abscheuliche Kulturkuriosa", wie der Staatsanwalt sich ausdrückte. Es sei mir auch fern, zu leugnen, daß dieser als Mann von Bildung und ohne jegliche Engherzigkeit seinen Standpunkt vertrat. Es wäre nur zu wünschen, daß die Anklage stets in solchen Händen liegt. Auch daß die Herstellung pornographischer Werke in ganz ungebührlicher Weise überhandnimmt, ist eine nicht zu verkennende Tatsache und ebenso, daß es im Interesse des anständigen Schriftstellertums liegt, wenn einmal ein Exempel statuiert wird. Und doch sind die gewichtigsten Bedenken am Platz.

Wer diese Geschworenenbank sah, der war sich sofort im klaren, daß sie alles verurteilen mußte, was nur der Staatsanwalt von ihr verlangte. Setzte sie sich doch ausschließlich aus Bauern und kleinen ländlichen Gewerbetreibenden zusammen. Hier konnte ihr Spruch kein Unheil stiften, weil tatsächlich alle Grenzen vom Angeklagten weit überschritten waren. Wie aber hätte sie in einem jener zahllosen Grenzfälle gehandelt, in denen nur reiffstes Urteil, umfassende künstlerische, literarische und kulturhistorische Kenntnis zu entscheiden vermag, ob ein Werk, trotz unzüchtiger Stellen im einzelnen, von so hoher Bedeutung ist, daß es dem öffentlichen Ankläger heilig sein muß? Wie hätten diese Männer einen Boccaccio, Casanova, die Werke eines Brantôme, Sueton oder anderer beurteilt? Wie hätten vor ihr Künstler wie Fragonard, Boucher, Hogarth oder gar Rops bestanden? Zweifellos würden sie das Nackte verpönt, die Liebe in jeglicher Form verdammt haben. Man stelle sich einen fanatischen, von den Sittlichkeitsschnüfflern aufgehetzten Staatsanwalt vor, eine unwissende Geschworenenbank, dazu klerikale Einflüsse, und man kann sicher sein, daß die Bibel, daß Goethe und Homer der Vernichtung anheimfallen.

Auf diese große Gefahr hingewiesen zu haben, ist die prinzipielle Bedeutung des Semerau-Prozesses.

Daß es andrerseits ganz und gar nicht geduldet werden kann, wie der Schmutz in Zehnpfennigheften und Ansichtspostkarten ins Volk dringt, daß das Gemeine lediglich aus schnöder Gewinnsucht und Gewissenlosigkeit unsre Jugend verseucht, versteht sich von selbst. Hier Wandel zu schaffen, die richtige Mitte zu halten zwischen kultur- und kunstfeindlicher Prüderie, staatlich geaichtem Banausentum einerseits und schamloser Volksvergiftung andrerseits, kann aber nie und nimmer Aufgabe eines Schwurgerichtes sein, so wenig wie wir diese Fragen allein Staatsorganen, politischen oder konfessionellen Parteien ausliefern dürfen. Es gibt wenn nicht höhere, so doch gewiß ebenso hohe Güter wie die Kunst, etwa die Wahrheit oder gar das Beste der menschlichen Gesellschaft. Wo hier die Grenze zu ziehen ist, was von höherem Gesichtspunkte aus zulässig, was verwerflich ist, das festzustellen kann ausschließlich einer Kammer von Standesgenossen anvertraut werden.

Und nun ein Vorschlag! Wie wäre es, wenn im neuen Gesetze für solche Fälle eine zwölfköpfige Geschworenenbank in Kraft träte, deren eine Hälfte vom Staatsanwalt, deren andere vom Verteidiger gewählt würde, und zwar aus Sachverständigen, Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern? Wer aber prinzipielle Bedenken dagegen hegt, möge erwägen, ob nicht eine Mischung von Sachverständigen und Laien jene Garantie gewährt, die unsere gegenwärtige Rechtsprechung vermissen läßt. Dr. M. K.

*

Ein Hohelied des Fliegens

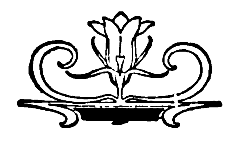
Es ist bezeichnend, wie immer wieder der geradezu naive Materialismus des Denkens und der Vorstellung in unserem modernen Geistesleben durchbricht. Man glaubt in der Poesie „modern" zu sein, wenn man moderne Technik und Industrie in Reim und Rhythmus verherrlicht. Danach wäre Goethe „modern" gewesen, wenn er etwa damals die Flugversuche eines Montgolfier in Hymnen verherrlicht hätte; denn dieser geniale Papierfabrikant, der Erfinder eines durch erwärmte Luft gehobenen Luftballons, des Fallschirms

und andrer Dinge, war damals das Modernste und hielt Nerven und Neugier von vielen Tausenden in Spannung. Aber die Dichter und Denker von damals hatten Edleres zu tun; ihr Gebiet war das feine Revier der Seele, nicht der Nerven, und des Geistes, nicht der technisch beherrschten Materie.

In der gut geleiteten Münchener „Lese" (Nr. 32) wird — neben dem Abdruck von mehreren langen Fluggedichten — eines jungen Dichters Hymne an Zeppelin mit folgenden Worten empfohlen: es sei „ein Zeitgedicht von hoher Bedeutung", ihr „bleibender" Wert beruhe in der „dichterischen Fassung und Gestaltung der beklemmenden und zugleich Triumph jubelnden Begeisterung, die uns alle ergriffen hatte, als wir zum erstenmal Held Zeppelin in Siegerruhe hoch über uns nach seinen Zielen fahren sahen — einer Begeisterung, die künftige Generationen nie mehr wie wir empfinden werden."

Lieber Freund, — so ließe sich hier antworten — alle Achtung vor Zeppelins Ritt in die Lüfte! Aber als einst Montgolfiers Ballons stiegen, war die Sensation nicht minder groß. Und die Erfindung der Eisenbahn? Galt es einst als Ziel der Dichtung, Postkutschen zu besingen oder sonstige Beförderungsmittel? Sind Röntgen- und Radiumstrahlen würdige Stoffe? Spürt ihr nicht, daß ihr mit alledem immer wieder in der Materie stecken bleibt, die seit Zola und Darwin euch ganz gefangen nimmt auf Kosten des Einblicks in die Welt der Ideen? „Held" Zeppelin ist unsrer selbstverständlichen Achtung und Liebe sicher; aber kein technischer Erfinder und kein Polarforscher oder dergleichen kann den ethischen Heroismus ersetzen; und kein Blick für das Geäder des Sinnlichen ersetzt den Einblick in das viel bedeutsamere Reich des Übersinnlichen, in das unsre großen Dichter, Philosophen und Seher Einschau hatten.

Drum bleibt uns mit euren Verhimmelungen der Materie vom Leibe! Wir suchen Tieferes. —r—



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße** 8, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) **werden ausschließlich** in den „**Briefen**" des „**Türmers**" beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Bibliothek



F. Hoffmann-Fallersleben



XIV. Jahrg. Oktober 1911 Heft 1

Drei Lieder

komponiert für eine Singstimme mit Klavier

von

Victor Hansmann

I
NACHTWANDLER

Gustav Falke

Lustig

GESANG

KLAVIER

f

Tromm - ler, laß dein Kalb - fell klin - gen, und, Trom - pe - ter, blas dar - ein, daß sie aus den


ff
Bet - ten sprin - gen, Mor - - - dio Mi - chel,
Mor - dio! schrein, tu - ut und trumm, tu - ut und trumm,
p
Zip - fel - müt - zen rings - her - um.
p


mf
Und so geh ich durch die hel - len, mon - des - hel - len Gas - sen hin,
p
fröh - lich zwi - schen zwei Mam - sel - len, Wä - sche - rin und Plät - te - rin:
p
Links Lu - is - chen, rechts Ma - rie, und vor - an die
cresc.
mf
f
Mu - si - ci.



p

p

A-ber sind wir bei dem Hau-se, das ich euch be-zeich-net hab',

pp

macht ge-fäl-ligst ei-ne Pau-se, und seid

cresc.

schweig-sam wie das Grab! Scht-

p


— und hm, scht — und hm, sach - te um das Haus her -
pp
um. Mei - ne hef - ti - ge Hen - riet - te
pp
wohnt in die - sem klei - nen Haus, lär - men
cresc.
die wir aus dem Bet - te, kratzt sie uns die Au - gen aus. Scht -
mf
p
pp


— und hm, scht — und hm, sach - te um das Haus her - um.
pp
Lu - stig wie - der, Mu - si - kan - ten!
f
ff
p cresc.
Die Ge - fahr droht nun nicht mehr;


trom-melt al-le al-teu Tan-ten wie-der an die Fen-ster
her! Tu-ut und trumm, tu-ut und trumm,
p
Zip-fel-müt-zen rings her-um.
p


mf
Ja, so geh ich durch die hel - len, mon - des - hel - len Gas - sen hin,
p
fröh - lich zwi - schen zwei Mam - sel - len, Wä - sche - rin und Plät - te - rin:
p
Links Lu - is - chen, rechts Ma - rie,
mf
und vor - an die
cresc.
f
Mu - si - ci.

II
DIE SORGLICHEN

Gustav Falke

Mäßig

GESANG

p

Im Früh-ling, als der März-wind ging, als je-der Zweig voll Knos-pen hing, da frag-ten sie mit Za- - - gen: Was wird der Som-mer

KLAVIER

pp *cresc.* *mf* *p*


Breiter
sa - gen? Und als das Korn in Fül - le
p
stand, in lau - ter Son - ne briet das
cresc.
Land, da seufz - ten sie und schwie - gen:
mf
pp
Bald wird der Herbst - wind
pp


flie - gen.
Der Herbst-wind blies die
p
Bäu - me an und ließ auch nicht ein
Blatt dar-an.
Sie sahn sich an:
Da-hin-ter kommt nun der bö - se Win - ter.
Bewegter
p
Das


war nicht e - ben falsch ge - dacht, der
p
Win - ter kam auch ü - ber Nacht. Die
ar - men, ar - men Leu - te, was sor - gen sie nur
heu - te? Sie sit - zen hin - term O - fen

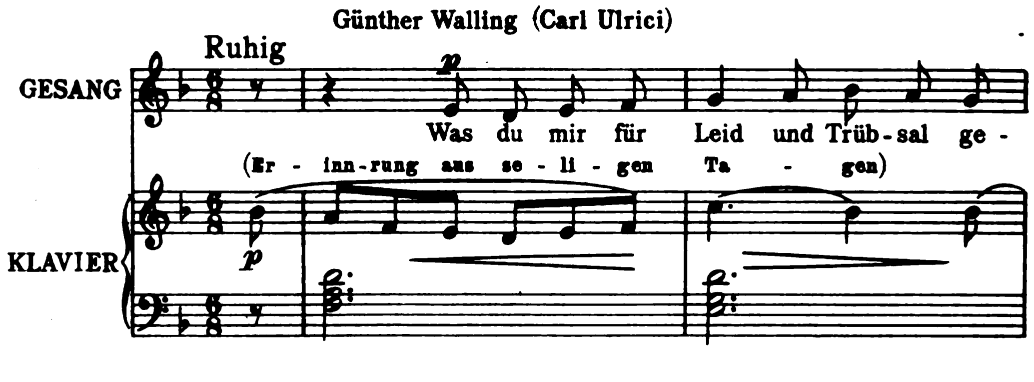


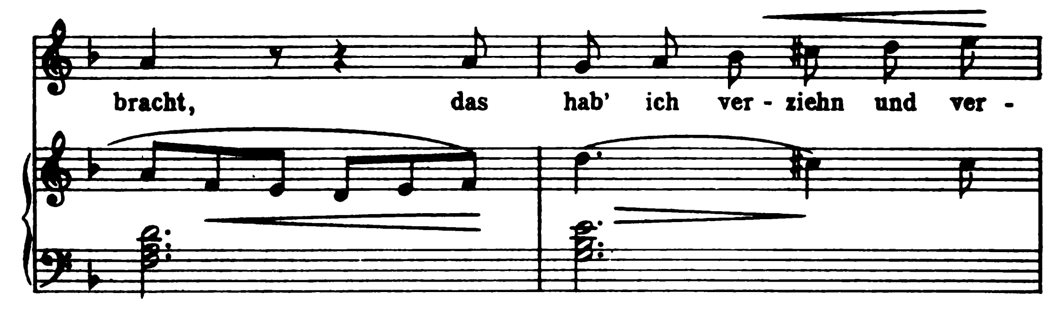
still und war - ten, ob's nicht tau - en
will, und ban - gen sich und
Erstes Zeitmaß
sor - gen um mor - - gen.
p

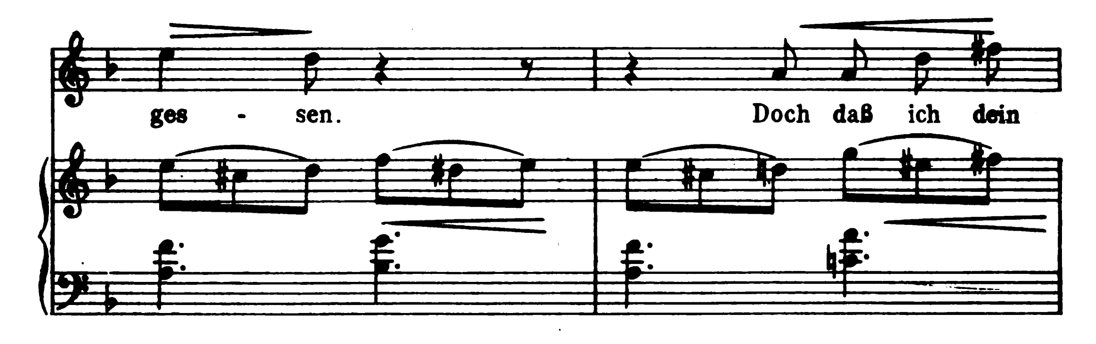
An Fräulein Grete Zimmermann

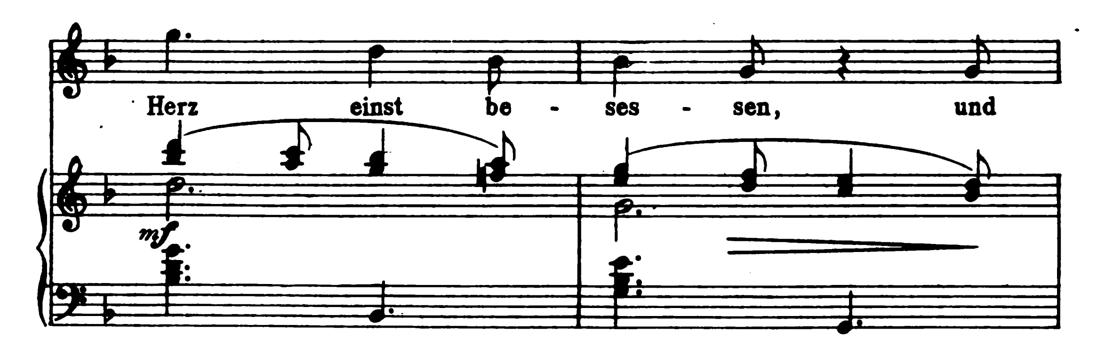
III
ERINNERUNG AUS SELIGEN TAGEN

Günther Walling (Carl Ulrici)

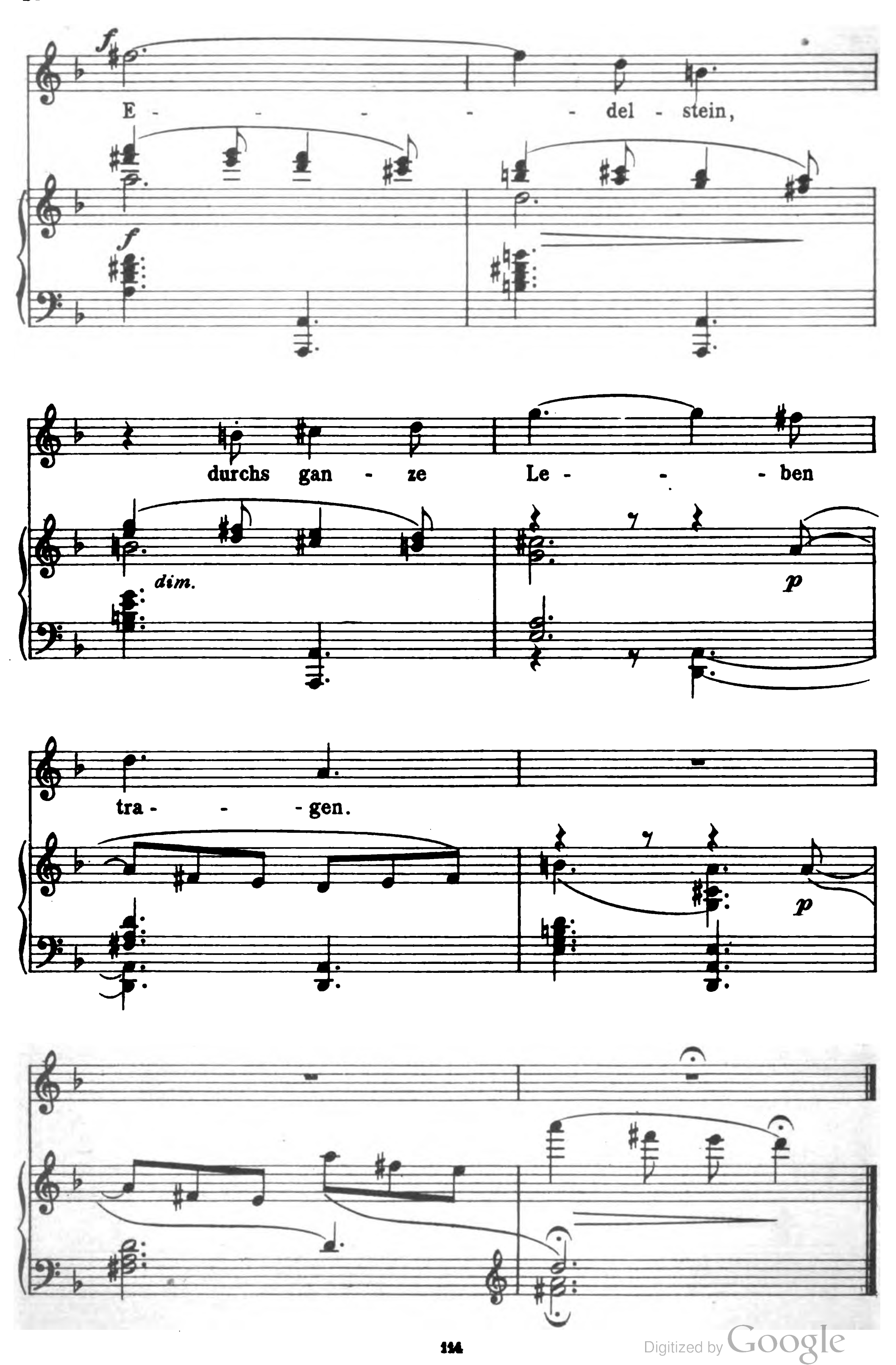









wie du mich froh und glück - lich ge - macht, das will ich im dunk - - - len Her - zens - schrein,
(Er - inn - rung aus se - li - gen Ta - gen)
wie ei - nen hell - fun - keln - den
mf
f
p
cresc.
cresc.


f
E - - - - - del - stein,
f
durchs gan - ze Le - - - ben
dim.
p
tra - - gen.
p



Herm. Pleuer

(Privatbesitz R. Cless, Stuttgart)



XIV. Jahrg. November 1911 Heft 2

Theologie und Radiologie

Von Dr. J. La[illegible]iebenfels

Man kann in der heutigen [illegible] am schnellsten und mühelosesten in den Ruf eines [illegible] und eines tiefen Denkers kommen, wenn man über die [illegible] der Theologie der Vorzeit spöttelt und witzelt und den [illegible], der unseren [illegible] so viel wissenschaftliche und sittliche Befriedigung gewährte, mit ein paar [illegible] Skeptizismen abschlachtet. Abgesehen davon, daß der ethische Wert [illegible] Religionen auch von ausgesprochenen Atheisten immer mehr und mehr anerkannt wird, mehren sich in neuester Zeit die Anzeichen, daß auch der rein [illegible]liche Wert der alten Theologien durchaus nicht so gering sei, [illegible] und materialistisch gesinnte Zeit der Aufklärung eingeschätzt hat. [illegible] blühen und dem Fortschritt jener Naturwissenschaften, die mit [illegible] greifbaren Materie arbeiteten und deren Gesetze und Kräfte erfor[illegible] zwar, als ob die Weisheit der alten Religionen dem Aberglaub[illegible] gleichzusetzen wäre. Als aber die Naturwissenschaften von d[illegible] feineren, im Äther wirkenden Naturkräften, dem Magnet[illegible] vordrangen, da änderte sich allmählich die Sachlage.

Aber vollends zugunsten der Religionen gestaltete [illegible] Augenblick, als man in die alle Wunder der Reli[illegible] [illegible]weise der strahlenden Kräfte, der Röntgen- und [illegible]



Herm. Pleuer



XIV. Jahrg. November 1911 Heft 2

Theologie und Radiologie

Von Dr. J. Lanz-Liebenfels

Man kann in der heutigen Gesellschaft am schnellsten und müheloseſten in den Ruf einer Geistesgröße und eines tiefen Denkers kommen, wenn man über die Weisheiten der Theologie der Vorzeit spöttelt und witzelt und den Glauben, der unseren Vätern so viel wissenschaftliche und sittliche Befriedigung gewährte, mit ein paar geistreichen Skeptizismen abschlachtet. Abgesehen davon, daß der ethische Wert der Religionen auch von ausgesprochenen Atheisten immer mehr und mehr anerkannt wird, mehren sich in neuester Zeit die Anzeichen, daß auch der rein wissenschaftliche Wert der alten Theologien durchaus nicht so gering sei, wie ihn die frivole und materialistisch gesinnte Zeit der Aufklärung eingeschätzt hat. Mit dem Aufblühen und dem Fortschritt jener Naturwissenschaften, die mit der groben und greifbaren Materie arbeiteten und deren Gesetze und Kräfte erforschten, schien es zwar, als ob die Weisheit der alten Religionen dem Aberglauben alter Weiber gleichzusetzen wäre. Als aber die Naturwissenschaften von den gröberen zu den feineren, im Äther wirkenden Naturkräften, dem Magnetismus, dem Elektrizismus vordrangen, da änderte sich allmählich die Sachlage.

Aber vollends zugunsten der Religionen gestaltete sich die Situation seit dem Augenblick, als man in die alle Wunder der Religion in Schatten stellende Wirkungsweise der strahlenden Kräfte, der Röntgen- und Radiumstrahlen Einblick gewann.

Der Mikrokosmus und der Makrokosmus, die Hauptobjekte der religiösen Spekulation, werden ja nicht in derselben grob materiellen Weise wie unsere Maschinen in Bewegung gesetzt. Es wäre und war vergebliche Mühe, das Leben der Organismen und die Wandlungen des Weltalls nach den Gesetzen der Mechanik der starren Körper erklären zu wollen. Das Weltall und die Zellen des Organismus sind nicht mit Stahlgestängen, Laufriemen, Laufketten, ja nicht einmal mit metallenen Drähten miteinander verbunden. Unsere physikalischen Gesetze sind, da sie nur den uns bisher sinnlich erreichbaren Aggregatzuständen der Körper angepaßt waren, keine universell, sondern nur partiell geltenden Gesetze. Wissen wir doch, daß sich die Körper im festen, flüssigen und gasförmigen Zustand verschieden verhalten. Erst die Strahlenphysik, die mit den subtilsten und doch wieder im unermeßlichen Weltall allgegenwärtigen Stoff, dem Äther arbeitet, hat uns den Blick in die Werkstätte der Natur in Wahrheit geöffnet. Waren die vergangenen Jahrhunderte die Jahrhunderte der technologischen Entdeckungen und Erfindungen, so werden die künftigen Jahrhunderte die Zeiten der biologischen Entdeckungen und Erfindungen sein. Die Technologie hat den Menschen zum Herrn der leblosen Natur und seiner tierischen Umgebung gemacht, die Biologie aber wird den Menschen zum Herrn seiner selbst machen. Sie wird ihm gleich der Religion an sein Innerstes greifen und ihn von Grund aus umformen und umgießen in schrankenlose, enttierte, vergöttlichte Form. —

Alter Glaube und fromme Überlieferung teilt Göttern, Heroen und Heiligen übernatürliche Kräfte zu, ja man kann sich den Begriff „Gott" gar nicht anders als unter der Vorstellung eines „Kraftzentrums" denken. Gott ist allmächtig, die Allmacht ist seine erste und vornehmste Eigenschaft.

Aber etwas Sonderbares hat diese Götterkraft: sie zeigt in den religiösen Vorstellungen aller Völker eine merkwürdige Beziehung zur Elektrizität.

Jupiter schleudert ebenso wie der semitische Bel und der germanische Thor Blitze und tötet damit die Ungeheuer der Vorzeit. Götter und halbgöttliche Wesen, wie Zwerge und Riesen, haben geheimnisvolle Kräftegürtel, die beim Berühren eine niederschmetternde Kraft ausströmen. Auch der biblische Jahve entbehrt dieser merkwürdigen, den Alten geheimnisvollen Kräfte nicht. Am sonderbarsten ist in dieser Beziehung Gen. XXXII, 25, wo berichtet wird, daß Jakob am Jabokfluß mit Gott (in der Gestalt des „Engels des Herrn") eine ganze Nacht lang ringt. Aber der Engel kann den Patriarchen nicht überwältigen, und da der Tag bereits im Anbruch ist, „berührte er den Schenkelnerv (Jakobs), so daß dieser alsbald erlahmte"! Offenbar ein lähmender elektrischer Schlag! Zahlreiche andere Bibelstellen (Deut. XXXII, 41; Is. XL, 7; II. Reg. XXII, 9; Ps. LXXVI, 19; CXLIII, 5; Ez. I, 14) beweisen, daß diese Kraft die „Blitzkraft", d. i. Elektrizität war, und daß diese Kraft sowohl heilen als krank machen und töten kann. „Ego occidam et ego vivere faciam, percutiam et ego sanabo, et non est, qui de manu mea possit eruere", „ich töte und mache lebendig, ich schlage und heile, und niemand ist, der meiner Hand sich entwände", so heißt es in dem uralten Canticum Mosis (Deut. XXXII, 39)! (Vgl. darüber J. Lanz-Liebenfels: Theozoologie. Wien, Moderner Verlag.)



Gott erscheint ferner in merkwürdigen Lichtgestalten, und zwar mit Vorliebe in der Nacht und in der Dämmerung. So nach Sonnenuntergang als dampfender „tanur“ in Gen. XV, 17, als „brennender Dornbusch“ (Ex. III, 2) und als „Wolke“ (ibidem).

Auch in der nordischen Sage finden wir den eigentümlichen Zug, daß die Gottheit in der Nacht und in der Dämmerung stärker sei als bei Tag. So ist es ein alter Volksglaube, daß die in der Nacht so beweglichen Zwerge und Alben vom ersten Sonnenstrahl, der sie trifft, gelähmt und zu Stein verwandelt werden. Deswegen beeilen sich diese Spukgestalten, noch vor Sonnenaufgang in ihre dunklen Schlupfwinkel zurückzukehren. Der Zwerg Allwiß verliert im eddischen Alvîßmâl die Wette, weil er sich von der Sonne überraschen läßt.

Im Neuen Testament nennt sich Christus schlechtweg „das Licht“ (Joh. VIII, 12). Als ihn das blutflüssige Weib berührte, da sagte er: „Ich fühlte eine Kraft von mir ausgehen“ (Luc. VIII, 46). Er erscheint im verklärten Lichte seinen Vertrauten auf dem Berge Tabor (Marc. IX, 2; Matth. XVII, 9). Der Heilige Geist wird in Gestalt von Feuerzungen über die beim Pfingstfest versammelte Jüngergemeinde ausgegossen (Act. II, 2). Ähnlich wie der Engel bei der Jabokfurt den Jakob, so wirft Jesus den Paulus vor Damaskus mit Blitzeskraft nieder (Act. IX, 3).

Ähnliche wunderbare Kraftäußerungen werden immer und immer von heiligen Menschen in der Legende erzählt.

Es mag nun vieles, ja sehr vieles davon frommer Betrug sein, indes fragt man sich, wie derartige Vorstellungen entstehen konnten, ohne einen realen Untergrund zu haben. Und dieser konnte nur so lange geleugnet werden, als ihn die Wissenschaft nicht kannte. Dem ist aber heute nicht mehr so. Schon im Jahre 1902 gab Bose ein hochinteressantes Buch: „Response in the living and non living“ (London — Neuyork — Bombay) heraus, das auf ganz exakte Weise feststellt, daß die den Organismen innewohnenden Kräfte elektrisch reagieren. Wird nämlich an einem eigens präparierten lebenden Muskel ein Leitungsdraht an die Oberfläche des Muskels, das andere Drahtende an den frischen Querschnitt, also das Innere des Muskels angelegt, so wird der Draht von einem elektrischen Strom durchflossen und ein eingeschaltetes Galvanometer zeigt einen Ausschlag.

Wird nun der Muskel irgendwie gereizt, sei es elektrisch, mechanisch (durch einen Schlag, Schnitt, Torsion) oder chemisch, so treten Stromschwankungen auf.

Aber nicht allein Tiermuskeln, auch Pflanzenstiele und Pflanzenblätter, ja sogar Metalldrähte zeigen bei ähnlicher Behandlung dasselbe Verhalten. Tod der Organismen und Erschöpfung der Metalldrähte macht sich durch Ausbleiben der elektrischen Reaktion kenntlich.

Vor einiger Zeit berichteten die Tagesblätter von der sonderbaren Entdeckung des Washingtoner Professors Elmer Gates, daß lebende Körper im Lichte der ultravioletten Strahlen Schatten werfen, tote dagegen nicht. Diese Entdeckung steht mit den Entdeckungen Boses in offenbarem Zusammenhang. Da nun die Intensität des Schattens mit der größeren oder geringeren Lebensbetätigung wechselt, da andererseits das Denken eine der anstrengendsten Lebenstätigkeiten ist, so glaubt Gates mit Hilfe seiner Entdeckung die Gedankenstärke auf exaktem

Wege messen zu können. Das klingt um so wahrscheinlicher, als ja die Bosesche Entdeckung bereits eine Messung der Lebensenergie mittelst des Galvanometers ermöglichte.

Beide Entdeckungen stützen wieder die Beobachtungen Blondlots, der behauptet, daß von dem Menschen- und Tierkörper elektrische Strahlen, die sogenannten N-Strahlen ausgehen. Ähnlich wie Bose fand Charpentier, daß Einwirkung auf die Nerven oder Muskeln die Intensität der N-Strahlen verändere. Die vielbespottete Odlehre des Baron Reichenbach taucht daher in veränderter Gestalt wieder auf.

Mögen alle diese Versuche und Entdeckungen einstweilen noch die ersten unsicheren Schritte in das geheimnisvolle Gebiet der Radiologie sein, so viel steht fest, daß Leben und Elektrizität miteinander in innigstem Zusammenhang stehen, und daß der Organismus, vor allem der Mensch, eine Art elektrische Kraftzentrale bilde. Was uns die alten Göttermythen und Legenden berichten, sind Phänomene, die zwar anders benannt wurden, als wir sie nennen, die sich aber von den durch moderne Forscher konstatierten Erscheinungen nur quantitativ, aber nicht qualitativ unterscheiden.

In das Gebiet dieser „animalischen Elektrizität“ rechne ich auch die altbekannte, neuerdings wieder sehr viel diskutierte Wünschelrute. Die Wünschelrute kann bekanntlich nur von den dazu disponierten Individuen, und zwar ausschließlich nur zur Konstatierung von unter der Erdoberfläche befindlichen Wasser- und Erzadern verwendet werden. Was nun die Entdeckung der Erzadern anbelangt, so liegt die Sache sehr einfach.

Es ist nämlich eine Art physikalischer Wünschelrute bereits mit vollkommen sicher wirkendem Erfolg in einer Bleimine zu Presteigne in Nordwales benützt worden. Wie nämlich die „Umschau“ VII, 378 berichtet, werden in dem abzusuchenden Terrain zwei metallische Pfosten (die die Stelle der Wünschelrute vertreten) tief in den Erdboden gerammt und mit der Sekundärspule eines kräftigen Induktoriums verbunden, so daß sich ein hochgespannter Wechselstrom durch die Elektroden (die Metallpfosten) in den Boden ergießt. Wird nun zwischen den beiden Metallpfosten ein Telephon derart eingeschaltet, daß die beiden Drahtleitungen in zwei einige Meter voneinander stehenden, in die Erde eingerammten Metallstäben enden, so werden die den Boden durchströmenden elektrischen Wellen das Telephon in verschiedener Weise betätigen, je nachdem im Erdboden Erz ist oder nicht. Ist kein Erz im Boden, so haben die Wellen in der Erde einen großen Widerstand zu überwältigen, stürzen sich daher mit großer Intensität in die gutleitenden Telephondrähte und bringen das Telephon stark zum Ertönen. Ist aber Erz im Boden, so werden die Wellen der Erzader folgen und durch die Telephondrähte nur geringen Strom abgeben; das Telephon wird daher nur leise oder gar nicht ertönen. Damit, glaube ich, ist auch eine ganz plausible Erklärung für die Wirkungsweise der Wünschelrute gegeben, man braucht nur vorauszusetzen, daß der Handhaber der Wünschelrute das Induktorium und die elektrische Kraftquelle abgebe, während das Gehirn die Stelle des Telephons vertritt.

Was nun das Suchen von Wasseradern anbelangt, so ist es einleuchtend,



daß der Boden gewiß einen andern Leitungswiderstand habe, je nachdem Wasser vorhanden ist oder nicht. Der größere oder geringere Leitungswiderstand macht sich dem sensiblen Wassersucher dadurch bemerkbar, daß ihm entweder weniger oder mehr Strom entzogen wird. Dazu ist zu bemerken, daß das Wasser in vielen Fällen eine Erzader in ihren elektrischen Wirkungen vollkommen ersetzen kann. Denn die Wasseradern sind entweder metallhaltig oder salzhaltig und geben dann gute Leiter ab. Alle derartigen Erscheinungen sind uns im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie zum mindesten erklärbar, wenn wir vielleicht auch manches noch nicht ganz begreifen können. So hat der Leiter des elektromedischen Instituts „Salus" in Zürich, E. R. Müller, die interessante Entdeckung gemacht, daß der menschliche Körper für Elektrizität verschiedenen Leitungswiderstand habe, je nachdem sich der Mensch in normaler oder anormaler Verfassung befindet. Nervöse, Trinker, Raucher haben besonders niedrigen Leitungswiderstand. Ja irgendeine seelische Aufregung, ein Lichtstrahl, das Atmen usw. macht sich in Schwankungen der Leitfähigkeit bemerkbar. Da sich nun alle elektrischen Phänomene umkehren lassen, so kann man per analogiam schließen, daß Änderung der Stromstärken oder Erhöhung oder Verminderung der Leitfähigkeit im Menschen wieder sensorisch und psychisch zum Ausdruck kommen, so daß sich also dem Wassersucher die Schwankung der Leitfähigkeit sensorisch bemerkbar macht. Es gibt daher nicht wenige Menschen, denen sich der hohe Elektrizitätsgehalt der Luft schon lange vor Ausbruch des Gewitters durch einen Druck im Gehirn fühlbar macht. Es heißt dies mit anderen Worten, der Mensch kann nicht nur eine elektrische Kraftquelle sein und gleich einer drahtlosen Telegraphiestation elektrische Wellen nach allen Richtungen aussenden, er kann auch gleich einer drahtlosen Telegraphie-Empfangsstation elektrische Wellen aufnehmen und sich zu Bewußtsein bringen, kurz es erklärt sich damit das Phänomen des zweiten Gesichtes, des Hellsehens, der Telepathie und des Gedankenlesens. Was mir den Zusammenhang zwischen Funkentelegraphie und Hellsehen noch wahrscheinlicher macht, sind folgende zwei besonders auffallende Analogien.

Erstens weiß man aus Erfahrung, daß bei Nebel und in der Dämmerung die drahtlose Telegraphie besser funktioniert als bei heiterem, trockenen Wetter und bei Sonnenschein. Analog dazu nimmt die Weisheit und Stärke der Zwerge und Engel bei hellem Sonnenschein ab, ihre Kraft wächst mit dem Dunkel und dem Nebel. Wer denkt da nicht unwillkürlich an den weisen Nibelung, den Nebelzwerg Alberich, an seine Weisheit und seine Schatzwissenschaft? Ebenso ist es tatsächlich erhärtet, daß hellseherische Menschen ihre Visionen meist bei Nebelwetter und in der Nacht haben. Ebenso bezeichnend ist es, daß die typischen Nebelländer Schottland, England, Friesland und Dänemark fast allein die Stätten sind, wo sich noch heutzutage das zweite Gesicht endemisch findet.

Zweitens besitzen wir Menschen noch heute ein allerdings verkümmertes Organ, das in seinem Wesen dem „Kohärer", dem Hauptbestandteil der Empfangsapparate für drahtlose Telegraphie, gleicht. Es ist dies die Zirbeldrüse, die schon die Alten und später Cartesius für den Sitz der Seele hielten. Der Kohärer besteht bekanntlich aus einer Glasröhre, die mit feinen, losen Eisenfeilspänen ge-

füllt ist, die sich bei Einwirkung elektrischer Wellen zu einem guten Leiter zusammenballen. In ähnlicher Weise arbeitet das Mikrophon mit losen Kohlenstückchen. Nun entspricht den Eisenfeilspänen und Kohlenstückchen der in der Zirbeldrüse enthaltene Hirnsand, über dessen Funktion man sich bisher vollkommen im unklaren war. Die Zirbeldrüse hat sich heute noch bei manchen Eidechsenarten als vollständig ausgebildetes Organ erhalten; seinerzeit aber war sie in der Tierwelt als Parietal-Auge fast allgemein verbreitet. So besonders im Saurierzeitalter.

Wieder haben die alten Sagen und Religionen die Erinnerung an diese merkwürdige Tatsache festgehalten. Es ist das Parietalauge, was die Griechen das Zyklopenauge, die Inder das Devaauge und die Germanen das Wotanseinauge nannten. Ja selbst noch in der christlichen Religion findet sich ein bedeutsamer Anklang an diesen uralten Glauben im „Auge Gottes". Man findet diese Darstellung, ein in ein Dreieck eingezeichnetes Menschenauge, von dem nach allen Seiten Strahlen ausgehen, ungemein häufig in katholischen Kirchen und auf Dreifaltigkeitssäulen. Daß das Parietalauge der Saurier ein elektrisches Auge war, wird um so glaubhafter, als neuestens indirekt festgestellt wurde, daß die Zirbeldrüse tatsächlich auf elektrische Einflüsse reagiere. Professor London in Petersburg hat nämlich experimentell festgestellt, daß durch Einwirkung von Radiumstrahlen das in der Nähe der Zirbeldrüse gelegene Sehzentrum direkt (ohne Vermittlung durch unser optisches Auge) angeregt werden könne („Umschau" VIII, 511). Nach dieser Entdeckung kann also auch ein Blinder Radiumstrahlen wahrnehmen.

Haben wir also alle ein rudimentäres „elektrisches Auge", so kann man sich leicht denken, daß sich bei gewissen Individuen infolge Vererbung — Hellsehen ist erblich! — dieses elektro-optische Organ in Funktion erhalten habe und gleich einem Kohärer auf elektrische und optische Impulse reagiere, und es würde sich damit Hellsehen, Telepathie, Gedankenlesen usw. leicht erklären lassen. Denn wie wir oben gezeigt haben, sendet nach der berechtigten Ansicht neuerer Forscher ein jeder Organismus elektrische und optische Wellen aus, deren Intensität bei geistiger Anstrengung, bei Schmerz und Lust sich steigert. Daß diese sich auf Ätherschwingungen übertragenden Gefühle ein aufnahmsfähiges und prädisponiertes „elektro-optisches Auge" eines davon weit entfernten Individuums anregen können, ist nach alldem nicht unerklärlich und unbegreiflich.

Nun aber sagt uns wieder die religiöse Überlieferung aller Völker, daß der Mensch ursprünglich das Ebenbild Gottes war, daß er daher auch von Gott mit höherem Wissen begnadigt wurde. Konnte das Organ dieser „Allwissenheit" und dieser höheren Weisheit nicht das elektrische Auge gewesen sein? — —

Es ist auffällig, daß sich Gott nicht allen Menschen offenbart. Es sehen und hören ihn nur Bevorzugte, seine Propheten. Auch die heidnischen Götter hatten ihre besonders ausgewählten Orakelverkünder. Diese Propheten und Orakelverkünder haben aber meistens atavistische und urmenschliche Eigentümlichkeiten an sich. So berichet die Bibel, daß Moses eine schwere Zunge hatte (Ex. IV, 10). Er lallte ebenso wie die delphische Pythia. Ebenso sagt Is. LIII, 2 von dem Messias: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne." Der urmenschliche Faun ist der Orakelgott der Alten; und Sokrates, der sich rühmte, ein „daimonion" in sich zu

haben, hatte bekanntlich ein abschreckendes Äußeres. In der germanischen Mythologie sind gerade die häßlichen und mißgestalteten Zwerge mit großem und geheimnisvollem Wissen begabt. Daher kommt es, daß noch heute in manchen Gegenden die Kretins, die Zwerge und auffallend häßliche Menschen als Wahrsager und Orakelverkünder verehrt werden. —

Neben der Allmacht und Allwissenheit wird der Gottheit noch das Attribut der unendlichen Güte und der strafenden Gerechtigkeit beigelegt.

Die Güte Gottes zeigt sich besonders in seinen wunderbaren Heilkräften. Gott kann jede Krankheit heilen, er kann sogar beleben. Und zwar heilt und belebt er ohne Medizin, ohne Anwendung eines sichtbaren Heilmittels. Er heilt durch Handauflegung (Kontakt) oder durch bloßes Anblicken (Strahlenwirkung!). Ich kann mich über dieses Thema ganz kurz fassen. Täglich liest man in Zeitungen und Zeitschriften über die wunderbaren Heilwirkungen der Radiumstrahlen, des ultravioletten oder roten Lichtes. Diese Heilwirkungen sind um so intensiver, als die Strahlen ja auf die feinsten Elemente und kleinsten Organe einwirken.

Aber auch direkt belebend und wachstumbefördernd wirken diese sonderbaren Strahlen. So erklärte Mr. Burke, er habe aus Radium Mikroorganismen, die sogenannten „Radioben" hervorbringen und so Lebewesen direkt aus anorganischen Stoffen erzeugen können.

Wenn auch die Experimente Burkes einstweilen noch nicht so gedeutet werden, wie er will, so hat man doch in neuester Zeit entdeckt, daß die Radiumstrahlen auf die Entwicklung der Lebewesen einen seltsamen Einfluß ausüben. Wenn man nämlich die Radiumstrahlen auf Tiere im ersten Stadium der Entwicklung, z. B. auf bebrütete Hühnereier einwirken läßt, so kommen ganz wunderliche Wesen zur Welt, deren ungeheuerliche Gestalt wohl dem Einfluß der Strahlen zugeschrieben werden muß.

Der Naturforscher Jan Tur hat vor der Pariser Gesellschaft der Biologie eine Reihe von Versuchen besprochen, die er auf diese Art mit Hühnereiern angestellt hat. 80 Eier wurden nacheinander für eine Dauer von 24 bis 75 Stunden den Strahlen einer kleinen Menge von Chlorradium ausgesetzt. Der strahlende Stoff wurde in einer Glasröhre untergebracht, die unmittelbar auf die Eierschalen hinaufgesetzt wurde. Die in den Eiern enthaltenen Embryonen zeigten darauf monströse Formen, die immer in einer bestimmten Richtung ausgestaltet erschienen. Es würde zu weit in anatomische Einzelheiten gehen, wenn die Art dieser Mißgestaltungen genauer geschildert werden sollte. Die Untersuchung der Gewebe an den jungen Radiumhühnchen zeigte im allgemeinen, daß die äußere Gewebeschicht in ihrer Entwicklung beeinträchtigt, die innere gefördert war. Die Veränderungen, die mit dem jungen Tierkörper sich vollzogen hatten, waren von so übereinstimmender und auffallender Art, daß es der Kenner jedem Embryo ansehen würde, der mit Radiumstrahlen behandelt worden ist. Wie diese wundersame Wirkung der Radiumstrahlen zu erklären sein könnte, darüber wagt der Gelehrte vorläufig noch nicht einmal eine Vermutung.

Wenn wir näher zusehen, so kennt auch der alte Glaube die verunstaltende Wirkung von Strahlen auf den Embryo, es ist das bekannte „Verschauen". Frauen

in gesegneten Umständen suchen gerne Gemäldegalerien auf und verharren stundenlang in der Betrachtung eines schönen Menschenbildes, in der Hoffnung, daß das Kind, das sie noch unter dem Herzen tragen, einst schön werden würde. Andererseits meiden sie den Anblick häßlicher Menschen und scheußlicher Tiere, besonders der Affen, um sich nicht zu „verschauen". Dieser Volksglaube erscheint im Lichte der neuen Entdeckung doch nicht ganz unbegründet zu sein, und wer weiß, ob es uns nicht noch in diesem Jahrhundert gelingen wird, durch Strahlung auf die Bildung des Menschen im Mutterleib einzuwirken, und zwar so, wie es uns beliebt. Das klingt abenteuerlich. Aber hätte das, was uns heute die Elektrotechnik mit ihren elektrischen Straßenbahnwagen, mit den Telephons, mit den Röntgenstrahlen usw. tagtäglich bietet, vor vierzig Jahren nicht ebenso verrückt und abenteuerlich geklungen?!

Wenn die Menschen einmal erkannt haben werden, wie wohltätig ihnen die Radiologie werden kann, so werden sie sich mit demselben Feuereifer auf das Studium der Strahlenkräfte verlegen, wie sie sich heute auf die Vervollkommnung der Elektrotechnik geworfen haben.

An der belebenden Wirkung elektrischer Strahlung auf Organismen kann nicht mehr gezweifelt werden. So hat Amon B. Plowman im botanischen Garten von Harvard hochinteressante Versuche angestellt (Gewisse Beziehungen des Pflanzenwachstums zur Jonisierung des Bodens, im „American Journal of Science" 1902), die den Beweis erbrachten, daß die beständige Lieferung negativer Elektronen an die Pflanze eine natürliche Bedingung ihrer Lebenstätigkeit sei und jede Mehrzufuhr von negativer Elektrizität dem Wachstum förderlich sei. —

Aber ebenso wie Gott neben der belebenden Kraft auch eine vernichtende Kraft äußert, so üben die elektrischen Strahlen auch schädigende Wirkungen aus.

Eine neue, dahin zielende Eigenschaft der Röntgenstrahlen ist von dem deutschen Arzt Albers-Schönberg entdeckt worden. Seit längerem bekannt sind die außerordentlich schädigenden Wirkungen der Röntgenstrahlen auf den tierischen und menschlichen Organismus, ohne daß es aber bisher gelungen wäre, eine genügende Erklärung dieses Vorganges zu geben. Wenn Patienten lange Zeit oder zu wiederholten Malen an demselben Tage und unter Verletzung gewisser Vorsichtsmaßregeln bestrahlt werden, so können selbst dauernde Schädigungen der Gesundheit auftreten. In Röhrenfabriken sind sogar recht bösartige Geschwürbildungen, Haarausfälle und Linsentrübungen beobachtet worden. Selbst von einer Zerstörung krebsartiger Natur wurde vor einiger Zeit in medizinischen Blättern berichtet, und gegen einige Ärzte schweben Schadenersatzprozesse. Alle diese Beobachtungen werden jedoch durch die Albers-Schönbergsche Entdeckung, deren Tragweite, wenn sie sich in vollem Maße bestätigen sollte, noch gar nicht abzusehen ist, in den Schatten gestellt. Der genannte Arzt verfuhr folgendermaßen: Er sperrte eine Anzahl männlicher Kaninchen und Meerschweinchen in eine Kiste, deren Boden aus Segeltuch bestand, so daß von unten her den Röntgenstrahlen ein freier Eintritt gewährleistet war. Die Röntgenröhre befand sich also unterhalb der Kiste, und zwar in einer Entfernung von etwa 7 Zoll von der Bauchwand der Tiere. Die Einwirkung wurde nun recht lange ratenweise fortgesetzt, so daß inner-

halb 12 Tagen achtmal im Durchschnitt je 15 Minuten lang bestrahlt wurde. Darauf trat eine Pause von 34 Tagen ein, worauf abermals Bestrahlungen innerhalb 6 Tagen erfolgten. Im ganzen handelte es sich also um etwa 13 Bestrahlungen von zusammen etwa 195 Minuten Dauer. Bei weiteren Versuchen wurde diese Zahl ein wenig modifiziert. Immer aber zeigte sich, von einem ohne nachweisbare Ursache erfolgenden Todesfall abgesehen, keine Spur irgendeiner schädigenden Beeinflussung, Haarausfall oder sonst eine der bekannten Reaktionen wurde also nicht bemerkt. Nur hatten sämtliche Tiere die Fortpflanzungsfähigkeit verloren. Dieses Resultat ist begreiflicherweise im höchsten Maße überraschend, so sehr, daß man sich einstweilen noch hüten wird, voreilige Schlüsse zu ziehen. Albers-Schönberg hält denn auch selbst das Versuchsmaterial nicht für ausreichend und erwartet von seinen Fachgenossen die Lieferung weiterer Unterlagen.

Ist die durch die mysteriösen Strahlen bewirkte Entfruchtung nicht ganz dasselbe wie die Faszination der Alten? Die katholische Moraltheologie (z. B. Lehmkuhl, Theologia moralis III, 10. Aufl., S. 529) erkennt heute noch eine impotentia ex maleficio, das heißt durch „Behexung“, an. Jedenfalls hängt diese „Behexung“, nach dem Volksglauben zu schließen, mit dem „Beschauen“, also mit einer von gewissen Augen ausgehenden verderblichen Strahlenwirkung zusammen. Daß gewisse Augen, von Menschen und Tieren, eine auf die Nerven wirkende Kraft ausüben, ist wohl nicht zu leugnen. Ich mache aufmerksam, daß diese dämonische Wirkung des Blickes vor allem den Schlangen- und Affenaugen zukommt.

Wir können an der schädigenden Wirkung mancher Strahlen um so weniger zweifeln, als es vollkommen exakt festgestellt ist, daß die Röntgen-, Radium- und Ultraviolettstrahlen unter Umständen zerstörend auf das Zellgewebe der Organismen und auf Mikroben direkt tötend wirken. Über diesen Gegenstand hat sich bereits eine große Literatur entwickelt, die von Tag zu Tag mehr anschwillt. Hier also stehen wir schon auf vollkommen festem Boden.

Christus, der die Gedanken seiner Umgebung liest (Matth. IX, 4), der in die Ferne schaut und in die Zukunft blickt (Joh. VI, 70), von dem überirdische Kräfte ausgehen (Luc. VIII, 46), der die Kranken heilt, der also göttliche Allmacht, Allwissenheit und Güte in sich vereinigt, er hat auch die göttliche Kraft der strafenden Gerechtigkeit. Er, der die verdorrte Hand heilen kann, er macht den lebenden Feigenbaum verdorren (Matth. XXI, 19—21), ebenso wie die geraubte „Bundeslade“ die Philister mit Krankheiten und ihre Felder mit Dürre strafte (I. Reg. V, 6).

Heilende Ärzte und strafende Richter sind die Götter! Heilend und schädigend ist auch die Wirkung der elektrischen Strahlen! —

Wir haben zwischen den alten Religionen und den modernsten physikalischen Experimenten so viele Beziehungen gefunden, daß an einen Zufall nicht mehr zu denken ist. Haben aber die alten Religionen von der mysteriösen Strahlenwelt, die sich uns erst in jüngster Zeit eröffnet hat, Kenntnis gehabt, dann ist die Weisheit, die uns die alten Theologien — vorausgesetzt, daß sie mit wissenschaftlicher Kritik gelesen werden — verkündigen, wirklich eine geoffenbarte Weisheit! Es ist eine Weisheit, die sich besonders organisierten Menschen, Propheten, Heiligen und Visionä-

ren, enthüllt hat, und an der wir gewöhnlichen Sterblichen nicht achtlos und noch viel weniger spöttisch vorbeigehen dürfen. Es erwächst uns zum mindesten die Pflicht einer ernsten und gründlichen Prüfung. Hier werden uns Kräfte kund, von denen die alten Theologien in geheimnisvollen Worten sprachen. Nun sind die Siegel zum Teil erbrochen und die Geheimnisse enthüllt, Geheimnisse, die der Menschheit mehr nützen werden als die geistreichsten technischen Erfindungen, die bloß die materielle Kultur förderten.

Die geheimnisvollen Strahlen werden es uns ermöglichen, in das Leben der Organismen und in ihre Entwicklung umformend, ja geradezu schöpferisch einzugreifen. Und wird hier nicht der Menschenkörper, als vornehmster Organismus, in Betracht kommen? Welche geradezu göttliche Macht wird der Mensch da haben, wenn es ihm gelingen wird, die Ätherkräfte nach Gutdünken zu lenken! Fürwahr, dann wäre uns die Zeit nahe, von der die Schrift sagt, daß wir uns dem Herrn entgegen in die Luft erheben und bei ihm verweilen werden allezeit (I. Thess. IV, 17)!



Sterben · Von Bruno Wunderlich

Der Mond hängt wie ein blut'ger Türkensäbel
Am Himmel. Auf den glitschrigen Asphalt
Sprüht feiner Regen. Dicker, grauer Nebel
Wälzt sich im Park. Der rauhe Herbststurm ballt
Das welke Laub zu mächt'gen Klumpen, preßt
Die Eisenfaust darauf und wütet pfeifend
Dem Flusse zu, den letzten Sommerrest
Mit riesenstarken Armen mit sich schleifend.

Ein dürres Rößlein klappert neben mir.
Ein schwarzer, hagrer Ritter steht im Bügel:
Der Tod! Steht, stutzt und schwingt sich von dem Tier,
Hängt an das Gartentor die beiden Zügel
Und tritt ins Haus! — Still! Bleiche Kerzen flimmern.
Der Herbstwind stirbt. Der Regen rieselt sacht
Und immer sachter. Ferne Glocken wimmern ..
Ein wilder Schrei durchgellt die Nacht!





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

Am frühen Morgen wurde Herr Walter von Dietrich geweckt, der das fremde schlafende Kind erstaunt betrachtete. Herr Walter erklärte ihm, was vorgefallen, und nun holte Dietrich den alten Bauer, der alsogleich ein Tränklein braute und die Füße des fiebernden Kindes mit Essig und Salz zu reiben begann, wobei er wunderliche Sprüche murmelte.

Herr Walter sah seinem Treiben nicht sonderlich getröstet zu. Im Stifte zu St. Georgenberg mochte manch gelehrter heilkundiger Pater sitzen. Ob er Dietrich dorthin um Hilfe senden sollte? Doch hätte dies seine Fahrt verzögert, und die Hilfe schien ihm ungewiß. Auch trug er noch einen leisen Groll im Herzen gegen die Brüder des heiligen Benediktus.

Herr Walter atmete beklommen auf. Es galt nunmehr, die Kühle des Morgens zur Reise zu nützen, aber nun kam es ihn plötzlich bitter an, dieses junge kindliche Wesen verlassen zu müssen, das sich rätselschwer an sein Mitleid zu klammern begann. Wollte er sich etwa hier verträumen, auf dem Hofe dieses alten Bauern, um eines fremden schönen Kindes willen, das er ein Weilchen im Mondschein tanzen gesehen hatte?

Draußen auf dem Hügel stampften Alnot und Alruna und wieherten in den Morgen hinaus.

Da rief Herr Walter den alten Bauer und reichte ihm etliche Silbermünzen.

„Sorgt mir für das Mägdlein", sprach er. „Ich will in einigen Tagen wiederkommen und nach ihr sehen."

Gleich aber schämte er sich dieser Worte, denn er wußte, er werde nicht wiederkommen. „Sorgt mir für das Kind, so lang es Euer Herz Euch sagt", verbesserte er, und schritt mit einem letzten Blick auf die kleine Kranke aus der Kammer.

Er schwang sich klirrend in den Sattel, und schon begannen die Rößlein zu traben. Sie trabten über den taufeuchten Anger, sie trabten über Blumen und Gras und hatten bald die Straße gegen Inspruck erreicht.

Vom Pilgerzug der Kinder trieben nur hin und wider einige Nachzügler

daher, in tiefer Erschöpfung und ohne Hast, und es schien, als läge ihnen nicht sonderlich viel daran, die Nachhut zu erreichen.

Herrn Walters Locken flatterten im Morgenwind. Er atmete befreit und reisemutig auf.

Und als wäre der grelle Tag bemüht, alles Sonderbare und Geheimnisvolle der letzten Stunden von ihm zu lösen, bot sich ihm nun ein Schauspiel, wie es lächerlicher und grotesker nicht gedacht werden konnte.

Es tummelte sich über die Wiese, auf der nachtsüber die Kreuzzugskinder gelagert hatten, ein Häuflein armseliger Gaukler und Akrobaten, die, ob sie nun gleichfalls die Nacht hier zugebracht hatten oder eben erst hinzu gekommen waren, mit viel Geschrei und absonderlichen Sprüngen ihren morgendlichen Übungen oblagen.

Da bemühte sich der eine, auf einer großen Kugel zu laufen, der andere ging auf den Händen, während ein dritter auf einem zerrissenen Teppich sich mühte, nach rückwärts Kapriolen zu schlagen. Eine flatterhaarige Alte trommelte furienhaft mit einem hölzernen Schlägel auf ein metallenes Becken; ein älterer, vierschrötiger Mann, in vielfarbige Lumpen gekleidet, offenbar der Herr dieser fahrenden Rotte, schwang eine mächtige Peitsche und trieb im Kreise ein Pferdchen herum, auf dem mit ängstlichem Zähnefletschen eine Meerkatze ritt.

Herr Walter, der wohl wußte, wie zudringlich diese Possenreißer zu betteln pflegten, trachtete eilig vorbei zu kommen; aber ein gellendes Geschrei ließ ihn im selben Augenblick verharren.

Er sah unweit vor sich den verstörten Eremiten, der, immer auf allen Dreien trabend und mit der freien Hand sein Kreuz erhoben haltend, durch die Zeile der gaffenden Bauern gesprungen war und nun den verdutzten Akrobaten mit krächzender Stimme eine tolle, verworrene Predigt zu halten begann:

„O ihr Schwerverruchten, locken euch Zimbal und Schellen mehr als die Worte des Herrn? Ihr dreht euch im Kreise, dessen Mittelpunkt der Teufel ist! Seht, dort hockt er auf dem Rößlein, kyrie eleyson! und fletscht die Zähne und sträubt das Fell. Gleich wird er euch im Nacken sitzen mit Krallengeknirsch, dann möget ihr heulen und wehklagen und Purzelbäume schießen, ihr gottverlassenes Volk, ihr Blasen des Höllenpfuhls, ihr Flitterpuppen des Satans, ihr froschmäulige Possenreißer, ihr glotzäugige Grashüpfer, ihr seelenlose Wänste, ihr schlotterndes Flattergebein!“

Kaum aber hatten die Akrobaten den wortgewaltigen Eremiten erspäht, als sie auch schon unter Jauchzen und Geheul seine wunderliche Bußstellung nachzuäffen begannen und, im Gänsemarsch gereiht, wie traurige Spiegelbilder seiner selbst hinter ihm drein waren, wobei es dem geschändeten Klausner wenig half, ob er sich entrüstet umwandte oder zu fliehen begann, denn mit großer Geschicklichkeit wußten sie stets an ihm zu haften, wie der Schweif am irrenden Kometen, so daß es ein ebenso possierlicher wie gotteslästerlicher Anblick war.

Herr Walter, den der also verhöhnte Einsiedler trotz all seiner Narrheit dauerte, ritt an den Führer der Bande heran und ermahnte ihn, von diesem grausamen Spiel zu lassen.

Dies war nun aber ein Mensch mit ungeselligem Blick, ein schielender Höhnling und Frechdachs, der mit herausfordernden Mienen bald Herrn Walter anstarrte und bald seine Harfe, die, im Tuche verhüllt, aber wohl erkennbar, vorne am Sattel hing.

Herr Walter erblaßte, denn er wußte, was durch dieses Schurken Seele ging. Jene Augen sagten ihm: „Behalte deine Lehren für dich! Du ziehst gleich uns von Ort zu Ort und wartest, wenn auch mit besserer Gebärde, so doch als fahrender Mann gleich uns, bis des Wirtes Güte dir ein Almosen reicht!"

Herr Walter hatte die Faust am Knauf des Schwertes liegen. Der Augenblick wog ein Schicksal schwer.

Da aber senkte der Mann den Blick, als besänne er sich eines Klügern.

„Gewiß, Herr Ritter!" lächelte er unterwürfig, „wir wollen tun nach Eurem Gebot und das Pfäfflein laufen lassen. Aber ich weiß, Ihr werdet es uns lohnen. Wir sind arme fahrende Leute, Herr, ohne Heimat und Dach, und auch den Fahrenden tut Hunger weh!"

Herr Walter warf ihm eine Münze ins Barett, wofür der Gaukler sich grinsend bedankte.

„Lohn's Euch St. Martinus, aller Fahrenden Vater, Herr!" zischelte er. „Wir wollen Euer Gebot befolgen, doch wird es uns nicht allzu leicht. Hat doch dieses pfäffische Gelichter mit hündischem Trugwort und Ränkespiel uns unsern Liebling geraubt, unserer holden Künste Gipfel und Stern, unsere Mondtänzerin, Herr! Sie tanzte wie keine von der Donau bis zum Rhein, sie war uns kostbarer, als sie an Golde wog, und nun ward sie schmählich berückt von einiger Kreuzzugspfaffen Gesalbe und einiger betender Jungen Milchgesicht, und ist uns mit dem Kreuzzug entlaufen auf Nimmerwiedersehen!"

Herr Walter starrte dem Manne betroffen ins schiefe Antlitz. So gehörte das Mägdlein, das dort oben in der Bauernhütte lag und fieberte, diesem Unhold an und seinem bettelnden Gelichter?

Sollte er dem Manne nun verraten, was er wußte? Herrn Walter war es in diesem Augenblick, als quölle ihm die Bitternis all seiner eigenen landflüchtigen Not mit schmerzenden Stacheln im Herzen auf. Das schöne verlorene Kind dort oben, es rang vielleicht mit dem Tode. Aber was immer ihm auch geschehen mochte, es konnte nicht schlimmer sein, als diese klägliche Erniedrigung ehrlosen Vagantentums.

Und Herr Walter griff, ohne den Gaukler einer Antwort zu würdigen, unwillig in die Zügel und ritt in scharfem Trab zur Straße zurück, als fürchtete er, sein Schweigen zu brechen. Denn, ob es nun grausam oder gütig war, es schien ihm innerstes Gebot, des Mägdleins Aufenthalt verschweigen zu müssen.

7.

Hatto, der Wächter, stieß von den Zinnen des Berchfrits gewaltig ins Horn, wobei seine wasserblauen Äuglein sich erbarmungswürdig stielten. Er hatte jenseits der Auen seinen Herrn, den edlen Ritter Bartlmä von Lichtenwerde, erkannt, der mit etlichen Jagdknechten vom Pirschgang aus den Waldschluchten des Alpachtales heimkehrte.

Das war es aber nicht, was Hatto erregte. Er hatte an der Seite seines Herrn einige fremde Reiter wahrgenommen, die jener offenbar zu Gast auf die Burg zu laden gewillt war. Nun war es aber strengstes Gebot der Herrin Gutta, Hatto habe mit einem kräftigen Stoß ins Büffelhorn etwaiger Gäste Nahen schon beizeiten zu verkünden.

Frau Gutta liebte nämlich Überraschungen nicht. Wenn auch ihr Hauswesen ein nach allen Tugenden wohl in sich geordnetes war, gab es doch manches zu verbergen oder ans Licht zu ziehen, womit ein Gast verschont oder auch wieder geehrt werden sollte.

Die fremden Reiter an der Seite des Herrn Bartlmä aber waren: Herr Walter von der Vogelweide, Herr Griffo von Freundsberg und Herr Albert von Wanga, die beiden letzteren schon hochbejahrte, in Ruhm und Würden verwetterte Kriegsleute, deren zahlreiches Gefolge sich dem Jagdtroß des Lichtenwerders angeschlossen hatte. Der Freundsberger war eigentlich kein Fremder hier im Inntal; sein Neffe, der mächtige Ritter Ruprecht, saß auf der uralten Burg Freundsberg ob Schwaz, und auf dem benachbarten prächtigen Schloß Matzen saß er ebenfalls, und er war, wenn man es deutlich nehmen wollte, eigentlich auch der Lehensherr des Lichtenwerders; ihm war eine Reihe von Gemächern auf Burg Lichtenwerde eingeräumt, wo er hausen und nächtigen konnte, wann es ihm beliebte, so daß er Gastlichkeit befehlen und nicht nur erbitten konnte, sehr zum Ärger Frau Guttas.

Noch höherer Verbindungen aber erfreute sich Herr Albert von Wanga; sein Bruder war kein Geringerer, als der mächtigste Mann des südlichen „Landes im Gebirge“, der berühmte Bischof von Trient, der mit wuchtiger Faust Kreuz und Schwert zugleich gegen lampartischen Empörertrotz erhoben hielt, ein treuer deutscher Wardein des Reiches.

Herr Bartlmä wußte also wohl, warum er die beiden würdigen Herren, die er auf der alten Römerstraße ob Reith, von der Jagd heimkehrend, samt dem Vogelweider angetroffen hatte, aufs freundlichste auf sein Heimwesen einlud.

„Seht doch,“ sagte der von Wanga, „Ihr haust hier wie ein Frosch im sichern Pfuhl, von allen Seiten von wachsamen Wässerlein umspült, und braucht Euch nicht die Knie zu verrenken oder das Nasenbein zu schürfen, eh' Ihr heimkommt.“

„Da kann der Feind lang saufen, eh er Euch den Graben trocknet“, bestätigte der Freundsberger.

Sie führten diese kriegerischen Reden, als sie eben vom Fergen auf einer Zille über den einen der beiden Arme des rauschenden Inn gesetzt wurden, der damals das felsige Inselchen umfloß, auf dem noch jetzt Burg Lichtenwerde steht.

Aus dem weitgeöffneten Tor sprang nebst einigen Knechten des Lichtenwerders achtjähriges Söhnchen Fasolt. Aber von Knappenzucht und höfischem Drill war noch wenig an ihm zu spüren; er beachtete die Gäste kaum und stürzte mit Geschrei dem Jägertroß und den wild aufheulenden Bracken entgegen.

„Er ist meiner Gattin Gutta einziges Kind“, seufzte Herr Bartlmä, indes die andern vergeblich ein Schmunzeln zu bekämpfen suchten.

Drei weidgerecht zerwirkte Rehböcke wurden auf überquerten Spießen in den Hof gebracht.

„Ihr werdet sie gut gebrauchen können," raunte der Freundsberger Herrn Bartlmä ins Ohr, „seid sparsam oder holt noch anderes heim." Und als ihn dieser verwundert ansah, fuhr er fort: „Es geht die Sage, und mein achtbarer Freund, Herr Marschalk Eppo von Angerhaimb, hat es mir bestätigt, daß in diesen Tagen das Wunderbarste in unsern Gauen zusammentreffen wird, was der Herrgott oder der Teufel oder beide zusammen jemals an sündhaft schönen Weibsbildern geschaffen. Mein altes Herz tanzt einen Hoppaldei, sobald ich mir die drei Holdseligsten einträchtiglich beisammen denke. Vernehmt und staunt, es sind — —"

Da brach er jählings ab, denn Frau Gutta stand vor ihm. Sie war eine hagere, düstergewaltig ragende Erscheinung, aus deren schmalem Antlitz das strenge Pflicht- und Arbeitsdasein, das sie zu führen schien, längst alle Spuren mädchenhafter Vorzeiten getilgt hatte. Sie trug über Haupt und Ohren ein farbiges Kopftuch turbanartig aufgewunden, was sie nicht lieblicher erscheinen ließ. Vom Gürtel hing ihr an Lederriemchen ein ganzes Museum häuslichen Kleinwerkzeuges, nicht etwa Fläschchen mit Wohlgerüchen, oder Kämmchen und Spiegelchen, wie bei andern vornehmen Damen, wohl aber ein Gebetbuch, eine Spindel, ein Feuerzeug, ein Almosentäschchen, eine Nadelbüchse, ein Flederwisch und ein so ungeheuerer Schlüsselbund, daß man leicht einen Büffel damit hätte erschlagen können.

„Das ist König Laurins Gürtel", flüsterte der von Wanga dem Vogelweider zu, „er verleiht Zwölfmännerkraft."

„Du siehst hier, geliebte Gutta", sprach Herr Bartlmä mit etwas windiger Stimme, „drei werte und berühmte Gäste, wie sie kaum jemals in diesen Hallen beisammen waren, wie sehr wir uns auch seit Anbeginn um liebe Gäste bemühten. Du siehst hier den edlen Kriegsmann Griffo von Freundsberg, Bruder unseres viellieben Herrn. Und hier siehst du Herrn Albert von Wanga, des hochwürdigen Bischofs von Trient Bruder, der in wichtiger Mission aus deutschen Landen heimkehrt. Und hier nun, staune und freue dich, Gutta, siehst du unsern großen Meister, Herrn Walter von der Vogelweide, König über alle Singer, dessen Lieder dir selbst — in unserer Jugend" — setzte er vorsichtig hinzu, „so viel herzliche Freude bereitet hatten."

Frau Gutta war Dame genug, ein gastliches Lichtlein, von dem ihre Seele wenig wußte, in ihren grauen Augen aufblitzen zu lassen. Dafür empfing sie nach höfischer Sitte von jedem ihrer Gäste einen Kuß auf Wangen und Mund.

„Fast säße ich lieber im Wirtshaus zum heiligen Julianus", dachte der von Wanga.

Dagegen war, was sonst den Gästen geboten wurde, dem hausmütterlichen Ruhme Frau Guttas durchaus angemessen. Indes die Knappen und Knechte sich lärmend in der großen Halle verbreiteten, begaben sich die Ritter in die Herrengemächer, wo bald für jeden ein bequemes Hausgewand bereit lag, die jagdliche Rüstung wohltuend zu ersetzen.

Einem Wink seiner Gattin folgend, versammelte Herr Bartlmä seine Gäste zu einem friedlichen Rundblick auf dem Söller, während Frau Gutta die Mägde durch Stube, Küche und Keller wie ein Sturmwind vor sich hertrieb, um den Abendimbiß zu bereiten.

Herr Walter sah mit den andern weit in die prächtige Landschaft hinaus. Zur Rechten und Linken krönte die dämmernden Auen je eine stolze, hochaufstrebende Burg, des Bischofs von Salzburg trutziges Wachtschloß und Hochgericht über das Zillertal, Kropfsberg geheißen, und drüben, gegen Osten, des Freundsbergers knorrige Feste Matzen. Und inmitten dieser beiden die Wasserburg des Lichtenwerders. Sie ragten wie steinerne Kampfhähne ins Abendrot, die Hälse drohend gestreckt, die Flügel schützend über das Tal gebreitet.

Aber noch höher als diese Trutzwerke aus Menschenhand hatten sich die starrenden Felsenhäupter des Sonnwendgebirges über die blauschwarzen Tannenwände emporgeschoben, und ihnen gegenüber lagen südwärts nicht minder mächtige Alpenkolosse als Hüter und Wächter von Anbeginn über dieses Land.

„Wir sind hier gut beraten", sagte der von Wanga. „Wir Männer und wir Berge wissen für Kaiser und Reich zu stehn. Wir wollen's auch diesmal beweisen, eh' noch Gras zu Heu wird!"

„Ihr scheint manches zu wissen!" lauerte der Freundsberger.

„Davon ein anderes Mal", meinte jener. „Aber das eine will ich euch schon jetzt verraten, eh' noch die Sonne drüben so schön versinkt: Auch der W e l f e wird in Bälde versinken, aber minder schön. Wir brauchen wieder einen Kaiser, der weiß, was deutsch sein heißt."

„Es gehen seltsame Gerüchte an den Höfen um — —," versuchte Herr Bartlmä zu erforschen.

Aber der von Wanga biß nicht an. „Seht doch," antwortete er ausweichend, „wie die Nebel allenthalben um die Weiden geistern. Und wie auch die Felsen da droben glauben müssen, daß kein Tag ohne Ende ist."

Der Hauswirt aber dachte: „Wozu braut mir mein trefflicher Terlaner im Keller, der Sorgenbrecher und Zungenlöser? Beim dritten Humpen hat sich manches schon geklärt."

„Soll man's glauben," lenkte er ab, „von droben, vom Sonnwendjoch, brachte unlängst ein Steinbockjäger einen Bruchstein und etliches Geschiebe mit, worin allerlei Muschel- und Seegetier ganz säuberlich gelagert war, wie ein Säugling im Stroh. Und ein Pater aus St. Georgenberg erklärte, dies seien noch Zeichen aus der großen Sintflut. Gerade zwischen Hochkiß und Seeberg sei Vater Noah auf seiner Arche mit Halleluja durchgeschwommen, und dann habe das fürchterliche Wasser auch die letzten Felsengipfel verschluckt und es sei nichts als ein ungeheures Meer geblieben über allem Land!"

„Die frommen Brüder aus Georgenberg werden es wissen", sagte der Freundsberger ganz ohne Spott. „Sie sind gar hochgelehrt, und in den Büchern steht vieles geschrieben, wovon wir uns nichts träumen lassen."

„Sie behalten aber auch vieles für sich, was dem Volk zu wissen nottäte", versetzte Herr Walter nicht ohne Bitterkeit. Er hatte eben, gegen Abend starrend, an den Kreuzzug der unglücklichen Kinder gedacht. Schon auf dem Heimweg hatten die Ritter davon gesprochen. Und daß alles Land darüber in Staunen und Schrecken versetzt sei. Und Herr Bartlmä hatte erzählt, daß er mehrere der erkrankten Kinder, nicht zum Ergötzen seines Weibes, bei sich aufgenommen habe, „bis



Herm. Pleuer

Privatbesitz W. Sigel, Stuttgart

sie wieder heimwärts finden könnten". Da dachte Herr Walter an das kranke Mägdlein, das er droben auf den Bergen in der Obhut des Bauern gelassen; aber er sagte nichts davon.

8.

Herr Bartlmä hatte sich nicht getäuscht: beim dritten Kruge duftig prickelnden Würzweins wurde der von Wanga gesprächiger. Was alle im Lande geahnt und die Besten erhofft hatten, das war nun Gewißheit geworden: Der junge, herrlich erblühte Hohenstaufer, König Friedrich von Sizilien, war, wie es der Fürsten geheimer Botschaft entsprach, auf dem Wege nach Deutschland, um dem Welfen des Reiches Krone zu entreißen und seiner Väter ruhmreiches Erbe anzutreten.

„Hei, da freut sich mein altes Hohenstaufenherz", rief der Freundsberger und hieb auf den Tisch, daß die Kannen tanzten.

„Nun kommen des Reiches große Tage wieder!" jauchzte Herr Bartlmä. „O Kaiser Rotbart, o Kaiser Heinrich, o Hammer der Erde! Die alte eiserne Jugend reckt sich wieder. Und wir Männer im Gebirge, die wir jung geblieben, wollen ihm gewaltig helfen."

„Vergeßt nur nicht, uns zu berichten, mit wessen Segen der junge Staufer nach Deutschland fährt!" wandte sich Herr Walter mit umwölkter Stirn an den von Wanga.

„Nun, natürlich mit des Papstes Segen!"

„So sag' ich euch," rief Herr Walter aufspringend, „daß des Papstes Segen dem Reiche zum Fluch geraten wird, wie stets bisher."

„Ihr kräht ja wie ein Unglücksrabe", polterte der von Wanga. „Ob nun der junge Staufer mit des Papstes oder des Teufels Segen kommt, das ist mir einerlei. Er ist uns willkommen, weil er der Staufer ist."

„Es ist der gleiche Papst," rief Herr Walter, „der König Philipp krönte und an Otto den Welfen dachte; der König Otto krönte und nun an Friedrich den Knaben denkt. So treibt er mit des Reiches Königen und Fürsten sein doppelzüngiges Spiel, krönt und bannt, bannt und krönt, und alles in des sanften lieben Heilands Namen, dessen Stellvertreter auf Erden zu nennen er sich erkühnt. Ich sage euch: Wer immer auch des Reiches Krone trägt, ob Staufer oder Welfe, er wird vom Papst gebannt, weil Herr Innocenz des Reiches Unglück will!"

„Ihr seid wohl etwas scharf", fuhr der Freundsberger dazwischen. „Doch soll uns das nicht wundern. Dient Ihr doch noch König Otto, dem Welfen, den der Bannfluch traf; so steht Ihr, wie es sich ziemt, auf seiten Eures Herrn. Alte Sprüche sagen uns das: Wes Brot man essen will, des Lied soll man auch singen, und mit Fleiße soll man spielen, was er selbst spielt!"

Die Zornesröte in Herrn Walters Antlitz war einer fahlen Blässe gewichen.

„Ihr irrt Euch," sagte er schwer atmend und gedrückt, „ich diene dem Welfen nicht mehr; das ist vorbei!"

„Ei, ei, wie konnte dies geschehen?" forschte der Freundsberger. „Standet Ihr doch noch vor kurzem, sehr zu unserm Leidwesen, in des welfischen Kaisers Diensten, und nun, da ihm Gefahr von allen Seiten droht, habt Ihr ihn verlassen?"

„Ich bin Euch darüber keine Rechenschaft schuldig,“ erwiderte Herr Walter schroff. „Und da Ihr Euch wundert, daß ich in des Welfen Diensten stand, so laßt Euch meinen Glauben berichten: Ich diene jedem Kaiser, so lang ich es vermag, weil er der Kaiser ist; ich liebe Gott und das Deutsche Reich, und ich liebe den Kaiser, weil er zwischen beiden steht, unbekümmert ob er ein Welfe oder ein Staufe ist. Es ziemt uns nicht, am Kaiser zu deuteln. Wer das Reich liebt, liebt auch den Kaiser um des Reiches willen.“

„Da Ihr also duldsam geartet seid,“ meinte der Freundsberger, „weshalb seid Ihr so unversöhnlich gegen den heiligen Vater in Rom?“

„Weil er ein arglistiger Welscher ist, im Gewand des Völkerhirten! Er träumt von des Reiches Zerstörung, denn der Deutschen ruhmreicher Besitz in Welschland ist ihm Ärgernis. Seht Ihr nicht, wie er des Unfriedens giftige Saat im Reiche ausstreut, im Namen des Friedens, den er zu bringen vorgibt? Ihm ist es höchster Triumph, zwei Allemannen unter eine Krone zu bringen. Sie mögen sich zerstören und des lieben Reiches Fluren verwüsten im Bruderkampf, der Papst freut sich seiner Tat und hofft auf sicheren Gewinn.“

„Ihr sprecht hier ernste Worte, Herr Walter“, vermittelte der von Wanga. „Wir wissen wohl, daß Euer Ohr fürsorglich an des Reiches Herzen lauscht, und Eure Lieder haben oft mehr im Volke vermocht als tausend gepanzerte Ritter. Ihr könnt uns aber die alte Liebe zum Staufer nicht verargen und die Hoffnung auf des Reiches neue Herrlichkeit. Wir erwarten sie vom Staufer.“

„Sie mag wohl kommen, aber es werden Ströme des edelsten Blutes fließen und der Zwietracht wird kein Ende sein. Fast wäre mir lieber, der junge Friedrich käme nicht mit dem Segen des Papstes, sondern mit seinem Fluch; dann wüßten wir, woran wir sind. Jetzt aber wissen wir es nicht.“

„So laßt uns hoffen, daß dem jungen Staufer, von dem man wunderbare Dinge meldet, selbst des Papstes Segen nicht schadet!“ lachte Herr Bartlmä. Ihm war es zuförderst um den Frieden im Hause zu tun. Der Würzwein war ein gefährlicher Tropfen; es saßen kleine Teufel darin, die, wenn sie aus den Kannen sprangen, sich leicht in die Haare geraten konnten.

„Habt Ihr nicht“, wandte er sich an den Freundsberger, „von drei holdseligen Frauen gesprochen, als wir abends in den Hof ritten? Was ist's mit ihnen?“

„Heiah!“ fuhr da der Alte heraus, „wenn uns auch viel Leid am Reiche geschieht, so blüht uns anderswo viel eitel Freude. Wie sagtet Ihr einmal, Herr Walter?

Ach, wie arm ist der an rechter Freude,
Dem sie nicht vom Weibe wird beschert.“

Alsogleich unterbrach ihn der von Wanga, der nun seinerseits Herrn Walter ehren wollte und sagte, seinen Humpen erhebend:

Für Traurigkeit und trüben Sinn ist nichts so gut,
Als anzuschaun ein schönes Weib mit frohem Mut,
Wenn sie dem Freund aus Herzensgrund zu lächeln hold geruht.

Da wollte aber auch Herr Bartlmä in der Ehrung seines Gastes nicht zurückbleiben und ließ nun seinerseits seinen drolligen Baß ertönen:

Adam und Simson,
David und Salomon,
Die hatten Weisheit viel und Kraft,
Doch zwang sie Weibes Meisterschaft."

Doch irrte er, der Spruch war keineswegs von Herrn Walter. Herr Bartlmä mochte ihn irgend einmal von einem Fahrenden gehört haben, Herr Walter aber bedankte sich hiefür mit feinem Lächeln.

So kamen auch hier die Geister der Schönen, Milden, als Friedensbringerinnen, alle Mienen hatten sich freundlich erhellt, und der Freundsberger fuhr nun ungehindert fort:

„Vernehmet, edle Herren, welch Heil diesem Tal geschehen ist: Die drei Schönsten des Landes trafen hier zusammen und reiten nun auf diesen Wegen, zwischen Burg Amras und meines Bruders Feste, auf der Falkenbeize hin und wider. Von einer nimmt es uns nicht wunder, sie ist ja hier zu Hause, es ist unseres gnädigen Fürsten, des Grafen von Andechs Gattin, Frau Beatrix, die Rose von Hochburgund. Nun hat sich ihr aber unseres stolzesten Ritters Eheweib als Freundin zugesellt, Frau Uta von Wasserburg, die Gräfin von Tirol. Sie kam, in ihrem Bergwerk zu Hall nach dem Rechten zu sehen, und weilte auf Amras zu Gast, und da scheinen sich fröhlich-zarte Fäden gesponnen zu haben, von denen wir zu des Landes Bestem hoffen wollen, daß sie auch halten. In Frau Utas Gesellschaft befindet sich aber, damit zu den Rosen sich auch die Lilie geselle, des wackern Burggrafen von Säben und Branzoll Tochter, das edle Fräulein Gertrudis von Säben, von dessen Schönheit im Eisacktal alle Harfen erbrausen. Nun sagt mir, ist das nicht zum Tollwerden? Jetzt kommt gelaufen, was Beine hat, und trachtet, des minniglichen Wunders teilhaftig zu werden, die ganze Ritterschaft im Gau ist toll geworden, und der Buhurde, Tjoste und Turniere werden bald so viele sein, daß kein Knochen im Lande heil bleibt!"

„O weh meinen sechzig Jahren!" stöhnte der von Wanga. „Fast könnte es mich gelüsten, einen Speer zu verstechen, ehe ich noch die Dämchen in Wahrheit geschaut; sehe ich sie doch allesamt bereits im Geist vor mir: Die glatte Stirn aller Mißwende frei, das rosenfarbene Mündlein, das doch heißblütig zu leuchten weiß mit der Glut des Rubins, der Zähne frisch gefallenen Schnee und, o seligster Traum, inmitten des zarten Antlitzes, auf dem sich Rot und Weiß anmutig streiten, der spiegellichten Augen wonnereichen Schein:

Nicht zu groß und nicht zu klein,
Leuchtend gleich dem edlen Stein
Der Saphirus wird genannt,
Oder dem, der heißt Jochant."

Und der Alte stürzte grimmig seine Kanne in einem einzigen schweren Zuge hinunter, als tränke er alles Glück und Weh seiner Jugend in sich zurück.

„Ihr Sänger seid glückliche Leute," sagte er dann, Herrn Walter die schwere

Hand auf die Schulter wuchtend, „ihr wißt zu sagen, wie euch um's Herz ist; wir andern, wir stottern's nur nach!“

„Ich glaube, Ihr seid da zur rechten Zeit gekommen, Herr Walter“, meinte der Freundsberger. „Wo so viel Schönheit beisammen weilt, darf der edle Meister des Minnesangs nicht fehlen. Oder habt Ihr am Ende schon gewußt, was Euch bevorsteht?“ Der alte Kriegsmann zwinkerte listig mit seinen weinfrohen Äuglein.

„Ihr irrt, mein werter Herr“, versetzte Herr Walter. „Mir steht, so sehr ich auch sonst der viellieben Frauen ergebenster Lehensmann bin, in diesen Tagen nicht der Sinn nach minnigen Liedern und Liebesfahrten. Ich bin auf dem Wege in meine Heimat und, so Gott es will, nach des edlen Patriarchen von Aglei (Aquileja) Hofe, und möchte endlich Klarheit in mein Leben bringen.“

Da brach er aber ab, denn er bedachte sich, daß diese würzweingetränkte Stunde zu näheren Geständnissen nicht geeignet sei.

Schon war Herr Bartlmä, so wenig ihm als Hausherrn der Anfang geziemte, neben seinem Humpen friedlich entschlummert, und auch der von Wanga ließ das Haupt immer schwerer sinken. Da mahnte Herr Walter zum Aufbruch, und es war gut so.

Denn als die Gäste, einander liebreich stützend, in die Kammern gefunden hatten und auch Herr Bartlmä in der Kemenate verschwunden war, erschien Frau Gutta im Saale und löschte mit finsterer Miene die schwelenden Lichter am Kreuzholz, das einsam von der Decke hing. Aber der volle Mond, der eben über den Bergen emporgetaucht war, goß so viel des silbernen Lichtes in den Saal, daß es kaum weniger hell war als vorher. Da gewahrte Frau Gutta das wohlgetroffene Konterfei ihres Gatten an der Wand, wie es ein fahrender Maler vor einem Dutzend Jahren in fröhlichen Farben, mit schützendem Wachs überstrichen, als Dank für längere Unterkunft in tempera gefertigt hatte. Es zeigte Herrn Bartlmä im Kampf mit einem andern Ritter, der aber viel zu klein geraten war und auf dem mächtigen Speer seines Gegners wie ein Fröschlein zappelte. Der Vollmond geisterte Herrn Bartlmä mitten ins breite Antlitz, und seine Augen sahen spöttisch-starr auf Frau Gutta, als wollten sie sagen: Es ist vergeblich, Gutta, ich habe doch mehr an Liebe genossen, als du glaubst.

9.

Was der Freundsberger prophezeit hatte, erfüllte sich aufs lieblichste: am nächsten Vormittag erschien, unter Hattos dröhnendem Horngetute, ein seltsam phantastischer Zug vor den Mauern des Lichtenwerders. Voran ein Junker, der einen Blumenstrauß an seinen Speer gebunden trug und damit wie ein Herold bis dicht ans Ufer heranritt. Und hinter ihm trabte eine bunte, leuchtende Schar von Mädchen und Jünglingen, alle auf edlen, reichgezäumten Tieren, auf den Häuptern fröhliche Feldblumenkränze. Die Pferde trugen lichte Schellen auf Brustriemen und Steigbügel und klingelten damit um die Wette ins silberhelle Gelächter der Mädchen.

„Im Namen meiner hohen Gebieterin, der Herzogin von Dachau und Meranien, Gräfin von Andechs, Pfalzgräfin von Hochburgund!“ begann der Herold

mit lauthinschallender Stimme. „Sie läßt dem Lichtenwerder gnädigen Gruß entbieten, jedoch unter Androhung ihres fürstlichen Zornes kundtun, er möge ohne Säumen den edlen Sänger, Herrn Walter von der Vogelweide, den er sträflicherweise gefangen hält, in Freiheit setzen und auf Gnade oder Ungnade dem Gerichte des Hauses Andechs überliefern."

Die übermütige Schar brach bei dieser Rede in tollen Jubel aus. Am meisten aber lachte der alte Freundsberger auf dem Söller, als er Herrn Walters verdutztes Antlitz sah. Der Schelm hatte dem Sänger verschwiegen, daß er bereits am vergangenen Abend einen Knappen nach Freundsberg und Matzen gesandt hatte, mit dem eiligen Auftrag, Herrn Walters Ankunft zu melden und den launigen Rat beizufügen, man möge sich des Sängers und seiner seltenen Kunst mit Güte oder Gewalt bemächtigen.

So wurde nun Herr Walter ohne Gnade ausgeliefert, und es geschah auf so anmutige Weise, daß selbst Frau Gutta ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Man hatte ihm und dem Knappen Dietrich, kaum daß sie die Zille verlassen hatten, mit Blumengerten die Hände gefesselt, und so ritt er nun, umringt von den schönen Mädchen und Knaben, einen Kranz auf dem Haupte, als ein stiller Gefangener aus Herrn Bartlmäs gastlichem Hause. Die Sonne gab einen milden Schein und die Vögel in den Auen sangen einen lieblichen Choral. Und, als ginge von Herrn Walters Herzen eine sanftbezwingende Ruhe aus, war die ganze sommertolle Gesellschaft um ein Merkliches stiller geworden; aber noch gab es der Heiterkeit und des Gekichers genug, und es mag unter dem blauen Himmelszelt selten ein Häuflein wangenroter Jugend gottgefälliger dahingezogen sein, als dieses feine höfische Gemenge von Grazie, Schelmerei und Feierlichkeit.

Herrn Walter war es wie im Traum. Mit den blumenumwundenen Händen lächelnd dahinzureiten, ganz wehrlos diesem warmen Strom von Daseinsfreude und Schönheit hingegeben, war ihm das in seiner Jugend nicht schon einmal geschehen? Oder hatte er nur davon geträumt? Es konnte sich am minneübermütigen Wiener Hofe ereignet haben. Oder hatte er nur gewünscht, es möchte sich einmal begeben?

Und, als sollte nun diese seltsame Stunde mit dem Wunderlichsten gekrönt werden — er sah sich plötzlich dem klaren, süßen Antlitz gegenüber, das die Liebe seiner Jugend gewesen war. Eine bittere, hoffnungslose Jünglingsliebe, und eben deshalb doppelt unvergeßlich! Das waren die gleichen rosig angehauchten Wangen, der gleiche Mund mit den vollen, weichen roten Lippen, die gleichen schalkhaft braunen Augen unter der feingewölbten Braue. Waren es Zauberwesen, die ihn zu dieser Stunde dem Traume seiner Jugend entgegenführten, durch zwanzig schwere Jahre seines Lebens zurück? Da hörte er des Freundsbergers rauhe Stimme neben seinem Ohr:

„Hier bringe ich Euch, vieledle Jungfrau, den spröden Sänger von der Vogelweide. Befehlt und ich lege Euch sein trutziges Haupt zu Füßen. Oder wollt Ihr ihn gerädert, geschunden oder gespießt? Wollt Ihr ihn gebraten oder aufs Eis gelegt? Sein Leben hängt an Eurem Lächeln, vielschöne Gräfin Gertrudis!"

Da vernahm Herr Walter ein hell aufschwirrendes Lachen aus den roten Lippen des schönen Wesens, und auch die andern lachten, und da fühlte er, erwachend, daß dies alles kein Traum, sondern Wirklichkeit war.

Vor ihm, auf einem milchweißen Zelter, saß, in ein langes Gewand aus dunkelgrünem Sammet gehüllt, vom irischen Riemen schmiegsam umgürtet, das liebreizend vornehme Fräulein, das so herzlich zu lachen wußte. Den Edelfalken, der ihr auf dem Handschuh hockte, schien dieses Lachen zu verdrießen, denn er sträubte sein Gefieder und schüttelte unwillig sein drollig aufgeputztes Häubchen.

„So seid Ihr nun, Herr Walter von der Vogelweide, dieser edlen Jungfrau, des Burggrafen von Säben Tochter, ausgeliefert und ihrer Gnade empfohlen“, neckte der Freundsberger mit pathetischer Geste. Dann riß er, den Jagdhut schwingend, seinen Falben jählings herum und sprengte heimwärts. „Nichts für ungut!“ rief er noch lachend zurück.

Herr Walter mit seinen gebundenen Händen sah starr in die goldbraunen Augen des schönen Geschöpfes, und eine lichte Röte wollte aus seinem Antlitz nicht weichen.

„Seid wann betreiben edle Frauen Wegelagerei und fesseln harmlose Sänger und Pilger?“ vermochte er endlich in guter Laune zu sagen. „Ich werde Euch des Landfriedensbruches schuldig verklagen, liebliche Gräfin!“

„Eia,“ lachte das schalkhafte Wesen, „Ihr, Herr Ritter, der Ihr schweren Vergehens bezichtigt hier vor mir erscheint, wollt nun selbst zum Kläger werden? Ei, das macht sich gut!“

Und wieder ertönte ihr goldenes Lachen im Chor der andern.

„Wohl bin ich mir schwerer Vergehen bewußt,“ erwiderte Herr Walter, „denn ich bin ein sündiger Christ, den Gottes Milde unverdient durchs Leben gaukeln läßt. Aber gegen edle Frauen weiß ich mich keiner Vergehen schuldig. Ich habe sie mein Leben lang im Lied gefeiert und aller Welt verkündet, daß es nichts Höheres auf Erden und im Himmel geben kann, als edler Frauen Minne und Güte.“

Über das feine Antlitz der schönen Gertrudis glitt es im Augenblick wie ein Schimmer von Rührung und Ergriffenheit. Oder war es nur, weil ein pausbäckiges Sommerwölklein unversehens unter die Sonne geraten war? Schon aber lachte sie wieder:

„Ihr habt ein kurzes Gedächtnis für eigene Kunst, Herr Walter. Bequemt Euch, ein wenig nachzudenken. Habt Ihr nicht bittere Klage gesungen, daß Treue, Recht und Ehre tot sind und keinerlei Erben hinterlassen haben? Habt Ihr nicht getrauert über Verfall der Sitte, über der Minne Niedergang? Habt Ihr Euch nicht erkühnt, zu sagen, es sei der Frauen Schuld, daß die Männer von Tag zu Tag schlechter würden und daß nur Unsitte noch der Frauen Gunst erringen könne? O pfui, Herr Walter, wie schlecht seid Ihr beraten, bei wem erfuhrt Ihr solch schmähliche Kunde?“

Die Jungfrau hatte diese Rede wohl mit Lachen begonnen, war aber zusehends immer ernster geworden, und schließlich war es ihr wie schwer verhaltener Ärger um die roten Lippen gehuscht.

War es nun gerade dies, was Herrn Walter seine Zuversicht wiedergab? Dem sangesgewaltigen Manne, der vor Fürsten und Kaisern nicht verzagte, durfte auch vor dieses Kindes lieblicher Empörung nicht bangen.

Mit höfischer Gebärde erwiderte er: „Wenn alle Frauen Euresgleichen wären, edles Fräulein, so hätte ich niemals die herben Worte gesungen, deren Ihr mich zeiht. Ich leugne nicht, daß Schwermut oft mein Herz umschloß und den Spiegel trübte, der mir die lieben Frauen in früheren Tagen so anbetungswürdig zeigte. Da ich aber meine Schuld reumütig bekenne, will ich mir auch zum Lobe sagen, daß ich die Andacht meiner Jugend niemals verleugnen werde. Ich bin nicht ärmer geworden im Glauben, nur reicher an Erfahrung."

„Dies zeugt schon von besserer Einsicht", lächelte Gertrudis, die wieder sich selbst gewonnen hatte. „Und so wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen, im Falle Ihr bereit seid, gelinde Buße auf Euch zu nehmen: Da Euch der Glaube Eurer Jugend nicht verloren ging, Herr Walter, sollt Ihr uns abends drei Lieder aus Eurer Jugend singen, mir selbst zur tiefen Freude, meinen edlen Freundinnen und all den andern zum hohen Ergötzen!"

„Es soll nach Eurem Willen geschehen", sagte Herr Walter in Demut und verneigte sich.

„Diese drei Lieder aber sind", fuhr Gertrudis fort, „zum ersten die lichtfrohe Weise vom Lenz und von den Frauen; Ihr habt sie wohl noch inne, Herr Walter?

Nehmt alle Wunder doch des Maien,
Ob euch wohl eines kann erfreuen
Mehr als ihr minniglicher Leib?
Wir lassen all die Blumen stehn
Und schaun nur an das schöne Weib.

Zum zweiten den milden, süßen Ton vom Trost im Leide. Ihr wißt wohl noch davon, Herr Walter?

Wer verborgnen Kummer trage,
Denk' an edle Frau'n, so wird ihm Trost zu Teil.
Auch gedenk' er froher Tage,
Der Gedanke war noch immerdar mein Heil.

Zum dritten aber das berühmte trutzige Lied vom Mann, der deutsche Frauen noch zu schätzen weiß. Wie geht es wohl, Herr Walter?

Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Schwör' bei Gott ich, daß die Frauen hier
Besser sind als andre Frauen."

Herr Walter starrte großen Auges auf das tapfere schöne Mädchen, das sich hoch im Sattel aufgerichtet hatte und ihm also seine eigenen Weisen entgegensang, klar und kühn, die Blicke nicht von den seinen wendend. Dann aber, als würde sie zu spät der eigenen Vermessenheit inne, neigte sie das erglühende Antlitz tief aufs Gefieder ihres Falken.

„Wie wunderbar!“ rief Herr Walter. „Und das alles ist kein Traum? Sind noch viele Jungfrauen gleich Euch im Lande, die mit meinen Liedern so gut Bescheid wissen? Dann würde ich der Stunde fluchen, da ich dieses Land verließ!“

„Ihr sollt, denke ich, noch Antwort darauf erhalten“, sagte Gertrudis lächelnd. „Doch braucht es nicht zur Stunde zu sein! Nun aber sollt Ihr endlich von Euren Fesseln erlöst werden, Herr Walter. Sehe ich doch dort drüben meine hohen Freundinnen nahen, und ich fürchte, sie könnten mir zürnen, wenn sie erfahren, wie übel ich Euch mitgespielt.“

Indes sich nun zwei Knaben bemühten, Herrn Walters Hände von den Blumenfesseln zu befreien, tauchten aus dem Grün der Auen zwei vornehme Jägerinnen, von freudetollen Windspielen umsprungen, von Falknern, die auf Hörnern bliesen, und beutetragenden Knechten begleitet. Von beider Schönheit hatte der Freundsberger nicht zu viel gesagt. Das edle fürstliche Antlitz der Gräfin von Hochburgund sah ernst und doch voll Freundlichkeit auf den Sänger, der sich tief vor ihr verneigte. Die dunklen Feueraugen Frau Utas von Tirol aber huschten belustigt von Herrn Walter auf Gertrudis und, ihr Pferd an das der Freundin drängend, flüsterte sie ihr zu: „So hat mein kleiner Schelm den Vogel eingefangen? Ich denke, wir lassen ihn so bald nicht wieder frei.“

(Fortsetzung folgt)



Wartburgmorgen · Von Irmgard Höfer-Sommer

Noch schläft im Tale unten Eisenach
Im blauen Schatten stiller Gärten.
Der Wald seufzt leise nur
Im letzten Traum. — —
Aus nächtlich grauen Hüllen aber dehnen
Am Horizont sich schon die Berge
Und winden lichte Hügelkränze
Ums Thüringland. —
Mit tausendfarb'gen Wellen
Wogt und raunt es
Um die Wartburgfelsen.
Der Wald erwacht in herbstesbuntem
Schmuck! —
Mit goldnen Kronen stehn die Eichen,
Die Buchen hüllen Purpurmäntel,
Nur mönchisch düster sind die Fichten. —
— Noch ist es still, —
Still heil'ge Morgenstunde! —
Die Hirsche äsen auf der Wiese,
Die taubeperlt am Hügel lehnt.
Und Silbernetze spinnt der Herbst,
Die wehen sacht im Morgenwind
Und hängen sich an Fels und Zinnen.
Die letzten Astern blühn
Im Wartburghof. —
Am spitzen Giebel,
An den bleigefaßten Scheiben,
Wo Junker Jörg einst hauste,
Rankt sich der Efeu,
Klettert wilder Wein.
Das winkt mit lila, gelben, grünen Fahnen,
Mit dunkelblauen Beerenbüscheln.
Marienkäfer aber fliegen
Um den Delphin
Am steingefaßten Brunnen,
Mit rotgepunkten Flügelpaar.
— So wird es Tag!
Und jähes Licht
Glänzt nun vom Kreuz
Am Wartburgturm.
Die Fenster gleißen
Und von der Höhe geht ein Leuchten aus,
Ein Leuchten, das ringsum
Das Tal erfüllt.
In Morgensonnenstrahlen aber steht
— Des Landes Königin! —





Wir werden nicht alle schlafen gehn

Von E. Sirod-Steuk

Wieder ist der Herbst mit seinen flatternden Nebelsegeln, den in heller Dämmerung zerrinnenden Tagen da. Die Sonne, nur noch ein müdes, schlafumflortes Auge, hat ihre Schöpfungskraft verbraucht; in fahle, seelenlose Farben sind die letzten Blumen eingekleidet; sinnend steht der Wald da, altert und bleicht.

Wenn der Wind auffährt, die kahlgewordenen Äste zerrt und stößt, daß die letzten Blätter abfallen, ächzen die Bäume, ziehen ihre Säfte erschauernd bis in die Wurzeln ein und sagen bang zueinander: das ist der Tod!

Sie wissen es von den Strömen, die in wilden Sprüngen ihm zu entfliehen trachten, von den schreienden Möven, die aus düsteren Wolkenknäueln über das gischtspritzende Gewoge der See hervorstürzen, von den Dämonen der Zerstörung, die in den Wassern wühlen, sie auftürmen, haushoch mit Gigantenarmen, daß sie herniedertosen wie losgelöste Schollen in ein Riesengrab und auch von jenen schwarzen Vogelscharen, welche krächzenden Trauerfahnen gleich durch die Nebel schwingen.

Der Tod — kahles, ödes Wort, wie verhängt es uns den Horizont, schneidet jäh jede Vorstellung ab, um uns in das unbegreifliche Nichts, in welches weder Gedanke noch Gefühl eindringen können, hinabzuschleudern.

Tod, bist du wirklich? Die Natur fürchtet und entfärbt sich vor deiner Macht, die Elemente bestätigen dich — und der Mensch?

Nur den Wurzellosen, Unfertigen bist du noch Vernichtung, das unentrinnbare Verhängnis.

Alle, die sehen lernten, haben dich längst als Schemen, als Spuk erkannt, dem kein Geringerer als Christus selber die Maske von dem augenlosen Schattengesicht fortgenommen und die prahlerische Sense zerbrochen hatte, um sie in die ewige Liebesglut zu werfen.

Es war zum erstenmal beim Heimgang meiner lieben Mutter, da mich dein Scheinwesen, das was sie Tod und Sterben nennen, gleich einer Offenbarung berührte.

Wohl ging auch erst, da die müden Hände der Guten ihre schwere Pflicht niederlegten, eine Art willkommenes Einruhen in dem Gedanken, endlich feiern

zu dürfen, es vollbracht zu haben, über das bis zum Rand mit Not und Sorge vollgeschriebene Gesicht — aber merkwürdig — dann, beim Ausgang des schweren Kampfes, kam seltsame Ruhe in ihre Augen, als sehen diese nur zu, ihren eigenen, letzten Qualen und wußten und erwarteten etwas Großes, Neues, das kommen mußte.

Keine Müdigkeit, kein Eindämmern plötzlich mehr in einen eiskalten ewigen Schlaf. Nein, ein fast vornehmes Lächeln wunderbarer Erhebung schließlich am Ende, als hätte sie genug geruht und es ginge jetzt mit Schwingen weiter. —

Ich sah danach noch manche, die nach langem, mühsamen Lebensweg ihre Last am Ausgang der Erde absetzten in unruhiger Abrechnung vor sich, Frieden suchten und im letzten Gebet noch den Gott bezweifelten, zu dem sie sich als einzigen Hort geflüchtet hatten.

Auch in ihrem Abschied das endliche Gelandetsein, der Verklärungsblick, das Licht, welches sich die fortziehende Seele anzündet, um ihrem Gott entgegenzugehen.

Und auch die Frühgeschiedenen, die Jungen, die sich mit heißem, aufbäumendem Wollen an das schöne Leben anklammerten, nicht mitwollten, nicht zur Vernichtung, nicht zur Verheißung. Auch hier der geheimnisvolle Glanz mit dem Lächeln, das durch den Frieden der Erkenntnis gegangen war, daß das wahre Leben keine Grenze, kein Aufhören, nur Aufgaben hat, an denen wir wachsen und werden sollen, daß Gottes Hand selber die Tür öffnet, die in das Unbekannte, Unerforschliche führt.

Dieser Glaube wurde mir erst zum lebendigen Quell, da ich die Fittiche des düsteren Engels über das Bettchen meines herzigen Kleinen hörte, mich in Qual unter seinen hilfebettelnden Koseworten wand und immer um Gott herumirrte, ihm das Kind streitig zu machen, dem ich nicht helfen, das ich nicht lassen konnte, und das ich doch nur bei mir einzig gut aufgehoben wähnte. Wie sich plötzlich der Krampf der kleinen Händchen löste, die Angst den verzogenen Mund freigab.

Und dann — und dann — sein Auf-, nein sein Hinhorchen, wie in aufdämmernder Seligkeit, als spreche ein Engel oder der Heiland selber mit ihm. Bald neigte er sich zur Seite, als bette er den lieben Blondkopf in einen unsichtbaren Schoß, und lächelte auch nicht mehr nach mir hin — nicht wie einst; nein: reif und wissend.

Dann waren sie fort, der Engel und die Seele meines Kindes.

Ich aber fühlte eine milde Hand auf meinem gebeugten Kopf und: lasset die Kinder zu mir kommen! klang es tröstend sanft wie aus goldenen Glocken durch mein erschüttertes Gemüt.

Und ein aufrechter Glaube, der nicht mehr wankt und deutelt, ging aus jener heiligen Minute mit meinem Kinde in mir auf und folgte den beiden mitten durch das Phantom des Todes hindurch bis in die Sterne hinauf.

Tod, wo bist du?

Was sie so nennen, ist ja nur der Stempel, welchen die Ewigkeit führt, um zu bezeichnen, was ihre ist.

Darum sind meine Gräber nicht mehr finstere Gruben mit den Resten verlorener Lieben, die ich hoffnungslos betrauere. Nein, Symbole sind es, stille Inseln im Rauschen der Lebensflut, die zur inneren Einkehr einladen, bei denen bekannte liebe Stimmen freundlich mahnen: Liebe das schöne Leben. Liebe, hoffe, schaffe freudig so lange es hier noch Tag ist; aber deine tiefste Sehnsucht schicke in die Sterne, dem großen Licht entgegen, das einst deine ausgesendete Seele empfangen wird.

„Wir werden nicht alle schlafen gehen, aber alle werden verwandelt werden."

Das sagen meine Gräber — — —



Pfeffel und Oberlin · Von Friedrich Lienhard

Nachhall zum Roman „Oberlin"

Im Park von Birkenweier tanzen Lichter
Durch fächelnde Bewegung brauner Buchen:
Die Feen sind es mit dem blinden Dichter,
Die durch den Blätterfall die Laube suchen,
Wo sich von Schönheit plaudern läßt und Tugend,
Wo Alter sich verständigt mit der Jugend.

Ein rötlich Rebenrankenwerk verzweigt sich
Und schafft von rundumher ein traulich Innen;
Amor, der hübsche Marmorgott, verneigt sich
Im Blättertempel vor den Schwärmerinnen,
Die nun, gelagert in das leise Rauschen,
Des väterlichen Freundes Worten lauschen.

Und hoch im Steintal, jenseits dieser blauen
Gebirge mit den vielen Burgruinen,
Steht Oberlin und scheint herabzuschauen
Und ist im Geiste mitten unter ihnen.
Herb ist das Land dort, grob das Tuch gewoben,
Doch hellgestimmt die Herzen hier wie droben.

Kinder umspielen ihn, die er belehrt hat,
Klein-Amor hat sich hier verdutzendfältigt;
Ihn grüßt manch rauhes Herz, das er bekehrt hat
Zur Gottschau, die ihn selber überwältigt.
Und so umspinnt, in tätigem Vereine,
Auch hier ein Rankenwerk die Dorfgemeine.

Wohl manchen Liebling haben sie begraben,
Doch wußten sie, daß er ins Leben wandre:
Der eine sprach mit seinem toten Knaben,
Mit seiner toten Gattin sprach der andre.
So ward im Engen Ewiges empfunden
Und Tod und Leben liebend überwunden.





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

3. Der Harz

Und vier Tage danach waren der Pastor und Günther Hilen mitten im Harze. Auf dem Brocken waren sie schon gewesen; acht Schritt weit hatte der Nebel ihnen Aussicht gelassen. Jetzt gingen sie das Okertal abwärts.

Jubelnd schoß das Wasser dahin und drehte sich im Tanze. Da umkreiste es einen runden Stein, wie die Kinder den Weihnachtsbaum umspringen und klatschen in die Hände und singen selige Lieder. Und der Stein lächelte mit stillem Glanze. Aber nicht alle ließen sich das Tollen der ausgelassenen Wellen gutmütig gefallen. Da war ein Block mitten hinein marschiert in das hastige Wasser und lag da nun herrisch und eckig und stemmte sich den Wellen entgegen, patzig und trotzig. „Quos ego!“ brummte der Stein. „Komm tanzen!“ wisperten die Kleinen. „Seid endlich artig!“ schalt der Gewaltige. „Bahn frei!“ lachten die Kinder und wollten vorüberzischen. Aber der Felsblock stemmte sich ihnen entgegen mit ruhiger Gewalt, wie ein Stier, der langsam den Nacken gegen seinen Hütejungen senkt. „Ihr stört unsere alte heilige Ruhe“, polterte der Stein. „Wir wollen tanzen und fröhlich sein“, lachten die Wasser. „Zurück und steht stille!“ brummte der Fels. „Drauf und verjagt ihn!“ riefen die Kinder, und sprangen gegen ihn an und zerschellten. Zornig wurden die Wasser, grimmig trotzte der Stein und straffte die Muskeln seines Bauches. Die Wellen liefen an und schäumten in unbändiger Kampfesgier, sie zischten hoch auf und schalten, sie prallten an und zerstoben in Staub. Der Stein biß die Zähne zusammen und stemmte sich entgegen, verschlossen und starr, entschlossen und stumm. Wieder stürmten die Wasser an und wurden gebrochen. Der Stein hielt stand. Neue Wasser und neue Leichen. Aber immer neue Heerscharen. Und seitab jubelten die Wellen, die einen Ausweg gefunden hatten, und sprangen hinab und jauchzten. Wenn sie müde waren des Tanzes, dann ruhten sie aus in klarer, breiter Fläche. Die Felsblöcke standen zur Seite und umrahmten die Wasser. Hohe, schlanke, schwarze Fichten wuchsen auf den Steinen und spiegelten sich ernst in dem ruhigen Wasser. Eine hölzerne Brücke spannte ihren Bogen darüber hin. Und waldige Berge schlossen das Bild ab. Aber bald

kam auch wieder Leben in die Wasser, und der Tanz begann von neuem, wenn neue Wasser aus den Bergen sich in die Oker stürzten, hoch herab in jubelndem Sprunge. Günther stand voll sprachlosem Staunen an dem Romkerwasserfall. Noch hatten die Wasser ihr Recht, zu feiern und fröhlich zu sein. Mit den Steinen wurden sie fertig in jahrtausendelanger Arbeit; bald kamen doch die Menschen und zwangen den Bach zu ihrem Willen und in ihren Dienst. Die freien Wasser wurden in enge Röhren abgeleitet, daß sie große Sägemühlen trieben. Wenn dann die Wasser wieder freigelassen wurden und ins alte Bett kamen, dann schämten sie sich dessen, was sie mitbrachten: Die Nähe der Menschen setzte Schmutz ab.

Die letzte Strecke ihres Weges fuhren unsere Wanderer im Zweispänner, bis sie ratternd in Goslar einfuhren und vor dem alten Hotel Kaiserswörth am Marktplatz abstiegen. Der Nachmittag galt hauptsächlich dem Besuch der Kaiserpfalz. Davon war Günther schon erzählt worden, und er kannte und liebte ja die Kaiser, die dort gewohnt hatten. Im Saal wurden auch die Bilder besehen, und bei jedem erzählte der Pfarrer die Geschichte, wenn Günther selbst sie nicht zu erzählen wußte. So hieß es bei dem einen Bilde:

„Als Heinrich IV. ein Knabe war, da schlief er nachts in einer schmalen Kammer dieser Pfalz, und unten in den weiten Gewölben wachten noch die Ritter und Mannen des jungen Königs. Da zog es schwarz am Himmel auf und ein Gewitter brach aus, das kampfgewohnte Recken zittern machte. Bei einem Schlag aber und folgendem Donnerkrach fielen die Ritter in die Knie und beteten. Dann jedoch sprangen sie auf. ‚Das hat in die Pfalz eingeschlagen!‘ riefen sie bleich und liefen dahin, wo ihr junger König schlief. Der lag noch in seinem Bette, hatte rote Backen und träumte. Über seinem Lager aber, an der Wand, war der Schild des Königs vom Blitze gespalten. Da weckten sie das Königskind und lobten Gott, der seine Hand über Deutschlands und der Welt Herrn gnädig gehalten. Und sie hatten's zu einem Zeichen, daß Gott diesen Knaben zu Großem ausersehen. Der Königsschild war gebrochen, aber der König wunderbar gerettet. Als dann der Knabe herangewachsen war, mußte er kämpfen für diesen Königsschild, mußte ihn wahren gegen die Feinde, die ihn zerbrechen wollten und beschmutzen. In dem Kampfe seines Lebens wahrte Kaiser Heinrich den Schild, den Gott ihm gegeben. Unversehrt gab er ihn seinem Sohne weiter. Aber sein Herz und sein Glück ward gebrochen in diesem Kampfe. Was dieser Blitzstrahl zu prophezeien schien, war umgekehrt zur Tat geworden: Der Königsschild unversehrt, aber der König getroffen."

So sprach der Pfarrer und senkte Ehrfurcht und Liebe und Begeisterung in des Knaben empfängliches Herz.

Günther schlief nicht so rasch ein diese dritte Nacht. Der Abend war still verlaufen in der Gesellschaft nur des Pastors. Nur einmal war der Wirt hinzugetreten und hatte einen Himbeerzweig voll reifer roter Früchte gezeigt, den er am selben Nachmittag in seinem Garten gebrochen hatte, reife Himbeeren im Herbst. Danach waren unsere beiden wieder allein gewesen und waren leise die Treppe hinauf in ihr Zimmer gegangen und hatten sich still zu Bett gelegt. Der Junge lag in seinen Kissen und warf den Kopf unruhig hin und her und wartete

darauf, daß die Tür sich leise auftun sollte, daß seine liebe, gute Mutter käme, daß sie sich auf die Kante seines Bettes setzte und er dann ganz ruhig sprach, was er auch jetzt sehnsüchtig flüsterte:

„Vater unser, der du bist im Himmel!“ Und dann wollte er die gefalteten Hände lösen und beide Arme um den Nacken der Mutter schlingen und den Kopf zu sich herabziehen und „Mutter“ sagen, bis die seine Arme sanft löste und ihn in die Kissen zurückdrängte. Dann sollte die Mutter seine Betten an allen Enden feststopfen und sollte ihm gehend noch einmal freundlich zunicken. Darauf wartete er und hatte ein erstes Mal Heimweh.

Der Pfarrer lag in seinem Bett und lauschte auf seines Jungen unruhige Bewegungen, heißes Mitleid im Herzen, und wußte nicht, wie er helfen konnte. Wenn er tröstend zusprach, würde dann die Last des jungen Herzens sich nicht in fließenden Tränen lösen? Und seine armen Augen — die durften ja nicht weinen!

Endlich wurde der Knabe doch ruhig, schlief ein und atmete langsam. Da stand der Pfarrer auf, zog leise die Fenstervorhänge zurück, daß der Mond das Zimmer mit Licht erfüllte, und stand lange sinnend vor des Knaben Bett.

„Herr Gott,“ flüsterte er, „willst du mir Liebes tun, tu es an diesem Jungen!“

Dann suchte auch er sein Lager wieder auf und schlief.

Der nächste Tag brachte die beiden nach einer Eisenbahnfahrt und nach einem kurzen Aufenthalt in Osterode nach Scharzfels; dort wollten sie die Ruine erklettern.

„Eine halbe Stunde geht es hinauf. Sie können nicht fehl gehen. Aber nehmen Sie den Hund mit, der kennt den Weg und hat sich ja schon fein mit Ihrem Jungen angefreundet. Der geht im Sommer alle Botenwege von der Restauration oben zu uns, einen Korb im Maul, und er rührt nie etwas an.“

Das sagte der Wirt in dem Hotel am Bahnhof.

„Also, Bravo!“

Der Hund heulte auf.

„Bravo, der Herr will zur Ruine. Allez!“

Der Hund schlug an und sperrte das Maul auf.

„Da müssen wir ihm erst einen Korb geben,“ sagte der Wirt, „sonst geht er nicht, und wenn's auch ein leerer ist.“

Aber Günther holte sein Butterbrot aus der Tasche, wickelte das Papier ab und legte das Brot in den Korb, recht lecker mit der Wurstscheibe nach oben. Aber der Hund schnüffelte nicht einmal.

„Das muß Packer auch lernen“, meinte Günther.

Und die drei zogen ab. Der Hund würdig voran, Günther neben ihm und hielt die Hand auf Bravos Nacken gelegt und lachte zu dem Pastor zurück, der hinterher ging.

Durch hohe Buchen, licht und freundlich, wo tagelang schwarzer Fichtenernst ihren Weg umsäumt hatte, in einer Schurre hinauf. Sie verloren den Gasthof und fanden ihn wieder, gerade unter ihren Füßen, und winkten hinab, wo weiße Wäsche auf lange Leinen gehängt wurde. Bravo, der Hund, knurrte hinter seinem Korb und wedelte mit dem buschigen Schwanz, aber drängte vorwärts; er war

an Aufenthalt nicht gewöhnt, auch nicht, wenn Lise, die Magd und seine Freundin, von unten herauf lachte. Ein jedesmal, wenn sie den versteckten Gasthof wieder sahen, war die schlanke Dirne kleiner geworden, und ein jedesmal klang ihr Lachen ferner.

Bravo trug wacker seinen Korb, schaute sich nach dem Pfarrer um, ob er auch folgte, und bewegte einmal leise und würdevoll seinen braunen Schwanz, wenn er mit ihm zufrieden sein konnte.

„Ade Welt! Ich klettere hinauf in alte Zeiten!"

Zwei fingen an zu laufen. Günther zuerst, Bravo, als der Würdigere, anfangs bedächtig hinterdrein. Günther schlug einen scharfen Haken und sprang wegab und waldein, aber Bravo eilte da in großen Sprüngen hinterher und knurrte den Jungen auf den rechten Weg zurück. Eine Zeitlang hatte der Pfarrer sie beide aus dem Auge verloren.

Buchen waren ringsum, wie in der Ostseeheimat. Der Fuß raschelte im Laube. Die Sonne des ersten Herbstes spielte mit den bleichen Stämmen und tanzte auf dem braunen Waldboden.

Sie müssen eine herrliche Aussicht gehabt haben, die Ritter da oben, die Herren der Burg. Die Grafen von Honstein waren die letzten. Einen freien Ausblick auf zwei Täler, zur rechten und zur Linken, einen lohnenden Blick auf die große Heerstraße, lohnend und raschen Gewinn bringend in heimlichem Überfall.

„Sieh, Günther, wie prächtig!" Und der Pfarrer zeigte ins grüne Tal und auf das rote Dach, vor dem ein kleiner Mann Holz zersägte.

Günther schaute artig hinab, aber nicht so lange, dann blickte er in seines Onkels Gesicht, und abermals nicht lange, so klopfte er dem Hund auf den Rücken.

„Allons, Bravo!" und sprang weiter.

Auch der Pfarrer ging weiter. Wenn er auf die Wiese dort zur Rechten hinaustrat, so meinte er, müsse er einen ersten Blick auf die Ruine haben. Aber Bravo duldete es nicht. Bravo schaute ihn so kläglich an, daß er den Seitenweg unterließ. Er mußte ja auch so bald bei der Burg sein. Und der blonde Junge lachte.

Noch einmal bog der Weg um alte Buchen, dann stand sie vor ihnen, felsgeboren. Grauer Fels und grauer Stein, eine Masse, steil aus dem grünen Teppich himmelanstrebend.

Kein Mensch dort oben. Der Hund lag vor der verschlossenen Tür der Sommerrestauration; nur ihn lockte der Zauber der gebrochenen Jahrhunderte nicht. Der Herbsthimmel blaute über dem verwitterten Stein. Kein Laut, keine Bewegung, traumschwerer Schlaf in den Mauern. Ein Steinchen rollte vor ihren langsamen Schritten, und ein Reh schreckte aus dem Gebüsch auf und entsprang. Sie schauten ihm nach, und Günther warf nach ihm mit Bucheckern, die er im Walde aufgelesen hatte, und warf weiter in die leere Tiefe, in Haselgesträuch und in die Mauern und auf den Hund auf dem Burghof, der sich nicht stören ließ und den er auch nicht traf.

Welche Pracht! Welche Pracht! Selbst der Junge, viel zu jung noch, um für die bildliche Schönheit der Landschaft ein Auge zu haben, hatte für den ersten Augenblick etwas wie Entzücken und Überraschung auf dem reinen Gesichte.

Grüner Rasen und schwarzgepflügter Acker, harte braune Buchenblätter, und dort brannten im herbstlichen Rot Obstbäume, Kirschen.

Zerbröckelnde Fenster; Brombeeren rankten um die Steine. Uralte Mauern, junge Ebereschen wollten sie sprengen mit zartkräftigen Wurzeln. Halbe Torbogen und wüste Steinhaufen ringsum. Halbdunkle Gänge, in die der Schritt hineinzagte. Wenn man hineinging — dann wird dort ein Gefangener liegen und um Wasser flehen.

Günther lachte und spazierte hinein:

Es war keiner drin.

Verschüttete Keller — dort wohnte die grüne Schlange mit der goldenen Krone, die eine verzauberte Prinzessin war.

Günther sah fragend auf; er wollt's nicht glauben. —

Und auf dem hohen Söller, der den Blick freigibt auf Tal und Höhen, den die Zinnen umstarren, den der zerborstene Turm überragt — — steht da nicht die schöne schlanke Gräfin? Sie preßt die feinen weißen Hände in das goldblonde Haar. Rote Ebereschenbeeren leuchten darin. Mit ihren erschreckten blauen Augen sieht sie auf den jungen, herrlichen Ritter, der stolz und herrisch vor ihr steht, der vor ihr glühende Worte flüstert von heimlicher Liebe und höchster Lust.

König Heinrich, junger König! Wahre dich!

Nein, ich gehe nicht weiter. Hier lebt alles, hier leben tausend Jahre. —

Aber Günther weckte den Träumenden.

„Was bedeutet die Tafel?" fragte er.

Die bronzene Tafel kündete von tapferer Verteidigung. Vierzig Invaliden waren hier, Stelzfüße, aber treue Herzen. Und draußen lagen zwei französische Generale und konnten die Burg nicht nehmen.

Tausend Jahre leben! —

„Bravo, mein Hund, Bravo, komm her!"

Auf dem Rückweg erzählte der Pfarrer dem lauschenden Jungen von dem Leben und den Kämpfen der Burg, von ihren Geschicken und ihren Stürmen.

Am Abend aber spielte der Knabe mit Bravo und danach mit einem Terrier, der lebhafter war als der alte Hund, der nach Kupfermünzen sprang, sie vom Klavier herunterholte und vom Ofen herab, der über Stühle sprang und durch die Arme, und der bei allem ungeheuren Spektakel machte.

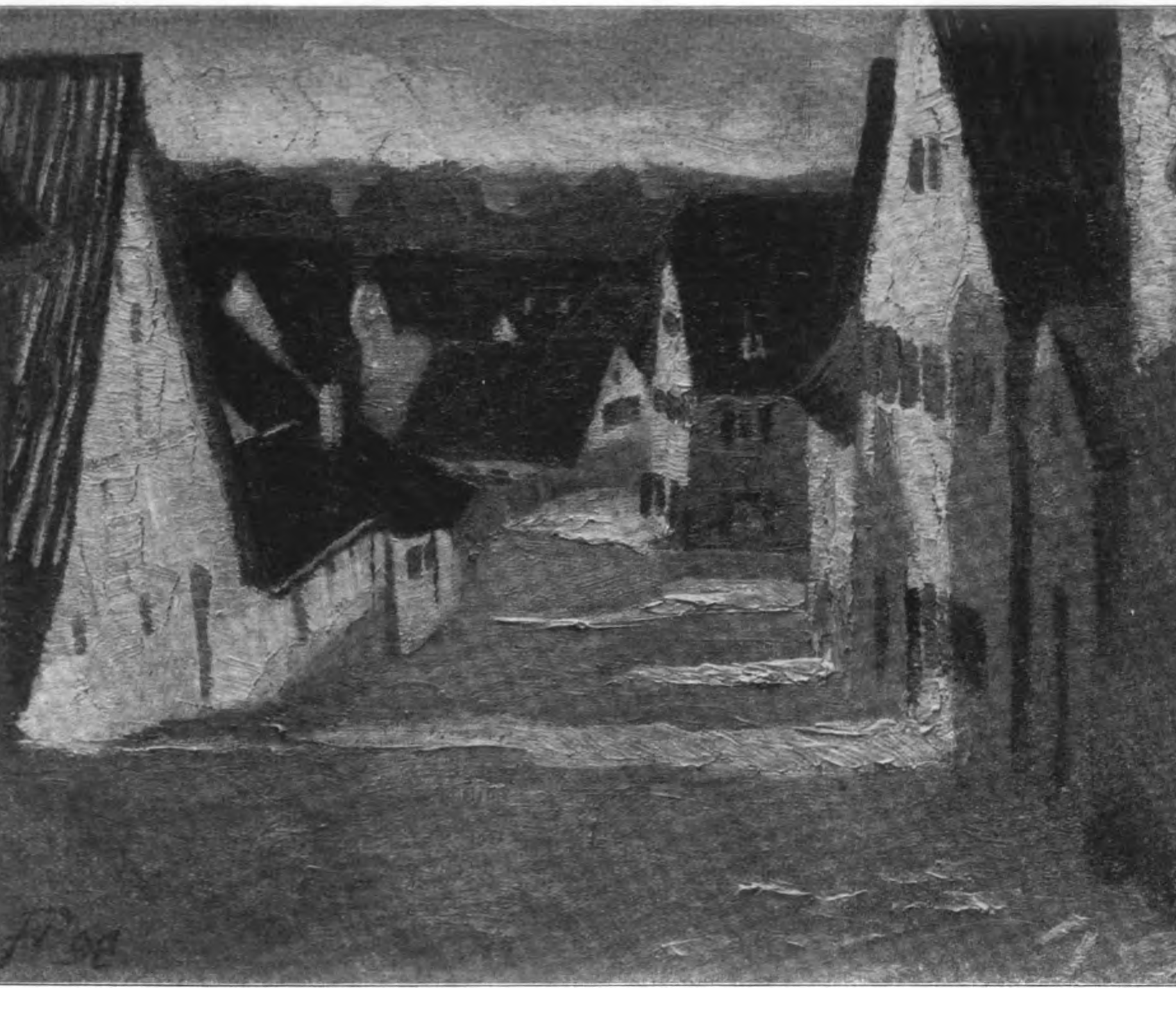
Ebenso zeigte ihnen der nächste Tag Walkenried, das einst gewaltig herrschende Kloster des Südharzes.

Sie sahen die mächtigen, ragenden Bogen der Klosterkirche.

„Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf, wie mächtig war die Eiche. Das hast du ja wohl jüngst auswendig gelernt?"

Günther nickte und sah ringsum, sah die Trümmer und die behäbigen Kastanienbäume davor, in die barfüßige Jungen große Steine hineinwarfen, daß die braunen Kerne prasselnd herniederfielen. Dann sammelten sie die Kastanien und hatten schon einen großen Sack gefüllt für die Schweine.

Sie gingen durch das eiserne Portal, das noch immer ein Odi profanum vulgus et arceo war. Ehrfurcht und Trauer erfüllte das Herz des Pfarrers. Der blaue Himmel ist das Dach des Domes.



Beihingen — Herm. Pleuer

Nach einer Photographie von Friedrich Höfle in Augsburg

„Behalte deine Mütze auf, Günther!“

Vor Jahrhunderten beteten sie hier und Jahrhunderte beteten. Dank und Not und Verzweiflung und Bitte brachten sie hierher. Tausend Hände regten sich zum Bau. Die Grafen von Honstein vom Scharzfels her sandten die Steine. Die Herren von Goslar schickten Silber und Gold. Der Ritter kämpfte für den Bau, der Kaufmann schacherte für ihn, für ihn schwitzte der Bauer. Kaiser kamen, und Urkunden füllten sich mit Rechten. Und ein großer Jubelsang kletterte die Steine empor, ein Halleluja aus tausend Kehlen.

Halt an, daran denken die Steine.

„Gehe nicht weiter, mein Günther. Dort steht eine Warnungstafel.“

Drei Pfeiler noch und ein Bogen. Sie können stürzen in der nächsten Minute.

„Sieh, wie der rechte sich schwer neiget. Er will sich sanft betten auf den Rasen, gleich seinen Brüdern.“

Das ist der müde Rest stolzer Hoheit. —

„Wir wollen uns beeilen, Günther, daß wir den Kreuzgang noch sehen, ehe es ganz dunkelt.“

Sie gingen, aber schon vor ihnen war das Dämmerlicht in den Kreuzgang gekommen.

Stumme Säulen, ernste Bogen, spielende Schatten.

Günther zog die Mütze.

„Hier gingen die Äbte und plauderten die Mönche, wenn es am Abend so kühl war wie jetzt.“

Draußen erhob sich der Abendwind und raschelte im fallenden dürren Laub der braunen Kastanien. Hart schlug es auf den Sandboden auf und zerplatzte.

„Abend für Abend gingen sie hier, brachten ihre Freude hierher und ihre Trauer. Meinst du nicht, sie müßten auch jetzt noch kommen? Heute abend?“

Günther faßte des Pfarrers Hand.

„Und wenn sie den einfachen Lauf ihres Lebens vollbracht hatten und hatten ihre alten Augen geschlossen, ihre müden, freundlichen Augen die einen, ihre unruhigen, listigen, harten Augen die andern; ihre Seele stand vor dem ewigen Richter, den morschen Leib aber ließen sie zurück — dann ließ der Abt einen großen Stein ausheben, hier unter uns, den, auf dem du stehst. Sie sangen lange Psalmen, sangen ihr ernstes Media in vita und senkten den Leichnam hinein. Sie deckten die Gruft mit dem Steine. Über Gräbern gehen wir. Über einem Toten stehst du, Günther.“

Günther drängte sich an ihn. —

Draußen flüsterte der Herbstwind. Leises Rauschen. Das aber fängt sich in den hohen Gewölben und schwillt an, schwillt an und wird mächtiges Klingen, wie Orgeltönen. Kommt es von draußen oder von drinnen? Hallt es zu Häupten oder dröhnt es zu Füßen?

Klingende Schritte hinter ihnen, klingend wie der Frost in Winternacht. Langsam wandelt ein Ritter vorbei; das breite Schwert schlägt an seine Seite, die langen Sporen klirren. Er betet und sieht sie nicht.

Sie folgen ihm mit ihren entsetzten Augen. Er tritt in die Tonsur ein und

wirft sich in die Knie nieder. Der Fall schmerzt der pochenden Schläfe. Vor dem silbernen Marienbild kniet er.

Er betet lange mit Inbrunst, er betet um Ruhe und Frieden. Er blickt auf. Seine Gabe fällt klirrend in den Opferstock, und Maria — weint blutige Tränen. Langsam tropfen sie die weiße Wange hinab und hinterlassen ihre Spuren. —

„Was zitterst du, Günther?"

Und der Pfarrer strich ihm die Haare.

Da kam die Lehrerfrau wieder mit dem rasselnden Schlüsselbund und den freundlichen Augen.

„Sehen Sie, dort in der Tonsur, in jener Nische neben dem Opferstock" — Günther wagte nicht aufzuschauen —, „wohin die rote Kastanie eben fiel, dort stand ein silbernes Marienbild. Das konnte blutige Tränen weinen. Die Leitungsröhre in der Wand, die in ihren Kopf hineinging, können Sie noch sehen. Die silberne Maria selbst hat der letzte Abt versilbert."

„Du atmest ja so tief, Günther, und hörbar?"

Weiter gingen sie. Noch ein Gemach öffnete ihnen die Führerin.

„Hier war —"

„Höre, Günther", sagte der Pfarrer. „Es war einmal ein tapferer Ritter, der hatte eine süße kleine Tochter, die liebte einen Schreiber. Der tapfere Ritter aber war hart und ließ den armen Schreiber töten. Da wollte die holde Rittertochter ins Kloster gehen, in das Nonnenkloster, das zu Walkenried gehörte. Und all ihr Geld und Gut sollte Walkenried bekommen. Der tapfere Ritter aber tat einen gräßlichen Schwur, er wolle lieber in die Hölle fahren als Mönche mästen. Der tapfere Ritter kam hierher, und der Abt machte ein freundliches Gesicht und sprach: ‚Herr Ritter, wir haben hier in dieser Zelle ein Marienbild, das noch wunderkräftiger und heiliger ist als das silberne in der Tonsur, vor dem Ihr sonst wohl betet und milde Gaben opfert. Tretet hier ein und betet, und seid gewiß, daß die reine Jungfrau Euch gnädig sein wird.' Der tapfere Ritter wollte beten, daß sein liebliches Töchterchen wieder froh würde. Und als er eintrat — da warf er beide Arme in die Luft und rief: ‚Hilf, Gott!' und verschwand in die Tiefe. Der Abt aber lachte. Und das Kloster bekam alles Gut des tapferen Ritters."

Günther schaute den Erzähler groß an.

Die Frau Kantorin aber sprach:

„Die Geschichte kenne ich nicht, und sie steht auch nicht in meinen alten Büchern, denn sonst kennte ich sie. Vielleicht aber ist es die Geschichte von dem Ritter, der hier manchmal noch umgehen soll. Diese Zelle hatte einen Holzboden, der war eine Falltür. So einer darauftrat, gab sie nach, und der Mensch stürzte in die Tiefe. Unten waren eiserne Spieße. Man hat noch Kleiderfetzen daran gefunden und —"

„Wollen wir jetzt gehen?" fragte Günther mit leiser Stimme und trat zurück.

Und abermals zwei Tage später, am frühen Abend des Samstages, waren die Wanderer wieder in Mölln, eine Erlösung für Günthers Ungeduld, die brennender wurde, je näher sie der Heimat kamen. Der Vater war am Bahnhof und schwenkte seinen Jungen hoch in die Luft, und im Wagen schon fing Günther hastig

an, zu erzählen, um alles in Sophienhof seinem lieb' Mütterchen zu wiederholen. Als er dann aber müde sich im vertrauten Bette dehnte, als die Mutter kam, mit ihm zu beten, da überkam ihn heiß das Gefühl der Heimat. Fest und innig schlang er umklammernd seine Arme um Mutters Nacken, die tapfer und glücklich standhielt, ob auch die Umarmung ihr weh tat. Immer wieder küßte sie der Junge, immer wieder flüsterte er:

„Mutter!"

4. Tagelöhner Reeck

Aber am nächsten Tage hatte die Mutter ihre alte Migräne und lag mit Kopfschmerzen zu Bett. Günther fuhr mit seinem Vater nach Mölln zur Kirche und hörte die Predigt über die Worte des 89. Psalms:

„Herr Gott Zebaoth, wer ist wie du ein mächtiger Gott? Und deine Wahrheit ist um dich her.

Himmel und Erde ist dein; du hast gegründet den Erdboden und was darinnen ist.

Mitternacht und Mittag hast du geschaffen; Tabor und Hermon jauchzen in deinem Namen.

Du hast einen gewaltigen Arm; stark ist deine Hand, und hoch ist deine Rechte".

Und er verstand die Worte und ihr Predigen.

Dann aber gingen die Tage ins Land und wurden kürzer. Schlechter wurde das Wetter und brachte viel Regen, aber besser immer und gewaltiger wurde sein Latein. Denn die Stube voll molliger Wärme und hängendem Tabaksrauch war heilsamer für die schlimmen Kasusregeln, den doppelten Akkusativ und den Ablativus absolutus, als Gottes frische Sommerluft im Buchenwald es gewesen war.

Noch tollten die Kinder auch draußen und bauten Brockenbahnen und Tunnels im feuchten Sande, sahen des Abends, wenn die Wolken von der Erde tagsüber eingesogen waren, zu den flackernden Sternen, suchten den Bären und den Polarstern, fanden den Perseus und die Kalliope, ließen sich von Lichtjahren erzählen und empfanden die jauchzende Predigt:

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!

Aber auch das nahm ein Ende, und ließ noch mehr Zeit für Latein und Französisch zurück, als Margret eines Morgens mit roten Flecken aufstehen wollte, und mit Fieberrädern, die sich wie tausendfaches gewaltiges Feuerwerk langsam drehten, im Bett behalten wurde. Der Arzt konstatierte Masern, und Günther sah zwei Wochen lang weder Margret, seine Freundin, noch die Tante Pastor, die ihr quecksilbriges Töchterchen mit Angst und Mühe unter der Decke hielt. Schokolade und Blumen brachte Günther mit und ließ sie in die Krankenstube tragen, stand aber diesseits der Tür, wie Packer, der Hund, draußen auf der andern Seite der Haustür, und wartete auf seine kleine Herrin wie der da auf der Straße auf seinen kleinen gnädigen Herrn.

Als er nach acht Tagen wieder Schokolade brachte und den doppelten Akkusativ kapiert hatte, rief das Mädchen schon durch die halb offene Tür ihr „Danke!"

Und als er nach aber acht Tagen eine Flasche Medizinaltokayer vorsichtig im Arm trug und schon bei

persuadeo, medeor, supplico,
maledico, parco, studeo,
obtrecto und invideo

angelangt war, da durfte er schon in das Krankenzimmer hineinspazieren und tat es mit großer Freude und heiliger Scheu, und fand Margret mager im Bett liegen wie eine kleine Madonna, ließ sich an beide Arme die Pferdeleine anschnallen, die Margret in der schwachgewordenen Hand lässig hielt, und tat vor dem Bett auf der Stelle die gewagtesten Sprünge und wieherte mit großer Natürlichkeit. Selbst Packer durfte ausnahmsweise ins Zimmer, zur Vermehrung der festlichen Freude, und benahm sich dort so toll und ausgelassen und blaffend, daß die kleine Kranke rote, fleckige Backen bekam. Da legte ihre Mutter die Hand auf die Stirn der Genesenden und fand sie heiß. Günther mitsamt Packer wurde also hinausgeschickt, hatte aber über seinen Ostermannsätzen anderes zu verdauen, als daß er bei der Sache hätte sein können. Als der Pfarrer das merkte, erzählte er dem Jungen einiges vom gesunden und kranken Menschen.

Und die Tage gingen dahin und brachten Kälte und brachten den Dezember ins schöne Land. Margret war wieder gesund, aber war sonderbar plötzlich mit einem Ruck gewachsen, und was Günther mit Staunen, Packer mit stiller Befriedigung bemerkte — denn Packer stand nunmehr am Anfang gesetzterer Tage — Margret, die quirlige, war stiller geworden und stand manchmal, nicht zu oft, mit sinnenden Augen und hörte erst auf ihren Freund, wenn er zum drittenmal und mit Betonung ihren Namen nannte.

Die Tage gingen dahin, der Dezember lag auf dem Lande und Kälte über Sophienhof. Der Regen des Novembers hatte sich ausgeregnet, aber der Schnee war noch ausgeblieben. Eis war in den Fahrrinnen des Waldweges, dünnes Eis, das knatternd zerbrach. Die braunen Buchenblätter tanzten über dem Boden, aber die Fichten standen starr und trotzig, zogen sich das grüne Kleid enger um die schmalen Schultern und sahen mit unsäglicher Verachtung und voller Hohn in den scharfen Mundwinkeln auf die nackten, frierenden Buchen herab. Der Frost hatte sich fest in die graue Erde eingekrallt, daraus war alles Leben in die Maulwurfslöcher hinabgekrochen. Das Reet am See war geschnitten und stand in Mieten aufgerichtet wie hundert Zelte. Der Rand des Sees aber sah aus wie das Kinn des Tagelöhners Reeck, wenn der vor dem Schelten seiner keifenden Frau zur Schnapsflasche als seinem Trost gegriffen hatte und eine Woche lang sich nicht rasierte. Zwischen den Stümpfen des Kalmusrohres, die einst so prächtig und großartig geschwankt hatten wie seidene Fahnen über einer Leiche, stand das dünne weiße Eis. Aber der See da draußen wehrte sich und kämpfte gegen den Panzer an, der ihm in den heißen Träumen stiller Sommernächte der größte Schrecken gewesen war. Der Winter war drauf und dran, die arme Erde gefangen zu nehmen und fest zu schließen. Die Bäume flüsterten erschreckt im Winde, nur die Tannen standen steif wie zehntausend Gouvernanten.

Da sollte das Schreckliche passieren, und es sollte vom Tagelöhner Reeck ausgehen.

Wenn Günther morgens nach Mölln fuhr, dann setzte ihm sein liebes Mütterchen eine Tuchmütze auf und zog sie herab, daß nur Nasenspitze und große braune Augen herausschauten; und die Mamsell kam mit Fußsack und Wärmstein gelaufen, wurde aber entrüstet zurückgewiesen. Wenn Günther am Hoftor vorbeifuhr, dann hatte in jeder Nacht der Winter dicke weiße Fäden um den Stier auf dem linken Torpfeiler gelegt, wie die Asen die schlauen Ketten der Zwerge um den Fenriswolf gelegt hatten; Gott Ziu stand dabei und ließ sich den Schwertarm abbeißen. Aber jedesmal noch kam die Sonne und befreite den Stier.

Der Tagelöhner Reeck sah aus wie das Ufer des Lüttower- und des Drüsensees, wo das Reet geschnitten war und die Kalmusstoppeln traurig standen und starrten und langsam abstarben.

Schwere Wolken hingen am bleigrauen, melancholischen Himmel. Seit dem frühen Morgen hingen sie da, stumm und still, denn kein Wind war hinter ihnen. Faul schliefen sie und hatten doch den Segen in ihrer Hand. Sie hielten den Schnee, aber waren zu träge, die Hand aufzumachen. Die Welt schrie nach seiner Decke, denn der Winter stand fest über Sophienhof. Ein Ächzen und Seufzen ging durch die nackten Buchen, und selbst die stolzen Tannen warteten auf die weiche Hülle, hofften auf den weißen Pelz, aber machten nur noch hochmütigere Gesichter, sich nichts merken zu lassen.

Der Vater war auf die Jagd gegangen, jetzt schmerzten ihn seine Augen, die den scharfen Windzug nicht vertragen hatten, und Günther war zur Schule gefahren. Sie kamen beide zurück, und noch hingen die trägen Wolken und hielten ihre Fülle.

Da sollte das Schreckliche geschehen, und vom Tagelöhner Reeck sollte es ausgehen. Der war betrunken.

Angst und Not sollte er über Sophienhof ausgießen wie ein täppisches Kind, das nicht weiß, was es tut, Schrecken und bittere Sorge — und für alle Zeiten heimliche Angst.

Der Tagelöhner Reeck war ein guter Kerl und der beste Jungknecht gewesen auf Sophienhof — seinerzeit. Wenn er auf hochgeladenem Wagen stand, nahm er drei Bund Stroh auf eine Gabel — seinerzeit. Wenn Tanz war in den Dörfern ringsum, schauten heiße Mädchenaugen nach ihm, nur nach ihm — seinerzeit. Er war der beste Jungknecht gewesen und stammte aus redlicher Tagelöhnerfamilie. Der Vater war Kutscher auf Sophienhof gewesen, damals, denn jetzt war er tot und hatte auf dem Bock der Staatschen dem alten Krischan Platz gemacht. Der Großvater war Tagelöhner gewesen auf Sophienhof und hatte den ersten Hilen, Günthers Urgroßvater, als Herrn einziehen sehen und war in Frieden im Altenhause gestorben. Der Tagelöhner Reeck war ein guter Kerl, und nun sollte das Unheil von ihm ausgehen. Als der Jungknecht seinerzeit in seiner kräftigen Nacktheit vor der Ersatzkommission stand, hatte der General seine Muskeln geprüft und hatte geschmunzelt, denn sie waren eisenhart, als Reeck seinen Arm langsam beugte — seinerzeit. Gardedragoner war er geworden und Gefreiter am Ende seines dritten Jahres. Da kam er heim, und das Unglück fing an. Nun sollte es voll werden. Denn er brachte ein Frauenzimmer mit, das in der Großstadt

im Keller geboren war, das in der Großstadt in Hinterhäusern groß geworden war. Die hatte sich in wildem Taumel in des gefreiten Gardedragoners Arme geworfen, draußen im Grunewald, zum Tanz in Hundekehle, und nach dem Tanz unter verachtenden Fichten, weil ihre Großmutter zu früh an einem Weihnachtsmorgen gestorben war. Und nun war sie mit ihm gekommen, die Großstadtpflanze, aufs freie Land, und verstand nicht, was um sie her vorging. Drei Wochen nach der Hochzeit war der Junge geboren, Hein Reeck, mit vollem Blondhaar auf dem eckigen Kopf. Damals war Günther Hilen ein Jahr alt und hatte seine ersten Gehversuche eben hinter sich.

Als Hein geboren war und die Großstadtdirne vom Wochenbett sich erhob, als die Not und des Herren Wille zur Arbeit zwangen, da fing das Unglück des besten Tagelöhners auf Sophienhof an. Dem jungen Weibe aus der Großstadt war die harte Arbeit des Landes ungewohnt. Und die Mägde des Landes verlachten die Ungeschickte, denn sie verziehen ihr nicht, daß sie den besten Tagelöhner auf Sophienhof ihnen weggenommen hatte. Die Frau aus der Großstadt ward bitter und haßte das Land. Der Tagelöhner Reeck im blauen Kittel, der zu fahlem Grau verschossen war und über der Schulter mit frischem Blau geflickt werden mußte; der Tagelöhner Reeck, mit kotigen Schmierstiefeln und schwieligen Fäusten; der Tagelöhner Reeck, der abends todmüde sich ins Bett warf: das war auch ein anderer als der schmucke Gardedragoner in hellblauer Uniform, den klirrenden Säbel zur Seite, der sie nach erträglichem Dienst an seine Soldatenbrust gerissen hatte. Und als die Arbeit immer die gleiche und die harte blieb und doch kein Geld für buntes Tuch erübrigt wurde, da starb die Liebe und begann das Unglück. Da wurde die Großstadtdirne ein zänkisches Eheweib. Mit dem junggeborenen Knaben fing sie an. Hein wurde geschlagen und mußte hungern. Aber der Tagelöhner Reeck, der der beste Jungknecht gewesen war, liebte seinen Jungen, weil er der Erbe seiner Kraft zu werden versprach, und schützte ihn. Da wandte sich auch Haß und Wut seines Weibes gegen ihn. Und das Unglück war im vollen Gange. Draußen arbeitete Reeck, aber daheim empfing ihn Zank und Scheltwort. Der häßlichste Streit ging über die Schwelle seines Hauses hinaus und flog von Ohr zu Ohr. Und auf dem Felde wiesen die Mädchen mit Kichern auf ihn, der sich aus der Stadt die Frau geholt hatte, weil sie ihm nicht gut genug gewesen waren, und der nun den Dreck hatte. Da packte ihn die Wut. Als am selben Abend ihn sein Weib mit einem häßlichen Scheltwort begrüßte, schlug er sie mit seinen harten Fäusten. Aber wie sie blutend auf den Boden fiel, spuckte sie Schimpfworte gegen ihn aus, die nur die Großstadt in ihren Kellern und Hinterhäusern kennt, vor denen das gröbste Flachland sich erschrickt. Das war das einzige Mal gewesen, daß der Tagelöhner Reeck sein Weib geschlagen hatte. Aber der Ekel erfüllte ihn ganz. Er berührte sein Weib nie mehr, und kein Kind ward ihm mehr geboren. Hein wuchs und ward größer. Sein erstes Gefühl aber war Haß, bitterer Haß gegen seine Mutter. Er liebte seinen Vater. Der ging hin und ersäufte sein Unglück. Im Schnaps vergaß er. So ward der Tagelöhner Reeck ein Säufer, und nun sollte von diesem großen Kinde das Unglück herkommen, das einen Schatten über Sophienhof legte, der nicht ganz wieder weichen wollte.



Hein Reeck ward groß, haßte seine Mutter, deren Schläge er stumm und trotzig ertrug, wenn er ihnen nicht hatte entlaufen können, und liebte seinen Vater, der nichts für ihn tun konnte. Denn der nahm des Abends, wenn er von der Arbeit kam, seinen Sohn, auf den er stolzer ward, je mehr er die Folgen des Schnapses an seinen Muskeln merkte — denn der Junge sollte der Erbe seiner einstigen Kraft werden —, nahm seinen Jungen an der Hand und führte ihn aus dem Hause, das ihnen zur Mörderhöhle geworden war, und ging mit ihm dorthin, wo das Lützow-Jahn-Denkmal über den See schaut — und dort saßen sie und sprachen kein Wort. Ab und zu nur legte der Vater seinem Jungen die harte Hand auf Kopf oder Schulter oder Schenkel, und die Liebe war zwischen beiden. Wenn Hein Reeck einschlief, dachte er an seinen Vater, der Mutter Schimpfen hörte er nicht. Wenn er aber mitten in der Nacht aufwachte, polterte sein betrunkener Vater in die Kammer und spie aus vor dem schimpfenden Weibe. Hein Reeck sah mit großen Augen in das Unglück. Seine Augen sind immer groß geblieben und sahen erschrocken in die Welt, auch noch, als er selbst ein alter Mann geworden war. So wurde Hein Reeck ein Träumer.

Der Tagelöhner Reeck aber wurde ein Säufer und wußte nicht, was er tat, wenn er sein Quantum getrunken hatte.

Und nun war es Dezember, und die Wolken hingen schwer und träge am bleigrauen Himmel, und die Buchen seufzten und knarrten nach ihrem weißen Pelze, und die Fichten standen hochnäsig dabei und ließen sich nichts merken, wie zehntausend Gouvernanten.

Günther kam von Mölln und hatte in der Kastanienallee seinen Vater getroffen, der von der Jagd kam, und war vom Wagen gestiegen und ging zu seinem Vater und prüfte die beiden Hasen, die Hein Reeck seinem Vater nachtrug und die der erschrockene Junge hoch über seinen Kopf halten mußte, damit Packer, der Hund, sie nicht bekam.

„Kusch, Packer!" rief Günther drohend, und Packer kuschte zögernd mit eingekniffenem Schwanz und gierigen Augen.

Die drei traten durch das Tor, wo der steinerne Stier seinen Nacken beugte, und kamen auf den Hof. Dort stand auf der ersten Stufe der Freitreppe der Tagelöhner Reeck, betrunken, und hielt sich mühsam am Geländer, hatte den letzten Zug aus seiner Flasche getan und zerschmetterte die leere an den Steinfliesen der großen Freitreppe. Hochrot war sein Gesicht. Mittag erst und schon betrunken. Die Wut über sein Schicksal hatte ihn gepackt und war mit dem Branntwein in seine Adern eingezogen und hatte alles Blut in den Kopf und in die Augen getrieben.

Als die drei das sahen, blitzte der Zorn in des Gutsherrn Augen auf, in Heins Augen aber saß der Schrecken. Der Gutsbesitzer schalt, Packer bellte und sprang die Hasen an, die Hein ängstlich hochhielt, und voll tiefer Angst rief der Junge:

„Vater!"

Der hörte den Schrei seines Sohnes und stürzte, stolperte herbei.

Mit harten Worten befahl Vater Hilen zuerst seinem Sohne:

„Günther, geh ins Haus!" Was folgte, war nichts für junge Augen, aber Günther blieb neugierig an der Freitreppe stehen, ohne daß der Vater es merkte.

Währenddessen hatte der betrunkene Tagelöhner Reeck einen der Hasen ergriffen und schlug ihn brüllend dem Packer mit Gewalt um die Ohren, daß der eiligst entlief, und hämmerte weiter mit dem zerrissenen Hasen auf den hartgefrorenen Boden und schrie dabei grimmig:

„Mein Jung, Hein! — Von Hunden zerreißen lassen!"

Da packte der Gutsbesitzer den Trunkenen mit hartem Griffe zusammen und schrie ihn zornig an und wies ihn mit den heftigsten Worten vom Hof und rüttelte ihn und ward hochrot im Gesicht. Als er aber merkte, daß die Wut ihn übermannte, kehrte er sich plötzlich von dem betrunkenen Tagelöhner ab und wandte sich langsam dem Stalle zu.

Da — Günther packte mit seiner kleinen Faust das eiserne Gitter der großen Freitreppe und stieß einen leisen Schrei aus — der Tagelöhner Reeck hielt ein großes offenes Dolchmesser in der gehobenen Faust und stürzte hinter dem Gutsbesitzer her, der sich nicht umsah.

Günther lief vorwärts, lief die kurze Strecke für sein Leben, lief ohne Überlegung und prallte gegen den Betrunkenen an, ehe der seinen Vater erreicht hatte. Der Tagelöhner taumelte. Da kam Hein Reeck von der anderen Seite herbeigelaufen, war im selben Augenblick bei dem Messerhelden, als Günther mit ihm zusammenprallte, und hämmerte mit all seiner jungen Kraft, auf die der geliebte Vater, der Trunkenbold, wenn er nüchtern war, stolz sein durfte, in die Kniekehlen des Vaters. Der Tagelöhner taumelte und fiel fluchend auf die harte Erde. Klirrend zerbrach das Messer.

„Mörder!" schrie Günther, bleich und außer sich.

Der Gutsbesitzer hatte sich umgewandt.

Der Tagelöhner richtete sich schwerfällig auf und sah seinen Sohn mit verglasten Augen an.

„Mörder!" knirschte der, das Entsetzen stieß ihn und lähmte seine Augen.

Der Tagelöhner brach wieder schwer zusammen und schüttelte den Kopf, aber voll Angst sah er auf seinen geliebten Sohn, seinen Stolz. Er hatte durch Nebel hindurch begriffen, was der gerufen.

Vater Hilen ging mit Günther — fast mußte er den aufgeregten Jungen tragen — ins Haus.

„Hein!" flüsterte der halb Erwachende.

Hein kehrte sich ab und ging zum Tor hinaus. Keiner sah, wie seine jungen Schultern zuckten.

Knechte kamen und trugen den Tagelöhner Reeck zu seinem fauchenden Weibe.

Hein ging, und keiner wußte, was in seiner Brust arbeitete, was ihm den Atem nahm und ihm das Herz abstieß.

Er hatte auf der Welt nichts zum lieben als seinen Vater, und den hatte er das Messer gegen seinen Herrn zücken sehen. Seinem jungen Herzen war die Schuld überschwer. Er hatte auf der Welt nichts zum stützen als seinen Vater,

der war ihm jetzt ein Mörder. Das war zu viel für Hein. Er konnte nicht allein damit fertig werden und hatte keinen, daß er ihm hülfe, denn sein Vater — o ja: Mörder!

Hein weinte nicht, aber Hein grübelte, was er tun müßte. Sein Vater würde ins Gefängnis kommen, ja und dann? Dann war er bei seiner Mutter. Der Vater würde vors Gericht kommen. Und was würde da geschehen? Ja, da —. Und er bei seiner Mutter!

Eine Magd ging vorüber, die wäre einst — in seinen besten Zeiten — gar zu gern des Tagelöhners Reed Frau geworden, und durfte einst auch hoffen, es zu werden. Die rief den Knaben hart an:

„Nun kommt dein Vater ja wohl ins Zuchthaus!"

Hein nickte und ging weiter.

Zuchthaus? Ja, da blieb man viele, viele Jahre. Viele, lange Jahre. — Und er bei seiner Mutter!

Er ballte die Faust und rief laut:

„Nein!"

Aber nur die Krähen hörten es und lachten.

Doch dann dachte Hein nicht mehr an seine Mutter, die er haßte, nur noch an seinen Vater, den er liebte, und der ganz unglücklich war, und der seinen einzigen Jungen auch liebte und seinen einzigen Jungen auch ganz unglücklich gemacht hatte. Und Hein weinte. Nicht wie ein Kind weint, das seinen Willen nicht bekam; er hatte keinen Willen, er hatte nur einen Gedanken: mein armer Vater! Nicht wie ein Junge weint, der geschlagen wurde; er wurde täglich geschlagen von seiner Mutter, und weinte nie; er wurde niemals geschlagen von seinem Vater, der das Messer gezückt hatte. Wie ein Mann weinte er, der sein Geschick nicht tragen kann.

Zum Lützow-Jahn-Denkmal ging er. Wo hätte Hein anders hingehen können, als wo er mit seinem Vater gesessen? Sein Vater? Ja, und seine Mutter! Dort lag er und sah über den See. Der schlug schwere, leise Wellen, die in den Reetstoppeln schwerfällig knisterten. Die trägen Wolken hingen am Himmel und kamen tiefer herab. Und im Lüttower See, am Ufer, unten am Denkmal, lag der Kahn und schaukelte langsam.

Hein ging hinab und löste die Kette. Was er wollte, wußte er nicht.

Langsam trieb der Kahn in den See.

Da stand am Ufer der Gutsbesitzer Hilen und sah scharf auf den See und erkannte den Knaben in dem treibenden Kahn, und legte die hohle Hand an den Mund und rief befehlend den Knaben an. Der schaute verwundert auf. Ach ja, der Herr, den sein lieber Vater hatte ermorden wollen. —

Hein erhob sich schwerfällig im Kahn und stand an einer Bordwand, und der Kahn lag sehr schief.

„Du kommst sofort an Land!" rief der Gutsbesitzer.

Hein nickte und —

Er wußte selbst nicht, was er tat —

Der Winter stand mit beiden Füßen in dem Lande — —

Und sprang ins Wasser.

Der Winter stand mit beiden Füßen im Lande, und der See hatte am Ufer zwischen dem Reet eine Eisdecke. —

Der Gutsbesitzer riß ohne Zaudern seinen Rock ab und sprang dem Knaben zu. Der Kahn war nicht weit abgetrieben vom Lande. Wenige kräftige Schwimmstöße, und Hilen hatte den Jungen erreicht, der eben wieder emportauchte, und trug ihn an Land und lief nach dem Hofe und nach Hause.

Dort wurden sie beide ins Bett gepackt, und Christian jagte nach Mölln und holte den Arzt.

(Fortsetzung folgt)



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Man soll nicht ungebeten belehren wollen. Das ist eine gute Regel für Philister und Salonschwerenöter; für tüchtige, bodenwüchsige Männer gilt sie nicht, sonst hätte es nie Apostel gegeben.

*

Taktlosigkeit ist nicht selten plebejische Eitelkeit, die da wähnt, sich selbst das Gesetz geben zu dürfen.

*

Nachgiebigkeit ist keine Tugend; sie kann gutmütige Selbstbeherrschung des Stärkeren sein, oft auch nur berechnender Trug des sittlich oder intellektuell Schwächeren, der nachgibt, nicht weil er überzeugt ist, sondern weil er den ungleichen Kampf fürchtet.

*

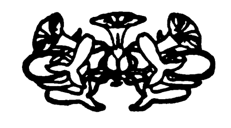
Vor einer Parlamentswahl kommen soviel Idioten ans Licht, wie Maikäfer im Frühling. Es wird da ein so ungeheures Heer von Strohköpfen mobil gemacht, daß ein Weiser sich das Antlitz verhüllen möchte.

*

Ein Redner, von dessen Worten kein Hörer etwas zu behalten vermag, sollte lieber schweigen.

*

Wenn das breite Publikum das Werk eines Tüchtigen verwirft, so soll er sein Werk um so höher im Preise halten und die Zeit des Erfolges abwarten, denn nur das gefällige Minderwertige findet sofort allgemeinen Beifall.





Kinderfragen

Von Fritz Müller-Zürich

Wenn Kinder anfangen zu fragen, so hören sie nimmer auf. Wie ein Regen prasseln ihre Fragen auf die großen Leute nieder. Nicht lange halten diese stand. Sondern bald spannen sie ein bequemes Schirmdach auf, an dem die Fragetropfen niederrinnen, ohne sie naß zu machen.

Was sollen wir auch anders tun? „Kinder und Narren fragen mehr, als ein Weiser beantworten kann", heißt es. Aber das Sprichwort haben die erwachsenen Leute sich zurecht gemacht in ihrer Verlegenheit vor den unerbittlichen Frageaugen ihrer Kinder. Manchmal kommt es mir vor, als sei das Kind der Weise und wir die Narren. Woher käm' es sonst, daß wir so bald am Ende sind mit unserem Latein, wenn Kinder uns auf Herz und Nieren fragen? Die Seele aus dem Leib fragen, heißen wir's.

Wenn Kinder folgerichtig eine Frage an die andere reihen, pfeilgerade ein uns Großen unbekanntes Ziel im Auge, sind wir mit unsrer Weisheit im Handumdrehen zur Strecke gebracht und stehen vor verschlossenen Türen. „Mit drei Zügen matt", konstatiert das Kind und spannt den Bogen mit den Fragepfeilen nach einer anderen Richtung.

Gleich heute früh zum Beispiel: Der Bub hat gestern zugehört, wie sich seine Schwester zur Zoologiestunde vorbereitet, hat mit Staunen beobachtet, wie sie, die Ellenbogen auf dem Tisch, die Finger in den Ohren, ihre Gesetzlein, die sie „auf hat", leierkastenmäßig herunterrasselt.

„Der Walfisch ist ein Säugetier, d e n n er bringt lebendige Junge zur Welt—"

„Der Adler ist ein Vogel, d e n n er legt Eier — — —"

In der Nacht hat er die neue Wissenschaft verdaut. Nicht ganz offenbar, denn er erwacht mit einer Frage auf den Lippen.

„Papa, legt unsre Katze keine Eier?"

„Nein, Hansel."

„Gel, Papa, d e n n sie ist ein Säugetier." (Hier hat er plötzlich den Leierkastenton angenommen, wenn s i e „präpariert".)

„Ja, mein Junge."

„Papa, ist der Hase auch ein Säugetier?"

„Natürlich, Hansel."

„Warum legt er dann doch Eier?"

Aha, hier ist die Lügenklippe des Osterhasen. Also versuchen wir die Umschiffung.

„Weißt du, Hansel, eierlegen tut nur der Osterhase."

„Also ist der Osterhase doch ein Vogel, Papa?" behauptet er hartnäckig.

„Ich habe noch keinen gesehen, Hansel", versuche ich mich herauszureden.

„Aber ich. Im Bilderbuch, weißt du, Papa."

„So, so, im Bilderbuch."

„Aber da hat er gar keine Flügel, Papa."

So, nun sitz' ich wieder im Eisen. Da entschließe ich mich in der höchsten Not zur Wahrheit über die Sagenhaftigkeit des Osterhasen. Die Mutter wird zwar böse sein. Aber einmal muß er ja doch dahinter kommen. Aufmerksam hört er meine wahrheitsgetreue Aufklärung über die wirkliche Naturgeschichte des Osterhasen an. Er ist befriedigt, weil ich einfließen lasse: „Weißt du, Hansel, das mit den Eiern ist nur für die kleinen Kinder."

„So," denke ich mir, „von jetzt ab will ich Kindern gegenüber immer bei der reinen Wahrheit bleiben. Dann können sie mich nicht mehr aus dem Sattel heben." Ich Tor. Nach fünf Minuten lieg' ich schon zweimal im Sand, trotz Wahrheit und trotz allem.

„Papa, warum muß ich immer Reis essen?"

„Damit du wächst."

„Papa, der Bary ißt auch Reis."

„Ja."

„Warum?"

„Auch damit er wächst."

„Ja, Papa, aber warum wächst aus dem Bary sein' Reis ein Hund heraus und aus dem Hansi sein Reis da wächst nur der Hansi?"

Ja, warum? Ich weiß es nicht und muß die Waffen strecken. Der kleine Kerl hat hier unbewußt den Finger an die tiefste Rätselfrage der Biologie gelegt.

Gleich darauf hebt er wieder an zu fragen:

„Papa, fliegt ein Stein auch in den Himmel?"

„Nein, alle Steine fallen wieder auf die Erde."

„Der Stein da auch?"

„Gewiß, Hansi."

Er wirft den Stein und ist befriedigt, daß meine Aussage mit seinem Experiment stimmt.

„Papa, warum fallen alle Steine wieder auf die Erde?"

„Weil sie von der Erde wieder angezogen werden." So steht's im Physikbuch und so hab' ich's in der Schule gelernt. Aber vor den klaren Augen meines Kindes habe ich plötzlich das Gefühl: es ist ein Pseudowissen, was du da sagst und was du da gelernt hast. Und richtig, da frägt er schon:

„Papa, warum wird der Stein von der Erde angezogen?"

Ja, warum? Wieder hat der kleine Kerl seine Axt an eine tiefe Rätselfrage, diesmal der Mechanik, gelegt. Ich weiß es also nicht und bin nochmals geschlagen. Nur das eine weiß ich jetzt, daß es völlig gleichwertig ist, ob mir einer vom Katheder mitteilt, daß ein Stein zur Erde falle, weil er von der Erde angezogen wird, oder ob er mitteilt, daß eine pelzene Pelzkappe aus Pelz ist.

Heute nachmittag habe ich den Spieß umgedreht. Ich bin es satt, von meinem Söhnchen matt gesetzt zu werden. Jetzt werde ich ihn fragen. Er begleitet mich nachmittags ein Stück Wegs zu meiner Arbeit.

„Wohin geht der Papa jetzt, mein Hansl?" fragt' ich ihn.

„Ins Geschäft."

„Warum geht er ins Geschäft?"

„Damit er arbeiten kann."

„Warum arbeitet er?"

„Damit er Geld verdienen tut."

„Warum tut er Geld verdienen?"

„Damit daß wir was zum Essen haben."

„Warum müssen wir etwas zu essen haben?"

„Weil wir sonst hungrig sind."

„Warum wollen wir aber nicht hungrig sein?"

„Weil wir sonst schrei'n."

„Warum aber, Hansl, dürfen wir nicht schreien?"

„Weil wir sonst durchg'haut werden."

„Warum wollen wir nicht durchgehaut werden?"

„Weil's weh tut."

„Warum tut's weh?"

„Weil — weil der Bobo da is."

Hier getraute ich mir nicht, weiter zu fragen, und streckte an diesem Tage zum drittenmal die Waffen vor dem kleinen Kerl.

Ja, ja, die *dummen* Kinder.



Kein Sterben mehr · Von Karl Ernst Knodt

Zum Totenfest

Wer als ein Christ im großen Herbste
Der Dinge lebt, scheut nicht den Tod.
So feiermild schaut er ins Leben,
Wie das herbstruh'ge Abendrot.

Ihm hat in tiefgeheimen Nächten
Das Geistertor sich aufgetan.
Schon flog dem Körper und den Stunden
Die lichte Seele frei voran.

Und kommt die allerletzte Stunde
Und kommt der Lebenslöser Tod:
Es wird kein Sterben mehr ... Still wandelt
Sich Abendgold in Morgenrot.





Das Märchen vom Tode

Von Georg Lomer

I.

Hoch im ersten Dämmer lag die Heide. Keine Lerche sang noch, kein Glockenklang irrte herüber von der nahen Stadt. Auf einem grauen Steine, in sich zusammengekauert, saß der Tod. Das war ein alter Mann, mit weißem Haar und welken Lippen. In den Händen hielt er einen Stab, denn er war alt, alt wie die Menschheit, alt wie die ewige Welt, und mußte sich stützen. Er war müde von der langen Wanderung.

Er hielt das Haupt gebeugt und sann nach über uralte Rätsel, über der Zeiten Anfang und Ende, über das Leben, über sich selber.

Die Erde lag im Schlummer der Frühe. Es war ein großes Schweigen. Und der Tod gedachte einer alten Prophezeiung, die ihm geworden: ewig solle er wandern auf der Welt, solle er ringen mit dem Leben und die Lande durchziehen als gefürchteter Gast. Nur wenn er auf seiner Wanderung einen einzigen Menschen träfe, einen einzigen, der ihm schmerzlos folgte, ohne den Stachel von Not, Opfer und Entsagen, — dann sei er am Ende des Weges, dann finde er Ruhe und könne sein Haupt in Frieden betten.

Und er gedachte des Spruches und wiegte das weiße Haupt. Seine Augen leuchteten wie in irrer Sehnsucht. Er blickte gen Osten. Der Tag verkündigte sich im ersten jubelnden Lerchenlaut. Die Lüfte gingen.

Da erhob er sich langsam. Kummer und Gram gingen vor ihm her. Sein Blick glitt voraus zu den Türmen der Stadt, wo schwer und feierlich die Glocken schlugen.

Und er nickte.

II.

Der Tod trat an die Wiege eines Kindes. Das lag mit hämmernden Pulsen und fieberigem Gesichte und fühlte nichts von der lauen Luft, die sich schmeichelnd und süß durchs Fenster hereinstahl. Die Mutter, übermüdet, war ihrem Kinde zu Füßen eingeschlafen und hielt noch im Schlummer seinen Leib umklammert. Aber das Kranke lag in Phantasien, sein Atem ging röchelnd und schwer, immer mühsamer und schwerer.

Plötzlich griffen die kleinen Hände in die Luft, als wollten sie etwas festhalten. Und von den zitternden Lippen rang sich nur ein Laut, ein gestammeltes Wort:

Mutter! — Wie vom Blitz gerührt fuhr die Mutter auf und beugte sich voll tiefster Angst über das Sterbende, das sie gerufen in letzter Not. Da sah sie den Tod an der Türe stehen, und erblassend drohte sie ihm mit verzweifelter Gebärde.

Doch das Kind wimmerte auf und starb.

III.

Ein Künstler lag im Sterben. Bleich, doch brennenden Auges schaute er von den Kissen in den erwachenden Morgen hinaus. Der Priester stand vor ihm. Aber der blasse Mann hörte ihn nicht, er empfand nicht den Trost seiner milden Worte. Denn seine Seele wurzelte im Diesseits.

Er hatte nach Ruhm gedürstet sein Leben lang. Er hatte sich die Stirne blutig gekämpft im gewaltigen Streite der letzten Jahre. Jetzt lohnte ihn der Erfolg, der erste Lorbeer war sein, und die Zukunft lag groß, im blauen Märchenschimmer, vor ihm. Da klopfte der Tod ans Tor seiner starken, freudigen Seele, und in Verzweiflung bäumte sie sich vor dem Unabwendbaren auf. Wie dunkel war dieser Tag trotz seiner Lenzesfülle!

Der Todkranke blickte sich im engen Zimmer um. Sein Jugendfreund, der mit ihm Leid und Freud getragen, Jahre lang, stand vor ihm und sah dem Scheidenden ins Auge. Und als er die wilde Verzweiflung darin gewahrte, setzte er sich an den Flügel, das einzige Prachtstück dieses ärmlichen Zimmers, und begann ein Lied zu spielen. Es war ein Lied, das der Kranke in junger Zeit niedergeschrieben, eine todestraurige, verlassene Weise, darin sich ein tiefer Schmerz ausweinte. Aber es endete in den triumphierenden Klängen erlöster Pein.

Und als der Sterbende die Töne vernahm, die sich ihm einst selber offenbart, da zuckte er noch einmal empor in heißer Daseinsfreude. Sieghaft wie einst blickte er in die klangfrohe, blühende Welt hinaus, und seine Seele jauchzte dem Frühling entgegen, wie in Zeiten der Jugendträume.

Die Klänge umrauschten ihn farbenprächtiger und stürmischer, sie schwangen sich auf zu Sturm und Jubel, zu höchster Feier der entzückten Seele; und als der letzte Hauch verklang, sank er in die Kissen zurück und — starb.

IV.

Dumpf und getragen tönte der Totenchoral durch die kleine Klosterkirche. Der Abt hielt die Totenmesse für einen heimgegangenen Bruder, den sie eben zu Grabe gebracht. Mit geneigten Stirnen und fromm gefalteten Händen nahmen die Gebliebenen den Segen hin, der die Feier schloß. Stumm und lautlos, wie sie gekommen, erhoben sie sich, und die dunkel umschatteten Gänge nahmen sie wieder auf. Wie lange wird es dauern, bis es den nächsten trifft?

Schlicht und einfältig war der Heimgegangene gewesen Ein Segen des Klosters durch rührigen Fleiß und ein Muster in der Furcht Gottes. Lange war es her, daß man ihn in die fromme Gemeinschaft aufnahm. Als junger, heißblütiger Mensch kam er einst zu den Brüdern. Ein tiefer Schmerz, ein schneidender Verlust hatte ihm das Leben verbittert. Er war menschenscheu und eigen geworden. Die Gramfalte auf seiner Stirn wollte auch im Tode nicht weichen.

Er haßte das Leben, haßte es mit der ganzen Glut einer verlorenen Existenz. Aber die Zeit ging.

Allmählich gewöhnte er sich an das trauliche Zusammenleben in den engen Mauern, an die strenge Einteilung des Tages und an die Ehrfurcht, welche die Leute seinem geistlichen Gewande entgegenbrachten. Die Gewohnheit nahm Besitz von seiner Seele und tilgte daraus die glühende Wehmut der Erinnerung. Stunden kamen, wo er glaubte, alles, alles vergessen zu haben. Nur im Tode, als seine Seele schon in letzter Willensanspannung mit dem übermächtigen Feinde kämpfte, — da kamen die alten Gedanken wieder, plötzlich, in jähem Ansturme. Und als sich sein Leib in schmerzvollem Zucken wand, da stießen seine Lippen einen einzigen sehnsüchtigen Schrei aus, einen Schrei, so schrill und klagend, als solle er versunkene Paradiese wachrufen.

Aber die Brüder, die den Sterbenden dunkel umstanden, verstanden ihn nicht und murmelten eintönig, leise ihr summendes Gebet, das die Stille seltsam durchklang.

V.

Zwei Menschen wollten miteinander in den Tod gehen. Er hatte sie als junger Gardeoffizier in ihrer Mädchenreinheit kennen gelernt, und was den selbstbewußten Damen seiner Salons nicht gelungen war, das hatte ihre scheue Zurückhaltung vollbracht. Er war aus vornehmer Familie, sie die Tochter eines einfachen Handwerkers. Der Mann hatte seinem Kinde mit Aufwendung aller Mittel eine gute Erziehung gegeben. Mit Eifer und Dankbarkeit füllte sie ihre Stellung als Gesellschafterin aus. So lernte sie der Leutnant kennen, der in dem Hause verkehrte.

Es war ein Sommer voll herrlicher Sonne. Ein Sommer voll Liebe und Glück. Aber als das Jahr um war, da wurden sie sich klar, wohin das alles führen mußte. Der Verstand legte sich wie ein böser Alp auf das Herz. Sie sannen auf Auswege. Wie Schmetterlinge gegen finstere Scheiben schlugen ihre armen Seelen gegen die „von Gott gesetzten“ Schranken.

Als Ausgestoßener das Land mit ihr verlassen, verfolgt vom Spotte seiner Kameraden, dazu war er nicht stark genug, und er nannte es Stolz. Die Vorurteile seiner Kaste hielten ihn fest in eiserner Klammer. Ehrlich die Seine werden konnte sie nicht. So wollten sie denn sterben.

Im dunklen Walde trafen sie sich. Noch einmal hing sie in seinen Armen, das arme, verlorene Geschöpf, und blickte ihm ins Gesicht, darin sich eine schwere Entschlossenheit ausprägte. Er sagte nichts, sondern riß sie nur in scheuer, wilder Inbrunst zu sich heran.

Die Wolken jagten über den See, in den der Landungssteg weit hinausragte. Sie klammerten sich aneinander wie für die Ewigkeit und betraten ihn langsam. Über sie strich leise eine weiche, milde Luft. Denn es war ja wieder Frühling — Frühling!

Vor seinen Geist trat das Bild des verlorenen Lebens. Alles dessen, was ihm einst Traum der Zukunft hieß — glänzende Karriere, vornehme Stellung, lachender Lebensgenuß! Und jetzt?! —

Bildnis des Herrn Herm. Tafel



Herm. Pleuer

Nach einer Photographie von Friedrich Höfle in Augsburg

Sie dachte nur an ihn und an das Glück, das er ihr geschenkt. Andächtig hingen ihre Augen an seinem finsteren Gesicht.

Sie waren am Ende des Weges. Fester preßten sie sich aneinander, tiefer wurden ihre Blicke, leidenschaftlicher ihr Kuß. Wie seltsam die dunkle Tiefe rauschte! Es war ein Raunen und Murmeln in den Wellen. Ihr Sinn verwirrte sich, und es flimmerte vor ihren Augen. Da faßte er sie mit jäher Hand. Ein Taumel packte ihre Seelen, die trunken nicht voneinander ließen. — —

Alles blieb still. Nur die Wellen rauschten hoch empor, und der warme Wind strich irrend über den leeren Steg.

VI.

Das Regiment hatte Befehl, durch einen schneidigen Flankenangriff der hart bedrängten Infanterie aus der Klemme zu helfen. Ein Kavallerieangriff auf überlegenes Fußvolk ist nichts anderes als Massenselbstmord und kann nur durch die Größe und den Wert des Opfers gerechtfertigt werden. Diesmal sollte er die Schlacht gewinnen helfen.

Geführt von den Offizieren trabten die Schwadronen dahin, um die Umgehung auszuführen. Eiserner Ernst lag auf den Mienen der Männer. Sie alle waren sich des Kommenden wohl bewußt.

Straff auf dem Gaule sitzend, musterte der Kommandeur seine Leute. Dann ritt er zu den einzelnen Führern und gab leise Weisungen.

Die Umgehung war vollführt. Jetzt galt es. Man ritt ins rasende Feuer hinein, das lauter und lauter zu tosen begann. Nun sah man feindliche Schützenlinien in weiter Ferne liegen. Denen galt der Angriff. Da schmetterten die Signalhörner, und in rasendem Tempo ging's geradeaus. Die Lanzen gleißten in der Sonne, die Fähnlein flatterten.

Furchtbare Salven schleuderte der Feind den Anstürmenden entgegen. Mann und Roß stürzten in wildem Knäuel und hemmten die Nachfolgenden. Aber weiter ging's, weiter ins Feuer hinein. Und jetzt, wo die Pein der Erwartung vorbei war, wo das Getümmel sie umfing, — jetzt erfüllte ein jauchzender Todestrotz die Herzen der Männer. Und sie stießen den Gäulen den Sporn in die Flanken, daß sie bluteten. Den Sieg des Vaterlandes galt es, und mit brausendem Hurra ritten sie dem Tode in die Arme.

VII.

Hoch ragte das alte Schloß aus dem Waldgrunde auf. Der Mann, dem es gehörte, war der letzte Sproß einer uralten Familie, die mit ihm aussterben sollte. Er war kinderlos. Eine Jugendliebe, die ihn verriet, hatte ihm einst das Herz vergiftet. So war er einsam geblieben. Still und einsam genug war es auch in den Räumen, die er bewohnte. Denn er war schon sehr alt, und die alten Hallen und Gemächer, die zu glänzenden Zeiten von frohen Klängen, von Gastlichkeit und heiterem Leben widertönten, lagen lautlos. Es lag schon wie ein Schatten des Todes auf ihnen.

Es war Abend. Die Röte der sinkenden Sonne warf ihre Reflexe in das prächtig ausgestattete Gemach, darin sich der Schloßherr tagsüber aufhielt. Im

hohen Armstuhl, den das Wappen seiner Familie schmückte, saß er, der Letzte seines Stammes, und vor seinem Geiste zogen vergangene Zeiten vorbei. Zeiten voll leuchtender Pracht und von der Schöne versinkender Herrlichkeit. Und er blätterte im Buche des Geschlechtes, dem er angehörte. Namen von gutem Klange fanden sich da. Viele hatten Taten getan, viele hatten geleuchtet in der Geschichte des Landes. Jähe Leidenschaften, Haß und Liebe gaben ihren Klang dazu — ein wechselvolles Bild. Aber heute sog er es in sich mit allen Poren, wie um sich noch einmal zu erquicken am Glanz der Sonne, die einst so sieghaft über dem Horizonte gestanden. Die Abendröte vergoldete sein silberweißes Haar, und tiefer sank die Sonne, tiefer und tiefer. —

Über den Einsamen kam es wie ein wilder Hader mit dem Schicksal, das ihn nun vergessen wollte, und mit sich selber, daß er einst aus Jugendtorheit die Zukunft seines Stammes zum Opfer gebracht. Wilder Grimm schüttelte ihn bei dem Gedanken, daß in denselben Hallen, wo bis jetzt Männer von echtem Schrot und Korn gehaust, sich vielleicht ein freches und pietätloses Geschmeiß von Händlern brüsten sollte. Denn er liebte es, das alte Schloß, das sein war, den dunkelnden Wald, dessen Wipfel es tausendjährig umrauschten, das steinerne Tor, über dem dräuend und sicher der springende Hirsch stand, — er liebte sie mit der ganzen Kraft und Glut seines versiegenden Herzens.

Da glomm der letzte Sonnenstrahl empor und traf sein Auge, das mit der Sonne verlöschen wollte. Und er breitete die Arme weit aus, als wolle er alle ihre Glutkraft noch einmal, einmal in sich trinken. Da sank das flammende Gestirn. Hinter seinem Stuhle stand der Tod und breitete schweigend die Hände wie Fittiche über ihn. Mit einem Stöhnen sank er zurück und starb.

VIII.

Fern im Walde rauschte ein ewiger Quell. Dort saß der Tod, und es war Nacht um ihn. Die Sterne flimmerten hoch oben. Die Baumkronen erschauerten im hehren Schweigen der Nacht. Und der Tod weinte.

Und durch den Wald kam ein Mensch, in dessen Augen die neue Erkenntnis stand, die letzte, tiefe Erkenntnis, die nur den Stillen wird, das selige Wissen von der Einheit des lebendigen Alls. Er hatte das Leben durchmessen und hatte es nicht hassen gelernt. Er kannte das Leid der Höhen und die Lust der Tiefen. Er hatte geliebt und war der Liebe nicht gram geworden. Er war ein Dichter und war arm geblieben, ob er gleich den Menschen sein Bestes gegeben. Aber sein Leib war siech im Kern und konnte des Menschendaseins Wechselspiel nicht lange mehr tragen.

Und der Dichter hob die klaren Augen auf und begann zu reden: „Als ein Überwinder, o Tod, komme ich zu dir. Nicht als ein Flüchtling, nicht schmerzhafter Inbrunst voll. Mein Leben war reich und tief, und mein Herz ist satt. Nicht entfliehen will ich dem großen, dem göttlichen, dem allgegenwärtigen Leben. Siehe, ich weiß, daß auch du voll Leben bist. Leuchtet nicht in dir der Erde Gestein? Blüht nicht in dir der Blumen Schimmer? Jauchzt nicht in dir der Vögel Lied? Und ruhen nicht in dir Stern und Strahl des Himmels?! An dein Herz, du Lebendiger!" — Und er hob den erlösenden Trank an die Lippen.

Da sank die Gestalt des Todes mit einem Seufzer in sich zusammen. Die zitternden Greisenhände hielten den Stab nicht länger, die müden Füße ruhten von langer Wanderschaft. Sein Auge erlosch, und über ein Kleines, da zerfiel sein Leib zu dunklem Staube.

Über der Erde aber ging ein Frühlingstag auf, strahlend wie keiner. Die Quellen sprangen, die Lerchen stiegen jubelnd himmelan, die Wälder neigten sich träumend im Winde. Die Sonne glühte empor, die göttliche Allerbarmerin. Und der arme Dichter ging ein zum ewigen, ewigen Leben.



Im Großstadtdunst · Von Rudolf Leonhard

Nun schleiert sich der Großstadtdunst
Noch enger um die kalten Mauern,
Und Lichter glühen durch die Brunst
Wie Augen, die gespenstisch lauern.

Das blasse Gelblicht der Laterne
Kriecht tastend übers nasse Pflaster,
Und durch die Straßen weht von ferne
Ein Hauch von Ekel und von Laster.

Vom Frühherbstabend stehn umfroren
Vier kronenvolle gelbe Bäume,
Ins Großstadtlärmen still verloren
Wie fremde hingeträumte Träume .....





Monistische Sonntagspredigten

Vom Verlag des Deutschen Monistenbundes ist die erste monistische Sonntagspredigt von Wilhelm Ostwald zu Reklamezwecken in der gebildeten Welt verbreitet worden. Vermessen genug und strotzend von Selbstüberhebung ist der Ton, der in dieser „Predigt" angeschlagen wird. Warum sind wir Monisten? Weil wir die besten und vernünftigsten Menschen sind, die es gibt! Das ist kurz der Inhalt. Dazu ein paar Worte.

Zuerst preist Herr Ostwald seine und des Monistenbundes „innere Ehrlichkeit". Den Ausdruck muß ich als schieläugigen Pleonasmus zurückweisen. Hat die Ehrlichkeit jemals ihren Sitz wo anders gehabt, als im Innern des Menschen? Weil Herr Ostwald anderen Leuten die Ehrlichkeit nicht ohne weiteres abzusprechen wagt, nennt er seine und des Monistenbundes Ehrlichkeit „innere" Ehrlichkeit und bildet sich ein, er habe etwas voraus. Ich bin jedoch der Meinung, daß man mit zurechtgemachten Redensarten seine Ehrlichkeit nicht in die Höhe schrauben kann.

Und wie soll man es nennen, wenn Männer der Wissenschaft, nachdem sie sich auf irgendeinem Gebiete, etwa in der Chemie, Physik, Physiologie oder Anatomie, ausgezeichnet haben und durch staatliche Beförderung in hohe Lehrämter berühmt geworden sind, ihren also erlangten Einfluß auf die Jugend zu rohen, durch keinerlei Studium der echten Philosophen, nur von ihrem platten, augenfälligen Empirismus getragenen Auslassungen über die tiefsten Probleme der Philosophie benützen, und durch ihr geräuschvolles Wesen all das Große und Herrliche überschreien, was hoch über ihnen stehende Genien, wie Plato und Kant, mit divinatorischem Tiefblick in treuer und lebenslanger Hingebung an die Wahrheit hervorgebracht haben?

Ich bin der Meinung, daß es schon genügt, wenn man ehrlich ist, und halte die innere Ehrlichkeit der Monisten für entbehrlich, beneide Herrn Ostwald auch um das „innere Glück" nicht, das aus jener inneren Ehrlichkeit hervorgehen soll.

Nun zu der Weisheit der Monisten!

Herr Ostwald behauptet in seiner Sonntagspredigt, daß sich die Ergebnisse der Entwicklungslehre jetzt als grundlegend für unsere ganze Weltanschauung und somit für all unser Denken und Handeln erwiesen. Daran ist kein wahres Wort.

Wenn wir im Auge behalten, daß alle Anschauung intellektual und alle Kausalität lediglich eine Anschauungsform unseres Bewußtseins ist, ebenso wie Zeit und Raum, was Kant und Schopenhauer hinlänglich bewiesen, die Herren Naturphilosophen aber noch mit keinem Worte widerlegt haben, — dann werden wir bei der Überzeugung stehen bleiben, daß ener Zusammenhang der organischen Naturwesen, der am Leitfaden der Kausalität ermittelt

worden ist, nicht zum inneren Wesen der Welt gehört, über das uns die Biologie ebensowenig Aufschluß geben kann wie die Physik. Denn eine Entwicklung läßt sich nur als in der Zeit und im Raume vor sich gegangen denken und in der Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung. Zeit, Raum und Kausalität gehören aber nicht zum inneren Wesen der Welt, sondern sind nur Formen unserer Erkenntnis. Und wenn die Naturphilosophen den ganzen Zusammenhang der Naturwesen lückenlos erklären könnten, so müßten sie doch einmal bei einer ersten Ursache stehen bleiben, wogegen sich aber unsere ganze Anschauungsweise sträubt, weil wir uns keine Ursache denken können, die nicht wiederum durch eine vorausgehende Ursache bewirkt worden wäre. Sie haben aber schon bei der Erklärung des Übergangs von der anorganischen in die organische Natur mit ihrer „Weltanschauung“ Bankerott gemacht.

Der zweite Teil der Behauptung, daß die Entwicklungslehre sich auch als grundlegend für das menschliche Handeln, also die Moralität, erweise, ist ebenso grundlos und schlecht, wie der erste. Denn wenn Herr Ostwald aus dem Entwicklungsgedanken ein Moralprinzip ableiten will, dann kann er als moralisch nur das gelten lassen, was seinen vielgepriesenen Fortschritt unterstützt. Damit spricht er aber im Grunde der Welt nur physische und keine moralische Bedeutung zu. „Dieser Grundirrtum“, sagt Schopenhauer, „stirbt nie ganz auf Erden aus, sondern erhebt immer, von Zeit zu Zeit, sein Haupt von neuem, bis ihn die allgemeine Indignation abermals zwingt, sich zu verstecken.“ Mit jener brutalen Erschleichung des Monismus wird z. B. der tiefethische Gehalt des Christentums, desgleichen alles, was die großen deutschen Philosophen Kant und Schopenhauer Herrliches und Unvergängliches über das Problem der Moral gesagt haben, ohne weiteres an die Wand gedrückt. Ganz folgerichtig hat Herr Ostwald auch in seinem bei Reclam erschienenen „Grundriß der Naturphilosophie“ als Ziel seiner Philosophie die Beherrschung der Natur durch den Menschen hingestellt, also ein rein egoistisches Prinzip!

Man sehe sich die Philosophien des Plato. des Bruno, des Spinoza, des Kant und des Schopenhauer an! Wo haben die an ein solches Ziel bei ihrem Philosophieren auch nur gedacht? Diese Männer waren eben nicht voller Absicht, sondern voller Einsicht. Sie hatten ihren ruhigen und klaren Blick auf das Wesen der Welt gerichtet und schielten nicht seitwärts auf den Beifall der Masse, auf Erfolg, Ruhm und materiellen Gewinn; es waren Philosophen!

Aber auch ein guter Wissenschaftler, als der uns z. B. Goethe in seiner Farbenlehre entgegentritt, betreibt seine Sache nicht um schnöden Gewinnes, überhaupt egoistischer Interessen willen, sondern nur, um seine Einsicht in die Tiefen der Natur zu erweitern. Ihm kam es auf die Erklärung der Sache selbst an, auf das rechte Verständnis und den tiefinneren Zusammenhang der Phänomene. Darum ist dieses Werk so reich und steht heute noch so hoch selbst über den glänzendsten Errungenschaften der Technik. Denn diese beruhen nur auf Berechnung und Konstruktion, also praktischer Ausbeutung der Naturkräfte. Zu einem derartigen Betriebe der Wissenschaft bietet Goethes Farbenlehre freilich keine Unterlagen, woraus sich ihr Schicksal, von jeher ignoriert worden zu sein, erklären mag.

Die Behauptung des Herrn Ostwald: daß der Inhalt der monistischen Weltanschauung vollkommener sei als der einer Religion, weil er auf den „höchsten bisher erreichten Ergebnissen menschlichen Denkens“ beruhe, ist also unrichtig, zudem ein starkes Stück vonseiten eines Mannes, für den die Werke unserer größten Philosophen, vor allem das wichtigste Buch, das je geschrieben worden ist, die Kritik der reinen Vernunft, nicht oder doch nur in sehr dürftigem Maße zu existieren scheinen. Denn in dem bereits erwähnten Grundriß der Naturphilosophie gedenkt er bei seinen Erörterungen über Zeit und Raum Kants und seiner Untersuchungen über beide Begriffe, die den Gipfelpunkt unserer geistigen Errungenschaften bilden und als die glänzendsten und unumstößlichsten Resultate alles spekulativen Denkens dastehen, mit keinem Worte. Auch bei seiner Abhandlung über

das Kausalgesetz deutet er Kants und Schopenhauers Untersuchungen über diesen Gegenstand nur ganz dürftig an. Schopenhauers „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" und seine unsterbliche Lehre von der Intellektualität der Anschauung scheinen für ihn überhaupt nicht geschrieben zu sein, denn ohne den geringsten Versuch eines Gegenbeweises wirft er die Lehren jener großen Männer über den Haufen, um ihnen seine eigenen fragwürdigen Darlegungen entgegenzustellen.

Ich behaupte, daß die „monistische" Weltanschauung tief selbst unter der schlechtesten Religion steht, weil sie für das Höchste, was es gibt, für die Moral im letzten Sinne, überhaupt keinen Platz hat und an den tiefsten Wahrheiten, davon die Religionen mehr oder weniger alle, wenn auch in mythischem Gewande, ein Körnlein enthalten, mit verbundenen Augen vorübergeht.

Nach alledem darf man wohl die Behauptung Ostwalds in seiner Sonntagspredigt mit Entschiedenheit zurückweisen, daß die Wissenschaft in erster Linie uns die „unmittelbar glückbringenden schöpferischen Gedanken" liefere.

Zum mindesten kommt in dieser Predigt eine recht niedrige Auffassung des wahren Glückes der Menschen zum Ausdruck, die nie ein großer Mann geteilt, noch jemals ausgesprochen hat: Daß das Glück in einem möglichst angenehmen Lebenslauf bestehe, ohne Krankheit (Loblied auf die Medizin und was sie alles noch bringen wird!) und mit möglichst viel Bequemlichkeiten und Genüssen (Loblied auf die Technik und was sie noch alles erreichen wird!). Herr Ostwald maßt sich für seine Wissenschaft den von Nietzsche in ganz anderer Bedeutung geprägten Namen einer „fröhlichen Wissenschaft" an, deren Ziel sei, das höchste Glück der Menschen herbeizuführen und die Erde in eine Art Schlaraffenland umzuwandeln.

Solchem Gerede kann man nicht besser begegnen, als mit den Worten Schopenhauers:

„Toren meinen, es solle erst etwas werden und kommen. — Sie nehmen die Welt als vollkommen real und setzen den Zweck derselben in das armselige Erdenglück, welches, selbst wenn noch so sehr von Menschen gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Konstitutionen und Gesetzgebungen noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können."

So weit meine Erfahrung reicht, gleichen alle heutigen wissenschaftlichen Philosophen, die sich zu Propheten des Monismus aufspielen, den Maulwürfen, die tausend Dingen an die Wurzel gehen und sich im Dunkeln satt fressen, deren Auge aber für den lichtdurchstrahlten Horizont nicht geschaffen ist. Was diese Maulwurfsphilosophen sehen, wenn sie aus den armseligen Schlupfwinkeln der Wissenschaft kommen und ihren Blick auf das große Ganze richten, das ist zum Erbarmen! Und traurig genug würde es sein, wenn das Volk Kants und Goethes sich an ihren Sonntagspredigten erbauen könnte!

Willibald Kirsten



Zur Psychologie des Zeitungslesers

Nur zur Psychologie! Die Psychologie würde ein Buch fordern, denn dabei käme auch die Psychologie der Wechselwirkungen zwischen Zeitungsschreibern und Zeitungslesern in Betracht, sodann die Psychologie der öffentlichen Meinung usw. Es lohnt aber, nur einmal die hervorstechendsten seelischen Züge des durchschnittlichen Zeitungslesers allein zu beleuchten; schon dies gibt nahezu erschöpfenden Aufschluß über das Geheimnis der modernen Presse.

Der Zeitungsleser ist ein sehr verwickeltes Wesen, indessen seine zahllosen weniger wichtigen Eigenschaften verschwinden alle hinter zweien: er glaubt alles und — er vergißt alles. Auf diesen

zwei bei jedem Zeitungsleser — ich schließe mich ein — vorhandenen Haupteigenschaften ruht das ganze Geheimnis der Tagespresse in ihrer heutigen ungeheuren Entwickelung. Der Glaube an bedrucktes Zeitungspapier ist eines der wesentlichsten Kennzeichen des modernen Kulturmenschen. Die allermeisten Leser lesen nur e i n e Zeitung und glauben an sie. Ihre Weltanschauung am Abend ist die, welche sie morgens aus ihrer Zeitung geschöpft haben. Kommen sie mit einem Menschen zusammen, der eine andre Zeitung liest und ihnen nun seine, d. h. seiner Zeitung Weltanschauung vorträgt, so erscheint ihnen der Mann entweder verrückt oder mindestens „paradox". Zeitungsredaktionen, die ein besonders feines Verständnis für die Seele des Zeitungslesers besitzen, schonen mit ängstlicher Vorsicht den zarten Glauben ihrer Leser an bedrucktes Zeitungspapier. Niemals bringt eine Zeitung für die großen Massen eine Berichtigung dessen, was sie ihren Lesern mitgeteilt hat. Selbst in den nicht seltenen Fällen, in denen eine von ihnen gebrachte Meldung das Gegenteil der Wahrheit und vollkommen unsinnig war, hüten sie sich, bei ihren Lesern den Glauben an die Unfehlbarkeit der Zeitung zu erschüttern. Mitunter sind sie aber doch gezwungen, nach einigen Tagen die Wahrheit zu berichten; hierbei kommt ihnen nun die zweite unentbehrliche Eigenschaft des Zeitungslesers zustatten: seine Vergeßlichkeit. Setzen wir den Fall, eine Massenzeitung, eine mit mehr als 200 000 Abonnenten, mit ihrem tiefen Verständnis für das Seelenleben des Zeitungslesers, hätte heute die falsche Nachricht gebracht: „Der Zar hat dem Kaiser Wilhelm mitgeteilt, er werde ihn im Herbste dieses Jahres in Berlin und Potsdam für eine Woche besuchen", und die Nachricht beruhte auf einem Irrtum ihres Berichterstatters, so kann sie in dem getrosten Glauben an die Vergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit des Lesers nach zwei Tagen etwa folgendes schreiben: „Unsre Leser werden sich erinnern, daß wir bei der Nachricht eines bevorstehenden kurzen Besuches des Zaren in Berlin unsre Zweifel nicht verhehlt haben; wie recht wir hatten, ergibt sich aus der Drahtmeldung unseres vortrefflich unterrichteten Petersburger Berichterstatters, der uns soeben mitteilt, daß zwar ein solcher Plan in dortigen Hofkreisen vor längerer Zeit erwogen, aber mit Rücksicht auf andre dringende Reiseverpflichtungen des Zaren und auch des Kaisers Wilhelm entweder verschoben oder ganz aufgegeben wurde." — Der Leser einer solchen Zeitung wird aus einer solchen Meldung nichts weiter entnehmen als den verstärkten Glauben an ihre Unfehlbarkeit.

Was glaubt der Zeitungsleser nicht alles! Im Jahre 1869 brachte die „Elberfelder Zeitung", damals unter der Redaktion von Paul Lindau, durch ein drolliges Mißgeschick in der Druckerei an der Spitze des Blattes folgende Nachricht: „Wie wir aus unbedingt zuverlässiger Quelle erfahren, wird der Bundeskanzler Graf Bismarck demnächst beim Bundesrat die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts für den Norddeutschen Reichstag beantragen." Zu spät wurde der unglaubliche Unsinn, den die Druckerei begangen hatte, entdeckt: ein Manuskriptzettel aus dem Jahr 1866 war liegen geblieben und aus Versehen in die Setzerei geraten. Paul Lindau wollte sogleich eine neue Nummer drucken lassen, indessen der in der Psychologie des Zeitungslesers erfahrenere Chefredakteur tröstete ihn: Warten wir's doch erst ab! Und siehe da, am nächsten Tage brachten fast sämtliche deutsche Zeitungen ohne ein Wort des Zweifels oder der Kritik jene Meldung der „Elberfelder Zeitung" — im Jahre 1869, als es schon seit zwei Jahren einen auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts gewählten Reichstag des Norddeutschen Bundes gab! Und von keinem einzigen Leser war irgendeine Zuschrift mit Zweifeln an der Richtigkeit jener Meldung eingegangen.

Im Anfang der sechziger Jahre lief eine Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus durch die ganze deutsche Presse, wonach Napoleon III. in einer Ansprache an den Kammerpräsidenten gesagt hatte: „Die Gefangenschaft der heiligen Helena hat das zweite Kaiserreich an seinem Erfolge nicht gehindert." — Die Gefangenschaft der heiligen Helena war die Übersetzung von „la captivité de Sainte-Hélène". Keinem Leser kam ein Zweifel an dem geschichtlichen Zusammenhang zwischen der heiligen Helena oder gar ihrer den Geschichtschreibern unbekannten Gefangenschaft und dem zweiten Kaiserreich unter Napoleon III.



Vor einiger Zeit wußten die Zeitungen von Theatervorstellungen in Konstantinopel in Gegenwart des Sultans zu erzählen, bei denen Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen von seiner Badewanne aus zugeschaut hätte. Vielleicht fanden manche Leser das seltsam; indessen Sultane sind ja anders als andre Menschen, und — am nächsten Tage ist ja doch alles vergessen. Für Badewanne hatte in der französischen Depesche „baignoir“ gestanden; nun kann man weder von jedem Beamten der großen Telegraphenbureaus noch von jedem Zeitungsredakteur, nun gar von jedem Zeitungsleser verlangen, daß er wisse, „baignoir“ bedeute sowohl Badewanne wie auch Theaterloge.

Hat ein deutscher Zeitungsleser während des Burenkrieges den geringsten Anstoß genommen an den wiederholten Zeitungsmeldungen, die etwa so lauteten: „Aus Kroonstadt wird gemeldet, daß sich gestern abermals drei holländische Minister in das Lager Bothas begeben haben, um im Interesse des Friedens zu vermitteln“? Man kann unmöglich von dem Zeitungsleser verlangen, daß er einen so ermüdenden Aufwand eigener Gedankentätigkeit treibe, sich zu fragen: Wie kommen auf einmal drei holländische Minister nach Südafrika? Die „holländischen Minister“ waren die Übersetzung von „dutch ministers“ (holländische Geistliche aus der Kapkolonie) in der englischen Depesche.

Vor etwas mehr als zehn Jahren erregte es bei den deutschen Zeitungslesern die tiefste sittliche Empörung über die schändliche Barbarei der englischen Kriegsführung, als man in einer amtlichen Depesche von Lord Roberts las: „An dem letzten Gefecht hat sich auch das Regiment Schwarze Wache tapfer beteiligt.“ An allen deutschen Stammtischen und wo sonst Kannegießer zur unblutigen Kriegsführung zusammenkamen, wurde England gebührend verflucht. Die Zeitungen aber schrieben: Hier haben wir endlich das amtliche Eingeständnis der sonst von dem heuchlerischen England stets bestrittenen Tatsache, daß sie zu ihrer schändlichen Kriegsführung gegen die Buren auch Schwarze verwenden. — Daß es ein schottisches Regiment „Black Watch“ gibt, braucht allerdings weder eine Redaktion noch ein Zeitungsleser zu wissen; von einem großen Telegraphenbureau könnte man diese Kenntnis schon eher verlangen. Ich bin aber überzeugt, daß während des Krieges von 1870 die französischen Zeitungen ihren Lesern mit derselben Seelenverfassung dieselbe Empörung über die Barbarei der Deutschen eingeflößt haben, die sich nicht entblödeten, ein ganzes Regiment Schwarzer Husaren — von Danzig — gegen Franzosen kämpfen zu lassen.

Indessen, wie sagt der Dichter?

Dunkle Zypressen! —
Die Welt ist viel zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Alle Zeitungsleser säßen längst in Heilanstalten, wenn sie nicht schleunigst alles oder fast alles vergäßen, was sie mit scheinbar größter Teilnahme gelesen. Kein menschliches Gehirn reicht aus, die ungeheure Fülle von Zeitungswissen wirklich in sich aufzunehmen und nur einen nennenswerten Teil davon zu behalten. Ich habe über die Vergeßlichkeit der Zeitungsleser wissenschaftliche Untersuchungen angestellt, wenn für diese so einfache Sache das Wort „wissenschaftlich“ nicht zu anspruchsvoll ist. Ich habe gebildete Zeitungsleser nach Namen und Jahreszahlen von Ereignissen gefragt, die vor gar nicht langer Zeit sie aufs leidenschaftlichste erregt und ganz ähnlich dem Burenkriege das Hauptgespräch am Familien- und Stammtisch gebildet hatten. Ich gehe jede Wette ein, daß von tausend durchschnittlichen Zeitungslesern kaum einer heute noch weiß, in welchem Jahre und aus welchem Grunde der Spanisch-Amerikanische Krieg ausbrach. Von zehntausend Zeitungslesern weiß höchstens einer — ich bin dieser eine nicht —, wie die beiden spanischen Admirale hießen, die — wo war es doch? — in der Entscheidungsschlacht — wann? — besiegt wurden. Oder: Wie viele Zeitungsleser wissen heute noch, wann der Krieg in Südafrika begann? Ob wohl mehr als einer von tausend weiß, wer das seinerzeit so leidenschaftlich erörterte „Ultimatum“, das der Kriegserklärung gleichkam, erlassen, und was

in jenem schrecklichen Ultimatum gestanden hat? Ich habe sogar festgestellt, daß die allermeisten Zeitungsschreiber keine Ahnung mehr von jenem Ultimatum haben, über das sie doch in flammenden Leitartikeln sich erhitzt haben.

Ich glaube, die Entwicklung der beiden Haupteigenschaften des Zeitungslesers: unbedingter Glaube an bedrucktes Zeitungspapier und schleuniges Vergessen des eben Gelesenen hat ihren höchsten Punkt noch nicht erreicht. Auf der Weiterentwicklung des Zeitungslesers nach diesen beiden Richtungen beruht zugleich die künftige Entwicklung des Zeitungswesens.

Prof. Dr. Eduard Engel



Die Demokratisierung der regierenden Fürstenhäuser Europas

So überschreibt die „Frankf. Ztg." eine genealogische Untersuchung, deren tatsächlichen Feststellungen auch der mit Interesse folgen wird, der sich zu den daraus gezogenen Schlüssen nicht wird verstehen können. Der Aufsatz streift zunächst die Anfänge der Bourbonen, der Hohenzollern, der Wittelsbacher usw. Diese Anfänge „verlieren sich im Dunkel einer Vergangenheit, dem zehn Jahrhunderte den Ehrfurcht erweckenden Nimbus des Alters verliehen haben. Der gehorsame Bürger sagt mit ergebener Miene: ‚Unsere Fürsten waren immer Fürsten; folglich sind sie es von Gottes Gnaden!' Es war aber nicht immer so. Um das Jahr 1061, als das Haus Hohenzollern mit Burchardus et Wezil de Zolorin zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, gab es jedenfalls fleißige Genealogen unter den Mönchen, die ganz genau jenen Vorfahren des Burchardus bezeichnen konnten, der zuerst die Pflugschar mit dem Schwerte vertauscht hatte. Nach und nach gerieten aber diese wichtigen Daten in Vergessenheit und gingen schließlich auf Nimmerwiedersehen verloren, da die Buchdruckerkunst zu spät auf dem Schauplatze der Weltgeschichte erschien, um sie festzuhalten. Mittlerweile sind wir aber im Kreislauf der Jahre wieder an einen Punkt gelangt, von dem aus, ebenso wie im elften Jahrhundert, sich die bürgerlichen Anfänge der regierenden Fürstenhäuser erkennen lassen, soweit ein bürgerlicher Einschlag stattgefunden hat. Und zwar ist dieser gar nicht unbedeutend. Das neunzehnte Jahrhundert ist mit Recht die Epoche der Demokratisierung der europäischen Gesellschaft genannt worden; vielleicht wird man das zwanzigste das Zeitalter der Demokratisierung der europäischen Fürstenhäuser nennen. Das erste Beispiel einer legalen bürgerlichen Heirat gab unter den deutschen Fürsten Leopold von Dessau (1698—1747), der besser unter dem Namen ‚der alte Dessauer' bekannt ist. Dieser sonderliche Herr, der vor der Schlacht bei Kesselsdorf gebetet haben soll: ‚Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder, willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden nicht, sondern sieh zu, wie es kommt,' schlug auch seinen eigenen Weg ein, als es galt, ein Eheweib heimzuführen. Er heiratete 1698 die schöne und kluge Anna Luise Föhse, Tochter eines Dessauer Apothekers. Mit seiner Frau, die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, lebte er in der glücklichsten Ehe. Er war untröstlich, als sie starb, ließ es sich aber nicht nehmen, dieses traurige Ereignis seinen Söhnen in seiner üblichen derben Weise mitzuteilen: ‚Hört, Kinder, der Teufel hat eure Mutter geholt!' Unter den heute regierenden Fürstlichkeiten befinden sich folgende Nachkommen des Apothekers Föhse: Friedrich II., Herzog von Anhalt-Dessau; Friedrich, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1882; Wilhelm, Großherzog von Luxemburg, Hilda, Großherzogin von Baden.

Die Heirat des alten Dessauers wurde seinerzeit wenig bemerkt. Das Ländchen war so klein, daß man sich in Europa wenig mit den Vorgängen in demselben beschäftigte. Desto



größere Sensation erregte das Verhältnis Peters I. von Rußland zu Martha, der ehemaligen Magd des Marienburger Pastors Glück. Martha war die Tochter des litauischen Bauern Samuel. Sie heiratete im Hause Glück den schwedischen Dragoner Johann. Ihr Eheglück währte aber nur kurze Zeit. Die Erstürmung Marienburgs (Lievland) durch die Russen setzte ihm ein Ende. Sie wurde die Kriegsbeute Scheremetjews, der sie an Menschikow abtrat; dieser, als schlauer Höfling, der den Geschmack seines Herrn kannte, schenkte die dralle Magd dem Zaren. Als Mätresse des Zaren gebar Martha, die mittlerweile den Namen Katharina in der griechisch-katholischen Taufe erhalten hatte, die Großfürstin Anna, welche die Mutter Peters III. wurde, und die Großfürstin Elisabeth, spätere Kaiserin von Rußland. Eine kirchliche Trauung mit dem Zaren, wenn überhaupt eine derartige Zeremonie stattgefunden hat, erfolgte wahrscheinlich erst im Jahre 1712. Die skandalösen Einzelheiten der wilden Ehe Peters wurden natürlich an den westeuropäischen Höfen bekannt und es fanden sich unter den fürstlichen Damen solche, die Anstoß an der Persönlichkeit Katharinas I. nahmen. Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth, welche die Gemahlin Peters gelegentlich eines Besuches des kaiserlichen Paares am preußischen Hofe kennen lernte, entwirft von Katharina ein wenig schmeichelhaftes Bild. ‚Es genügte, sie einmal gesehen zu haben,' lesen wir bei ihr, ‚um ihrer niedern Herkunft gewahr zu werden. Aus ihrem lächerlichen Aufputz zu schließen, hätte man sie für eine deutsche Komödiantin halten können. Ihre Kleider kamen aus der Trödelbude; sie waren altmodisch und mit einer Schmutzkruste bedeckt. Der vordere Teil ihres Rockes war mit Edelsteinen geschmückt. Das Dessin war eigentümlich. Es stellte einen Doppeladler vor, dessen Flügel mit sehr schlechten Diamanten, vom kleinsten Karat, besetzt waren. Sie trug ein Dutzend Orden und ebenso viele Heiligenbilder und Reliquien, die fortwährend aneinanderschlugen, wenn sie sich bewegte. Man glaubte, ein mit Schellen behängtes Maultier vor sich zu haben.' An einer anderen Stelle heißt es: ‚Ihr Gefolge bestand aus vierhundert sogenannten Damen. Es waren aber der Mehrzahl nach nur deutsche Mägde, welche die Funktionen von Ehrendamen, Kammerfrauen, Köchinnen und Waschfrauen ausübten. — Presque toutes ces créatures portoient chacune un enfant richement vétu sur les bras, et lorsqu'on leur demandoit, si c'étoient les leurs, elles répondoient en faisant des Salamalecs à la Russienne: Le Czar m'a fait l'honneur de me faire cet enfant.' Die Spötterin, welche diese Worte geschrieben hat, ist die Schwester Friedrichs des Großen, die Verspottete aber eine der Stammütter Kaiser Wilhelms II., durch seine Großmutter, Kaiserin Augusta, Tochter der Großfürstin Maria Paulowna, und Karl Friedrichs von Sachsen-Weimar. Man begegnet dem Namen Katharinas I. außerdem in den Ahnentafeln folgender Fürstlichkeiten: Kaiser Nikolaus II. von Rußland; Kronprinzessin Cäcilie; Friedrich II., Großherzog von Baden; Konstantin, Kronprinz von Griechenland, Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; Gustav Adolf, Kronprinz von Schweden; Friedrich (geb. 1899), Sohn des Kronprinzen von Dänemark; Carol, Prinz von Rumänien; Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar.

Halten wir uns an die chronologische Reihenfolge bei unserer Betrachtung, so ist als der nächste Fall des Eintretens bürgerlicher Elemente in ein regierendes Fürstenhaus die Heirat des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 1785, regierte 1831—1848, gest. 1853) mit Marie Antoinette Murat (geb. 1793, gest. 1847) zu verzeichnen. Sie war die Enkelin eines obskuren Gastwirtes, aber zugleich die Nichte eines Königs von Napoleons Gnaden. Einige Tage vor ihrer Hochzeit, die am 4. Februar 1808 gefeiert wurde, machte sie der Imperator zur Prinzessin. Unter den Nachkommen des Gastwirtes Pierre Murat (1721 bis 1799) befinden sich heute drei regierende Fürsten und der Erbe des rumänischen Königsthrons: König Karl von Rumänien; Albert I., König der Belgier; Friedrich II., Herzog von Anhalt; Prinz Ferdinand, Thronfolger von Rumänien. Zehn Jahre später erblickte das erstaunte Europa Jean Baptiste Jules Bernadotte, den Sohn eines Advokaten, unter dem Namen



Karls XIV. auf dem Königsthron von Schweden. Dieser merkwürdige Mann, der von der Pike auf in den französischen Revolutionsheeren gedient hatte, war verheiratet mit Désirée, Tochter des Kaufmanns François Clary in Marseille und der Françoise Rose Sonis. Der Bürgerssohn regierte nicht schlechter als ein geborener König, von 1818 bis 1844, und begründete eine Familie, unter deren Vertretern wir heute Gustav V., König von Schweden, Haakon VII., König von Norwegen und den Prinzen Christian, Thronfolger von Dänemark, finden.

Durch die Ehen Alfons XIII. von Spanien und Viktor Emanuels III. von Italien dürfte mit der Zeit die Demokratisierung auch der in einem hohen Maße mit genealogischem Stolz begabten katholischen Dynastien der Habsburger und der Wittelsbacher erfolgen. Denn nach dem Austritt Portugals aus der Reihe der Monarchien verengert sich noch mehr der Kreis der regierenden Häuser, die beim Abschluß von Ehen für die oben erwähnten Familien in Betracht kommen."

Die Abstammung der Königin Ena von Spanien hat seinerzeit Prof. J. Troißheim (Straßburg) einer interessanten Untersuchung in der „Frankf. Ztg." unterzogen. Aus ihr ergab sich u. a., „daß der Elsässer Ahn der Battenberger Heinrich Wilhelm Schweppenhäuser, Pfarrer in Sesenheim war und zwar als Vorgänger des oft genannten Pfarrers Jakob Brion. Seine Tochter, Marie Salome, heiratete den Kammerdiener des Grafen Moritz Brühl, namens N. Hanke, dessen Enkel, der polnische Kriegsminister Graf Moritz Hanke, der Schwiegervater des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt wurde. Was die Vorfahren der Königin von Italien anbetrifft, so darf man annehmen, daß dieselben in einer nicht zu entfernten Vergangenheit auf derselben sozialen Stufe gestanden haben, wie der Begründer der serbischen Dynastie Kara-Georgiewitsch, der dem bäuerlichen Stande angehörte; nur unterschieden sich die montenegrinischen Hirten von ihren serbischen Kollegen durch ihre Liebe zum Waffenhandwerk, das von ihnen zur Zeit und zur Unzeit geübt wurde."

Die Demokratisierung der regierenden Familien Europas, schließt der Aufsatz, sei mithin „ein realer, durch keine Sophismen aus der Welt zu schaffender Vorgang". Eines beweisen diese Untersuchungen freilich, — daß auch hier das alte Philosophenwort Geltung behält: *Πάντα ῥεῖ*, alles ist im Fluß.



Parteihistorie

Manche glauben, der Liberalismus erlebe zurzeit eine Renaissance. Nicht in dem Sinne nur, daß er trotz allem äußerlichen Konservatismus unsere Gesellschaft mehr und mehr durchdringt und überkommene Vorstellungen langsam umbiegt und leise, oft den davon Betroffenen unbewußt, umformt. Diese Entwicklung wird, sofern man dabei nicht am Parteischema kleben bleibt, im Ernst nicht zu leugnen sein. Dem Liberalismus geht es in dem Belang ähnlich wie einer durchaus anders gearteten Gedankenrichtung: dem Antisemitismus. Alle Welt ist es; doch niemand will es sein. Aber auch in anderer Beziehung könnte man wohl von einer liberalen Renaissance reden. Unser Liberalismus beginnt — das klingt wie ein Widerspruch in sich selbst, ist aber keiner — politisch zu werden. In Wahrheit nämlich ist er bisher über die Maßen unpolitisch gewesen. Über dem Zank um den wahren Glauben — den allein echten Liberalismus — hatte er den Willen zur Macht, der schließlich doch das Wesen aller politischen Betätigung darstellt, vergessen und verloren. Man stritt um die reine Lehre, spaltete sich um ihretwillen, vereinte sich wieder, um in individualistischer Überspannung dann doch auseinanderzugehen, und der gemeinsame Gegner trug derweil die Beute davon. In dem Stück scheint es jetzt besser zu werden. Ich betone: es

scheint. Wie ein erstes Anklopfen ist's vorläufig; wie einer fernen Morgenröte zaghaftes Aufleuchten. Was auch keineswegs verwunderlich wäre: denn diese Gegensätze reichen ja weit über die Reichsgründung und den preußischen Konflikt zurück; waren schon im Vereinigten Landtag und in Frankfurt und (man braucht nur an die Hecker und Struve zu denken, und auf der anderen Seite an die Matthy, Friedrich Bassermann und die übrigen Männer der „Deutschen Zeitung") selbst früher noch wahrzunehmen. Die politischen Differenzen freilich sind zumeist im Verwehen; einen eigentlichen bürgerlichen Radikalismus gibt es kaum noch. Aber zäher und in der gemeinen Praxis des Lebens ungleich wirksamer sind die gesellschaftlichen Gegensätze: aus anderen Schichten kommen die Angehörigen der nationalliberalen Partei her, aus wieder anderen die Wähler und Bekenner des Fortschritts. Indes beginnt man, wie gesagt, ihrer doch langsam Herr zu werden; hat wenigstens, soweit der Intellekt die Beschränktheit örtlicher Vorurteile niederzuzwingen vermag, dazu den ehrlichen Willen. Und also wäre es an sich schon Zeit, die Geschichte des deutschen Liberalismus zu schreiben. Die hätte zugleich auch zu ansehnlichen Teilen eine Geschichte des deutschen Idealismus werden und unser allzusehr in Erfolgsanbetung und hartherziges Banausentum versunkenes Geschlecht wieder die Ehrfurcht vor den Vätern lehren können. Den glücklos Strebenden, die sich in der Sehnsucht nach einem einigen, stolzen Vaterland verzehrten und, auch wo sie in die Irre gingen, schon um ihrer Selbstlosigkeit willen, des edlen Schwungs der Seelen und der uns Heutigen schier fremd gewordenen Gabe, die öffentlichen Angelegenheiten wie ein persönliches Schicksal zu empfinden, unserer Achtung nicht unwert wurden. Daneben hätte ein solches Werk den allzu Geschichtslosen von heute ein politisches Erziehungsbuch werden können, indem es die Wurzeln aller liberalen Weltauffassung klarlegte und im Wandel der Zeiten, in Irrtümern wie in richtigen Erkenntnissen, das Gemeinsame und Bleibende aufwies. Jedwede Tendenz (denn wir wollen doch Wahrheit; nebenbei: der Liberalismus kann sie vertragen) hätte dem Buch selbstverständlich ferngehalten werden müssen. Auch so hätte es, wie alle wahre Wissenschaft, die das Relativische in den Dingen aufzeigt, eine Stimmung des Verstehens und der gegenseitigen Duldung aufkeimen lassen; etwas von jener stillen Resignation, die als späteste und reifste Frucht vom Lebensbaum gepflückt zu werden pflegt und für die ein für allemal die klassische Ausprägung gefunden ward: Alles Irdische ist nur ein Gleichnis...

Vielleicht hatte Ähnliches auch Friedrich Naumann vorgeschwebt, als er Oskar Klein-Haltingen anregte, ihm für seinen Hilfeverlag eine „Geschichte des deutschen Liberalismus" zu liefern. Der hatte sich bisher durch eine Napoleonbiographie und ein Bismarckbuch, die auch von ernsthaften Leuten gerühmt werden, einen gewissen Namen gemacht; der neue Stoff aber zerbrach ihm unter den Händen. Während der ganzen Arbeit scheint diesem Autor auch nicht einmal der Gedanke aufgestiegen zu sein, daß er ein Stück deutscher Geistesgeschichte zu schreiben hatte, in dem auch Philosophie, Nationalökonomie und Historie, die Strömungen der Tagesliteratur und der Einfluß, den die langsam sich umbildenden Wirtschaftsformen übten, ihren Platz beanspruchen durften. In dem Eingangskapitel scheint Klein noch dergleichen zu versuchen. Da greift er einmal auf die Reformation und zum andern gar auf die Karolingerzeit zurück. Aber das bleibt im Äußerlichen stecken, in Namen und Zahlen, die nach Kompendiumart aneinandergereiht werden. Hernach aber besteigt er als ein greulicher Schulmeister das Katheder und teilt durch vierhundert Druckseiten Zensuren aus an alle, die sich in deutschen Landen parlamentarisch betätigten. Die Böcke werden fein säuberlich von den Schafen geschieden, wobei das Richtmaß, nach dem von Klein mit gewichtigem Ernst gemessen wird, die größere oder geringere Energie in der Bewährung liberaler Doktrinen abzugeben hat. Und natürlich sind die Männer der Fortschrittspartei dann immer Primusse, während die Nationalliberalen sich einen heruntersetzen müssen. So kommt Klein am Ende seines Buches dann zu dem Schluß: „Die Fortschrittsmänner waren starknervig und

beharrlich, ohne Illusionen über den Machthaber, gegen den sie kämpften, nie entmutigt, nie schwärmerisch, immer sachlich und tatkräftig, immer Politiker, die die Fahne hochhielten und deshalb dem Gegner Achtung abnötigten. Die Nationalliberalen dagegen waren schwachnervig und von unstetem Willen, oft voll Wahngedanken über den Mann ihres Vertrauens in den deutschen Dingen, oft mutlos, entsagungsvoll vor der Schlacht, gefühlvoll statt tatkräftig, lyrisch, sentimental statt handelnd, phrasenhaft statt sachlich ..." Man kann dem Nationalliberalismus recht kritisch gegenüberstehen und wird doch bekennen müssen: Wer ohne zu erröten derlei Sätze niederschreiben konnte, dem fehlte der Beruf zur Geschichtschreibung. Der soll Parteisekretär werden und Agitationsbroschüren verfertigen.

Dr. Richard Bahr



Der Polizeihund

Noch nicht sehr lange, seit 1896 etwa, steht der Hund im Dienst der Kriminalistik, wenn auch bereits in früheren Jahren hier und da einmal ein Hund auf die Spur eines Verbrechers geleitet wurde. Der richtige „Polizeihund" ist jedenfalls eine Errungenschaft der Neuzeit. Daß er sogar für den modernen Kriminaldienst ein nahezu unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist, weist Dr. Albert Hellwig in der „Österreichischen Rundschau" an der Hand zahlreicher Beispiele in überzeugender Weise nach. Während die Tiere, deren Abrichtung eine lange und mühsame Arbeit verlangt, anfangs nur als Patrouillenbegleiter der Gendarmen oder Polizeibeamten dienten, rückten sie allmählich zu Hilfsorganen des Kriminalbeamten, des Staatsanwaltes und Strafrichters auf. Dabei kamen folgende vier Rassen in Betracht: Der deutsche Schäferhund, der Airedaleterrier, der Dobermannpintscher und neuerdings auch der Rottweiler.

Aus der Fülle von einwandfrei festgestellten tatsächlichen Vorkommnissen, aus denen hervorgeht, daß die Hunde von außerordentlichem Nutzen für die Entlarvung eines Verbrechers sein können, verdient der Dallminer Fall als Schulbeispiel hervorgehoben zu werden: „Auf dem Gute Dallmin in Westpriegnitz war ein neunjähriges Mädchen in eine Tannenschonung gelockt und ermordet worden; am Abend fand man die Leiche. Am nächsten Morgen fuhren zwei Schöneberger Schutzleute mit ihren Polizeihunden ‚Prinz' und ‚Bolko' nach Dallmin. Witterung wurde an den Kleidern des Kindes gegeben. ‚Prinz' führte, während es fortgesetzt schneite, durch die Schonung und dann zu dem Kutscherhaus des Gutes; von dort aus war die Spur des tiefen Schnees wegen nicht mehr zu verfolgen. Doch hatte man einen gewissen Anhalt, daß der Täter unter den Gutsleuten zu suchen sei. Verdächtig war ein Arbeiter wegen seiner Kratzwunden im Gesicht und ein sechzehnjähriger Gärtnerlehrling, der aber von dem Vater der Ermordeten und von dem Untersuchungsrichter für unschuldig gehalten wurde. Dieser Lehrling wurde unter den Gutsleuten aufgestellt und dem Hunde darauf an dem unteren Teile der Schürze des Mädchens Witterung gegeben, da es sich offenbar um einen Lustmord handelte. Der Hund suchte zunächst im Zimmer herum; als er an den Lehrling kam, bellte er sofort und blickte abwechselnd seinen Führer und den Verdächtigen an. Der Lehrling beteuerte zunächst auch weiterhin seine Unschuld und gab an, er sei vom Hunde nur deshalb gestellt worden, weil er beim Suchen nach der Leiche diese unter den Armen gefaßt und hochgehoben habe. Erst als man ihm vorhielt, daß der Hund nur an dem unteren Teil der Schürze Witterung erhalten habe, gab er das Leugnen auf. Er gestand auch, daß er das zur Mordtat benutzte Taschenmesser in der Schonung weggeworfen habe. Am nächsten Tage wurde in der Nähe des Tatortes ‚Bolko' an den Händen des Mörders Witterung gegeben, worauf er nach kurzer Zeit das unter einer Tanne liegende Mordmesser apportierte."

Unter erschwerenden Umständen stellte der Leipziger Polizeihund „Lene" einen Dieb. Dieser hatte aus einem erbrochenen Fischkasten Karpfen gestohlen. „Nachdem er an dem Fischkasten Witterung erhalten, führte er auf die Spur nach der am anderen Ufer des Baches gelegenen Fabrik und sprang dort an eine Tür, die geöffnet wurde. ‚Lene' lief in die Fabrik trotz des ohrenbetäubenden Lärms der Maschinen und ungeachtet der zahlreich darin beschäftigten Arbeiter, durch den Saal hindurch am Ende eine Treppe hinunter nach dem Kesselhaus, wo aber niemand war. Den Kopf tief gesenkt lief er wieder aus dem Kesselhaus hinaus über den Hof, eine Treppe hinauf nach dem Kohlenboden, über die dort lagernden Kohlen hinweg und bellte vor einem Mann, der Heizer in der Fabrik war. Dieser hatte sich aus Angst vor dem Polizeihund vom Kesselhaus dorthin geflüchtet. Der Verdächtige bestritt den Diebstahl, leugnete zuerst auch, durch die kleine Pforte gegangen zu sein, gab dies aber später zu, behauptete aber, nur bis zur Brücke gekommen, nicht aber in dem Garten am Bach gewesen zu sein. Bei einer Hausdurchsuchung wurden zwar keine Fische gefunden, da diese vermutlich nach auswärts verkauft worden waren, wohl aber mehrere aus der Fabrik entwendete Gegenstände."

Oft genügt die geringste Witterung, um dem Hunde auf die Spur des Täters zu verhelfen. „So wurde kürzlich einem Polizeihund lediglich an dem Stein, mit welchem ein unbekannter Täter das Fenster eingeworfen hatte, Witterung gegeben, und er nahm die Spur auf und verfolgte sie bis nach einer Wirtschaft, wo er den Schuldigen inmitten zahlreicher anderer Gäste stellte. Ebenso konnte dem Berliner Polizeihund ‚Luchs' in Köpenick, wo einer Frau eine wertvolle goldene Uhr nebst Kette und ein Siegelring gestohlen worden waren, lediglich an einigen Streichhölzern Witterung gegeben werden, welche der Dieb angezündet hatte. Der Hund verfolgte die Spur über den Hof nach dem Hinterhaus, wo er zu der Wohnung einer Witwe führte, deren Sohn er anbellte. Nach kurzem Leugnen gestand der Verdächtige."

Natürlich haben die Verbrecher versucht, ihre neuen gefährlichen Feinde durch Gegentricks unschädlich zu machen. Trotzdem kommt Dr. Hellwig zu dem — vielleicht doch etwas zu optimistischen — Schluß, daß es praktisch so gut wie unmöglich ist, dem Kriminalhund zu entgehen oder ihn irre zu führen. Denn: „ein Geruchlosmachen der Hände und Füße sowie der Fußspuren ist unmöglich. Der Hund arbeitet alle Gangspuren aus, ganz gleich, ob sie mit bloßen, strumpf- oder schuhbekleideten Füßen gegeben, oder ob Füße oder Schuhe mit irgendwelchen Stoffen umwickelt sind oder ob die Person auf Stelzen gegangen ist."



Radium-Heilbehandlung

Radium, unterrichtete Prof. Dr. Rionka in einem Vortrage bei der Einweihung des Radiumtherapie-Instituts in Kreuznach, kommt in uranhaltigen Mineralien, auch in Mineralwässern und deren Sedimenten vor. Es ist eine Substanz, die nur in außerordentlich geringen Mengen nachweisbar ist: verarbeitet man z. B. 10 000 Kilogramm Uranpecherz, so beträgt die Ausbeute erst 2,2 Milligramm Uranbromid. Allein diese lächerlich geringen Mengen besitzen eine riesige Strahlungsenergie. Man unterscheidet drei Arten von Strahlungen, die sämtlich in der Radiotherapie verwandt werden. Denn — das ist das Charakteristische für alle radioaktiven Substanzen — Radium selbst und seine Abkömmlinge sind stets in Zersetzung begriffen, im Übergange von einem Stoffe zu einem anderen. Sie geben Partikelchen, sogenannte Strahlungen, ab und verwandeln sich dadurch in andersartige Substanzen. Die Lebensdauer der verschiedenen radioaktiven Substanzen ist sehr schwankend. Radium selbst, das aus dem Uran stammt, ist sehr langlebig, es geht in die sogenannte Emanation über, einem Gas von nur 3½ Tagen Lebensdauer.



Dieses geht wieder in feste Körper über, Radium a, b, c usw. benannt. Bei der außerordentlichen Langlebigkeit des Radiums ist die Dauer radiumhaltiger Präparate praktisch als unbegrenzt zu bezeichnen.

Radiumpräparate werden hergestellt aus dem Sinter der Kreuznacher Quelle (Saline) — dem einzigen reichsdeutschen Ausgangsmaterial — und den Joachimstaler Uranrückständen. Vier Arten der Radiumtherapie lassen sich unterscheiden: 1. Bestrahlung durch Radium bzw. radiumhaltige Präparate, 2. Einatmen von Emanation, 3. Baden in emanationshaltigem Wasser, 4. innerliche Einführung (durch den Mund oder subkutan) von radium- oder emanationshaltigen Präparaten. Die Aufnahme des Radiums in den Organismus richtet sich nach den gleichen Gesetzen, wie sie für die Aufnahme löslicher fester Körper bestehen, oder, wenn es sich um Emanation handelt, für diejenige indifferenter Gase. Am einfachsten gestaltet sie sich bei der Einatmung, in ebenso ausreichender Weise ist sie durch Trinken emanationshaltiger Flüssigkeiten möglich. Von den Wirkungen des Radiums auf den Organismus sind bisher festgestellt solche auf Bakterien, Fermente, auf Zellenwachstum und auf die Gefäße. Man unterscheidet zwischen Nah- und Fernwirkungen. Die letzteren sind am wenigsten geklärt und vieles bleibt der weiteren Forschung noch vorbehalten.

In der Therapie hat man von diesen Wirkungen bereits mehrfach Gebrauch gemacht. Man wendet u. a. Strahlungen (direkte Nahwirkung) an zur Beseitigung des roten Muttermals, zur Bekämpfung oberflächlicher bösartiger Geschwülste. Mit Bädern bekämpft man erfolgreich alle Arten des chronischen Rheumatismus, auch Neuralgie, darunter die Ischias, bei der Tabes (Rückenmarksschwindsucht) schwinden die schmerzhaften Symptome. Ferner bietet die Behandlung chronischer Eiterungen und Entzündungen der serösen Häute, Gelenke und Schleimbeutel, sodann einer Anzahl von Frauenleiden, auch chronischer Katarrhe der Nase, des Rachens und der Nebenhöhlen günstige Aussichten. Vor allem aber verspricht die Behandlung mit radiumhaltigen Präparaten bei Gicht die erfreulichsten Erfolge.

Kontra-Indikationen für den neuen Heilfaktor gibt es eigentlich bisher nicht, wohl konnte übermäßige Bestrahlung einer Haut- oder Schleimhautpartie Verätzungen hervorrufen, doch beobachtete man keine Beschädigung selbst nach stundenlangem Einlegen von Radiumpräparaten in Körperhöhlen. Immerhin bedarf die Radiotherapie wie jede andere Therapie, die auf die Bezeichnung „rationell“ Anspruch erhebt, der Dosierung, und es ist nur zu billigen, daß die österreichische und später die ungarische Regierung radium- und emanationshaltige Präparate dem freien Verkehr entzogen hat. Man darf noch viel von der neuen Therapie erwarten, doch steht die Wissenschaft auf diesem Gebiete erst im Anfang der Erkenntnis, und es bedarf noch sorgsamster Forschungen und reicher klinischer Erfahrungen, ehe ein völlig sicherer Boden gewonnen sein wird.

Ist der Selbstmörder feige?

Man streitet oft darüber, schreibt Alfred Hodank in einer Betrachtung der „Frankf. Ztg.“ über „Heldentum und Selbstmord“, ob der Selbstmörder feige oder mutig sei. Dem Leben und den Gefahren des Daseins gegenüber könnte es als Feigheit ausgelegt werden, zu der Tat selbst jedoch gehört Mut, und zwar viel Mut. Gilt es doch, den mächtigsten Drang, den „Willen zum Leben“, der die Triebfeder alles Seins ist, kurzerhand und bewußt abzutöten. (Ich sehe hier selbstverständlich von dem Selbstmord, der seinen Grund in einer pathologischen Seele hat, vollkommen ab.) Der Selbstmörder ist im gewissen Sinn ritterlich und ehrlich. Er sagt offen und klar: ich will nicht mehr. Er gehört nicht zu jener dritten Klasse von Menschen, die Angst vor dem Leben haben und Furcht vor dem Tod, die beständig zwischen Himmel und Erde hängen, ein Gespött des Lebens sind und ein Gelächter

des Todes. Es sind diejenigen, die da meinen: „Nein, es wird sich schon wieder geben. Das Leben lebt sich." Die geduldig, aber ohne innere Freiheit alle Stöße des Geschickes hinnehmen und eben so weit von der tragischen Größe des Helden entfernt sind wie von der unerbittlichen Forderung des Selbstmörders. Sie schließen Kompromisse mit dem Leben ab. Gibt es ihnen Steine statt Brot, nun, so schimpfen sie ein wenig über das Schicksal und begnügen sich auch mit Steinen.

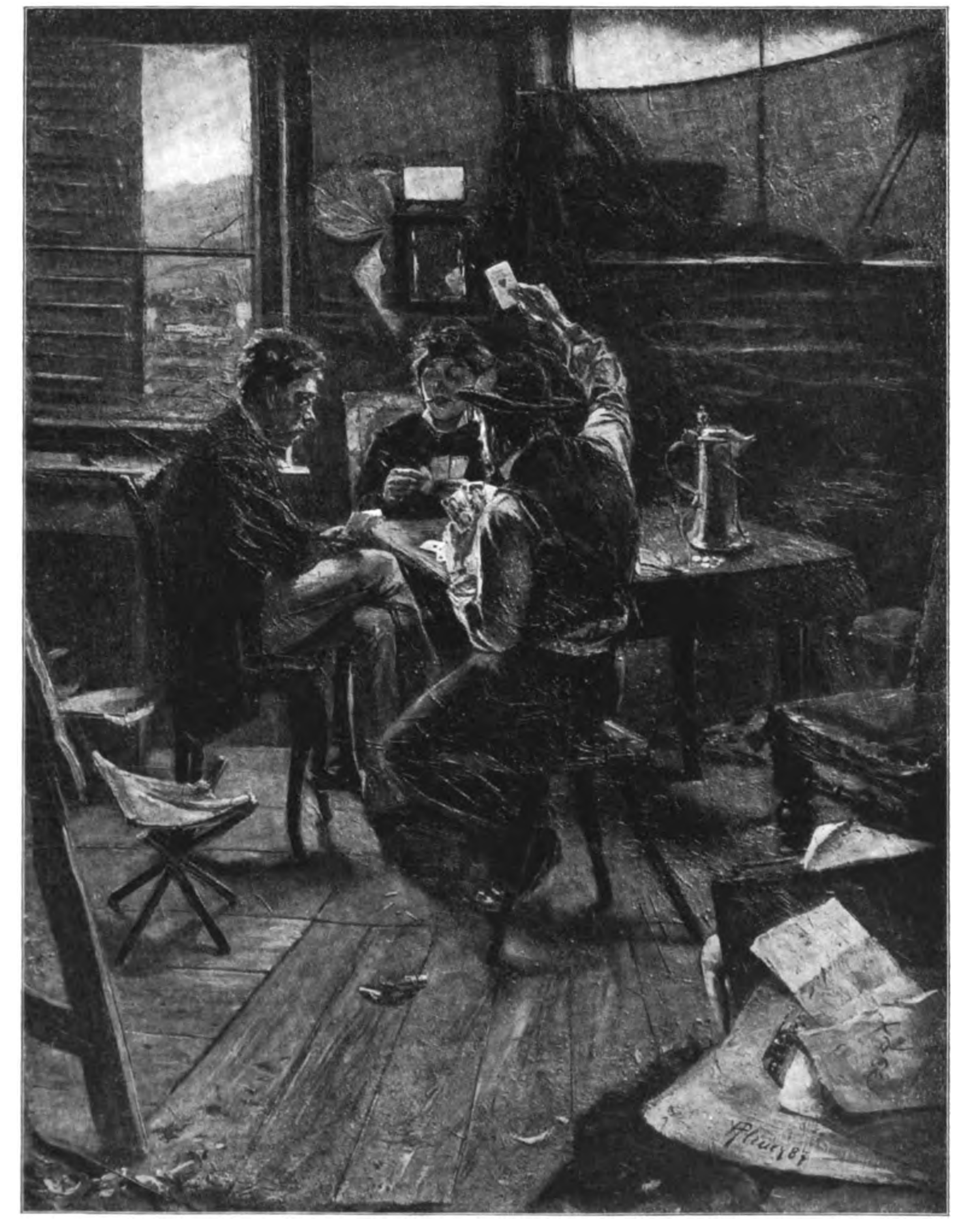
Der Selbstmörder jedoch hat darin die gleiche Kraft wie sein metaphysischer Gegenpol, der Held, daß er keinen Schritt von seiner vermeintlichen Forderung an das Leben abgeht und lieber alles vernichtet, als sich zu einem Spiel des Zufalls zu machen. Er wird sozusagen ein Opfer seiner Logik, deren Voraussetzung falsch und willkürlich ist. Er entkleidet das bizarre, groteske und zweideutige Spiel des Lebens aller Seltsamkeiten und zwingt es wie den Pegasus ins Joch seiner persönlichen Interessen. Man kann, ohne sich in die gefährlichen Schluchten des Paradoxons zu begeben, von dem Selbstmörder sagen: sein Wille zum Leben ist so groß und intensiv, daß er in sein Gegenteil umschlägt, daß er zur Verneinung wird. Er hat kein Organ für die prachtvolle Zufälligkeit alles Geschehens, er kann nicht verstehen, daß etwas schrecklich sein kann, und wieder schön wie die Hände einer geliebten Frau. Er will das Leben um jeden Preis „verstehen". Gelingt ihm das nicht, so schlägt er es, wie ein Kind den Stuhl schlägt, an dem es sich eine Beule gestoßen hat. Aber er zeigt durch seine Tat, daß es ihm ernst gewesen ist mit seiner Liebe zum Leben, und er zerbricht an ihm, weil er die selbstlose Liebe zum Leben nicht in sich trug.



Der Tod der Materie

Dem Leydener Physiker Kamerling ist es, wie in der Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts" berichtet wird, geglückt, eine Kältetemperatur von 270 Grad unter Null zu erzielen; mit dieser Leistung hat die Physik beinahe den absoluten Nullpunkt erreicht, der auf —273 Grad angesetzt ist. Die Bedeutung dieses Ergebnisses begreift man am deutlichsten dann, wenn man bedenkt, daß die Temperaturskala nach unten hin begrenzt ist, während für die hohen Wärmetemperaturen eine Grenze nicht bekannt ist. Durch praktische physikalische Versuche hat man in neuester Zeit Temperaturen von mehr als 4000 Grad erreicht; dies ist aber noch lange nicht die höchste in der Natur existierende Wärme, vielmehr herrscht in der Sonne eine Temperatur, die Wilson und Grey mit 8000 Grad, Roselli mit 15000 und Zöllner mit 28000 Grad berechneten. Unvorstellbar hohe Temperaturen herrschen auf vielen Fixsternen, aber damit ist die Skala nach oben hin immer noch nicht zu Ende; sie scheint vielmehr überhaupt ins Unendliche zu gehen. Dagegen gibt es eine bestimmte Grenze für die Kälteskala. Die Physik lehrt, daß in keinem Punkt des Weltalls eine Temperatur herrschen kann, die unter —273 Grad hinabgeht, — weder innerhalb des Sonnensystems noch in den fernsten interplanetarischen Räumen. —273 Grad bedeutet den absoluten Nullpunkt, den absolut wärmelosen Zustand, bei dem die Moleküle dicht nebeneinander liegen und jede Bewegung aufhört. Oder, mit anderen Worten, —273 Grad ist der „Tod der Materie". Bis auf 3 Grad ist nun die Physik durch Kamerlings Erfolg dieser untersten Grenze nahegekommen; noch vor fünfzehn Jahren hätte man es kaum für möglich gehalten, eine derartige Temperatur praktisch zu gewinnen. Als damals, nach unzähligen mißglückten Versuchen, durch die Verflüssigung der Luft sich eine Temperatur von —190 Grad ergab, schien das Menschenmöglichste schon geleistet.





Kartenspieler — Herm. Pleuer



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Schriftfrage

(Vgl. XIII. Jahrg., Heft 12)

Es kann zwar nicht behauptet werden, daß der Verein für Lateinschrift in seiner Eingabe, die der Reichstag soeben zu den Akten gelegt hat, die gänzliche Beseitigung der deutschen Buchstaben wünsche; man will sie nur in den ersten vier Schuljahren durch die „leichter erlernbaren lateinischen“ ersetzen, und unsre amtlichen Drucksachen sollen auch in lateinischem Gewande erscheinen dürfen. Daß aber jener Verein es darauf abgesehen hat, der deutschen Schreibschrift ohne Gnade die Türe zu weisen und die Druckschrift in die hinterste Ecke zu stoßen, das ergibt sich ebenso klar, wenn man von A. Windecks Ausführungen nicht nur die erste Seite liest, sondern auch alles Folgende. Wer die deutsche Schrift so vieler Mängel und Missetaten zeihen kann, daß fast kein gutes Haar an ihr zu finden ist, der darf nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern muß sich verpflichtet fühlen, die Urheberin so schleunig wie möglich unschädlich zu machen.

Zum Glück ist die hart Verklagte imstande, ihre Unschuld überzeugend darzutun. Man behauptet, die Bruchschrift erschwere die Ausbreitung unsrer Literatur. Glaubt man wirklich, Kant und Goethe wären den Ausländern geläufiger geworden, wenn ihre Werke in Lateindruck erschienen wären? Hat es etwa der Bekanntschaft mit dem griechischen Schrifttum Abbruch getan, daß es nicht in lateinischen Buchstaben gefaßt war und ist? Oder hat Tolstoi den Weg über seine Heimat hinaus nicht gefunden, weil die Russen sich eines Alphabets bedienen, das vom lateinischen erheblich stärker abweicht denn das deutsche? Nein! Was den Ausländer in früheren Jahrhunderten abhielt, Deutsch zu lernen, war der niedere Stand unserer Literatur. Haben wir etwas zu bieten, was sich sonst in der Welt nicht findet, so ist das für den Fremden eine Nötigung, Deutsch zu treiben. Für Engländer und Romanen birgt allerdings unsre Sprache eine Menge Schwierigkeiten, z. B. die Biegung der Dingwörter und Eigenschaftswörter, die merkwürdige Wort- und Satzstellung; und es mag oft genug vorkommen, daß Unlust und Unfähigkeit, diesen Berg zu erklimmen, sich in einer Verwünschung der deutschen Buchstaben laut machen. Das ist aber nur ein Vorwand, denn unsre Zeichen sind den lateinischen so ähnlich, daß jedes deutsche Kind, das Deutsch lesen gelernt hat, das Lateinische fast ohne besondere Unterweisung rasch bewältigt, und wenn man, wie Ruprecht, Klingspor u. a. es in den letzten Jahren oft versucht haben, Amerikanern, Franzosen, Italienern Sätze ihrer Muttersprache in deutschem Drucke vorlegt, nur ohne lange ſ, so wird das Probeblatt glatt gelesen. Man sehe sich die vielen ausländischen Urteile an, die Ruprecht

in einer Broschüre („Die deutsche Schrift und das Ausland"; Leipzig, Köhler; einzeln 10 ₰, 10 Stück 60 ₰) zusammengetragen hat.

Als die „Pariser Zeitung", das in der französischen Hauptstadt erscheinende deutsche Blatt, im letzten Sommer ihre Leser über die Frage „Deutsch oder lateinisch?" entscheiden ließ, da erklärten sich 81 v. H. der Antworter für Deutsch! Ein Drittel der Abstimmer waren Franzosen, und auch unter diesen wünschten 70 v. H. den Weiterbestand der deutschen Schrift, da von einer Leseschwierigkeit gar keine Rede sein dürfe und sie sogar schöner als die lateinische sei. Tatsächlich wird im englischen und romanischen Auslande Bruchschrift als Zierschrift angewandt; man trifft sie auf Büchertiteln und Zeitungsköpfen, Glückwünschen und Festordnungen, sogar auf Banknoten und Schuldverschreibungen, nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern seitenweise. Die größten Schriftgießereien in Italien, Spanien, Frankreich, England und Amerika liefern bis heute gotische Lettern. Und dabei behauptet man, unsre Schrift sei allen Fremden widerwärtig!

Nicht so leicht erkennbar wie die deutsche Druckschrift ist für den Fremden unsre Schreibschrift, da sie sich von der lateinischen weiter entfernt. Aber die meisten ihrer Abweichungen dienen größerer Deutlichkeit und bequemerer Verbindbarkeit. Jeder hat schon gemerkt, daß ein eilig hingeworfenes Schreiben in lateinischen Zeichen viel mühsamer zu entziffern ist als eine ebenso flüchtige deutsche Hand. Die deutschen Buchstaben unterscheiden sich stärker voneinander, sie haben viele oben und unten hervorragende Stücke, und diese Mannigfaltigkeit ermöglicht einen schnelleren Überblick und eine leichtere Deutung des Inhalts. Dabei kommt uns besonders zustatten, daß gerade diejenigen Buchstaben, die im Deutschen häufiger sind als in andren Sprachen, nämlich ſ, s, z, ß, h, ch, ſch, k, eine auffallende Gestalt haben; auch das eigenartige d und das u mit dem verspotteten Haken fördern das sichere Erraten. Die lateinischen Lautzeichen sind nur dann schöner und deutlicher, wenn man sie langsam malt. Die vielen Ecken der deutschen Schulschrift halten den Erwachsenen nicht auf; er rundet sie oben oder unten ab, ohne daß dadurch die Deutlichkeit oder Deutschheit Not leidet. Darum ist es irrig, wenn hier die Entstehung des Schreibkrampfes gesucht wird.

Aber für den Anfangsunterricht soll die lateinische Schreibschrift vorteilhafter sein, weil zur Ausführung der im spitzen Winkel die Linien des Heftes berührenden Haar- und Grundstriche größere Genauigkeit und größere Annäherung der Augen gehöre. Wenn einem des Lateinschreibens gewohnten Erwachsenen plötzlich zugemutet wird, in die bekannte vierlinige Zeilung des ersten Schuljahres hinein deutsche Buchstaben zu setzen, so kann er zu jener Meinung kommen. Ganz anders jedoch verläuft diese Tätigkeit beim Sechsjährigen. Für diesen sind die geraden Auf- und Abstriche der kleinen deutschen i, n, m, e das Leichteste, was es gibt, zumal wenn er auf die (in den letzten Jahren mit Unrecht bekämpfte und verdrängte) Schiefertafel schreibt; denn ihre eingeritzten Linien weisen dem Griffel Anfang und Ende der Bewegung fühlbar an, ohne daß man hinzusehen braucht, und auch die Handbewegung ergibt sich aus der richtigen Haltung ungezwungen von selbst. Bedeutend schwieriger als jene geraden Striche und spitzen Winkel sind die Bögen herzustellen, die Halbkreise und Eirunde. Wenn sie schön ausgeführt werden sollen — und die Schule muß in den ersten Jahren auf genaueste Nachahmung der Vorschrift dringen, — so hat das Auge die Fingerbewegung fortwährend umsichtig zu überwachen; das Visieren ist hier, wo gefällige Rundungen erzielt werden sollen, viel nötiger als dort, wo man die Finger nur zu beugen und zu strecken braucht.

Auch an der zu einem Volksübel auswachsenden Kurzsichtigkeit soll unsre Schrift schuld sein! Merkwürdig, daß die Zahl der Brillenträger gerade in den letzten Jahrzehnten, da doch immer mehr die Schulbücher lateinisch gedruckt werden, so erheblich zugenommen hat; daß sie in den Gymnasien, wo wenig deutsch Gedrucktes gelesen wird, viel größer ist als in den Realschulen, und auch hier größer als in den Volksschulen, wo am wenigsten Lateinisches gebraucht wird; daß sie in England noch ärger ist als bei uns; daß sie auch in Italien



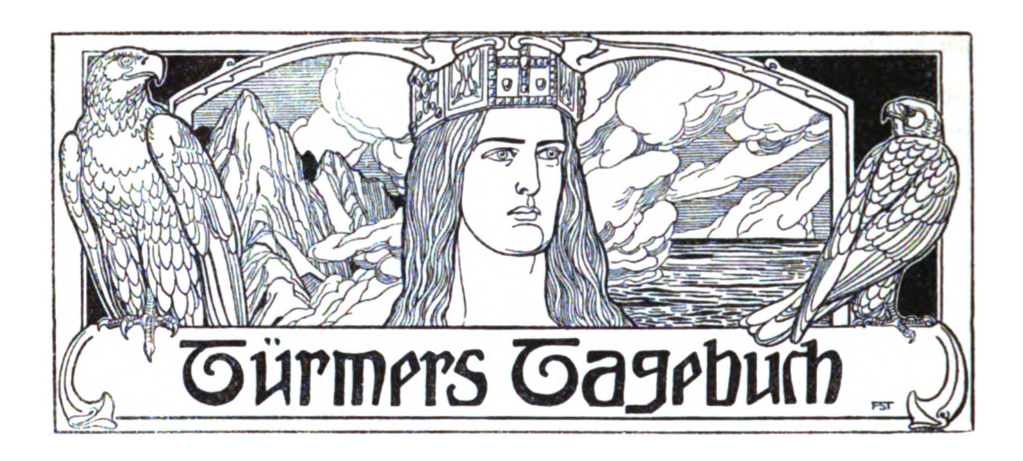
und Japan sehr um sich greift, seitdem dort Schulzwang herrscht! Man sieht: hier wirken andre Ursachen. Wenn einem die lateinischen gedruckten Großbuchstaben C und E von weitem gezeigt werden, desgleichen die entsprechenden deutschen C und E, so erkennt man selbstverständlich die lateinischen eher. Aber aus solchen Versuchen zu folgern, der Lateindruck sei lesbarer, ist völlig unstatthaft; denn beim wirklichen Lesen werden nicht die einzelnen Buchstaben ins Auge gefaßt — so verfährt nur der Abc-Schütze —, sondern Wörter, ja Wörtergruppen erhascht man mit einem einzigen Blicke; das haben viele psychologische Versuche der letzten zwanzig Jahre dargetan. Daß die Auffassung um so leichter geschieht, je stärker die Wortbilder durch hervorstechende Buchstaben gegliedert sind, das ist natürlich, und darum sind deutsche Wörter in deutschen Zeichen lesbarer. Augenärzte, die nur Sehproben, keine Leseproben anstellen, können hier nicht mitreden. Wie wenig den Augenärzten die Entscheidung in unsrem Schriftenstreit überlassen werden kann, das beweisen neun sich widersprechende Urteile, die dieses Frühjahr von der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Die Umschau" mitgeteilt wurden: drei Ärzte erklären die deutschen Buchstaben für augenschädlich; zwei behaupten das Gegenteil; zwei finden keinen Unterschied (das war auch die Ansicht des vielgenannten Prof. Dr. Cohn zu Breslau); einer ist zwiespältig; einer sagt ausweichend, bei Beschränkung auf eine einzige Präge verminderе sich die dem Auge zugemutete Naharbeit.

Diesen letzten Gedanken vertreten unsre Gegner mit besonderer Betonung. Von der Abschaffung der deutschen Schrift erwartet man eine „ungeheure Entlastung" des Volksschulunterrichts von unnützem Ballast und damit Raum für „nötigere Dinge: Sprachgewandtheit, Bürger- und Lebenskunde, Handfertigkeit, Gesundheitslehre, Turnen und andre Leibesübungen, Gemüts- und Charakterbildung". Und damit ist noch nicht alles angedeutet, was die Abwendung von der jetzigen Zweischriftigkeit an Erziehungsgütern verheißt. A. Windeck verspricht sich von der alleinigen Lateinschrift auch eine günstige Einwirkung auf Formen- und Schönheitssinn, auf den guten Geschmack des Volkes, sogar auf folgerichtiges Denken!

Bei nüchterner Betrachtung der Sachlage muß der entzückende Wahn schwinden. 300 Schulstunden, die man vermeintlich sparen könnte, stellen zwar eine ansehnliche Summe dar; verteilen wir sie aber auf die Jahre und Wochen, so steht jenem Haufen neuer Forderungen wöchentlich nur eine Stunde gegenüber. In Wirklichkeit werden aber der Erlernung der zweiten Schrift keine 300 Stunden gewidmet; eine Menge davon stellt der Lehrer in den Dienst des Rechtschreibens und des Aufsatzes. Ferner liegen die Schönschreibstunden, wie jeder aus Erfahrung weiß, in den Tageszeiten, die für schwere Fächer, also auch für Gesundheitslehre oder Verfassungskunde, nichts taugen. Außerdem darf man nicht vergessen, daß in beiden Alphabeten viele Lautzeichen übereinstimmen. Jede Übung in Lateinschrift nützt auch der deutschen und umgekehrt. Wollte man die eine Schrift nicht mehr pflegen, so müßte die Zahl der auf die andre verwandten Stunden vermehrt werden; geschrieben und gelesen würde nachher so viel wie vorher, keineswegs entstünde eine verminderte Beanspruchung des Auges. Der winzige Zeitgewinn innerhalb einiger Schuljahre, der aus der Verbannung unsrer Schrift hervorspränge, wöge den Nachteil nicht auf, den dauernd unser Volk erlitte, wenn es auf diejenige Schrift verzichtete, die sich im Laufe der Jahrhunderte unsren deutschen Wörtern trefflich angepaßt hat und die, wenn wir unsre Schuldigkeit tun, ebenso Weltletter sein kann wie die lateinische.

Daß wir auch vom geschichtlichen Standpunkte aus recht haben, unsre Buchstaben als deutsche zu betrachten und bei ihnen zu beharren, das hat der Göttinger Geschichtsforscher Prof. Dr. Brandi kürzlich in einem völlig leidenschaftslos abgefaßten Werke („Unsre Schrift." Göttingen; Vandenhoeck & Ruprecht. Mit 88 Bildern und 3 Beilagen. Geb. 3,20 M) überzeugend dargelegt.

W. Pickert, Darmstadt



Armer Michel!

Es ist kaum eine Übertreibung, wenn behauptet wird, daß der Überfall der Türkei durch die Italiener seit den berüchtigten „Réunionen“ Ludwigs XIV. nicht mehr seinesgleichen in Europa gehabt habe. „Man muß sich“, betont mit Recht das Frankfurter „Freie Wort“, „vor Augen halten, daß Tripolis unbestritten eine Provinz des türkischen Reiches ist, um das Vorgehen Italiens in seiner ganzen Bedeutung zu verstehen. Es ist genau so, als ob in Marseille ein französisches Geschwader auslaufen würde, um Sizilien mitten im Frieden zu besetzen! Wenn solche Dinge in der heutigen Welt ungestraft möglich sind, dann sind alle Errungenschaften der sogenannten ‚Zivilisation‘ in Frage gestellt, und der Ruf ‚Wehe den Schwachen!‘ wird von einem Ende Europas zum anderen gellen. ...

Nicht der schließliche Ausgang dieses Abenteuers ist das Wichtigste an Italiens Vorstoß: viel bedeutsamer ist die Frage, ob die Kulturmenschheit ruhig mit ansehen wird, wie der Friede so ohne jeden äußeren Anlaß gebrochen werden kann. Diese Frage der internationalen Moral ist von so grundlegender Bedeutung für die Zukunft Europas, daß das Schicksal der tripolitanischen Wüste dagegen zu einem Nichts zusammenschrumpft. Wenn die europäischen Mächte Italiens Vorgehen schweigend hinnehmen, — wie wollen sie auftreten, wenn einmal Japan mitten im Frieden holländische Kolonien wegnimmt, oder etwa die Vereinigten Staaten, nach Eröffnung des Panamakanals nach einem Stützpunkt im Mittelmeer lüstern, Sardinien besetzen in einem Moment, wo Italien in einen Krieg verwickelt ist? Man soll solche Dinge lieber nicht einführen — der Pfeil prallt zu leicht auf den Schützen zurück, zumal wenn der Schütze so wackelig dasteht wie Italien, dessen militärische und maritime Rüstung von Kennern sehr vorsichtig eingeschätzt wird.

Die internationale Moral war ja nie sehr robust entwickelt, aber eine solche Verletzung des primitivsten Völkerrechtes mitten im tiefsten Frieden hätte man vor wenigen Tagen noch für ausgeschlossen gehalten. Was soll die ‚heidnische‘ Welt von den ‚christlichen‘ Staaten halten, wenn sie ein solches Beispiel geben?

Das Vorgehen Italiens wirft ja die internationale Moral um Jahrhunderte zurück! Und offenbar billigt die öffentliche Meinung Italiens diesen Schritt vollkommen. ... Es fehlt jetzt nur noch, daß ein Kardinal der römisch-katholischen Kirche die Truppen in Syrakus oder Neapel ‚einsegnet', um das groteske Bild vollständig zu machen ... Anderthalb Jahrtausende römisch-katholischen Christentums, das doch Italien, an der Quelle sitzend, frisch vom Faß stets aus erster Hand genoß, haben also nicht mehr Erfolge gezeitigt, als daß dieses erzchristliche Volk bei erster Gelegenheit mitten im Frieden über ein heidnisches herfällt, weil es dasselbe für schwächer hält!"

In dieser Auffassung begegnen sich bei uns, Gott sei Dank, noch alle Parteien, demokratisch-freigeistige Blätter mit christlich-konservativen. Gewiß, meint Wolfgang Eisenhart im „Reichsboten", gebe es auch im Leben der Staaten Augenblicke, wo man sagen kann wie die Bibel: „Das Gesetz ist um des Menschen willen da, aber nicht der Mensch um des Gesetzes willen", und von dem Rechte, das die Völker verbinden soll: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, weh' dir, daß du ein Enkel bist!" Wer wolle heute König Wilhelm und Bismarck tadeln, wenn sie im Frühjahr 1866 sich vom Deutschen Bunde lossagten, obgleich dieser doch für ewige Zeiten geschlossen war und ein Kündigungsrecht den Gliedern nicht zustand? Wo der Rechtszustand zur sittlichen Fäulnis führt, wo das Recht durch böswillige Anwendung zur Schikane wird, wo es die Völker niederhält, statt sie zu erheben, da werde man auch bei den Völkern gewiß einen Zustand der Notwehr oder einen Notstand annehmen müssen, den ja unsere Strafgesetze beim einzelnen Menschen anerkennen. Oder wer wolle Friedrich den Großen anklagen, wenn er das einst von Deutschen zivilisierte Westpreußen in der ersten polnischen Teilung zurückforderte?

„Aber solche Fälle verzweifelter Not dürfen immer nur Ausnahmeereignisse sein. Stellt sich der Staat auf den englischen Standpunkt, wie ihn etwa ein Cecil Rhodes vertrat, so zerstört er in seinem inneren Leben, in der moralischen Gesundheit seines Volkstums größere Werte, als seine skrupellose Politik nach außen gewinnt.

Denn die Politik der Regierungen wird immer ihre Rückwirkungen auf die Volksseele, auf das sittliche Empfinden der Nationen haben. Ein Staat, der in der äußeren Politik das Recht mit Füßen tritt, der erschüttert in seinen Bürgern den Rechtssinn, der verroht und verflacht ihr sittliches Gewissen, der züchtet in ihnen den Geist der Gewissenlosigkeit, der skrupellosen Selbstsucht. Dann muß aber einmal die Zeit kommen, wo die Wirkungen seiner skrupellosen Politik sich gegen ihn selbst kehren. Auch im alten Rom hat die gewissenlose Raubpolitik, welche der einst so ernste, von tiefster Religiosität geleitete Kriegerstaat in den letzten Jahrhunderten der Republik befolgte, zur furchtbaren Verwilderung des sittlichen Empfindens geführt. Habsucht und Bestechlichkeit hielten ihren Einzug in einen Staat, dessen harte Sittenstrenge einst die staunende Bewunderung der griechischen Welt erregt hatte. Es war die Zeit, wo König Jugurtha von Numidien seinen Weheruf über Rom aussprach, über die Stadt, wo alles und jedermann käuflich sei, die schnell zugrunde gehen würde, wenn sich nur ein Käufer für sie

finden könnte. Ein Staat, der das Recht nicht ehrt, der neben seinen kriegerischen Eroberungen nicht den Sinn der Gesetzlichkeit zu pflegen weiß, muß immer zuletzt der Verrohung verfallen. Auch die Raubpolitik eines Napoleon I. hat dahin geführt, alle idealen Kräfte des französischen Volkstums zu zerstören, so daß zuletzt dies patriotischste aller Völker im Jahre 1814 den in Paris einziehenden Besiegern ihres Vaterlandes schamlos zujubeln konnte. ...

Es ist ein tiefes Wort, das unser großer Philosoph Hegel einmal ausspricht, daß jedes Wesen auch die Keime seiner Wiederzerstörung in sich selbst trage. Erobernde Völker von skrupelloser Tatkraft, von harter, rücksichtsloser Selbstsucht können gewiß, wie das Beispiel Roms und Englands zeigt, ihrer Staatskunst eine Zeitlang den Charakter majestätischer Größe verleihen. Aber immer wird für sie einmal die Zeit kommen, wo jene harte Einseitigkeit ihres Staatslebens ihre Rückschläge auf das Empfinden, auf das Gewissen und die Moralität ihrer Bürger zeitigt. Wir alle, sagt Goethe, bilden mit unseren Tugenden gewöhnlich auch zugleich die entsprechenden Fehler aus. Eine rechtlose Politik züchtet zuletzt auch ein rechtlos denkendes Volk, sie züchtet zuletzt die Keime des eigenen Verderbens."

Das selbe christliche Blatt kann nicht umhin, einer Stimme Gehör zu geben, die für die mohammedanischen Türken, diese „heidnischen Barbaren", eine höhere Kultur und Ethik in Anspruch nimmt, als sie — manchen christlichen Völkern eigen gewesen und noch heute eigen sei. „Warum", so fragt dort Ernst Boetticher, „ist es den Türken vor Jahrhunderten gelungen, in beispiellosem Siegeszug die alten Kulturländer des östlichen Europas zu überfluten und sich gegen alle Angriffe des Abendlandes zu behaupten? Weil diese ‚Barbaren' eine höhere Kultur besaßen. Es ist erstaunlich, wie ein Kulturleben der Türken geleugnet werden kann. Ist es nicht geschichtliche Tatsache, daß es schon eine auf arabisch-persischer Grundlage erwachsene und hochentwickelte osmanische Zivilisation gab, als Europa noch in mittelalterlicher Rückständigkeit verharrte? Sie war in der ganzen Lebensauffassung, in der Betätigung aller physischen wie intellektuellen und sozialen Fähigkeiten nichts anderes, als eine Fortsetzung jener einstmals so hochgeschätzten Kultur, die in Spanien unvergängliche Spuren hinterlassen und von dort aus das Abendland so reich befruchtet hat. Das Türkentum hat in Wissenschaft, Kunst (besonders Architektur und Kunstgewerbe) und Poesie auf der arabischen Basis weitergebaut, ähnlich wie die Römer auf der griechischen, und sogar (doch auch ein Zeichen von Kultur) einen das Abendland verblüffenden Luxus entfaltet. Tatsächlich war noch zur Zeit des Zuges gegen Wien, jedenfalls aber im Mittelalter, die osmanische Kultur der europäischen in ihrer gesellschaftlichen und staatlichen Anwendung weit überlegen. So lehrt die Geschichte, wie unsinnig das von Renan aufgebrachte Wort ist, daß Islam und Kultur unvereinbar seien.

Was ist es nun mit dem ‚barbarischen Treiben' der Türken? Die Türken waren, wie auch europäische Völker es waren und noch heute sind, ein Erobervolk. Die Ausbreitung des Islams war oft die Losung. Aber seien wir doch ehrlich: ist das Christentum, ist der alleinseligmachende Glaube Roms nur mittels Predigt verbreitet worden? Daß die bunt zusammengewürfelten Heere im Krieg nicht säuberlicher verfuhren als christliche, ist natürlich, aber im ganzen darf man den Türken



Barbarei nicht vorwerfen. Hätten die Türken die unterworfenen Völker mit Feuer und Schwert zum ‚wahren Glauben' bekehrt, wie dies im Abendland üblich war, so gäbe es heute keine orientalische Frage. In Jahrhunderten, wo das christliche Europa bis an den Hals in christlichem Blut watete und in Grausamkeit gegen alle Andersdenkenden schwelgte, war das osmanische Reich das einzige Land ohne Inquisition, ohne Scheiterhaufen und Hexenprozesse. Bei der Erstürmung Konstantinopels wurde — in diesem so rohen Zeitalter — von den Siegern verhältnismäßig viel Milde entwickelt. Nur wenige tausend Christen kamen um, und der Freibrief, den Mohammed II. alsbald den christlichen Einwohnern ausstellte, ist ein Denkmal türkischer Kultur. Wie anders ging es zu, als Kaiser Karl V. Tunis erobert hatte! Die Stadt wurde niedergebrannt, 30 000 Menschen wurden hingeschlachtet. Braucht noch an die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly, an die unmenschliche Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen und so vieles andere erinnert zu werden? Europa darf den Türken gegenüber nicht vergessen: wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

In den Jahrhunderten des politischen Niederganges der Türkei ist der vornehme Charakter des türkischen Volkes unverändert geblieben. Ausschreitungen des Pöbels, wie solche auch im Abendlande vorkommen, dürfen nicht verallgemeinert werden. Jeder Kenner dieses braven, liebenswürdigen, grundehrlichen (und dafür von aller Welt verlästerten und verleumdeten) Volkes wird das Wort des Fürsten Bismarck unterschreiben, daß die Türken ‚die einzigen Gentlemen des Orients' sind. Moltke, von der Goltz, Edm. de Amicis (in ‚Constantinopoli'), Vambery, Körte u. v. a. rühmen immer wieder die ‚innere Vornehmheit' des Türken, nennen ihn offen und ritterlich, ohne Falsch und von Herzen gütig und wohltätig, tolerant, treu dem gegebenen Wort. Nach ihrem übereinstimmenden Urteil gibt es kaum eine staats- und gesellschaftserhaltende Tugend, die dem Türken nicht eigen wäre. Sind dies (wie auch ich aus eigener Beobachtung glaube) die Eigenschaften und Gewohnheiten, welche in der mohammedanischen Welt vorherrschen, so kann von einem unaufhaltsamen Verfall der Türkei nicht die Rede sein. Nein, mit der Wiedergeburt dieser Welt muß ernsthaft gerechnet werden.

Wäre das Gegenteil überhaupt wünschenswert, könnte die Zertrümmerung der Türkei ein Kulturfortschritt für die Völkerfamilien des Mittelmeeres werden? Für die Balkanvölker gewiß nicht. Die orientalischen Christen beanspruchen das Interesse und die Hilfe Europas im Namen des Christentums, sind aber nur dem Namen nach Christen, in Wahrheit gegenüber den Türken moralisch minderwertig. Das Christentum hat bekanntlich seine erzieherische Kraft im Orient auffallend wenig bewährt. Diese tatsächlich unglaublich rohen und verkommenen Völkerschaften mißbrauchen nur zu gern die Erfahrung, daß europäische Mächte ihre Revolutionen stets unterstützen oder zum mindesten sie vor schlimmen Folgen bewahren. Übrigens war die Balkanhalbinsel schon im Mittelalter ein Kampfplatz, wo Serben, Bulgaren und Griechen einander bekämpften. Ein großer Teil von Europa spürte die Rückwirkung dieser beständigen Kriege. Erst die Aufrichtung des türkischen Reiches machte dem ein Ende. Aber schon der Niedergang

der türkischen Macht ließ sie von neuem ausbrechen, wiederum bekämpfen einander Serben, Bulgaren und Griechen, und nach der Vertreibung der Türken aus Europa würde auf der Balkanhalbinsel vollends wie im Mittelalter Krieg die Regel, Friede Ausnahme sein.

Auf die Frage: ‚Ist das Türkentum fortschrittsfähig?‘ antwortet atavistischer Glaubenshaß mit nein, aber objektiver und historisch geschulter Blick urteilt nach der unglaublichen Zähigkeit und Lebensfähigkeit dieses hochbegabten und ehedem so hochzivilisierten Volkes, das die furchtbarsten Krisen überwunden und noch immer im Augenblicke der Gefahr zu energischem Schlage sich aufgerafft hat. So 1897 gegen Griechenland, in den letzten Jahren gegen Wirren und Aufstände aller Art. Mögen die Italiener sich vorsehen! Die Türkei besitzt heute Schulen, wie jeder europäische Staat (? d. T.), Eisenbahnen, welche die einer schnellen Mobilmachung und Konzentrierung der Streitkräfte ehedem so hinderlich gewesenen Entfernungen aufheben, ein großes und vortreffliches Heer, dazu Männer, die eifrig an der Wiedergeburt des Osmanentums arbeiten. Ein solches Volk wird sich wieder erheben. General von der Goltz sagte schon vor einem Jahrzehnt: ‚Noch immer liegt die Stärke der Türkei in den natürlichen Eigenschaften eines im Keime tüchtig gebliebenen Volkes, in dem eigentümlichen Gefühl der Interessengemeinschaft, das aus seinen ersten Anfängen herrührt, in dem aus der Überlieferung der Erobererepoche erwachsenen Herrschergefühl und in unbedingter Hingebung an die Staatsidee.‘ — Inzwischen hat der Anschluß an die Kultur des Abendlandes, unter verständiger Anpassung des Fremden an die nationalen Forderungen, wesentliche Fortschritte gemacht, und der glühende Wunsch, es den Völkern des Abendlandes gleich zu tun und am allgemeinen Wettkampf in materieller und intellektueller Entwickelung teilzunehmen, beseelt die türkische Jugend. Zugleich haben die zunehmenden Anfeindungen des beutelüsternen Europa der jungen Türkei die Augen geöffnet. Das türkische Reich ist noch heute ein starkes und mächtiges Staatengebilde, und Deutschland, Österreich und die Türkei vereint bilden eine vom Rhein bis nach Indien reichende geschlossene Masse, einen Fels, an dem die Wogen der Tripelallianz oder Quadrupelallianz zerschellen müßten. Gegenüber diesem ungeheueren Wert der Freundschaft mit der Türkei darf Antipathie sich nicht geltend machen.“

Diese Ausführungen sind nicht unwidersprochen geblieben. Immerhin: Der Gesamteindruck, den man von unserem Verhältnisse zu Italien einer- und der Türkei andererseits aus den verschiedenen Äußerungen unserer „öffentlichen Meinung“ gewinnen kann, ließe sich dahin zusammenfassen: mit Italien sind wir „verbündet“, mit der Türkei befreundet — ohne Anführungszeichen. „Italien“, läßt sich das „Berl. Tagebl.“ von „besonderer Seite“ schreiben, „ist zwar durch seine herrlichen, am Fuße der Alpen belegenen Provinzen eng mit der Kontinentalpolitik verknüpft; der ganze übrige Teil des Landes, seine Küsten, Inseln und offenen Seehäfen, selbst die Hauptstadt Rom, stehen dem das Mittelmeer, zumal nach der Einigung mit Frankreich, unbedingt beherrschenden Albion offen. Nach England richten sich denn auch in allen Kreisen zuerst die Blicke der italienischen Staatsmänner, und als Axiom für die richtige Beurteilung der italienischen

Politik muß gelten, daß diese sich nie in irgendwie ernstere Konflikte mit England einlassen wird. Genügt doch schon ein Blick auf die Karte, um zu erkennen, daß der langgestreckte, dünne und meerumspülte Leib Italiens noch mehr Angriffspunkte bietet als die beiden anderen mediterraneischen Halbinseln. Es ist bekannt, daß jeder halbwegs den Kinderschuhen entwachsene Diplomat mit dem überwiegenden Einfluß rechnet, den England in Lissabon und Madrid und auch am Goldenen Horn von jeher ausübte. Italien indes hat geschickt seine ebenso große Abhängigkeit zu verbergen gewußt, indem es sich mit vornehmer Gebärde in den Großmachtsmantel hüllte. Es wäre eine interessante Studie, zu prüfen, ob das neue Italien finanziell, militärisch und mit seiner Marine in der Lage wäre, den Kampf auch nur mit der schwächsten der fünf europäischen Großmächte ohne Alliierten aufzunehmen. Eine weitere Frage wäre noch, ob jemals eine italienische Regierung stark genug sein würde, gegen Frankreich marschieren zu lassen. Kenner italienischer Verhältnisse und der Volksstimmung in den beiden doch schließlich ausschlaggebenden Provinzen, Lombardei und Piemont, verneinen diese Frage. Zweifelhaft könnte höchstens erscheinen, ob im Falle eines österreichisch-russischen Konfliktes oder eines bewaffneten Einschreitens des Wiener Verbündeten gegen Serbien und Montenegro die italienischen Gewehre an der Südtiroler oder istrianischen Grenze nicht von selbst losgehen würden. Der österreichische Alliierte rechnet denn auch mit diesen Eventualitäten: die Truppenbewegungen in die südwestlichen Grenzländer, die starke Befestigung Tirols, die maritimen, die Kräfte des dualistischen Reichs beinahe übersteigenden Rüstungen beweisen mehr als alle Händedrücke der Herren Ährenthal und San Giuliano oder Tittoni, oder wie sonst die jeweiligen Herren der Consulta (Auswärtiges Amt) heißen mögen. Wohl ist es eine bekannte Tatsache, daß gerade die besten und klügsten Politiker des neuen Italiens bei genauer Kenntnis der Schwäche ihres Vaterlandes und in Erinnerung an die harten in Österreich erhaltenen Schläge vor einem Konflikt mit dieser Macht zurückbeben und auch nach Kräften bemüht sind, immer wieder Wasser in den überschäumenden irredentistischen Wein zu gießen. Wer aber würde wagen, die Stimme der Vernunft ertönen zu lassen, wenn die Nation in einen chauvinistischen Taumel geriete, wie wir das an dem lehrreichen Exempel des Tripolisschwindels beobachten. Weder König noch Minister könnten sich jetzt dem Strome entgegenwerfen, so überaus gewagt auch das Unternehmen jedem Verständigen erscheinen muß. Der kühl abwägende Viktor Emanuel speziell muß sich darüber klar sein, welch hohes Spiel Italien spielt, und wie gering der Gewinn im Verhältnis zum Risiko und dem Einsatz erscheint. Nicht die Türkei, sondern Italien bedarf dringend eines baldigen Endes des heutigen Kriegszustandes. Die italienischen Staatsfinanzen sind keineswegs derart, um dauernd die zahlreiche Flotte und vielen Transportschiffe in Bewegung halten zu können und um ein Okkupationsheer von sicher 50 000 Mann im unwirtlichen Tripolis zu behalten und zu ernähren, ganz abgesehen von der Schädigung des sehr bedeutenden italienischen Levantehandels.

Doch das sind Dinge, die die Italiener unter sich und mit ihren Staatsmännern und Kriegshetzern abmachen mögen. Auf den heutigen Rausch wird ein um so

schlimmerer Katzenjammer folgen, je ausdauernder sich die Türkei verhält und je wechselseitiger sich der Widerstand im Innern Tripolitaniens gestaltet. Wirkliche Gefahren drohen der Türkei ja nur auf der Balkanhalbinsel. Doch scheint die europäische Diplomatie ernstlich bestrebt, die dortigen Zaunkönige in Ordnung zu halten. Auch steht der Winter vor der Tür, vor allem aber ist das osmanische Heer ein Faktor, mit dem niemand ohne zwingendsten Grund gern anbinden möchte. Wenn König Nikita und Genossen gewiß jetzt erhöhte italienische Trinkgelder in Anspruch nehmen werden, so rücken sie doch nur auf Befehl und unter der Garantie von Väterchen Zar ins Feld. Dem aber liegt noch der japanische Krieg in allen Gliedern, auch sind die inneren Zustände des Reiches keine derartigen, um eventuell das Heer außer Landes zu senden. Eine kleine Schwächung der Türkei mag ja an der Newa ganz angenehm empfunden werden. Doch fühlt man sich momentan zu schwach, um die Liquidation einzuleiten, eine Liquidation, die sich die Russen nach polnischem Muster denken — das heißt, ihnen müßten hier wie dort drei Viertel der Masse zufallen. Diametral entgegengesetzt sind die Wünsche Deutschlands und Österreichs. Für diese, gemäß den Neigungen der erdrückenden Mehrzahl ihrer Bewohner, nur kommerzielle, friedliche Ziele am Balkan und in Kleinasien verfolgenden Mächte ist die Erhaltung des Osmanenreiches geradezu eine Lebensfrage. Bei einer Aufteilung dürfte höchstens die Donaumonarchie einen oder den anderen Länderfetzen erhalten und damit einen höchst zweifelhaften Kräftezuwachs, auf alles andere würden Russen und Engländer, Franzosen und Italiener Beschlag legen. Michel aber müßte, ohne die gute türkische Armee zur Seite zu haben, einen Weltkrieg entzünden, um nicht ganz mit leerem Magen den wohlbesetzten Tisch zu verlassen.

Das alles liegt, man sollte es meinen, auf der Hand. Es schien auch, als wenn namentlich Berlin mit Konsequenz die Stärkung und Konsolidierung des türkischen Reiches sich zur Aufgabe machte. Weniger Verständnis zeigte das Wiener Kabinett bei Behandlung der mazedonischen Dinge und in der rücksichtslosen bosnischen Kampagne. Immerhin gelang es, auch aus diesem Sturm das Schifflein der deutsch-türkischen Freundschaft ohne wesentliche Havarien herauszuführen. Alles schien auf gutem Wege; trotz innerer Schwierigkeiten und trotz des Widerstandes von England konsolidierten sich die türkischen Finanzen und machte die Armeereorganisation nach den Ideen unseres geniolen Landsmannes Goltz bedeutende Fortschritte. Da platzte die Tripolisbombe.

Es ist bisher unwidersprochen geblieben, daß England und Frankreich schon im August um den festen Entschluß zu dem tripolitanischen — beinahe [Warum „beinahe"? D. T.] möchte man sagen Raubzuge gewußt haben. Das französische Kabinett war durch die marokkanisch-tripolitanischen Abmachungen gebunden. Auch England verschenkt gern fremder Leute Gut, zumal wenn durch die hieraus entstehenden Konflikte der deutsche Vetter etwas in die Tinte kommt. Davon aber, daß die Alliierten rechtzeitig von dem Bundesbruder ins Vertrauen gezogen wurden, verlautet nichts. Wenn Italien damit auch nicht den Wortlaut des Allianzvertrages verletzt haben mag, dem Geist des Bündnisses ist es sicher untreu geworden. Die Tripelallianz ist ein rein defensives

Bündnis, auf Erhaltung des allgemeinen Friedens und des bestehenden Zustandes gerichtet, namentlich im Orient. Italien hat soeben erst mitangesehen, in welche Schwierigkeiten die bosnischen Operationen des Herrn v. Ährenthal Deutschland brachten, es hat gesehen, mit welcher Sorgfalt wir die Beziehungen zur jungen Türkei pflegen, wie wir, und auch andere Alliierte, mit nicht geringerem Risiko finanziell dem bedrängten Staat zur Hilfe kamen, als sich Franzosen und Engländer versagten. Wenn ferner sozusagen stillschweigend zwischen den Zentralmächten und Italien ausbedungen ist, daß es jenen in Stunden der Gefahr in armata nicht beizuspringen hat, so hätte doch die einfachste Anstandspflicht geboten, den nachsichtigen Alliierten nicht so große, vielleicht nie zu behebende Schädigungen zu bereiten. Die Italiener haben glatt Deutschland und Österreich-Ungarn als quantités négligeables behandelt. Es gibt viele und gut patriotisch gesinnte deutsche Politiker, die angesichts dieses Affronts eine andere Haltung wenigstens der deutschen Politik erwartet hätten. Österreich, finessierend, glaubte in seiner Einfalt, daß die tripolitanische Unternehmung Italien von Albanien und dem Balkan ablenken werde. Aber der Appetit kommt bekanntlich beim Essen. Nach Verspeisung des tripolitanischen, noch dazu etwas unverdaulichen Brockens dürften die Irredentisten mit doppelter Gier auf bessere Speisen, auf Triest und Südtirol ihre begehrlichen Blicke richten. So nahe diese Gedanken lagen, so mußten doch die Seichtbeuteleien Wiener Blätter mit hoher k. und k. Erlaubnis ihre Leser in den gewöhnlichen k. und k. privilegierten Schlaf lullen, bis die Kanonen in Prevesa und der Abruzzenhäuptling allen Illusionen ein Ende machten. Die plötzlich scharfe Sprache der Wiener Presse werden die Italiener ja momentan über sich ergehen lassen, der Vorfall aber wird weiter dazu beitragen, den ohnehin schon abgrundtiefen Haß des wahren Italieners gegen Austriaci und Tedeschi noch zu potenzieren.

Verschließt man all diesen Dingen gegenüber in Berlin die Augen? Was nutzt uns überhaupt Italien? Uns sind keine Fälle bekannt, wo wir auch nur des diplomatischen Beistandes dieser Macht uns erfreut hätten. Wir haben es vielmehr öfter direkt in den Reihen unserer Widersacher sehen müssen. Wir wissen genau, daß es uns nie in Stunden der Gefahr militärisch helfen würde, im Gegenteil müssen wir argwöhnen, daß dieses Land jederzeit bereit ist, unserem österreichischen Alliierten in den Rücken zu fallen. Und da lassen wir ein Scheinbündnis bestehen, das nur den Italienern Vorteile bringt, uns aber lediglich Pflichten auferlegt. ‚Patti chiari, amicizia lunga', sagt ein italienisches Sprichwort. Wir würden ohne die nur uns beschwerende Fessel des Bündnisses oft in der Lage sein, Italien Gefälligkeiten erweisen und versagen zu können. Unsere Wertschätzung in Italien würde steigen und damit Deutschland schließlich in ein besseres Verhältnis als jetzt zu dem schönen Lande kommen. Denn auch mit diesem wollen wir in Frieden und Freundschaft leben, unsere Handelsbeziehungen mit ihm mehren und Kulturwerte miteinander tauschen. Aber politisch uns ins Schlepptau von Italien (!) nehmen zu lassen und unsere Aktion uns von einem lediglich papierenen oder Gut-Wetter-Alliierten vorschreiben zu lassen, dafür danken wir verbindlichst. Daher fort mit dem

längst überlebten Dreibund; in der bosnischen Krise haben Deutschland und Österreich gezeigt, daß sie allein jeder beliebigen europäischen Konstellation die Spitze bieten können. Notabene, auch damals befand sich Italien in den Reihen der Gegner. Wenn vielleicht auch das Wiener Kabinett Spezialarrangements mit Italien für nützlich erachten sollte, Arrangements, die nur von zweifelhaftem Wert sein könnten, so ist jedenfalls Deutschland ohne den italienischen Scheinverbündeten stärker als mit ihm. Für die Zukunft und im Hinblick auf fernere Eventualitäten ist zweifelsohne die politische Freundschaft der Türken uns wichtiger als die ihrer jetzigen Widersacher. Das deutsche Volk in seinem Gefühl für Recht und Anstand hat seine Wahl getroffen; hoffen wir, daß auch unsere Regierung einsieht, wie unser eigener Vorteil im italienisch-türkischen Konflikt Hand in Hand mit den Sympathien der Nation geht."

Noch energischer rückt der „Deutsche Bote" unserem — ernsthaft! — „teuren" Bundesbruder auf den Pelz. Er fordert kurz und bündig: Raus mit Italien aus dem Dreibund!

„Nun wohl! Hat Italien sich schon lange innerlich nicht nur vom Dreibund abgekehrt, sondern eine Politik gegen die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns getrieben, dann auch ganz offiziell hinaus mit ihm aus dem Dreibund! Die Freunde unserer Feinde sind unsere Feinde. Wir wollen mit der Verräter- und Banditenpolitik Italiens nichts zu tun haben. Wir haben auch nicht die geringste Veranlassung, etwa der Türkei in den Arm zu fallen, sofern sie sich stark genug fühlt, dieser Räuberpolitik zu begegnen."

Die nationale Zeitungskorrespondenz wirft dann noch die Frage auf, ob wir nicht die Türkei an Stelle Italiens in den Dreibund aufnehmen und ganz offiziell mit Italien brechen sollten, und endlich wird Deutschland nahegelegt, sich für die Orientierung der italienischen Politik im britischen Interesse dadurch zu revanchieren, daß es gleich der Türkei den italienischen Handel boykottiert: „Wir können uns auch einmal ohne die italienische Seide behelfen, mit der wir Italien 130 Millionen Mark im Jahre zu verdienen geben; und unsere Winzer werden nicht unglücklich sein, wenn die Konkurrenz des italienischen Weines ihnen vom Halse gehalten wird! Wir können zugleich mit der Türkei viele Tausende heute in Deutschland ihrem Erwerb nachgehende Italiener brotlos machen und sie dem Mutterlande zur Last legen — es sei nur daran erinnert, daß allein die Deutsche Feldarbeiter-Zentralstelle, die bei weitem nicht in der Lage ist, die ganze Italiener-Einwanderung zu kontrollieren (zumal die süddeutschen Staaten sich ihr nicht angeschlossen), im Jahre 1909/10 rund 40 000 italienische Arbeiter auf norddeutschem Boden legitimierte! —; und schließlich brauchen wir ja doch auch nicht die vielen Millionen und Millionen deutschen Geldes durch unsere Vergnügungsreisenden nach einem Lande zu tragen, das eine Deutschland so abgünstige Politik zu treiben beliebt, obwohl es formell immer noch mit ihm verbündet ist.

Einzig und allein der Rückhalt am Dreibund hat Italien seinen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht. Wählt es selbst seinen Platz außerhalb des Dreibundes, wie seine ganze Politik das ja schon seit Jahren bekundet, dann mag es die Folgen an seinem Wirtschaftskörper verspüren."

An der italienischen Freundschaft hätten wir ja so wie so nichts zu verlieren, da sie sich ganz in den Dienst unseres „Erzfeindes“ gestellt habe.

Und nun — damit zum Schaden der Spott nicht fehle — sollen wir, soll Deutschland gar das Karnickel gewesen sein, weil es in Marokko „angefangen“ habe! Armer Michel, als ob du von Marokko auch nur etwas zu riechen bekommen hättest oder noch bekämest! „Was haben wir denn erreicht,“ glauben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ schon jetzt fragen zu dürfen, „seit wir dem Lohengrinschiff in der Gestalt des ‚Panther‘ den fliegenden Holländer nachsandten? Man hat uns konzediert, daß wir auf Marokko völlig verzichten dürfen. Am 31. März 1905 hat der Kaiser in Tanger erklärt, daß er stets für die Souveränität des Sultans und für die Unabhängigkeit seines Landes eintreten werde, und das Vertrauen des gesamten Islam war unser Lohn. Hierauf dürfen wir auch verzichten. Wir forderten einen Anteil von dreißig Prozent an allen öffentlichen Arbeiten und geben die Forderung auf —, auch hier haben wir einen Sieg zu verzeichnen. Denn der Sieg über sich selbst ist der schönste Sieg, und wer des Herren Joch nicht trägt, darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken. Wir forderten auch sonst wirtschaftliche Vorrechte, und wir haben doch immerhin erreicht, daß uns nichts dergleichen gewährt wird. Der größte Gewinn liegt im Verzicht. Ein gemischter Ausschuß soll die Angebote für ausgeschriebene öffentliche Arbeiten prüfen, das haben wir erreicht. Das bestand aber auch schon vorher, denn dieser Ausschuß ist seit Jahren in Tanger tätig, und auch jetzt schon fällt sein Votum stets zugunsten der Franzosen aus. Aber die Liste unserer Erfolge ist noch nicht beendet: Bisher durften wir marokkanische Untertanen in unseren Schutz aufnehmen, der Vertrag von Madrid sicherte uns in dieser Richtung manchen Vorteil. Das alles dürfen wir aufgeben, auch das Recht, mit dem Sultan Sonderverträge abzuschließen, eigene Konsulargerichte zu halten, oder auch nur mit Spanien für den Teil besondere Vereinbarungen zu treffen, in dem der Hidalgo waltet. Hatten wir früher noch Hypotheken auf Marokko, so dürfen wir sie jetzt triumphierend löschen. Wer nicht begreift, daß dies ein Gewinn ist, dem ist eben nicht zu helfen. Und wer nicht erkennen will, daß unter dem Eindruck dieser ganzen schauerlichen Episode von Agadir das Prestige des Deutschen Reiches ganz gewaltig gewachsen ist, daß unsere Schweigsamkeit gegenüber den Reden der Herren Lloyd George, Asquith und Cartwright wie selbst gegenüber den Maßnahmen des kleinen Belgiens auf Bismarcksche Tatkraft weist, der ist ein Nörgler und sollte möglichst bald den Staub von seinen Pantoffeln schütteln, um in die gesegneten Fluren des neuen Kongolandes zu wandern, das wir zwar noch nicht haben, aber doch erhalten werden, sobald man für uns die sumpfigsten Stellen und die Hungerstellen herausgeschnitten haben wird. Bleibt als Gewinn noch die Versöhnung mit Frankreich, die ja das letzte und höchste Ziel aller Arbeit bilden sollte. Wie weit sie vorgeschritten ist, hat eben erst der Artikel in dem Blatt des französischen Kriegsministers bewiesen, der wohl den Höhepunkt herausfordernder Frechheit bedeutet. Und glaubt man wirklich, daß die Versöhnung vorwärts marschieren wird, wenn wir den Franzosen jetzt ein Stück des Kongolandes nehmen, ohne Kampf, mitten im Frieden? Wir haben die Gegensätze erweitert, wir sind mit England bis zur äußersten Grenze der Friedensmöglichkeit gelangt, und wir haben allgemeines Mißtrauen in Europa erweckt.“

Und um nichts! Pro nihilo!

Freilich, darin wird man dem konservativen Reichstagsabgeordneten Dr. Wagner nicht ganz unrecht geben dürfen, daß der jetzige Reichskanzler sich in einer sehr schwierigen Lage befinde. „Es ist ein offenes Geheimnis," führte der Abgeordnete vor seinen Wählern in Freiberg in Sachsen nach der „Kreuzzeitung" aus, „daß Frankreich vor einigen Jahren bereit war, Deutschland einen Teil Marokkos zu überlassen; das Angebot ist damals leider abgelehnt worden, wie es heißt, weil Deutschland sich sonst ‚unkorrekt' benommen hätte. Es folgte dann ein energischer Anlauf mit der vom Fürsten Bülow veranlaßten Fahrt unsers Kaisers nach Tanger. Dann ließen wir uns in Algeciras bluffen, und im März 1909 verkündete Fürst Bülow im Reichstage als der Weisheit letzten Schluß ein Abkommen, worin wir Frankreichs überwiegendes Interesse in Marokko anerkannten und uns verpflichteten, Frankreich bei der weiteren Verfolgung dieser besonderen Interessen keine Schwierigkeiten zu machen! Ich bin überzeugt, daß der Berliner französische Botschafter Cambon sich den jetzigen Leitern unsrer auswärtigen Politik gegenüber wiederholt auf den Fürsten Bülow berufen konnte.

Im übrigen wolle man aber auch bei der Kritik unserer Reichsregierung mit beachten, daß unser Nordostseekanal noch im Umbau begriffen ist; gegenwärtig können unsere größten Linienschiffe noch nicht von Kiel durch den Kanal nach der Nordsee gelangen; und außerdem wird unsere Küstenverteidigung jetzt noch in vollkommenster Weise ausgebaut. Ist die Erweiterung unseres Kanals fertig, und geht dann auch von der Insel Westerland über Helgoland bis Borkum ein mit dem Mittel modernster Technik ausgerüsteter, jeder feindlichen Flotte furchtbarer Verteidigungsgürtel, so werden wir unsere Haltung entsprechend bestimmen können.

Mit jedem Jahre werden wir, schon durch unsere Bevölkerungszunahme, stärker, vor allem gegenüber Frankreich; und das Schicksal der französischen Kolonien wird, wenn die Verhältnisse uns dazu zwingen sollten, auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden. Auch für England wird ein Krieg mit uns mit jedem Jahre bedenklicher, zumal der englische Handel den größten Schaden erleiden wird, wenn wir in die Lage kommen sollten, nicht nur die deutschen, sondern auch die französischen Häfen vor ihnen zu schließen. In dieser Richtung haben wir also keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen; sondern wir wollen mit dem Mute unserer wachsenden Kraft der Zukunft entgegengehen ...

Wir haben jetzt deutlich gesehen, welche anderen großen Nationen überall und jederzeit daran sind, uns Licht, Luft und Raum zu einer größeren Entfaltung unserer Nation abzuschneiden. Es ist eine furchtbare Härte, daß man unser so vorwärts strebendes, tatkräftiges Volk ohne die Möglichkeiten lassen will, deren sich andere Länder in ihren unentwickelten Gebieten erfreuen. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn dieses Ausschließungssystem gegenüber Deutschland noch weiterhin anhält, die Lebensnotwendigkeiten das Deutsche Reich eines Tages dazu zwingen werden, mit dem Schwerte zu holen, was wir in jahrzehntelanger friedfertiger Politik vergeblich erstrebt haben.

Und warum verwehren uns die andern Völker eine freiere Betätigung in der Welt? Der Grund hierfür gereicht unserm Volke wahrlich nur zum Stolze und zur Ehre. Gerade weil wir ein so tüchtiges, ein so arbeitsames, ein so rechtschaffenes und gut diszipliniertes Volk sind, weil wir deshalb mit unserer Volkswirtschaft so glänzend vorwärts schreiten, weil der Deutsche draußen im Auslande sich mit Zähigkeit durchringt, wenn es auf einen gleichberechtigten Wettbewerb ankommt. Deshalb der Neid, deshalb die Feindschaft.

Wir haben ferner jetzt gelernt, daß von allen diesen Völkern England die treibende Kraft gegen uns ist; wir werden diese Tatsache nicht vergessen. Unser Schwert allein ist es, was die Schwerter unserer Gegner in der Scheide hält; und was wir an unserer eignen Armee sparen wollten, das hätten wir zehnfach dann für die fremden Armeen zu zahlen! Zum Kriege gerüstet zu sein ist das beste Unterpfand einer machtvollen Weiterentwicklung unserer Nation, und nur in unserer eigenen Kraft ruht das Schicksal unseres Reiches.

Wir haben auch noch etwas anderes gelernt. Die auswärtige Politik eines großen Volkes kann nur erfolgreich sein, wenn sie nicht nur fest und einheitlich geleitet wird, sondern wenn sie auch getragen wird von dem, was der Philosoph Nietzsche ‚den langen Willen‘ nennt, von jener Eigenschaft, über Menschengeschlechter hinweg bestimmte Ziele zu verfolgen und besondere Interessen zu wahren. Dieser ‚lange Wille‘, der die verschiedenen, in langen Jahren zu treffenden Maßnahmen und Entscheidungen nur als die Zwischenglieder einer gewollten langen Entwicklung betrachtet, ist in der deutschen auswärtigen Politik bisher nicht genug zu erkennen gewesen, und das mag mit daran liegen, daß wir erst so spät zur nationalen Einigung gelangten.

Auch muß ein solcher ‚langer Wille‘ unterstützt werden durch das, sei es auch nur unbewußte, Fühlen und Sehnen des ganzen Volkes. Dieser nach außen geschlossene Gesamtwille des Volkes hat leider dem Deutschen Reich bisher gefehlt. Während, wie der österreichische Sozialdemokrat Leuthner einmal schrieb, der Engländer dem Ausland gegenüber nicht Mensch, auch nicht Liberaler oder Konservativer, sondern nur Engländer ist, während der Engländer sich, mag er nun als bescheidener Leitartikler die Feder oder als Minister die Geschäfte führen, sich vor dem Ausland immer nur als Vertreter seiner Nation, als Stück und Teil von deren Souveränität fühlt, mit der gesalbt und gekrönt er selbst hinter das staubige Schreibpult tritt, haben wir Deutschen so oft dem Auslande gegenüber das Bild der Uneinigkeit geboten ... Wie kurzsichtig war auch der Widerstand, den die Freisinnigen so lange unserer Kolonialpolitik, namentlich unter Bismarck, entgegenstellten. Jetzt endlich einmal war bei dieser Marokkofrage, abgesehen von einigen Börsenkreisen und der hierbei nicht in Rechnung gestellten Sozialdemokratie, das deutsche Volk zu einer einheitlichen, geschlossenen Haltung gelangt. An der Reichsregierung ist es, die Lehren der jüngsten Vorgänge zu verwirklichen. ...“

Ach ja, die „Reichsregierung“ — was man so darunter versteht oder verstehen noch kann! „Man konnte“, setzt der demokratische Reichstagsabgeordnete Konrad Haußmann im „März“ auseinander, „entweder die bismarcksche Politik fort-

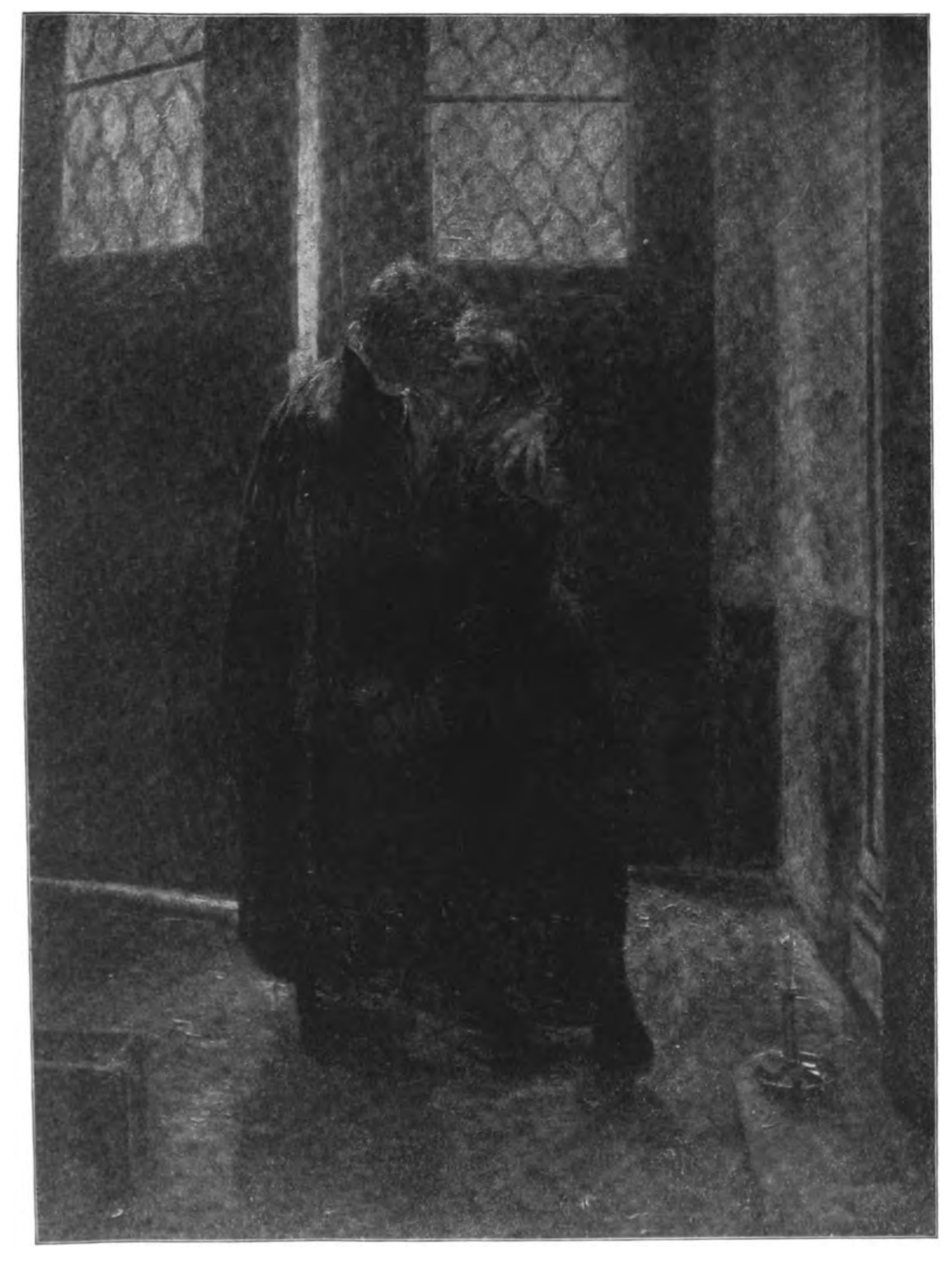


führen, oder man konnte sie verlassen. Aber was man nicht konnte oder richtiger nicht sollte, das war zwischen der alten Politik und einer neuen Politik hin und her pendeln. Dadurch mußte man mit Notwendigkeit die Vorteile jeder der beiden Richtungen in ziemlichem Umfang preisgeben. Der Sitz zwischen zwei Stühlen hat notorische Unbequemlichkeit.

Die Politik Bismarcks war: Bund mit Österreich und ‚Draht' mit Rußland. Verzicht auf koloniale Erwerbungen im Mittelmeerbecken und in Nordafrika. Diese Politik bedeutete und ermöglichte eine gemilderte Frontstellung gegen die Westmächte. Bismarck ließ Ferry am 2. Mai 1881 durch St. Vallier sagen, daß ‚er selbst gegen eine Eroberung von Tunis durch Frankreich nichts einzuwenden habe. Außerhalb Europas macht, was ihr wollt!' Diese Politik der Nichteinmischung in Afrika ließ Frankreich freie Hand und trieb, weil es alsbald zugriff und Tunis dem gegenüberliegenden Italien vor dem Mund wegnahm, Italien an die Seite von Deutschland-Österreich. Diese Taktik schuf den Dreibund und gab in Verbindung mit dem russischen Draht eine starke diplomatische Stellung in Europa.

Die Beziehungen mit Rußland hatten sich zwar nach den Ergebnissen des Berliner Kongresses vom 13. Juli 1878 nicht nur gelockert, sondern verschärft; die brüske Alternative, die ein den russischen Groll spiegelnder Brief Alexanders II. an Wilhelm I. im August 1879 stellte: Deutschland solle zwischen Österreich und Rußland wählen, hatte das völkerrechtliche Bündnis Deutschlands vom 7. Oktober 1879 beschleunigt. Aber unter Alexander III. schloß Bismarck mit Schuwalow im November 1887 den geheimen russisch-deutschen Rückversicherungsvertrag, in dem jeder der beiden Staaten dem anderen, falls er ‚angegriffen' würde, wohlwollende Neutralität zusagte. Ob es richtig gewesen wäre, diesen Vertrag Österreich vertraulich mitzuteilen, und andere Fragen, die der Vertrag nahelegt, sind in diesem Zusammenhang nicht von entscheidender Bedeutung — beweiskräftig ist das Instrument dafür, daß Bismarck den ‚Draht mit Rußland' zu einem Faktor seiner Politik gemacht hat. Der Geheimvertrag war im November 1887 auf drei Jahre geschlossen und enthielt offenbar die Bestimmung einer Fortsetzung, wenn sechs Monate vor Ablauf der drei Jahre von keiner Seite der Rücktritt erklärt sei. So fiel die Entscheidung über die Fortsetzung oder Nichtfortsetzung gerade in das dramatische Frühjahr von 1890, in die Zeit von Bismarcks Sturz. Bismarck — die bisher bekannt gewordenen Berichte lassen es erkennen, und die Akten werden es dereinst geschichtlich beweisen — kämpfte um die Erneuerung mit Kaiser Wilhelm II.

Kaiser Wilhelm II. wollte den Rückversicherungsvertrag nicht erneuern. Er war scharf verstimmt von seinem Besuch am Zarenhof (vor dem ihn der genau unterrichtete Bismarck auf das eindringlichste, aber leider vergeblich gewarnt hatte! D. T.) zurückgekehrt. Holstein sekundierte seine Stimmung, und Caprivi gab drei Tage nach seiner erstmaligen Beschäftigung mit auswärtiger Politik den vom Kaiser gewünschten und gebilligten Entscheid, daß der Rückversicherungsvertrag nicht zu erneuern und daß Rußland abzusagen sei.



Abschied — Herm. Pleuer

Nach einer Photographie von Friedrich Höfle in Augsburg

Das war ein bewußtes Verlassen der Bismarckschen Politik. Die öffentliche Meinung, das Parlament, der Bundesrat und zweifellos auch der auswärtige Ausschuß erfuhr damals vor der Absage nichts von der veränderten Steuerstellung. Verantwortlich für dieselbe ist formell der Neuling Caprivi, materiell Kaiser Wilhelm II. und Holstein.

Nun war es durchaus denkbar, auch eine andere Politik zu machen. Nur mußte sie in ihren Konsequenzen durchdacht und dann diesen zugeführt werden. Wollte man eine Periode der kolonialen Gebietserweiterungen im wirtschaftlichen Interesse vor allem in dem erst halb verteilten Afrika und in dem Mittelmeergebiet ins Auge fassen, und wollte Deutschland auf die subsidiäre Sicherung einer wohlwollenden Neutralität Rußlands verzichten, so durfte Deutschland einer Annäherung an England und damit an die Westmächte nicht ausweichen. Unterließ man das und stieß Rußland ab, so ebnete man dem Zweibund die Wege und mußte eine Annäherung von England an diese Gruppe als eine Eventualität und Wahrscheinlichkeit ins Auge fassen.

Man hat diese Erwägungen nicht angestellt oder ihnen keine Folge gegeben. Man ließ die Dinge gehen, wie sie eben gingen, vertraute auf den ‚historischen' Gegensatz zwischen Republik und Zarentum und zwischen Rußland und England. Man war, nachdem Caprivi der agrarischen Fronde aus innerpolitischen Gründen erlegen war und Bismarck inzwischen seine grimmigen Anklagen wegen Änderung des Kurses mit Rußland hatte ertönen lassen, nur immer bemüht zu versichern, daß der ‚alte Kurs fortgesetzt' werde.... Man hielt die Kaiserbesuche in allen Landen für ‚auswärtige Politik'.

Diese Taktik der glanzvollen Kaiserbesuche aber gerade war es, die, wenn nicht alarmierend, so doch verstimmend wirkte und die Stimmung im Osten und Westen für eine engere Verbindung vorbereitete. Dazu kam noch ein anderer Lärm. ... Anstatt würdig und still vollzog sich die Vermehrung der deutschen Kriegsmarine unter heftigen Gesten ungeschickter Freunde und aufdringlicher Vormünder der Regierung; das Marineamt, das mit einer stark entwickelten persönlichen Vorliebe des Kaisers für alles, was mit der See in Beziehung stand, rechnen konnte, hat jene Agitatoren nicht rechtzeitig abgeschüttelt, weil es dieselben innerpolitisch fruktifizieren wollte. Die Folgen waren unausbleiblich. England, das lange alle Bündnisse abgelehnt hatte, wurde zu einem vertragsmäßigen und planmäßigen Einvernehmen mit Frankreich und mit Rußland gedrängt und änderte die Gewichte in den Schalen zur Freude des Zweibundes. Deutschland war auf einmal diplomatisch so isoliert, daß eine kaiserliche Thronrede dies ausdrücklich erklärte und die auswärtigen Beziehungen mit den anderen Staaten, abgesehen von Österreich-Ungarn, nur noch als ‚korrekt' bezeichnete. Der autokratische Osten und der republikanische Westen hatten sich gleich im Jahre 1890 nach der Nichterneuerung des russisch-deutschen Rückversicherungsvertrags rasch genähert und sich nicht bloß durch einen französisch-russischen Rückversicherungsvertrag für den Kriegsfall, sondern auch diplomatisch verbündet. Am 23. Juli 1891 war die französische Flotte in Kronstadt vor Anker gegangen. Alexander III. hat vereinbartermaßen die Marseillaise stehend ange-

hört, und im Sommer 1907 traf die englische Flotte mit König Eduard in Reval ein, um Rußland und den Zaren Nikolaus zu salutieren. Das sind die demonstrativen öffentlichen Beurkundungen.

Zwischen diesem dreifachen Handschlag liegt ein Zeitraum von 16 Jahren, und in diesen Zeitraum fallen die entscheidenden Verträge über außereuropäische Gebietsteile zwischen Frankreich und England und zwischen England und Rußland. Am 8. April 1904 wurde die ‚entente cordiale' besiegelt durch den Vertrag, in dem England der französischen Republik sich verpflichtete, ihr zu der Erlangung des Protektorats über Marokko zu verhelfen, zum Dank dafür, daß Frankreich die englische Herrschaft über Ägypten völkerrechtlich guthieß, und am 31. August 1907 schloß England und Rußland den Vertrag, der neben anderem Persien in eine englische und eine russische ‚Interessensphäre' verteilte.

Zwischen all dem bestehen ursächliche Zusammenhänge, an denen die auswärtige Politik Deutschlands aktiv und passiv mitgewirkt hat. Wollte Deutschland koloniale Gebietserweiterungen oder Interessensphären in Afrika erlangen, so war der gegebene Weg dazu die Revidierung seines Verhältnisses zu England und zu den Westmächten. Da nach dem immerhin begrenzten Wert afrikanischer Kolonien und dem Menschheitsschaden eines europäischen Kriegs das Mittel kriegerischer Erkämpfung des Sus und des Kongo am Rhein aus den Erwägungen einer Diplomatie mit Augenmaß und Gewissen ausschied (? Vgl. Oktober-Tagebuch. D. T.), so kam als die richtige Form die Verständigung mit den Mittelmeerstaaten allein ernsthaft in Betracht. Diese Verständigung wiederum hatte, wenn sie zu praktisch wertvollen Resultaten führen sollte, zur Voraussetzung eine allgemeinere Orientierung zu den Mittelmeerstaaten nach freundschaftlichen Richtlinien. . . . Gewinnung afrikanischer Interessensphären und Ablehnung einer Politik an der Seite der Mittelmeerstaaten — das ist widerspruchsvoll, kurzsichtig und kindlich. Bismarck würde auf das stärkste protestiert haben, wenn man diesen Mangel an diplomatischem Weitblick für bismärckische Tradition erklärt hätte. Er verstand das große Gesetz des ‚Wenn schon, denn schon'. Schneidet man den Draht mit Rußland ab, so muß man den mit England befestigen. Will man nach Westafrika, so muß man die europäische Politik anders führen, als wenn man nicht nach Westafrika will. . . .

Herr von Bethmann-Hollweg und Herr von Kiderlen-Wächter haben in diesem Sommer keine ganz leichte Aufgabe gehabt. Sie sind auch belastet mit den Fehlern von Vorgängern und den Präjudizien einer nicht konsequenten Politik. Die jüngste Vereinbarung mit Rußland, welche bestimmte wirtschaftliche Zwecke voraussetllt und politische Wirkungen nach sich ziehen kann, vermag natürlich nicht die zwischenliegende Entwicklung zu redressieren. Eben deshalb muß sie auch ergänzt werden durch eine richtige Stellungnahme zu anderen Staaten.

Das alles aber darf nicht bloß Sache der Regierung sein. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, wie wenig Instanzen in Deutschland diese Entwicklung der auswärtigen Politik in den 21 Jahren seit Bismarcks Sturz bewußt und planmäßig verfolgt

haben. Der Bundesrat? Der Auswärtige Ausschuß? Der Reichstag? Eine Reichstagskommission? Oder wer sonst?

Man hat die Deutschen systematisch entwöhnt, die auswärtige Politik mit verantwortlichem Geist und Gewissen zu verfolgen. Bismarck hat auch hier wie auf dem Gebiete der inneren Politik und im konstitutionellen Leben nicht durch Erziehung vorgearbeitet, ebenso wie er in seiner übermächtigen Eigenart keine Staatsmänner zu erziehen sich angelegen sein ließ. Es rächt sich immer, wenn man ‚entwöhnt' statt ‚gewöhnt'.

Deutschland kann an Marokko lernen. Es ist Zeit, daß sich die öffentliche Meinung anders als bloß in gelegentlichen Erregungen um die auswärtige Politik bekümmert."

Und nun lese man, was die „Nowoje Wremja" an auffallender Stelle schreibt: „In der letzten Zeit bemerkten wir mehrfach, daß der Grundgedanke der augenblicklich durchlebten politischen Lage Europas die Falle sei, in die Deutschland fast unentrinnbar durch eigene Schuld geraten. Mit diesem politischen Grundgedanken muß die russische Diplomatie rechnen, da sie nur dadurch die auswärtige russische Staatskunst in richtiger Weise lenken kann, wenn sie die deutschen Fehler benutzt."

Mit diesen deutschen Fehlern der letzten Zeit sind, wie aus früheren Betrachtungen der russischen Presse, namentlich der „Nowoje Wremja", hervorgeht, nach der „Tägl. Rundschau" namentlich gemeint: die Entsendung eines Kriegsschiffes nach Agadir, durch die man A sagte, ohne sich stark genug zu fühlen, B nachfolgen zu lassen; die ewig sich hinziehenden Verhandlungen mit Frankreich; die vergeblich versuchte Friedensstiftung zwischen Italien und der Türkei; endlich die Übernahme des Schutzes der italienischen Untertanen, wodurch Deutschland mit beiden Ländern in eine schiefe Lage kommen werde.

Aber auch in den Verhandlungen über Marokko habe die deutsche Regierung den französischen Forderungen Schritt für Schritt nachgegeben. Bei dieser völligen Nachgiebigkeit Deutschlands sei ja ein friedliches Ende zu erwarten. Damit würde aber nur die Hälfte der deutsch-französischen Verhandlungen erledigt sein. Allerdings habe Frankreich sehr geschickt gehandelt, indem es von vornherein die Bedingung machte, die deutsch-französischen Streitfragen, Marokko betreffend, müßten zunächst unwiderruflich erledigt sein; dann erst werde sich Frankreich auf Verhandlungen über etwaige Ersatzgebiete einlassen. Frankreich habe dadurch den Vorteil erreicht, sicher zu prüfen, ob Deutschland sich überhaupt Marokkos wegen auf einen Krieg einlassen wolle. Sowie mit Zustimmung Berlins der ganzen Welt die Unterstellung Marokkos unter Frankreich verkündet sein werde, könne sich Deutschland nicht mehr aufs hohe Pferd setzen, Forderungen im sonstigen Afrika betreffend. Diese Teilung der Verhandlungen sei ein Meisterstück der französischen Diplomatie.

Selbstverständlich. Der französischen. Kein aufrichtiger deutscher Patriot hat's anders gehofft. Wer erwartet denn auf unserer Seite noch „Meisterstücke" der Diplomatie! Von denen sind wir seit Bismarck gründlich entwöhnt. Hat das

bloße Wort in diesem Sinne nicht schon etwas grotesk Komisches? Die deutsche Reichsregierung hat ja, wie der Legationsrat a. D. vom Rath im „Tag“ festnagelt, nicht einmal den Streich unseres teuren Bundesbruders vorausgesehen, von seinem Korsarenzug keine Ahnung gehabt! „Hätte sie das Geringste geahnt, dann würde sie selbstverständlich rechtzeitig die vom deutschen Interesse gebotenen Schritte getan haben: So verkünden es unsere Diplomaten im In- und Auslande, so orakelt die offiziöse Presse. Gewiß hat Herr Pansa nichts gewußt und nichts verraten. Aber wir unterhalten doch auch einen Botschafter mit einem kostspieligen Stabe von Diplomaten, Marine- und Militärattachés in der italienischen Hauptstadt. Sind alle diese Herren ohne jede Fühlung mit der sie umgebenden Welt, womit beschäftigen sie sich denn eigentlich?! Ist die römische Luft für deutsche Seh- und Hörnerven zu dick, oder lassen Herrn v. Jagow die Lorbeeren des Herrn v. Mühlberg nicht schlafen, der von Moderniseneid und ähnlichen Bagatellen ebenfalls nichts wußte, ehe sie nicht im Morgenblättchen standen?!

Manche glauben, daß die Londoner Regierung, die mit der römischen nicht in einem so innigen Bündnisverhältnisse steht wie die unsrige, von dem Vorhaben unterrichtet gewesen sei. Auch an der Themse unterhalten wir einen Botschafter und ein zahlreiches diplomatisches Personal. London ist der Ort, wo politische Nachrichten unschwer erhältlich sind. Denn der Engländer, auch der Staatsmann und Politiker, ist leicht zugänglich und mitteilsam, wenn man ihn zu nehmen weiß. Man muß ihn allerdings in seinen Klubs aufsuchen und den penetranten Geruch des Navy-cut-Tabaks nicht scheuen. Auf den herrlichen englischen Landsitzen ist die Luft zwar besser als am Stammtische der Garrick- und Beefsteak-Klubs, wo aber trotz der Atmosphäre Politik gesprochen und gemacht wird. Diplomaten anderer Staaten trifft man auch dort.

Über den Tripolisplan würden nun wohl die englischen den deutschen Kollegen schwerlich vorher etwas verraten haben — es sei denn, diese hätten sich sehr geschickt angestellt, man muß auch nicht zu viel verlangen —, denn jene wußten warum. Aber zum Beispiel über den Abschluß des schriftlichen anglo-französischen Marokkobündnisses in der dritten Augustwoche wäre es schon leichter gewesen, Mitteilung zu erhalten. Wenn auch vielleicht nicht so frühzeitig, daß ein diplomatischer Zug deutscherseits diese immerhin unerwünschte engere Verkettung der Westmächte hintangehalten hätte. (Gerechterweise darf man aber auch an die Initiative der deutschen Diplomatie nicht übertriebene Ansprüche stellen.)

Wer denkt in diesem Zusammenhange nicht an den Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges?! Die Reichsregierung wurde damals von den Ereignissen genau so überrascht wie jetzt vom Tripolisüberfall.

Weder unser Botschafter in Petersburg noch unser damaliger Gesandter in Tokio wußten ein Sterbenswörtchen vorher. Ohne diese ressortmäßige Berichterstattung glaubte man aber in der Wilhelmstraße dem ‚wilden‘ Pessimismus des Militärattachés in Tokio kein Wort, der wochenlang vorher die kommenden Ereignisse mit aller Bestimmtheit angekündigt hatte. Von den Londoner Warnungen nicht zu reden, die zwar

nicht von der ressortmäßig berufenen Botschaft, wohl aber von gut informierten Finanziers kamen. Jedenfalls erhob das nachrichtenlose Auswärtige Amt keinerlei Widerspruch gegen die Emission einiger hundert Millionen Staatsanleihen wenige Tage vor Ausbruch des Krieges. Der Erfolg dieser Transaktion ist noch in ebenso frischer wie schmerzlicher Erinnerung der Preußengruppe. Die Zahl dieser Vorkommnisse ist damit durchaus nicht erschöpft, die angeführten mögen aber genügen.

Der deutsche Steuerzahler, der sich manchmal im stillen Kämmerlein den Kopf seines Reichstagsabgeordneten über die Notwendigkeit der exorbitanten Heeres- und Marinelasten zur Unterstützung unserer heutigen ‚kraftvollen auswärtigen Politik' zerbricht, und der auch die vielen Millionen für die glänzende diplomatische Vertretung im Auslande zu zahlen hat, ist allerdings der Ansicht, daß die Reichsregierung den tripolitanischen Streich hätte voraussehen müssen. In seinem einfachen Sinne sagt er sich: Es gibt nur drei Möglichkeiten. Entweder sind wir in Rom durch Persönlichkeiten vertreten, die ohne Fühlung und Kenntnis der Verhältnisse sind, oder die Regierung hat ihren eigenen verantwortlichen Berichterstattern nicht Glauben schenken wollen, oder endlich sie hat die Tragweite des bevorstehenden italienischen Schlages für Deutschlands Interessen nicht in genügendem Umfange übersehen. In jedem dieser drei Fälle ist aber die Regierung einer Vernachlässigung ihrer Pflichten schuldig. So spiegelt sich das Bild im Kopfe des einfachen Mannes.

In London scheinen in den letzten Tagen die Verhandlungen mit Frankreich über den definitiven und dauernden Bündnistraktat nicht recht von der Stelle zu kommen. England ist offenbar der atlantische Einflußzuwachs Frankreichs und seine Mittelmeerexpansion, die aus einer Verständigung mit Deutschland über Marokko resultieren würden, unheimlich. Trotz aller dagegen sprechenden Anzeichen erscheint es daher nicht gänzlich ausgeschlossen, daß eine geschickte deutsche Diplomatie die feinen Fäden der Bertie und Delcassé, der Nicolson, Cambon und Cartwright verwirren und zerreißen könnte, *wenn* sie eben nur geschickt wäre. *Wie manches Mal* in den letzten Jahren *wäre dies möglich gewesen*, auch wegen Marokkos!

Hier ruht aber gerade der verhängnisvolle Schaden, der so manches sonst unergründliche Vorkommnis aufklärt: unter den älteren, in den verantwortungsvollsten Stellungen befindlichen Diplomaten haben wir nur noch wenige fähige, ihren Aufgaben und ihren Gegnern gewachsene. Es macht den Eindruck, als ob dieser Beamtenkörper, bis auf die Ausnahmen, sich *in völliger Dekadenz* befinde. Als ob bei den wichtigsten Ereignissen, Bündnisabschlüssen und Staatsaktionen unsere Diplomaten *unbeteiligt und einflußlos zuwarteten, als ob diese Dinge sie gar nichts angingen.* Von einer Tätigkeit der Verhinderung oder Umgestaltung unwillkommener Entwicklungen gar nicht zu reden. Als ob den deutschen Agenten neben den intellektuellen auch die Machtmittel fehlten, um in geeigneten Augenblicken einzugreifen. Als bestände — und hier möchte ich unterstreichen — keine intimere Wechselwirkung zwischen der Berliner Zentrale und einzelnen diplomatischen Vertretungen im Auslande,

als fehlte das unbedingte Vertrauen, und als litte darunter das Maß der Instruktionen dieser Stellen.

Den Finger in diese Wunde zu legen, erscheint patriotische Pflicht in einer so gefährlichen Zeit wie der heutigen, wo unendlich viel abhängen kann von der Klarheit und Klugheit eines jeden Kopfes, von der Geschicklichkeit einer jeden Hand, von der Zuverlässigkeit und Mannhaftigkeit eines jeden Charakters auf so exponierten Posten. Politik wird nun einmal von Menschen gemacht, und Diplomaten sollten Künstler in ihrem Fache sein. Unfähige Minister und Regierungsbeamte vermögen im wohlgefügten Systeme des inneren und technischen Dienstes nicht annähernd so viel Unheil anzurichten und direkte Gefahren für das Reich heraufzubeschwören wie ungeeignete und indolente Diplomaten an denjenigen Orten, wo die Geschichte gemacht wird ..."

Und dabei verlangen die Herren noch, man solle ihnen nur unbedingt und unbesehen vertrauen, wenn man aber schon den Mund nicht halten könne, dann ihn nur zu uneingeschränktem Lobe öffnen. Das ist ja, bemerkt die „Tägliche Rundschau", „bei uns das Rezept dieser Art Zeitungspolitik für deutsche auswärtige Angelegenheiten: Während der Verhandlungen bedeutungsvolles Schweigen mit geheimnisvollen Andeutungen, daß sich wieder einmal Ungeheures ereigne, das man aber um Gottes willen nicht durch vorwitzige Kritik oder selbständige Ansichten stören dürfe. Dann im zweiten Akt: Loben als patriotische Pflicht, da eine Kritik doch nur dem Auslande nütze und ihm unsere Fehler zeige, auf die der dumme Ausländer sonst selbstverständlich nie kommen würde. Der dritte Akt spielt dann ein oder zwei Jahre später, und in ihm dürfen nicht nur die Fehler zugestanden, sondern sie müssen sogar scharf unterstrichen werden, weil ihre Bekanntgabe nunmehr nützlich ist zur Hebung des Prestiges der gegenwärtigen Politik, die natürlich nur durch die Unfähigkeit der früheren, seinerzeit so sehr gelobten Regierung gehindert ist, ihre kraftvollen Pläne zum herrlichen Ziele zu führen. So ist es im deutschen Lande Pressebrauch ..."

Michel aber muß alles schlucken und darf nur die Zähne heroisch zusammenbeißen. „Stellen Sie sich vor," schreibt mir ein Deutscher aus den Vereinigten Staaten, dem gerade das September-Tagebuch vorlag, „wie einem Deutschen zumute sein muß, wenn man in den hiesigen Zeitungen witzelnde, ja höhnische Artikel lesen muß, wie z. B.: ‚Die deutsche Politik der großen Fresse mit dem leeren Magen'! — Seit über zwölf Jahren verdiene ich mir meinen Lebensunterhalt im Auslande und habe in allen Weltteilen gearbeitet und immer mit stolzem Gefühl meine deutsche Nationalität gewahrt. Wie schwer diese letzten Blamagen der deutschen Politik auf uns Deutschen im Auslande lasten, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der mit allen Fasern an seinem Vaterlande, dem Vaterlande eines Bismarck, hängt. Vor kurzem hatte ich die Gelegenheit, mit einem gewissen Herrn Dr. W., der bei der amerikanischen Regierung in Washington arbeitet, zu reden. Dieser Herr ... hatte die Unverfrorenheit zu sagen, daß Deutschland nur eine gehörige Tracht Prügel fehle ..."

Nun erst die Deutschen in Marokko selbst! Ein dort ansässiger Geschäftsfreund

schreibt der „Allgem. Handelszeitung“: „... Was sollen wir Deutschen überhaupt hier noch machen, wo uns die Franzosen überall Knüppel in den Weg werfen? Welcher Eingeborene wird noch deutschen Schutz nachsuchen, mit den Deutschen arbeiten, wenn er sieht, daß Deutschland mit Frankreich ‚verhandelt‘, und wie verhandelt! Die Vorarbeit, die die Deutschen in Marokko geleistet haben, scheint umsonst gewesen zu sein. ... Der eingeborene Arbeiter, der in meine Dienste tritt, wird von den Franzosen einfach ins Gefängnis gesteckt. So geht's jedem Deutschen hier; es könnte anders sein!“

Und noch ein hübsches Stimmungsbild —: die Flaggenhissung in Agadir. Ein Bericht der „Vigie Marocaine“ in Casablanca, aus der die „Rhein.-Westf. Ztg.“ mitteilt:

„Herr Jacques Hubert, der Matinmann, erhält am 27. September früh vier Uhr durch Expreßboten ein Telegramm seines Blattes: ‚Affaire arrangée, Maroc à France, rentrez.‘ Er weckt seine französischen Freunde sofort aus dem Schlafe und teilt ihnen die Freudenbotschaft mit. Darauf lautes ‚Vive-la-France‘-Rufen. Dann wird die französische Flagge gehißt. ‚Diese Tat brachte uns, nachdem sich das Gerücht durch unseren Rekkas herumgesprochen hatte, unzählige Besuche Neugieriger. Wir bestätigten die Nachricht, und die gleiche Frage wurde immer wieder an uns gestellt: Wann geht er also? Er ist nämlich der Kreuzer. Weiter hat bisher die ganze Bevölkerung nichts von der ganzen Sache begriffen. Die politischen Verständigungen sind ihrem primitiven Auffassungsvermögen unbekannt. Nur die Tatsachen beschäftigen ihren Geist, und der Kreuzer bedeutete für sie ganz Deutschland, das ungelegene und lästige Deutschland, welches sich wie ein Tölpel zu einem Fest geladen hat, dort schmollt und doch nicht abziehen will. Auf dem Kreuzer schien man, wie wir durch unsere Gläser beobachten konnten, sehr überrascht von unserer Demonstration, und sein Deck füllte sich mit Seeleuten, welche mit Entsetzen die französische Flagge über dem Sus wehen sahen, von den Eingeborenen bejubelt. Übrigens wird die Lage dieses armen Kreuzers von Tag zu Tag schwieriger und lächerlicher. Wie ein losgelöster Fels im Meere, so verschwindet sein Prestige, von der Wirklichkeit nicht unterstützt.“

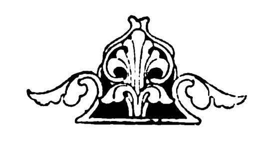
„Dieser arme Kreuzer“, der aber für die Bevölkerung „ganz Deutschland“ bedeutet! Und dessen Lage von Tag zu Tag „lächerlicher“ wird! Armer Kreuzer, armer Michel! Aber das sind die Folgen: je mehr wir uns ducken, um so größeres Mißtrauen, um so gesalzenere Präventivprügel. Denn an einen so artigen und bescheidenen und dickfelligen Prügelknaben glaubt ja keiner außer uns selbst!

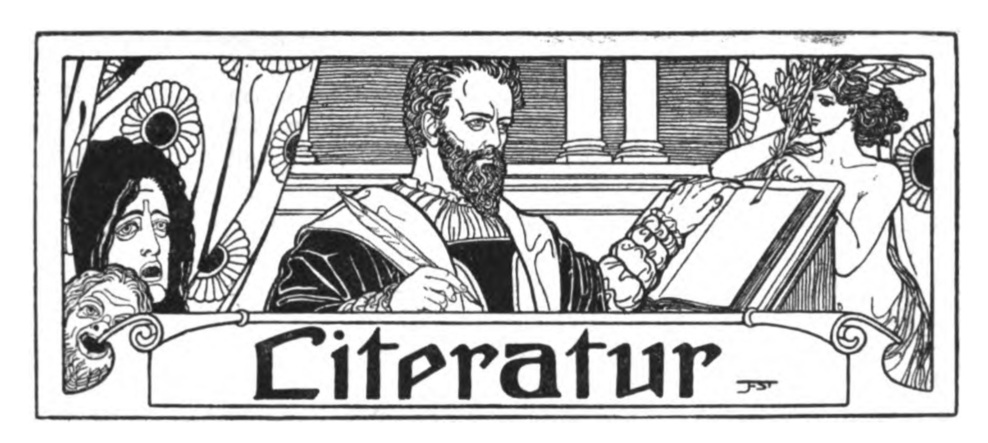
Wir wollen mit der „Bayerischen Landeszeitung“ auch die Fehler im Volke nicht übersehen: „Der Deutsche ist schwer zur Einigkeit zu bringen. Neben Eifersucht und kleinlichem Neid, oft kindischer Scheelsucht, eine Bevorzugung des Rassefremden und Bewunderung fremder Eigenart. Welch schwerfälliger, vorurteilsvoller Geist, der an protestantische Kälber und katholische Kühe glaubt! Welch öder, schulmeisterlicher und pedantischer Sinn, der alles Leben nur nach einer Regel, einer Schablone, einem Rezept, einem Parteiprogramm betrachten läßt! Welcher Leichtsinn und welche Charakterlosigkeit in der Auffassung ernstester Lebens-

aufgaben, die sich immer breiter macht! Das Sinken von Treue und Glauben, wirklicher Ehre, Ehrlichkeit und Zuversicht! Starrköpfigste Eigenbrödelei in allen Pfifferlingsgeschichten, dumme Ratsch- und Klatschsucht und stumpfsinniger Parteiherdensinn, den die nationalen Fragen gleichgültig lassen, weil er hinter dem ... Parteigötzen einhertrotteln muß! Die führende Gesellschaft ist außerstande, bessernd einzugreifen. Kasten-, Klassen- und Cliquenwesen — es fehlt nur noch ein Tennispemperle —, Standesdünkel, beschränkter Horizont, bloßer Jagd- und Sportsgeist haben nicht die Assimilationskraft, wirkliche Volksinteressen mit den eigenen zu verbinden. Dazu der widerliche Eigennutz! Es soll gegen das monarchische Prinzip sein, daß der Fürst die Wertzuwachssteuer und die Prinzen Porto bezahlen. Gründung von Fideikommissen, Wegschrauben von der Erbschaftssteuer, Bereicherungen durch Ausnützen politischer Stellung, dummes Protzentum sind nicht Züchtungsmittel für den patriotischen Geist.

Noch eine Frage: Können wir die Blamagen unserer leitenden Politik tilgen? Fehlt uns ein Bismarck oder sind die Grundbedingungen zum Durchhauen des gordischen Knotens überhaupt nicht mehr vorhanden? Freilich täten uns in erster Linie Männer wie Bismarck not. Sie sind da. Aber sie müssen sich betätigen können und dürfen, völlig losgelöst von aller Hofkamarilla. In Deutschland waren es immer, bei wenigen Monarchen ausgenommen, die Höfe, die alles versäumt und verdummt haben, weil sie nur auf ihren Nimbus bedacht waren. Also wir brauchen Männer der Arbeit und der Rücksichtslosigkeit, nicht des Sports, der Kinkerlitzchen und der Salonflüsterei. Männer, die durch Taten, nicht durch inhaltslose Sprüche, den Anschluß wirtschaftlich und kulturell an das arbeitende Volk finden, die schöpferisch sind, nicht am Schema und an der Norm und Form kleben, die das am gesunden Mark zehrende Lumpentum in Stadt und Land und den Schwindel oben und unten mit eiserner Faust am Kragen fassen."

Gott vertrauen und feste um sich hauen!





Zu Heinrich von Kleists Gedächtnis

Von Erich Schlaikjer

Ende März 1811 war Kleist, der immer arm war, völlig mittellos und sah darum keinen anderen Ausweg, als sich wieder der preußischen Armee zur Verfügung zu stellen. Am 19. September richtete er an den Staatskanzler ein Gesuch, in dem er um einen Vorschuß von 20 Louisdor bat, um sich equipieren zu können. Eine Antwort auf dieses Gesuch wurde ihm zunächst nicht zuteil, und am 22. November erwies sich die Antwort als überflüssig. Hardenberg setzte an diesem Tage den eigenhändigen Vermerk an den Rand: „Zu den Akten, da der p. von Kleist seit 21. 11. 11. nicht mehr lebt.“ Kleist hatte sich an diesem Tage mit seiner Freundin Henriette Vogel, die nach Arnims Urteil „ziemlich alt und häßlich“ war, auf einem Bergrücken zwischen dem kleinen Wannsee und der Potsdamer Landstraße erschossen. Der Sänger des „Prinzen von Homburg“ brauchte den Vorschuß zur Equipierung nicht mehr. Der p. Kleist hatte eine Welt verlassen, in der ihm ein schwarzes Schicksal beschieden worden war, und mit der er nicht hatte zurechtkommen können.

Es soll an dieser Stelle nicht an die tiefen Dissonanzen erinnert werden, die durch Kleists Inneres gingen und die sicher auch dazu beigetragen haben, daß er den Kerker seiner Seele zerbrach. Der Empfang, den ihm Welt und Zeit hatten zuteil werden lassen, war derart gewesen, daß er auch eine mehr harmonische Natur in die dunklen Schatten des Todes hätte hineintreiben können.

Obwohl er der geborene Dramatiker war, ging er in das Grab, ohne auch nur eines seiner Stücke auf der Bühne gesehen zu haben. Bei seinen Lebzeiten wurde überhaupt nur „Der zerbrochene Krug“ in Weimar und das „Käthchen von Heilbronn“ in Wien gegeben. Seine beiden letzten Dramen, darunter der bedeutende „Prinz von Homburg“, erblickten erst zehn Jahre nach dem Tode ihres Schöpfers das Licht der Welt. Die Tageskritik hatte ihn mit wenigen Ausnahmen verrissen und beschimpft. Als glühender preußischer Patriot mußte er die tiefe Erniedrigung seines Vaterlands unter Napoleon mit erleben. Der Kampfruf seiner „Hermannsschlacht“ der mit starkem, leidenschaftlichem Haß die französische Fremd-

herrschaft angriff, konnte nicht einmal gedruckt, geschweige denn gespielt werden. Er hatte dieses Drama seinem deutschen Volk schenken wollen, aber es zeigte sich, daß sie es nicht einmal geschenkt annahmen. Und während so die Welt über ihn zur Tagsordnung überging, konnte sich im Berliner Schauspielhaus der öde und blöde Schund breitmachen. Die Armut hatte alle ihre Furien auf ihn losgelassen, und so hätte es der schweren nervösen Krisen, die er durchmachen mußte, am Ende gar nicht bedurft, um seinen Widerstand und seine Kraft zu brechen. Ob man nun die jauchzende Stimmung, in der er aus der Welt schied, für pathologisch halten will oder nicht, es begreift sich, daß er eine Welt nicht ungern verließ, die für ihn eine überaus wirkungsvolle Folterkammer gewesen war.

An diesem Tage des Gedächtnisses, an dem gerade hundert Jahre seit dem verhängnisvollen Pistolenschuß an der Potsdamer Landstraße verstrichen sind, dienen wir dem Gedächtnis des großen Toten am besten, wenn wir uns die Schatten vergegenwärtigen, die über seinen Lebensweg fielen. Das innere wie das äußere Leben des schwergeprüften Dichters malt sich am besten in seinen Briefen, aus denen auch der Biograph in allem Wesentlichen schöpfen muß. Eine kritische Gesamtausgabe der Briefe, die Minde-Pouet bearbeitet hat, liegt in dem fünften Band der großen Kleist-Ausgabe vor, die Erich Schmidt im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig herausgegeben hat. Die ganze Ausgabe, die mit großer Sorgfalt hergestellt ist, kostet 10 ℳ; der Preis des einzelnen Bandes wird sich also — eingebunden — auf 2 ℳ stellen.

Was einem zunächst in die Augen springt, wenn man sich in diese schwermutsvollen Briefe vertieft, ist der Umstand, in wie unheilbarer Weise Kleist mit den Traditionen und dem Milieu seiner altpreußischen Familie zerfallen war. Die preußischen Junker standen von jeher dem Mars näher als dem Apoll. Dem Dienst des Königs, dem militärischen wie dem zivilen, hatte Kleist den Rücken gedreht und machte „Versche“, wie sich ein preußischer Junker, der beim König Generaladjutant war, auszudrücken beliebte. Er lebte in einem furchtbaren Kerker, weil keine Sprache ihn mit dem Kreis verband, zu dem er menschlich gehörte. Mitunter hört man hinter den Briefen an seine Braut etwas wie einen Hilferuf; er ist fieberhaft bemüht, ihr das Große auf geistigem Gebiete nahe zu bringen, um wenigstens eine Seele zu haben, mit der sich auch über „Versche“ reden läßt. Man kann sagen, daß sich jeder Künstler in einem Konflikt mit seinen menschlichen Angehörigen, im besondern denen der älteren Generation, befindet. Es ist ein gutes Recht der älteren Generation, daß sie das Leben als einen Kampf um eine feste und gute Position auffassen. Wer selber die erste Jugend durchmessen und den Lebenskampf am eigenen Leibe erfahren hat, wird diesen Standpunkt durchaus menschlich und verständlich finden. Nichtsdestoweniger muß ein Künstler alle derartigen Gedanken über Bord werfen, oder er verrät die Kunst bereits in dem Augenblick, in dem er den Entschluß faßt, ihr zu dienen. Er muß danach trachten, das Verdienst an seine Fahnen zu knüpfen, auch wenn es den Verdienst kosten sollte. Wie der dänische Philosoph Kierkegaard meint, daß es vom bürgerlichen Standpunkt aus sehr wohl als ein Unglück betrachtet werden könne, wenn ein Sohn Christ würde, so kann es vom bürgerlichen Standpunkt aus auch sehr wohl als ein



Unglück betrachtet werden, wenn er Künstler wird. Der Christ wie der Künstler muß alle bürgerlichen Vorteile negieren, um einer Sache zu dienen, die über allen Vorteilen ist. In der straffen Zucht des preußischen Junkertums, in der Kleist aufwuchs, wog das Verbrechen besonders schwer. Kleist hatte nicht nur an dem materiellen Unglück zu tragen, sondern mußte sich auch noch mit dem bitteren Gedanken abfinden, daß der Sinn dieses schweren, opferreichen Lebens gar nicht begriffen würde. Arnim wußte den Gegensatz zur Familientradition sehr richtig zu würdigen, als er Kleist eine sehr eigentümliche, ein wenig verdrehte Natur nannte, wie das fast immer der Fall ist, wo sich das Talent durch die alte preußische Montur durcharbeitet. Es war alles andere als ein Kinderspiel, mit der leidenschaftlichen, freiheitlechzenden Seele Kleists in besagter preußischen Montur zu stecken. Und Kleist hat an diesem Widerspruch wie an einem schweren Kreuz tragen müssen.

Arnim spricht in einem anderen Zusammenhang von der „störrigen Eigentümlichkeit" unseres Dichters, und auch für diese störrige Eigentümlichkeit liefern die Briefe sehr bündige Belege. Seine Eigenwilligkeit hat mitunter etwas Finsteres, geradezu Fanatisches, sie hat aber immer einen großen Zug. Als blutjunger Offizier in Potsdam, als er eben im Begriff war, den ersten Schritt auf den eigenen Lebensweg zu tun, erörterte er bereits die Frage, ob ein Fall möglich sei, in welchem ein denkender Mensch der Überzeugung eines anderen mehr trauen solle als der eigenen? Er kommt dabei schließlich zu einer glatten Verneinung. Der Meinung eines anderen trauen heiße nichts anderes, als einzusehen, daß seine Meinung wahr sei; das sei aber wiederum nichts, als seine Meinung zur eigenen Meinung machen, so daß man schließlich immer der eigenen Überzeugung folge. Alles andere aber sei eine Unmöglichkeit. Wie man sieht, hat der zweiundzwanzigjährige Kleist, obwohl er Offizier war, den Begriff „Autorität" nicht kennen gelernt, und obwohl das Leben ihn in eine unmenschlich harte Schule nahm, hat er diesen Fehler niemals abgelegt. Sein eigenwilliges Ich schüttelte jeden Zwang ab, vielleicht auch da, wo er heilsam gewesen wäre, und gelegentlich rebellierte er selbst dort, wo ihm eine gewisse Autorität noch am ehesten hätte im Blut sitzen müssen. Als er einmal zu bemerken glaubte, daß er vom König weniger freundlich empfangen wurde, bemerkte er kurz und bündig, daß er den König leichter entbehren könne als der König ihn. Er könne sich zur Not einen anderen König suchen, aber es werde dem König schwer werden, sich nach einem anderen Untertanen umzusehen. Das Selbstbewußtsein, das sich hier dokumentiert, ist in junkerlichen Kreisen nicht eben selten und mir persönlich sehr sympathisch. Kleist hatte dieses Selbstbewußtsein aber nicht nur dem König, er hatte es auch der junkerlichen Familie und der ganzen Welt gegenüber, und damit focht er allerdings auf einem Posten, der gelegentlich nur durch einen verzweifelten Kampf zu halten war. Im Oktober 1801 schreibt er an seine Braut, daß er sich ein Ideal ausgearbeitet habe, er begreife aber nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Käufer, wie es die Menschen seien, überlassen könne. Das Bücherschreiben für Geld war ihm von Anfang an entsetzlich; er lehnte es mit einem: „O, nichts davon!" für alle Zeiten ab. Sieben Jahre, nachdem sein Beruf zum Dichter sich entschieden hatte, schrieb er an Cotta: „Wenn ich dichten kann, das heißt, wenn ich mit jedem

Werk, das ich schreibe, so viel erwerben kann, als ich notwendig brauche, um ein zweites zu schreiben, so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben erfüllt." Im Munde eines Kleist darf man diese Forderung ja wohl bescheiden nennen. Honoriert haben sie ihm die Deutschen aber nie. Kurz vor seinem Tode mußte Kleist noch an seinen Berliner Verleger schreiben, daß er in Gottes Namen senden solle, was er wolle, nur müsse es gleich geschehen. Es war nichts mit dem „notdürftigen Lebensunterhalt", den er sich durch seine Dichtungen zu erwerben hoffte. Dieser Effekt seiner Dramen blieb aus.

Mit der „störrigen Eigentümlichkeit" hing die nahezu fanatische Gewissenhaftigkeit zusammen, mit der Kleist seiner Kunst diente. Im Ringen mit dem dramatischen Stoff spannte er seine Kraft bis zum Zerreißen an. Wenn mich mein Gedächtnis im Augenblick nicht trügt, ist es Erich Schmidt, der an einer Stelle bemerkt, man könne dem künstlerischen Ringen Kleists einige Verse aus der „Penthesilea" als Motto voransetzen. Selbst wenn ich mich aber in dem Autor der Anmerkung irren sollte, würde die Sache stimmen. In der Arbeit des Dichters lag etwas von der ungeheuren Willensanspannung, die aus diesen Versen der „Penthesilea" spricht:

Wenn es mir möglich wär'! Wenn ich's vermöchte!
Das Äußerste, das Menschenkräfte leisten,
Hab' ich getan — Unmögliches versucht —
Mein Alles hab' ich an den Wurf gesetzt.

Wie dem Leben gegenüber, so war Kleist auch der Kunst gegenüber vor allen Dingen ein Mann, ein fester, unerschrockener Mann, der seine ganze eiserne Kraft einsetzte, um sein Ich und seine Sache zum Ziel zu führen. Mitunter liegt auch über diesen Schlachten seines Willens etwas Dunkles, etwas Finsteres, etwas, das mit zusammengebissenen Zähnen ringt. Aber man müßte schon eigenartig veranlagt sein, wenn man von diesem Kampf nicht ergriffen würde, und wenn man nicht sehen könnte, daß es schließlich doch der deutsche Idealismus ist, der hier seine treuen blauen Augen aufschlägt. Nehmt alles nur in allem: dieser Dichter war ein Mann; ein Mann, der die straffe Zucht eines soldatischen und kriegerischen Geschlechtes in seinen wilden künstlerischen Lebenskampf hineintrug; ein Mann, der sich im Kampf der Kunst schlug, wie ein Junker sich nach seiner Ansicht auf dem Schlachtfeld schlagen mußte. Daß es aber in diesem Kampf nicht weniger um Leib und Leben ging als im Kampf des Krieges, beweist ein Brief vom 5. Oktober 1803. „Ich habe nun", heißt es in diesem Brief, „ein halb Tausend hintereinanderfolgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei." Als er bald darauf in Paris ankam, las er, von rasenden Kopfschmerzen gepeinigt, seinen „Guiskard" durch, warf ihn in einem Moment ungeheuerlicher Selbstkritik ins Feuer und verschwand wortlos aus Paris. Ein Freund suchte ihn unter den Leichen der Morgue, weil er schon früher zu gemeinsamem Selbstmord gedrängt hatte. Dem Dichter aber war die Ruhe des Todes damals noch nicht beschieden. Er durchraste vielmehr Frankreich, als wenn hinter ihm her die Hölle all ihre bösen Geister ausgespien hätte.

In einem späteren Brief an Henriette von Schlieben berichtet er über diese grauenhafte Flucht, die im letzten Grunde eine Flucht vor sich selber war. „Von Varese bin ich“, heißt es hier, „wie von einer Furie getrieben, Frankreich von neuem in blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne-sur-Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heer eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruß einen rasenden Streich begangen haben würde. Sodann von da wieder zurück über Paris nach Mainz, wo ich endlich krank niedersank und nahe an fünf Monate abwechselnd das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht imstande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motive verloren und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere folgen konnten.“ Was es mit dem rasenden Streich auf sich hatte, geht aus einem Brief hervor, den er am 26. Oktober 1803 an seine geliebte Stiefschwester Ulrike schrieb. „Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen; das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein.“

Und aus diesem Leben, das eine lange Kette von schweren äußeren und inneren Kämpfen war, blühte die holde Poesie des „Käthchens“ auf? Aus dieser Finsternis stammt der festliche Glanz, der über dem „Amphitryon“ liegt? Der so häufig mit Selbstmordgedanken kämpfende Dichter rang sich die heitere Laune des „Zerbrochenen Krugs“ ab? Der auch in seinem engeren Vaterland mißachtete preußische Dichter schuf den „Prinzen von Homburg“? Der von Deutschland so schnöde behandelte Mann kämpfte in der „Hermannsschlacht“ für Deutschlands Freiheit? So laßt uns ruhig erkennen und anerkennen, daß Kleist eine Nation durch dichterische Großtaten bereichert hat, die durch ihre schnöde Haltung jeden Anspruch an ihn verloren hatte! Und laßt uns gerade an diesem Gedenktag das Bewußtsein dieses Zusammenhanges tief in unsere Seelen brennen!



Im Zeichen Kleists

(Berliner Theater-Rundschau)

Zur Jahrhundertfeier von Kleists Selbstmord erschallen rings im Lande Zimbeln und Lieder und hohe Worte von Festrednern. Seltsame Art, einen nationalen Bußtag zu begehen! Soll der Lärm die Gespenster des Gewissens verscheuchen? Als man vor kurzem dem Turnvater Jahn und unsrem Fritz Reuter, zwei Märtyrern des Freiheitskampfes, steinerne Denkmäler setzte, geschah's unter höflicher Assistenz von Fürstlichkeiten und offiziellen Behörden. Die Mächte, die sich einst an den besten Männern vergriffen, sie in Ketten gelegt, ihre Lebenskraft zerbrochen hatten, suchten nun mit freundlichen Mienen einen späten Anschluß an die Popularität der gefährlichen Subjekte. Doch das Ver-

hältnis der Nation zu ihrem Dichter ist anders, Unaufrichtigkeit hat hier keinen diplomatichen Zweck. Die einzige Reue, die gilt, heißt: Wirken an seinem Werk.

Haben wir Kleist vom Tode erweckt? Und nach hundert Jahren erst? Auf beide Fragen ziemt sich ein bedingtes Ja, ein bedingtes Nein. Nur ein paar aufgerichtete Fässer und darüber einige Bretter gelegt, — so verlangt Goethe für den rechten dramatischen Dichter und verspricht, er werde die Welt erobern. Dem armen Kleist war zu Lebzeiten selbst dieses kümmerliche Gerüst versagt! Bald nach seinem Tode wurde das „Kätchen von Heilbronn" auf den Bühnen heimisch, mit aller Lieblichkeit und allem süßen Saft doch die geringste von Kleists Früchten. Lange nicht so oft begegnen wir in den Spielplänen der Theater der Unsterblichkeit Kleistschen Humors, dem „Zerbrochenen Krug"; doch wird das Stück seit fünfzig Jahren in den Schulbüchern als eines der drei deutschen Musterlustspiele tituliert! „Der Prinz von Homburg" gehört zum eisernen Fundus norddeutscher Hoftheater, im Süden aber scheut sich an ihm immer noch ein engherziger politischer Verstand, der die künstlerische Freude an landes- und zeiteigentümlicher Gestaltung für geringer achtet, als den Ärger über den preußischen Geist, und gefühlsblind ist für das Tiefmenschliche der Dichtung. „Die Hermannschlacht" hielt erst mit den Meiningern einen kurzen Triumphzug durch Alldeutschland; seither bestimmen hauptsächlich nur Festgelegenheiten die Aufführungen des Dramas, das den Theatern fremder ist als etwa Schillers schwächstes Stück, die „Jungfrau von Orleans"... Darstellungen des „Amphytrion", der „Familie Schroffenstein" und des „Guiscard"-Fragments blieben seltene Experimente. Der Gewinn, den das deutsche Theater unmittelbar von Kleists Werken schöpfte, entsprach also nicht den schönen Möglichkeiten; und schmerzlich vor allem war es, daß die Bühnen bisher vergebens um sein gewaltigstes Vermächtnis warben, um die „Penthesilea". Alle älteren Aufführungen streckten die Tragödie auf ein Prokrustesbett und verstümmelten sie und ließen (weil die Darstellung den Riesenbrand des Dichters löschte) die Mitwelt kalt.

Die akademische Kritik, die noch lange nach den Tagen der Schlegel ihren Haushalt mit den Begriffen „klassisch", „romantisch", „realistisch" und „modern" bestritt, hat sich bequemen müssen, Kleists Problematik als eine neue Grundlage gelten zu lassen.

Das Absolut-Gute und das Absolut-Böse verloren im Kleistschen Drama ihren alten Papierwert. Die starre klassische Maske des Heroischen fiel von den wahren Menschengesichtern. Hermann der Cherusker ist ein Adelsmensch und doch des Betruges fähig, der untadelige Kriegsheld Friedrich von Homburg erbebt bis ins Mark vor seinem offenen Grab. Kleist ist Klassiker und Realist, Romantiker und Naturalist. Wenn das Wort „modern" überhaupt einen Sinn hat, so kann es nur der sein, daß wir mit diesem Wort, zum Unterschied von historischen Merkmalen, den Gegenwartscharakter eines Kunstwerks bezeichnen. Gewissermaßen paßt der Ausdruck auf alle Kunstwerke, insofern wir nicht etwa, um sie zu genießen, genötigt sind, uns vorher mit bestimmten zeitlichen Anschauungen und Formen vertraut zu machen. Doch bei Kleist erhält das Wort noch eine besondere Bedeutung. Erst unser Jahrhundert, nicht das seiner Zeitgenossen, ist Kleists psychologischen Problemen reif geworden. Und bewußt oder unbewußt sind die Pfadfinder unserer jüngsten Tage auf den Wegen weitergeschritten, die Kleist gebahnt hat. Für die Entwicklung, die über Grillparzer und Hebbel zu Ibsen und dann zu Strindberg, Shaw, Hauptmann, Schnitzler und den anderen führte, war Kleist (nicht Schiller) ein Ausgangspunkt.

Das Werk Kleists, das so recht zwischen den Zeiten steht, ist die Tragödie „Penthesilea". Ein Jahrhundert mußte vergehen, bis dieses Drama auf der Bühne volle Gegenwartswirkung erhielt. Im Bilde könnte man sagen: Der Fuß der Dichtung blüht in wohlausgeglichener klassischer Schönheit, ihr Wuchs aber ragt empor in die wilden Stürme. Dort zerreißen die Gebundenheiten, und mit furchtbarer Gewalt treibt die entzügelte Natur zu einer Katastrophe, die jenseits aller Kultur- und Gedankenprobleme liegt. „Penthesilea" ist die psychopathische Tragödie des Liebehasses zwischen Mann und Weib. Den Kampf der



Geschlechter, der die Welt verheert und der die Welt erhält, hat Kleist in höchsten persönlichen Steigerungen in sein Drama geworfen. Die Amazonenkönigin, die schon in den Umrissen, die ihr die kriegerische Sage gibt, das Herkömmliche weit hinter sich läßt, stellt in der Dichtung sich und ihre Leidenschaft gegen das Gesetz der Welt. Sie sprengt alle Grenzen, nur nicht die ihrer eigenen Natur. Laien entlehnen zwar gerne für ungewöhnliche Zwangswirkungen der Natur gewisse Schlagworte aus der Pathologie oder Psychiatrie. Weil aber die Natur selbst niemals „pervers“ sein kann, wäre dieses Wort auch schlecht gewählt für die aller Hemmungen entledigte Weibnatur der Penthesilea; obwohl es dem nüchternen Gemüte kaum verständlich ist, daß Liebe, reinste und stärkste Liebe, dieses Mädchen treibt, den Achill mit dem Rudel ihrer Wolfshunde anzufallen und seinen heißbegehrten Leib mit gierigen Zähnen zu zerfleischen. Penthesilea glaubt sich von Achill verraten, fühlt sich aus namenloser Lust in die Wut und Schmach des Verlustes gestürzt. Die rote Woge ihrer Leidenschaft blendet sie, daß sie bei der neuerlichen Herausforderung zum Scheinkampf die spielerische Gebärde des Geliebten nicht sehen kann. So wird ihre ungeheure Liebeskraft gestachelt und verwandelt. Doch niemals hätten die Dämonen vom Wahne aufgerüttelt werden können, würden sie nicht schon im holden Liebesspiele des Mannes und des Weibes gelauert haben, — beim Rosenfeste, als die beiden sich ihr Recht auf ein übermenschliches Glück wie im Traume nahmen.

Reinste und stärkste Weibnatur also ist die Penthesilea, und im selben Maße (das ist natürliche Harmonie) lieb r e i z e n d, als sie Liebe b e g e h r t. „Keiner tragischen Riesendame von handfester Muskelkraft und dröhnender Stimme darf Penthesilea verfallen“, — so warnte verständnisvoll der Kleist-Biograph Erich Schmidt. Sie hat inneren Rhythmus, die jungfräuliche Amazone, die ganz Grazie war und ganz Furie wird. „Wie ein sechzehnjähriges Mädchen“ erscheint sie dem Odysseus, und er spricht von ihren kleinen Händen und Füßen. Dem träumenden Achill ist zu Sinn, als steige diese namenlose Zärtlichkeit vom Monde nieder. Und als sie die entsetzliche Mänade geworden, klagen ihre Blumenmädchen um die holdselige Tochter der Philomele ... Das alles (und Sittsamkeit und Sanftmut) ist in der Natur der Penthesilea. Wo aber ist die Schauspielerin, die in ihrer Brust den heiter-seligen Mädchenhimmel und die wüste Raserei der Hölle hat ...?

Das war es. Unfreier noch als die akademische Ästhetik war in früheren Zeiten die Schauspielkunst. In Schubfächern lagen die Rollenmonopole. Man behandelte die Individualitäten wie die Chinesinnen ihre Füße. Wenn Friedrich Freksa über den gegenwärtigen Niedergang der deutschen Schauspielerei klagt, so sei ihm bloß entgegengehalten, daß hundert Jahre lang die Penthesilea nicht gespielt werden konnte. Der Schattenzug der großen Tragödinnen, von der Sophie Schröder bis zur Wolter und Klara Ziegler, konnte Kleists rosenwangiges Kind nicht erreichen; und ebenso entrückt war den Naiven und Sentimentalen die Korybantin der Leidenschaft, deren Wille so gewaltig ist, daß sie (an der Leiche des Achill) bloß mit diesem Willen, ohne jede Waffe, sich tötet.

Das K ö n i g l i c h e S c h a u s p i e l h a u s und R e i n h a r d t s D e u t s c h e s T h e a t e r suchten an zwei Tagen einer Septemberwoche den ewigen Schatz der Dichtung zu heben. Man kann sagen: mit ganz ungleichen Hilfsmitteln wurde hier sowohl wie dort das schwierige dramaturgische Problem gelöst. Die Einrichtung von Paul Lindau, die man an der Hofbühne benutzte, empfiehlt sich mit ihren geschickten und nicht taktlosen Zusammenziehungen und Akteinteilungen den großen Bühnen, die bisher an der Bewältigung des trojanischen Schlachtfeldes verzweifelten. Was am Gensdarmenmarkt zustande kam, war freilich nur die Meiningersche Inszenierung eines Schauspiels rings um die Kleistsche Dichtung. Man gab „Penthesilea“ ungefähr im Schillerstil; dem inneren Rhythmus Kleists ist das Königliche Schauspiel, die konservativste aller Bühnen, nicht gewachsen. Kleist am fernsten war die Darstellerin der Penthesilea (Rosa Poppe), eine Epigonin der Klara Ziegler, eine deklamierende Mama von Messina.

Bei Reinhardt sparte man diesmal mit äußeren Mitteln, und sorgsam einfühlend ging man den geheimen Wegspuren des Dichters nach. Was jedoch hier zum erstenmal gelang: die Enthüllung der Penthesilea, das war nicht der Lohn des Verdienstes, war die Gunst einer Fügung. Weil Gertrud Eysoldt lebt, lebt Kleists Amazone ... Dem schwachen Instrument ihrer kleinen Stimme lockte die Eysoldt alle Töne und Halbtöne ab, die zwischen den äußersten Polen menschlichen Fühlens schwingen. Auf einem Antlitz, das kaum einen Zug trägt von der Rasse der Anadyomene, spielte die Natur ihre Riesenskala. Den halb-kindlichen Körper hatten die Ekstasen gespannt und bis zum Weh unterjocht. Aus anmutiger, mitleiderregender Schwäche brauste die Wut ungeheurer Leidenschaft auf. So war die Eysoldt Penthesilea: halb Grazie, halb Furie, und eine einheitliche Natur.

Wird die Dichtung den Bühnen erhalten bleiben? Das Lindausche Schauspiel vielleicht; doch die Kleistsche Penthesilea, nach hundertunddrei Jahren einmal erweckt, wird künftig wieder warten müssen auf die Wiedergeburt in einer schauspielerischen Eigenart.

* * *

Eine unbeabsichtigte Huldigung brachte man im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus dem Genius Kleists dar mit der Aufführung von Adolf Wilbrandts nachgelassenem Alterswerk „Siegfried der Cherusker“. Nicht weil die deutsche Geschichte mit der Hermannsschlacht ihren Anfang nimmt, doch weil im Teutoburger Wald zwei Welten, zwei Zeitalter aufeinanderprallten, ist dieser Stoff riesengroß. Er ist bewältigt, seit Kleist in den dunklen Urwald der Geschichte seine lichten Menschen setzte, Menschen, die nicht bloß tönen, die sich ausleben. Vor ihm hatte Klopstock den Armin im Bardiet gepriesen, nach ihm Grabbes wüster Genius granitene Blöcke zu einem Denkmal geschichtet. Die Nation brauchte nach Kleists Dichtung keine andere „Hermannsschlacht“ mehr, für Grabbe aber bestand doch unverkennbar die zwingende persönliche Notwendigkeit. Keine Spur inneren Dranges haftet den dramatisierten Geschichtskapiteln Wilbrandts an. Und kein Hauch eines eigentümlichen Gedankens berührt uns, keine neue geschichtliche Perspektive tut sich auf. Zurückgeworfen aus den Bahnen Kleists des Gestalters in das öde Deklamatorium der klassizistischen Nachfahren fühlen wir uns bei dem Gerassel hohler Jambenphrasen und bei den billigen prophetischen Nachgeburten. Nichts ist originell an dem bärenhäutigen Stück, als der geschmacklose Einfall, den geschichtlichen Cheruskerführer mit der Sagengestalt Siegfried zu verquicken. Es geschieht ohne Blutsübertragung, bloß mittelst ein paar Jamben und einer Namensverleihung ... Der erste Teil des Dramas ist eine schlechte Nacherzählung der in Kleists „Hermannschlacht“ verwobenen Begebenheiten. Der zweite Teil dramatisiert das Pilotysche Gemälde „Der Triumphzug des Germanicus“; und der dritte ist völlig abgeschnitten vom ersten und zweiten. Mit dem Volksding des letzten Aktes setzt eine neue Handlung ein, sozusagen ein Familientrauerspiel. Die Cherusker wollen den Teutoburger Helden zu ihrem König küren, doch plötzlich taucht ein böser Onkel auf, der es unschicklich findet, seinem Neffen zu huldigen. Der Onkel ersticht den Neffen, und die Barden singen. Daß Wilbrandt nach Sonnenuntergang dieses Drama schrieb, hätte eine dem Dichter des „Meisters von Palmyra“ dankbare Gesinnung sorgsam verschwiegen.

* * *

Vier junge Romantiker traten auf den Plan: Eduard Stucken, Herbert Eulenberg, Max Dauthendey, Wilhelm von Scholz.

Zwischen den Neuromantikern und der romantischen Schule der Schlegel, Tieck, Brentano liegt eine endlose Ferne. Die alten Romantiker und ihre Schicksalstragödien verhüllten die Natur mit Spuk und Aberglauben. Die romantischen Dichter unserer Tage sind Naturalisten; nicht zwar im Sinne der Flächenkunst, die sich genug tat, die Außenwelt, das Milieu abzuschildern. Geschult am realistischen Drama, spüren sie vielmehr den Naturgesetzen der Seele



nach. Ibsen, Hebbel und Kleist sind ihre großen Ahnen. Was einer ist, hat er allein zu verantworten; daß er ist, dankt er den Vorfahren.

Unter Eduard Stuckens dramatischen Romanzen von der Artusrunde gebührt „Lanval" (aufgeführt in den Kammerspielen) der Preis. Es ist nur ein Gedicht, keine Wirklichkeit; doch in dem Gedicht schreiten wirkliche Gestalten. Ein Schemen ist die Lirstochter Finngula, seit Jahrhunderten aus dem Menschenleben gestorben und gleich ihren Brüderchen zu einem Schwan verwandelt. Doch wie der heiße Kuß Ritter Lanvals die bleiche Maid (Goethes Braut von Korinth!) zur Liebeslust erweckt, so treibt Stuckens dramatischer Herzschlag das Blut in die schönen Glieder der Ballade.

Am nächtlichen Gestade des smaragdenen Sees von Avelun belauscht Lanval die verzauberten Schwäne. Sehnsüchtige Liebe erfaßt ihn zu Finngula. Sie küssen, so warnt sie ihn, heiße Gott verscherzen:

„Dieser Milchleib, so knabenhaft schlank, diese Goldfäden rötlich,
Diese Blutlippen, liebekrank und sieghaft und tödlich,
Könnten doch deinem Liebeskummer nicht Balsam geben,
Denn sie lechzen nach Todesschlummer, — du aber nach Leben."

Er wirbt. Sie erglüht. Sie kommt in heimlichen Nächten auf sein Schloß. Vergessen hat Lanval die Königstochter Lionors. Seinem ahnungstrüben Liebchen schwört er zu, nie wieder nach der Artusburg Camelot zu reiten und in keiner Bedrängnis die Scham seiner Liebe einem Menschenohr preiszugeben. Um seiner weltlichen Ehre willen wird Lanval untreu seiner Herzensehre. Beschimpft vom düsteren Agravain, dem Bruder der verlassenen Lionors, bricht er das Gelöbnis und zieht an des Königs Hof zum Zweikampf. Er siegt, und König Artus will ihn mit der Hand seiner Nichte Lionors belohnen. Lanval weigert den Dank. Da brechen Wut und Hohn über ihn herein. Und wieder opfert der Held den inneren Wert für den Schein der Ehre. Er ruft den Namen Finngula, er erfleht ihr Erscheinen. Doch der heilige Zauber ist erblindet. Als Täuscher und Lügner vor der Artusrunde peinlich verklagt, irr an sich selbst und der Geliebten, sucht sich Lanval zu retten, indem er sich mit der barmherzigen Lionors vermählt. Ein Verzweifelter feiert Hochzeit. Wirr sündigt sein Wort an der Ewig-Geliebten. Da leuchtet an der Wand des verdunkelten Saales das Menetekel: Finngulas nackter Mädchenfuß. Sie selbst tritt ein, vermummt als schwarzer Ritter. Mit dem Tode meint der Wahnwitzige zu kämpfen, und sein Schwert durchbohrt die liebliche Brust. Lanval verwirft die barmherzige Liebe der Lionors und, niedergestreckt vom Rächerstreiche Agravains, haucht er seinen letzten Atem der anderen Liebe zu, der Liebe Finngulas, der Liebe, die gibt und begehrt ...

Finngulas Sinnenglück ist beseelt, die Schwanenmaid ist also nicht die Frau Venus im Hörselberg; doch keinesfalls wendet sich Lanval, wie Tannhäuser, verlöschend der heiligen Elisabeth zu. „Gott hat viele Gestalten", sagt der Prophet. Die Schauer eines religiösen Mysteriums wehen um das lebenbejahende Liebesbekenntnis des sterbenden Lanval ... Auch in den Flammen dieser Leidenschaft verkündet sich die göttliche Wahrheit: „Frau Welt und deine Ehr' — Wie schwach ist eure Wehr' — Vor meines Herzens Trutz."

* * *

„Wahre Prinzen aus Genieland haben nie Kredit begehrt." Seit länger als zwölf Jahren erhält Herbert Eulenberg Vertrauensvorschüsse auf sein Genie. Und es ist gewiß: nur Freund Beckmesser, der den geschäftskundigen Stückeschreibern Beifall klatscht, mißachtet den bizarren, unbotmäßigen Dichter, sieht nicht den Tanz der roten Funken um sein Haupt. Dennoch, ihr anderen, hütet euch vor dem Wort „kraftgenial"! Denn worin sonst bewiese sich das Genie, als in der Sammlung und Beherrschung seiner Kraft, die wie der breite weiße Strom des Sonnenlichts Klarheit spendet? Gewaltiger ist keine Schlacht, als die der Urelemente in Kleists „Penthesilea". Aber ein harmonischer Wille gebietet über den

Sturmfluten. Das Gräßliche wird Größe. Umgekehrt bei Eulenberg: seine großgedachten Entwürfe werden gräßlich. Das Übermaß seiner Phantasie schlägt aus in Verzerrungen. Es hätte, so wenig wie einst bei Grabbe oder E. T. A. Hoffmann, einen Sinn, diesen Dichter schulmeisterlich zu belehren. Er kann natürlich nicht anders sein als er ist. Nur sollte man endlich aufhören, zu erwarten, daß er ein anderer werden und uns ein reines Kunstwerk schenken würde.

Das ist auch die neue Tragikomödie „Alles um Geld" nicht, die im Lessingtheater mit Applaus und Gepfeife aufgenommen wurde. Aber es flammt in ihr wider von Dichterblitzen, und sie ist geschlossener als andere Eulenbergsche Schauspiele. Zwei Absonderlichkeiten springen in die Augen: Eulenberg hebt die Hungermisère des naturalistischen Dramas zur Sphäre der ideellen Kämpfe empor — und er drückt einen Bruder im Geiste in die Sphäre hinab, die so recht die unserer Tage ist: die des Goldschlamms, der skrupellosen Gier nach Geld. Sonst ist der lebensunfähige Idealist gewöhnlich ein Poet; diesmal bewohnt die rattenkahle Dachkammer ein — verunglückter Börsenspekulant. Gewiß: der bürgerliche Gewerbeschein spielt keine Rolle bei der Anstellung als Luftschloßbaumeister; und auch Ibsens Bankdirektor, der Napoleon mit dem Schuß im Adlerflügel, ist ein Schwärmer. Er träumt von Arbeiterkönigreichen, die er beherrschen wird, er verkauft die Liebe an die Macht. Da ist Methode. Eulenbergs idealer Vinzenz dagegen sucht die Macht für sein weiches Vaterherz. Er hat einen Sohn und eine Tochter. Die Kinder will er in Wolle legen, zu beneideten Millionären machen, mit irdischen Ehren beglücken... Die Sucht nach dem Heterogenen führte des Dichters Gefühl in die Irre. Ein Vater, der für seine Kinder nichts Besseres ersehnt, als den gemeinen Luxus und ein gekauftes Adelswappen, ist als tragische Gestalt zu klein und niedrig. Es ist des Dichters eigener Herzensirrtum, der sein Ecce homo entkräftet; so viel er sonst auch tut, seinen Vinzenz zur „Kreatur Gottes" zu machen (sogar im Personenverzeichnis nennt er ihn so) und uns durch sein Schicksal zu erschüttern. Die tiefere Absicht: darzutun, daß selbst die, die reinen Herzens sind, von einem unreinen Zeitgeist befleckt werden, liegt in der Weite. Das tragische Gesetz ist das der persönlichen Verantwortung. Überdies war Vinzenz bei seinem absoluten Mangel an Geschäftsverstand der Ansteckung von außen entzogen. Gerade nur sein Vaterherz machte ihn zum Spekulanten. Das sind konstruierte Voraussetzungen.

Dem Zeitgeist schiebt der Dichter, nicht ganz gerecht, die Schuld zu, daß der liebende Vater die erniedrigt und verdirbt, die er erhöhen und beglücken wollte. Der halbwüchsige Sohn stirbt, ein frühreifer Lebensverzager, und die Tochter endet durch Selbstmord. Der Alte, lange unverwüstlich im optimistischen Glauben, stürzt aus der Armut des Leibes in die grauenvolle der Seele. Daß er die Max Stirnersche Lehre („Der Einzelne und sein Eigentum") gegen die Welt der Gemeinen verteidigt und dafür als Verbrecher ins Gefängnis gesperrt wird, würde ihn der Sympathie nicht entfremden; wenn nur seine Vaterliebe, der er alles opfert, einen reineren Klang hätte. Bis zu einem gewissen Grade hilft dem Dichter das Mittel des Gegensatzes. Brillant zeichnete er die Profile der Bürgerlich-Gerechten. Vom reichen Vater des Vinzenz und der pompösen Stiefmutter bis zu den nackten Raubtieren, den Maklern, Händlern und Schabchen ist's eine wolfsböse Welt. Und mitten in ihr eine Dachstube voll verlorener Träumer! Einen Ausgleich gibt es da nicht, nur die Dissonanz eines schrillen Humors. Doch wie in grelles Fackellicht sich ein milder Strahl des Mondes mischt, so verstummt plötzlich das böse Lachen, und ein Menschenfreund weist auf die Spuren des Göttlichen im Inferno. Der Börsenmensch Hilarius, ein fressendes Tier, bricht heulend zusammen, als der kleine Titus stirbt. So groß ist die Macht eines Kindes, selbst über fremdes und schlechtes Blut! Und eine lächerliche alte Jungfer, die vom Heiratsvermittler an den Kridatar Vinzenz verkuppelt zu werden wünschte, wird zur schlichten Heldin, als sie dem verlorenen Mann, der sie verschmäht hat, ihr Obdach bietet.

Der ironische Pessimismus Eulenbergs kann nicht mit dem hellen Dank der lebens-

frohen Menge rechnen. Das Stück ist eine wahre Folterkammer. Und sehr langsam arbeiten die Maschinen, und sie ziehen die Gliedmaßen des Dramas qualvoll in die Länge. Wir spüren dieses Ziehen an unseren Nerven.

* * *

Wieder eine komplizierte Natur ist die erste russische Katharina in Max Dauthendeys historischer Komödie „Die Spielereien einer Kaiserin". Sie wurde bei der Aufführung des Hebbeltheaters plastisch durch die große Kunst der Tilla Durieux, die ein dampfender Erdgeist, ein wildes Weib und ein höchst natürliches Gemisch war von Instinkten der Megäre und unangekränkelter Seelengröße. Der Historiker mag einen Purzelbaum schlagen, wenn er diese Katharina, die so gerne die Betten ihrer Männer wechselte, in sechs Akten, die siebenundzwanzig Jahre umspannen, in treuer Liebe kämpfen sieht um ihren Mentschikoff. Aber was ist uns die Weltgeschichte? Lehm, aus dem wir Menschen formen mögen. Der Lebensgang von Dauthendeys Katharina hält sich übrigens genau an die Chronik: Sie ist das eheliche Weib des schmutzigen Kosaken, die Lagerdirne, die Mätresse Mentschikoffs, die Geliebte und die Gattin Peters, die Zarin Rußlands. Nur eins hat Dauthendey gegen die eingestandene Wirklichkeit bewiesen: daß diese Frau, im Herzen unberührt von ihren Ausschweifungen, ihr ganzes Leben lang in heißer Leidenschaft nur einen Mann liebte. Dieser Mann (Mentschikoff) verliert ihren Besitz, weil er die Widersprüche zwischen der Treue und der Untreue der Geliebten nicht lösen konnte. Jahrzehntelang irren sie aneinander vorüber, sich mit Liebe und Haß verfolgend, zerfleischend — und werden endlich wieder zusammengeschweißt von dem Magnetismus ihrer Seelen; der Fürst aus plebejischem Stoffe und die gekrönte Plebejerin. Mord und Verbrechen können den eisernen Zwang nicht lösen, nieten ihn nur noch fester.

Einst hätten sich die Dramatiker aus der Biographie der Katharina die Haupt- und Staatsaktionen geholt. Dauthendey reizte das Problem einer Frau, in der sich das Zarte mit orgiastischer Wildheit paart; die immer täuscht und lügt und im Innersten wahrhaft und sich selbst getreu ist; die am ernsten Leben verblutet, während sie das Leben wie ein Spiel zu vertändeln scheint. Das Problem erschloß sich dem Dichter, doch ein Drama hat er nicht zustande gebracht. Jeder der sechs Akte ist ein impressionistisch herausgehobener dramatischer Augenblick. Fehlt nur das innere Band, die einheitliche Folge. Ein Nacheinander ist's, kein Ineinander.

* * *

Auch diese Katharina von Rußland, der Furie sehr verwandt, hat im liebenden Herzen einen Abglanz des Göttlichen. Sie ist ein niedriges, unvollkommenes Geschöpf im Vergleich mit Kleists „Penthesilea"; doch hat sie mit der Herrlichen den inneren Widerspruch gemein. Die Vielheit im Wesen eines Menschen zu sehen und seines Wesens innersten Kern zu finden, ist der bewußte Wille der Dichter unserer Zeit. Vorangegangen ist ihnen Heinrich von Kleist.

Die großen Menschenbildner anderer Jahrhunderte wählten zumeist einfachere Naturen. Doch mit der Naivität des Genies hellte Shakespeare dunkle Seelen auf (Hamlet). Und schon vor mehr als zweitausend Jahren gab Äschylus der Entmenschtheit seiner Klytämnestra einen tiefmenschlichen Zug: Sie mordet um ihres Buhlen willen den Gatten Agamemnon; aber im Blutdunst des ruchlosen Verrates leuchtet ein Strahl der Mutterliebe auf; Klytämnestra rächt ihre Tochter Iphigenie, vom Vater herzlos „dem Winde und dem Wetter" geopfert... Nietzsche hat das „Jenseits von Gut und Böse" geprägt, nicht gefunden. Ob die heroische Dichtung es mit ihrem Purpurmantel verhüllte: die Bedingtheit alles Menschlichen wurde von den Dichtern immer geahnt.

Über die Szene und Orchestra des Zirkus Schumann sind die Schauder der „Orestie" dahingebraust; die Schicksalsflüche des Äschylus und die Nervenschrecken Max Reinhardts. Mit dem Farbenspiel umflorten Lichtes, mit der Polyphonie der Sprech-Chöre hat der im-

pressionistische Übersetzer der Antike auch diesmal starke Wirkungen hervorgerufen, die jedoch mit ihrem Übermaß ermüdeten. Das eigentliche Ziel wurde nicht erreicht: das im Eis der Zeiten Erstarrte mit einem neuen Gefühl zu erweichen. Das Mißlingen ist nicht dem Plan, ist der Ausführung zuzuschreiben: dem allzu lebhaften Vordrängen des musikalischen Elements und dem teilweisen Versagen der Menschendarstellung. Die Schauspielerin, die die Klytämnestra gab, schien eine unveränderliche Maske vorgebunden zu haben, auf der kein menschlicher Zug Raum hatte. Diese böse Sieben war keine Mutter. Sie schwächte den Einspruch der Natur gegen den Muttermord ab. Im Glanze vieles Schönen blieb eine Leerheit. Und Goethe sprach: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

* * *

„Sollte es Ihnen noch nicht aufgefallen sein, was für komplizierte Subjekte wir Menschen im Grunde sind? So vieles hat zugleich Raum in uns! Wir versuchen wohl, Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht, — wir stellen Begriffe auf — geben Namen: Liebe — Haß — Eifersucht —, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches." So spricht einer in Artur Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land". Und eine überaus zarte, schlanke Dichterhand tastet an das Geheimnis, das wir Seele nennen. Dort ruhen Wahrheiten, die, in Worten ausgesprochen, nicht mehr wahr sind. Dort ringen, als hätte der Mensch der Seelen mehrere, die dunklen Willenskräfte miteinander. Überzarte, von Kultur erschöpfte, der primitiven Tatkraft beraubte Menschen (man sagt auch: dekadente) sind wie die Pflanzen: die Winde kommen und neigen sie dahin und dorthin, ohne daß sie wollen, gegen ihres Herzens Meinung. Sie haben nicht die Macht, ihr Chaos zu bändigen.

Welch ein Gegensatz zwischen den kraftstrahlenden Gestalten Kleists und diesen Blättern im Sturm! Und doch: der Penthesilea und den schwachen Enkeln ist das innere Müssen gemeinsam, daß sie zerstören, was sie lieben. Auch in dem ironisch-melancholischen Spiel des Jungwieners ist die Liebe der Geschlechter ein Kampf, und irren die Herzen. Was aber bei Kleist elementar aus dem Unbewußten, aus der großen Natur hervordringt, das ergrübelt, wie ein Mathematiker, der nachdenkliche Schnitzler. Da sind Mann und Frau. Der Mann liebt die Frau, die Frau den Mann. Und betrügen sich beide und richten sich zugrunde. An den konventionellen Wert körperlicher Tugend glaubt weder er noch eigentlich sie. Und sind beide nicht stark genug, ihre Liebe gegen Sinnentrug und Eifersucht aufrecht zu halten. Geradezu spekulativ begeht die Frau einen Ehebruch, weil ihre Tugend sie dem Gatten entfremdet hat. Sie tut den höchsten Einsatz, sich endlich den vollen Gewinn zu sichern, und sie verliert alles. Der Mann, ein Zyniker mit uneingestandener Herzenstreue, erträgt nicht, was er zu fordern glaubte: die Freiheit im Ehebunde. Er erschießt den kleinen Nebenbuhler, das arme, ungeliebte Opfer fremder Herzenswirren. Das ist ein Bekenntnis der verleugneten Liebe; aber ein so rohes, rücksichtsloses, den anderen Teil belastendes Bekenntnis, daß es all seinen Zweck einbüßt und die geliebte Frau für immer vertreibt.

Es ist nicht möglich, mit dem Aufzählen der logischen Glieder von der exakten Psychologie des Dichters zu überzeugen. Ist doch sogar Schnitzlers atmosphärisch feiner Dialog kaum imstande, die Verwirrung zu klären. Nur erlesenste Schauspielkunst, wie sie das Lessingtheater aufbot, bewahrt die psychologischen Präparate vor Schaden. Und auch da: fröstelnd bewundern wir eine Kunst, die im meisterlichen Gebrauch der Mittel fast an Ibsen hinanreicht, aber mit der Enträtselung so minderwertiger Menschenkinder die kostbare Mühe nicht lohnt.

* * *

Es drängte sich in einem kurzen Zeitraum eine im geschäftlichen Theaterbetrieb Berlins ungewöhnliche Fülle von regsamer Kunstwerbung zusammen. Die üppige orientalische Burleske der Kammerspiele: „Vertauschte Seelen" von Wilhelm von Scholz, soll noch erwähnt sein, denn ihre künstlerische Linie unterscheidet sie von der Masse der Unterhaltungsstücke.

Wer immer die letzten Taten fordert, beklagt mageren Gewinn. Wer das Reimen zu belauschen liebt, freut sich der fruchtbaren Erde. Es sei uns ein frohes Symbol, daß der Kampf der Wagen und Gesänge in diesem Jahr mit dem späten Sieg der „Penthesilea“ begonnen wurde, der prangenden Schöpfung, die am Anfang unserer verjüngten Kunst steht.

Hermann Kienzl



Kleists Arbeit am „Zerbrochenen Krug“

Die im Frühjahr 1909 begonnene vollständige Kleistausgabe des Insel-Verlags — nach der großen, kritischen Gesamtausgabe von Kleists Werken, besorgt durch Erich Schmidt, Reinhold Steig und Georg Minde-Ponet (Leipzig, Bibliographisches Institut), nunmehr die vierte — legt ihren Schwerpunkt auf eine peinlich genaue Revision der Texte auf Grund alles neu ermittelten handschriftlichen Materials. Bildet ja doch die eben erwähnte Gesamtausgabe des Bibliographischen Instituts, wie einer ihrer Mitherausgeber selbst kürzlich schrieb (vgl. Georg Minde-Ponet: „Neue Kleist-Schriften“. Lit. Echo 11. Jahrg., Heft 10, S. 699), „das Endziel der älteren Kleistforschung und zugleich den Ausgangspunkt einer neuen, auf den gewonnenen Ergebnissen aufbauenden Forschung“.

Beigefügt wurden den Textfassungen dieser nunmehr der neueren Kleistforschung angehörigen Ausgabe, besorgt von Rudolf Herzog, wertvolle erläuternde Hinweise über den ersten Druck, über die Aufnahme der Werke bei der Kritik und beim Publikum, ferner eine Reihe von Auszügen aus dem Briefwechsel der Zeit und die genaue Darstellung aller heute ermittelten Textfassungen Kleists mit ihren Korrekturen und Varianten.

Vor allem interessiert hier das Schicksal des bei seinen Uraufführungen so verunglückten Meisterlustspiels, der „Zerbrochene Krug“; die Insel-Ausgabe bietet die Schritt für Schritt getreue Darstellung von Kleists Arbeit an diesem Werke. Seiner kurzgefaßten Entstehungsgeschichte, die man ja ganz ausführlich in Theophil Zollings noch immer nicht zu unterschätzendem Buche: Heinrich von Kleist in der Schweiz (Stuttgart, Spemann 1882) verfolgen kann, werden des Dichters eigene Angaben darüber ergänzend beigefügt. Seite 3 des Kleistschen Manuskripts enthält folgende Vorrede:

„Diesem Lustspiel liegt wahrscheinlich ein historisches Faktum, worüber ich jedoch keine nähere Auskunft habe finden können, zugrunde. Ich nahm die Veranlassung dazu aus einem Kupferstich, den ich vor mehreren Jahren in der Schweiz sah. Man bemerkte darauf — zuerst einen Richter, der gravitätisch auf dem Richterstuhl saß: vor ihm stand eine alte Frau, die einen zerbrochenen Krug hielt, sie schien das Unrecht, das ihm widerfahren war, zu demonstrieren: Beklagter, ein junger Bauernkerl, den der Richter, als überwiesen, andonnerte, verteidigte sich noch, aber schwach: ein Mädchen, das wahrscheinlich in dieser Sache gezeugt hatte, (denn wer weiß, bei welcher Gelegenheit das Delikt um geschehen war), spielte sich, in der Mitte zwischen Mutter und Bräutigam, an der Schürze; wer ein falsches Zeugnis abgelegt hätte, könnte nicht zerknirschter dastehen: und der Gerichtsschreiber sah (er hatte vielleicht kurz vorher das Mädchen angesehen) jetzt den Richter mißtrauisch zur Seite an, wie Kreon, bei einer ähnlichen Gelegenheit, den Ödip. Darunter stand: Der zerbrochene Krug. — Das Original war, wenn ich nicht irre, von einem niederländischen Meister.“

Zolling hat festgestellt, daß es sich um einen Kupferstich Le Veau's, „Le juge ou la cruche cassée“, handelte, der nach einem Gemälde von Depucourt ausgeführt worden war, einer abermaligen Variation der bekannten reizvollen Mädchenfigur auf Greuzes Bilde. Kleist sah das Bild in Bern, wo er anfangs 1802 mit dem betriebsamen Erzähler Heinrich Zschokke, dem Buchhändler Heinrich Geßner, des Idyllendichters Salomon Geßner Sohn

und dessen Schwager, dem Sohne Wielands, freundschaftlich verkehrte. In seiner Autobiographie („Selbstschau“ 1842) erzählt Zschokke: „Wir vereinten uns, wie Virgils Hirten, zum poetischen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich, la cruche cassée. In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolikakruge und einen großnasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte diese Aufgabe zu einer Satire, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden. — Kleists Zerbrochener Krug hat den Preis davongetragen.“ Bereits im Sommer 1803 diktierte Kleist in Dresden seinem getreuen Freunde Pfuel die drei ersten Szenen des Werkes in die Feder, weil dieser sein Talent zur Komik angezweifelt hatte. Aber die aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der Schweiz begonnene Dichtung wurde dann erst 1806 weitergeführt und zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Der Insel-Verlag ist zunächst auf die in der Kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrte erste Handschrift Kleists zurückgegangen, an der die innere Entstehung der Dichtung mit ihren ersten Ansätzen und ersten Versuchen, den vielfachen Änderungen, Streichungen und Einschaltungen genau zu verfolgen ist. Von ihr ließ Kleist im Jahre 1807 mehrere nicht mehr vorhandene Abschriften nehmen, deren eine durch Adam Müller im August desselben Jahres Goethe übermittelt wurde. Das unselige Schicksal, das der „Zerbrochene Krug“ in Weimar erfuhr, ist nur allzu bekannt; bekannt, daß das Stück, in drei Akte zerrissen, dem Publikum einen ewig stationnären Prozeß darbot und so mit absoluter Sicherheit durchfallen mußte. Anschließend hieran kam es zu dem dürftigen und wenig erquicklichen Briefwechsel zwischen Goethe und Kleist, der zu einem endgültigen Bruch führen sollte. (Ausführlich mitgeteilt in: Walzel & Schüddekopf, Goethe und die Romantik, Bd. II. [Schriften der Goethegesellschaft.]) Wenige Wochen vor der in Weimar geplanten und auch gewissenhaft vorbereiteten Aufführung des Stückes schrieb Kleist an Goethe, um von ihm in aller Ergebenheit Beiträge für seine und Adam Müllers Zeitschrift „Phöbus“ zu erbitten. Gleichzeitig überreichte er ein Fragment der „Penthesilea“, neben deren eigener Abschätzung auch folgende Worte über das in Goethes Händen befindliche Lustspiel fielen: „Es ist (das neue Drama) übrigens ebenso wenig für die Bühne geschrieben, als jenes frühere Drama, der „Zerbrochene Krug“, und ich kann es nur Ew. Exzellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn das letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsere übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, so sehr ich auch sonst dem Augenblick angehörte, so muß ich doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten ganz niederschlagend wären.“

Diesen Hinweis auf das Theater der Zukunft beantwortet Goethe in einer anscheinend wenig für Kleist günstigen Stimmung. „Auch erlauben Sie mir“ — so lautet die betreffende Stelle — „zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll ... Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen, oder Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.“ Der Begleitbrief Kleists — so äußert sich Walzel mit Recht in seiner Einführung in den Goetheschen Briefwechsel mit den Romantikern — mußte Goethe wohl verdrossen und ihm alle Lust geraubt haben, sich mehr für den „Zerbrochenen Krug“ zu erwärmen, denn in dem Augenblick, da er aufgeführt werden sollte, sprach sein Verfasser selbst gleichgültig über die Bühnenfähigkeit seiner Produkte. Die Ausgabe des Insel-Verlags enthält weiter den genauen Bericht der Weimarer Aufführung nach den Mitteilungen des Schauspielers Genast, der sich von seinem Vater, dem damaligen Regisseur der Weimarer Bühne, darüber unterrichten ließ. Schon bei der ersten Vorstellung wurde dem Stücke der Stab gebrochen und es fiel unverdienter-

weise total durch. Hauptsächlich traf die Schuld des Mißlingens den Darsteller des Adam, der in seinem Vortrag so breit und langweilig war, daß selbst seine Mitspieler die Geduld dabei verloren. Trotz aller Rügen Goethes bei den Proben war er aus seinem breitspurigen Redegang nicht herauszubringen, und den kurzen Imperativ bei ihm anzubringen, wäre wahrlich ganz in Ordnung gewesen, denn das Zerren und Dehnen war nicht zu ertragen. Bei der Aufführung dieses Stückes ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen Weimarischen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz zwischen zwei Säulen, dicht am Proszenium, auf dem sogenannten bürgerlichen Balkon hatte, bog sich über die Brüstung hinaus und rief: „Wer ist der freche Mensch, der sich untersteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!“ Dies geschah, als der Missetäter eben durch die Tür entwischen wollte, und er wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es uns mitteilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so unrecht gehabt, ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstandes wegen hätte er aber warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war.“ (Eduard Genast, „Tagebuch eines alten Schauspielers“, Leipzig, 1862 I., S. 1697 f.)

Nach dem Mißlingen dieser Erstaufführung versuchte Kleist sein Werk durch eine teilweise Veröffentlichung im „Phöbus“ (drittes Stück, März 1808, „Fragmente aus dem Lustspiel der Zerbrochene Krug“), dem Urteil der Öffentlichkeit vorzulegen. Er arbeitete dazu die ausgewählten Stellen des Originalmanuskriptes noch einmal eingehend durch. Eine zweite Umarbeitung erfuhr das Lustspiel kurz vor seiner abermals erfolgten Aufführung in Berlin. Hierbei hatte Kleist Eile und nur eine der früher erwähnten Abschriften zur Hand und all die fruchtbare Arbeit, die er an die Weimarer Aufführung und an den Phöbusdruck gewendet hatte, kam dieser Fassung nicht zugute. Hinsichtlich der Korrekturen dramaturgischer Natur leistete er jedoch manches, vor allem ersetzte er die langen Schlußszenen durch einen kürzeren und deshalb bühnenwirksameren Schluß.

„Es ist klar,“ schreibt der Herausgeber, Wilhelm Herzog, „daß dies Wegbleiben aller früheren Verbesserungen keine bewußte Aufgabe ist. Vielmehr ist es Pflicht der Herausgeber, in den wenigen Szenen Kleists letzten Willen auszuführen, wo es ein unseliger Zufall ihm selber versagt hat. Unser Text berücksichtigt deshalb in gleicher Weise Kleists Arbeiten von 1807/8 und von 1810/11: Szene für Szene, Wort für Wort versuchen wir zu geben, was Kleists wirklicher letzter Wille war. Wo der Dichter sowohl 1808 als auch 1811 die bessernde Hand angelegt hat, haben wir der letzten Fassung auch in den übrigens ganz unbeträchtlichen Fällen stattgegeben, wo die erstere dem Gefühl als glücklicher und dem Kunstverstand als sorgsamer und kleistischer erscheint.“

Anschließend an die endgültige Textfassung folgt eine sehr gewissenhafte Zusammenstellung aller Varianten Kleists, nicht, wie der Herausgeber weiter bemerkt, „um unseren Versuch einer neuen Textgestaltung im einzelnen zu begründen, sondern um ein Bild von Kleists Arbeitsweise zu vermitteln“. Wir geben hier ein paar Beispiele zur Veranschaulichung dieses interessanten endgültigen Werdens eines Textes. Es handelt sich um Dorfrichter Adams faule Ausreden bezüglich seines nächtlichen Mißgeschicks; Adams Erzählung begann in der ersten Niederschrift und lautet dann auch in der Buchausgabe:

Jetzt, in dem Augenblick, da ich dem Bett
Entsteig. Ich hatte noch das Morgenlied
Im Mund, da stolpr' ich in den Morgen schon . . .

Bei der Redaktion für den Phöbus mißfiel Kleist offenbar das unkontrahierte „in dem“. Er verbesserte zuerst:

Jetzt, jetzt, im Augenblick, da ich dem Bett
Entsteig . . .



bis er endlich im Zusammenhang mit der dadurch veranlaßten Korrektur des Verses v. o. Z. 11 schrieb und drucken ließ:

Jetzt, jetzt,
Im Augenblick, da ich dem Bett entsteig.
Ich hatte noch das Morgenlied im Munde.
Da stolpr' ich häuptlings in den Morgen schon.

Ein wieder gestrichenes h hinter „schon" deutet endlich noch eine vierte (vorletzte) Stufe an, wohl:

Da stolpr' ich in den Morgen schon, häuptlings.

Und weiter lautete es ursprünglich im Manuskript:

Gefecht! Was! — Mit dem verfluchten Cherubim
Am Ofen focht' ich, wenn Ihr wollt. Jetzt weiß ich's.
Da ich das Gleichgewicht verlier und gleichsam
Ertrunken in den Lüften um mich greife,
Faß ich die Hosen, die ich gestern abend
Durchnäßt an das Gestell des Ofens hing.
Nun faß ich sie, versteht Ihr, denke mich,
Ich Tor, daran zu halten, und nun reißt
Der Bund, Bund jetzt und Hos' und ich, wir stürzen,
Und häuptlings mit dem Stirnblatt schmettr' ich auf
Den Ofen hin, just wo ein Cherubim
Die Nase an der Ecke vorgestreckt.

Nachdem die Stelle in dieser Form in die Abschriften übergegangen war, ergänzte und verbesserte sie Kleist weiter in der Originalhandschrift, wo sie schließlich lautet:

Im Feuer des Gefechts — schamlose Reden! (Vorher: Hört nur die Reden)
Mit dem verfluchten Cherubim focht' ich,
Der an der Ofenkante eingefügt.
Jetzt weiß ich es, da ich, beim Auferstehen,
Das Gleichgewicht (hineinkorrigiert und wieder gestrichen: des Kopfs) verlier und gleichsam
Ertrunken in den Lüften um mich greife,
Faß ich — zuerst die Hosen, die ich gestern
Durchnäßt an das Gestell des Ofens hing.
Nun faß ich sie, versteht Ihr, denke mich,
Ich Tor, daran zu halten, und nun reißt
Der Bund, es stürzt die Hos' und das Gestell,
Ich stürz' — und mit dem Stirnblatt schmettr' ich wütend
Just auf den Ofen, wo ein Cherubim
Die Nase an der Ecke vorgestreckt.

So ging die Stelle in den „Phöbus" über, wo nur der „Cherubim" beseitigt wurde; dafür heißt es das erstemal „Bocksgesicht", das zweitemal „Ziegenbock". Für die Buchausgabe lag Kleist dagegen die zuerst abgedruckte Fassung vor, die er jetzt im allgemeinen beließ und an der er nur eine ähnliche Änderung vornahm wie im „Phöbus": „Cherubim" wurde jetzt beide Male in „Ziegenbock" verwandelt.

Die Vermittlung von Kleists Arbeit am „Zerbrochenen Krug" bietet ein interessantes Beispiel für die Gewissenhaftigkeit, mit der diese neue Kleistausgabe abgefaßt worden ist. Ähnliche interessante Studien ließen sich über das Guiscard-Fragment an der Hand dieser Ausgabe vornehmen. Und da sie uns neben höchst wissenswertem Material noch eine sehr warmherzige, tiefgründige Würdigung des unglücklichen Dichters durch den Herausgeber schenkt, so muß auch sie, trotz alles bereits vorhandenen Guten aufs beste willkommen geheißen werden. (Hierzu sei bemerkt, daß diese Kleist-Ausgabe seit einiger Zeit vollständig in 6 Bänden vorliegt, Preis geh. ℳ 27.—, in Leinen ℳ 32.—, in Halbpergament ℳ 36.—.)

Anna Brunnemann



Ein englisches Urbild für Goethes „Faust“

Der großartige Schlußakt des „Faust“ hat bisher als vollkommen freie Erfindung gegolten, als völlig abweichend von allen früheren Bearbeitungen der Faustsage. Wie nun aber der Breslauer Philologe G. Sarrazin in der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ (nach der „Frankf. Ztg.“) mitteilt, scheint der grandiose Gedanke des Kolonisators Faust dem Dichter durch ein englisches Vorbild eingegeben worden zu sein. Bisher hatte man auf allerlei andere Anregungen, die Goethe empfangen haben konnte, hingewiesen, sogar an die Entwässerungsarbeiten Friedrichs des Großen im Netzebruch erinnert und aus Goethes Lektüre Aufschlüsse zu geben gesucht. So hatte man das große, mit Abbildungen versehene Werk „Voyage de Grand Bretagne“ von Baron Dupin genannt, in dem besonders die Leuchttürme, Häfen, Kanäle Großbritanniens die Phantasie des greisen Dichters fesselten, ferner ein Werk über die Ostsee, hatte auch daran erinnert, daß Eckermann ihn einmal gefunden habe „umringt von Karten und Plänen in bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse an den Tag legte“. Für das eigenartige, so anschaulich geschilderte Landschaftsbild aber, das dem Dichter im Schlußakt des „Faust“ vorschwebte, geben diese Quellen keine Vergleichsmomente. An eine „offene Gegend“ am Meeresgestade schließen sich „Dünen“, auf denen Philemons Hütte unter zwei Linden steht; von da blickt man auf dem Meere abgerungenes Gartenland, auf einen kanalartigen Hafen, neben dem Fausts Palast liegt. Im Hintergrunde ist ein „Sumpf“, der sich „am Gebirge hinzieht“.

Diese anscheinend so phantastische und komplizierte Szenerie nun findet sich mit frappanter Ähnlichkeit an der fernen Küste von Wales, in der Schöpfung eines Mannes, der zu Goethes Zeit die grandiosen Unternehmungen des Faust wirklich ausgeführt oder wenigstens in Angriff genommen hat. Der beinahe vergessene Name des Kolonisators, von dessen „Erdentagen die Spur nicht in Äonen untergehen“ wird, ist William Alexander Madocks, sein Werk die Stadt Portmadoc, die er durch Anlegung des Hafens begründete, und das Dorf Tremadoc. Wer an der Küste von Nordwales mit der cambrischen Bahn entlangfährt, sieht hier noch heute jene erhabene Landschaft sich ausbreiten, die uns in poetischer Verklärung aus dem Ende des „Faust“ vertraut ist. Das Ganze ist gekrönt von majestätischen Gebirgen, die eine offene flache Gegend am Meeresgestade umschließen: das ausgedehnte Marschland, das noch vor hundert Jahren die Meereswellen überfluteten, ist in Felder, Gärten, Wiesen umgewandelt; darunter erscheint der kanalartige Hafen von Portmadoc und der mächtige Damm, der von der Hafenmündung ausgeht; rechts und links dehnt sich in aller Breite „der dichtgedrängte Raum“ der Stadt Portmadoc, während dahinter das Dorf Tremadoc und der Wald von Wern auftauchen. Madocks, der Schöpfer dieses Neulandes, war der Sohn eines sehr wohlhabenden Londoner Rechtsanwalts walisischer Abkunft, der 1774 geboren wurde. Er kaufte 1798 ein kleines Gut in Carnarvonshire, rang dem Meer durch Deiche zunächst 800 ha Landes ab und gründete dann den Ort Tremadoc. Durch den Erfolg ermutigt, begann Madocks 1807 mit dem Bau eines großen Dammes, erhielt von der Regierung eine Landbewilligung für den dem Meer abzugewinnenden Boden und führte das riesige Werk unter unendlichen Mühen und Geldopfern durch. Fast sieben Jahre waren 300 bis 400 Arbeiter an dem Sisyphuswerk beschäftigt und zwei Millionen Mark wurden aufgewendet. Nachdem noch zuletzt eine Sturmflut einen großen Dammbruch verursacht hatte, war schließlich 1814 die Herstellung und Sicherstellung beendet, 3000 Acres Landes waren dem Meere abgerungen. Aber Madocks war nun ein ruinierter Mann, der den Segen seiner Schöpfung nicht mehr miterlebte. Er ging auf den Kontinent, wo er im September 1828 starb.

Ist nun die auffallende Ähnlichkeit zwischen Madocks' praktischer Kulturarbeit und dem Wirken des Goetheschen Faust zufällig? Oder ist Goethe durch die Kenntnis von dem Schicksal

des Engländers zu der Ausgestaltung des letzten „Faust“-Aktes angeregt worden? Sarrazin glaubt das letztere nachweisen zu können, indem er die 1830 anonym erschienenen „Briefe eines Verstorbenen“ vom Fürsten Pückler-Muskau als Quelle anführt. Goethe hatte die beiden zuerst erschienenen Bändchen mit hohem Interesse gelesen und eine ausführliche Besprechung verfaßt, in der sich auch eine Anspielung auf Pücklers Schilderung jener Fahrt nach Tremadoc findet. Der geheimnisvolle, angeblich verstorbene Reisende beschreibt nämlich ganz ausführlich die Schöpfung des Engländers Madocks und gibt damit nicht nur die eigentliche Anregung zum fünften Akt des zweiten „Faust“-Teiles, sondern auch die Grundzüge der ganzen Szenerie. Der Verstorbene schwelgt in einer idyllischen Naturmalerei, in der er den friedevollen Anblick des Meeres im Abendsonnenschein auftauchen läßt, und in dieses Bild ländlicher Abgeschiedenheit und zufriedener Stille, das so stark mit dem werktätigen Industrieleben der Umgebung kontrastiert, hat dann Goethe das Motiv von Philemon und Baucis verlegt. Sarrazin glaubt sogar in den Versen der Philemon und Baucis-Episode einen wörtlichen Anklang an den Text Pücklers nachweisen zu können. Fürst Pückler hatte in seinen Reisebriefen mit starken Farben die Schattenseiten des modernen Kulturlebens gemalt, durch welche der industrielle Fortschritt den patriarchalischen Frieden der guten alten Zeit zerstört. Für diese Schilderungen fand nun Goethe das ergreifende Symbol des antiken Ehepaares, das er schon dreißig Jahre vorher in seinem Festspiel „Was wir bringen“ verwertet. Der Einfluß der „Briefe eines Verstorbenen“ auf den „Faust“ tritt übrigens auch im Anfang des vierten Aktes des zweiten Teiles hervor, wo Pücklers Schilderungen der Waliser Berge sich deutlich, bisweilen sogar mit wörtlicher Anlehnung widerspiegeln.



Lese

Von toten Dichtern

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlicht Spitteler einen Aufsatz über „Literatur und Literaturpflege im Gegensatz zur Poesie“. Es heißt darin:

„Vergleichen Sie doch einmal das Schicksal der Bücher, welche ein Dichter schreibt, mit dem Schicksal der Bücher, welche über diesen nämlichen Dichter geschrieben werden. Die Dichter treffen die größten Hindernisse auf ihrem Wege, die andern, die ihn literarhistorisch verarbeiten, finden sofort alle Türen offen. Dieselben Zeitschriften, dieselben Verleger, die die Arbeit des Dichters ablehnen, greifen mit beiden Händen flehentlich nach Abhandlungen über die Arbeit des Dichters. Oder vergleichen Sie das Aufsehen, das eines Dichters Hauptwerk erzielt, mit dem Aufsehen, das ein Fund in seinem Nachlaß erregt. Jedes nachgelassene Manuskript, und wäre es poetisch noch so wertlos, wird heutzutage von der literarischen Welt als ein sensationelles Ereignis begrüßt, während vielleicht das Hauptwerk des Dichters, der das Manuskript hinterließ, unbemerkt vorbeiging. Das wichtigste, was die Gegenwart überhaupt kennt, ist ein ungedruckter Brief. Davor beugt jeder andächtig die Knie.“

Zu dieser Kennzeichnung eines alexandrinischen Zeitalters bemerkt die Zeitschrift „Der Schriftsteller“, das Organ des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller: „Spitteler hat in jedem Punkt recht. Der ungedruckte Brief — eines verstorbenen Dichters — bildet den Glanzpunkt in unserer heutigen Journalistik. Kürzlich ging sogar ein längst bekannter Brief Goethes, der zufällig zur Versteigerung gelangte, durch die gesamte Presse. Das kostet nichts und sieht stark nach Bildung aus.“ Uns aber fällt ein sinniges Verschen ein, ich weiß nicht, von wem:

„Stirb, so wirfst du berühmt, man setzt zum Gedächtnis dir Steine —
Aber so lange du lebst, wirft man sie dir in den Weg.“

* * *

Die Klammer

Eingeführt ist sie vom Berliner Kritiker Alfred Kerr (der eigentlich Kempner heißt). Dieser Kritiker ist amüsant (beinahe geistreich), oft schnoddrig, frech, verblüffend; man s i e h t ihn sprechen (Gesten!); man h ö r t ihn sprechen. Die Bemerkungen, die er leiseren Tones dazwischenspritzt, deuten sich durch Klammern an. Es liest sich juxhaft; er gibt zu verstehen, dieser Kritiker, daß er eigentlich Poet sei (wobei er Hüpfen mit Fliegen verwechselt). Und er macht Schule; die Klammer macht Schule. An Stellen, wo sie gar nicht nötig ist, taucht sie plötzlich in ernsthaften (unbescholtenen) Blättern auf, z. B.:

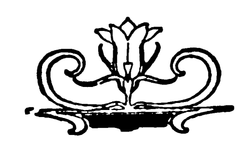
„Die Bekanntschaft mit der (respektvoll aufgenommenen) Bühnengestalt des „Lanvâl“ ändert nicht den Eindruck, der sich während der letzten Spielzeiten aus den Aufführungen von Eduard Stuckens übrigen Gralsdichtungen ergab. Auch „Lanvâl“ ist ein Märchen, das durch die herzenswarme Anschauungsweise eines Dichters eine bühnenmögliche und besonders sprachlich fesselnde Form gewann, ohne ein reines Drama werden zu können. (Wovon am Montag noch zu sprechen sein wird.) Die Darstellung kam dem Märchen namentlich durch Kayßlers stark innerlichen, stimmlich mit Glück gemäßigten, scharf charakterisierenden Lanvâl (eine der besten unter den guten Leistungen des Künstlers) und durch die erfreulich natürliche, sprachtechnisch vortreffliche und dabei innige Finngula des neuen Mitglieds Lia Rosen zu Hilfe. Auch Kamilla Eibenschütz als heilig Liebende hatte rührende und packende Momente, konnte aber im ganzen über das Künstliche ihrer Spielweise nicht hinwegmimen. Winterstein war tüchtig wie immer, hatte aber als Spielleiter mit unzulänglichen Kräften der zweiten (und fünften) Linie zu arbeiten.“

In vier Sätzen vier Klammern! Wozu denn? —r—

* * *

Der „Faust“ für acht Pfennige

Das Meisterwerk deutscher Dichtkunst wird man jetzt also, wie der „Vorwärts“ mitteilt, zum Preise von acht Pfennigen erstehen können — in Frankreich. In Deutschland kostet die wohlfeilste Ausgabe 20 Pfg., so daß also die westlichen Nachbarn den Beweis geliefert haben, daß man für 40 Prozent dieses Preises den Faust nicht nur herstellen, sondern auch liefern kann; Annoncen sind nämlich nicht in dem Blatt enthalten, das im übrigen ganz einer Zeitung nachgebildet, aber auf gutem Papier gedruckt ist. Berücksichtigt man, daß der Betrag, der für das Ausleihen eines Buches aus einer öffentlichen Bibliothek im Durchschnitt aufgewendet werden muß, etwa 4 Pfg. beträgt, und daß dabei immerhin eine, wenn auch nach den seitherigen Erfahrungen glücklicherweise geringe Gefahr der Krankheitsübertragung besteht, so weist diese Entwickelung der Technik vielleicht einen neuen Weg. In der Großstadt muß ja der Leser auch seinerseits Zeit opfern und vielleicht für die Straßenbahn 10—20 Pfg. ausgeben, wenn er sich ein Buch holt, und in kleinen und ganz kleinen Ortschaften, wo keine öffentliche, keine Leihbibliothek und vielleicht noch nicht einmal eine Buchhandlung sich befindet und wo man sich sehr schwer dazu entschließen würde, sich ein Buch zu kaufen, kann der geringe Preis einen starken Anreiz zur Anschaffung guter Werke bilden. Würde ein solches Unternehmen in Deutschland begründet und von unseren Schulverwaltungen genügend unterstützt, so würde der Kampf gegen die Schundliteratur dadurch aufs wirksamste gefördert werden.





Von Park- und Waldfriedhöfen

Von Hans Martin Elster

Langsam beginnt ein ernsteres Interesse für die Fragen der Friedhofskunst in das größere Publikum einzudringen. Man ist sich klar darüber geworden, daß der häßliche Eindruck unserer Friedhöfe, die nach alter Art in geometrischem Grundriß angelegt, nur eine baum- und schattenlose Steinwüste bilden, von großer Gefahr für das religiöse Gemütsempfinden unseres Volkes ist, und man sucht Abhilfe zu schaffen, indem man die Fehlerquellen aufdeckt und bei neuen Anlagen zu beseitigen bestrebt ist.

Die alte Anlageart, die leider auch heute noch vorwiegend herrscht, geht von den Friedhöfen aus, die im Mittelalter um die Kirchen in den durch Befestigungen eingeengten Städten angelegt wurden; sie waren ohne Ausdehnungsmöglichkeit, weshalb ihr Gelände nach jeder Richtung hin ausgenutzt wurde; das führte zu der geometrischen Einteilung, zu der Reihenanordnung. Diese wurde nun auf die modernen Friedhofsanlagen ohne Änderung übertragen und noch dadurch verschlechtert, daß die Städte bei ihrem schnellen Anwachsen im 19. Jahrhundert das Friedhofsgelände bedeutend vergrößern und vor die Tore ins freie Feld verlegen mußten; dabei herrschten allein praktische, materiell-finanzielle Grundsätze; der zu Begräbniszwecken erworbene Grund und Boden wurde aufs äußerste ausgenutzt und es blieb kein Platz für verschönernde Anpflanzungen. Wir alle kennen die Trostlosigkeit solcher Friedhöfe.

Dagegen schritt zuerst Amerika ein; dort dehnen sich jetzt die Friedhöfe unmittelbar an den Grenzen der großen Städte stundenweit als große Volksparke aus und sind eine Stätte der Erholung für jedermann. Diese Parkanlage erwies sich mit ihrem Ausbau nach hygienischen, ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten für die Großstädte als die einzig fruchtbare; aus ihren Grundlagen entwickelte sich dann der Gedanke der Waldfriedhöfe, der landschaftlichen Friedhöfe überhaupt.

Allerdings wird die finanzielle Frage durch diese Anlagearten nicht gelöst, und sie spricht gerade das ernsteste Wort bei allen neuen Friedhofsanlagen. Hier wird sie zum Teil geradezu erheblich erschwert, denn die Anlage eines Parkfriedhofes ist natürlich bedeutend kostspieliger als die einer Begräbnisstätte nach alter Art, und rentiert sich auch weniger. Aber es ist jetzt die Überzeugung durchgedrungen, daß das einseitige Streben nach materiellem Gewinn die Gesundheit unseres Volkes auf das ernsteste schädige und daß man noch andere Pflichten als nur die finanziellen habe; ferner sind die deutschen Großstädte jetzt in den Besitz reicher Mittel gekommen, so daß ihnen die Lasten einer kostspieligen Friedhofsanlage nicht mehr so fühlbar werden. Die Strömung führt jetzt zum großen Teile zu den neuen Anlagearten.

Hamburg war zusammen mit Bremen, dessen Friedhof nicht so berühmt geworden ist, die erste deutsche Großstadt, die sich 1876/77 die amerikanischen Erfahrungen zu eigen machte und zwölf Kilometer vor seinen Toren einen Zentralfriedhof durch den genialen Friedhofsdirektor W. Cordes in Ohlsdorf anlegen ließ. Düsseldorf (1883), Köln und andere Städte folgten nach. Und seit 1904 haben wir durch Baurat W. Graessel in München einen Waldfriedhof, der den Gedanken der parkartigen Anlage ins Landschaftliche, das von der Natur Gegebene, erweiterte. Die landschaftliche Anlageart, sei es nun als Park oder als Wald, hat durchaus als die Form der zukünftigen Friedhöfe zu gelten, denn sie vermeidet die Fehler der alten Anlagen, dient — wenn auch nur in beschränktem Maße — der Volkshygiene, hebt den Friedhof als Ganzes ästhetisch auf eine höhere Stufe und führt zu einem harmonischen Gesamteindruck, der von großer ethischer Bedeutung ist. Allerdings haben beide Friedhöfe — in Hamburg wie in München — den Nachteil, daß sie weit draußen — dort 12 km, hier 6 km entfernt — vor der Stadt liegen. Aber die Preise des Grund und Bodens machen diese Entfernung von der Peripherie der Großstädte notwendig; bezahlte doch Hamburg schon 1876 für 186 ha Feld ein Kapital von 870 000 ℳ, trotz 12 km Ferne, und München dreißig Jahre später für 55 ha 1 266 500 ℳ (1 qm Wald ca. 2.13 ℳ), bei 6 km Entfernung! Rechnen wir dazu die sonstigen Anlagekosten, so sehen wir in Hamburg eine Summe von über 3 Millionen für die allererste Anlage aufgewandt (in München infolge des Waldankaufs ebensoviel!). Beide Friedhöfe arbeiten aber trotzdem ohne Zuschüsse, was bei dem Berliner Parkfriedhof in Friedrichsfelde nicht der Fall ist. Man muß bedenken, daß die schöne Anlage auch nationalökonomische Vorteile hat; auf einem ästhetisch erfreulichen Friedhof werden mehr Familiengrabstätten, und zwar hauptsächlich von wohlhabenden Leuten, erworben als in einem sehr ausgenützten; im Münchener Waldfriedhof ergaben die Grabverkäufe beispielsweise im Jahre 1908: 69 000 ℳ, 1909: 62 000 ℳ, 1910: 83 000 ℳ. Es ließen sich sogar auswärts Verstorbene dort beisetzen. Dazu ist die Zahl der Fremden, die eigens zur Besichtigung des Waldfriedhofes nach München reisen, eine außerordentlich große; und gleichzeitig wurde mit seiner Anlage ein Stück schönen Waldes vor dem Untergang gerettet, zum Besten der Erhaltung reiner, gesunder Luft. Ganz ähnlich liegen die Vorteile bei dem Hamburger Parkfriedhofe.

Die ästhetischen Vorteile der neuen Anlagearten sind um vieles größer, als die nationalökonomischen im engeren Sinne.

Der Gedanke, der der parkartigen Anlage Richtung und Form gibt, ist doch der, daß schon bei dem ersten Ausbau alles für eine möglichst leichte und billige Umwandlung in einen reinen Park vorgesehen wird; auch in der Benutzungszeit soll der Gesamteindruck schon durchaus der eines großen Parkes sein, „durch die dem Terrain sich anschmiegenden unregelmäßigen Wegezüge, die zweckmäßig verteilten Pflanzenmassen, die von vornherein das Gerippe der späteren Gehölzgruppen darstellen, durch die Einführung landschaftlich malerischer Elemente (Bilder), und damit auch die Verdeckung der eigentlichen Gräberfelder durch Pflanzung, ferner durch die regelmäßigen Anlageteile in der Umgebung der hauptsächlichen Gebäude, wie Kapellen und dergleichen, die in günstiger Weise meist sich mit bevorzugten Anlageteilen für Erb- und andere hervorragende Begräbnisstätten in Verbindung bringen lassen.“ (Hans Pietzner, Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung. Verlag von Carl Scholtze [W. Junghans], Leipzig 1904. [Handelt nur von parkartigen, nicht von Waldfriedhöfen; gründlich und praktisch.]) Terrain, das an sich schon landschaftliche Schönheiten bietet, eignet sich natürlich besser als ebenes, flaches Feld.

Aus dem Vergleich mit der alten, regelmäßigen Anlage ergeben sich einige Bedenken finanzieller wie ideeller Natur; sie werden aber aufgehoben durch die größeren Vorteile, die ein Parkfriedhof bietet, Wenn ein Drittel bis ein Fünftel des Gesamtareals bei der neuen Anlage zu Begräbniszwecken ungenutzt bleibt, so geht doch die ungenutzte Fläche nicht verloren: sie ist es, die mit ihren gärtnerischen Anpflanzungen, mit ihrem Blumen- und Bäume-



schmuck die ideellen Werte des Friedhofs bedeutend steigert, den Besuchern jene ruhige, edle Stimmung verleiht, die uns in alten Parks zu überkommen pflegt; es ist gar nicht vonnöten, daß dieser Ausfall an Fläche durch eine mir im höchsten Grade widerstrebende Doppelbelegung der Gräber schon nach 30 bis 50 Jahren aufgehoben werde, wie Pietzner es vorschlägt, sondern es kann auch bei den Reihengräbern eine längere Frist innegehalten werden, da der vermehrte Ankauf von Familiengräbern in schöner Anlage den Ausfall deckt.

Auf einen wichtigen Einwand weist schon jene Forderung eines schwäbischen Stadtrates hin, der will, daß man sich in einem Parkfriedhofe solle angenehm ergehen können, ohne immer an den Tod erinnert zu werden. Das führt dazu, den Hauptzweck nur so nebenher zu verfolgen und wäre eine heuchlerische Profanation, die schon vielen darin zu liegen scheint, daß die Benutzung des Friedhofes als Park vorgeschlagen wird. Das ist allerdings ein Mißverständnis dieser Anlageart, auf das man aber immer wieder trifft: ein Parkfriedhof ist ein Friedhof in parkartiger Form, nicht aber mit parkartiger Benutzung! Wie schon jetzt jeder auf den Friedhöfen wandeln kann, so auch künftighin auf den Parkfriedhöfen, die darum aber nicht die Mängel der Parks an sich mit ihren Besuchern erhalten. Ihr Hauptzweck ist und bleibt der Ruheplatz der Dahingeschiedenen, und erst, wenn der Friedhof nicht mehr als Beerdigungsstätte benutzt wird, soll seine allmähliche Umwandlung in einen öffentlichen Park erfolgen, der darum aber doch die Weihe und Stimmung eines Friedhofes behält, wie das jeder Besucher des alten Weimarer Friedhofes weiß, der auch als Park behandelt wird und doch keiner Profanation ausgesetzt ist. Durch die auf den Friedhöfen Wandelnden fühlen sich viele Leidtragende in ihrer Andacht gestört, in ihrem Schmerzgefühl bloßgestellt: auch hier bietet der Parkfriedhof gerade einen reicheren Schutz als die alte regelmäßige Anlage; denn wenn auch die Zahl der Besucher zunimmt, so fallen diese doch nicht so auf, weil der Parkfriedhof ja bedeutend größeren Umfang hat und weil die Anpflanzungen ungeheuer viel mehr Gelegenheit bieten, die neuen Gräber, die Leidtragenden, den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

Etwas anderes ist es, ob jedermann mit der Einschränkung seiner Freiheit in der Grabbehandlung, mit der Unterordnung des Einzelgrabes unter die Gesamtheit, einverstanden sein kann; aber auch hier stehen den individuellen Verlusten höhere Gegenwerte gegenüber. Bei der Unterordnung des Einzelgrabes unter die Gesamtheit handelt es sich besonders um das Reihengrab, das auf einem Normalfriedhof 50% Raum einnimmt, während die Familien- und Erb-(Kauf)gräber nur 20% beanspruchen. Die Beisetzung in Reihengräbern geschieht nun so, „daß in eine Reihe stets zwei Särge zu stehen kommen, mit den Kopfenden gegeneinander. Diese Reihen sind 4—4,20 m breit (die Länge wird durch die Figuration der Gräberabteilung bestimmt) und untereinander durch 50—60 cm breite feste Erddämme getrennt. In diesen Gruben wird Sarg an Sarg beigesetzt und wird die bei der Herstellung der neuen Gräber gewonnene Erde in der Art des Rigolens immer wieder zur Bedeckung der Särge vorwärts verwendet. Oberirdisch hat jedes Grab seine äußerlich erkennbare Stelle, die von der benachbarten durch einen 25—40 cm breiten Gang getrennt ist. Zwischen den Reihen befinden sich 1 m breite Wege“ (Pietzner). Diese Beerdigungsart wird im allgemeinen angewandt bei den Gräbern, die umsonst abgegeben werden, und läßt sich leider nicht beseitigen, da sie außerordentlich praktisch ist; bei großer Ausdehnung gewähren diese gradlinigen Reihen einen trostlosen Anblick, wie auf dem Kölner Nordfriedhof, wo jedes einzelne Grab Hügel- und Kastenform behielt, um die Täuschung, daß jedes ein Einzelgrab sei, ganz durchzuführen, weil diese Täuschung den Angehörigen lieb war. In Hamburg hat man nun den alles zerstörenden Eindruck der engen Hügelanhäufung — in der Regel hat jeder Hügel noch seine besondere Umrahmung und sein Miniaturgärtchen — dadurch aufzuheben gesucht, daß man die besondere Umrahmung verbot, die Höhe des Hügels auf 25 cm, die Einfriedigungen auf Buxbaum und kleine Holz- und Eisengitter bis zu 20 cm Höhe beschränkte und nur Holzkreuze, kleine Steintafeln usw. in einer Höhe von 1 m zuließ. Dadurch wurde der Eindruck eines Reihengräber-

feldes schon bedeutend ruhiger und edler, und was der einzelne an Herrschaft aufgab, erhielt er wieder an reiner Stimmung, die beruhigend auf seine schmerzenden Gefühle wirkte. Zur einheitlichen Harmonie führte aber erst die Behandlung wie in München und zum Teil in Berlin, nicht jedes Grabes für sich, sondern jeder Gräberreihe als Gesamtheit, als Beet, das mit Rasen besät und mit Blumen bepflanzt wird. Dadurch begibt sich der einzelne vollkommen seiner Selbständigkeit, was bei den Reihengräbern wohl zum großen Teil angeht, da nur wenige dieser Gräber von den Angehörigen wiederholt aufgesucht werden; was aber auch zu Widerspruch geführt hat. Daher wird in Berlin jetzt doch wieder jedes einzelne Grab kenntlich gemacht und abgetrennt, wenn man es wünscht. Eine Einheit zwischen individuellem und sozialem Machtbereich ist hier schwer zu erzielen, und es bleibt nichts übrig, als immer wieder auf die durch die Einschränkung des Individuellen erzeugten höheren Gegenwerte für die Gesamtheit hinzuweisen und sonst jedem Freiheit zu lassen, sich entweder den Bestimmungen der Parkfriedhöfe oder Waldfriedhöfe anzupassen oder auf einem zweiten Friedhof nach alter Art den Ruheplatz für den Toten zu suchen. Abschaffung der Hügel und Einfriedigungen, Aufstellung der Denkmale auf fortlaufender Rasenfläche und Einteilung des großen Gräberfeldes in kleinere kann allein den Eindruck der Reihengräber zu einem befriedigenden gestalten.

Das sind schon Gedanken, die Baurat Graessel bei seinem Münchener Waldfriedhof anwandte. Graessel ging davon aus, daß gegen eine möglichst weitgehende Anpflanzung, um die unschöne Wirkung großer Gräberfelder zu vermeiden, nichts einzuwenden sei; aber die parkartige Anlage führe zu allzu großer Ausdehnung und zur Profanation, indem man den Zweck der Anlage verberge, die großen Gräberfelder hinter Pflanzungen verstecke, hinter denen dann das alte Chaos herrsche. „Es muß auch darauf hingewiesen werden," sagt Graesse in seiner Dürerbundschrift über Friedhofsanlagen, „daß ein Park in der Hauptsache aus Laubbäumen besteht, daher nur in der wärmeren Jahreszeit den erwünschten Eindruck ergibt, und daß die mehr oder weniger g e o m e t r i s ch e Form der Gräberreihen nicht auf eine landschaftliche Ausgestaltung ohne weiteres hinweist. Auch neigt die Gesamtstimmung mehr nach der heiteren Seite." Am besten sei, schon vorhandene Anpflanzungen zu nutzen. Besonders zweckmäßig sei der Nadelwald, der den ersten Eindruck steigere und das ganze Jahr hindurch sich gleichbleibe. Bei der eigentlichen Anlage zerlegt Graessel nun den Gesamtfriedhof in kleinere, für das Auge übersehbare „Unterfriedhöfe" durch Hecken und Baumanpflanzungen. In diesen Unterabteilungen werden die Gräber wieder gruppenweise zusammengefaßt und im übrigen nur in fortlaufende Rasenflächen eingedeckt, so daß eine relativ große Ausnutzung der Bodenfläche erlaubt und auch noch der Vorteil vorhanden ist, nicht sofort den ganzen Friedhof — wie beim Parksystem — anlegen zu müssen, sondern je nach Bedarf streckenweise, was die Anlagekapitalien sehr verteilt. Jeder Einzelfriedhof oder „Unterfriedhof" wird dann nach Grabmalform und Pflanzenschmuck einheitlich behandelt. Auch Graessel beseitigt die Reihengräber nicht; er hebt nur ihre Mängel auf, indem er die Reihen möglichst kürzt, sie durch niedrige Denkmäler, durch die Verpflegung der Gräber von seiten der Friedhofsverwaltung, soweit notwendig, durch Verbot von besonderen Einfriedigungen und durch eine einheitliche Rasendecke zu einem übersichtliche Ganzen zusammenschließt, so daß er sie nicht durch Anpflanzungen zu verstecken gezwungen ist. Aber auch die Familien-, die Kaufgräber kann er in Reihen anordnen; sie kommen zu guter Wirkung, weil er sie nicht nahe aneinander rückt, die Denkmäler nur in gegenseitiger Rücksichtnahme zuläßt und dem Hintergrunde durch reichliche Anpflanzungen eine abschließende Wirkung verleiht; der Grabhügel hat nur niedrige Höhe wo er nicht ganz entfällt und bleibt ohne besondere Einfriedigung; bevorzugt wird auch hier eine einheitliche Rasendecke.

In der Gesamtanlage hat Graessel die Erfahrungen des Parkfriedhofes gut genutzt; wenn nun der Parkfriedhof sich auch das Gute der Graesselschen Grundsätze zueigen macht, so werden beide Anlagearten ungestört nebeneinander bestehen können; eine Stadt, die über keinen nahen Wald verfügt, wird ja stets die Parkanlage wählen müssen.

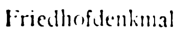


Von großer Wichtigkeit für den einheitlichen Eindruck des Ganzen sind auch die Gebäude: Kapellen, Leichenhallen, Wirtschafts- und Verwaltungshäuser usw.; sie müssen derselben ernsten Stimmung dienen und sich unter Veranschaulichung ihres Zweckes in ihre Umgebung widerspruchslos einfügen. Es ist durchaus nicht dasselbe, ob ich solche Gebäude im Walde oder in einem Parke oder an einem großstädtischen Platze zu errichten habe, und während hier die Monumentalität mehr wirken kann, ist dort größte Schlichtheit geboten. Eben solche Vorsicht und Rücksicht auf das Ganze ist bei der Einfriedigung des ganzen Friedhofes vonnöten: zumeist wird der Sicherheit wegen eine Mauer errichtet werden müssen, die dann angemessen be- und umpflanzt werden muß, aber auch einfache Holzgatter, Hecken, Schmiedegitter genügen bisweilen.

Aus dem einheitlichen Zusammenschluß der Einzelgräber entsteht der harmonische Gesamteindruck; schon deshalb bedürfen die Einzelgräber besonderer Aufmerksamkeit; aber hier ist die Leitung schwierig, da sich der Besitzer des Grabes selten dreinreden läßt; nur fortwährende Belehrung des Publikums, Veranschaulichung des Gewollten und direkte Vorschriften können hier helfen. Graessel hat 1907 elf allgemein gültige Paragraphen zusammengestellt, aus denen wir folgende hervorheben wollen: „§ 3. Zur Vermeidung der gegenseitigen Beeinträchtigung und zur Erzielung eines entsprechenden Eindrucks der Friedhofsgesamtanlage wird bestimmt, daß bei Errichtung von allen Grabdenkmälern im Waldfriedhofe besondere Vorschriften, ähnlich wie bei den Reihengräbern, einzuhalten sind. Nach den vorliegenden Verteilungsplänen dürfen demgemäß in hierfür bestimmten Abschnitten nur Grabdenkmäler aus stehenden Steinen, in einzelnen nur solche aus liegenden Steinen, in anderen nur Grabdenkmäler aus Eisen und in wieder anderen nur solche aus Holz errichtet werden. Fundamente sind von der Friedhofsverwaltung für sämtliche Waldgräber sowie innerhalb der einzelnen Sektionen für bestimmte Teile vorgesehen. Weitere Fundamente dürfen nicht errichtet werden. Die Denkmäler auf Sektionsgräbern dürfen, soferne Fundamente vorhanden sind, im allgemeinen eine Höhe von 2 m, ferner im Sockel eine Breite von 1 m und eine Tiefe von 60 cm nicht überschreiten. § 4. Bei den gesondert liegenden größeren Familiengräbern und Familiengräbergruppen (Waldgräbern) dürfen größere Denkmäler ausgeführt werden, wenn dieselben künstlerischen Charakter tragen und wenn durch genügende Umpflanzung die gegenseitige Beeinträchtigung der Nachbardenkmäler verhindert ist. § 5. Wo Grabhügel angelegt werden wollen, müssen sie eine in der Mitte nicht über 30—40 cm hohe gewölbte Form erhalten. Abgeböschte, kastenförmige Grabhügel sind verboten. Weiße Papierkränze können nicht zugelassen werden. Bei Anpflanzung ist auf den Charakter des Waldfriedhofs Betracht zu nehmen. § 6. Jede Einfriedigung von Grabstätten ist verboten. Dieselben stehen im Widerspruche mit dem Eindruck der Freiheit, welchen die Natur des Waldes gibt und zerstören den landschaftlichen Eindruck des Waldbodens. § 8. Für alle im Waldfriedhof zu errichtenden Grabdenkmäler ist die vorherige Einholung der Genehmigung beim Stadtmagistrate erforderlich."

Eine Fülle neuer, reformatorischer Ideen, die insgesamt praktisch sind, strömt uns aus den Plänen und Vorschriften der Park- und Waldfriedhöfe entgegen. Zusammen mit der besonders ästhetisch bildenden Arbeit für schöne Grabdenkmäler, worin besonders die von Dr. v. Grolman geleitete Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst Großes erreicht hat, streben alle diese Bemühungen darauf hin, der Stätte unserer Toten in jeder Hinsicht einen vollkommenen Ausdruck, eine schöne Form zu geben, die auch das Empfinden des einzelnen nicht verletzt. Freilich muß der einzelne zu seinem Teile auch am Gelingen des Ganzen beitragen; für ihn ist das Ganze ja errichtet und er soll es nutzen. Hoffen wir, daß die erfreuliche Aufwärtsentwicklung unserer Friedhöfe anhält, damit die Güter des Herzens, des Gemütes, der Gesinnung, die eigentliche Kultur, auf dem Ruheplatz unserer Toten eine bleibende Stätte erhalten.





Friedhofdenkmal



Ernst Müller-Braunschweig

Hermann Pleuer

Zwei Monate früher, als Fritz von Uhde sein an Taten und Erfolgen reiches Leben beschloß und die deutsche Kunst einen schier unersetzlichen Verlust zu empfinden begann, ist ein anderer Künstler von gleichem Schlage in das Reich der Schatten abberufen worden — Hermann Pleuer. Die große Gunst des Schicksals, nach außen hin mit in den vordersten Reihen der deutschen Maler zu stehen, zu jenen Künstlerpotentaten zu gehören, vor deren Werken die ganze Welt in einhellige, devote Bewunderung ausbricht, ist Hermann Pleuer versagt geblieben. Die moderne deutsche Kunst ist reich an glänzenden Namen, die wir täglich, stündlich, auf Schritt und Tritt lesen und gepriesen sehen. Pleuer gehörte nicht zu ihnen. Wohl erschien er seit Jahren auf den großen sezessionistischen Ausstellungen, wohl hatte er in München, Berlin und Paris Erfolge rein künstlerischer Art, die mancher beliebte und wohlakkreditierte Modemaler nicht aufweisen kann, aber populär, bekannt in des Wortes weitester Bedeutung ist er nicht gewesen. Woran es lag? Eine müßige Frage, die sich jedem selbst beantwortet, der nur einigermaßen mit den Dingen der Kunst auf gutem Fuße steht. So wenig wie sein Werk, das jetzt abgeschlossen hinter ihm und vor uns liegt, eine Alltagskunst repräsentierte, die protzig und breit sich an den modernen Snobismus wendet, so wenig war seine Person darauf geeicht, den berühmten Maler zu spielen. Und wenn er es auch geworden wäre, er wäre der gleiche bescheidene, rührend bescheidene Mensch geblieben, wie er durch die gleichen Eigenschaften den größten Bildhauer des Jahrhunderts, August Rodin, so liebenswert macht. Aber was sollen wir mit Dingen rechten, die nicht mehr zu ändern sind. Die Künstler und die wirklich verständnisvollen Kenner, die nicht nur nach der „Marke“, sondern nach der Qualität sehen, kannten und schätzten ihn. Schätzten ihn — das trifft auf die ersteren zu —, den kleinen Schwaben mit dem ungeheuren Handgelenk, dem unglaublich sicheren Blick und dem angeborenen Malersinn, soweit er ihnen nicht gefährlich zu werden drohte.

Uhde hatte, das Geständnis hat er selbst gemacht, für Pleuer viel übrig, und hat mit seinem vornehmen Kollegensinn ihm unbegrenzte Hochachtung entboten. Und wenn die beiden auch scheinbar von innerlich ganz diametral gegenüberstehenden Kunsttendenzen geleitet wurden, eins hatten sie doch gemein. Das ist etwas, was sich nicht in Worte fassen, was sich nur empfinden läßt. Das gewisse Etwas, das die Seele gleichsam auf farbige Akkorde stimmt und ihr in einer ewig bewegten, schönen Melodie ihr höchstes Glücksbewußtsein schenkt.

Die großartige Gedächtnisausstellung in Stuttgart, mit der man das Andenken des Frühverblichenen ehrte, klang wie ein ungewollter, aber eindrucksvoller, gewaltiger Widerspruch. Ein Protestruf gegen die vielleicht auch ungewollte, aber als Tatsache betrübliche Hintansetzung, die Pleuer ebenso wie seinem Freunde, dem glänzenden Landschafter Otto Reiniger, im Ensemble der deutschen Künstler beschieden war. Daß neben den vielen großen Könnern, deren Größe wir alle neidlos anerkennen, die mitschufen an dem Einheitsbegriff einer jungen deutschen Kunst, viele Mittelmäßigkeiten standen, die mit ihnen gepriesen wurden, ist allen bekannt. Und bekannt ist auch, daß gar manches blühende, kraftgenialische Talent mit gleichem, vielleicht größerem Künstlertum, seitab im Dunkeln stehen und zusehen mußte, wie sich die anderen im Lichte tummeln. Dieses mißvergnügliche Schicksal hat Hermann Pleuer getroffen. Freilich, seien wir ehrlich, nicht ganz ohne eigene Schuld. Der Mann mit den Furchen eines rauhen Erdenwallens im Gesicht besaß nicht die Gabe, sich nach vorn zu drängen. Während rings um ihn die von den französischen Einflüssen mächtig befruchtete Kunst ihre Blüten trieb, die enragierten Verfechter des Freilicht, des Impressionismus, Neo- und Expressionismus ihre Sensation erregenden Taten vollbrachten, und ihre kunstprophetischen Eigenschaften in alle Welt hinausposaunt wurden, stand Pleuer, der als jugendlicher Hitzkopf von der Stuttgarter Akademiezeit nicht allzuviel profitiert hatte, in seiner Werkstatt und schuf Bild um Bild. Die Not saß ihm immer im Nacken, die elendeste, gemeinste Not, die man sich denken kann, die um das

tägliche Brot. Sie hat ihm ihr Mal eingegraben, aber sie hat ihn nicht niederdrücken können, wenigstens nicht, bevor er die Erfüllung seiner Lebensaufgabe verwirklicht sah. Mit großer, zur Bewunderung zwingender Konsequenz ist Pleuer seinem künstlerischen Ingenium gefolgt. Über verhältnismäßig wenige Arbeiten, die der akademischen Lehre entsprechen, hat er als blutjunger Mensch um den Beginn der achtziger Jahre seinen Aufstieg vollzogen. Nur einige Werke, aber zeichnerisch prachtvoll, malerisch vollsaftig und von verblüffender Realistik, weisen zurück auf den Anfang seiner frühen künstlerischen Selbständigkeit. Aber wenn man dieses wundervoll durchgearbeitete dünne Persönchen des „Schreibers“ so recht betrachtet, wenn man die fabelhafte Sicherheit, das Typische solch eines eckigen, verschrobenen Menschenkindes in großen Zügen festzulegen, recht erkennt, dann erkennt man auch, daß hier schon der Grund gegeben ist für einen künftigen Bau von imposanter Größe. Und er ist auch entstanden. Als Hermann Pleuer am 6. Januar d. J. im Alter von 46 Jahren das Auge für immer schloß, da hinterließ er ein Werk, mit dem man bequem einen schönen, voluminösen Band füllen könnte. In wenige Galerien und Privatbesitze verteilt, geschätzt und gehütet von Menschen, denen die Erkenntnis gekommen, daß hier ein Mann am Werke war, der sich unbedingt durchsetzen mußte, dem es nur freilich ging, wie es manchem Kunst- und Leidensgenossen ergangen, hat sich Bild zu Bild gefunden. Und nun, da man, ähnlich wie in München im Jahre 1906 in der Sezession, vor nur einem Teile des gewaltigen Werkes stand, erkannte man, daß dieser Maler als Fertiger, völlig Ausgereifter, Vollendeter von dannen gegangen ist. Wenn auch hie und da die maßlose Selbstkritik, die vielleicht nur Wilhelm Leibl mit ihm geteilt hat, ihn zu quälenden Zweifeln trieb, so wissen wir, es war mehr als bei irgend einem andern der harte, aufreibende Lebenskampf, der sie hervorrief. Die Sicherheit der Existenz hat ihm gefehlt, und sie hat wohl mehr als einmal in das Glück, malen zu können, mit schrillen Mißtönen die Aufschreie einer innerlich schönen, äußerlich aber schmachvoll behemmten Lebensführung hineinklingen lassen. Aber nicht die Quantität des Geleisteten ist es, die uns zur Bewunderung zwingt, sondern die Qualität. Das angeborene Können eines Malers, in dem der Wille zur Kunst über Berge von Hindernissen hinweg in einer einzigen gewaltigen Flamme emporloderte. Ob Pleuer, wenn ihm die Resonanz des Geldkastens ein geruhiges, selbstsicheres Arbeiten gestattet hätte, das erreicht haben würde? Ob seine glühenden Selbstentäußerungen so den Charakter des Spontanen, Gewaltsamen und doch so Vollendeten erhalten hätten? Eher als zu bejahen scheint mir die Frage zu verneinen zu sein.

Ein ewig altes und ewig neues Motiv war es, auf das Pleuers künstlerischer Sinn sich zunächst festlegte. Silbern schimmernde Mondnächte mit ihrem geheimnisvollen Zauber, der die Dinge und die Menschen mit einem weichen, magischen Lichte umspielt. Nicht die Mondnächte des holländischen Altmeisters van der Neer, nicht die seines deutschen Nachahmers Douzette, der bei aller technischen Fertigkeit zu oft in ein theatralisches Furioso gerät; einfache, stille Winkel, verborgene Wässer, die von einem milden Lichtstreif umsäumt werden, Naturausschnitte von höchster Primitivität, und Menschen, deren Nähe wir mehr ahnen als sehen, sie haben den von glühender Farbenfreudigkeit durchzuckten Pinsel Pleuers geführt und ihn zu seinen Feierungen begeistert. Hier ist keine Stimmungsmimerei, die das niedere Empfinden aufruft. Alles ist von einer verblüffenden Sachlichkeit, die doch wiederum weit entfernt davon ist, nüchtern zu sein. Und zu der Freude an den unerschöpflichen Schönheiten, die das milde, kühle Licht des Mondes hervorbringt, gesellt sich mehr und mehr die Freude am menschlichen Körper. Wundervoll gezeichnete Akte erhöhen die greifbare, blühende Lebendigkeit seiner Naturausschnitte; Menschen in stillem Versunkensein, in berauschendem Liebesglücke, mit dem tiefinnersten Auge gesehen und empfunden, verbinden sich mit ihnen zu feierlichen Gesängen

Die Frage, wie weit des Künstlers Seele bei seinem Werke beteiligt ist, ist oft und reichlich erörtert worden. Eine befriedigende, treffende Antwort werden wir wohl nie erhalten. Und doch fühlen wir, daß immer gewisse Imponderabilien mitschwingen, die dem Bildwerk seine

inhaltliche Form bestimmen helfen. Ein Impressionist, ein Nurmaler, und dennoch einer, der mit der Seele malt. Ein scheinbarer Widerspruch, erhärtet durch jene Farbenfanatiker, die die Mitwirkung des inneren Menschen beim Kunstwerk ganz ausgeschaltet wissen wollen. Uhde ist über diese Kluft hinweggekommen, Pleuer desgleichen. Schlichtheit und Innerlichkeit, völliges Versenken in einen seelischen Vorgang und ein Harmonisieren desselben mit denkbar künstlerischen Mitteln, das war das Ziel ihrer Kunst und ihr höchster Ehrgeiz. Und so finden wir, daß auch die immer mehr und mehr in die Erscheinung tretende Menschenschilderung Pleuers einfach und tief ist und von einer wundersamen, das Gefühl bestimmenden Farbigkeit. Pleuer liebte nicht die geputzt einherschreitende Menschensorte, nicht den geistreich sein wollenden Fant, nicht den Vertreter der großen Welt. Arbeiter, denen wir dann in prächtigen Exemplaren begegnen werden, Menschen mit der einfachen Philosophie des Erdenkampfes im Gesicht, Künstler mit Bohêmeallüren, Leutchen, aus deren Innerem und Äußerem der ewige Gesang des Entbehrens klingt. Aber sie leben alle. Sie sind erfüllt von blut- und glutvoller Lebendigkeit, von Hoffen und Zagen, von Glück und Weh. Sind Typen ihrer Gesellschaftsklasse, gesehen mit all ihren Schwächen und Vorzügen. Und mit welch glänzender Sicherheit hat sie der Meister auf die Leinwand gebannt! Ob wir die Kartenspieler oder den Käfigmann bei seiner wenig verlockenden Beschäftigung sehen, oder die Bohêmegesellschaft im Wirtshaus, oder die beiden Malersleute im Atelier, immer fesselt und bezwingt das zum unerschütterlichen Credo erhobene Wirklichkeitsgefühl, die unerbittliche Charakteristik und zuletzt und am höchsten die einfach überwältigende Art, die glänzende Mache, mit der alles erreicht ist. Während der Maler Pleuer festen, sicheren Schrittes vorwärtsschreitet auf dem Boden einer prachtvollen Tonmalerei, die, reich an malerischen Werten, noch das unscheinbarste Ding zur Wichtigkeit erhebt, nimmt auch der Psychologe Pleuer immer tieferen Anteil am Werke. Und so nähern wir uns mehr und mehr den großen Werken, die, gleich bewundernswert in Konzeption und Aufbau wie in rein malerischer Bewältigung den Künstler menschlich am liebenswertesten erscheinen lassen.

Wie die eminente Sicherheit der Naturbeobachtung, die Fähigkeit, das Thematische und Anekdotische zum rein künstlerischen Genuß zu steigern, in seinen kleinsten Skizzen zum Durchbruch kommt, so finden wir ihn auch bei seinen räumlich ausgedehnten Gemälden um die vollste, restloseste Erschöpfung des Bildgedankens bemüht. Und restlos bewältigt er zu Beginn der neunziger Jahre all die großen Ideen, die ihn gepackt haben. Die Neigung zum Mystischen, Feierlichen, die innere Anteilnahme an den schweren sozialen Kämpfen der Zeit, am geistigen und wirtschaftlichen Elend des Proletariats, das sich in resignierter Verzweiflung dem abstumpfenden Glauben an den Fatalismus hingibt, mögen damals vielleicht mehr instinktiv als bewußt Pleuers Stoffwahl beeinflußt haben. Und Tag um Tag steht der kleine Mann vor den Riesenleinwanden, schöpft er aus der Tiefe seines exaltierten Künstlergemütes und schafft die Bilder, die wie Giganten aus seinem Gesamtwerke herausragen. Da kommt vor allem das ergreifende Gebet, wo eine junge Frau am Bette ihres todkranken Mannes ihre Seufzer zum Himmel schickt. Ein altes Thema und vielfach behandelt in sentimentalen Darstellungen, die mehr als einmal die Erhabenheit des Momentes, da ein Mensch sich in seinen Nöten zum Himmel wendet, herabdrücken statt erhöhen. Hier liegt im Ringen der Hände das Ringen der Seele. Hier ist ein Menscheninneres in Aufruhr, und jene herzbrechende, verwüstende, den ganzen Menschen ausschöpfende Traurigkeit löst sich auf in Tönen und Worten, die wir Gebet nennen. Der schlichte, kahle, trostlose Raum ist nicht weit genug, den Gehalt dieses Gebetes zu umfassen, er wird hinausdringen zu den Menschen und vielleicht auch empor zum Himmel. Ganz auf die beiden vorherrschenden Grundtöne gestimmt, auf ein tiefes aber nuancenreiches Grau, ein noch tieferes, leuchtendes Schwarz, hat man freilich Mühe, den Vorgang zu erkennen, noch mehr Mühe, all die mit beispielloser Generösität hineingestreuten malerischen Feinheiten herauszulesen, aber die Mühe lohnt sich. Und in die Ergriffenheit vor diesem wortlosen Drama mischt sich die höchste Achtung vor dem Können eines begnadeten

Künstlers. In die Zeit, da dieses Bild entsteht, fällt auch die Atelierszene, die in ausgesprochenstem Gegensatz zum Gebet die Verherrlichung des höchsten Glücksgefühls der Liebe zum Inhalt hat. Für Sittlichkeitsschnüffler mag das Bild ebenso wenig eine Erbauung bedeuten, wie die altmeisterlichen Feierungen des weiblichen Körpers. Aber für Menschen mit nicht verdorbenem Sinn, mit dem Mut des Bekennens einer reinen Freude an den schönsten Momenten, da die Liebe zur glühenden Leidenschaft emporlodert, wird dieses Bild ebenso eine Quelle seelischer und künstlerischer Genüsse sein, wie jedes andere von Pleuers Hand. Wie hier, so sehen wir auch in der „Vergebung", in dem prächtigen Stallinterieur, in neuerlichen Mondscheinstudien, in dem wundervollen Ausblick durchs Fenster, wie die glänzende stoffliche Charakteristik, gesteigert durch ein sparsamstes und doch aufs feinste abwägendes Umgehen mit den farbigen Mitteln, ihm nur noch ein leichtes Spiel bedeutet. Wie wundervoll ist so ein nüchterner Gegenstand wie ein grobes Leinenbett unter Pleuers Händen direkt zur künstlerischen Offenbarung geworden. Mögen es gewisse Ästhetiker trivial finden und abgeschmackt, seine Kunst an so nüchternen Gegenständen zu erproben, statt sie mindestens in den Dienst einer luxuriösen Lagerstätte zu stellen, wer diese Kunst am Gegenstande einwertet, bemüht sich umsonst. Aber Pleuers Werk kann eigentlich niemand in Verlegenheit bringen. Denn neben diesen kleinen Dingen, in denen eine direkt greifbare Realistik mit einer Delikatesse der Behandlung wetteifert, steigen immer wieder große Kompositionen auf, deren Zauber an keinem Menschen, ohne ihn zu packen und zu ergreifen, vorübergeht. Mit dem großen Gemälde „Der Abschied", das jetzt zu den Perlen der Stuttgarter Königlichen Galerie gehört, finden wir den nun Dreißigjährigen auf der Höhe seiner zweiten Kunstetappe angelangt. Abschied! — Inhaltsschweres Wort, das Tausende von Menschenherzen aus ihrem Gleichgewicht brachte. Aber Pleuers Abschied, das ist wohl das Beste, was man ihm nachsagen kann, hat mit keinem seiner zahllosen Vorgänger etwas gemein. Einzig wie die Malerei, so ist auch die Darstellung. Und wie durch das sich innig umschlingende Paar, das sich nach heißer Liebesnacht im Grauen des Morgens trennt, wie durch den Kuß und den Händedruck die Gluten der Liebe noch einmal gewaltsam aufflammen, so flammen auch die Gluten des zur höchsten Ekstase gereiften Kunstwollens durch das ganze malerische Werk und verleihen ihm jenen Zauber, den man unvergänglich nennen möchte.

Ein ganz eigenes Kapitel nimmt, wie man weiß, in der Betrachtung der Kunst Pleuers das Eisenbahnbild ein. Als Eisenbahnmaler hat man ihn vor allem gekannt, und wenn man jemand frug, ob er Pleuer kenne, so war wohl meist die nicht eben ganz sichere Gegenfrage: Ach ja, das ist wohl der, der die Bahnhöfe malt? Ja, er ist es gewesen. Und wenn Pleuer vordem und hinterher nichts weiter gemalt hätte, es würde auch genügen, um das, was wir an ihm bewundern, mit dem gleichen Vollgefühl gelten zu lassen. Fast in jedes großen Künstlers Schaffen finden wir irgend einen Gegenstand, der dominierend in den Vordergrund tritt. Bei Pleuer ist es die Eisenbahn. Sie soll und muß für ihn für alle Zeiten das Charakteristikum bedeuten, das nun einmal notwendig ist für unser durch die tausendfältigen Kunsterscheinungen belastetes Gedächtnis.

Wer jemals selbst den ganzen eigenen Zauber so recht empfunden, den gewaltig brausenden Rhythmus, der durch das vielgestaltige Getriebe des Bahnhofes klingt, wird es verstehen, warum dieser Mann die Welt der Schienen und der eisernen Ungetüme so liebte. Sei es zur Tages- oder Nachtzeit, oder um die Dämmerung, wenn nach und nach die Lichter aufflackern und den Bahnkörper mit jenem geheimnisvollen, fast gespenstischen Reiz umspielen, sei es im Sommer, wenn die Sonne ihre Strahlen herniedersenkt, oder im Winter, wenn des Schnees reines Weiß dem schmutzigen, trüben Milieu einen verklärenden Schimmer gibt, oder wenn er, gemächlich hinwegschmelzend, sich mit dem Erdreich zu einem trostlosen, melancholischen Chaos vereint: immer und immer stand der Maler Pleuer davor, und seine Augen sogen trunken den unerschöpflichen Stimmungsgehalt ein. Und seine Hand schuf die Bilder und Skizzen, die, oft scheinbar nur das Werk von Augenblicken, die Schönheiten dieser modernen

Sammelstätte tot-lebendiger Kräfte zu enthüllen suchten. Wie das Kind schon, so freute sich auch jetzt der Mann und innerlich immer erregte Künstler des unheimlichen Zaubers, der aus dem beängstigenden Wirrwarr des Bahngetriebes, dem nervenerschütternden Geräusch, dem Dunst und Qualm entstand. Während er droben steht auf den Brücken und Skizzen um Skizzen erstehen, vollzieht sich in seinem Innern ein gewaltiger Umschwung seiner koloristischen Anschauung. Den Augen, die so gern in das geheimnisvolle Dunkel spärlich beleuchteter Räume geblickt, denen das Licht bisher gleichsam nur die höchste Weihe seiner Kunstschöpfungen war, ist die Sonne aufgegangen. Er geht hinaus, sieht arbeitende Menschen am Feuer stehen, von Licht und Atmosphäre umwoben; geht und wird geblendet von den immer neuen malerischen Reizen des Bahnhofes und seiner buntgestaltigen Umgebung, von der scheinbar so nüchternen Eisenbahnstrecke, und wird zum Eisenbahnmaler.

Es ist sicher, daß manches naiven Beschauers wohlerworbene, gutsortierte ästhetische Begriffe zunächst energisch durcheinandergerüttelt werden, wenn er diese gewaltsamen Entäußerungen einer nur mehr auf Farbe und Ton gerichteten Kunst betrachtet. Aber ganz gewiß, es kann keinem, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, verschlossen bleiben, welche unglaubliche Kraft, welche Intensität der Ausdrucksgewalt hier zur höchsten Entfaltung gelangt ist. Die stärksten koloristischen Mittel müssen jetzt herhalten. Die stärksten Geschosse ihren Weg nehmen und ihre dynamische Wirkung ausüben.

Es gibt Zeiten, wo wir schlechterdings nicht alle Kunst vertragen. Zeiten, wie sie jeder tieferlebende, feinorganisierte Mensch hat, wo durch äußere Einwirkungen unser Inneres nicht die nötigen seelischen Schwingungen besitzt. Dann gehen wir an manchem vorüber, was uns sonst innig gefällt. Rafael bleibt uns ein langweiliger Geselle, Rubens bombastischer Prunk, Böcklins Phantastereien fade Mache eines überhitzten Gehirns. Da bleiben wir vor so einer gemalten Lokomotive stehen. Und sind gefesselt, und der apathische Zustand ist verschwunden, Langsam schiebt sich der düstere Koloß durch die noch trübere Halle. Auf einem anderen Bilde sehen wir sie in voller, rasender Geschwindigkeit dahinsausen. Ja, sie saust wirklich, sie durchschneidet Strecken und Länder und gibt uns ein unvergleichliches Symbol vom ewig unaufhörlich rotierenden Kreislauf der Dinge, der Menschen und Welten trennt und wieder verbindet.

Und wie glänzend ist so eine Lokomotive gemalt! Freilich als Studienobjekt für Maschinentechniker kann sie nicht dienen. Denn da ist keine eigentliche Zeichnung, kein Detail. Und doch ist alles da. Nichts fehlt, was den vollkommenen, überzeugenden Eindruck schmälern könnte. Qualm und Rauch hüllt die massigen Formen ein, aber wir fühlen sie, wir fühlen die gesamte Struktur, fühlen das gewaltige Räderwerk, das sich jetzt in Bewegung setzen wird, um die Welt zum Bewußtsein ihrer Kleinheit zu bringen.

In schier endloser Reihe entstehen die mit Verve und Brillanz hingeworfenen Skizzen, dort gesteigert durch die prall auffallende Sonne, hier durch die meisterliche Wiedergabe des mit besonderer Vorliebe gemalten Schnees. Die Probleme der Beleuchtung im Freien und im geschlossenen Raum haben ihn ergriffen. Der Kampf zwischen dem natürlichen und künstlichen Licht, die Zerlegung der Farben durch das Licht und vor allem die große, neue, gewissermaßen demokratische Naturanschauung sind es, die den novellistischen Inhalt mehr und mehr in den Hintergrund drängen und Pleuers Auge ganz ausschließlich auf die malerische Erscheinung einstellen. Seine Kunst ist nur mehr eitel haarscharfes Erfassen der Wirklichkeit geworden und der kraftvollen Wiedergabe derselben mittels eines aufs feinste geschärften Blickes und einer staunenswerten Technik. Aber immer empfinden wir den Willen einer künstlerischen Ausdeutung, die selbst für die sprödeste Erscheinung noch ein glanzvolles Licht zur Verklärung findet. Und wie diese Lichter, diese Regen- und Schneereste, in denen es ein reflektierendes Spiel treibt, immer einen besonders farbigen Akzent in das koloristische Ganze hineinbringen, so verbreiten sie auch über die an sich so schlicht natürliche Wiedergabe einen feinen Duft von Poesie, den freilich nur ein Künstler von seinem Range zu erschließen vermochte.

Etwa zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstehen seine bedeutendsten Verherrlichungen der Eisenbahn und ihres Umkreises. Da ist der durch den Viadukt ausfahrende Zug, der noch ziemlich dunkel gehalten, aber doch von der unglaublichen Sicherheit des Erfassens ein prächtiges Beispiel gibt. Dann kommt die berühmte große Kurve, die, bewundert und bestaunt, wo man sie sah, die ganze entschiedene Aufhellung der Palette ihres Meisters bekundet. Wie reich nuanciert und kunstvoll nebeneinander gesetzt finden sich hier die großen, breiten und wundervoll kontrastierenden Farbflächen zur schönsten Harmonie zusammen. Und weiter kommt das gelbe Haus, das seine von der Sonne beschienene nüchterne Fassade den Schienensträngen zuwendet. Wahrlich, ein simpler Vorwurf für einen Künstler. Aber wie ist es gemalt! Hier wird auch der suchende Sinn des Laien ergriffen und gefesselt. Das ist ein Werk, das in seiner klaren Helligkeit des Lichtes, in der Durchsichtigkeit der Luft, in der farbigen Auflösung der Schatten, in der frischen, kecken Malerei wohl zu einem der schönsten Dokumente der modernen deutscheu Kunst geworden ist. So wechseln heiter gestimmte Sommerbilder, deren flimmernde Farben glühen und leuchten, mit ernsten Darstellungen des trüben Wintertages. Aber eins haben sie alle gemein: das ist die faszinierende Lebendigkeit, die wie heißer Brodem gewaltsam aus ihnen entquillt.

Daß Pleuer auch die reine Landschaft völlig beherrschte, bedarf keiner Erhärtung, wenn man die wundervolle schlichte Landstraße mit der Ziegelei nur recht einschätzt. Daneben sind großzügig gesehene Bilder seines heimatlichen Bodens entstanden; feine intime Stimmungen aus dem Neckargelände, große, für das Ständehaus Stuttgarts bestimmte Verherrlichungen des schwäbischen Landes. Ja selbst am Blumenstück ist Pleuers Kunst nicht achtlos vorübergegangen. Und zwar als er schon der ganze reife Künstler war, dem an künstlerischen Ausdrucksmitteln alles, aber auch alles restlos zu Gebote stand.

Nur kleine, feine Sächelchen sind es. Ein Rosenstück, ein Veilchenbukett und noch verschiedene andere. Hier aber sieht man, daß Pleuer, ohne in ihre Schule gegangen zu sein, ja ohne sie vielleicht kaum recht gekannt zu haben, ganz im Sinne der vielgepriesenen französischen Meister, zu deren Werken wir guten Deutschen heute wandeln, wie nach den Wunderquellen von Lourdes, nicht nur der schöpferischen Eigenart stärkste Ausdrucksformen an die Seite stellen konnte, sondern daß er auch die malerische Kultur auf das höchste erreichbare Niveau zu heben imstande war.

Und ziehen wir nun das Fazit unserer Betrachtung, so sehen wir, daß dieser schwäbische Meister, den ein grausames Schicksal viel zu früh, und besonders zu früh, da ihm nun endlich nach furchtbaren Kämpfen ein freundlicheres Los zu scheinen begann, vom Schauplatz abberief, wohl mit zu den eigenartigsten Erscheinungen der ganzen neueren deutschen Kunst zu zählen ist. Von den kleinen, bescheidenen Blumenstücken mit ihrer aparten Schönheit und Delikatesse aufwärts über die Feierungen seines vielgeliebten Bahnhofes, seiner dampfenden und fauchenden Lokomotiven, bis zu den Maschinenhallen mit ihren arbeitenden Menschen, ihrem schier unfaßbaren Gewirr, bis zu den mit einer einzigen Charakterisierungskunst gegebenen Porträts und seinen großen, erschütternden Momenten, die er dem Weh und dem Glück dieses Erdendaseins entlockte, fühlen wir das Walten des geborenen Künstlers. Das Auge erlebt einen förmlichen Sinnenrausch, wenn es über die von einem ursprünglichen malerischen Instinkt zum Kunstwerk erhobenen Leinwandflächen gleitet. Man empfindet die eminente dekorative Wirkung, die festliche Heiterkeit und Lebensfreude, die tiefinnere seelische Erhebung, die von ihnen ausströmt. Und in die Bewunderung vor der athletischen Kraft, mit der dieser Mann den ganzen Gehalt des Lebens künstlerisch zu lösen und malerisch zu deuten verstand, mischt sich die Trauer über sein frühes Ende.

Aber wenn Hermann Pleuer auch tot ist, seine Kunst lebt, sie muß leben! Und über die zeitlichen Erscheinungen und künstlerischen Widerstreite hinweg ihren Ewigkeitswert behaupten.

Arthur Dobsky



Das deutsche Kunstgewerbe und der Weltmarkt

Auch jene Leute, die ihre ideale Kunstanschauung hauptsächlich durch ihren Abscheu vor jeder Verbindung der Begriffe Kunst und Geschäft betätigen (also auch beileibe selber kein Geld für Kunst aufwenden), geben zu, daß das Kunstgewerbe nur durch das Geschäft bestehen kann. Die Aufgabe des Kunstgewerbes ist ja auch, die Gebrauchsgegenstände unseres Lebens zu liefern, wogegen die Kunst immer ein Luxus ist. Gebrauchsgegenstände muß „man“ haben, also ist „man“ auch bereit, sie zu bezahlen. Ja „man“ macht dafür sogar ganz außerordentliche Aufwendungen, weil die Umwelt des „man“ aus den Möbeln, aus der ganzen Einrichtung eines Haushalts auf dessen Vornehmheit und Kreditfähigkeit zu schließen pflegt. „Man“ möchte aber immer noch etwas vornehmer und reicher scheinen, als man wirklich ist.

Die ökonomischen Voraussetzungen für das Kunstgewerbe sind also ganz gute, und es kommt nur darauf an, das Volk in immer größeren Bestandteilen dahin zu erziehen, daß es Gebrauchsgegenstände kauft, die wirklich den Namen Kunstgewerbe verdienen und nicht elende, nur auf den Schein gearbeitete Schundware sind. Erst wenn diese Geschmacksbildung erreicht ist — wir dürfen gerade auf diesem Gebiete sagen, daß es in Deutschland vorwärts geht —, sind normale Verhältnisse für den Absatz des Kunstgewerbes eingetreten. Der Qualitätsgedanke muß zur natürlichen Richtschnur des kaufenden Publikums, der Sinn für die „Durchgeistigung der Arbeit“, wie sie der Deutsche Werkbund vertritt, muß zum Gemeingut geworden sein, — dann ist erst der Markt für das Kunstgewerbe geschaffen, das heute noch den meisten als Luxus für reiche Leute erscheint, während es doch eben Gebrauchsgegenstand jedes gediegen Empfindenden sein könnte.

Ist auf solcher Stufe der Entwicklung das Empfinden eines Volkes seiner Volksart treu, und gibt es auf der andern Seite ein dieser Volksart entsprechendes Kunstgewerbe, so ist in idealem Maße das eigene Land der Markt für sein nationales Kunstgewerbe. Dieser Zustand muß erreicht werden, man muß ganz Herr im eigenen Hause sein, bevor man an die Eroberung des Auslandes denken kann. Die Grundlage und die Voraussetzung für eine Stellung auf dem Weltmarkte ist die volle Herrschaft über den nationalen Markt. Zu diesem Schlusse kommt auch Eugen Kalkschmidt in einem beachtenswerten Aufsatze in der „Kunst“, worin er die Aussichten des deutschen Kunstgewerbes auf dem Weltmarkte untersucht.

Ist das moderne deutsche Kunstgewerbe auf diesem Stande angelangt?

Die Frage muß leider verneint werden, und zwar in ideeller und in materieller Hinsicht. Unser Kunstgewerbe ist dazu zu jung. Es ist zu einseitig Künstlerschöpfung, zu wenig Erfüllung eines Volksbedürfens. Darum wirkt unsere Innenraumkunst noch zu subjektiv; sie erscheint nicht als typische Vertreterin deutscher Wohnungsgewohnheiten. Das kann erst durch wechselseitiges Zusammengehn von Künstler und Publikum erreicht werden und braucht auch Zeit. Die Künstler müssen einsehen, daß die Freiheit subjektiver Raumgestaltung ein einzelnes Subjekt als Käufer voraussetzt, dem eben gerade diese Gestaltung gefällt. Erst eine Objektivierung, die dem allgemeinen Bedürfen entspricht, wird dieser Allgemeinheit als der ihr gehörige Wohnungsstil erscheinen können. Davon sind wir noch weit entfernt. Auch jene Leute, die Sinn für Qualität haben, ziehen vielfach die historischen Stile vor, zumal wenn Räume in Betracht kommen, die repräsentieren sollen. Das ist aber sehr lehrreich. Es zeigt nämlich, daß Gesellschaftsräume eben am wenigsten Subjektivität vertragen.

Den Vorteil von dieser Sachlage haben vor allem das französische und das englische Kunstgewerbe, die beide durch eine alte Überlieferung gestützt werden. Kalkschmidt sagt in dem oben erwähnten Aufsatze darüber:

„Als im 17. und 18. Jahrhundert die französische Kultur ihre europäische Herrschaft be-



gründete, war das, was man seither so ungeheuer vieldeutig ‚Geschmack‘ zu nennen sich gewöhnt hat, ein Privilegium der vornehmen Welt. Es war ein höfisches Erzeugnis, entstanden durch die feierlich geregelten Konventionen eines kleinen Kreises, der über den Völkern und über sie hinweg seine bestimmten Lebens- und Umgangsformen kultivierte und sie je nach Bedarf und Laune, vor allem aber nach französischer Königslaune änderte. Geschmack war also wirklich etwas Internationales und bis zum gewissen Grade Erlernbares. Der französische Hofmeister verfügte über diese Geheimlehre wie kein zweiter. So kam es, daß im Gefolge dieser Herren auch die Gebrauchsgegenstände der höfisch-französischen Geschmackskultur eine internationale Geltung gewannen, von den Schlössern und Parks angefangen bis zu den Gobelins, den Sèvres-Vasen und Tabatieren.

Als im 19. Jahrhundert der politische Glanz Frankreichs sich zu trüben begann, war seine Vorherrschaft in Geschmacksfragen dennoch so fest begründet, daß die demokratisierte Gesellschaft Europas zugleich mit den Ideen der Freiheit und Gleichheit die Diktatur der französischen Moden bereitwillig auf sich nahm. Riesensummen wanderten abermals nach Paris. Und merkwürdig war, daß nun auch das französische Volk selber, das eine Republik nach der andern errichtete, den exklusiven Königsgeschmack seiner höfischen Vergangenheit in den modernen Alltag verpflanzte, sich mit ihm gleichsam wie mit Siegestrophäen schmückte, indem es jetzt erst seine Schönheiten entdeckte und aus ihnen einen anscheinend unwandelbaren Kanon für jedermanns Bedürfnisse gewann.

Was Frankreich für Europa war, wurde England allgemach für die außereuropäische Welt. Sein ungeheurer, ständig wachsender Kolonialbesitz war zwar durch den Freihandel allen Völkern offen, aber englische Sitten und Gewohnheiten, englischer Komfort und Geschmack, das englische home bestimmten die Lebensführung in Australien, Indien oder Kanada, bestimmen sie heute noch, selbst in den Vereinigten Staaten, obwohl diese in ihrer Bevölkerung bunt genug gemischt und überdies politisch längst unabhängig sind. Der englische Kaufmann, der Qualitätswaren des Kunstgewerbes exportieren will, kann also nicht nur mit einem räumlich ausgedehnten und wohlhabenden Abnehmerkreise rechnen, er kann auch von vornherein ein erhebliches Maß von Bereitwilligkeit zum Kauf bei seinen überseeischen Kunden voraussetzen, sobald er nur den glaubhaften Eindruck zu wecken weiß, daß seine Artikel in London approbiert sind.

Das französische Kunstgewerbe arbeitet also international, weil es das Ansehen eines ererbten feinen Geschmackes besitzt und besonders bei den romanischen und romanisierten Völkern zu erhalten weiß. Das englische Kunstgewerbe stützt sich auf die kolonialpolitische Übermacht der englischen Kultur.“

Hier erkennen wir deutlich die großen Schwierigkeiten, die sich dem deutschen Kunstgewerbe auch von außen entgegenstellen. Der Romane mag, wenn auch noch so widerwillig, zugeben, daß unser modernes Kunstgewerbe auf den großen internationalen Ausstellungen der letzten Jahre eine künstlerische Überraschung bedeutete, niemals wird es ihm die Macht seiner Überlieferung erlauben, deutsche Ware zu kaufen. Und zwar, von den nationalen Gründen ganz abgesehen, aus künstlerischer Überlieferung. Gerade „Kultur“ beruht auf einem starken Allgemeingefühl, und eben dieses fehlt bislang unserem Kunstgewerbe.

Der Engländer aber verlangt national Englisches. Unsere Exportindustrie liefert ja sehr viele Möbel und sonstiges Kunstgewerbe nach England und noch mehr nach den englischen Kolonien. Aber das alles nur dank der Ähnlichkeit mit der englischen Arbeit. Der Export würde sofort aufhören, wenn die Ware charakteristisch deutsch wäre.

So scheint mir keine andere Aussicht zu bestehen, als vorerst Deutschland selber für das deutsche Kunstgewerbe zu erobern. Das wäre schon ein riesiges Absatzgebiet, zumal wenn die Deutschen im Auslande ebenso ihr „Heim“ mitnähmen, wie der Engländer sein „home“. Das war bisher nicht möglich, weil wir kein charakteristisch deutsches Heim hatten, sondern unsere

Wohnungen in historischen Stilen ausstatteten, die mindestens international, oft aber ausgesprochen fremd (zumal französisch) waren. Natürlich bedarf eine solche Entwicklung langer Jahre, in denen unser volkliches Empfinden noch erstarken und andererseits unser Kunstgewerbe noch volklicher werden muß. St.

Zu unseren Bildern

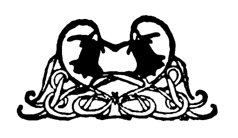
Ueber die Bilder Hermann Pleuers unterrichtet der Aufsatz A. Dobskys. — Vom Berliner Bildhauer Prof. Ernst Müller-Braunschweig haben wir unsern Lesern schon manches durch edle Gestaltung eines tiefen Inhalts ausgezeichnete Werk zeigen können. Der dem Gedächtnis der Toten besonders gewidmete Monat November gibt uns Anlaß, ein großes Friedhofsdenkmal vorzuführen, das im Frühsommer dieses Jahres auf dem Kirchhof von Siegburg aufgestellt worden ist. Ernst Müller hat eine große Zahl von Grabdenkmälern geschaffen, in denen das Erlebnis vom Tode in seiner jeweiligen Bedeutung für den einzelnen gewissermaßen hineingedichtet ist in die starke christliche Weltanschauung, für die der Tod nur der Anfang eines neuen Lebens ist. Hier aber war dem Künstler die Aufgabe gestellt, nicht das Grabmal eines einzelnen, sondern das allgemeine Friedhofsdenkmal zu schaffen. So lag es für ihn nahe, die allgemein christliche Einstellung zum Tode menschlich auszudrücken. Drei Frauengestalten stehen in engster Beziehung zueinander und zum Kreuz: Glaube und Liebe erwecken die Hoffnung. Das ist menschliche und christliche Wahrheit, der Trost für die auf der Erde Zurückbleibenden und der Inhalt des Jenseits, soweit dieses eine Fortsetzung ist des Diesseits. — Von hoher Meisterschaft zeugt die Komposition dieses Werkes. Wie die drei Frauengestalten sich zur Einheit zusammenschließen, wie Glieder eines einzigen logischen Gedankens; wie diese Ganzheit im Kreuze ihre Ursache hat; wie andererseits trotzdem jede Gestalt in sich und auf sich selber steht und auch ihr eigenes Verhältnis zum Kreuze findet — zeugt von ebenso starkem geistigen Durchleben des ganzen künstlerischen Vorwurfes, wie von glänzender Formbeherrschung. — Man kann die Gemeinde Siegburg von Herzen beglückwünschen zum Besitz dieses Denkmals, das im besten Sinne auch ist ein Denkmal lebendiger christlicher Kunst.



Beruf der Kunst

Die Kunst soll die Menschen erfreuen, immer da sein, wo sie gerufen wird, aber sich nicht wie die Schnecke furchtsam oder gar vornehm in ihr Haus zurückziehen.

Th. Fontane





Der Dialog im Musikdrama

Von Dr. Karl Storck

Ich überschreibe diese Ausführungen, die sich mit dem umfangreicheren Probleme des Verhältnisses von Dichtung und Musik in der Oper befassen, in dieser engeren Form, weil der Hinweis auf den gesprochenen Dialog als schärfsten Gegensatz zur vollmusikalischen Aussprache den Kernpunkt der ganzen Frage in schärfster Beleuchtung zeigt.

Die Auffassung von Stil ist durchweg zwiespältig und darum unklar. Wir haben auf der einen Seite eine Wissenschaft von Stilen, die uns mit ganz bestimmt faßbaren Merkmalen historisch überliefert sind; auf der anderen Seite steht das Empfinden für Stil. Stil bedeutet hier ein stets Neues, das immer in Bewegung ist, das eigentlich in jedem Fall erst entstehen muß. Wir empfinden als Stil, wenn ein Inhalt die ihm voll entsprechende Form, die ihn am besten ausdrückende Gestaltung gefunden hat. Eng damit verwandt ist die Gewohnheit, die Mitteilungsweise einer Persönlichkeit als Stil zu empfinden. Es ist dann der Fall, wenn diese Persönlichkeit so eigenartig oder auch nur eigenwillig ist, daß sie eine bestimmte Form des Ausdrucks allen Dingen aufzwingt, unbekümmert darum, ob der Inhalt dadurch auch gut zum Ausdruck kommt.

Diese im Grunde ganz verschiedenen Auffassungen von Stil durchkreuzen sich nun mannigfach, was zum Teil seinen Grund darin hat, daß natürlich auch die überkommenen Stilformen zu einer bestimmten Zeit nur deshalb zu solcher Allgemeingültigkeit gelangt sind, weil sie damals einen bestimmten Inhalt in idealer Vollkommenheit ausdrückten. Haftet nun an diesem Inhalt auch etwas historisch Vergangenes, so kann es leicht dahin kommen, daß der in der höchsten Blütezeit des Inhalts mit diesem verbundene Formausdruck auch späteren Zeiten noch als die vollkommenste Formgebung erscheint. Wir haben diese Einstellung des Empfindens vielfach beim Kirchenbau, wo weite Kreise etwa die gotische Formgebung viel eher aufnehmen, als eine aus noch so starkem persönlichem Religionsempfin-

den und noch so eindringlicher Erkenntnis der örtlichen Bauaufgabe geschaffene neue Lösung.

Während überhaupt das zuerst gekennzeichnete, meist verstandesmäßige, weil auf Wissen beruhende Stilbewußtsein bei den Künsten vorherrscht, die sich langsam in historischer Folgerichtigkeit und starker Überlieferung entwickelt haben, also vor allem bei der Architektur, stellt sich das lebendige Stilgefühl am ehesten bei Kunstwerken ein, deren Art selber problematisch ist. Denn hier liegt das Problem meistens in der Aufgabe, Inhalt und Form in Übereinstimmung zu bringen. So ist es denn kein Wunder, daß gerade das Musikdrama, an dem zwei Künste beteiligt sind, das von vornherein als willkürlich aufgestelltes Kunstproblem und nicht als notwendiger Ausdruck eines innerlichen Kunsterlebnisses entstanden ist, aus dem Stilproblem nicht herauskommt.

Das Hauptproblem der Oper liegt im Verhältnis der beiden beteiligten Künste Dichtung und Musik. Während die Frage eigentlich dahin gestellt werden müßte und von dem einen Richard Wagner auch so aufgefaßt wurde: wo und wann durch die Vereinigung der beiden Künste eine neue, die Kräfte beider zu einer Erhöhung ausnutzende Kunstgattung entstehen könnte, ist das Problem in der Musikgeschichte immer ein anderes gewesen. Theoretisch lautete es meist dahin, daß keine der beiden Künste geschädigt werden sollte. In ganz wenigen Fällen wollte man die Musik als ein Steigerungsmittel der dichterischen Deklamation ansehen. Im allgemeinen aber war in Wirklichkeit die Oper immer eigentlich ein musikalisches Kunstwerk. Der größte aller Opernkomponisten, Mozart, hat ausdrücklich verlangt, daß in der Oper die Dichtung „die Dienerin der Musik" sein müsse. Darunter hat er allerdings im Gegensatz zu den Italienern nicht ein willkürliches Überwuchern der Dichtung durch Musik verstanden, sondern das Musikalischsein der Dichtung im Stoff und (vor allem) in der Form.

Das Schlagwort l'art pour l'art war um 1600 nicht bekannt. Aber kein zweites Mal ist eine Kunstgattung so ganz aus dieser Einstellung entstanden, wie die Oper. Die damals im Gegensatz zu der Hochrenaissance nur noch von der Wissenschaft genährte Liebe zur Antike und die wesentlich aus der Antike gewonnene Überzeugung, eine Dichtung mit Hilfe der Musik ausdrucksvoller deklamieren zu können, haben zur Entwicklung der Gattung Oper geführt, nicht aber eine dramatische Sehnsucht. Dieses *Fehlen des Dramatischen* im höheren Sinn ist entscheidend. Nachher hat sich dann die höfische Unterhaltungssucht und die Theaterlust der Gattung bemächtigt, und da Italien es zu keinem literarischen Drama brachte, wurde ihm jeder Stoff zur Oper. Das Empfinden dafür, daß das Musikdrama seiner Natur nach schon als Dichtung etwas anderes sein müsse als das Wortdrama, ging bis auf die Form verloren. In der Form freilich entwickelte sich diese Erkenntnis in Italien zu besonderer Höhe, nicht nur für die Art, rein lyrische Abschnitte einzuschalten und die im Wortdrama unmöglichen Ensemblesätze herauszubilden, sondern auch darüber hinaus für die Auswahl der einzelnen Worte und die Ausbildung der Versmaße.

Glucks großes Verdienst, das seltsamerweise von Richard Wagner verkannt wurde, liegt in der Erkenntnis der *dichterischen* Sonderstellung des

Musikdramas. Er erkannte, daß das Musikdrama ein Seelendrama sein müsse. Er sah, daß diese Aussprache seelischer Empfindungen und ihre langsame Entwicklung, die im Wortdrama fast durchweg als lästige, ja langweilige Verzögerung wirken, den eigentlichen Inhalt des Musikdramas bilden müßten, während die sogenannte Handlung, die im Wortdrama das Übergewicht behielt, im Musikdrama nach Möglichkeit eingeschränkt werden müßte. Denn gerade in dieser Handlung liegen die meisten unmusikalischen Elemente. Die Dichtungen zu Glucks „Orpheus“, „Paris und Helena“, aber auch zur Aulidischen Iphigenie, sind für diese Erkenntnis deshalb so lehrreich, weil wir für sie andere Fassungen von Glucks Vorgängern und Zeitgenossen haben. Und Iphigenie zeigt am stärksten das Bemühen, alles aus der Staatsaktion in innerlich dramatische Probleme umzuwandeln, so daß die stete Betonung der jeweiligen Seelenlage der einzelnen Personen dem Ganzen fast gefährlich wird.

Seit Gluck ist das Bedürfnis für das Musikalische des Stoffes niemals mehr ganz verloren gegangen. Allerdings wurde es meistens recht äußerlich aufgefaßt und befriedigt. Die mythologische Herkunft der Stoffe, ihre Romantik oder auch Schauerromantik, die Wunderwelt des Märchens oder auch nur die Exotik der Umwelt sollte es rechtfertigen, daß die auftretenden Menschen sangen statt sprachen. Die Oper war eben die am weitesten von einer realistischen Widerspiegelung der wirklichen Welt sich entfernende Form des Dramas. Das ging noch weit hinaus über den Sprachstil der französischen Alexandriner-Tragödie; und wie man schon für diese nur bestimmte, dem täglich kontrollierbaren Leben möglichst fernliegende Stoffe geeignet hielt, so mußte das gleiche Gefühl sich für die Oper noch steigern. Freilich bietet ja nun auch die wirkliche Welt zahlreiche Anlässe und Gelegenheiten zur Musik, und so empfand man es denn auch zu allen Zeiten als besonders günstig, wenn die Operndichtung die Musik aus derartigen, dem realen Leben abgelauschten Gelegenheiten hervorwachsen ließ.

Man pflegt für alle diese Dinge auch auf Richard Wagner zu verweisen, beruft sich vor allen Dingen darauf, daß er im Gebiete der Sage, des Mythos, des religiösen Mysteriums mündete, betont aber andererseits auch immer wieder, daß seine beste Lösung des dichterischen Problems der „Tannhäuser“ sei, weil hier keine Szene vorhanden sei, die nicht Musik erheische oder doch durch Musik die seelische Steigerung erfahre. Man verkennt dabei meistens, daß gerade in dieser Hinsicht zwischen „Tannhäuser“ und den Dichtungen nach „Lohengrin“ noch ein riesiger Abstand klafft, so daß der Tannhäuser in der Tat nur eine ideale Lösung jenes Problems der Operndichtung bedeutet, wie es auch andere vorher verstanden hatten, während die späteren Dichtungen die als eine besondere erkannte Gattung des Musikdramas zu verwirklichen strebten. Denn daß diese Dramen in der Welt des Mythos und der Sage sich bewegen, stellt sie nur ganz äußerlich in Beziehung zu den mythologischen Opern der früheren Zeit. Richard Wagner war als Künstler für das Musikdrama zu denselben Vorstellungen gekommen, die Schopenhauer als philosophischer Ästhetiker für die Musik als Gattung gewonnen hatte. Nicht Weltgeschehen, nicht reale Erscheinungen und Erlebnisse dieser Welt künstlerisch zu gestalten, war danach die Aufgabe der Musik, — das



vermögen alle Künste. Die Musik taucht hinter diese Abbilder der Weltideen zu diesen Ideen selber. Es konnte also für das Musikdrama auch nicht Aufgabe sein, die Geschehnisse des Lebens widerzuspiegeln, sondern die Innenmächte des Daseins, die die Ursachen dieses Geschehens sind.

Freilich sieht sich da das Musikdrama im Gegensatz zur absoluten Musik sofort wieder vor ein neues Problem gestellt. Denn dieses Musikdrama ist verbunden mit materiell faßbaren Gestalten und Taten. Diese aber sind doch letzterdings schon wieder Abbilder der Ideen, die sie verkörpern. Jenes rein Seelische, wie es die absolute Musik vermag, auch jenes musikalische Dichten im höchsten Sinne, wie es Beethoven gab, vermag das Musikdrama in dieser Reinheit niemals zu erreichen. Um ihr möglichst nahezukommen, flüchtete Richard Wagner in die Welt des Mythos und des Mysteriums, weil er hier das Recht hatte, möglichst unvermischte Inkarnationen der Ideen des Lebens als Personen und die Ideen des Geschehens als Handlung zu geben. Es ist ebenso falsch zu glauben, Richard Wagner hätte uns die altgermanische Mythologie wieder zu einem Lebensfaktor machen wollen, wie auf der anderen Seite ihm vorzuhalten, daß dieses Bemühen keine Dauererfolge gehabt habe. Diese Vorstellungen sind überhaupt nur entstanden durch gleichzeitige andere geistige Strömungen, wie sie im Wotankultus oder auch in der Feindseligkeit gegen die christliche Kirche zum Ausdruck gekommen sind. Wagner selbst ist im Grunde seines Wesens von alledem völlig unberührt geblieben und hat diese Gestalten des Mythos, wie später jene des christlichen Mysteriums nur aufgegriffen, weil sie ihm als Verkörperungen seelischer Ideen brauchbar waren.

Für unser Verhältnis zu Richard Wagners Kunst wie seinerzeit für Richard Wagner selbst liegt eine Erschwerung darin, daß diese Verkörperungen von Ideen nicht als etwas ganz Neues vor uns (und auch vor Richard Wagner) hintraten, das wir ganz naiv aufzunehmen vermöchten, sondern daß sie alle mit geistigen Vorstellungen bereits verknüpft waren. Deshalb können wir die Gestalten nicht naiv genug aufnehmen. Es ist ganz verkehrt, immer wieder zu sagen, Wagner habe sich mit den Stoffen der deutschen Mythologie nicht in der glücklichen Lage befunden wie der griechische Dramatiker, dessen Volk in seinen Göttergestalten lebte. Für Wagner wäre es im Gegenteil von Vorteil gewesen, wenn er für die Gestaltung der germanischen Mythe ganz frei gewesen wäre; um so mehr wären alle Gestalten und Geschehnisse Ideen (im Sinne Schopenhauers) geworden und damit um so musikalischer.

In dieser Hinsicht (aber auch nur in dieser) zeigen einzelne Erscheinungen der neueren Dramatik, etwa die Maeterlincks, wie zu urmusikalischen Gestaltungen von Menschen und Geschehen zu gelangen wäre. Es ist bezeichnend, daß der Dichter selber fühlte, daß seine Schöpfungen — z. B. Pelleas und Melisande — im Grunde musikalisch seien, und daß er deshalb versuchte, die Sprache aus der Welt des Begrifflichen in die des Gefühls hinüberzubringen. Um so überflüssiger und unfruchtbarer mußte gerade deshalb die nachherige Vertonung dieses Werkes durch Debussy sein. — — —

Daß aber auch von einer ganz anderen Seite her das rein Musikalische im höchsten Sinne sich für die Oper einstellen kann, beweist M o z a r t mit „Figaros Hochzeit". Wir haben hier ein Intrigenstück mit einem im Grunde durchaus prosaischen Inhalt und, was noch schwerer ins Gewicht fällt, eigentlich eine ganz realistische Abspiegelung der wirklichen Welt. Diese realistische Richtigkeit ist wie immer, auch in diesem Falle, zeitlich begrenzt. Daß es aber keineswegs erst die geschichtliche Entfernung von jenen Verhältnissen ist, die uns die rein künstlerische Einstellung für den Genuß derselben ermöglicht, beweist die Tatsache, daß schon den Zeitgenossen Mozarts dieses Verhältnis möglich war, trotzdem sie doch noch mitten in den dargestellten Zuständen lebten.

Nein, wenn wir keinen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß alles das, was da oben geschieht, im Grunde der musikalischen Gestaltung widerspricht, so liegt es daran, daß einmal für jede einzelne Situation der Schwerpunkt aus dem Geschehen hinaus in die dieses Geschehen begleitende Empfindung verlegt ist. Vor allen Dingen aber ist dieses Wunder erreicht durch die wahrhaft göttliche Laune und die ganz paradiesische Schönheitsseligkeit, mit der Mozart dieses ganze Geschehen und die dasselbe tragenden Menschen über die Bedingungen eines gewöhnlichen Realismus hinausgehoben hat. Die Kunst zeigt hier ihre Berauschungskraft, wir werden ledig durch sie der Fesseln der realistischen Daseinsgesetze. Wir werden in eine andere Welt versetzt. In dieser würden die gewöhnlichen Ausdrucksformen der wirklichen Welt fehl am Ort sein. Die Musik ist hier natürliche Sprache. Wenn auch niemals wieder ein Gleiches erreicht worden ist, so hat doch die italienische opera buffa mehrere Werke hervorgebracht — an oberster Stelle steht Rossinis „Barbier" —, in denen dieses Entrücktsein aus den realen Bedingnissen des Lebens zur N a t u r wird. Schon daraus ergibt sich, welch unkünstlerische Grausamkeit darin liegt, durch äußerliche Erscheinungsformen uns wieder aus dieser paradiesischen Welt auf den Boden der gewöhnlichen Wirklichkeit herabzureißen. Das aber geschieht, wenn hier die musikalische Sprache durch das geredete Wort unterbrochen wird. Denn es ist da gar kein Grund einzusehen, weshalb ein Teil nur gesprochen, der andere gesungen wird, da beide aus der gleichen Welt hervorgegangen sind. In Wirklichkeit haben ja auch die Schöpfer dieser Werke diesen Zwiespalt vermieden mit Hilfe der Rezitative.

Damit habe ich die andere Seite des Problems berührt, der wir uns jetzt zuwenden wollen.

Die bisher gekennzeichneten Probleme sind die mehr i n n e r e n, im Wesen des Musikdramas begründeten. Sie wurden und werden eigentlich nur von jenen Komponisten empfunden, die auch im dichterischen Sinne dramatisch fühlen, die „Poeten" im ursprünglichen Sinne des griechischen Wortes sind, also Gestalter eines Werkes, und nicht bloß ein bereits Gestaltetes in Musik einkleiden.

Neben diesen inneren Problemen steht eine mehr ä u ß e r e S t i l f r a g e, mit der sich jeder Opernkomponist auseinanderzusetzen hat, und die für die Allgemeinheit viel sinnfälliger ist, so daß diese sehr häufig auch in den Fällen, wo die inneren Probleme maßgebend sind, nur diese äußeren Erscheinungen gewahrt. Man erinnere sich daran, daß für viele Leute das Charakteristische des Wagnerischen Musik-

dramas darin liegt, daß es ganz durchkomponiert ist und daß Richard Wagner sich auch selber die Textbücher geschrieben habe. Auch viele Musiker vermeinten ihre Nachfolgerschaft dadurch zu erweisen, daß sie sich ihre Texte selber dichteten. Diese „Wagnernachahmer“ erkannten also gar nicht, daß es auf eine besondere Art der Dichtung ankomme, die von einem dem Komponisten wildfremden Menschen erreicht werden kann, aber dafür ganz besonders geartete Dichternaturen erheischt. Sie waren eben ganz in der Auffassung stecken geblieben, daß das Operntextbuch nur eine Gelegenheit zur Musik sei, die der Komponist, da er sich ja als Musiker kenne, am geeignetsten sich selber zu schaffen vermöchte.

Die ganze geschichtliche Entwicklung der Gattung Oper und in fast noch höherem Maße die äußeren Musikverhältnisse, die es nun einmal mit sich brachten, daß durch Jahrhunderte das Opernkomponieren fast die einzige Gelegenheit für den Komponisten darstellte, Geld zu verdienen oder eine gut bezahlte Stellung zu gewinnen, haben es im Verein mit der Tatsache, daß die künstlerische schöpferische Begabung fast immer recht einseitig, also beim Musiker rein musikalisch, zu sein pflegt, mit sich gebracht, daß die Musiker in der sogenannten Oper zu allen Zeiten weniger ein Drama gesehen haben, als eine vorzügliche Gelegenheit zur Musik. Der Operntext hatte in ihren Augen die zwiefache Aufgabe: einmal für die theatralische Unterhaltung des Publikums zu sorgen, durch stoffliche Spannung, interessante Charaktere, Gelegenheit zu wirksamen Dekorationen und Inszenierungen usw. Andererseits hatte er die Gelegenheit zu den verschiedensten Musikformen herbeizuführen: Arien, Duette, Ensembles, Chöre, Tänze usw. Es ist fast selbstverständlich, daß diese beiden Aufgaben des Textbuches sehr oft nebeneinander liegen und gar nicht innerlich miteinander verwachsen sind, was ja schon aus der Tatsache hervorgeht, daß die meisten Dramen der älteren Weltliteratur nachträglich zu Operntexten verarbeitet worden sind, wobei die Aufgabe des Textbuches nur darin bestand, die Gelegenheiten zur Musik zu schaffen, während alles andere ja bereits gegeben war.

Wie wir schon oben anführten, hing für ganze Zeitalter und hängt auch heute noch für einen großen Teil des Publikums und der Kritik die Bewertung des Textbuches von dem Grade ab, in dem es die Musik „natürlich“ herbeiführt. Darunter wird verstanden, daß Situationen geschaffen werden, in denen es dem Zuhörer als natürlich erscheint, daß gesungen und musiziert wird. Dieses „natürlich“ deckt sich für das ungeschulte Empfinden nicht mit der natürlichen Wirklichkeit, sondern bedeutet eigentlich lyrische Situation. Deshalb nimmt man es in der Oper anspruchslos hin, wenn bei dem vor aller Welt verheimlichten Stelldichein das Liebespaar aus Leibeskräften seine Gefühle hinaussingt. Man läßt sich Chöre gefallen von Schmugglern, die scheinbar mit aller Vorsicht vor ihren Verfolgern einherschleichen, (z. B. in „Carmen“), und dergleichen mehr. Schon diese eine Tatsache zeigt uns, daß der Begriff der Natürlichkeit in der Oper, die ja bereits als Gattung außerhalb alles Realismus steht, ein ganz anderer ist als etwa im Drama, daß also auch realistische Inszenierungsversuche, wie sie in charakteristischer Weise von Gregor versucht wurden, durchaus fehl am Ort sind und dem Charakter dieser Kunstgattung völlig widersprechen.



Man kann also von diesem Standpunkt aus die musikalische Einstellung zur Dichtung in folgendes zusammenfassen: Musikalisch ist für die Oper alles das, was sich auch für uns im Leben mit Musik verbindet oder musikalisch am besten ausspricht. Das ist zunächst und vor allem das ganze ungeheure Gebiet des Lyrischen. Im realen Leben wird zwar niemand singend eine Liebeserklärung vorbringen, aber es ist uns allen natürlich, daß das Gefühl der Liebe sich zum Liede verdichtet und also im Gesange sich ausspricht. Dazu kommt dann das ebenfalls große Gebiet des mit Musik verbundenen wirklichen Lebens. Wir sind es gewohnt, in festlichen Aufzügen Musikkorps zu sehen, werden deshalb also auch im Kunstwerk einen solchen Aufzug, trotzdem er an sich nichts Musikalisches hat, widerspruchslos musikalisch verarbeitet finden. Das ganze Gebiet des Religiösen in seinen äußeren Erscheinungen verbindet sich leicht in der Vorstellung mit Musik, weil in der Wirklichkeit der Gottesdienst mit Musik verbunden ist.

Es zeugt für das musikalische Gewissen der Komponisten und der Hörer, daß sie die Musik nicht zu Aufgaben vergewaltigt wissen wollten, die sie ihrem inneren Wesen nach nicht lösen kann, daß sie deshalb auf einen Ausweg sannen, der unmusikalischen Bestandteile, die sich fast notwendigerweise in jedem Operntexte, sofern er Geschehnisse und Handlungen aus dem wirklichen Leben behandelt, finden müssen, Herr zu werden. Zu diesen Bestandteilen gehört besonders alles Verstandesmäßige und dem alltäglichen Geschehen Angehörende.

Neben und mit der Volksart hat die historische Entwicklung an verschiedenen Orten zu verschiedenen Lösungen dieser Bemeisterung des Unmusikalischen geführt. Daran beteiligt sind im wesentlichen Italien, Frankreich und Deutschland, und zwar sahen sie sich in dieser Reihenfolge geschichtlich vor die Aufgabe gestellt.

In Italien, der Heimat der Oper, waren die ersten Werke der Gattung rezitativische Deklamationen und als solche vom ersten bis zum letzten Worte durchkomponiert. Freilich eben als rezitativische Deklamation durchkomponiert, nirgends als eigentlicher Gesang. Dazu kam, daß man zunächst nur Stoffe der alten Mythologie aufgriff, die also ganz jenseits der Realität des Lebens standen. Die Entwicklung stellte nun den italienischen Opernkomponisten sehr bald vor den stilistischen Zwiespalt, und zwar zunächst den rein musikalischen. Sobald sich die Musik in ausgiebigerem Maße und mit großen melodischen Formen der ausgesprochen musikalischen (lyrischen) Stellen der Dichtungen bemächtigte, trat dieser Zwiespalt ein, weil nicht das Ganze in dieser Form behandelt werden konnte. Der Zwiespalt verschärfte sich, sobald man Stoffe aufgriff, die, selbst wenn sie romantischen Inhalts waren, doch der eigenen Lebenssphäre näher standen und damit die auftretenden Personen blutsverwandt wurden. War nun hier schon geschichtlich die Lage so, daß die höheren Musikformen aus einer rezitativischen Deklamation herausgewachsen waren, so legte auch die ganze Sprache und die Natur des Volkes diese rezitativische Behandlung nahe. Man braucht nur Italiener etwas angeregt sprechen zu hören, und man hat eigentlich bereits ein Secco-Rezitativ. Es liegt einerseits in der Lebhaftigkeit der Rede, andererseits in dieser merkwürdigen Betonung, die eigentlich immer in ganzen Sätzen gliedert. Nimmt man dazu

das spielselige Temperament, das in jedem Augenblick bereit ist, ein selbst alltägliches Geschehnis durch die Lebhaftigkeit der Behandlung in eine weit über dem Wirklichkeitswert stehende Sphäre zu heben, so haben wir die Erklärung dafür, daß auch die das Alltägliche behandelnde opera buffa keinen Augenblick einen Widerspruch darin sehen konnte, wenn jedes Wort in die musikalische Behandlung mit einbezogen wurde. Ich habe z. B. immer mit besonderem Genuß den Feilschszenen auf italienischen Märkten, in den Geschäften oder bei den Abmachungen mit den Handwerkern zugehört. Bei uns würde ein solcher Handel leicht zu einem erbitterten Händel. Dort hat man das Gefühl, daß beide Parteien sich durch dieses Hin- und Herplänkeln eine lustige Unterhaltung verschaffen. Über das Ergebnis ist man sich eigentlich vom ersten Augenblick an klar, aber man zögert es dieser geradezu künstlerischen Unterhaltung wegen möglichst lange hinaus. So sind für Italien durch die geschichtliche Entwicklung und die volkliche Veranlagung das Recitativo secco für die alltäglicheren Szenen, also vor allem innerhalb des Lustspiels, das Recitativo accompagnato für die höheren Stoffe gegeben.

Frankreich hatte, als die Oper zu ihm kam, drei dramatische Gattungen ausgebildet: die große Tragödie (Corneille), die Komödie bis zur glänzenden Höhe Molières, und das Ballett. Da das Ballett naturgemäß mit Musik verbunden war, einte sich das mit Musik verbundene Drama dieser Gattung. Die Tragödie hatte einen Stil der Sprache und (für den Schauspieler) des Sprechens ausgebildet, der so unrealistisch wie möglich war; es war eine Art sprachmusikalischer Deklamation. Die Komödie dagegen als scharfe, ja mit allen geistigen Mitteln noch gesteigerte Spiegelung des Lebens, strebte nach höchster Natürlichkeit, gab aber gerade darum auch die äußeren Gelegenheiten zu Musik in eingelegten Liedern oder mit besonders sangeslustigen Personen. (Die französische Komödie hat die Gestalt des Musikbesessenen und Musiktollen in ganz eigenartiger Weise innerhalb der Weltliteratur ausgebildet.) Es ist leicht erklärlich, daß die tragische wie die komische Oper diesen in hoher Vollkommenheit vorhandenen Kunstgattungen nachstrebten, so daß die komische Oper dauernd das Hauptgewicht auf den gesprochenen Dialog verlegte, die tragische Oper dagegen ihren Stil in einer Erhöhung des tragischen Sprechstils fand und das recht feierliche pathetische Rezitativ ausbildete, das so oft als „Psalmodieren" verhöhnt wurde. Die Ausbildung zur geschlossenen Arie vollzog sich hier am allerschwersten, wogegen man aus der Gattung des Balletts eine Reihe geschlossener Musikformen herübergewann.

Nun kommt beim Franzosen hinzu einmal das sehr bewußte Kunstgefühl. Das Theater ist ihm nicht ein Stück Leben, sondern dauernd bewußtes Spiel. Bei solcher Einstellung vermögen sich ganz artistisch gewonnene Kunstformen lange zu halten. Das geht beim Franzosen so weit, daß in der Oper die Stilform sich sogar mit dem Orte der Aufführung verband. „Opéra comique" bedeutet im Französischen keineswegs eine komische Oper in unserem Sinne, sondern eine Oper, die in der Opéra comique aufgeführt wird, so daß wir auch auf Bizets „Carmen" diese Bezeichnung finden. An diesem Gebäude haftet aber auch die Stilform des gesprochenen Dialogs, während in der „Großen Oper" nur Werke mit gesungenem

Rezitativ aufgenommen werden. Als deshalb, um nur eines von vielen Beispielen herauszugreifen, „Carmen“ aus der „komischen“ in die „große“ Oper übersiedelte, mußte der Dialog durch neukomponierte Teile ersetzt werden. Wer die beiden Fassungen vergleicht, wird keineswegs der späteren den Vorzug geben. Für ein innerliches Stilempfinden ist die Tatsache, daß alltägliche Gespräche gesungen werden, schwerer zu überwinden als der Wechsel zwischen gesungenem und gesprochenem Wort. Hinzu kommt, daß auch ein schnelles Rezitativ immer noch länger dauert als der gesprochene Dialog, und daß man infolgedessen auf Kürzungen bedacht sein mußte, so daß in diesem Fall viele Stellen weggefallen sind, die zur tieferen psychologischen Erkenntnis der auftretenden Charaktere wesentlich beigetragen hatten. So haben wir also gerade bei den Franzosen, diesem für formale Kultur besonders empfänglichen Volke, die Tatsache, daß eine ursprünglich im geistigen Gehalt begründete stilistische Verschiedenheit zu einem rein formalistischen Stilwissen erstarrt ist. — —

(Die deutschen Verhältnisse behandelt ein zweiter Artikel.)



Das Beethovenhaus

Ist es der Menschheit gelungen, für die Kunst ein Ähnliches zu schaffen, wie es der Kirchenbau für die Religion darstellt? Man wird die Frage, allerdings nur mit wesentlichen Einschränkungen, für das griechische Volk und noch stärker beschränkt für einige Fälle der Renaissanceperiode bejahen können. Die Art, wie beim Griechen in seinen öffentlichen Bauwerken Architektur, Plastik und Malerei zu einem herrlichen Gesamtkunstwerk vereinigt waren, und in ihrer Dreieinigkeit bestimmte Orte oder auch nur Plätze einer Stadt aus dem Gewühl des darum herumflutenden Lebens gleich seligen Inseln heraushoben, stellt eine Möglichkeit des Kunstgenusses dar, wie ihn auch die besteingerichteten Museen unserer Zeit niemals auch nur ahnen lassen können. Ein Ähnliches gilt vom griechischen Theater. In diesem war schlechthin nichts, was vom Kunstwerk ablenkte. Bau und Szene waren so sachlich; die Zuschauer waren so ganz Volk und so gar nicht Gesellschaft; die theatralischen Veranstaltungen selbst endlich waren so ganz aus dem Alltagsleben herausgerissen, daß auch hier für den Kunstgenuß Vorbedingungen geschaffen waren, wie wir sie seither nicht wieder kennen gelernt haben.

Für die Renaissance erinnere ich an die Art, wie sie ihre Volksfeste durch große Aufzüge künstlerisch zu gestalten versuchte. Dann aber auch an die Art der Aufstellung mancher Kunstwerke. Man denke an die Loggia dei Lanzi in Florenz, wo mitten im reichsten Leben der Stadt ein Kunstinselchen geschaffen ist, oder zum Gegenstück an die große Einheit von Dom, Baptisterium und Campo Santo in Pisa, wo diese Kunstbestätigungen einer Gemeinde als eine geweihte Stadt für sich neben der dem profanen Leben gewidmeten liegt.

In der Neuzeit ist diese Fähigkeit, solche Zufluchtsstätten des künstlerischen Gemütsgenusses zu schaffen, in steigendem Maße verloren gegangen. Ja soweit Architektur und Plastik in Betracht kommen, hat unsere Zeit noch Hunderte überkommener Gelegenheiten zerstört in ihrer wahnwitzigen Verehrung des Götzen Verkehr. Wenn der Mensch dauernd besorgt sein muß, sein bißchen Leben zu schützen, so kann er die auf Plätzen aufgestellten Denkmäler oder

die an die Straßen grenzenden Architekturen jedenfalls nicht derartig genießen, daß eine künstlerische Andacht entsteht. Die Museen aber hat man nicht zu unrecht Totenkammern der Kunst genannt, indem in ihnen die Kunstwerke ja gewiß aus dem Strudel des Lebens herausgerettet sind, aber nur, um in unlebendiger Weise zusammengepfercht und aufgestapelt zu werden: nicht für den Kunstgenuß, sondern höchstens für die Wissenschaft von der Kunst.

Doch es bleiben ja die Stätten für die redenden Künste: Theater und Konzertsaal. Millionen und aber Millionen an Kapital sind bei jedem Volke festgelegt in zahllosen Bauten, die keinem anderen Zwecke dienen, als Heimstätten zu sein für Drama und Oper einerseits, für die verschiedenen Formen der großen Musikübung andererseits. Diese Orte, die so ausschließlich der Kunst geweiht sind, wie auf der anderen Seite die Kirchen der Religion, sollten doch, so müßte man meinen, in ähnlichem Maße ihre Aufgabe für die Kunst erfüllen können, wie jene es für die Religion zu tun imstande sind. Das ist aber nicht der Fall, und zwar weil diese Kunststätten nicht der Gesamtheit, nicht dem Volke gehören, sondern der Gesellschaft; weil sie ferner nicht geschaffen sind vom Volke, sondern vom Kapital.

Der Begriff der „Gesellschaft“ hat zunächst eine rein architektonische Lösung für Theater wie für Konzertsaal bis heute hintertrieben. Und zwar hat sich da die Gesellschaft des neuen bürgerlichen Zeitalters noch grausamer oder jedenfalls unkünstlerischer erwiesen, als die des absolutistischen. Im Zeichen der letzteren steht der Theaterbau, während der Konzertsaal bei der Jugend seines Vorhandenseins auf die Rechnung der bürgerlichen Gesellschaft zu schreiben ist. Das Theater ist noch immer als Bau ein Raum, in dem der Fürst mit dem Hofstaate und allem, was zu seiner Gefolgschaft bis zu dem den Olymp bevölkernden Lakaientum gehört, sein Vergnügen sucht, an dem auch das dafür zahlende Volk teilnehmen darf. Der Schwerpunkt liegt nicht auf der Bühne, sondern im Zuschauerraum. Die Konzertsäle sind mit ganz verschwindenden Ausnahmen mit äußerem Prunk überladen, jeder wirklich künstlerischen Gliederung bare Räume, bei denen für das Sehenkönnen der Musizierenden und das Sichsehenkönnen der Besucher im Übermaß gesorgt ist, dagegen kein einziges Mittel getroffen ist, um die zahllosen Begleiterscheinungen, die den Kunstgenuß stören können, zu beseitigen. Davon abgesehen ist eine wirkliche architektonische Lösung dieser Aufgaben aus dem Geiste der Musik, der doch den Raum beherrschen sollte, bislang noch gar nicht versucht worden. Der heutige Konzertsaal entspricht eigentlich ausschließlich dem Virtuosenkonzert, das in dieser Form niemals ein Kunsterlebnis, sondern immer nur ein gesellschaftliches Ereignis ist. Wenn hier Kunsterlebnisse empfangen wurden, so geschah es trotz des Rahmens, in dem sie vor sich gingen.

Kunstfeindlich wie der Raum, in dem sich diese Ereignisse vollziehen, ist die Zeit, in der sie geschehen. Darunter wollen wir das ganze Drumherum begreifen. Statt sie aus dem Alltagsleben herauszuheben, werden diese Veranstaltungen möglichst hineingestellt. Die Kirchen haben immer ihre Hauptversammlungen an den Sonn- und Feiertagen, und hier sogar am Vormittag. Sie beanspruchen den ganzen Menschen, wenn er frisch und unverbraucht ist von der Arbeit und noch nicht zerstreut durch das Getriebe der Welt. Die Kunststätten aber empfangen den müden Menschen, den abgehetzten, von der Arbeit verzehrten. Was soll der dann an der Kunststätte anders suchen, als ein seinem gehetzten Zustande entsprechendes Amüsement?

Daß die große Kunst Feiertagsgabe sei, daß sie den festlich eingestimmten Menschen brauche, daß sie allein diese Feiertage ausfüllen und den ganzen Menschen beherrschen müsse, hat von der Welt zum erstenmal wieder gefordert Richard Wagner. Und da die Welt ihm die Erfüllung seiner Forderung nicht gab, schuf er sie selbst in Bayreuth. Die ganze Fruchtbarkeit des Gedankens Bayreuth enthüllt sich der Menschheit aber immer mehr, je hastiger und gehetzter das Leben wird. In unserer Gemütsnot rufen wir nach der Kunst als Erlöserin und erkennen zugleich, daß die Kunst, um ihr Erlösungswerk vollbringen zu können, andere Menschen braucht, als wir im Alltagsdasein sind. Es bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß nicht der Massenverbrauch an Kunst, wie er heute gerade in den gehetztesten Kreisen Mode geworden, Erlösung

bringen kann, daß vielmehr unter diesen Umständen die Kunst selbst nur ein Teil wird der Gesamthetze und selber an dieser noch mitwirkt. Man erkennt, daß unser ganzes Verhältnis zur Kunst unter diesem Zustande gelitten hat, daß es zu kritisch, zu wissenschaftlich, zu äußerlich technisch geworden ist, daß das Erleben und damit das Erlöstwerden ausbleibt.

Gewiß ist nicht alles, aber ein guter Teil der Hindernisse zum wahren Kunstgenuß beseitigt, wenn diese Störungen durch Zeit und Raum in Wegfall kommen. Und darum begrüßen wir den Gedanken, in den holländischen Dünen, dort wo sich der Blick darbietet auf das unendliche Meer, der Kunst Beethovens einen Tempel zu bauen, für den Willem Hutschenruyter in Wort und Schrift seit Jahr und Tag eintritt. Sein Buch „Das Beethovenhaus", das gleichzeitig eine scharfe Darstellung der Übelstände des heutigen Konzertlebens und die geschichtliche Begründung dieser Verhältnisse enthält, ist in deutscher Sprache im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen (Preis 2.— M). Der Schrift beigegeben sind einige Bildertafeln, die die Entwürfe veranschaulichen, die der geniale holländische Architekt H. P. Berlage für das Beethovenhaus geschaffen hat.

Man plant einen großen Verein von Stiftern, die das Kapital zum Bau des Hauses aufbringen sollen, von Mitgliedern, die die alljährlichen Festaufführungen der Werke Beethovens ermöglichen werden.

Vielleicht ist der Gedanke, das Haus nur der Muse Beethovens zu weihen, zu einseitig. Jedenfalls wird man mit guten Gründen fragen können, warum nicht die anderen großen musikalischen Offenbarungen darin verwirklicht werden sollen. Aber andererseits ist es wahr, daß für uns Beethoven eine einzigartige Welt darstellt, und für Agitationszwecke ist eine gewisse Einseitigkeit sicher von Vorteil. Es ist ein echter Idealismus, echt, weil er auf gesunder, praktischer Einsicht der tatsächlichen Verhältnisse begründet ist, der den Verfasser des Buches, den Vorkämpfer des Gedankens beseelt. Möge darum die Verwirklichung des Planes gelingen.

Gewiß, das Haus selbst wird es niemals allein tun können. Entscheidend sind die Besucher. Und wie es heute vielen gelingt, trotz aller Hemmungen im heutigen Konzertsaal tiefe Kunstoffenbarungen zu empfinden, so werden auf der anderen Seite im schönsten Tempel die Wechsler und solche, die ihres Geistes sind, nicht fehlen. Aber das Erlebnis, das Bayreuth trotz aller Unzulänglichkeit jedem Besucher bringt, spricht für die Bedeutung, die die Verlebendigung des Festspielgedankens auch für die absolute Musik haben wird. St.



Zu unserer Notenbeilage

Zum zweiten Male innerhalb kurzer Zeit bieten wir unseren Lesern Lieder von Edmund Schröder, und wieder gehen sie über Texten von Martin Greif. Es scheint mir für die Art des Komponisten bezeichnend, daß ihn gerade diese knapp umrissenen, aus tiefster Stimmung zusammengepreßten Verse so anzogen. Auch Schröder ist eine im Grunde ganz einfache, aber sehr tief angelegte Natur. Schwerblütig und ernst ist ihm alles Glänzen, alles laut Aufdringliche und auch alles von außen her Charakterisierende fremd. So wird es dem jungen, 1882 geborenen Musiker sicher nicht leicht fallen, laute Erfolge bei der Masse zu gewinnen. Aber ganz sicher wird er sich warme Freunde erwerben unter der, glücklicherweise noch immer recht beträchtlichen, Schar der stillen Musikfreunde, die in einsamer Stunde willig die Wanderung antreten in Künstlers Lande und dabei das Wandern durch eine ernste deutsche Waldlandschaft den glänzenden Naturschauspielen vorziehen.





Zur Psychologie des Revisionismus

Es ist genau ein Jahr her, daß ich an dieser Stelle von Lily Brauns autobiographischem Roman „Memoiren einer Sozialistin“ erzählte. Der hatte von ihren „Lehrjahren“ berichtet; von dem ruhelosen Drang einer von tausend Zweifeln zerquälten Seele, die nach dem Land ohne Lebenslüge sucht und es gefunden zu haben glaubt und die Freiheit mit ihm, da sie bei der Sozialdemokratie anlangt. Dennoch schien es mir schon damals, als ob die Schatten der Resignation Lily Braun zu streifen begonnen hätten; als ob ihr die frohe Zuversicht abhanden gekommen wäre und sie mit schmerzlich geweitetem Auge das Brüchige und Rissige wahrnehme, all das Allzumenschliche, das diese neue Gesellschaft mit der alten gemein hat, die — der Menschheit zum Segen — abzulösen sie noch immer den utopistischen Anspruch erhebt. Was vorm Jahr nur begründete Vermutung war, ist jetzt, wo Lily Braun der Memoiren zweiten Teil, die „Kampfjahre“, uns vorgelegt hat (München, Albert Langen), Gewißheit geworden. Das Buch ist im Grunde eine einzige Anklage gegen die Sozialdemokratie, die keine Brüderlichkeit kennt und keine Freiheit duldet und die Gleichheit nur in der Form der unterschiedslosen Unterordnung unter den Machtwillen der rauhen Fäuste und engen Köpfe passieren zu lassen bereit ist. In solcher Gestalt — als „Material gegen die Sozialdemokratie“ — ist das Werk, was man ihr nicht verdenken kann, von der politischen Tagespresse denn auch bereits weidlich ausgeschlachtet worden. Indes bietet es, wennschon es unsere Kenntnis um manchen prägnanten Einzelfall bereichert, nach *der* Richtung kaum viel Neues. Diese Herrschaften, die nicht die Gewöhnung von Generationen und eine straffe Erziehung, die man gelegentlich ja wohl auch Dressur heißen kann, zur Selbstdisziplin zwingen, haben nun einmal die Gepflogenheit, ihre schmutzige Wäsche auf offenem Markt zu waschen, und so laut rast, wenn sie einander zerfleischen, die wilde Gier, daß auch, wer sich um fremde Intimitäten nicht gerne kümmert, genugsam von diesen Dingen erfuhr. Wir kennen den giftigen Haß gegen die sozial Höherstehenden in den eigenen Reihen, den bohrenden Neid und die nimmer rastende Mißgunst gegen die aus der bürgerlichen Welt Verschlagenen, die als Akademiker dringend verdächtig sind, wenn die Erinnerung an die Kinderstube sie vor demagogisch plumper Umschmeichelung des Pöbels zurückhält. Wissen auch, sofern uns nicht reichsverbändlerische Oberflächlichkeit den Ausblick trübt, daß hier Feuer und Wasser zu einem qualvoll unnatürlichen Bunde zusammengepreßt wurden und daß selbst diese angeblich aufgeklärte und zielbewußte Arbeiterschaft als Masse dumpf und träge bleibt, eine abgesagte Feindin alles Neuen und immerdar bereit, jeden, der ihren chiliastischen Wunderglauben nicht teilt und über Marx hinaus nach weiteren Erkenntnissen zu forschen wagt, als einen, der „kein proletarisches Bewußtsein hat“, ans Kreuz zu schlagen. Das alles wissen wir, und die wir tiefer drangen und das Sein vom Schein zu scheiden lernten wissen noch mehr. Nämlich, daß

Bernard Shaw, der Spötter, recht hatte, als er zu Lily Braun einmal sagte: „Die deutsche Partei ist von nichts freier als von — Freiheit. Sie ist die konservativste, die respektabelste, die moralischste und die bürgerlichste Partei Europas. Sie ist keine rote Partei der Tat, sondern eine Kanzel, von der herab Männer mit alten Ideen eindrucksvolle Moralpredigten halten.“ Nur eines hätten wir gern aus diesen Memoiren erfahren, das Wesentlichste: Wie kommt es, daß ein Mensch, der der Sozialdemokratie so bis in die letzte Busenfalte sah und innerlich mit ihr fertig wurde, trotzdem in ihren Reihen verharrt? Gerade darüber aber bleibt Lily Braun die Antwort uns schuldig. Ein paarmal nimmt sie einen Anlauf. Sie meint: Geistige Reife und sittliche Größe seien von diesen Lohnarbeitern, den Nachfahren der glebae adscripti, auf denen neben der Bürde des Alltags noch die ganze Schwere der Vergangenheit lastet, im Grunde nicht zu verlangen. Eine Binsenwahrheit, über die wir bürgerlichen Sozialreformer uns längst einig wurden. Wir werden von hüben und drüben angefeindet und verspottet und lassen, weil uns die sorgende Liebe treibt, dennoch nicht nach in unserer Arbeit. Ein andermal schweift sie weiter und scheint zu meinen: erst die ökonomische Umwälzung, wie die Sozialdemokratie sie erstrebt, könnte die Grundlage bieten für eine „ethische Revolution“, für die Möglichkeit, starken Individualitäten die Freiheit des Werdens und Wirkens zu sichern. Aus den Reihen ihrer Genossen ist Frau Braun, wie sie berichtet, der Einwand begegnet, das sei Nietzschesches Herrenmenschentum. Sozialdemokratie ist es jedenfalls nicht mehr. Aber es dünkt mich nicht unwahrscheinlich, daß aus dem revisionistischen Kreis der eine oder andere sich mit der Zwiespältigkeit seiner Situation auf ähnliche Art abzufinden versucht. Und vielleicht liegt darin der Schlüssel (obschon ich seine Aufklärungsarbeit und seine stillen Erfolge keineswegs gering schätze), warum der Revisionismus als Ganzes sich so wenig durchzusetzen gewußt hat und drinnen und draußen so wenig imponiert. Diese Leute sind nicht ehrlich gegen sich selber und scheuen alle miteinander vor dem entscheidenden Schritt zurück. R. B.

*

Was ist groß?

Gelegentlich einer Betrachtung über Wilhelm Raabe macht Karl Strecker in der „Tägl. Rundschau“ einige treffliche Bemerkungen. Mit einem Lächeln, sagt er, wird man auf die possierlichen Eiertänze blicken, die jüngst in einer gelesenen Berliner Zeitung aufgeführt wurden, wo der Rezensent gestand, er könne sich über die Frage nicht klar werden: War Raabe wirklich groß? „Es kommt freilich drauf an“ — fährt Strecker fort —, „was man unter groß versteht; zumal in unsrer Zeit, wo manches als loser Begriff flattert, das ehedem feststand. Es ist ja ein wenig zugig in dem Durchgang zwischen alt und neu, in dem wir stehen. Manches Nachtgetier, das warm im Dunkeln beieinanderhockte, sieht man vor dieser Zugluft eilig davonrennen, manch einer holt sich einen Schnupfen, andre hüllen sich in Kapuzen. Was ist groß in solcher Durchgangszeit? Nun, wir wollen auch in dieser etwas windigen Zeit, und grade in ihr, dabei bleiben, daß Mut, vornehme Kultur, edle Selbstzucht und innerliche Festigkeit zu den unerläßlichen Eigenschaften menschlicher Größe gehören, und daß diese Eigenschaften heute nötiger sind als je.“

Diese Worte bleiben zu Recht bestehen, auch wenn wir darin die besondre Eigenart des Dichters Raabe noch nicht erkennen können, da hier zunächst ethische Werte festgestellt werden. Dann fährt der Verfasser fort: „Grade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in den deutschen Geisteshelden und, allen voran, in den deutschen Dichtern jener Geist, aus dem allein ein Weltreich entstehen konnte wie das deutsche. Denn nur aus einem Überschuß hoher Kräfte wird das Große geboren. Ein Überflüssiges schien dem ersten Napoleon die deutsche Ideologie zu sein. Aber nicht nur Aphrodite, die Göttin der Liebe und der Schönheit, ist aus dem Schaum geboren, aus dem Zuviel, dem Überfließenden, Übersprudelnden. Gewiß, etwas

sehr Überflüssiges scheint die deutsche Ideologie auch heute noch den kalten Rechnern unsrer Tage zu sein. Aber wir wünschten uns doch etwas mehr von jenen Imponderabilien deutschen Geistes, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Gärungserreger heimlich wirkten, diesen Herzen, in denen noch etwas von den Befreiungskriegen nachzitterte, diesen Männern, deren Lied deutsch war, wie ihr Leid deutsch war."

Auch darin stimmen wir dem Verfasser bei: „Nur die menschliche Größe kann eine granitene Grundlage für den Lebensbau eines Dichters schaffen" — nicht schriftstellerische Eigenschaften als solche. Das hat Schiller in seiner berühmten Rezension Bürgers markant geprägt. L.

*

Menschenschränke

Im Gegensatz vielleicht zur allgemeinen Einschätzung sieht Karl Dallago in der Innsbrucker Halbmonatsschrift „Der Brenner" bereits Symptome des Niedergangs gerade bei den Nationen, die sich heute in Europa als die tonangebenden wähnen, nämlich bei der englischen und deutschen Nation: „Die Art des Niedergangs erfreut sich vorläufig noch der großen Gebärde, des aufrechten und sicheren Ganges und des Hineintragens von Bestimmtheiten in alle Dinge. Aber ähnelt das nicht dem Tun des Herbstes, der den Verfall der Natur in sich birgt? So ein Tun bringt es mit sich, daß die rätselhaften Zuflüsse des Lebens versiegen, daß die geheimnisvolle Gangart der Kräfte zu stocken beginnt, daß das Endlose sich abtrennt von den Dingen. Alles tritt wie von selber in das Bereich des Bestimmbaren — des Greifbaren — des Erreichbaren und läßt sich so handhaben gleich völlig verfügbaren Dingen. Das Leben scheint nun wie eine große Scheune, in der die Ernten der Gegenwart und mehr noch die der Vergangenheiten aufgestapelt werden wie Heu und Garben und zusammengelesene Früchte. So kommt es oft, daß die Scheunenverwalter in Anmaßung und Hochmut geraten bis zu dem Grade, daß sie zu glauben anfangen, sie wären die Schöpfer der füllenden Dinge: die Schöpfer des Heues, der Garben, der Früchte, mit denen sie das Leben wie eine Scheune angefüllt sehen. Sie vergessen der Kräfte, die außerhalb ihrer Wahrnehmung gestalten, und nehmen die Handhabung und den Genuß der Ergebnisse jener Kräfte für etwas, das sie sich selber verdanken. Es ist eine ungeheure Verirrung in sie gekommen, die ihre Seelen gefangen setzt und sie trifft wie eine schwere Heimsuchung; die ihnen die Daseinsentfaltung unterbindet und sie den Zusammenhang mit den immerwährenden Kräften des Lebens verlieren läßt. Aber sie spüren nichts davon; ihr Äußerliches wird noch äußerlicher, ihr Inneres noch gehaltloser und trockner und verschrumpfter, bis es sich völlig zusammenschließt und eingeht. Dann steht noch ein Gebilde da, prunkvoll und behängt mit Flitter, bequem und mit Duft besprengt, farbig herausgeputzt mit aufgedrücktem Glanz und Schliff, eingeteilt in Fächer für alles, auf Druck sich öffnend und so immer wieder neue Leeren in die frühere hineingähnend, da immer reichlich Platz ist: durch Leere wird ja nie etwas ausgefüllt. So ist aus jedem Menschentum gleichsam ein Menschenschrank geworden mit allen Eigenschaften eines Prunkmöbels für Gesellschaftskult. Dieser neue Mensch, dieser Menschenschrank verdankt sein Dasein der Herrschaft des Intellekts. Er zeugt am besten für die Fragwürdigkeit dieser Herrschaft — ja für den Fluch, der der Fruchtbarkeit solcher Herrschaft innewohnt ..."

*

Vierzig Millionen

[Die in Toulon gesunkene „Liberté" hat vierzig Millionen gekostet.]

Was man tun konnte damit:
Vierzig Millionen — tausend und Tausende, die in Verzweiflung sinken, kann man retten damit.

Vierzig Millionen — ein Meer von Tränen kann man trocknen damit.

Vierzig Millionen — Berge von Glück und wiedererwachendem Mut ließen sich bauen damit.

Und was man getan hat damit:
Vierzig Millionen — gerade ein Kriegsschiff baut man damit.

Vierzig Millionen — ein elektrischer Funke hat sie in die Luft gepufft, mitten im Frieden.

Vierzig Millionen — an ihrer Stelle liegen jetzt vierhundert Leichen am Strand

Vierzig Millionen — so viele Einwohner hat das Vaterland der Toten.

Vierzig Millionen — vierzig Millionen Menschen haben mit vierzig Millionen Franken vierhundert Tote erkauft. F. M.

*

Potemkin in Neu-Byzanz

Es ist nur ganz in der Ordnung, wenn dem Kaiser als dem Ersten im Reich bei seinen Besuchen deutscher Städte und Ortschaften ehrfurchtsvoller und würdiger Empfang bereitet wird. Würdig wird man es aber kaum nennen dürfen, wenn ihm bei solchen Gelegenheiten die Regiekünste des alten, ehrlichen Potemkin vorgeführt werden. Von der Kaiserparade in Altona-Bahrenfeld weiß der „Vorwärts" zu erzählen, daß die Stadtkollegien dabei einen richtigen „Reformeifer" prästiert hätten: „Die alten, aus der jahrzehntelangen Mißwirtschaft der Hausagrarier im Stadtkollegium übrigen Sünden hatte man auf Kosten der Gesamtheit durch Tannengrün, buntes Tuch und Flitterkram künstlich verdeckt und neue Beleuchtungsanlagen geschaffen, kurz — in den von den kaiserlichen Automobilen und Wagen berührten Straßen herrschte ‚Wohlstand'. Und des Kaisers Auge erblickte mit Wohlgefallen diese Veränderung der Dinge. Inter pocula konstatierte er, daß seit seinem letzten Besuch die Stadt sich recht prächtig entwickelt habe."

Und was sind es anders als „Potemkinsche Dörfer", wenn Gemeinwesen, die sich „aus Mangel an Mitteln" genötigt sehen, ihren Kranken wichtigste Ernährungsmittel zu entziehen, für die paar Stunden eines Kaiserbesuchs Hunderttausende übrighaben, einen byzantinischen Prunk entfalten, der mit jenem „Mangel an Mitteln" in schreiendem Widerspruche steht? In seinem unlängst erstatteten Bericht über den Besuch des Kaisers in Köln teilte der Oberbürgermeister als „erfreulich" mit, daß die dafür ausgeworfenen 100 000 ℳ (Einmalhunderttausend Mark) „nicht ganz verbraucht worden" seien, dank der Mitwirkung anderer Behörden (Eisenbahn- und Postverwaltung) und der Bürgerschaft. „In der Tat", bemerkt der „Vorwärts", „wird die Summe, die für den nur fünfstündigen Besuch Wilhelms II. in der rheinischen Metropole vergeudet worden ist, nicht allzuweit von einer Viertelmillion wegbleiben. Bemerkenswert ist zunächst die Tatsache, daß die Stadtverordneten von vornherein die ungeheure Summe von 100 000 ℳ für den kurzen Besuch bereitgestellt haben, und ebenso kennzeichnend ist es, daß der Oberbürgermeister es noch als ein Verdienst der Stadtverwaltung betrachtet, daß es ihr infolge der auch von den Staatsbehörden verbrauchten großen Beträge nicht gelungen ist, den ganzen Betrag zu verpulvern.... Man hat auf städtische Kosten acht Kilometer Straßen mit Pflanzen-, Flaggen- und figürlichem Schmuck und mit zahlreichen Triumphbogen versehen. Man hat unerhörte Aufwendungen für Beleuchtungskünste gemacht und auf dem Rhein ein Feuerwerk von nie gesehener Pracht und von mehr als einstündiger Dauer veranstaltet. Von Kennern werden die Ausgaben aus dem Stadtsäckel auf mindestens 200 000 ℳ geschätzt. Was der Prunk tatsächlich kostet, wird die Öffentlichkeit wohl nie erfahren. Wie man das Geld hinausgeworfen hat, das mag man daran ermessen, daß man eigens zwei kostbare Marmorklosetts für den kaiserlichen Besuch im Gürzenich errichtete, die tags darauf wieder entfernt wurden. Die Kosten der beiden Klosetts sollen gegen 40 000 ℳ (?) betragen."

Diese „wahnwitzige Vergeudung städtischer Mittel" habe die Stadt Köln begangen, „obwohl die Schul- und Badeverhältnisse dort alles zu wünschen übriglassen, obwohl man die Kinder der Armen dort zum Spott Böswilliger mit klappernden Holzpantinen statt Lederschuhen laufen läßt, obwohl die städtische Fürsorgestelle für Lungenkranke im verflossenen Winter mehrere Monate lang die Abgabe von Milch einstellte, weil keine Mittel da seien.

Für den fünfstündigen Kaiserbesuch warf man Hunderttausende hinaus."

Die mehrstündige Sperrung sämtlicher Rheinbrücken, das Verbot der Schiffahrt, die Umleitung zahlreicher Züge und die dadurch verursachte, bei uns ja nicht unerhörte Betriebsstörung und Verhinderung vieler fahrplanmäßiger Anschlüsse, — all das ist auch nicht dazu angetan, die Behauptung des sozialdemokratischen Zentralblattes zu erschüttern, „daß durch die Kölner Kaiserstunden eine große Menge unfreiwilliger politischer Aufklärungsarbeit in der rheinischen Hauptstadt geleistet worden ist". Für solche „Aufklärungsarbeit" würde sich aber der besser unterrichtete Kaiser schönstens bedanken. Auch für den „Zauber" Potemkinscher Dörfer. Gr.

*

Deutsches Lakaientum vor dem Titel

Die Titeleitelkeit derer, die es glücklich zu einem solchen Präfix ihres Namens gebracht haben, und die Titelsehnsucht derer, die noch nicht so weit sind, sind alte Dinge bei uns. Was neu und weit mehr beschämend ist, das ist eine Wonne im bloßen Aussprechen der Titel anderer Leute, die um sich greift. Früher grassierte die Unsitte, Persönlichkeiten, zu denen man nicht die geringsten Beziehungen hatte, öffentlich auf eine vertrauliche Weise durch ihren Vornamen mitzubenennen, wenn dies zur Unterscheidung durchaus nicht nötig war. Jetzt ist man von der taktlosen Hinanbiederung ein paar Stufen herniedergestiegen in das desto korrektere Bedienentum. Ich greife ein Zeitungstelegramm heraus, überschrieben: „Geheimrat Wölfflin bleibt in Berlin". Und dann geheimratelt es weiter durch die siebzehnzeilige Nachricht. Das ist außerdem auch unsinnig. Entweder weiß man bei den Lesern, wer „Wölfflin" ist, oder man weiß es nicht. Dann soll man ihnen sagen: der Professor der Kunstgeschichte. Von dem stereotypierten „Geheimrat Wölfflin" hat der unkundige Leser gar nichts, das kann alles mögliche sein. (Inzwischen bleibt Wölfflin nun doch nicht in Berlin.) — Als der Geh. Kommerzienrat Verlagsbuchhändler Adolf Kröner gestorben war, las ich in einem Münchner Blatt einen längeren Nachruf, worin der Name Kröner ein einziges Mal vorkam. Sonst hieß es fast in jedem Satz „der Geheimrat". Der Geheimrat redigierte eine Zeitlang die „Gartenlaube" persönlich, der Geheimrat liebte es nicht, wenn man ihn mit Umständlichkeiten ödete usw. Deutlicher als durch diese Manier kann man den freiwilligen Subalternismus, der so schauderhaft bei uns in allen Bureaus, Firmen, Fakultäten, Privatbeziehungen um sich greift, nicht auch noch auf das Schriftstellertum übertragen Ed. H.

Erfolg

„Ethische Kultur"

„Ein Millionär stirbt, und die Welt nennt ihn einen „eminent erfolgreichen Mann". Er besaß Millionen, also steht für Millionen von Menschen sein Erfolg im Leben bombenfest.

Dabei mag er nie einen Freund gehabt haben; die Kunst mag ihm ein Buch mit sieben Siegeln gewesen sein; er mag nie daran gedacht haben, sein Geld zu benützen, entweder sich selber oder anderen reine Freuden zu bereiten; er mag nie einem Anfänger die Hand auf die Schulter gelegt und ihm Mut gemacht oder Hilfe in der Not versprochen haben.

Trotz alledem — er war erfolgreich. So denkt gemeinhin die Welt.

Anders Goethe, wenn er in „Hermann und Dorothea" seinen Helden sagen läßt:

„Aber ach, nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, wie schön sich die Güter auch schließen —"

und anders auch der Mann, der kürzlich sechzehn Hochschulschmetterlingen an dem Abend, da sie ihre Flügel entfalteten zum Flug ins Leben, Worte der Weisheit sprach.

„Der Erfolg im Leben", so sagte er, „hat wunderwenig mit der Anhäufung von Geld zu tun. Man kann arm und dabei großartig erfolgreich, und steinreich und dabei erbärmlich erfolglos sein.

Der wahrhaft erstrebenswerte Erfolg im Leben wirkt nach zwei Richtungen:

Zuerst: muß er den einzelnen mit Glück

erfüllen, mit der Würdigung alles Guten und Schönen, das uns in so massenhafter Fülle auf allen Seiten umgibt, mit dem Verständnis der Natur, des Menschenherzens, der Kunst, der Schönheit, des Fortschritts, kurz dem innigen Wohlgefallen an dieser schönsten aller Welten mit allem, was darin lebt, atmet, kreucht und fleugt, singt, lacht, jubelt und selig ist.

Und zweitens: muß er von dem Individuum wie von einer Sonne zurückstrahlen auf seine Umgebung. Die Kunst des Beglückens ist des Erfolges höchste Kunst. Wir müssen von allen, die uns kennen, die mit uns zu tun haben, als ein Faktor ihres Glückes empfunden werden, als eine Lichtquelle der Freude, der Hilfe, der werktätigen Menschenliebe.

Das ist Erfolg.

Alles andere heißt nur so — aus Mißverständnis."

Also sprach der Mann ...

*

Was Rosegger über den Fall Jatho denkt?

„Mein Gott, nicht viel Originelles", antwortet er bescheiden im „Heimgarten". „Der protestantische Pfarrer Jatho in Köln: Er predigte seiner Gemeinde zwar tiefe und schöne Sittlichkeit, aber er predigte auch gegen den Glauben an die Göttlichkeit Jesu, gegen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Dann wundert sich Pfarrer Jatho und mit ihm halb Deutschland, daß er von der preußischen Landeskirche, der er angehört hatte, abgesetzt worden ist. — Ich wundere mich, daß man sich darüber wundert. Natürlich kann, wie wir alle, auch Jatho die biblischen Dinge in seinem Sinne und zu seinem Frommen auslegen, darüber Bücher schreiben und predigen, wenn er eine Gemeinde findet. Aber wenn er glaubt, daß er mit seiner Leugnung des wichtigsten christlichen Dogmas Pfarrer einer orthodoxen Landeskirche bleiben kann, so — glaubt er eigentlich mehr als diese Kirche selbst, die ihn wegen Glaubenslosigkeit absetzte.

Dann werde ich gefragt um meine Meinung über Jathos Lehre. Wer die beiden religiösen Bücher ‚Mein Himmelreich' und ‚I. N. R. I.' gelesen, der weiß wohl, daß ich Jathos Meinung nicht teilen kann. Wenn sie den Mann befriedigt, so ist weiter nichts zu sagen, er nenne das nur nicht Religion, was im besten Falle Forschung oder Philosophie ist. Meine Sehnsucht schaut nach anderen Sternen aus. Nach einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. — Von dieser Welt hat man bald genug."

*

Standesehre und -Empfindlichkeit

Der Türmer brachte im Augustheft eine Skizze „Stephan der Lügner" von Max Ludwig-Troll. Die psychologisch tiefschöpfende Studie zeigte, wie ein von Kind an verschüchterter Knabe durch phantastische Lügnerei sich zwischen Kameraden, denen er in keiner anderen Hinsicht gewachsen ist, eine beachtete Stellung zu verschaffen sucht. Das Erlebnis eines Mitschülers läßt ihn einerseits die ganze Verächtlichkeit der Lüge erkennen, stachelt ihn andererseits an, durch irgend eine hervorragende Tat sich vor sich selber und vor den Kameraden seine Stellung zu wahren. Aber seiner unglücklichen Anlage entsprechend wird diese Tat nicht getan, sondern nur erlogen. Es fällt seinem Vorgesetzten leicht, ihn der Lüge zu überführen, und des Knaben letzte Ehrenrettung vor sich selbst liegt darin, daß er die furchtbare Züchtigung ohne Klage erträgt und es trotz seiner Schmerzen vermag, vor seinen Mitschülern das lügnerische Spiel durchzuführen.

Man erkennt aus dieser kurzen Inhaltsskizze, daß es sich hier um die Darstellung eines sehr schwierigen psychologischen Problems handelt, und wird danach den ästhetisch-literarischen Wert einer Kritik einschätzen können, die sich ein Ungenannter in der Mannheimer „Volksschulwarte" leistet, der die Arbeit als „Schmarren" bezeichnet, der mit Motiven arbeite, wie „sie auch die philiströse Phantasie einer Marlitt nicht philiströser erfinden könnte". Dieser Kritiker war nicht fähig, zu erkennen, daß die Schilderung des Auftritts eines Grafen „mit Viererzug und

in der glänzenden Heldentracht der Kürassiere" ganz aus der Sehweise des armen lügnerischen, von seiner Phantasie gehetzten Knaben gegeben ist.

Handelt es sich bis dahin nur um völlige Verständnislosigkeit, so bringen die danach folgenden Behauptungen, daß der Verfasser der Skizze es fertigbringe, „seinen lügenden Jungen um seiner lügenden Eigenart willen zum Heros heraufzuschrauben, während der Lehrer, seitdem er in Pension ist, die edle Eigenart seines Zöglings vergewaltigt und so zum Übeltäter an der Menschheit schlechthin wird", eine derartig offenkundige Verdrehung gegen den nackten Inhalt wie gegen die innere Tendenz der Arbeit, daß man von grober Verleumdung sprechen müßte, wenn diese Bezeichnung für die Behandlung von Schriftwerken üblich wäre.

Noch eine Stufe tiefer: glatte Unwahrheit ist dann die Behauptung, daß der Lehrer, „ein schlechter, äußerst roher und in jeder Richtung subalterner Charakter, so konstruiert ist, daß er als Typus seines Standes gilt". „Er ist absichtlich auf den Stand hin typisiert", behauptet dieser merkwürdige „Kritiker", als ob überhaupt schon jemals der Inhaber einer derartigen Drillpension als Typus eines Lehrers gegolten hätte. Bezeichnenderweise hat offenbar auch kein einziger unserer zahlreichen Lehrerleser diese Empfindung gehabt.

Es wäre uns nicht eingefallen, diese Expektoration eines unreifen Jünglings — nur um einen solchen kann es sich nach allem handeln — hier niedriger zu hängen, wenn ihr nicht in einem Fachblatte, das sich „Unabhängige pädagogische Wochenschrift" nennt, Raum gegeben worden wäre, offenbar ohne jede Nachprüfung. Es genügte also dieser Fachzeitschrift die Behauptung ihres Mitarbeiters, daß ein Glied des von ihr vertretenen Standes in einer belletristischen Arbeit angegriffen werde, um über diese herzufallen. Die Beispiele dieser mißverstandenen Standesehre, die sich in einer ganz krankhaften Empfindlichkeit äußert, mehren sich in der letzten Zeit in so bedenklichem Maße, daß diese Erscheinung einmal öffentlich festgenagelt werden muß. So verwerflich eine übelwollende Nörgelei ist, so schädlich ist eine Empfindlichkeit, die sich keinerlei Kritik mehr gefallen lassen will, die so weit geht, daß sogar jede künstlerische Charakterzeichnung eines einzelnen Mitgliedes eines Standes als Typisierung dieses Standes hingestellt wird. Dabei läßt man sich natürlich mit schmunzelndem Wohlbehagen eine auch noch so dick aufgetragene Verherrlichung gefallen. Wehe aber, dreimal wehe, wenn das Bild eines minder würdigen Vertreters des Standes entworfen wird.

Gerade der Lehrerstand scheint uns in dieser Hinsicht besonders empfindlich geworden zu sein. Es ist gewiß zu bedauern, und wir haben im Türmer diese Tatsache oft beklagt und ihr entgegenzuarbeiten gesucht, daß in der neueren Literatur so viel feindselige Stimmung gegen die Schule und damit oft genug auch gegen die Lehrer vorhanden ist. Daß es aber im Interesse des Standes sei, gegen jede derartige unliebsame Schilderung eines Vertreters des betreffenden Standes mobil zu machen, wird kein Vernünftiger glauben. Gerade diese Art kann höchstens bewirken, daß eine Darstellung, die von jedem unbefangenen Leser als Charakterisierung eines Einzelnen aufgenommen wird, allmählich auch der Gesamtheit als typisch erscheint. Nichts kann dem Ansehen des Standes mehr schaden, als eine solche Überempfindlichkeit, die, wie unser Beispiel zeigt, schließlich sogar vor Fälschungen nicht zurückschreckt, um nur einen Anlaß zu finden, sich über gekränkte Standesehre zu entrüsten.

*

Soleure in der Suisse

Durch die Feuilletons kreist eine hübsche Mitteilung über ein eigenartiges Vogelnest, das von seinen gefiederten Herstellern aus Metallspänchen und feinen Uhrindustrieabfällen zusammengetragen ist. Nämlich in „Soleure"; „die wenigen Besucher, die auf ihren Fahrten das abgelegene Städtchen berühren", heißt es in der Notiz, die im Geographischen mit einem so deutlichen Gemisch von Ungenauigkeit und Zuversicht abgefaßt ist, daß man die Herkunft aus der franzö-

sischen Stilistik spürt. Das allein hätte aber bei der Weitergabe in deutschen Zeitungen veranlassen sollen, sich die Frage zu stellen, wo und was denn „Soleure“ eigentlich sei? Es ist nichts anderes, als das weder abgelegene noch selten besuchte Solothurn, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, eine recht interessante alte Stadt am Fuße des Weißenstein im Jura, von wo man den vollkommensten Überblick über die Alpen vom Montblanc bis Säntis und über das schöne grüne Mittelland der Schweiz mit seinen silbernen Flüssen und Seen genießt.

Überhaupt ist es der Reichsdeutsche, der die Schweiz französischer macht, als sie selber sein will. Ich übergehe die zahllosen Deutschen im schweizer Hotelgewerbe, die natürlich ihr Französisch an den Mann und auf die Rechnung bringen müssen, und meine die gebildeten Deutschen daheim und auf der Reise. Sie benennen, von „Nöschatel“ angefangen, sehr viele Orte welsch, die der deutsche Schweizer deutsch benennt, sie kennen nur Centimes und Francs, während man weithin in der Schweiz nur von Rappen und allgemein nur von Franken weiß, sie versenden nicht ganz selten als Geschäftsleute des Deutschen Reiches französische Drucksachen in die deutsche Schweiz, und wenn sie Damen sind, schreiben sie auf die Briefadresse, zum besseren Verständnis des Postamts in Berlin oder Krähwinkel, wo sie ihren Brief aufgeben: „Suisse“.

* Ed. H.

Eine Backpfeife

In einem Gespräch über seinen Besuch in München erwähnte Bernard Shaw u. a. auch Reinhardts Aufführungen der „Schönen Helena“ im Künstlertheater. „Warum aber,“ fragte er kopfschüttelnd, „warum müssen die Tänzerinnen englisch und die Tänze von einem Engländer einstudiert sein? In London hätte diese Ankündigung höchstens den Erfolg, daß das Haus leer bliebe.“

Das verabfolgt dem Michel ein Engländer. Hat's noch nicht gesessen?

* Gr.

Der Segen der Öffentlichkeit

Bei einem Prozeß, der vor ein paar Wochen in Mainz verhandelt wurde, hat man vor der ganzen deutschen Öffentlichkeit und — was ihnen schwerer zu tragen sein mochte — vor ihren schadenfroh aufhorchenden engeren Mitbürgern mitleidslos das Privatleben von einem Dutzend junger Mädchen abgeleuchtet. Im Grunde gingen sie die Öffentlichkeit gar nichts an. Denn sie hatten keinem wehe getan und nie gegen die staatliche Ordnung verstoßen. Nur ihr „Recht auf Liebe“ hatten sie sich genommen. Was man so in den Kreisen der Ladnerinnen und in verwandten Berufsarten — nicht immer, aber vielfach, fast schon im Durchschnitt — „Liebe“ heißt: das Recht, wie man in Berlin sagt, „mit einem zu gehen“; für des Tages Last und Arbeit sich in abendlichen Kosestunden schadlos zu halten. Dafür wollte die sonst tüchtige, nur anscheinend merkwürdig weltfremde Assistentin der Mainzer Polizei sie zu abgestempelten Dirnen machen und ließ sie nun in einem von ihr angestrengten Beleidigungsprozeß als Zeugen aufmarschieren und unter Assistenz des Gerichtshofes bekennen, wem sie sich zu eigen gegeben hatten und wann und bis zu welchem Grade ...

Die Öffentlichkeit ward nicht ausgeschlossen. Denn die Ordnung und die öffentliche Sittlichkeit waren ja nicht gefährdet. Summum jus also, wenn man will. Und doch: summa injuria. Die Öffentlichkeit des Verfahrens soll uns garantieren, daß ordentlich und gerecht prozessiert wird und der Angeklagte nicht zu Schaden kommt. Aber nimmer kann sie den Sinn haben, durch die Zeugeninquisition Menschen, die nichts Straffälliges begingen, ihre Schlafzimmergeheimnisse zu entlocken und sie für ihr ganzes Leben zu bemakeln. Ich möchte den Mann sehen, der nun noch (zumal in Mainz und Umgegend) den Mut hätte, eines von diesen armen Mädchen, deren Namen und Erlebnisse von Reportern und Zeitungen so treu und gewissenhaft gebucht wurden, heimzuführen. Der Fehltritt an sich hätte ihnen schwerlich die Ehe verschlossen. Selbst wenn dem ersten Schritt vom

Wege noch ein paar andere gefolgt wären. Denn, ob wir's beklagen oder nicht: es bildet sich in diesen Schichten — ganz abseits von Fräulein Helene Stöcker, die sie häufig kaum dem Namen nach kennen — eine „neue Ethik". Das erwerbende Großstadtmädchen emanzipiert sich von der Moral des Bürgerhauses und lebt in den Jahren stürmender Jugendtriebe nicht viel anders, als junge Männer zu leben pflegen. Das ist nicht schön, und ich wollte, es wäre anders. Aber es ist nun einmal so, und das Versöhnende und Tröstliche ist daran noch, daß viele, wenn nicht die meisten, trotzdem den Weg zur Ehe finden. Das, worüber nach Hebbels Wort „kein Mann hinweg kann", ficht, scheint's, die Männer dieser Kreise vielfach nicht mehr an. Das lernten sie als eine schier unvermeidbare Folge unserer Erwerbsverhältnisse hinnehmen. Mit der öffentlichen Bemakelung wird schwerlich einer sich abfinden. Und so kehrte zu Mainz dank Polizeiassistentin und Gerichtshof der Segen der Öffentlichkeit sich in Verderben und Unsegen ... * R. B.

Pandora in Berlin

In Berlin hat Pandora wieder einmal ihre Büchse aufgetan. Pandora, die diesmal Frau Gertrud Wertheim heißt. Das haben, die sich ihr stammgenössisch verbunden fühlen, anfangs zwar nicht wahr haben wollen und larmoyant über den mangelnden Kavalierssinn von Angeklagten und Verteidigern gejammert, die im Metternichprozeß die zarten Geheimnisse zweier „unvorsichtiger Frauen" vor der Öffentlichkeit ausgekramt hätten. Inzwischen werden sie aber wohl schon selber sich korrigiert haben. Denn diese Frau Wertheim, die, wenn sie gereizt ist, unter dem lieblichen Pseudonym „Truth" höchst lieblose Schlüsselromane zu schreiben pflegt, ist in Wirklichkeit viel „unvorsichtiger", als die guten Leute angenommen hatten. Sie hat, auch als der Metternichprozeß beendet war und nichts mehr sie zu solcher Hantierung zwang, in einer schönen Wallung ihres gütigen Herzens das stets wohlgefüllte Büchslein von neuem geöffnet und mit einer nicht gerade in Tinte getauchten Feder alles bespritzt, was die Gedanken der Rachesinnenden kreuzte: Juden und Christen, sich selber mit dazu und mit einem ganz besonderen Lüstchen die Parteigefährten der so ritterlich ihr beigesprungenen Nothelfer. Also (volenti non fit injuria) wird ihr wohl auch vor Gericht keine Unbill widerfahren sein. Das schon darum nicht, weil sie durch die stolze Bestimmtheit ihrer Aussagen bei der ersten Verhandlung die Verteidigung geradezu herausgefordert hatte, diese „klassische Zeugin" ein wenig unter die Lupe zu nehmen.

Ich bin sogar geneigt zu behaupten: wir sollten dem unerfreulichen Zufall dankbar sein, der uns das alles einmal so nackt und ungeschminkt, in so ekelerregender Deutlichkeit enthüllte. Werden die Dinge denn durch Vertuschen und Heimlichtun besser? Und ist es nicht vielmehr nützlicher (und auch reinlicher): wir reißen einmal mit starker Hand die Schleier entzwei und schauen in die Abgründe, die inmitten unserer „Kulturträger" sich auftaten? In das Lotterleben, in dem ein Teil unserer Jungmannschaft — nicht nur der adligen — sich gefällt; auf das Verblassen aller überkommenen Begriffe von Anständigkeit, Vornehmheit, Ritterlichkeit, das aller Exklusivität zum Trotz selbst in unsere Garderegimenter leis sich hineinstiehlt; auch in die Herzensroheit und innerliche Armut der in Handel und Wandel allzu schnell Emporgekommenen? Denn es ist ja nicht wahr, was schönfärberische Torheit uns einreden will, daß es sich hier nur um vereinzelte Ausnahmen handelte. Es ist schon etwas Typisches darin — hier wie dort —, und beider Orten trägt unser junger, vielleicht zu üppig auf uns niedergegangene Reichtum die Schuld. Die einen verdirbt er, weil sie ihn besitzen; die anderen, weil sie mit leeren Taschen neidvoll daneben stehen. Nun ist ohne Frage rasch erworbener Reichtum in der ersten Generation nie sonderlich liebenswürdig, und auch in der zweiten wird er's nicht immer. Das schlägt mit der Hand auf das wohlgefüllte Portemonnaie und meint, weil es vieles sich kaufen kann, alles haben zu können. Und hascht, da die Herzen leer bleiben, doch nur nach dem äußeren Firnis der Kultur; nach all den tausenderlei Nichtigkeiten und Oberfläch-

lichkeiten, die eine mit dem Luxus rechnende Produktion um uns aufspeicherte. Sicherlich: auch Luxus kann schön sein und den Menschen ethisch und ästhetisch erheben. Aber man muß ihn zu tragen wissen. Die hier können's nicht. Die blieben inmitten ihres sinnlosen Prunks Barbaren. Alle Hemmungen, die sonst Erziehung, Charakterstählung, Eingewöhnung zu vermitteln pflegen, fehlen, und ein einziges Sittengebot, scheint's, gilt ihnen noch: Erlaubt ist, was gefällt.

Das braucht sich nicht immer so abschreckend zu äußern wie bei dem letzten Prozeß. Der Berliner Rechtsanwalt, der unter dem Pseudonym Rideamus sich birgt, hat uns diese Welt oft in lustigen Versen geschildert; voll Sarkasmus, aber doch mit einer Art vergnügter Selbstironie, die, zumal wenn man selber auf spreeathenischem Boden zu wandeln gezwungen ist, unwillkürlich ansteckend wirkte. Nun sahen wir die gar nicht mehr komische Kehrseite und könnten, wenn wir wollten, es bessern. Oder trauen wir uns die Kraft nicht mehr zu? Dann freilich wäre Zeit zu Jammer und Gezeter ... R. B

Hausnäherinnen

Tausende und aber Tausende dieser „Arbeiter", meist junge Mädchen, gehen Tag um Tag in fremde Familien, um deren weiblichen Teil mit Kleidern zu versorgen. Der Grund, aus dem sie in das Haus genommen werden, ist zunächst in dem Wunsch der Hausfrau zu suchen, die geplanten Werke der Kleiderkunst unter den eigenen Augen entstehen zu sehen und die lästigen Anprobierwege zu ersparen. Eine viel größere Rolle aber spielen sodann Sparsamkeitsrücksichten. Da nach der Anschauung vieler Hausfrauen ein „Esser" mehr am Familientisch nicht ins Gewicht fällt, besonders wenn er den Appetit der Hausnäherin mitbringt, liegt für sie in dem verhältnismäßig niedrigen Tagessatz, der neben den Naturalien — dem freien Essen — gewährt wird, eine erhebliche Ersparnis.

Als Gegenleistung wird allgemein eine Tätigkeit von vormittags 8 oder 8½ Uhr bis abends 8 Uhr verlangt, nur unterbrochen durch die für das Essen erforderliche Zeit, ohne jede sonstige Pause. Zwölf Stunden Arbeit fast ohne Unterbrechung! Von früh morgens bis spät abends sitzt die kleine Hausnäherin gebückt und fast ohne Bewegung bei ihrer Arbeit. Die Folge ist bei den meisten Bleichsucht und Blutarmut.

Da die Gesetzgebung bisher nicht eingegriffen hat, heißt es, an die einzelne Hausfrau, den einzelnen Familienvater zu appellieren! Bei einigermaßen erträglichem Wetter schicke man mittags die Hausnäherin für eine Stunde oder zwei an die frische Luft oder gebe ihr, wenn das Wetter schlecht ist, eine Zeitung oder ein Buch in die Hand, oder noch besser, wo Turngelegenheit im Hause ist, ermuntere man das arme, bleichsüchtige Ding zum Turnen oder zu gymnastischen Übungen.

Derartiges soziales Tun gewährt nicht nur das Freudengefühl des Gebens, das befriedigte Pflichtgefühl des Staatsbürgers der künftigen Mutter gegenüber, — auch die Arbeit geht nach einer solchen Pause sicher wieder schneller vonstatten. Bi.

Mumpitz

Was ist aus dem ehedem als Grobian verschrienen, als Kaufmann bewunderten Berliner geworden? „Ein liebenswürdiger Flausenmacher, an dem geschäftlich kein Haar echt ist" — heißt es in einer neuen Wochenschrift „Der Turm". Der Berliner und seine „rechte und linke Gattin" seien weit putzsüchtiger und vergnügungssüchtiger als Monsieur und Madame in Paris: „In Berlin trägt Herr Schulze im Schweiße seines Angesichts den Zylinder sogar zum Sakkoanzug, zu einer Zeit also, wo man in Paris und Wien längst zum Strohhut greift. Die Kleider machen heute in Berlin mehr als sonst irgendwo Leute. Hierzulande fahren die Menschen in einem Automobil und verdienen das Benzin nicht, das der Wagen aussäuft.

Ein Gärtner etabliert sich als Gesellschaft m(it) b(etrügerischen) H(intergedanken) und nennt sich stolz Gartenhort G. m. b. H. Ein Fleischer in einer vom Verkehr weit abliegenden Seitenstraße des Bayrischen Viertels bezeichnet sich stolz als Fleischzentrale des Westens. Eine ihm benachbarte Milchhänd-

lern firmiert als Milchzentrale des Westens. Ein unbeträchtliches Unternehmen, das die kleinste Provinzpresse mit den ältesten Neuigkeiten versorgt, darf sich Zentralbureau für die deutsche Presse heißen. Wenn einer in Berlin täglich für siebzig Pfennige alte Bücher verkauft, benamst er sein Welthaus Allgemeine Bücher-Zentrale. Gegenüber dem Wintergarten, in der Dorotheenstraße, ist eine kleine Kellerdestillation, ein Souterrain-Lokal, in dessen Tiefe sechs bis acht Stufen führen. Auf dem Fenster aber, das sich direkt über dem Erdboden erhebt (ohne jede Zwischenmauer), steht in riesigen Buchstaben zu lesen: Internationales Weltrestaurant. Ein Vorstadtgarten mit einem stinkenden grasbewachsenen Teich nennt sich ‚Seebad Wilmersdorf'."

Der Berliner hat ja dafür selbst ein sinniges Wort geprägt: „Mumpitz!" Damit gibt er aber doch wohl zu verstehen, daß er dergleichen „faulen Zauber" auch richtig einzuschätzen weiß.

Wofür Geld da ist

Die Kinematographen-Gesellschaft, deren Eigentum die Berliner Union-Theater sind, hat in ihrer Klage wider ein polizeiliches Aufführungsverbot bekanntgegeben, daß sie für das Aufführungsrecht des verbotenen Films in Deutschland an die amerikanische Gesellschaft 1¼ Millionen Mark gezahlt habe.

Solch ungeheure Summen werden also für geistiges und künstlerisches Eigentumsrecht aufgebracht! Solche Riesenopfer läßt man sich die künstlerische Unterhaltung des Volkes kosten! Freilich geschieht es in der sicheren Aussicht auf Gewinn. Aber wie gewaltig muß doch der Drang zu Bildung und Kunst im Volke sein, wenn solche Opfer gebracht werden!

Du frägst, was der Film darstellte? — Den Boxkampf natürlich zwischen dem Neger Johnson und dem früheren Weltmeister Jeffries!

*

Das Theater der Fünftausend

Aus München kommt die Nachricht, daß der Spielleiter des dortigen, bekanntlich jetzt von Reinhardt geleiteten Künstler-Theaters mit der Reinhardtschen Inszenierung des „Orpheus in der Unterwelt" eine Reise durch deutsche Städte unternehmen werde. Wie zuerst in der Münchener großen Festspielhalle, soll auch an anderen Orten Offenbachs Operette in Zirkussen und anderen Riesenräumen die künstlerische Sehnsucht des deutschen Volkes stillen. Ob es nun nicht endlich doch den vielen deutschen Bürgermeistern und anderen einflußreichen Männern, die sonst allen Bestrebungen ernster und erprobter Kunsterzieher gegenüber so zugeknöpft sind, auf Reinhardts Lockpfeife vom Theater der Fünftausend aber sofort herantanzten, etwas bänglich zumute wird? In München ist jedenfalls schon vielen über die Befähigung unserer Geschäftemacher zur Führung einer Volkstheaterbewegung der Star gestochen worden. Über die mit den Mitteln einer Bordellphantasie arbeitende Inszenierung der „Schönen Helena" im Münchener Künstler-Theater hat man sich mit dem Troste hinweggesetzt, daß diese Aufführungen doch nur für ganz enge Kreise in Betracht kommen. Den „Orpheus" hat man als Nachspiel zur „Orestie" erleben müssen. Ich werde das Urteil eines bedeutenden Kritikers nicht vergessen, der zu mir sagte: „Überraschen tut einen der Kerl doch immer wieder. Daß man Offenbach noch bordellisieren könne, gar um ihn zu popularisieren, das hätte ich doch nicht gedacht." St.

*

Ein ehrliches Geständnis

Offenbachs „Schöne Helena" wurde in der Münchener Inszenierung Max Reinhardts im Wiener „Theater in der Josephstadt" vom Publikum abgelehnt. Dadurch sah sich der Direktor dieses Theaters veranlaßt, zum Schluß der Vorstellung vor die Rampe zu kommen und an das Publikum eine Ansprache zu richten, in der er sagte: „Wenn der Beifall heute klein war, so ist das darauf zurückzuführen, daß wir in unserem Theater nicht wie in anderen Operettenhäusern eine Claque hatten."

Schade, daß nur der Mißerfolg solch ein negatives Geständnis seiner Ursache heraus-

holt! Viel wichtiger und lehrreicher für die Allgemeinheit wäre ein offenes Zugeständnis, wie die positiven Erfolge unserer Operetten gemacht werden. Es ist ja nicht die Claque allein, sondern all das, was der Aufführung vorangeht. Warum bekennt man nicht offen, daß die ganze sogenannte Renaissance der Operette im wesentlichen ein Machtstreich des Kapitals ist, daß sich förmliche Trusts gebildet haben, um die Operette einzuführen und durchzuhalten, so daß auch die vernichtendste Kritik und das anfängliche Mißfallen des Publikums nichts ausrichtet. Daß sich die Presse zu dieser Komödie hingibt durch Aufnahme aller vorbereitenden, stimmungmachenden Notizen, durch die widerwärtige Götzendienerei mit Operettengrößen und so vieles andere, ist gewiß sehr schlimm. Es würde aber nicht durchzuhalten sein, wenn wir häufiger so offene Geständnisse bekämen, wie das des ob seines Mißerfolges aus der bedachtsamen Ruhe herausgerissenen Wiener Direktors.

*

Reinhardt — Inszenator

Ich habe nie zu den begeisterten Bewunderern Max Reinhardts gehört. Auch seine vielgerühmte Regiekunst schien mir immer aus zweiter Hand zu leben. Jetzt aber muß ich ihm zugeben, daß er doch ein Meister des Inszenierens ist. Freilich ist das Meisterwerk, dem seine Kunst diesmal gilt, er selbst.

Vor einigen Wochen, kurz bevor der „Napoleon" unseres Theaters, wie ihn begeisterte Freunde nennen, von seinen Eroberungszügen zurückkehrte, schlich durch die Berliner Blätter das graue Schreckgespenst der Mitteilung, daß Reinhardt vielleicht überhaupt Berlin den Rücken kehren und seine hiesigen Theater aufgeben werde. Nachdem dieser Schreckensfall mit schwerem Nachdenken erwogen und die Gemüter in bange Spannung versetzt sind, benutzt Reinhardt die ganz prosaische Gelegenheit, daß die Polizei von ihm, wie von allen anderen Theaterdirektoren, die Erfüllung der Sicherheitsvorschriften verlangt, um sich in die Toga der Entrüstung zu hüllen und mit tragischer Geste zu verkünden: „Wenn ich den Gedanken gefaßt habe, Berlin zu verlassen, so liegt der Urgrund in dieser dauernden Polizeischikane."

Und abermals einige Tage später, als dieselbe böse Polizei darauf beharrt, daß bei den Zirkusaufführungen der „Orestie" die nötigen Maßregeln zur Sicherheit des Publikums ergriffen werden, da grollt es wieder ingrimmig ins Volk hinein: „Es würden wohl nur wenig Aufführungen der „Orestie" stattfinden, da die geforderten Schutzmaßregeln zu teuer kommen würden."

„Die Menschen seind schlechte", klagt der brave Bursch im Volkslied. Ich bin auch solch ein Mensch. Ich weiß, daß für Berlin die Sensation der verzirkußten Antike vorbei ist. Die Ödipus-Aufführungen in dieser Spielzeit fanden vor halbleeren Bänken statt. Der Zulauf zur „Orestie" hält gar keinen Vergleich aus mit dem Andrang, den im letzten Winter der „Ödipus" gefunden. Auf der anderen Seite hat Reinhardt mit Dollarika glänzende Verträge geschlossen, die ihm große Einnahmen sicherstellen. Die von ihm geleiteten Theater sind längst von der künstlerischen Höhe herunter durch seinen Industriebetrieb. Es wird eigentlich nur noch für die von der Kritik besuchte Premiere die gerühmte erste schauspielerische Besetzung herausgebracht. Bei späteren Aufführungen kann man im Deutschen Theater Schreckliches erleben.

O, Reinhardt hat nicht umsonst sich den Namen des klugen Reineke als Theaternamen gewählt. Er ist klug und schlau genug, seinen Abzug von Berlin glänzend zu inszenieren. Die Polizei ist der Sündenbock, und später, wenn die Geschäfte draußen nicht mehr gehen, wird Reinhardt auch wieder seinen Einzug in Berlin trefflich zu inszenieren verstehen. Inzwischen hat Deutschland in dieser Zeit, in der es um seine Stellung in der Welt wenig gut bestellt ist, allen Grund, auf den Welteroberer Reinhardt-Napoleon stolz zu sein.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. November 1911 Heft 2

Fünf Gedichte

von

MARTIN GREIF

Musik von

Edmund Schröder

I
NOVEMBERSTIMMUNG

Langsam und schwermütig

GESANG

PIANO

pp *sf*

Ped. ad lib. Ped. *

Die Flur um- her es kalt durch-weht, wo nir - gend mehr ein Blüm-lein steht.

Ped. * Ped. *

Im Wald zer - stiebt das wel - ke Laub.

sf *f* *sf* *sf*



Die ich ge-liebt, sind al - le, al - le
p
poco
a
Staub, sind al - le Staub.
poco
dim. e per - den - do - si
II
NOVEMBERSTIMMUNG
Nachdruck verboten
Andante con moto
GESANG
PIANO
schwebend
sf
cresc.
Sich
Die Melodie sehr hervortreten lassen.
frü - he neigt der Son - ne Lauf am Him-mel steigt der
dumpf
con sordino
senza sordino


a tempo
Mond her-auf. Es füllt sich sacht das Ster - nen-
Das fis leise durchklingen lassen
rit.
p a tempo
Ped. * Ped. * Ped. Ped. ad lib.
zelt. Sie sind er - wacht, sie
sf
stretto
breit
a tempo
sind er - wacht in je - ner Welt.
breit
p a tempo
Ped. * Ped. * Ped.
verhallend
* Ped. Ped. *

III
IM WALDE

Allegretto

GESANG

So ein - sam ist es un mich her,

PIANO

p

Pedal ad libitum

so fried - lich ___ und so still, wenn nicht das






Vög - lein sin - gen dort und hier, im Wip - fel lind es
Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *
bebt,
poco a poco rit.
Ped. *
e dim.
es steht ein fer - nes
a tempo
p
Grab vor mir – ist's wahr, ist's wahr, daß ich's er -
stretto
cresc.
f


lebt?
Zwei Fal - ter
dim.
pp
p
flie - gen ab und zu, wo ei - ne Knos - pe sprang: So schwärmten
wir einst, ich und du, den grü-nen Wald entlang.
a tempo
rit.
pp

IV
TOTEN-FRÜHLING

Adagio

GESANG

PIANO

p *poco a poco cresc. e stretto*

a tempo

To-ten-Früh-ling, Al-ler-see-len, einst im kal-ten Ru-he-tal um das ein-gesunk'ne Mal, laß es nicht, laß es nicht an Blu-men feh-len.

sf *f* *mf* *p* *mp* *sf* *sf sf sf*

etwas langsamer

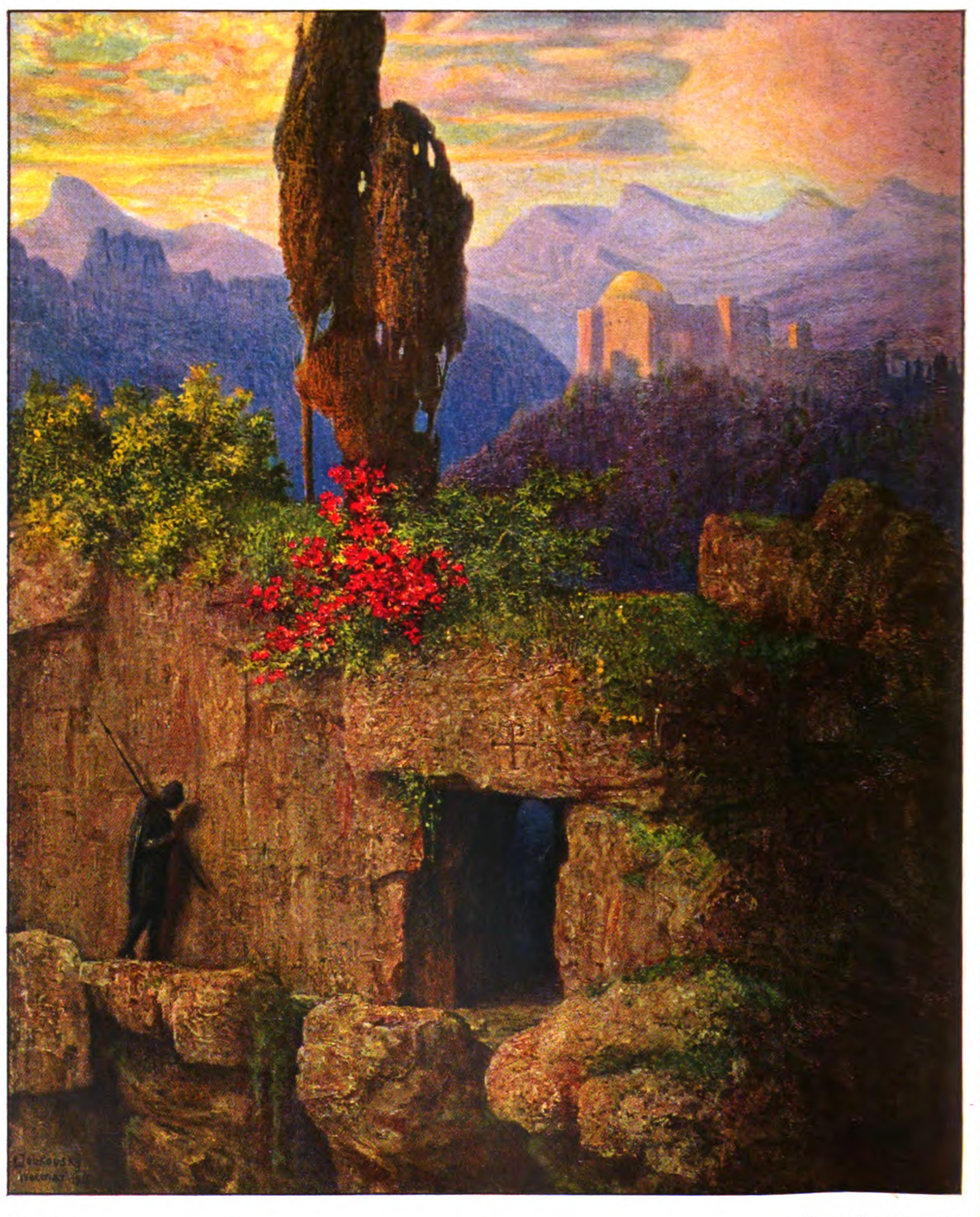
To-ten-Früh-ling Al-ler-see-len!

verhauchend

mp *pp* *ppp*

V
FREMD IN DER HEIMAT





Parsifal

P. v. Joukowsky



XIV. Jahrg. Dezember 1911 Heft 3

Weihnachten

Von Friedrich Lienhard

Das Lichtfest mitten im Winter ist die Verherrlichung eines Kindes. Die Geburt dieses Kindes ist in den Evangelien mit starker Betonung hervorgehoben. Engel, Könige aus dem Morgenland, Kindermord in Bethlehem, ein entarteter Tyrann, fromme Hirten, ein einfacher Stall — dies alles bildet eine außerordentliche Umrahmung zu jener außerordentlichen Geburt.

Auf manchen Gemälden sind jene Ereignisse zusammengedrängt. Doch immer liegt im Mittelpunkte das strahlende Kind.

Man kann nicht von diesem Kinde sprechen, ohne in Symbolik einzutreten. Denn diese Geburt ist mehr als ein bloß historischer Vorgang: sie ist eine Erlösungstat für die Menschheit und sie entspricht einem Wendepunkt im [illegible] des einzelnen Menschen.

Kindersinn ist Einfachheit, geniale Einfachheit: das Wesentliche mit einem unverkünstelten Blick zusammenfassend. Für jeden Menschen kann der [illegible] kommen, wo in uns das Kindlich-Einfache geboren wird, [illegible] auch [illegible] Engel, Hirten, Tyrannen und allerlei Tiere versammelt sind. [illegible] in uns ist mitten in alledem das strahlende Kind mit den [illegible].

Nichts in der Welt ist an Wesen und Wirkung dem [illegible] ver-

Parsifal



P. v. Joukowsky



XIV. Jahrg. Dezember 1911 Heft 3

Weihnachten

Von Friedrich Lienhard

Das Lichtfest mitten im Winter ist die Verherrlichung eines Kindes. Die Geburt dieses Kindes ist in den Evangelien mit starker Betonung hervorgehoben. Engel, Könige aus dem Morgenland, Kindermord in Bethlehem, ein entarteter Tyrann, fromme Hirten, ein einfacher Stall — dies alles bildet eine außerordentliche Umrahmung zu jener außerordentlichen Geburt.

Auf manchen Gemälden sind jene Ereignisse zusammengedrängt. Doch immer liegt im Mittelpunkte das strahlende Kind.

Man kann nicht von diesem Kinde sprechen, ohne in Symbolik einzutreten. Denn diese Geburt ist mehr als ein bloß historischer Vorgang: sie ist eine Erlösungstat für die Menschheit und sie entspricht einem Wendepunkt im seelischen Leben des einzelnen Menschen.

Kindersinn ist Einfachheit, geniale Einfachheit: das Wesentliche mit einem unverkünstelten Blick zusammenfassend. Für jeden Menschen kann der Augenblick kommen, wo in uns das Kindlich-Einfache geboren wird, da ja auch in uns Engel, Hirten, Tyrannen und allerlei Tiere versammelt sind. Das höhere Selbst in uns ist mitten in alledem das strahlende Kind mit den erlösenden Blicken.

Nichts in der Welt ist an Wesen und Wirkung dem Christus-Ereignis ver-

gleichbar. Man sehe sich um, was von dort ausgegangen ist! Ohne Christus-Einfluß ist die Kultur Europas und der davon ausgestrahlten Zivilisationen undenkbar.

Europa hat die Führung. Und so ist der Christus-Einfluß an der Arbeit, die Führung der Erde zu übernehmen, und wenn es noch so viele Jahrtausende dauern wird.

Es ist ein Impuls von umwandelnder Kraft von dort ausgegangen. Es ist ein Keim gelegt worden zu einer neuen Menschheit. Wie ein einziger roter Tropfen ein ganzes Glas Wasser rot färben kann, so hat das Blut von Golgatha Umfärbekraft für die ganze Menschheit. Es ist eine Substanz göttlicher Liebe in den menschlichen Organismus eingeträufelt worden.

Der Christustropfen, der damals in die materialistische Menschheit fiel, ist eine Kraft des Aufschwungs.

Nach der Legende hat Joseph von Arimathia das heilige Blut, das aus den Wunden rann, in einer Smaragdschale aufgefangen. Gobineau nennt, in einer Episode des „Amadis", diesen heiligen Trank einen „liqueur d'amour", einen Liebestrank, der Kraft und Feuer in die Adern gießt. Diese Smaragdschale kam später ins Abendland und ward als heiliger Gral verehrt. Vom Gral geht auf alle, die ihn anschauen, verjüngende Kraft aus, wie Wolframs „Parzival" hervorhebt:

„So gibt dem Menschen dieser Stein
Die Kraft, daß er an Fleisch und Bein
Jung bleibet trotz der Jahre Zahl" ...

Diese Kraft erneuert sich am Karfreitag immer wieder von oben:

„Denn am Karfreitag jedes Jahr
Zeigt sich ein Anblick wunderbar:
Weiß aus den blauen Himmelshöhn
Fliegt eine Taube leuchtend schön
Und bringt herab zu diesem Stein
Eine Oblat' weiß und fein;
Die legt sie auf dem Steine nieder
Und schwingt sich auf zum Himmel wieder.
Davon ist ihm die Macht gegeben,
Mit paradiesisch reichem Leben
In Speisen und Getränken
Die Seinen zu beschenken."

Also Verjüngungskraft hat dieser leuchtende Stein, der das Blut Christi aufgefangen hatte, und mit dem Blute die Lebenskraft, die Wesensart. So stellt sich durch diesen Smaragd, diesen heiligen Gral, eine Verbindung her mit jenem Kinde. Die Gralsritter stellen sich unter jenes Kindes Einfluß.

Hier wird also die verjüngende Kraft von oben in einer weißen Taube und ihrer weißen Gabe symbolisiert; wie dort über dem Jordan der göttliche Geist als Taube schwebt. In den meisten Fällen aber dient als Vergleichsbild für diesen seelischen Vorgang das Licht.

So kommt zu Goethes abgearbeitetem „Schatzgräber“, der in der Erde wühlt, ein „Licht“: „eben als es zwölfe schlug“, mitten im tiefsten Erdendunkel. Und mit dem Licht ein Kind, ein Knabe, der gleichfalls eine Schale trägt:

„Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.“

Dieser Knabe bringt die Erlösung mit den Worten: „Trinke Mut des reinen Lebens!“

Das ganze Christus-Ereignis ist ein Lichtvorgang. Es beginnt mit jener „Klarheit des Herrn“, die um die nächtlichen Hirten leuchtete, und mit dem Stern von Bethlehem; es rundet sich ab mit dem Pfingstfeuer über den Häuptern der Apostel.

Das Symbolische dieses großen Ereignisses — das Herabsteigen des Lichtes, das Untertauchen in Schmerz und Tod, das Wiederauftauchen in Auferstehung und Himmelfahrt — ist so auffallend, so typisch für die seelische Entwicklung, daß man auf den Gedanken gekommen ist, Christus hätte gar nicht gelebt, es wäre dies alles nur Symbolik.

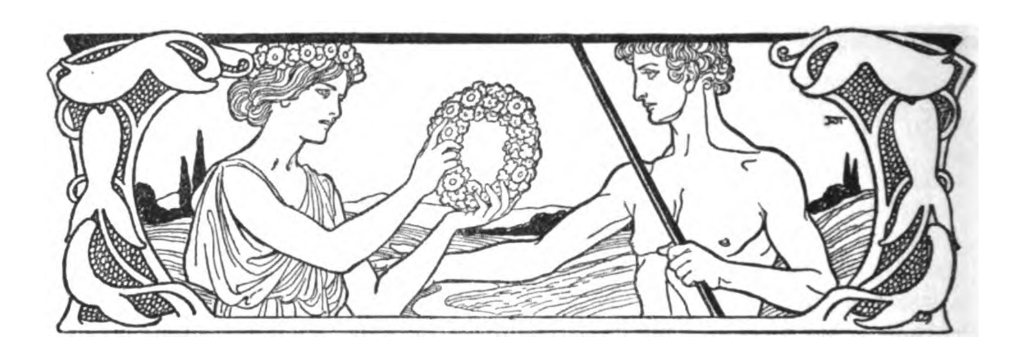
Vielleicht wird die Verwirrung späterer Jahrhunderte auf den Einfall kommen, Bismarck hätte nicht gelebt, sondern wäre nur eine Fortbildung der Wodans-Sage, hervorgerufen durch die Sehnsucht nach dem Reich; sein Name hängt mit „markig“ zusammen, sein Schlapphut, sein Wohnen im alten „Sachsenwald“ sind gleichfalls sagenhafte Züge; Wodans beide Raben haben sich in zwei Doggen verwandelt, der Speer in einen Kürassiersäbel: so arbeitete im 19. Jahrhundert die Volksphantasie!

An allen großen Ereignissen und Menschen hat die Sehnsucht des Volkes vorbereitend mitgeschaffen; und so sind die Erfüller mehr als bloße Einzelmenschen, sie sind fleischgewordene Ideen. Aber darum nichtsdestoweniger reale Tatsachen, feste Verkörperungen jener Ideen. Freilich Verkörperungen von symbolischer und repräsentativer Bedeutung.

Man verband früher mit dem Begriff „Bekehrung“, d. h. Abkehr von dunklen Wegen zu lichtem Entschluß, die Empfindung von menschlicher Entwürdigung in Sack und Asche. Nichts davon! Freilich geht eine Lebensentwicklung nicht ohne Katastrophen ab, bis der leidenschaftliche „Schatzgräber“ überhaupt bereit ist, nach dem Lichtknaben aufzuschauen. Aber der Entschluß selber ist eine Neugeburt, eine fröhliche Sache. Jener „schöne Knabe“, das göttliche Kind auf den Armen der Madonna, hat eine „schöne, lichte Gabe“ zu bringen: nämlich „Mut des reinen Lebens“. Das ist seine Weihnachtsgabe.

Sich mit der Leuchtkraft solcher Gedanken zu durchdringen und sie umzusetzen in Leben: das nannte die alte Kirche Glauben.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

10.

Herr Förtsch von Thurnau, Marschalk des Herzogs von Meranien, Grafen von Andechs, und Herr Eppo von Angerhaimb, Marschalk des Grafen von Tirol, jetzt im Hofstaat der Gräfin eine Art von Ruheständler und überflüssiger Berater, hatten am nächsten Morgen, als sie mit den andern heimwärts nach Schloß Amras ritten, ein bedeutsames Zwiegespräch.

„Mir will der Mann nicht recht gefallen," sagte Herr Förtsch, „er stand bisher in des welfischen Kaisers Diensten und will nicht bekennen, weshalb er ihn plötzlich verließ. Und nun, da der junge Staufer durch unsere Berge kommen soll, erscheint auf einmal auch Herr Walter von der Vogelweide! Ihr wißt, es gibt der Welfen manche im Lande, und nicht nur solche, die nur notgedrungen zu Kaiser Otto halten, wie etwa mein gnädigster Gebieter" — Herr Förtsch hüstelte vornehm — „Bedenkt nun wohl: Kaiser Otto erfuhr es nicht minder als wir, daß der Staufer über die Alpen will, und wird dabei nicht müßig zusehen wollen; er sendet Leute ins Land, die im welfischen Sinn die Herzen verdrehen und dem jungen Staufer auf den Pässen auflauern. Und nun, Ihr versteht mich, erscheint auf einmal in unsern Tälern Herr Walter von der Vogelweide! Er verdreht unsern Weibern die Köpfe mit seinem Singsang, mit seiner Harfe Klingklang, und macht dabei ein bißchen politischen Stinkstank!"

„Wir wollen ihm auf die Finger sehen", nickte Herr Eppo. „Mir ist diese schmachtende Nachtleuchte ohnehin zuwider. Fährt ihm doch das Herz im Leib herum wie ein Frischling im Sack. Auch an Hochmut läßt er es nicht fehlen. Da ihm gestern, als er zu Ende gekräht hatte und die Frauenzimmer wie besessen waren, der gutmütige Ritter Gerhard Atze seinen alten Mantel als Lohn zuwarf, stieß er ihn mit dem Fuß von sich und würdigte ihn keines Blickes. Nun, was sagt Ihr zu solcher Verstiegenheit?"

„Ei, mein werter Herr Eppo, da seid Ihr aber auf falscher Fährte", lachte Herr Förtsch belustigt. „Ihr glaubt, Herr Atze habe ihm den Mantel aus Mit-

leid zugeworfen? Er tat's doch nur, um den Vogelweider zu kränken. Wißt Ihr denn nichts von der jahrelangen Feindschaft der beiden, die noch aus des Thüringers Zeiten datiert? Lacht doch die ganze Ritterschaft von der Etsch bis an den Rhein darüber. Am Hofe zu Eisenach soll Herr Gerhard Atze dem Vogelweider aus Bosheit ein Pferd erschossen haben, und als ihn dieser beim Landgrafen verklagte, soll Herr Atze sich geäußert haben, das Pferd sei einem Gaul verwandt gewesen, der ihm einst den Finger zuschanden gebissen. Daraufhin hat wieder der Vogelweider auf Herrn Atze ein Spottlied gedichtet, worin er seinen Knappen Dietrich beauftragt, in Ermanglung eines Pferdes auf Herrn Atzen selbst zu reiten, und so weiter. Ihr könnt Euch denken, wie erfreut die beiden waren, als sie sich gestern gegenüberstanden. Da hat es sich Herr Atze nicht entgehen lassen, dem Vogelweider die Schmach anzutun, ihm gleich einem fahrenden Vaganten den alten Mantel zuzuwerfen, was ihm allerdings einen scharfen Tadel von seiten unserer rührseligen Gräfinnen eintrug. Ich geb' es zu, die Kränkung ist nicht gering, aber denkt Euch, es sänge einer von Euch, was der Vogelweider von Atze sang: Ihm gehn die Augen um wie einem Affen, und wie ein Gockelhahn ist er beschaffen! Doch seht ihn Euch doch an, dort hinten reitet er gerade! Es ist zum Totlachen! Man muß es dem Vogelweider lassen, er hat ihn gut konterfeit!"

Herr Eppo sah sich verstohlen um und hielt sich hierauf die Lenden vor Lachen. Herr Gerhard Atze sah mit seiner ungeheuren, scharf überkrümmten Nase und den wulstigen, seitwärts abhängenden Lippen wahrhaftig aus wie ein mißvergnügtes Vogeltier. Seine kugeligen roten Äuglein kreisten wie Feuerräder und erhöhten noch das Drollige seines Anblicks.

„Also aufgepaßt!" ermahnte Herr Förtsch. „Es muß uns gelingen, des Vogelweiders Hiersein zu erforschen. Zwei alte Diplomaten wie wir zwei, Herr Eppo, haben schon andere Hähne gerupft. Ist denn nicht auch, was sich dort vorne an Gekicher und neuer Freundschaft bei unsern Gräfinnen begibt, unser ganz besonderes Werk? Oder wäre es etwa besser, wenn unsere Herren sich in den Haaren lägen? Ich glaube, bei Hofe lebt es sich in Frieden immer noch am besten. Also auf gutes Einvernehmen zwischen Tirol und Andechs!"

Und die beiden würdigen Herren nickten sich befriedigt zu und sahen so stolz darein, als hinge alles Heil der Welt am Runzeln ihrer Brauen.

Es hätte ihnen wenig Freude gemacht, zu hören, was vorn an der Spitze des stattlichen Reiterzuges die Gräfin von Andechs zu Frau Uta von Tirol bemerkte.

„Geliebte Uta," sagte sie, „ich zweifle nicht daran, daß dein Ehegespons die Schirmvogtei über die Grafschaft im Eisacktal erhalten wird; er wußte, was er tat, als er im Vorjahre Herrn Bischof Konrad das Sommerschlößchen zu Gufidaun schenkte; das war ein Meisterschachzug, den mein Gemahl versäumt hat. Aber es entschuldigt ihn die Sorge mit den Pflegern in Dachau und Dießen und des Unglücks langer Schatten, den Kaiser Philipps Ermordung auf meine armen Schwäger Eckbert und Heinrich warf. Auch glaubte er sich auf seinen Marschall verlassen zu können, aber Herr Förtsch von Thurnau ist, mit Verlaub zu sagen, in solchen Dingen ein Schaf."

„Wenn es dir ein Trost ist, teure Freundin," erwiderte Frau Uta mit verbindlichem Lächeln, „so bin ich bereit, unsern Herrn Eppo von Angerhaimb ebenfalls so zu bezeichnen, denn er war es, der meinem Gemahl von der Schenkung des Schlößchens Summersberg dringend abriet. Er meinte, es könnte das gute Einvernehmen mit deinem Gatten stören!"

„Gerade dies meinte Herr Förtsch auch", sagte Frau Beatrix, und die beiden hohen Damen schüttelten sich vor Lachen wie zwei Sommervögel.

Herr Walter ritt an der Seite des jungen Fräuleins von Säben, und ihm war, als sei er wieder in seiner Jugend, und als sei alles Leid seines späteren Lebens nur ein dumpfer Wahn gewesen. Er hatte nachts nur wenig geschlafen, denn alte Träume hatten ihn heimgesucht, das Glück und Weh vergangener Jugendtage war wieder auferstanden und sah ihn lächelnd an mit hellen, goldbraunen Augen. Nun ließ ihn die brennende Frage nicht länger ruh'n.

„Verzeiht, vieledles Fräulein," wagte er endlich zu sagen, „Euer Anblick hat mir ein Bild aus vergangenen Zeiten so lebhaft vor Augen gebracht, daß ich bald an ein Wunder zu glauben geneigt bin."

„Ei wie?" meinte Gertrudis, und zog verwundert die Brauen hoch.

„Ich kannte in meinen Jugendtagen am Hofe zu Wien ein vornehmes Fräulein, das Gertrudis hieß, gleich Ihr. Das wäre nun nichts Sonderbares, aber das Seltsame ist: sie sah Euch, edle Gräfin, so wunderbar ähnlich, daß ich glauben könnte, es sei ihr Geist, der mir in Eurer Gestalt entgegentritt. Denn ihre Tochter könnt Ihr doch nicht sein; mir ist bekannt, daß sie sich wohl vermählte, aber in jungen Jahren und ohne Kinder starb."

„Wie nannte sich ihr Gemahl?" fragte Gertrudis.

„Reginbert von Kreuzenstein."

„Dann seid Ihr falsch unterrichtet", versetzte Gertrudis und schaute ruhig vor sich hin. „Jene Frau ist wohl in jungen Jahren gestorben, aber früher noch starb ihr Gemahl, Herr Reginbert, und nach Jahresfrist vermählte sie sich dem edlen Burggrafen von Säben. Ihr seht also," setzte sie lächelnd hinzu, „ich bin nicht meiner guten Mutter Geist, ich bin es selbst, Gertrudis, ihre Tochter!"

Herr Walter schwieg ergriffen still. So war, die hier in ihrer sanften Jugendlichkeit neben ihm den Sommertag durchritt, das Kind jenes herrlichen, unvergeßlichen Wesens, dem seine erste süßschmerzliche Liebe gegolten hatte?

Eine Liebe, die so töricht war, wie sie nur ein Minnesinger verschwenden konnte; eine Liebe, so unerreichbar jeder Gewährung, wie der Venusstern am Himmel dem Pfeil des Jägers; eine Liebe, die sich in glühend verträumten Liedern, Wahnweisen, erging, und mit zwanzigjährigem Jünglingstrotz das Kühnste zu erringen glaubte, bis sie wieder in Hoffnungslosigkeit zusammenbrach und die wehen Worte sang:

Herrin, nun besinne
Dich, ob ich dir irgend wert denn sei.
E i n e s Teiles Minne
Frommt nicht, ist die andre nicht dabei.

Minne taugt nicht einsam,
Sie muß sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie beide
Herzen eint, die nichts hinfürder scheide.

„Ihr träumt, Herr Walter!“ Er hörte Gertrudis weiche Stimme neben sich. „Nun seid auch Ihr mir neue Märe schuldig. Ihr kanntet meine Mutter. Ach, sagt mir doch von ihr!“

Aus des Mädchens goldhellen Augen huschte ein Blitzlein Übermut, gleich aber wurden sie wieder ernst.

„Ich sah das edle Fräulein am sangesfrohen Hofe Herzog Heinrichs von Mödling,“ erwiderte Herr Walter ausweichend, „in jenen vornehmen, glücklichen Tagen, da Frau Maße noch herrschte in Tanz und Spiel, da mein geliebter Meister Reinmar noch in hohen Ehren stund und wälsches Wesen und Dörperweisen bei Hof noch nicht gefielen.“

„Ihr sprechet von Zeit und Ort. Erzählt mir von der Mutter.“

„Von ihrer Zier und Tugend ward bei Hofe viel gesungen. Hat ihr doch Herr Reinmar selbst ein prächtiges Lied geweiht, wodurch ihre Schönheit unsterblich wurde.“

„Nur Reinmar allein?“

„Es waren unser viele, die damals an des Babenbergers gastlicher Stätte sangen. Da waren des Herrschers Hände noch milde geöffnet, den Sängern wurde noch Ehrung, die ihnen gebührte. Es war eine hohe, glückliche Zeit.“

„Nun sprecht Ihr wieder von der Zeit. Erzählt mir von der Mutter.“

„Es gab kein schöneres Fräulein im ganzen Gefolge der Herzogin Richsa von Böhmen. Wen ihr Auge traf, der ward für viele Tage selig. Gesunde wurden krank, und Kranke wurden gesund. Ritt sie durch Wald und Heide und ließ ihr Lachen ertönen, so sprangen Rosen aus allen Büschen hervor.“

Gertrudis atmete tief und sah nun selbst ein Weilchen schweigend vor sich nieder. Dann sagte sie:

„Und war es nur ihre Schöne allein, die also gepriesen wurde?“

„Man sang nicht minder auch von ihrer Güte und höfischen Zucht. Sie war des Lesens kundig und schrieb die vertrauten Briefe der Herzogin. Auch wußte sie in welscher Weise zu fiedeln und auf Leier und Harfe zu spielen wie kaum eine zweite bei Hofe.“

„Das hat wohl Leuthold von ihr geerbt“, unterbrach ihn Gertrudis.

„Ist Leuthold Euer Bruder, edle Gräfin?“

„Er zählt jetzt vierzehn Jahre, meine Mutter starb nach seiner Geburt. O wenn Ihr wüßtet, Meister Walter, wie innig Leuthold an Euch hängt! Wohl ist er mit vieler alter und neuer Sänger Art vertraut, doch Eurer Weisen kristallene Führung und reiner Gehalt bedeuten ihm das Höchste, was edler deutscher Minnesang vollbringen kann. Nun aber wißt Ihr auch, warum ich es wagte, Euch im Namen der Fürstin so kühnlich verhaften zu lassen. Ich dachte mir, du mußt dich des lieben Meisters bemächtigen um deines Bruders willen. Es ist mir wohlbekannt, daß Ihr, Herr Walter, auf dem Wege in Eure Heimat seid, und Ihr

wißt wohl selbst, daß des Säbeners Burg nicht fern von Eurem Vaterhaus steht. Da müßt Ihr nun bei uns zu Gaste bleiben, Herr Walter!“

Gertrudis sah ihn bittend an, und es huschte wieder ein schalkhaftes Leuchten über ihr Antlitz, als wüßte sie bereits, Herr Walter könne ihr nichts verweigern. —

Das kann wohl Freude sein für einen Mann, der nach langen Jahren in die Heimat will und nun vernimmt, wie liebreich sie ihm selbst entgegenkommt. Fast schien ihm dies der schönste Lohn für zwanzigjährige Sängermühe.

Herrn Walters Wesen war nicht frei von Stolz, doch war's ein Stolz von jener Art, die keineswegs nach außen funkelt, sondern ordnend und befreiend nach innen strahlt und dem guten Mann in der Stille sagt, daß er guter Seide wert ist. Das Lob der Kaiser und Könige in aller Welt konnte Herrn Walter nicht tiefer erfreuen, als zu wissen, wie gut man in der Heimat von ihm dachte. Des Säbeners kühn ragende Burg war ihm wohl vertraut, und oft hatte er als Knabe von den Höhen des Layener Rieds auf die leuchtenden Mauern hinübergestarrt, indes tief unter ihm durch die dunkle Klause der ungestüme Eisack seine Schaumrosse mit wilder Sehnsucht nach dem Süden trieb. Das stolze, uralte Bischofsnest saß wie ein Märchen dort oben auf dem Römerfelsen, und die trotzigen Burggrafen und vornehm-bleichen Frauen, die zuweilen auf den reichgeschmückten Pferden ins Tal hinunterstoben, schienen ihm wie lichte Wesen aus einer fremden, unerreichbaren Welt. So oft sein Vater, der dürftige, aber freistolze Landmann vom Vogelweiderhof, ihn hinter solchem Sinnen ertappte, spannte er ihn für einer Stunde Dauer zu den Rindern an den Pflug, um ihm also die fürs Leben nötige Härte beizubringen. So war der Knabe trotz seiner Freiheit ärmer als jeder der unfreien Hörigen und Ministerialen, die in des Säbeners Diensten standen. Und er war nicht minder arm, als er etliche Jahre später aus der Brixner Stiftsschule entfloh, mit dem tollen Plan, sich als fahrender Sänger durchzuschlagen.

An das alles dachte nun Herr Walter, und dachte, wie sich nunmehr die kühnsten Träume seiner Kindheit erfüllen wollten: nun war er es selbst, der an der Seite des lieblichsten Wesens den steilen Burgpfad hinaufritt, und des edlen Burggrafen einziger Sproß verehrte ihn als seinen Meister. Und aus Herrn Walters stolz-demütiger Seele quoll ein heißer Dank zu seinem Gott empor: Ich danke dir, mein Gott, daß du die Träume des Knaben nicht eitel nanntest und dem Manne die Kraft gabst, sein Leben so zu gestalten, wie es ihm von Anfang an versprochen war; träumt doch keine Blüte von anderer Frucht, als ihr zu werden bestimmt ist. Aber Gottes Segen muß dabei sein.

Da Herr Walter also mit seinem Schöpfer sprach, vergaß er in seinem dankbaren Herzen all die leidvollen Tage, die Schmach der Unrast, die Qualen der Unzulänglichkeit, den Jammer seiner Wanderschaft, den Hohn der Unverständigen, vergaß er selbst des lieben Deutschen Reiches schwere Not.

Und da nun alle Bitternis aus seiner Seele entflohen war, und überall Licht war, außen und innen, fiel es ihm doch wieder schwer aufs Herz, daß er um jener Bitternis willen das kleine fremde Mädchen allein bei den Bauern gelassen. Und er erzählte Gertrudis von seinem seltsamen Abenteuer, die nicht wenig darüber erschrak und eilends zwei Boten mit einer Sänfte nach jenem Bauernhof zurück-

sandte. Aber die Leute sagten, als sie heimkehrten, es wären wandernde Gaukler auf den Hof gekommen, die hätten das Kind ihr eigen genannt und eilig mit sich fortgeführt.

11.

Auf Schloß Amras wurde nach französischer Sitte paarweise gespeist, ein Brauch, den Frau Beatrix aus Hochburgund ins Inntal verpflanzt hatte. Je zwei der Gäste, ein Ritter und eine Dame, saßen vor einem Teller und tranken aus einem Becher, wobei es dem weiblichen Teil, als dem erfahreneren, oblag, die Speisen zu richten und vorzuschneiden. Um aber Willkürlichkeiten hintanzuhalten oder etwaige unerlaubte Herzensbündnisse nicht allzu offenkundig werden zu lassen, wurde die Sitzordnung durch das Los entschieden. So kam es, daß Frau Uta von Tirol neben Herrn Gerhard Atze saß, worüber sie sich, trotz des trübseligen Ritters etwas unappetitlicher Erscheinung, königlich amüsierte und sich im übrigen vornahm, Herrn Walter von der Vogelweide, ihren Nachbar zur Rechten, zu ernsteren Gesprächen heranzuziehen. Herr Walter hatte eine ältere Hofdame, Frau Marina Supan, zu Tische geführt, deren Gemahl, Herr Heinrich Supan, einst der Erzieher des jungen Grafen von Tirol gewesen war. Die würdige Dame glaubte nunmehr ähnliche Pflichten an der jungen Frau Uta üben zu müssen, was diese sich wohlgelaunt gefallen ließ.

Gertrudis hatte sich Herrn Eppo von Angerhaimb gelost, der die Wärme ihrer Jugend sich wohlig über sein altes Sündergesicht ergießen ließ und verliebte Augen machte. So oft sein Blick hingegen auf Herrn Walter fiel, begann er ärgerlich die Stirn zu runzeln. Des Minnesingers Anwesenheit an dieser erlauchten Tafel behagte ihm nicht. Dies schien auch Herrn Förtsch von Thurnaus Meinung zu sein, mit dem er sich früher in dieser Frage verständigt hatte. „So geht es," hatte Herr Förtsch gemeint, „wenn unser edler Herr in Sorgen der Verwaltung verreist ist und wenn die Damen zur Regierung gelangen. Dann darf alles, was sich Ritter nennt, zur Tafel drängen, und wenn's auch nur ein windiger Harfenklimperer ist, wie dieser Vogelweider. Aber heute wollen wir ihm scharf zusetzen, damit er Farbe bekennt."

Es traten nun, eh' das Gastmahl begann, drei vornehme Knaben ein, welche Becken, Wasserkannen und zartes Linnen trugen und den Gästen die Hände bespülten. „Seht Euch dort den Einen an," flüsterte Frau Uta Herrn Walter zu, „das ist der tumbste Knabe, der mir je begegnet ist. Es ist jener da drüben, der unserer Herzogin soeben das Wasser reicht. Ihr werdet gleich wahrnehmen, wie er mit dem Becken hinausläuft und der nächsten Dame in einem frischen Gefäß das Wasser bietet. Mir fiel das etliche Male auf, ich schlich ihm unlängst nach und — was glaubt Ihr, was ich sah? Das törichte Kind, das offenbar in seine Herrin närrisch verliebt ist, füllt sich mit dem Wasser, das ihre Hände bespülte, ein Becherlein und trinkt daraus. Ist das nicht drollig?"

„Ein vielversprechender Chevalier," bestätigte Herr Walter belustigt und besah sich den tollen Knaben. Er war von edelschlanker Gestalt und höfischem Wesen, nur entstellte ihn eine bösgespaltene Unterlippe.

„Mich dauert der Knabe," fuhr Gräfin Uta fort, „und ich hüte mich, Beatrix von meiner Entdeckung zu sagen, denn sie könnte ihm ernstlich zürnen. Er stammt aus einem der edelsten Geschlechter der Steiermark, sein Vater sandte ihn hierher, damit er Courtoisie erlerne. Er nennt sich Ulrich von Lichtenstein."

„Vor Jahren war ich selbst auf des Lichtensteiners Burg zu Gaste", sagte Herr Walter. „Es ist ein stolzes, sangeskundiges Geschlecht."

„Das scheint der junge Ulrich nicht zu verleugnen," meinte Frau Uta. „Wo immer er eine Geige erwischt, fidelt er darauf, besonders gern des nachts, im Mondschein auf den Zinnen, wo er mit den Katern um die Wette singt. Dabei sind alle seine Lieder so voll inbrünstiger Leidenschaft, daß wir noch Schauermären erleben werden, sobald der Knabe einmal das Schwert erhält. Mir bangt um Beatrix, denn ihre stille, hohe Natur fühlt sich leicht gekränkt und belästigt."

„Das Leben wird ihn bald zu Frau Maße zurückführen", sagte Herr Walter.

„Den da kaum", erwiderte die kluge Dame, und schüttelte ihre dunklen Locken. Ein Edelknabe hatte ihr kniend das silberne Waschbecken gereicht, und Herrn Gerhard Atzen kam es zu, ihr die langen Prunkärmel dabei in die Höhe zu halten. Er tat es aber so ungeschickt, daß ihm einer der Ärmel ins Wasser entglitt, wofür der verlegene Ritter einen vernichtenden Blick erhielt, und ein Wörtlein ins Ohr, das er niemandem weiter vertraute.

Nun erschien unter Trommelschall der Truchseß, den Stab in der Hand, und hinter ihm eine Reihe von Hofknaben, die das Essen auftrugen. Andere schenkten aus kostbaren Krügen feurigen Ungarwein, den Frau Beatrix besonders liebte; ihre Schwägerin Gertrud, Königin von Ungarn, pflegte alljährlich etliche Fäßlein zu senden, und heuer waren sie doppelt willkommen, denn der böse Winter des Jahres 1211 hatte den Weinbergen in deutschen Landen übel mitgespielt.

Aus Frau Utas fröhlichem Antlitz wollte ein schalkhaftes Lächeln nicht weichen, von dessen tieferer Ursache nur die Herzogin wußte. Die beiden hohen Damen hatten sich bereits am Vormittag ein besonderes Späßlein ausgedacht, das nicht ganz ohne Grausamkeit, aber eben deshalb um so vielversprechender war. Es hatte sich vormittags auf Burg Amras in Begleitung zweier Diener ein sonderbarer Geselle eingefunden, der, aufgeputzt wie ein Jahrmarktsaffe, unter Trompetengeschmetter verkünden ließ, er sei ein weltberühmter fahrender Sänger, allerorts als der „schöne Spielmann" bekannt, und wäre nicht abgeneigt, eine Probe seiner großen Kunst bei Tische zum besten zu geben. Sofort saß Frau Uta der Schelm im Nacken, und sie beschloß, dem Laffen, der sie ärgerte, einen Possen zu spielen und zugleich auch Herrn Walter ein wenig zu necken. Sie verständigte sich mit Frau Beatrix und ließ dem Fahrenden sagen, man werde nicht versäumen, seinem weltberühmten Sange zu lauschen. Doch würden auf Verlangen der Herzogin einige Lieder des Herrn Walter von der Vogelweide besonders gerne gehört. Damit war nun das armselige Singerlein gerne einverstanden und vergaß nicht, zu erwidern, es gäbe keinen Spielmann in deutschen Landen, der Herrn Walters Lieder besser vorzutragen wüßte, als er. Indessen verbot Frau Beatrix allen Leuten auf Amras, dem Fahrenden Herrn Walthers Anwesenheit zu verraten.

So geschah es nun, daß, als eben das Wildpret und Geflügel abgetragen und allerlei gewürzreiche Knusperigkeiten, wie man sie damals liebte, von den Pagen herumgereicht wurden, mit viel Lärm und Geräusper der „schöne Spielmann“ eintrat. Er ging gespreizt wie ein Pfau, verbeugte sich mehrmals vor der Herzogin mit dem Selbstgefühl eines Grandseigneurs und nahm dann seinen beiden Dienern die Harfe und den rotseidenen Sängermantel ab, die sie mit drolliger Demut ihm hatten nachtragen müssen.

Die Gäste konnten sich eines Lächelns nicht erwehren. Nur Herr Förtsch sah finster drein und meinte zu seiner Dame:

„Ich finde, da hätten wir schon früher zu lachen beginnen können. Es ist doch einer wie der andere.“

Auch Herr Walter musterte die geckenhafte Erscheinung. Ihm war diese lächerlich traurige Sorte nicht unbekannt. Im Maße, als der ernsthaften, wahrhaft berufenen Singer immer weniger wurden, tauchten allerorten solche kläglichen Nachäffer und Dilettanten auf, die nach außen hin durch allerlei Modetorheiten ersetzen wollten, was sie innerlich nicht besaßen. So hatte auch dieses armselige Sängerwesen sich in keck eitler Weise herausgeputzt; es trug ein grasgrünes Röcklein, eine gelbe Hose, rote Schuhe, und hatte sich ein Barettlein mit einem ungeheuren Wust aus roten Federn aufgesetzt, womit es bei jedem Schritte feierlich wie ein Krönungspferd wackelte.

Sogleich begann das Stutzerlein seine Geige zu streichen und Herrn Walters unsäglich schönes Liedchen „Unter der Linde“ zu singen, nicht ohne technisches Geschick, aber auf eine so herzlos gezierte, fremdkalte Weise, daß es empörend und lächerlich zugleich war. Die süßverfängliche Stelle von den Spuren im Rosenbett unter der Linde, die, keuschester Anmut voll, so viel Unsagbares erraten läßt, ward von dem Kerl in frecher Weise, die offenbar seine Kühnheit bezeugen sollte, hervorgezerrt, so daß das holde, zarte Liedchen nun verwüstet und zerzaust dalag, wie ein Rosengärtlein, darin der Bock als Pfleger gehaust. Und das frühlingjauchzende und doch so zitternd verschämte „Taudaradei!“ gab er also brüllend zum besten, als gälte es ein Feuerjo in einer Scheune um Mitternacht.

Trotz alledem war Herr Walter dem traurigen Landfahrer nicht böse. Er sah durch Unvermögen und Aufgeblasenheit die Not des Mannes und sein klägliches Narrenschicksal. Als daher Frau Beatrix, nachdem der Sänger zu Ende war, Herrn Walter mit lauter Stimme fragte, ob ihm das Spiel und die Führung des Tones gefallen, erwiderte er schonend, es sei im ganzen so übel nicht, nur fehle ein tieferes Eingehen auf die besonderen Absichten des Vogelweiders, der wohl, wenn er es hörte, gegen Mancherlei Einsprache erheben würde, so daß z. B. die Weise einen Ton tiefer gespielt werden müsse, und anderes auch.

Das war nun aber dem „schönen Spielmann“ gar nicht recht und ließ ihn mit herausfordernd trotzigen Worten Herrn Walter bedeuten, es gäbe kaum einen Sänger im Reich, der es wagen dürfe, seinen Ton zu kritisieren. Darauf erhob sich eine allgemeine Fröhlichkeit, und man ließ den Spielmann ein anderes Lied des Vogelweiders, die köstliche Weise vom „roten Mund, der so lieblich mir lachet“, zum besten geben. Aber er sang sie womöglich noch schlechter. Und als nun Herr Walter

auf Verlangen der Herzogin sich auch diesmal, und zwar in schärferer Art, dagegen äußerte, wurde das Singerlein wild und erklärte, der Vogelweider selbst habe ihn die Weise solcherart gelehrt und ihm oft gesagt, er sei der einzige Sänger im Reiche, den er beneide, denn er habe den Lehrer selbst übertroffen und stehe nunmehr hoch über all den andern Liedkundigen, wie voller Weizen über tauber Spreu.

Nun aber sah die tolle Frau Uta ihren Augenblick gekommen. Sie ließ dem armen Tropf bedeuten, Herr Walter sei es selbst gewesen, der mit ihm gesprochen, worauf das entsetzte Minnerlein, sich hastig umwendend, unter höllischem Gelächter der Gäste mit der Behendigkeit eines Wiesels aus dem Saal verschwand.

Draußen nahmen ihn auf Gebot der Herzogin zwei Knechte in Empfang, die ihm aber nicht etwa die wohlverdiente Tracht Prügel vorsetzten, sondern ihn und seine Genossen ins Gesindezimmer führten, wo sie, wie Frau Beatrix es wünschte, von den Resten des Mahles und dazu einen großen Krug Wein erhielten, so daß der „schöne Spielmann“ bald sein Leid vergaß und nunmehr, von gaffenden Knechten und Mägden umringt, seine wackere Kunst vor dem minderen Volke unverdrossen weiterübte.

Nun galt es, nachdem die Heiterkeit der Gäste sich wieder verlaufen hatte, Ersatz für den entflohenen Musikanten zu schaffen. Es zeugte von Frau Beatrix' feinem Takt, daß sie nicht etwa Herrn Walter zum Liede befehlen ließ, sondern Gertrudis bat, aus des lieben Meisters Hartmann von der Aue grausam ungeheuerlichem und doch so kindlich rührendem Epos „Gregorius“ vorzulesen. Schon hatte auch ein Höfling den schweren, reichverzierten Pergamentband vor Gertrudis hingestellt, und die Herzogin sagte:

„Lies nun, Liebste, den siebenten Sang von des guten Sünders gnadenvoller Buße!“

Da begann Gertrudis zu lesen und verfolgte dabei mit dem schlanken Finger, dessen Näglein wie rosiges Glas erglänzte, Zeile für Zeile bedachtsam und ohne zu stocken. Man hatte ihr einen der kostbaren Tischleuchter nahe geschoben und nun ergoß sich das Licht von den weißen Blättern auf ihr liebliches Gesicht und gab ihm einen sanften, wundermilden Schein, der durch den warmfunkelnden Glanz des goldenen Stirnreifs noch erhöht wurde. Sie las vom grauenhaften Sünder Gregorius, dem fluchbeladenen Kinde verbrecherischer Geschwisterliebe, der, zum heldenhaften Ritter erwachsen, ohne es zu ahnen, seine eigene Mutter ehelicht. Und als Gregorius des Entsetzlichen inne wird, begibt er sich in eine wilde Einsamkeit, läßt sich auf einem Felsblock festschmieden und verbringt dort siebzehn Jahre bei Reif und Schnee, im Sturmwind und bei Regen. Dann aber hat ihn Gott der Sünde ledig erkannt, Gregorius ist indessen ein heiliger Mann geworden, er wird befreit und zum Papst gewählt.

Dies alles, so ungeheuerlich es war, las Gertrudis mit ihrer lieben weichen Stimme, so demutsvoll ergeben in die Tragik des Geschehens, als wöge es vor Gott nicht schwerer als der Flug eines Falters an einem schönen Sommertag.

Herr Walter sah in tiefer Bewegung auf das zarte, lichtumflossene Haupt des Mädchens und wünschte, die schöne, weltentrückte Stunde käme nie zu Ende.

So hatte auch ihre Mutter einst am Hofe des Mödlingers aus Meister Veldekes „Eneide“ gelesen, und es war die gleiche Stille im Saal und das gleiche Staunen über die Wunder, die frauenhafter Liebreiz vermag.

Die Herzogin und Frau Uta umarmten und küßten Gertrudis, und nun erwachte auch wieder das fröhlichlaute Treiben im Saal. Die Schenken erschienen mit frischgefüllten Kannen und des Herzogs Spielleute intonierten auf Hollerflöten und Swegelpfeifen einen zierlichen Reigen. Was jung im Saale war, dachte an den Tanz. Aber noch wollten die älteren Herren vom Weine nicht fort. Besonders Herr Eppo und Herr Förtsch hatten, sich gegenseitig erhitzend, eine Art von Trinkturnier begonnen, wobei sie sich mit „Avoi“ und „Hurta Hurta“ so grimmig zusetzten, daß sich bald ein Kreis spöttisch lächelnder Junker um sie versammelte. Das erboste aber die beiden trinkseligen Kämpen, und im Drange, sich Luft zu machen, suchten sie nach einem Opfer für ihr erbittertes Gemüt. Das fanden sie bald in Herrn Walter, der so unvorsichtig war, ein wenig mitzulachen.

„Ihr dort, Herr Walter von der Vogelscheuche“, schrie allsogleich Herr Förtsch, „Ihr tätet wahrlich klüger, in Sorge Eures Lehensherrn zu gedenken, den Ihr verließet, man weiß nicht, warum!“

Herr Walter starrte erschrocken in des Marschalks weinrotes Antlitz. Scham und Empörung kämpften heiß in ihm und schon holte er zu harter Gegenrede aus, als ihn ein Blick aus Gertrudis' angstvollen Augen traf, der ihm Würde und Besinnung zurückgab.

„Ich dachte, Ihr wüßtet des Gastes Empfindlichkeit in besserer Weise zu schonen, Herr Marschalk“, sagte er mit bitterem Lächeln.

Aber seine Ruhe entflammte des andern Wut noch mehr.

„Bei des Kaisers scharlakenen Hosen!“ schrie Herr Förtsch, „ich weiß die Gästlein zu ehren, wie sie's verdienen, mein werter Herr Sänger. Auch liebe ich, daß der Gästlein Gemüt untrüglich fließt wie ein reiner Quell und daß sie redlicher Absicht sind und offen sagen, was sie herführt!“

Herr Walter war erbittert aufgesprungen. „Eure Rede bedeutet Schmach, Herr Marschalk,“ rief er, „doch fällt sie grimmig auf Euch selbst zurück. Wer andern leicht mißtraut, dem fehlt wohl selbst der Glaube an das Gute!“

Herr Förtsch fuhr schäumend empor und rief nach seinem Schwert. Doch allsogleich fiel der Schwerbezechte mit Gekrache wieder in den Faltestuhl zurück und wurde nun auf einen Wink der Herzogin, immer noch wüste Schimpfworte lallend, von einigen Dienern aus dem Saal geführt.

„So endet er häufig,“ sagte Frau Uta. „Nehmt Euch, Herr Walter, seine tumbtollen Reden nicht allzu tief zu Herzen! Er schämt sich ihrer morgen selbst.“

„Es schmerzt mich nur,“ versetzte Herr Walter, „daß es in edler Frauen Gegenwart geschah!“

„Die Herzogin wünscht Euch morgen nach dem Frühmahl zu sprechen“, sagte Frau Uta und nickte Herrn Walter freundlich zu. Dann folgte sie den andern Frauen, die den Saal bereits verlassen hatten.

(Fortsetzung folgt)





Der Glaube an die nachirdische Fortdauer · Eine Studie unter Berücksichtigung der Lehren des Monismus · Von W. Kuhaupt

Wenn wir zu nächtlicher Stunde unser Auge auf den gestirnten Himmel richten, auf die zahllosen funkelnden Lichtpünktchen, von denen jedes eine eigne Welt für sich darstellt, so drängt sich jedem, dessen Auge noch nicht durch dumpfe Gewohnheit geschwächt ist, der Gedanke auf: Wozu ist das alles? Warum kreisen diese Myriaden von Welten in dem unermeßlichen Raume, was ist ihr Zweck und Ziel, welche Rolle spielt unser Planet Erde in diesem scheinbar uferlosen Weltenmeer, und welche Bedeutung und Aufgabe hat endlich das Wesen „Mensch" in dem großen körperlichen Universum? Staunen und Verwunderung erfaßt uns und drängt den Geist auf die Bahnen des Grübelns und der philosophischen Spekulation.

Aber außer diesem Staunen bemächtigt sich des Bewußtseins häufig noch ein anderer Zustand, wenn wir unsern Blick auf den ewigen Dom zu unsern Häupten richten; es ist das Gefühl der Ehrfurcht und Andacht. Selbst Menschen, die keinen Sinn für das Problematische haben, das sich am himmlischen Zeltdach vor unsern Augen entfaltet, die nicht fragen, wozu das große Räderwerk im unendlichen Raume dient, die sich nicht den Kopf zerbrechen, wie wir auf die schwimmende Weltinsel „Erde" gekommen sind, was der Sinn des Lebens sei, werden von solchen Ehrfurcht- und Andachtgefühlen ergriffen — ja, vielleicht diese noch mehr als solche, in denen das spekulative Denken vorwaltet.

Ohne Zweifel ist auch der Gestirnkult, der sich bis in die Anfänge der Menschheitsgeschichte zurückzieht, ein Erzeugnis andächtiger Gefühlswallungen, wie sie der Anblick des majestätischen Himmelsdoms in unserer Brust auslöst.

Welches ist nun die eigentliche Ursache und Quelle jener Gefühle? — Sind es die Räder, die sich in dem großen kosmischen Uhrwerk unablässig drehen, sind es die toten Stoffklumpen, die das All durchrollen, sind es die Linien, Kurven, Ellipsen, Ringe und geometrischen Bahnen, die sie beschreiben, oder ist es das alles zusammengenommen, was uns andächtig stimmt und mit tiefer Ehrfurcht erfüllt?

Unmöglich! Dann hätten die Menschen der grauen Vorzeit, die keine Kenntnis von der Beschaffenheit, dem Bau und der Struktur des körperlichen Universums hatten, keine Andachtgefühle in sich verspüren können, dann wäre nur der wissenschaftlich gebildete Mensch solcher Stimmung fähig.

Die eigentliche und letzte Ursache dieser Gefühle liegt nicht außer uns, sondern in uns selbst; sie ist also nicht äußeren stofflichen, sondern innerlichen geistigen Ursprungs. Der gestirnte Himmel, als das außer uns liegende sichtbare Objekt, ist lediglich die Gelegenheitsursache, die causa efficiens, die jene Gefühle anregt. Die tiefere, wirkliche Quelle, die causa finalis, ist die dunkel-instinktive Ahnung von der allwaltenden ewigen Vernunft, die sich in dem großen Mechanismus des Himmels offenbart. Es ist der Schöpfer, der Meister des kosmischen Uhrwerks, den wir hier instinktiv verehren und bewundern. Es ist etwas von der göttlichen Vernunft selbst in uns, durch die wir die Vernunft da oben in den himmlischen Sphären, in dem unermeßlichen Räderwerk des Alls erkennen. Nicht das Endliche, sondern das Unendlich-Ewige im Endlichen ist es, was die Schauer der Andacht in uns weckt. Wir ahnen, daß sich diese kosmische Maschine nicht selbst gemacht und ersonnen hat, daß sich die himmlischen Zentrallampen, die Fixsterne, die Licht und Wärme spenden, nicht selbst in die Mitte ihrer Planetenwelt gerückt haben können, sondern daß ihnen eine ewige Urvernunft die Plätze anwies.

Der tiefgründige Malebranche sagt einmal: „Wir sehen alle Dinge in Gott.“ Dem könnte man ergänzend hinzufügen: „und in allen Dingen sehen wir Gott.“ Alle Dinge sind eben sichtbare Symbole des Ewigen.

Gerade der gestirnte Himmel aber redet eine laut vernehmliche Sprache von einem ewigen Vernunftprinzip als der Wurzel alles Seins. Für den Erkennenden sind die Kreisbewegungen der majestätisch dahinziehenden Welten, die Linien ohne Anfang und Ende, geheimnisvolle Symbole des Absoluten; sie sind der ergreifende Ausdruck, die räumliche Interpretation des Wortes: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende.“

In dem Andachtgefühle, das in der Reihe der Gefühle einen einzigartigen Platz einnimmt, offenbart sich also, wie wir eben sagten, die ewige Vernunft, welcher der Mensch als endliches beschränktes Wesen unterworfen ist, die ihn aber auch trägt und erhält. Das Andachtgefühl ist somit ein Gottesgefühl; es ist die leise hörbare Stimme des Ewigen in uns, die uns ahnen macht, daß wir trotz unserer abgeleiteten Vernunft etwas Ewiges, Unzerstörbares in uns haben, daß wir — mit Paulus gesprochen — „göttlichen Geschlechts“ sind.

Dieses dunkle instinktive Ewigkeitsbewußtsein bekundet sich nun aber auch in einem Ewigkeitswillen, dessen Niederschlag der Unsterblichkeitsglaube, die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit unserer Person bildet. Der Unsterblichkeitsglaube ist aber nicht nur der Ausdruck einer stillen Sehnsucht nach einem „Immersein“, sondern auch nach einem „Besserseín“, der Ausdruck der Sehnsucht, das Endliche, Zeitliche zu überwinden, hinaufzukommen auf eine höhere Ebene des Daseins, als es diese unvollkommene planetarisch-körperliche darstellt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern begegnen wir diesem unbefriedigten Hinausverlangen über das Endliche, diesem Willen zur Ewigkeit. Könnten wir wohl ein solches

Sehnen in uns tragen, wenn das Geistige in uns nur ein Reflex des Natürlichen, vielleicht nur ein stoffliches Exsudat wäre? Das ist ganz unmöglich. Nur ein Ewiges kann einen Ewigkeitswillen in uns auslösen. Leben aber ist ewig. Wenn auch das Körperliche, der äußere Bau, durch den es sich räumlich offenbart und vorübergehend darstellt, zerfällt, es selbst trotzt allen chemischen Veränderungen und Gesetzen; Leben ist unverwüstlich.

Wenn man nun die Gegenwart prüft und die psychologischen Dispositionen der heutigen Kulturmenschheit mit ihren Hintergründen und Schattierungen sich vor Augen hält, so könnte man auf den ersten Blick glauben, daß bei der immer stärker hervortretenden Hingabe an das Materielle und der Überschätzung des sinnlichen Genusses dieser Ewigkeitswille so ziemlich außer Betrieb und Wirkung gesetzt sei. Das ist aber doch nicht der Fall. Trotz aller Diesseitsseligkeit, trotz der Aufforderung, „dem Leben treu zu bleiben", und der Warnung vor „metaphysischen Vogelsängern", trotz des Rufes: „Es lebe das Leben!" wirkt doch noch jener „Wille" in uns, der „über uns hinaus will". Ein so mächtiger Wille, ein so tiefgewurzelter Instinkt, der uns auf die Bahn der Entwicklung schob, der uns aus der Nacht der Erkenntnislosigkeit zum Licht emporzog, läßt sich nicht ersticken, nicht in Ketten schlagen oder mit Mauern umgeben; und dieser Wille ist ja kein anderer als der Ewigkeitswille in uns. Wir dürfen uns durch das krampfhafte Gejauchze der Zarathustrajünger und ihre in Sicht gestellten neuen Morgenröten am irdischen Horizont nicht beirren lassen; es kommt die Stunde, wo ihnen ihr diesseitiges Glück „zum Ekel" wird, wo sie mehr wollen als die Welt.

Was ist denn das Ideal ihres Meisters, „der Übermensch", der uns mit seiner „Zunge lecken" soll, anderes als der unterirdische Instinkt, der uns über uns selbst hinaushebt und hinaustreibt? — Es ist der Instinkt der Ewigkeit, nur auf das Diesseits übertragen, nur umgebogen, umgewertet, nur gefälscht durch den fehlgreifenden menschlichen Verstand, durch den abgeleiteten, sekundären Willen.

Der Übermensch als der Sinn der Erde, als rein irdisches Ideal, ist der „Wahnsinn", mit dem der beschränkte Gehirnverstand den Vergötterer des Diesseits „geimpft" hatte.

Wir sehen aber, wie der Ewigkeitswille gerade tief angelegte Geister in Unruhe versetzt und sie zwingt, diesem unverlöschlichen Lebenswillen eine Deutung zu geben. Heute stehen so viele Rufer am Wege, die die alten Ideale in sich zerstört und die alten Tafeln zerbrochen haben, ohne daß sie den neuen einen Inhalt oder auch nur ein zielweisendes Stichwort zu geben wüßten. Das Wort „Ewigkeit" können sie nicht mehr ertragen, ihre Ohren mögen es nicht mehr hören, deshalb kehren sie die Vorzeichen um und setzen vor diesen Ewigkeits- und Unsterblichkeitswillen ein stark in die Augen springendes Minus, den Glauben an die Erde.

Dies zeigte auch der Erste Internationale Monistenkongreß in Hamburg. Der Hauptführer und geistige Mittelpunkt dieser Veranstaltung war Ernst Häckel, dessen Vortrag von einem seiner Schüler vorgelesen wurde, da er selbst am Erscheinen verhindert war. Aus diesem Vortrage interessieren uns an dieser Stelle besonders die Schlußsätze, die folgenden Wortlaut hatten:

„... Damit wird endgültig das mystische Dogma von der Unsterblichkeit der

Madonna  P. v. Joukovsky

menschlichen Seele zerstört, welches seit mehr als zwei Jahrtausenden eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Zugleich fällt das traditionelle Dogma von der Freiheit des menschlichen Willens. Indem der Monismus, gestützt auf jene sicheren empirischen Fundamente, diese heute noch vielfach herrschenden Lehren des Aberglaubens zerstört, führt er uns nicht nur theoretisch zu einer klaren, einheitlichen Weltanschauung, sondern auch praktisch zu einer edleren, vollkommeneren Lebensführung."

Häckels Verdienste als exakter Forscher, als Beobachter und Experimentator sollen nicht geschmälert werden, aber das muß gesagt werden: ein architektonischer Künstler auf dem Felde des reinen Gedankens, ein konsequenter Geist, ein Mann, der sein Rechenexempel stimmend zu machen versteht, ist er nicht; denn bei näherem Zuschauen zeigt es sich, daß die tragenden Säulen, auf denen seine Weltanschauung ruht, ohne Ausnahme brüchig und aus minderwertigem Material gegossen sind.

Nach Häckel besteht das gesamte Sein aus Atomen; sie bilden die Grundlage und den Anfang alles Bestehenden. Einen Unterschied der Dinge, einen Gegensatz von Geist und Stoff, von Organischem und Anorganischem gibt es nicht. Da es in dieser Welt des Seins nun aber nicht nur Stoffliches, sondern auch Geistiges gibt, da wir in ihr auch auf Empfindung, Gefühl, Wille, Bewußtsein stoßen, da es ein Bewußtsein gibt, das sogar nach seinem eigenen Ursprung fragt, so muß natürlich für diese Intelligenz in der Welt eine Wurzel, ein zureichender Grund gesucht werden. Diesen findet er, indem er den kleinsten Bausteinchen des Alls, den Atomen, ein wenig Seele und Geist — allerdings nur ein ganz klein wenig — unterphilosophiert. Jedes Atom hat also nach ihm ein wenig Seele, und das menschliche Bewußtsein z. B. ist die Summe der Atomseelchen, die im Gehirn und dem Nervenapparat aufgespeichert sind.

Wir erfahren aber nicht, wie aus dieser unermeßlich großen Summe von Atomseelen das Selbstbewußtsein und die Persönlichkeit entsteht, oder wie es möglich ist, daß sich der menschliche Geist als Einheit noch über seine eigenen Vorstellungen erheben kann. Es bleibt ein Rätsel, wie das Ich zustande kommt und wie dieses Ich als oberster Zuschauer seine Gedanken kontrolliert, sie billigt oder mißbilligt, wie es logisch verfahren und den Gedankeninhalt in eine bestimmte Richtung drängen kann. Und da will nun dieser Monismus auf dem Boden der Wissenschaft und der Erfahrung stehen! Das alles ist doch auch nur metaphysische Spekulation, was wir hier von Häckel hören.

Was sind denn die Atome und in welchem Laboratorium sind sie entdeckt, wer hat sie im Wege chemischer Folterung oder optischer Beobachtung als Wirklichkeiten nachgewiesen?

Die Atome sind zunächst nichts weiter als bloße Gedankendinge; sie sind spekulative Erfindungen der griechischen Philosophen Leukipp und Demokrit, und seitdem bilden sie Begriffsmünzen im Bereich der Philosophie, und auch Gedankenwerte, oder wir wollen sagen, denkökonomische Einheiten auf dem Gebiet der exakten Forschung.

Das Interessanteste aber ist, daß Häckel eine dualistische Formel nimmt, um sein monistisches Weltexempel zu lösen. Er spricht von stofflichen Atomen

und von einem geringen Seelenleben dieser Atome; das ist doch ein unüberbrückbarer dualistischer Gegensatz. Er fundamentiert also dualistisch und spekuliert im oberen Bau seines Systems monistisch. Sein ganzes monistisches Gedankenwerk hat also weder Geist noch Methode; es ist eine bequeme Philisterphilosophie, die in ihrer Trivialität nicht einmal den Faustischen Drang nach Wahrheit zeigt, ein Ruhebett für die Halben und sehr Genügsamen. Es ist ja sehr einfach, was Häckel lehrt, und jeder Schulknabe kann es begreifen. Hunderttausende verschlingen deshalb mit Gier diese monistische Weisheit; aber gerade der Applaus einer gedankenlosen Herde ist ein Argument gegen ihren theoretischen und praktischen Wert.

Wenn nun aber Häckel sagt, das mystische Dogma von der Unsterblichkeit der Seele habe seit zwei Jahrtausenden eine verhängnisvolle Rolle gespielt, und der Monismus führe zu einer edleren und vollkommeneren Lebensführung, so heißt das doch, alle Schlüssel der Erkenntnis von sich werfen, alle geschichtliche Wahrheit auf den Kopf stellen und die Logik der Tatsachen verachten. Der Unsterblichkeitsglaube, der ein hervorragender Förderer der Menschheit gewesen ist, der ein Kulturfaktor ersten Ranges war, soll verhängnisvoll gewirkt haben und auch weiterhin kultur- und moralvernichtend wirken? Das ist doch eine Behauptung, der alle berechtigten Unterlagen fehlen. Darauf kommen wir aber zuletzt noch einmal zurück, wenn wir uns mit einem anderen Vertreter des Monismus, dem Energetiker Wilhelm Ostwald, der jetzt den Vorsitz im Monistenbunde übernommen hat, auseinandergesetzt haben.

Ostwald ist jedenfalls ein konsequenterer Monist als Häckel. Gleich Mach und Avenarius verwirft er den Gegensatz zwischen Denken und Sein, zwischen Subjekt und Objekt, um auch den Dualismus in unserer Wahrnehmung zu beseitigen.

Ostwald wirft die Frage auf: Was wissen wir von den Dingen außer uns? und kommt zu dem Ergebnis: In unserer Anschauung sind uns n i c h t objektive Dinge im gewöhnlichen Verstande gegeben, sondern nur E m p f i n d u n g e n, beispielsweise Empfindungen von Farben, Gerüchen, Tönen, Temperaturen, Drucken, Stößen, Räumen, Zeiten usw. — nicht mehr.

Empfindungen sind also gleichsam die Spiegel, die uns eine Naturwelt vortäuschen, die keine objektive Realität hat; sie sind die wechselnden Bilder und Darsteller auf der Schaubühne, die wir menschliches Bewußtsein nennen, und der Mensch ist bei dieser großen Szenerie und dem theatralischen Blendwerk des Lebens Akteur und Zuschauer zugleich.

Den Empfindungen liegen Energievorgänge zugrunde, und so gelangen wir denn schließlich dahin, in jedem Ding, in jedem Körper — in dem Tintenfaß, das hier vor mir steht, in der Feder, die ich führe, in dem Zimmer, in dem ich sitze — eine Zusammenfassung, eine Summe von Energievorgängen oder elementaren Empfindungen zu sehen.

Auch das Ich ist keine Realität im eigentlichen Sinne, sondern nur eine Gruppe von Empfindungselementen.

Damit ist der Dualismus in unserer Wahrnehmung allerdings beseitigt, dem Monismus ist Raum geschaffen, aber der Knoten des erkenntnistheoretischen

Problems ist noch nicht gelöst, sondern nur zerhauen. Das Sein wird dem Denken geopfert, indem man es in eine ungeheure Summe von Empfindungen auflöst, in Energievorgänge zersplittert, aber der Beweis fehlt, daß Dinge außer uns nicht existieren und also nur in der Empfindung und Vorstellung gegeben sind. Nach Ostwalds Auffassung ist die wirkliche Welt, die Welt außer uns, im Grunde genommen nur ein Traumbild, ein Gedankengespinst.

Daran wird der natürliche Mensch aber nie und nimmer glauben, und in der Praxis können wir mit dieser idealistischen Formel absolut nichts anfangen. Wenn wir auch nicht an die Dinge heran können, nicht — wie man sagen möchte — in sie hineinzukriechen vermögen und nur auf unsere Vorstellungen angewiesen sind, so glauben wir doch fest an ihre Existenz, fest an eine phänomenale Welt. Dieser Glaube ist eine brutale Macht, die sich die Menschheit durch keine Theorie rauben lassen wird.

Also auch der Monismus Ostwalds ist auf einem Dogma, nicht auf Wissen aufgebaut, und es ist von seinem Standpunkte aus ebenso wie von dem Häckels unberechtigt, zu behaupten: „Die monistische Weltanschauung stützt sich auf die Wissenschaft," wie es der Versammlungsleiter des Monistenkongresses mit Emphase tat.

Häckel löst die Welt, das Sein, in Atome auf, Ostwald in eine ungeheure Summe von Empfindungselementen. Beide haben natürlich in ihrem System für die Unsterblichkeit keinen Raum, und beide leugnen sie deshalb. Das Ich ist nach Häckel eine Kombination von Atomseelen und für Ostwald eine Gruppe von Vorstellungen und Empfindungen, eine denkökonomische Einheit von empfindenden Energien, und mit dem Tode zerfällt das Ich ebenso wie der Körper.

Der Mensch sinkt hier — wie es Rudolf Eucken einmal treffend ausdrückt — „zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines unpersönlichen Naturprozesses herab, der ihn nach seinen Bedürfnissen verwendet und verwirft, der mit dämonischem Zug über Leben und Tod der Individuen wie der Geschlechter dahinbraust, ohne Sinn und Verstand in sich selbst, ohne Liebe und Sorge für den Menschen."

Da soll dann der naturalistische Monismus ein Mittel oder gar ein Trost sein, der uns höheren Zielen entgegenführt. Nur platter Verstand ohne ein Gran von Weisheit kann das behaupten.

Schon in einem Vortrage, den Ostwald als Austauschprofessor im Winter 1905/06 an der Harvard-Universität in Nordamerika gehalten hat und der von ihm in den „Annalen der Naturphilosophie", deren Herausgeber er ist, später veröffentlicht wurde, kommt er zu dem Standpunkte, der Glaube an eine persönliche Fortexistenz sei am besten ganz aufzugeben, und zwar zunächst aus ethischen Gründen, weil es ein schlechter Notbehelf sei, die Menschen dadurch zu ethischem Handeln anzutreiben, daß man ihnen mit Höllenstrafen im Jenseits drohe.

Das ist aber eine ganz falsche Beurteilung des eigentlichen Motivs der christlichen Ethik. Dieses ist nicht die Furcht vor Höllenstrafen und die Aussicht auf Lohn im Jenseits, sondern die treibende Kraft ist der Glaube an Gott als das höchste Prinzip des Guten, und die darin liegende Nötigung, das menschliche Wollen und Handeln mit dem Willen Gottes in Einklang zu bringen. Daher stellte Jesus

als das große ethische Ideal den Satz auf: „Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wenn die christliche Weltanschauung in Anlehnung an das große Gesetz der Polarität in der Natur den Glauben vertritt, daß es auch für die geistige Welt ein Gesetz des Rechtsausgleichs gebe, daß der Mensch also im Jenseits ernte, was er im Diesseits gesät habe, so ist die damit verbundene Aussicht auf Bestrafung des Bösen schließlich doch nur ein verstärkendes Moment der Moral, aber nicht das treibende Grundmotiv.

Für den atheistischen Monismus kann es doch, im Grunde genommen, überhaupt keine Moral geben, höchstens ein in der Selbstsucht wurzelndes Nützlichkeitsprinzip, dem man den Namen Moral gibt. Gibt es keine höchste Autorität des Guten, ist der Weltgrund nicht selbst das Gute, dann gibt es keine sittliche Weltordnung, dann verlieren die Normen Gut und Böse ihre innere Berechtigung, dann sind die sittlichen Werturteile nur Erzeugnisse unseres Planeten und haben relative Bedeutung.

In einer atomistischen oder energetischen Welt kann ich nicht sagen: „Ich denke, ich will", sondern man muß mit Lichtenberg sagen: „Es denkt", wie man sagt: „Es blitzt." Das Ich ist ja doch, im Grunde genommen, eine Täuschung, eine Lüge; denn es stellt einen Pluralismus von Atomseelchen oder elementaren Empfindungsenergien dar — weiter nichts.

Wie kann man in einer solchen Welt von sittlicher Verantwortlichkeit sprechen oder von ethischer Verpflichtung zum „Guten und Wahren"?

Wenn Häckel, in dessen Welt nur die Allmacht der Kausalität herrscht, der nur einen eisernen Zwang des Denkens, Wollens und Handelns kennt, von dem „Guten, Wahren und Schönen" als erstrebenswerten Idealen spricht, so ist das völlig ungereimt und klingt fast wie Ironie.

Für das unpersönliche neutrale „Es" gibt es keinen kategorischen Imperativ der Pflicht; da wird alle Ethik zur Illusion, und die bekannte Wendung: „Man muß das Gute um des Guten willen tun," zur leeren Phrase.

Die Monisten sagen, das Dogma von der sittlichen Freiheit müsse zerstört werden, und doch sprechen sie in der Praxis von einer Verantwortlichkeit des Menschen.

Von dem, was sie in der Theorie leugnen, können sie sich in der Praxis also doch nicht losmachen. Sie kritisieren das Tun und Lassen ihrer Mitmenschen, und haben eigentlich, wenn alles unter Zwang geschieht, keine Berechtigung dazu. Die Monisten haben also nicht die Freiheit, sich von der „Freiheit" zu emanzipieren, nicht die Kraft, unfrei zu sein.

Wie es sich aber mit der sittlichen Freiheit verhält, so verhält es sich auch mit dem „Dogma" der Unsterblichkeit und anderen „Dogmen". Man leugnet die persönliche Fortdauer und arbeitet in der Praxis, drängt sich empor, als ob es für die Ewigkeit wäre. Man leugnet Gott, und läßt sich in der Praxis, wenn die Bedingungen gegeben sind, von Andachtgefühlen, von denen wir sagten, sie seien instinktive Gottesgefühle, übermannen. Man leugnet in der Theorie die objektive Welt und rechnet in der Praxis mit ihr als mit einem totsicheren Faktum.

Es gibt also hinter allen philosophischen Fragezeichen, jenseits der reinen Vernunft und grauen Theorie, noch einen neutralen Boden, ein Festland der Gewißheit, auf dem die ewigen Ideale Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ein unbestrittenes Herrschaftsrecht behaupten. Und das hat mit genialem Blick der Königsberger Weise erkannt.

Nachdem er der reinen Vernunft — allerdings nicht mit völliger Berechtigung — alle Brücken in das Reich des Übersinnlichen, in die Welt der Metaphysik, abgebrochen hatte, wies er mit dem Finger bedeutungsvoll auf diese neutrale Domäne hinter der „reinen Vernunft" hin: — auf die praktische „Vernunft" und nannte als die Postulate derselben: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit.

Wenn nun Wilhelm Ostwald sich weigert, seinen monistisch orientierten Verstand unter den Gehorsam dieser praktischen Vernunft zu beugen, wenn er seine Untersuchungen über die Frage der nachirdischen Fortdauer in das persönliche Bekenntnis ausklingen läßt, er habe gar nicht den Wunsch und das Bedürfnis, nach dem Tode weiterzuleben, so redet hier ja nicht der primäre, vom Weltgrunde uns eingepflanzte Wille zum Leben, der unauslöschliche Wille zur Ewigkeit, sondern ein Wille zweiter Ordnung, der abgeleitete, sekundäre Wille, der nur der Erde dient und bloß für die Regulierung der irdischen Lebensverhältnisse da ist.

Ostwald setzt sich also mit dem primären Willen der praktischen Vernunft, der sich über das Grab hinaus behaupten will, in schroffsten Widerspruch, so etwa, wie sich der Selbstmörder mit ihm in Widerspruch setzt, wenn er den Lebensfaden mit den Scheren des stofflich gerichteten Willens gewaltsam zerschneidet. Der sekundäre Wille hat aber da, wo es sich um die ewigen Ziele der Seele handelt, nichts zu sagen und nichts zu befehlen. Unbekümmert um das kleine, beschränkte irdische Wollen und Wünschen schreitet das Instinktive in uns, der Urwille der praktischen Vernunft, majestätisch seinen Weg vorwärts.

Nach Ostwald ist der Tod eine Vorrichtung der Natur, durch die sie die Erhaltung des Lebens sichert, nicht des Einzelindividuums — „was liegt an dem? — aber doch der Gattung."

Die Natur hätte es demnach nur auf die Gattung abgesehen. Aber was ist denn die Gattung? Jedenfalls doch die Summe der Einzelwesen; erst durch diese wird sie zu einer Realität. Widmete die Natur nicht den Einzelwesen Sorgfalt, bedeutete ihr das Einzelwesen nichts, so wäre doch auch der Fortbestand der Gattung in Frage gestellt. Aber richten wir unseren Blick einmal weit, weit vorwärts; was wäre denn mit der Erhaltung des Lebens hinsichtlich der Gattung überhaupt gewonnen?

Einst wird die Erde ein träger, flutloser Körper sein, der kein Leben mehr — auch keine Rassen, Arten, Gattungen — auf seiner Oberfläche duldet. Es wird die Zeit kommen, wo unser Planet auf der Totenbahre liegt, wo ewige Nacht und Eis das Leichentuch um ihn hüllen.

Das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Flüsse, die Brandung des Meeres, das Rollen der Wogen, das Zucken der Blitze, das Grollen des Donners hat aufgehört. Kein Vöglein läßt mehr sein Lied erschallen, kein Blümlein streckt der Sonne den Kelch entgegen, kein fröhliches Lachen des Kindes, kein Lärm

des Lebens ist mehr zu hören — überall Erstarrung und Tod. Wo ist da der Sinn, wenn das Schweigen des Todes das Finale der irdischen Evolution bildet, wenn Moder und Leichengeruch den schrillen Schlußakkord der Lebenssymphonie bezeichnen?

Wozu erst der gewaltige Kraftaufwand, um den Planeten zu einer Wohnstätte des Lebens zu machen, wozu das große Spiel des Lebens selbst mit seinen Leiden, seinem Ringen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen, seinen Siegen und Enttäuschungen, seinem wogenden Auf und Ab —, wozu alles Streben nach Veredlung, wozu Begeisterung, Kunst, Wissenschaft, Moral, Religion, wozu der Aufstieg aus Tiefen zu Kulturhöhen, wenn hinter dem allem ein grinsendes Totengesicht steht und das dämonische Lachen der Vernichtung sich hören läßt?

Wäre es nicht eine Welt des Wahnsinns und Unsinns, in der Hoffnungen aufkeimen, um wieder zerstört zu werden, Wünsche auftauchen, die sich nie erfüllen, Wesen entstehen, die nach Liebe dürsten, von Sehnsucht erfüllt sind, die nach Licht und Erkenntnis ringen, um von den Rädern der Weltmaschine nach kurzem Sein wieder zermalmt zu werden, zerstört für immer?

Was sollen denn jene Armen, Schwachen, vom Unglück Zertretenen sagen, wenn sie auf die Glücklicheren blicken, deren Fuß an keine Steine der Krankheit, der Not und des Hungers stößt? Sie haben in der Tat Anlaß, einem blinden Geschick zu grollen oder die Fäuste gen Himmel zu ballen und den zu verfluchen, dessen Hand sie auf diesen Planeten des Jammers und der dumpfen Verzweiflung warf, sie haben Anlaß dazu, wenn mit dem irdischen Leben alles aus ist und kein Gesetz des Rechtsausgleichs besteht. Aber diese Glücklicheren sind im Grunde genommen nicht besser daran, als ihre schlecht weggekommenen Brüder; denn wer es auch noch so meisterhaft verstünde, alle Klippen im Meere des Lebens glücklich zu umschiffen, der letzten großen Katastrophe, der sein Schiff zum Opfer fällt, entrinnt er nicht, die Charybdis — genannt Tod — verschlingt uns alle. Für den die Unsterblichkeit leugnenden Monismus ist das Leben schließlich nur eine sinn- und nutzlose Tragikomödie; nackt und arm entwindet man uns unter Schmerzen dem dunklen Mutterschoß, nackt und arm übergibt man uns — ein Fraß der Würmer — dem dunklen Schoß der Erde. Was aber dazwischen liegt, das Segment zwischen Geburt und Tod, ist nicht einmal das Nägelwachsen oder das Zähnekriegen wert; denn es ist ja so, als wäre es nie gewesen.

Ist das Geschick des zu sich selbst gekommenen Menschen nur an den Erdenstaub gebunden, so deckt wahrlich der Ertrag die Kosten nicht; sind wir nur flüchtige Gäste der materiellen Welt, so sind wir ihre elendesten Kreaturen. Die Fortdauer nach dem Tode wird so auch zu einem sittlichen Postulat.

Die Erde hat erst dann einen Sinn, wenn ihr Werdeprozeß und der Niederschlag des Lebens in den Geistern als ewiger Besitz festgehalten wird, wenn diese gewissermaßen die lebendigen Annalen, die Erinnerungsspeicher ihrer Geschichte sind.

So haben auch alle tieferen Geister geurteilt, und von Goethe haben wir die inhaltschweren Worte:

„Kein Leben kann in Nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in allem;



Im Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze
Mit welchen sich das All geschmückt."

Woher kommt denn der gewaltige Wissenstrieb im Menschen, der nicht nur vorwärts sieht, sondern auch die Jahrbücher des Zurückliegenden mit heißem Bemühen durchblättert und studiert? Eine mechanische Welt konnte ihm diesen Trieb nicht eingeben; er muß also doch höheren Ursprungs sein und auch ein höheres Ziel haben. Mit der bodenständigen Sicherheit des Instinkts sah deshalb Goethe in dem intensiven Tätigkeitsdrang seines Innern die Gewähr für ein „ewiges Dasein."

Das Leben hat eine hellseherische Basis; es sorgt schon in dem gegenwärtigen Zustand für die zukünftigen Seinsformen; so etwa, wie es dem Fötus im dunklen Mutterschoße schon die Organe (Augen und Ohren) für eine Welt des Lichts und des Schalles gibt.

Während wir überall in dem Reiche des Leblosen nur das Bestreben sehen, den normalen Zustand wieder herzustellen, hat das Leben vorausliegende Ziele. Der gespannte Bogen strebt wieder zurück in den Zustand der Ruhe, das Leben aber schreitet voran durch die Zustände von Keimung, Wachstum, Fortpflanzung. Leben ist die organisierende Kraft, welche die Materie bezwingt und sie als das Sprungbrett des Aufstiegs und der Entwicklung benutzt.

Das Leben geht mit dem Stoff einen „Ehebund auf Zeit" ein, und es löst diesen Bund wieder, wenn die Zeit erfüllt und der seiner höheren Zukunft dienende Zweck erreicht ist.

Auch das Tierleben ist ewig, unverwüstlich, aber es hat nicht den Willen zur Persönlichkeit, nicht den Willen, sich über den Tod hinaus ein Substrat höherstofflicher Art, das die Unterlage der Fortdauer als Persönlichkeit bildet, zu schaffen.

Im Menschen aber wohnt dieser Wille zur Persönlichkeit und Ewigkeit, und deshalb glaubt er an sein ewiges Dasein. Es sei hier mit wenigen Worten auf ein Phänomen hingewiesen, das den Nachtseiten des Seelenlebens angehört, nämlich auf die Verdopplungserscheinungen der Person, über die alle Zeiten und Völker berichten. Die englische „Gesellschaft für psychische Forschung", die zu ihren Mitgliedern ausgezeichnete Männer der Wissenschaft zählt, hat über 700 Fälle solcher Doppelgängererscheinungen untersucht und festgestellt und das Material in dem Werke „Phantasms of the Living" veröffentlicht.

Wer die Frage der nachirdischen Fortdauer zum Gegenstand einer Untersuchung machen will, kann an diesen Ergebnissen okkulter Forschung nicht vorübergehen; sie zeigen die Kraft des den irdischen Tod überwindenden Organisationswillens der Seele.

Wer nun endlich die Frage stellt: „Wo ist denn der Ort dieser Fortdauer?" der sei darauf hingewiesen, daß die große Welt des Seins unendlich viele Existenzmöglichkeiten bietet und daß hier in der Tat das Wort gilt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Schon der Blick auf den Wassertropfen, der zahllose Kleinwesen in sich birgt, oder auf den Blutstropfen, der — die Existenz der Atome vorausgesetzt — schätzungsweise 7000 Trillionen Atome in sich enthält, die einen Abstand voneinander haben

müssen und einen Rhythmus der Bewegung ausführen, sind eine Bestätigung obigen Bibelwortes.

Zum Schluß möchte es nicht ohne Interesse sein, die Vertreter des Monismus noch daran zu erinnern, wie ein bekannter Kulturhistoriker über den Wert des Unsterblichkeitsideals für das Werden der Menschheit urteilt.

Johannes Scherr, der gewiß ein radikaler Geist war, schreibt:

„Nur dürre Doktrinäre, welche niemals in und mit dem Volke gelebt haben, vermögen zu verkennen, welche unermeßliche und unerschöpfliche Wohltat für die arme Menschheit der Unsterblichkeitsglaube war. Die wirklich Weisen aller Länder und Zeiten, Dichter und Denker, Propheten und Politiker haben das wohl erkannt. In den Katakomben Ägyptens, auf den Bergen von Baktrien, in den Bananenhainen am Ganges, unter den Platanen des Ilissos, auf den Triften Galiläas, in den Sandsteppen Arabiens wie im Schattendüster Germaniens und unter den Druidenhainen Armoricas ist diese Lehre verkündigt und geglaubt worden, und überall hat sie ungezählte und unzählige Millionen von Menschen die schwere Last des Lebens tragen gelehrt. Wenn die menschliche Zivilisation etwas so Hehres und Herrliches ist, wie ihr sagt, wohlan, der Unsterblichkeitsglaube hat sie möglich gemacht. Darum möglich gemacht, daß er den Geschlechtern der Menschen die Hingebung und Ausdauer verlieh, inmitten von allen Bedrängnissen des Daseins ihre Arbeit zu tun. Darf dies ein bloßer Wahn genannt werden? Kann es ein bloßer Wahn sein?“

Dieses Zeugnis des Kulturhistorikers ist jedenfalls verständiger und wertvoller als das, was wir zu Anfang aus dem Munde von Vertretern des Monismus gehört haben.

Wenn Heinrich Heine fragt:

Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wohin geht er?
Wer wohnt dort oben auf den goldnen Sternen?

so war es eine falsche Auskunftsstelle, an die er sich wandte. „Das Gemurmel der Wogen“, „wehende Winde“, „fliegende Wolken“ konnten ihm seine Frage nicht beantworten und ließen ihn als „Narr“ stehen.

Die Welt außer uns, das Stoffliche, selbst wenn wir es auf das Folterrad der chemischen Untersuchung spannen, bleibt stumm, wenn unser Inneres keine Antwort zu geben weiß.

Die Frage der nachirdischen Fortdauer ist nicht bloß eine Sache des Verstandes, sondern viel mehr noch eine Sache der praktischen Vernunft, der Gesinnung. „Im Herzen, da kündigt es laut sich an, zu was Besserem sind wir geboren.“

Wer die Grundprobleme des Daseins mit Hebeln und Schrauben lösen will, wer das Jenseits mit dem Fernrohr sucht, der findet nichts und kommt schließlich zur Weisheit der Gasse: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen!“ Wer die kleinkluge „reine Vernunft“ zum alleinigen Maß der Dinge macht, der wird aber auch nie etwas von der Wahrheit des Goetheschen Wortes an sich erfahren: „Ich habe bemerkt, daß man sich aus dem Irren wie erquickt wieder zum Wahren wendet.“





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

5. Der Vater

Wenn das Schreckliche geschah, das vom Tagelöhner Reeck ausgehen sollte.

Christian hieb auf die Pferde, als er an dem frostigen Stiere vorbei in die Kastanienallee einbog. Die beiden braunen Gäule wunderten sich und erschraken, drehten die spitzen Ohren nach hinten und legten sie flach an, taten einen raschen Seitensprung, aber jagten dennoch klappernd über die gefrorene Erde. Der hochbeinige gelbe Jagdwagen ratterte und rollte und sprang in die Höhe, lief auf zwei Rädern, wenn es um die Ecke bog, aber wollte immer noch rascher vorwärts als die beiden Pferde voran.

Die schweren grauen Wolken aber standen und hingen vom Himmel tief herab, hingen und öffneten sich, schüttelten sich und streichelten mit weichen, warmen Händen die armen, nackten Buchen und dachten nicht, was unter ihren schweren Schatten Schreckliches geschehen war.

Es war kein Wind in der Luft. Langsam, langsam, tastend und taumelnd, wie Betrunkene in der frischen Morgenluft die Straße hinaufkreuzen, tanzend und spielend, wie wenn Kinder den Ringelreihen geschlossen haben, aber sachte und sanft, wie hundertjährige Leute von ihrer frühen Jugend träumen, und sitzen am Fenster und stricken dabei, oder liegen hinter dem Ofen und rauchen dabei, langsam, langsam fielen die Flocken.

Die Pferde schüttelten sich und zuckten die Haut zusammen, wie sie tun, wenn sie im Hochsommer die Stechfliege abwehren, die aber fliegt auf und surrt in der kochenden Luft, und kommt stechend wieder und bringt hundert hungrige Genossen mit. So kamen die Flocken und zischten auf. Die Pferde galoppierten, und Christian stand auf dem Bock, breitbeinig und vornüber gebeugt, und jagte und jagte fürs Leben, aber für seines nicht. Es war das zweitemal in seinen langen Jahren, daß er so jagte. Das erste Mal war es gewesen, als er Stangenreiter war, und Hauptmann Kitzen hatte kommandiert mit heller Stimme, die am Ende stets ins Fistel überschnappte:

„Batterie — Trab! — Batterie — Galopp!“

Das war bei Spichern gewesen anno Siebzig. Und heute strich sich Christian die Stirn mit dem nassen Ärmel, und glaubte hinter sich den Hauptmann Kitzen schimpfen zu hören:

„Kerls, kriecht nicht. Ihr kommt, wenn die Geschichte aus ist!“

Sie kamen noch früh genug, fünf Gäule von sechs Braunen zu verlieren.

Aber als Christian genauer hinhörte, war es gar nicht Hauptmann Kitzen gewesen, der „Galopp!“ kommandierte. Die Frau war es, die Herrin, und es lag eine große Furcht in ihrer Stimme, wie sie leise flüsterte:

„Christian, jage! Es ist mein Mann!“

Da wollte das Unglück anpacken. Und Christian jagte das letzte Mal in seinem Leben.

Die weißen, weichen, großen, runden und zackigen Flocken fielen, schwebten herab und gaukelten um den fliegenden Wagen, reichten sich die zarten, durchsichtigen Händchen und schlossen den Kreis um das eilende Gefährt. Immer mehr kamen hin, dichter reihten sie den Tanz. Und leise und ruhig, wie Tropfen vom Dach, wenn die Regenwolken längst verweht, sangen sie das Lied:

„Stille, Menschlein, und leise! Was hastet ihr und was lauft ihr? Seid ruhig, regt euch nicht auf. Seid ruhig, ganz ruhig. So — so — ganz ruhig. Wir kommen ja und decken alles zu. Alles, die alten Buchen decken wir zu und die Gouvernanten. Rennt nicht davon, wir decken euch doch!“

Die Hand war warm, die die Leine schlaff hielt, und Christian hatte die Handschuhe vergessen. Da kamen die Flocken, legten sich darauf und schmolzen dahin. Ach du, warmes Blut, was willst du kämpfen gegen die Kleinen, Weichen, Weißen? Sie kommen immer neu. Hundert schmelzen, aber die erste danach bleibt und hundert andere legen sich darauf.

Der Weg ward weiß und der Wald ward weiß, und die Dächer in Mölln waren auch weiß. Da holte Christian den Doktor.

Es war Mittag vorüber, als sie wieder in Sophienhof waren.

Den Knaben Hein Reeck sah sich der Arzt an:

„Lassen Sie ihn schwitzen, gnädige Frau, und morgen wieder fröhlich aufstehen.“

Den Gutsbesitzer Ludwig Hilen sah sich der Arzt an:

„Schaffen Sie Eis und legen Sie's ihm auf den Kopf. Wechseln Sie das Eis, wenn es nötig ist.“

Er maß das Fieber und schüttelte den Kopf. Vater Hilen wußte nicht recht, was er redete. Günther stand mit verwirrten Gedanken und großen, fragenden Augen neben dem Bette seines Vaters und hörte erschreckt, was dieser verwirrt sprach:

„Nehmt doch die Feuerschwerter weg, sie brennen und stechen meine Augen!“

Nach einem Pulver aber und mit dem schmelzenden Eis ward der Kranke ruhiger.

„Ich werde morgen wiederkommen, gnädige Frau, mit meinem eigenen Gefährt, zur Zeit des Lübecker Zugs. Ich werde dann Ihren Herrn Schwager

aus Lübeck mitbringen. Ich werde heute noch depeschieren. Haben Sie vorläufig keine Sorge."

Er ging.

Mama Hilen sollte keine Sorge haben, und der Arzt wollte an Onkel Theodor telegraphieren. Mutter Hilen hatte Sorge, schwere, bange Sorge, aber von den Dienstboten merkte ihr keiner die Sorgen an. Günther hatte Angst, aber Mutter streichelte ihm das Blondhaar und küßte mit heißem Kuß des Knaben große Augen und beruhigte ihren Jungen. So hatte sie selbst die Unruhe, die ihr Herz zusammenkrampfte, besiegt. Als sie an Hein Reecks Bett stand und den Knaben betrachtete, schien es fast, als wollte ein böser Schein über ihr gutes Gesicht ziehen, aber sie wischte den weg, so leicht mit ihrer schmalen Hand, als wäre es ein dunkler Schleier, der zum Hute gehörte. Der Knabe schlief fest und atmete ruhig. Da ging sie wieder in das Krankenzimmer ihres Mannes und zog die Gardinen zusammen, steckte die Schleier fest, daß kein Schimmer des weißen, blendenden Schnees in das Zimmer dringen konnte. Zu der Mamsell aber, die herbeikam, sprach sie mit ruhiger Stimme, und keine Miene verzog sich in ihrem zarten Gesichtchen:

„Holen Sie die schwarzen Gardinen aus dem großen braunen Schrank, der auf der Diele steht; die dunklen Gardinen, die wir brauchten, als Günther krank war, im braunen Schrank, zweite Lade von unten, links."

Da stand ein großer Schrecken im Gesicht der gutmütigen Mamsell; sie faltete die Hände und flüsterte entsetzt:

„O Gott, gnädige Frau, gnädige Frau!"

Aber Mutter Christiane Hilen nickte nur.

Als die Mamsell mit Hilfe eines Mädchens die dunklen Gardinen ansteckte, sahen sie draußen auf dem Hof vor der verschneiten Freitreppe einen Mann stehen, der hatte beide Hände tief in den Taschen, hatte ein dickes Tuch um den Hals geschlungen, stand im Schnee und starrte die Haustür an, die aber tat sich diesen Abend nicht mehr auf.

Das war der Tagelöhner Reeck, der stand da in Kummer und Gram. In Kummer und Gram ging er seiner Hütte zu, ward empfangen von seiner Hausfrau:

„Du Lump, Saufaus!" und mit einem Schwall häßlicher Worte. Da schüttelte er sein schweres Haupt, ging zu seinem Nachbar, der jenseits des Flures das gleiche Kätnerhaus bewohnte, und bat dort um Sitz auf hölzernem Stuhle. In Kummer und Gram durchwachte er die schneeige Nacht.

Und in Kummer und Gram saß die Hausfrau von Sophienhof, ging vom Bette ihres Mannes zum Lager des geretteten Knaben, der sich rote Backen anschlief, und kam wieder zum Gatten, wo sie die Kissen umlegte, ging hin in die Kammer ihres Günther, der mit einem Lächeln eingeschlafen war. Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers lag ein Buch, aufgeschlagen und durch das Tintenfaß beschwert, damit die Blätter nicht umschlagen konnten. Sie las beim Schein ihres Nachtlämpchens und las das Lied vom braven Mann:

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang!"

Sie küßte das Kopfkissen, auf dem ihr Junge lag, und küßte es lange und innig. Dann ging sie wieder in die Krankenstube hinab, erneuerte das Eis, setzte sich hin und faltete die Hände.

Draußen hing der Mond wie eine große Stallaterne in der obersten Tannenspitze und sah auf allen Schnee hinab und freute sich, wie alles so gar ruhig vor ihm lag. Die Erde schlief, und die Buchen hatten sich die weiche Decke ganz über die Ohren gezogen und schliefen. Nur die Gouvernanten flüsterten leise, wie so weit schöner und dichter doch ihr weißer Zobelpelz sei als der aller anderen Bäume. Sophienhof schlief, Dach und Freitreppe und Scheune dicht eingemummt. Der Mond lächelte herab und der Schnee strahlte zu ihm auf:

„Habe ich nicht alles gut gemacht? Da war so viel Unruhe, wilde Pferde galoppierten und tolle Menschen schalten. Habe ich nicht alles gut gemacht? Alles schläft, schläft und ist so ruhig, so friedlich, so ganz still und glücklich."

Und der Mond sprach lächelnd hinunter:

„Du bist der schönste Neuschnee, den ich je gesehen habe. Es ist alles gut."

In das Krankenzimmer konnten sie beide nicht sehen. Da waren die schwarzen Gardinen dicht vorgezogen.

Am andern Vormittag kam der Arzt wieder und brachte Onkel Theodor mit. Der war ganz stille, aber er schloß Günther in seine Arme und wollte ihn nicht wieder freigeben, so sehr der auch loszukommen sich mühte. Als seine Schwägerin ihm entgegenkam, reichte er ihr die Hand, aber sah sie nicht an und sah zur Seite. Dann blieb er und Günther — und Packer natürlich — auf der Diele. Mutter Hilen ging mit dem Arzte zu dem Kranken

„Sie sind eine kluge Frau!" sagte der Doktor, als er die schwarzen Vorhänge vor den Fenstern sah. Dann zog er die ein wenig beiseite.

Und es waren fast nur die Augen des Kranken, die er untersuchte.

Ganz heiße, trockene Umschläge, alle zehn Minuten, Tag und Nacht erneuert, verschrieb er, und er würde morgen wieder da sein.

Hein Reeck ließ er frei, nachdem er ihm eine nachdrückliche Predigt gehalten hatte. Hein Reeck ging nach Hause, der Nachbar holte ihn in seine Wohnung. Da saß sein Vater auf demselben hölzernen Stuhl, auf den er sich abends zuvor gesetzt hatte. Als aber sein Sohn hereintrat, stand er auf. Der ehemalige Gardedragoner zitterte, er hatte Angst vor seinem Sohne. Er war alt geworden. Hein Reeck aber war ein Mann geworden, und gab seinem Vater die Hand, tat es mit todernstem Gesicht. Der Tagelöhner schlug beide Hände vor die Augen und weinte. Doch Hein Reeck küßte ihn. Da wurde der Mann ruhig.

Unterdessen war auf Sophienhof der Arzt wieder zu seinem Wagen gegangen, um heim zu fahren. Onkel Theodor begleitete ihn. Und beide hatten Packer, den braunen Jagdhund, vergessen, der auf der Freitreppe stand, und Günther, seinen jungen Herrn, der mit der rechten Hand Packers Halsband gefaßt hatte und dem Arzte nachsah. Die beiden hatte Onkel Theodor vergessen, sonst hätte er wohl leiser nach dem Unglück von Sophienhof gefragt. Die beiden hatte der Arzt, der das Krankenzimmer in schweren Gedanken verlassen hatte, übersehen, sonst hätte er wohl leiser von dem Unglück von Sophienhof gesprochen.

Als die beiden Herren die Treppe hinuntergingen, fragte Onkel Theodor: „Nun?“ Es war nur ein Wort, aber darin eingeschlossen waren alle Fragen der Welt, die heute für den guten, dicken Onkel Theodor Wert hatten.

Der Doktor nickte.

Onkel Theodor legte seine kurze Hand auf die Schulter des Arztes und schüttelte den.

„Mann, reden Sie!“ sagte er, und seine Sprache hatte etwas von der alten Stärke wiedergewonnen, klang aber heiser.

Der Doktor nickte, aber dies eine Nicken war schwer wie das Fallen des Beiles auf dem Schaffot.

„Vierzehn Tage Dunkelkammer, dann schwarze Brille!“ sagte der Doktor.

Onkel Theodor atmete auf. Er fuhr mit zwei Fingern seiner linken Hand sich zwischen Hals und Kragen, wo es ihm zu eng zu sein schien. Er seufzte schwer und sprach:

„Dann ist ja noch einmal alles gut gegangen.“

Der Doktor nickte. Und wieder fiel das Fallbeil sausend in der Guillotine, aber ein König war es, der seinen bloßen Nacken darunter gelegt hatte. Oben auf dem Dache saßen die Krähen und schrien.

Der Doktor faßte den Wagenschlag, vor ihm stand Onkel Theodor, oben auf der Freitreppe lauschten Günther und Packer und hatten beide ängstliche Gesichter. Die hatte der Arzt vergessen, sonst hätte der Arzt nicht gesagt, was als Todesschatten über Sophienhof jahrelang liegen blieb.

Der Doktor sprach langsam, traurig und deutlich:

„Er wird in drei Jahren unfehlbar blind sein. — Fahr zu!“

Der Arzt fuhr ab. Onkel Theodor war bleich, hatte die Hände zu Fäusten geballt und zitterte. Schweißtropfen perlten auf der Stirne. Oben aber stand Günther und weinte laut.

Als Onkel Theodor das hörte, war der dicke Mann mit drei, vier Sätzen oben auf der Freitreppe bei dem Knaben, kniete nieder, legte beide zitternden Arme um die Hüften des Knaben und rief:

„Günther! O Günther, Günther!“

Es dauerte lange, ehe sich der Mann gefaßt hatte. Dann aber wußte er, daß Günther nicht weinen durfte.

„Weine nicht, Günther!“ Und die Tränen liefen dem Onkel Theodor über die Backen. „Weine nicht und — und sag' deiner Mutter kein Wort davon!“

Günther begriff nicht gleich, was er sollte. Als er es aber gefaßt hatte, hörten die heißen Tränen auf zu fließen, die Onkel Theodor mit seinem großen Taschentuch ihm wegwischte.

Der Schnee aber ringsum flüsterte und sprach:

„Seid ruhig, Menschenkinder. Wir kommen zu euch auch und decken euch sanft. Wir machen alles stille!“

Zunächst aber wurde die Macht des Schnees gebrochen. Der Wind war stärker als jener, als er am Tage nach dieser Aufregung langsam nach Westen umging.

Da saßen zwei betrübte Menschenkinder oben am Lützow-Jahn-Denkmal und sahen auf den Lüttower See hinaus, saßen auf der Bank und hielten sich stille Hand in Hand. Wo hätten sie auch anders hingehen sollen, die beiden, als zum Denkmal, zu ihrem Lützow-Jahn-Denkmal? Wo sie das Träumen gelernt hatten, saßen sie, und trugen schwer an ihrem Schicksal. Der Tagelöhner Reeck war es. Das Unglück, das von ihm ausgegangen, war auch zu ihm gekommen und wollte sein Gesicht stumpf machen. Hein Reeck war es, aber in seinem Kopfe brannten noch wirre Gedanken.

Da war eine Botschaft zu ihnen vom Herrenhaus gekommen: der Tagelöhner Reeck solle weiter arbeiten und solle nüchtern werden. Darüber hatte sich nur Hein gefreut. Dem Tagelöhner wollte es fast so unrecht nicht sein, von allem weg ins Zuchthaus sich zu flüchten. Am Denkmal aber, neben seinem Jungen, entstand doch eine heiße Dankbarkeit in ihm gegen seinen Herrn, der ihn nicht bestrafen wollte. Die Dankbarkeit aber wollte Tat werden, und der Tagelöhner Reeck prüfte seine Muskeln, ob er noch drei Bund Stroh auf eine Gabel nehmen konnte, wie einst zu seiner Zeit.

Und es war ein leises Flüstern gekommen. Von Haus zu Haus war es gegangen und hatte Heins kleines Herz in tödlicher Kälte erstarren lassen, und hatte es in fliegende Schläge gejagt. Der Herr wird blind, wenn er's nicht schon ist! sagte das Flüstern. Darum hatte er ihn aus dem Wasser gezogen, dem kalten Wasser, vor dem Hein schauderte. Und auch in sein Herz zog eine Sehnsucht nach Dank.

Der Westwind wehte und umschmeichelte die Tannen. Warm bin ich, warm, so lasset den Pelz fallen. Die Buchen fingen an zu tauen, langsam und vornehm folgten die Fichten. Da kam das Flüstern auch zu ihnen, das von Haus zu Haus geschlichen war. Und die Bäume weinten. Die Tränen durchlöcherten die feine weiße Schneedecke zu den Füßen der ernsten Fichten, daß der Boden aussah wie die große weiße Schützenscheibe, auf welche die Preisschützen zahllose Treffer geschossen haben. Die Kugeln setzten sich dicht nebeneinander in die Scheibe. Und der Schnee schmolz unter den Fichten dahin vor ihren heißen Tränen, denn auch die hatten ja ein gutes Herz unter dem stolzen Kleide. Dort wurde der Boden zuerst schwarz. Da verlor auch der Schnee auf dem Felde seine lächelnde Weiße. Die Erde schimmerte überall und gierig hindurch. Aber sie weinte, als sie das Flüstern vernahm.

Und dieses Weinen allein und dieses Flüstern hörte Hein Reeck in seinen Träumen. Sein Herz aber sehnte sich nach Dank.

Da kam Günther vorbei mit Tesching und Packer. Er wollte Krähen im Walde schießen. Als er an der Straße unterhalb des Denkmals war und die beiden sitzen sah, blieb er stehen. Hein Reeck aber lief zu ihm hinab, faßte die freie Rechte und sah ihn bittend und flehend an. Günther verstand die Angst nicht in Heins Augen und schüttelte stumm den Kopf und rief nach Packer. Doch da rollten aus Heins Augen zwei dicke Tränen und rollten über seine roten Backen. Er flüsterte:

„Daß der Herr blind wird!“

Eine brennende Röte überzog das ganze Gesicht des kleinen Jägers. Langsam legte sich eine tiefe Querfalte in seine reine Stirne. Dann aber riß er seine rechte Hand frei, wendete sich kurz und scharf um, zögerte noch und sprach knapp und hart:

„Unsinn! Vater wird nicht blind!"

Und ging.

Der Tagelöhner hatte seines Sohnes Klage gehört und seines jungen Herrn laute Antwort; jetzt stand er bei seinem Sohne und sah Günther nach. Die Hände legte der Tagelöhner schwer auf die Schultern seines Jungen und sprach schwerfällig die ersten Worte des Tages:

„Du ihm!" und er zeigte auf Günther — „Ich dem Herrn!" Und er ging dem Hofe zu.

Hein nickte, stand noch eine Weile, atmete hoch auf, denn sein sehnsüchtiges Herz wußte, wo es mit seinem Dank hinsollte, und lief Günther nach.

Der fragte verwundert:

„Was willst du?"

Aber Hein rief bittend, und seine Augen brannten:

„Ich will dir die Krähen nachtragen. Laß mich! Ja?"

Es war eine ängstliche Hast über ihn gekommen, die aber zu stiller Freude ward, als Günther nickte:

„Das kannst du tun."

So kam es, daß der Tagelöhner Reeck wieder der beste Arbeiter auf Sophienhof wurde und sich auch an seine schimpfende Frau nicht kehrte, bis der ihr Gift langweilig wurde. Und so kam es, daß Günther einen Diener bekam, der ihm in Treue und Liebe anhing.

Günther hatte Zeit, auf die Krähenjagd zu gehen. Zur Schule nach Mölln fuhr er heute nicht. Denn als der Bote von Sophienhof zum Pfarrer ging, dort das Unglück des Gutsherrn zu melden, traf er im verschneiten Walde den Boten des Pfarrers, der nach Sophienhof gerichtet war. Ihre Briefe tauschten die Knechte aus und kehrten froh des gesparten Weges um. Der Brief des Pfarrers aber meldete neue Krankheit Margrets.

Am folgenden Tage kam Günther wieder dorthin, aus der Not in neue Not hinein. Der Unterricht wurde wieder mit großem Eifer fortgesetzt. In die Krankheit seines Töchterchens hatte sich der Pfarrer nach eintägigem Kampfe gefunden. Die Schulstunden waren ihm willkommene Ablenkung. Es hat keinen Winter gegeben, in dem Günther so fleißig war und in dem er so viel lernte wie in diesem letzten. Vokabeln lernte er und Regeln, und kam in den Büchern vorwärts. Wenn Pastor Freund an das Aufnahmeexamen in die Untertertia des Katharineums zu Lübeck dachte, so war er froh über diese Fortschritte. Aber er wußte sehr wohl, daß alles andere, was Günther in diesem Winter lernte, all das, was ihm auf den Schulbänken des Gymnasiums auch nicht ein einziges unwissendes, verlegenes, hilfeheischendes, verstecksehnendes Hosenbodenrutschen ersparen konnte, viel, viel mehr Wert für den Jungen hatte, als sämtliche Kasusregeln vorwärts und rückwärts, theoretisch und angewandt, schriftlich und mündlich. Günther wußte nicht, daß er viel lernte, und wußte nicht, was er Wichtiges lernte. Ist es nicht der

größte Reichtum, von dem wir nicht wissen, daß wir ihn haben? Ist das nicht der festeste Besitz, tief in die Seele eingegossen, den uns kein Teufel und kein Mensch rauben kann? Gott aber läßt ihn uns und mehrt ihn mit Gnade und Güte.

Es ging stiller her in der Pfarrstube zu Mölln als im fröhlichen Sommer. Auf dem Gutshof die Sorge um den Vater, im Pfarrhaus die Angst um das Kind, das waren zwei Lasten, auf die ein jeder mit Fingern weisen konnte. Aber es muß schon ein sehr weiser Mann sein oder ein Kind, dessen Seele eine biegsame Weidenrute ist am rauschenden Bach, der Märchen erzählt, wer da die harten Kreuze sehen will, die der Herr im Verborgenen seinen Menschlein auf die Schultern drückt. Das Kreuz des Pfarrers kannte in Mölln keiner, und in Sophienhof ahnte es nur eine, das war Frau Christiane Hilen. Günther aber hatte die Liebe davon.

Doch jetzt war die Sorge um das Kind mächtig geworden. Margret war gewachsen, während sie die Masern hatte, und in die Höhe geschossen in der kurzen Zeit der Genesung. Nun war die plötzliche Kälte mit nachfolgendem Tauwetter über den schmalen Körper gekommen und war mit einer Entzündung in die Lungen getreten.

Ehe aber das Weihnachtsfest kam, waren hier wie dort die schwersten Wolken vertrieben. Ein Nebel blieb doch zurück, durch den die Sonne nicht wieder in alter Klarheit brechen wollte. Im Pfarrhaus verließ Margret das Krankenlager, aber der Arzt hatte geflüstert:

„Achten Sie ständig auf Ihr Herz und rufen Sie mich bei jeder Beklemmung und Atemnot.“

Margret war wieder gewachsen und war schmal geworden und hatte bleiche Wangen. Die Frau Pastor sehnte sich selbst wieder nach ihrem alten kleinen Mädchen, das in den Adern Quecksilber statt Blut gehabt hatte. Nun schien Wasser darin zu sein statt des roten Blutes.

Und in Sophienhof durfte Vater Hilen schon nach neun Tagen Bett und Krankenstube hinter sich lassen, durfte eine schwarze Brille auf seine Nase setzen und durfte mit seinem Jungen im Schatten spazieren gehen, der war lang im Winter. Die Sonne aber sollte er meiden. Günther ergriff die Hand seines Vaters, führte ihn und warnte ihn vor jedem Stein und Stück Holz, das im Wege lag, bis Vater lachend ihm die schwarze Brille auf die Nase setzte. Da erst dachte Günther daran, daß er ja selbst auch einst so schwarzbebrillt herumgelaufen sei, gerannt und gesprungen, und sei doch nicht häufiger gefallen, als für sein Alter normal war.

Neun Tage hatte der Gutsbesitzer liegen müssen und heiße, trockene Umschläge machen müssen. Neun Tage, und der Arzt hatte gesagt:

„Vierzehn Tage Dunkelkammer!“

Das war der schwache Drahtnagel, an den Onkel Theodor ein gewaltiges, großes, schwer eingerahmtes, buntes Bild der Hoffnung hing. Hatte der Arzt sich hier verrechnet, warum nicht auch mit jener trüben Prophezeiung von den drei Jahren.

Günther dachte nicht mehr an das Schreckliche, was von Tagelöhner Reeck ausgegangen war, was er nicht hatte hören sollen und was er doch auf der Freitreppe erlauscht hatte. Er war ja ein Junge. Was hätte aus ihm werden sollen,



Pieta

P. v. Joukovsky

wenn er das nicht hätte vergessen können? Hätte seine Mutter jemals wieder hören können, wie herzlich er lachte? Gott ist gnädig und gibt keinem mehr zu tragen, als seine Kräfte reichen.

Als der Vater am Vormittag zum erstenmal ausging, reiste Onkel Theodor am Nachmittag wieder nach Lübeck. Sein großes Kaffeegeschäft und die Vereine, mit denen die freie Hansestadt schwer gesegnet war, schrien nach ihm.

Und doch lag der Nebel auch über Sophienhof. Die Mutter hatte nicht gehört, was der Arzt gesagt hatte, als er den Kutschenschlag hinter sich zuschlug. Und sie wußte doch, was folgen würde.

Als der Vater am Vormittag zum erstenmal ausging, legte die Mutter sich am Nachmittag für zweimal vierundzwanzig Stunden mit der heftigsten Migräne ins Bett, die schon lange fällig gewesen war, die aber der eiserne Wille in dem zarten, kleinen Körper zurückgedrängt hatte. Die Sorge machte die bösen Kopfschmerzen unerträglicher als sie sonst waren. Da war die Sorge um die Augen ihres Mannes, und da war noch größer, noch heißer, noch wilder, noch ohnmächtiger die Angst um die Augen ihres einzigen Kindes. Welcher Reichtum ist größer, den man jahrelang in Freude und Glück genossen hat, oder den man liebend aufspart, dereinst seine Zinsen davon zu nehmen? Da ist Besitz und da ist Hoffnung. Nimmt Gott den Besitz, so wollen wir stille sein, aber stiehlt er einem Mutterherzen seine Hoffnung, so bäumt es sich auf. Und Gott braucht Jahre, es stille zu machen. Denn die das Hoffen verloren haben, stehen da und frieren, und ihnen allein kann kein Mensch helfen. Die Mutter hatte keinen, mit dem sie ihre Angst teilen durfte.

6. Weihnachten

Aber siegreich über dem Nebel ging die Weihnachtssonne auf.

Weihnachten kam und ward das schönste Weihnachtsfest, das es bis dahin gegeben hat. Da war kein Weihnachtsfest gewesen, das nicht die vorangegangenen alle an strahlender Schönheit weit übertroffen hätte, meinte Günther. Aber dieses Fest war doch das allerschönste, meinte Günther, denn es fing schon in der Nacht vorher, vor dem Tage, von dem der Abend das Allerschönste ist, an schön zu werden. Die neugierigen Halme, die die Wintersaat als vorsichtige Taster vorausgeschickt hatte, sagten, sie hätten schon lange darauf gewartet. Die Buchen mit ihren nackten Zweigen, an denen in den letzten Winkeln noch braune Blätter raschelten, die sich bis dahin vor dem Herbststurm verkrochen hatten, weil sie durchaus nicht auf die alte, runzelige, häßliche Erde fallen wollten, — die Buchen meinten, es wäre jetzt viel besser als das vorige Mal und würde auch länger vorhalten.

In der Nacht vor dem Tage, von dem der Abend das Schönste ist, war endlich und lang gewünscht, spielend und tändelnd, aber segnend und unaufhaltsam Schnee gefallen. Schnee fiel und blieb liegen, locker und leicht; fiel und schichtete sich auf, fiel und lag bergehoch auf den Tannennadeln.

Als Günther am Morgen aufwachte, jauchzte er. Als er aus dem Fenster schaute, sah er den Tagelöhner Reeck den Hof freischaufeln von Schnee, der ackerwagenvoll zum Tor hinausgefahren wurde. Hein Reeck half seinem Vater. Als

aber Günther das Fenster aufpreßte, daß der Fensterflügel den weichen Schnee wie weiße Täubchen in den Hof hinunterfegte, hörte er seines Vaters Stimme den Tagelöhner rufen und vernahm den seligen Befehl:

„Sie müssen gleich eine Tanne aus dem Wald holen, Reed, eine große und schöne."

Da jubelte des Knaben Herz, und seine Freude war heiß wie der Kaffee, den er kaum Zeit hatte zu verschlingen.

„Keinmal werden wir noch wach, heissa! nun ist Weihnachtstag!" sang er.

Da war der Tag angebrochen, von dem der Abend das Beste ist und den die fröhlichen Menschenkinder am Morgen schon und am hohen Mittag auch den Heiligen Abend nennen.

Günther stürmte auf den Hof.

„Hurrah, Hein!" rief er, und sprang mit dem ganzen Körper in einen Schneehaufen.

„Hurrah, Günther!" schrie Packer, der edle Jagdhund, und fand mörderliches Vergnügen an dem Beginnen seines jungen Herrn und half ihm weidlich, den Schneehaufen zu zerwühlen. Die Knechte lachten, wenn sie auch nun von neuem wieder den Schnee zusammen zu fegen hatten. Die Mägde nahmen Schnee mit den Händen, wenn sie zu den Kühen und Kälbern vorbeigingen, und warfen mit ungeschickten Armen nach den Knechten, und kicherten, wenn sie trafen, und kreischten, wenn sie verfolgt wurden. Und es war eine große Lust und Fröhlichkeit.

Nur Hein stand still zur Seite.

„Freue dich, Hein!" rief Günther und überschüttete ihn mit Schnee.

Und von der andern Seite bellte der Hund:

„Freue dich, Hein!"

Aber Hein freute sich nicht.

„Weihnachten ist heut!" sang' Günther, und Packer heulte die zweite Stimme zu diesem Grundtext des Tages.

Aber Hein sprach leise:

„Bei meiner Mutter nicht!"

Günther sah ihn rasch mit einem schielenden Blick an.

„Unsinn!" rief er. „Heute ist überall Weihnachten. Dein Vater geht ja eben hin und holt den Weihnachtsbaum."

„Ja, für euch", antwortete Hein. „Wir bekommen keinen."

„Ihr bekommt keinen?" fragte Günther erstaunt. „Warum denn nicht?"

Da ward das Taglöhnerkind bitter und antwortete fast gehässigen Tones:

„Meinst du, das Weib putzt uns einen an?"

Wenn du wüßtest, Junge, Günther, welches Elend das ist, seine Mutter das Weib zu nennen, dein kleines Herz würde sich zusammenkrampfen und würde mehr Kummer erfahren, als es ertragen kann.

Günther spielte weiter, tollte mit Packer durch Hof und durch Garten, nahm sein Tesching und streifte durch die Ställe. In den Kuhstall ging er zuerst hinein. Als Hein das sah, ging ein freudiges Leuchten über sein stilles Gesicht. Während sein junger Herr im Kuhstall verschwunden war, lief er an die Tür, die zum Pferde-

stall führt und rief mit gedämpfter Stimme etwas in den Stall hinein. Eben zeigte sich der Kopf des Pferdeknechtes in der oberen Tür; der grinste auch in tiefem Be gnügen von Ohr zu Ohr. Dann zog der Pferdeknecht wieder sein gespaltenes Haupt in das warme Dunkel des Stalles zurück, und dann schloß Hein erst die obere Hälfte der gespaltenen Tür, sodann die untere Hälfte, zog den mächtig großen, rostigen Schlüssel ab und steckte ihn in seine Tasche, die kaum das Eisen bergen konnte. Als Günther aus dem Stall der wiederkäuenden Milchgeber heraustrat, schaufelte Hein eifrig im Schnee. Als der Herrensohn pfeifend und Packer bellend quer über den Hof gingen, drückte sich der Tagelöhnerknabe hinter den Schneehaufen. Und als unser blondlockiger Liebling mit seinem braunen Favoriten an der verschlossenen Tür zur Behausung der glattgestriegelten Haferfresser rüttelte, lugte der braunhaarige Träumer verschmitzt hinter seinem Schneehaufen hervor, und der ganze Hof lächelte. Wen von den Knechten Günther staunend und trotzend, bittend oder befehlend anrief, der wandte ihm seinen breiten Rücken zu und hielt die bestrickhandschuhte Faust vor den platzenden Mund. Bis Günthers Mama ihren lieben Jungen zum Frühstück rief.

Günther folgte sofort, denn betreff des Pferdestalles war ihm ein ganz verwegener Gedanke gekommen, der ihn fast verleitet hätte, Packer zu umarmen und auf die kalte Schnauze zu küssen. Aber er zügelte seine Begier und wartete, bis er im Haus und am Frühstückstisch war. Dort stand seine Mutter und hatte beide Hände beschäftigt, ihm eine Brotschnitte mit roten Wursttalern zu belegen. Da ging er hin und küßte die Wehrlose in überquellender Herzensfreude.

„Da, iß!“ sagte die Mutter.

Aber der Junge schaute schelmisch aus zwinkernden Augenwinkeln zur Mutter auf.

„Du, der Pferdestall ist für mich verschlossen.“

Und die Mutter sagte kalt und ruhig und verzog nicht eine Miene:

„Das weiß ich, mein Junge. Eins von den Pferden ist krank geworden. Vater hat schon zum Tierarzt geschickt.“

Da hängte sich der Schatten der Enttäuschung an des Knaben Mundwinkel. Ein Tier krank, ja, dann waren die Ställe immer für ihn verschlossen. Nur deshalb waren ja große Schlösser an den Türen angebracht. Nachher leckte dann eine Stute ihr junges Fohlen oder eine Kuh hatte gekalbt. Warum hatte er auch nicht gleich daran gedacht? Günther schaute auf seine blendend rote Fleischwurst und sah nicht der Mutter feines Lächeln. Die Fleischwurst gab den Mundwinkeln zu tun. So wippten denn die wieder in die Höhe und warfen die Enttäuschung sattellos ab.

Aber dem Jungen kam der andere Gedanke wieder, der hinter all seiner Lustigkeit des Morgens gedroht hatte, und er sprach leise, wie die erwachsenen Menschenkinder klagend zu ihrem allmächtigen Gott sprechen, der die Allgüte ist:

„Hein Reeds Mutter will keinen Weihnachtsbaum.“

Warum deckte die Mutter beide Augen mit der Hand? Ach, sie will nur noch einmal den Ton der mitleidigen Knabenstimme hören und ihn tief bewegen in ihrer Seele. Ach, sie will nur die Freude nicht leuchten lassen, die in ihrem Herzen glüht.

„Dann muß man ihm einen bringen!" sagte leise die Mutter und nahm einen unnützen Teller und trug ihn hinaus und ließ ihren Jungen allein. Der sah ihr denkend nach und biß heftig in sein Brot und schluckte es hinunter, riß die Mütze auf seinen Blondkopf und lief hinaus und rief mit lauter Stimme:

„Hein!"

Der war bald da. Packer brauchte nicht erst gerufen zu werden.

7. Knecht Ruprecht

Die drei gingen in ihrer Gangart, sie liefen durch den Garten und die schmale Pforte in dem weißgestrichenen Holzgatter. Sie liefen auf dem schmalen Fußpfade, der auf der einen Seite den niedrigen, heidebewachsenen Hang hat und auf der zweiten Seite, nach dem See zu, von einzelnen Kiefern begleitet wird, die sich zu weit in das Bereich der Menschen vorgewagt haben. Aber sie waren eigentlich nicht freiwillig gekommen, die Kieferngenossen hatten sie geschickt, denn es waren ihre prächtigsten Exemplare, mit weit ausgreifenden Zweigen, die den Hang hinaufkrochen — Heidekraut stand braun zwischen den schwerbeladenen Nadeln — und mit graden, rissigen braunen Stämmen, die an der Spitze zwischen weißem Schnee und schwarzen Nadeln in der Sonne brennend rot herabgrüßten. Die drei Jungen, Günther, Hein und Packer, blieben auf diesem Wege, bis sie fast über der Schmalseebrücke standen. Dann gingen sie rechts ab und stiegen in die Höhe auf weichen, verschneiten Wegen. Der weiße Schnee leuchtete heilig, die Buchen standen andächtig, und stumme Ehrfurcht schlich in die Herzen der Knaben, die Weihnachten entgegengingen.

Durch fußhohen Schnee stapften die Knaben den schmalen Waldpfad und stapften bergan. Die Buchen standen weiß zur Seite und neigten die alten Häupter, wie goldener Weizen, wenn er auf weitem Feld zum Schnitte reif ist. Wenn eine hungrige Krähe krächzend aufflog, wolleten hundert Schneewatteflocken lautlos herab. Aber der Schnee gab weichen, matten Sammetschein. Doch dann nahm sie der Tannenwald auf. Auch der hatte das weiße Pelzkleid über die schmale Schulter geworfen, aber als der Pfad schmaler wurde und tief in ihn einschlängelte, da führte er in die Höhe des Raubtieres Nacht, das dort am Tage seinen Schlaf hielt; aber in der Dämmerung senkt es sich auf die Erde und umkrallt seine Beute.

Da hinein gingen die Knaben und fürchteten sich sehr. Da scholl ein silbernes Läuten durch den Tannenwald einher, ein Läuten, wie es die Mutter an diesem Abend noch tun wird, wenn die Zeit der Bescherung herbeigekommen ist. Packer stand starr und hielt den Schwanz gradaus nach hinten. Günther ergriff Heins Hand. Und in dem Walde geschah ein Leuchten, wie der Flecken der Weihnachtskerze, die heute abend zu oberst auf dem Baume blitzen wird. Das kam den Pfad herunter, den die Jungen bergan gingen, und war ein alter Mann mit langem grauen Barte, mit freundlichen Augen, über deren weißen, buschigen Brauen gleich die braune, beschneite Pelzmütze stand; und ein weiter Mantel, brauner Pelz innen, aber graues Sacktuch außen, schlug um die stampfenden Schmierstiefelbeine. Das Läuten aber und das Leuchten kam von einem Tannenbäum-

chen, das der Wanderer über der Schulter mit dem dicken Fausthandschuh hielt; die Rechte setzte den Stab stark auf den Boden, und wenn sie ihn hob, klapperte er an eine mächtige, vollgepfropfte Tasche. Sah da nicht ein Puppenkopf heraus? Und eine braune Rute?

Packer bellte den Fremden nicht an, obwohl er es für eine Pflicht der Höflichkeit hielt, jeden Wanderer anzubellen. Die Knaben sahen die guten Augen des Mannes und ihre Freundlichkeit, faßten sich fest an den Händen und fürchteten sich nicht. Der Wanderer kam näher und blieb vor den Knaben stehen.

Klang seine Stimme nicht wie die des Herrn Pfarrers Freund, wenn er auf der Kanzel stand und nicht predigte, nur erzählte? Die Stimme war tief und fast rauh, aber war da nicht ein Ton ganz zu unterst, der so tönte, wie wenn die süße Mutter „Gute Nacht“ sagt?

Der Wanderer stand vor den Knaben, sah sie freundlich an und redete zu ihnen:

„Ich bin nun wahrlich weit genug gewandert“, sagte der alte Mann. „Ich kann mich gut hier ein wenig ausruhen. Ich muß auch noch weit genug wandern durch all den schönen Schnee. Warum soll ich mich nicht ein wenig zu euch setzen? Ihr werdet ja gute Jungen sein. Aber in den Schnee setze ich mich nicht; erst wollen wir uns doch eine Bank verschaffen.“

Er sah sich um und ersah eine rote Kiefer, die berührte er mit seinem Wanderstabe. Da beugte sich die rote Kiefer und ward eine gerade, ebene, bequeme Bank, ein behauenes und gehobeltes Brett, das auf vier Rundhölzern aufliegt. So steht sie noch heute in den Brunsmarker Tannen am rechten Ufer des Lüttower Sees, fast oberhalb der Schmalseebrücke, eben und bequem, aber ohne Lehne, und wird heute noch von dem Gutsherrn von Sophienhof gepflegt und heilig gehalten. Sein Tännchen steckte der Wanderer kerzengerade in den tiefen Schnee, dann setzte er selbst sich auf die Ecke der Bank.

„Setzt euch, ihr Jungen!“ sagte er, und die Knaben fürchteten sich nicht und setzten sich hin, um mit dem Alten auszuruhen; Günther zunächst dem Wanderer, Hein auf der anderen Ecke, wo auch für den Hund Packer noch ein trockenes Fleckchen blieb.

„Seid ihr auch gute Jungen?“ fragte der wunderbare Wanderer. „Könnt ihr beten?“ fragte er mit seiner tiefsten Baßstimme, die doch in Günthers Ohren klang, als sagte am Abend seine liebe Mutter: „Nun sprich dein Nachtgebet, Günther!“

„Ja, lieber Knecht Ruprecht!“ sagte Günther, und faltete die Hände, aber Knecht Ruprecht sprach:

„Das mußt du hernach tun. Ich denke, ich habe verschiedene Dinge für dich im Sacke oder habe auch einiges schon mit der Post vorausgeschickt. Es gibt jetzt mehr Kinder zu beschenken als vor zehntausend Jahren, aber die Beförderung ist mir auch bequemer gemacht als vor zehntausend Jahren, als es noch keine Eisenbahnen und Landbriefträger gab.“

Hein riß in sprachlosem Staunen seine blauen Wasseraugen auf und schüttelte den Kopf, aber der Alte schwatzte weiter:

„Da werde ich immer noch gerade zur rechten Zeit fertig. Bloß wie es werden soll, wenn erst mal die Heiden alle zu unserem Herrn Jesus Christus be-

kehrt sind, all die schwarzen und roten und gelben Heiden, und die weißen auch, das weiß ich wirklich nicht. Aber darüber will ich mir heute noch keine grauen Haare wachsen lassen. Mein Kopf ist sowieso schon weiß wie dieser junge Schnee. Vielleicht nehme ich mir dann einen Gesellen an."

Die Kinder horchten, und der Alte schwieg eine Weile. Dann sprach er weiter:

„Es ist doch ein eigen Ding, daß die Kinder sich so oft vor mir fürchten. Manchmal schreien sie, und manchmal kriechen sie unter das Bett. Da ist es recht lieb von euch beiden, daß ihr nicht auch weggelaufen seid. Dafür dürft ihr auch recht froh sein zu diesen Weihnachten, beide recht froh. Da, nimm das Bäumchen, Günther, das ich bisher getragen. Ist gut, wenn du es weiter trägst. Du sollst aber auch ein guter Junge bleiben. Und nun, behüt euch Gott! Ich habe noch weite Wege."

Und damit stapfte der Alte von dannen. Das Tännchen hatte er neben der Bank stehen lassen. Das nahm Günther und trug es nach Hause.

8. Julklapp

Es war Mittag, als sie wieder in Sophienhof waren. Hein ging zu seinem Vater und erzählte nichts. Günther brachte das Tännchen mit in das Eßzimmer und erzählte nichts.

„Was willst du denn damit?" fragte der Vater.

„Hein Reeds Mutter putzt keinen Baum an", antwortete Günther.

„Wir machen das Bäumchen nachher schön", sagte die Mutter. „Ein Kerzchen und ein Glöckchen hast du ja schon dran. Jetzt komm und iß."

Um fünf Uhr, hatte der Vater gesagt, sollte der Ackerwagen für die Leute angeschirrt sein, denn eine Stunde danach wollte Pastor Freund in der alten Kirche zu Mölln Christvesper halten. Um halb sechs Uhr sollte Christian mit dem Schlitten vor der Freitreppe warten, der sollte den Vater und Günther in die Kirche bringen. Also blieb Günther am passendsten die halbe Stunde zwischen der Abfahrt der Leute, unter denen der Tagelöhner Reed und sein Junge Hein sicher sein würden, und dem Vorfahren des Schlittens vor der großen Freitreppe des Herrenhauses. Dann mußte er für seinen Freund und treuen Diener Hein den Weihnachtsmann spielen.

Die Dämmerung war zur Zeit des Nachmittagskaffees aus dem Tannenwald oben über der Weihnachtsbank nach Sophienhof gekommen. Als der Leutewagen mit großer Lustigkeit vom Hof fuhr, war es dunkelblaue Schneenacht. Darin flackerten wie Sterne an Günthers kleinem Tannenbaum die bunten Lichter und tropften auf die roten Äpfel herab, wenn der Knabe seinen Weihnachtsbaum schräg gegen den Bauch stemmte, die rechte Hand am Stamme, die linke an dem einfachen Holzkreuz unter der Wurzel.

So ging er in die Kate hinein. Aber als er den Türdrücker bewegen wollte, da zagte er doch und wagte es kaum, denn durch den Spalt kam ein trüber Lampenschein, und durch das Holz der Tür drang ein Lärm, als da drinnen die Feuerzange

gegen den eisernen Ofen geschleudert wurde. Nur der grimmige Fluch, der solchen harten Wurf begleitete, drang nicht an des Knaben Ohr. Der zagte doch eine lange Weile horchend auf der Diele. Das Bäumchen schwankte in seiner Hand, langsam tropfte das Wachs und märchenleise tönten die Glasglocken, die der Mutter schmale Hand an Günthers Bäumchen gehängt hatte.

„Dann werden aber an deinem eigenen Baum ein paar Glocken weniger läuten", hatte sie gesagt, doch Günther hatte gerne den Klang hergegeben.

Nun aber rollte vor seinen Ohren der verschlossene Grimm hinter der Holztür, und nun tanzte vor seinen Augen nur die Angst, denn da drinnen saß, was weit gefährlicher war als alle triefäugigen Hexen des Waldes, das Weib, Hein Reeds Mutter.

Die hatte noch einmal gewütet, als vor etlichen Minuten Vater und Sohn die Kappe von dem Nagel nahmen und ohne Gruß hinausgingen, um vom Hof aus in die Christvesper zu fahren.

„Müssen die Narren allen Unsinn mitmachen?" hatte sie geschrien. Aber sie hatte nun schon wochenlang keinen Erfolg mehr mit ihrem Schimpfen. Ja, als sie noch ab und an ihren Gardedragonermann als Vieh betrunken taumeln sah, da konnten die giftigen Reden ihr noch Befriedigung gewähren. Seit aber „der viehische Mensch" das Messer gegen seinen Herrn gezückt und „der blöde Bursche" ins Wasser gegangen war, trafen ihre Giftworte auf schweigendes Dulden. Heute hatte sie's sicher zum letztenmal versucht. Wer wollte denn noch bei Holzklötzen zur Ordnung sehen? Wer noch reden, wo keiner hörte? Nein, sie wollte ganz still dasitzen, denn sie war ja doch das unglücklichste Mensch von der Welt. Aber warum war sie das nur? Ja, schweigen wollte sie wohl, aber denken würde sie bestimmt ihr Teil, denken; und das tat sie denn jetzt schon.

Da gingen die beiden Narren und wollten Weihnachten feiern. Weihnachten? Torheit! Jesus Christus? Blödsinn! Hatte sie je Weihnachten gefeiert? Je einen Lichterbaum gesehen? Jemals und irgendwo Weihnachtslieder gesungen?

Nie, wirklich niemals?

Was will da für ein Bild vor ihrer Seele, die versunken war, auftauchen? Hatte sie jemals an so etwas gedacht? War ihr irgendwann schon diese Erinnerung gekommen?

Da fluchte sie und warf den Feuerhaken hart gegen den eisernen Ofen, und da zagte der Knabe vor ihrer Tür. Aber das Schleierbild wich nicht.

War sie nicht ein Mädchen gewesen, das im feuchten Keller einer Hinterhauskaserne in der Großstadt aufwuchs? Wann war denn die Großmutter gestorben, die das Ding zu sich genommen hatte, weil es ohne die Alte verkommen wäre? Denn die Mutter war weg und ein Vater war da nicht. Oder war sie etwa nicht verkommen?

Da fluchte sie einen viel grimmigeren, heißeren, bittreren Fluch, aber sie schrie ihn nicht, sie klagte ihn. Und Günther stand hinter der Tür und wartete sehnsüchtig auf seinen Mut.

Wann war denn die häßliche, taube Alte gestorben? Hatte die Hände gefaltet und sich auf ihrem Strohsack ein letztes Mal gekrümmt und gereckt? Da hatte sie ja

wohl geweint. — Geweint? Seitdem sicher nicht wieder. Da war doch Hein ganz ihr Junge, der hatte auch nie geflennt, wenn sie ihm die Haarbüschel auszog. Ihr Junge, alberner Gedanke. Ja, wenn sie sich nur noch ein einziges Mal von Herzen ausschimpfen könnte, gemeine Worte ihnen ins Gesicht spucken und dann auf und davon gehen. Aber so kamen natürlich die albernen Gedanken.

Ja, da war ja wohl auch ein Baum gewesen, Weihnachten in der kalten Stube, als die Großmutter die Hände gefaltet hatte und starr auf dem Strohsack lag, als die taube Alte gestorben war und das Ding gar keinen mehr hatte im Keller und im Hinterhaus und in dem großen Häuserblockmeer und in der weiten Weltwüste. Es war nur ein ganz, ganz kleines Bäumchen gewesen, und gestohlen war es auch, aber ein einziges flimmerndes Lichtlein war doch daran gewesen. Und ein einziges zitterndes Liedlein hatte das Ding doch gesungen, einmal ihr klägliches „Stille Nacht, heilige Nacht," — als währenddessen die Alte einfach eingeschlafen war und gestorben.

Albern genug, an so etwas noch zu denken, wenn man eine Frau ist, die sie hassen und verachten. Aber — Herr Gott! Was tut sich denn da so langsam und vorsichtig die Tür auf und läßt einen Glanz herein von ewigen Sternen und ein Klingeln von silbernen Glocken?

Die Frau sprang auf und wehrte mit den Händen der Erscheinung, Günther aber blieb ängstlich verzagt in der offenen Tür stehen. Die Frau starrte mit stieren Augen den Glanz und den Klang an und wich zurück wie ein Raubtier scheu vor der roten Feuerblume. Günther schritt hastig zu dem nackten Tisch und stellte schnell das Bäumchen darauf.

„Für Hein!" sagte er und machte kehrt und lief hasenfüßig durch die Tür und durch den Schnee auf den Hof, wo der Schlitten schon vor der großen Freitreppe stand. Die Pferde stampften mit den Hufen und die Schellen klangen, Christian knallte mit der Peitsche. Der Vater kam, und durch den dunkeln Wald glitt lautlos mit fröhlichem, breitem Schellengeläut die glatte Jagd.

Auch in der Kirche standen zu Seiten des Altars zwei schlanke, hohe Bäume, mit Weihnachtswattenschnee auf den schwarzen Zweigen und vielen graden, weißen, schimmernden Kerzen. Und die Orgel brauste ihr Jubellied, und die Schulkinder auf dem Chore sangen ihren schmetternden Lockruf an die Hirten auf dem Felde, daß sie kämen, das Wunder zu schauen, und der Onkel Pastor stand am hochgedeckten Taufbecken zwischen den Bäumen und las mit seiner schlichten, warmen Stimme die alte, heimliche Geschichte von der Geburt des holden Knaben.

Und es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt sich schätzen ließe.

Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, als Cyrenius Landpfleger war in Syrien. — —

Und ein Jauchzen zog in alle Menschenherzen.

Als der Schlitten bald nach sieben Uhr wieder vor der großen Freitreppe des Herrenhauses auf Sophienhof hielt, begann die peinvollste Zeit für den Knaben, die es an diesem Tage gab, von dem erst der Abend das Schönste war. Abend

war es, heiliger Abend war es schon lange, und der Mond stand über dem schimmernden See. Aber die sorgende Mutter hielt nach der Messe einen Imbiß für nötig, und der tötete dem Knaben die herrliche Zeit.

Aber dann kam der jubelnde Leutewagen scherzend und singend in den Hof gefahren. Und alle die Väter und die Mütter, die Mägde und die Burschen, die Knaben und die Kinder kamen mit scheuen, schweren Stiefeln und mit erwartenden großen Glanzaugen auf die Diele und erhielten ihre harten Weihnachtstaler und ihre weichen Weihnachtstücher, ihre runden Weihnachtsäpfel und ihre langen Weihnachtshonigkuchen. Hein Reeck aber erhielt einen wahrhaftigen ganzen Anzug, der war aus einem von Günthers Kleidern zurechtgeschneidert. Und Günther war es, der ihn dem frohen Knaben überreichte. Aber als dann die Väter und Mütter, die Knechte und Mägde sich bedankten und gingen, da sah Günther nicht, wie sein Vater heimlich den Knaben Hein am Ärmel zupfte und ihm zuflüsterte:

„Du mußt sofort wiederkommen, Hein, du weißt —"

Und Hein wußte und lachte in stiller Seligkeit.

Nun saßen Vater und Sohn Hand in Hand auf dem Sofa und hatten die Lampe ausgepustet. Ewigkeiten waren die Minuten. Vater Hilen versuchte das alte Mittel seiner spannenden Erzählung:

„Sall 'k di wat von Voß vertellen?"

„Ja!" sagte Günther. Aber der Vater antwortete:

„Ja mußt nich seggen. Sall 'k di wat von Voß vertellen?"

„Nein!" sagte Günther. Aber der Vater antwortete:

„Nein mußt nich seggen. Sall 'k di wat von Voß vertellen?"

„Na denn los!" sagte Günther. Aber der Vater antwortete:

„Na denn los mußt nich seggen. Sall 'k di wat von Voß vertellen?"

Aber auch dieses alte Mittel wollte nicht recht verschlagen.

Unterdessen ging der Tagelöhner Reeck mit seinem harten Weihnachtstaler, seinem weichen Weihnachtstuch für seine Frau, das Weib, das zuhause im Holzstuhl finster träumend kauerte, und seinem runden Weihnachtsapfel und langen Weihnachtshonigkuchen für seinen Jungen, und ging Hein Reeck mit seinem neuen warmen Anzug über dem Arm und lächelnden Gedanken an seines jungen Herrn prächtige Weihnachten und seines großen Herrn letzten, mahnenden Befehl, gingen die beiden ihrer Kate zu, traten auf die Diele, sahen den flackernden Schein der trüben Lampe durch die Ritze der Holztür, taten die Tür auf und standen vor dem Lichterbaum, der in verlöschender Herrlichkeit aufflimmerte, standen und starrten und taten die Mäuler auf.

Hein Reeck aber, der weiche Junge, der träumerische Knabe mit dem jungen Herzen, wie er den Baum sah und seine Mutter, das Weib, ihnen still entgegenstarren, warf er den Anzug auf den Fußboden, lief zu der stummen Frau auf dem Holzstuhl und sprach zum erstenmal das Wort aller Worte, sprach das Wort:

„Mutter!"

Die aber stand hart auf und schob den Jungen von sich, sah auf ihren Knaben herab, aber in ihren Augen zitterte eine Träne, die klang auch durch ihre Stimme, die da tonlos sprach:

„Der junge Herr hat ihn gebracht."

Dann verließ die Frau das Zimmer und die beiden Staunenden und ging in den Schnee hinaus.

Der Tagelöhner Reed aber erinnerte seinen Jungen an den Befehl des Gutsherrn.

Es war Stunden danach in der Nacht, als die ruhelose Frau wieder die Stube betrat, in die ein reines Knabenherz den Weihnachtsglanz getragen hatte. Hein schlief in der Kammer, aber der Tagelöhner saß vor verlöschender Lampe und wartete seines Weibes. Die beiden, Mann und Frau, sprachen kein Wort miteinander; sie gingen in die Kammer, zogen sich aus und legten sich hin, aber sahen sich nicht an. Es blieb auch die nächste Zeit, wie es vorher gewesen war. Es herrschte Schweigen in der Tagelöhnerkate. Aber das Schweigen war ein anderes geworden. Und es kam die Zeit, wo die Frau ihrem Sohne einen blutenden Finger verband, und es kam auch die Zeit, wenn sie auch noch lange auf sich warten ließ, es kam doch der Tag, an dem die Mutter niederkniete und ihren Jungen küßte.

Aber die Weihnachtsglocken am Tannenbaum in dem Eßzimmer des Herrenhauses hatten geläutet, fein und klingend, einmal und ein zweites Mal. Günther sprang vom Sofa auf und zerrte seinen Vater nach sich. Günther riß die Doppeltür auf und stand einen Augenblick geblendet vom Glanze, dann aber, ehe er noch irgend etwas im Saale, auf den Stühlen oder auf den Tischen erspäht hatte, warf er sich seiner Mutter in die Arme und küßte sie mit stürmischem Jubel. Vater stand dabei und rieb sich die Hände.

Was ist denn das Große am Weihnachtsfeste? Es sind die Geschenke nicht und ist der Lichterglanz nicht, es ist nur das eine, daß man Liebe zeigen darf. Liebe an dem Tage, an dem Gott seinen Kindern Liebe gezeigt hat.

Geschenke waren da eine ganze Menge, und Günther hat sie nachher in einem langen Brief an die Edeltante in Ratzeburg, den er nur gezwungen schrieb, aufgezählt. Jetzt ergriff er sie immer wieder, wandte sie um und griff nach einem neuen. Da ward die Tür aufgerissen und eine schrille Stimme rief:

„Julklapp!"

Das war der Mamsell Stimme gewesen, und nur Günther wußte, wer im Pfarrhause zu Mölln den Uhrhalter mit seiner Laubsäge für den Vater und das Schlüsselbrett für die liebe Mutter gemeistert hatte und wie viel Sägeblätter dabei zerbrochen waren. Vielleicht wußte das Margret auch, aber sie haben es beide nicht gesagt.

Und wieder ward die Tür aufgerissen und wieder fiel ein Paket polternd in die Stube, und wieder rief eine hohe Stimme:

„Julklapp!"

Günther, mein Junge, was hat Hein hier „Julklapp" zu rufen?

Günther besah sich den großen Packen, drehte ihn auf die Seite und las die Aufschrift, und las laut mit leiser Enttäuschung:

„An Frau Gutsbesitzer Hilen! Mutter, schnell, mach auf!"

Und als Mutter den Bindfaden mit geschickten Fingern lösen wollte, brachte

er die Schere und schnitt den Faden durch und riß das Papier ab. Da kam ein neues verschnürtes Paket heraus und war „an den Herrn" gerichtet. Wieder half Günther, die Verpackung zu lösen. Da kam eine Zigarrenkiste zum Vorschein, aber ein Zettel klebte darauf, da stand geschrieben:

„An die Mamsell!"

Die stand schon lange neben der Tür, kam mit einer Kneifzange und öffnete. Da war eine Pappschachtel darin, aber die sollte Anna, das Dienstmädchen, haben. Auch die Schachtel wurde geöffnet, da lag ein Briefchen drin, wohl verklebt und adressiert an — ja wirklich, Junge, an Günther Hilen! Der sprang und tanzte auf einem Bein und konnte kaum Ruhe finden, zu zerreißen. Und auf dem Zettel stand:

„Geh in den Kuhstall!"

„In den Kuhstall?" fragte Günther, und sein Gesicht wurde lang, aber seine Augen glänzten.

„Zeig' einmal her!" sagte der Vater, nahm das Blatt aus Günthers hastigen Händen, ging langsam an die Lampe, legte das Blatt mit der Schriftseite nach unten auf den Tisch, nahm die schwarze Brille ab, die er noch immer trug, zog das lange Taschentuch aus der Jacke, putzte die Gläser — „Mach doch rasch!" rief Günther —, setzte die Brille auf die Nase und schob sie zurecht, hob das Papier auf, hielt es falsch und drehte es zur Seite, aber zur falschen, drehte es richtig, las und schüttelte den Kopf, legte das Blatt hin — „Mach doch zu!" rief Günther —, sah seinen Jungen an und sah Mutter an, die lächelte leise, sah die Mamsell an, die hielt sich den Schürzenzipfel vor den Mund, und sah die Magd an, die drehte sich zur Wand ab, sah wieder den Jungen an — „Nun sag doch etwas!" rief Günther — und sprach:

„Ja, wiß und wahrhaftig! Du sollst in den Kuhstall gehen. Was sagst du nur dazu, Mutter?" fragte er mit furchtbarem Ernst.

„Ich weiß auch nicht, was ich dazu sagen soll!" antwortete die Mutter.

„Wirklich, du sollst in den Kuhstall gehen, Günther. Was sagen Sie dazu, Mamsell?" fragte verwundert der Vater.

Aber die Mamsell sagte gar nichts. Günther jedoch schob mit beiden Händen und mit der ganzen Kraft seines Körpers den Vater zur Tür hinaus. Der Vater ließ sich schieben, Günther schob, die Mutter folgte, die Mamsell kicherte hinterher und die Dienstmagd hielt sich die Seiten und schwankte nach. Auf der Diele, jenseits der Schwelle der offenen Weihnachtsstubentür, stand die Milchmagd, lachte und wankte hinter der schwankenden Zimmerjungfer einher. Draußen auf der Freitreppe stand der Pferdeknecht, der im Pferdestall schlafen sollte, hielt nur mit Mühe seine Pfeife im lachend verzogenen Munde und ging hinter dem wankenden Milchmädchen einher. An der untersten Stufe wartete der junge Ochsenknecht, hatte beide Hände in der Hosentasche, den Mund von Ohr zu Ohr gezogen, und ging hinter dem lachend rauchenden Pferdeknecht einher. Und Vater und Junge und Mutter und Mamsell und Zimmermädchen und Milchmagd und Pferdeknecht und Ochsenknecht — aber halt, kommt da nicht auch noch Packer, der Hund, angesprungen? — ging der lange Zug quer über den Hof in den Kuhstall; der war ganz matt von einer Öllaterne erleuchtet.

Und sie standen alle an der Türe, alle die neun, die da lachender Erwartung voll waren, suchten und sahen und fanden nichts.

„Da hat dich wohl der Julklapp genarrt, mein Günther!“ meinte der Vater. „Ich habe mir gleich so etwas gedacht. Was solltest du auch im Kuhstall?“

„Nein!“ sagte Günther bestimmt.

Aber da kam schon Hein aus dem Dunkel herausgetreten, hatte eine große Stallaterne in der Hand, deren Glasscheiben hatte er blendend rein geputzt, stellte sich vor den Knaben hin und sprach würdig:

„Komm und folge mir!“

Und wieder ging der Zug mit Augen, die in die Dunkelheit sich bohrten, mit Hälsen, die aus dem Rockkragen herausquollen, mit zuckenden Fingern, die sich in den schmerzenden Arm kniffen, vorsichtig, langsam, schleichend, suchend, der Laterne des Tagelöhnerknaben nach, quer über den Hof.

„Der Pferdestall?“ hauchte Günther die Frage. Hoch pochte sein Herz.

Und die Tür des Pferdestalles ward wirklich geöffnet Hein trat rasch hinein und zur Seite, grell beleuchtete die große Laterne den Stand, der gerade der Stalltür gegenüber lag.

Günther prallte zurück.

Aber dann jauchzte seine Stimme, und er rief, schrie, jubelte, kreischte in höchster Entzückung, in tollster Freude, in pochender Lust:

„Ein Pony! Vater, o Vater, ein Pony!“

Und der Junge sprang vor und rannte in den Stand und umarmte den Pony und küßte ihn auf das Maul. Alle Pferde aber drehten ihre Nasen verwundert nach ihrem kleinen Liebling.

„Ein Pony, Vater! Mutter, Mutter, ein Pony!“

Günther kletterte hinauf, der Vater half nach, und stolz ritt der Junge auf seinem Pony.

Das war die Höhe des Tages, von dem der Abend das Beste war, das war der Glanzpunkt an diesem Heiligen Abend.

Aber als Günther endlich im Bett lag und gebetet hatte, als er seiner lieben Mutter die Arme um den Nacken schlang und ihren Kopf herabzog, da flüsterte er ihr das selige Wort zu:

„Ein Pony!“

Mit dem Pony schlief er ein, und dann warf der Knabe schlenkernd seine nackten Beine auf den Rücken des kleinen Pferdes und zertrampelte ihm mit den weichen Hacken die Seiten und ritt auf ihm im schlankften Trabe geradewegs mitten in das Land der Träume hinein. Da standen Linden, blühende, duftende Linden zu beiden Seiten des Weges und schlossen so dicht ihre Kronen, daß der Knabe kein Stück des blauen Himmels sehen konnte. Und es war ganz finster Da kam Frau Reeck herbei, das Weib des Tagelöhners, und erleuchtete den Laubgang mit den Kerzen des kleinen Tannenbaumes, den sie in der Hand trug. In der anderen Faust aber hielt sie den Feuerhaken, den sollte Günther als Reitgerte nehmen, hatte aber große Angst, und das falbe Pferdchen scheute. Als aber Günther die Gestalt näher ansah und als er sah, daß da die Edeltante den Rohrstock, mit

dem die Mamsell den Teppich ausklopfen ließ, schwang, und als er vernahm, daß die Edeltante eine furchtbare, haarsträubende und gänsehautkitzelnde Drohung ausstieß, eine entsetzliche schwarze Zukunftsprophezeiung, und als Günther vergebens seinen armen Kopf durchwühlte, den Sinn der übelriechenden Seherworte zu fassen und den einen versteckten Tag aus der wildesten Jagd der Zeiten herauszugreifen, an dem er schon einmal diese Prophetin aus den Klageliedern Jeremiä gehört und erfaßt und begriffen hatte, als die scharfkantige Edeltante näher und näher mit ihrer großen Nase kam und an seine arbeitende Brust stieß, da umklammerte er den Hals seines Pferdes und brannte feldein durch, und atmete auf, als das Erwachen ihn von der Edeltante befreite.

Im Träumen des Morgenschlafes hatte Knecht Ruprecht das Pferdchen vor seinen Schlitten gespannt, ging im Schnee nebenher und lächelte die drei Kinder an, die sich fahren ließen: Günther, Hein, und zwischen ihnen Margret.

(Fortsetzung folgt)

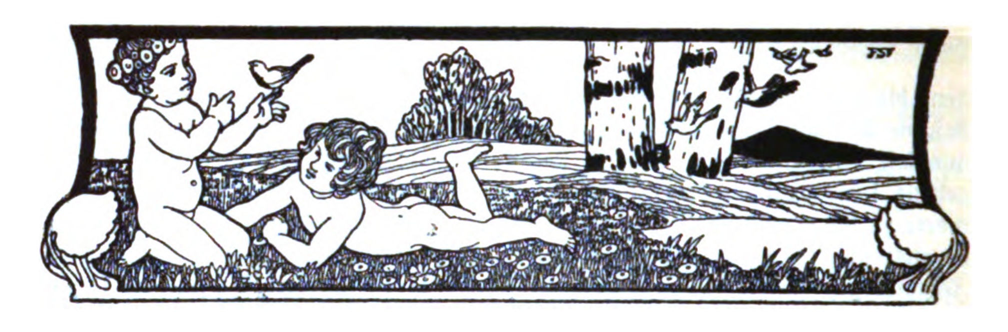


Drinnen und draußen · Von Karl Berner

Stilles Glück, Novembergrau,
Paßt das nicht zusammen?
Auf den Feldern öde Schau,
Im Kamin die Flammen!
Um die Aster summt kein Immchen,
Windgebraus und Blätterfall —
Drinnen singt ein süßes Stimmchen:
Ihr Kinderlein, kommet,
O kommet doch all'!

Weiße Flocken, dunkles Kleid —
Herz, du kennst die Farben;
Sonnenfreude, Erdenleid
Bandest du in Garben —
Hörst des Todes Sense klingen,
Wenn die kalten Winde wehen,
Wenn ein Stern vom Himmel fällt,
Und das Kindlein hörst du singen:
Weißt du, wieviel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?





Der Pfennig

Von Fritz Müller (Zürich)

Kleine Kinder in den Straßen der Großstadt sind wie Blumen vor den Fenstern. Leider haben sie es auch gemeinsam, daß der Städter kein Auge mehr hat für beides, wenn er dieselbe Straße zum elften Male geht.

An einem Tage aber zählte und herzte ich mit den Augen jedes Kind auf meinem Wege. Das war an dem Morgen, als mir mein Kamm die ersten grauen Haare ausgerauft hatte. Graue Haare bringen ein stilles Erinnern ans eigene, fernab liegende Kinderland.

An solchem Tage ist es, wo kleine Knirpse sich wundern, daß irgend ein fremder alter Herr unterwegs auf ihre heißen Backen klopft und leise krauend durchs Lockenhaar fährt. Derselbe alte Herr, der sonst sein Straßeninteresse ausschließlich auf prompte Trambahnanschlüsse und auseinandergefaltete Zeitungen konzentriert, die er im Gehen liest.

Verwundert sieht der kleine Hans ihm nach. Die Regung ist absonderlich. So absonderlich, daß es dem alten Herrn selbst gleich darauf nicht ganz geheuer ist. Denn als er jetzt umsieht, tut er ganz so, als sei er's gar nicht gewesen, der soeben dem Hans übers Köpflein strich. Der alte Heuchler.

Also, an jenem ersten grauhaarigen Morgen lief mir ein blankäugiger Junge mit einem Samthöslein in der Allee entgegen. Im Laufschritt klapperte sein Kübelchen aus Blech und das Sandschäufelchen darin. Ich weiß nicht, wie es kam, aber in einer blitzartigen Eingebung zog ich 's Portemonnaie und warf ihm einen Kupferpfennig in das schwankende Kübelchen. Erst nachher fiel mir's ein, warum:

Da ich selbst einmal als solcher kleiner Sandschaufelmann in der sommrigen Welt hin und wieder lief, erfaßte mich irgendwann und irgendwo ganz unversehens eine Sehnsucht nach einem roten Zuckerstangerl. Ein Zuckerstangerl ist eins der vielen süßen Dinge im Leben eines Kindes und kostet beim Krämer einen Pfennig. Und weil ich noch an Wunder glaubte, stellte ich mein Kübelchen an den dicken gelben Blütenbusch neben die Alleebank und legte mich heimlich hinter den Sandberg mit der merkwürdigen Hoffnung: wer weiß, wer weiß — wenn du einmal fünf Minuten nicht hinschaust, liegt vielleicht ein Pfennig drin. Ein Pfennig für

ein rotes Zuckerstangerl. Nicht Zuckerstange, bitte, sondern Stangerl. Stangerl mit dem unwahrscheinlich hellen a, das nur das Münchner Kindl kennt. Kennt und lieb hat. Was weiß der Schriftgelehrte später noch davon, daß Liebe oft mit ganz bestimmten Vokalen steht und fällt. Eine Zuckerstange mit dem gewöhnlichen dumpfen a ist ein Handelsartikel, kostet *M.* 4.73 das Tausend, laut Katalog von Zuckschwerdt & Co. in Magdeburg, und rührt kein Kinderherz. Aber ein Stangerl, ein Zuckerstangerl ist eine schwellende Sehnsucht im Kinderland und kostet einen feinen, runden Kupferpfennig.

Diesen Kupferpfennig sollte mir also das Schicksal in mein Sandeimerchen legen. Das Schicksal? Nein, ich muß genauer sein, dieses Wort kannte ich noch nicht. Für mich, den kleinen Jungen, war dies verwaschene Neutrum noch zerlegt in die farbenfrohere und persönlichere Dreiheit des lieben Gottes, des guten Zauberers und der freundlichen Fee.

Ich vertraute fest auf die Macht und den guten Willen dieser Dreieinigkeit und horchte hinter meinem Sandhaufen, daß ich es nicht überhörte, wenn es klapperte, weil der liebe Gott den Pfennig in mein Eimerchen geworfen hatte. Alle Spannenlang guckte ich hervor, um vielleicht gar noch des lieben Gottes Arm zu erspähen. Ob er wirklich so alt und dürr aussähe wie in meiner Biblischen Geschichte auf der ersten Seite?

Aber kein Klappern und kein Arm war da. Wenn ich's nun doch übersehen hätte? Auf den Zehen schlich ich zu dem gelben Blütenstrauch und sah erwartungsvoll ins Kübelchen. Kein Pfennig lag auf dem blanken Boden. Aber ich war gar nicht enttäuscht. Er wird sich's überlegen, dachte ich, und präsentierte unermüdlich, Tag für Tag, dem lieben Gott meinen blechernen Sandeimer. Oder vielleicht will er haben, daß ich zähle? Bis hundert zähle. Also zähle ich laut bis hundert. Je näher ich an hundert kam, desto langsamer zählte ich. Auch dem lieben Gott muß man Zeit lassen, dachte ich. „Neun—und—neunzig, hu—hu—hun—de—e—ert...", aber nichts war darin. „Nein, sicher will er dreihundert haben."

Also dreihundert. Ich zählte und zählte. Wie weit ich zählte, weiß ich heute nicht mehr. Aber daß ich einschlief auf meinem sonnigen Sandhaufen, das weiß ich noch. Als ich aufwachte, klatschten Regentropfen auf meinen Kopf. Ganz düster und trübselig sah der Spielplatz aus. Die Mutter wird schelten, dachte ich, und griff eilig nach meinem Eimerchen. Da — da klapperte ein goldener Pfennig drin. Mit einer warmen Freude überlief es mich. Ich machte einen Luftsprung und rannte zum Krämer. Nicht als ob ich über die Maßen erstaunt gewesen wäre. Nein, der liebe Gott hatte einfach seine Pflicht getan. Ich weiß heute noch, wie süß dieses Gotteszuckerstangerl geschmeckt hat.

Aber dieses Ereignis warf seinen Schatten weit in die Schulzeit hinein und darüber hinaus. Denn das war nun sicher: wenn man sich nur etwas lang genug und fest genug wünschte, bis zu einer bestimmten Ziffer zählte und — einschlief dabei, dann kam der liebe Gott und gab es einem. Ein großes Vertrauen erfüllte mich darin. Bei Büchern, die ich verlor, bei guten Zensuren, die ich für Klausurarbeiten erhoffte, und später noch bei ungleich wichtigeren Dingen habe ich dies Gotteszähl- und -Wunschverfahren mit wechselndem Erfolge angewendet.

Und ganz hat mich trotz aller Aufklärung diese gläubige Zuversicht nie verlassen seit jenem Kupferpfennig.

Eben jetzt, nach einem Menschenalter noch, hatte mich die Erinnerung daran dem samthosigen Knäblein einen Kupferpfennig in sein Eimerchen werfen heißen. Ob er wohl auch solch eine Freude haben würde, wenn er ihn fand? Die Neugierde bog meine Schritte zum Kinderspielplatz ab.

Da war mein Samthosiger mit zwei Kameraden in einer eifrigen Unterhaltung. Ich setzte mich von ungefähr mit einer großen Zeitung auf die Bank dabei.

„Hast du deine Seite große S — Sh sagte er, nicht Se — schon gemacht?" fragte einer.

„Nein, mein Griffel ist kaput," erklärte der zweite.

„Ich mach's heute abend vor'm Bett," ließ sich mein Samthosiger vernehmen.

Es waren alle drei vornehme Jungens. Einen sauberen Scheitel hatten sie alle und Gürtel mit glänzenden Schnallen. Auf einem Sandeimerchen stand: „Bill is a good boy." Ganz gewiß gehörten sie in das große rote Sandsteinhaus dort drüben. Am Ende entdeckten sie meinen Pfennig überhaupt nicht.

„Nu woll'n wir einmal —", begann einer und griff nach dem Eimerchen meines Samthosigen. Darin klirrte es.

„Was haste denn da? En Fennig? En Fennig hat er, je, en Fennig!"

„En smutziger Fennig," sagte der zweite sehr ruhig und sehr sachlich.

Da nahm der Samthosige meinen Fennig und warf ihn weg. Einfach weg.

Mir auf der Bank gab's einen Stich, einen ganz deutlichen Stich. Nicht einmal die Idee war denen da gekommen, diesen Pfennig in irgend ein Gut, eine Freude zu verwandeln. Ich sah zu dem protzigen roten Haus hinüber. Bei denen fing das Geld wohl überhaupt erst beim Nickel an?

Ganz zornig war mir zumut. Ja, früher, dachte ich ... Die „gute alte Zeit" kam mir in den Sinn. Die Zeit, wo man der Cenzi im Hofbräuhaus noch einen kupfernen „Zwoaring" als Trinkgeld gab und sie „Dank schön, Herr Rat" sagte. Heute sollte einmal einer der Cenzi oder einem Kellner zwei Pfennige anbieten. O, eher sich in den Finger hacken. Hatte nicht neulich die blonde Theres im Café Luitpold das Trinkgeldfünferl meines Freundes mit einem Fingerschnalzer über den Marmortisch hinuntergeworfen? Bei einem Zehnerl sagte die noch nicht einmal Dankschön. Erst wenn man sich auf ein „Fufzgerl" nichts mehr herausgeben ließ auf eine Tasse Kaffee, sagte sie: „Dank schön, Herr Doktor!" Da war's freilich kein Wunder, wenn die Allerweltsprotzerei auch auf die Kinder abgefärbt hatte.

Und dann begann ich mich meines Pfennigs und meiner getäuschten Erwartung zu schämen, richtig zu schämen.

Da ratterte eine Elektrische vorüber, und der Samthosige hatte einen Gedanken. Er holte sich den fortgeworfenen Pfennig wieder und redete auf die Kameraden ein. Ich konnte sie nicht verstehen. Aber mit Verwunderung sah ich plötzlich ein lebhaftes Interesse für meinen Pfennig bei den dreien aufflammen.

Die Münze wanderte in aufgeregtem Diskurs von Hand zu Hand.

Dann legten sie den Pfennig auf das Geleise der Straßenbahn und sahen





St. Georg  P. v. Joukovsky

mit heißer Aufmerksamkeit zu, wie der elektrische Wagen darüber hinsauste. Langsam ging ich nach.

Sie hatten einen plattgedrückten Pfennig von der Schiene abgehoben und hielten ihn in die Höhe. Mein Pfennig hatte jetzt die Form einer verkleinerten dünnen Stiefelsohle.

„Fein!“ sagte der Samthosige mit leuchtenden Augen.

„Eine Lokomotive hätt' ihn noch viel dünner gemacht.“

„Was meinst, wenn wir eine Mark darunterlegen täten, was aus der wird?“

„Ein Kreuz vielleicht.“

„Oder wenn wir erst ein Goldstück ... ich hab' eins zuhaus in der Sparkass'. Was meinst, was daraus wird?“

„Ein Adler vielleicht!“

* * *

Beruhigt ging ich fort. Ich hatte unrecht. Nicht die Jugend hatte sich geändert von damals auf heute. Nur die Gegenstände ihres Interesses hatten sich verschoben. Das süße Zuckerstangerl hatte der Schienentechnik weichen müssen.



Weihnachtszauber · Von Helene Panten

Der Christbaum brennt, es ist so still im Zimmer,
Im grünen Zweig ein weiches Knistern nur;
In dunklen Ecken webt geheimer Schimmer,
Und leise sagt Ticktack die alte Uhr.

Und durch ihr Ticken geht ein feines Klingen,
Wie wenn ein Glöcklein leise, leise schwingt,
Wie wenn verträumt im Schlaf die Kinder singen;
Wir lauschen still, denn die Erinn'rung singt.

Liegt da verstreut nicht Spielzeug auf den Dielen?
Ist's nicht ein Traum, daß alt wir beide sind?
Sind da nicht Kinder, die mit Puppen spielen,
Und bist du nicht, bin ich nicht noch ein Kind?

Und sehn wir nicht sich uns entgegenneigen
Vergeßne Bilder, endlos, ohne Zahl?
Und flüstert es nicht leise in den Zweigen?
Erzählt der Christbaum nicht: Es war einmal?

Es ist so still, verzaubert ist das Zimmer,
Wir bergen sinnend unser Angesicht;
In unsern Augen webt ein feuchter Schimmer,
Und zitternd stirbt am Baume Licht um Licht.





„Erziehungslehre"

Kann es Derartiges eigentlich geben? Erziehungslehre? Ist das nicht so, als wenn jemand ein „Handbuch für Genies" herausgeben wollte, um dem bekannten „längst gefühlten Bedürfnis" abzuhelfen? Über ein „Handbuch für Genies" würde man lachen. Aber die landesüblichen zahlreichen „Handbücher der Pädagogik" sind eigentlich ebensolche Unmöglichkeiten.

Das Buch, von dem ich hier reden will, beginnt mit der kategorischen Überschrift: „Eine allgemeine Erziehungslehre gibt es nicht". Wenn nun Professor Dr. Ludwig Gurlitt trotzdem über 350 Seiten lang in seiner „Erziehungslehre" (Berlin, Wiegandt & Grieben) über Erziehungsfragen spricht und seine Ausführungen dann unter solchem Titel zusammenfaßt, so geschieht das wirklich lediglich nur aus dem Grunde, daß ein Buch einen Namen haben muß. Ich bin davon überzeugt, daß die Pädagogen von Fach das Buch mit der Bemerkung beiseite legen werden, „sie hätten trotz bester Absicht eigentlich keinen einzigen für die Praxis brauchbaren Gedanken in dem Buche gefunden". Und die Überzeugungsstarken gar werden von einem Sammelsurium schöngeistiger Redensarten sprechen.

Nun — ich bin kein Pädagoge von Fach, sondern ein ganz gewöhnlicher deutscher Bürger, der Kinder hat und daher natürlich auch schon auf praktische persönliche Erziehungsfragen gestoßen ist. Aber der gesunde Instinkt gegen so etwas wie „Handbuch der Pädagogik" hat mich gar nicht darauf kommen lassen, diese Dinger auch nur aufzuklappen. Ich habe es in meiner Bekanntschaft mit ungeheurem Sarkasmus beobachtet, wie bei meinen Freunden und Bekannten nach der Geburt des Erstlings Preyers „Seele des Kindes" oder ähnliches neben dem Windeltisch lag. Wundervoll! So ist der Deutsche! Hat er ein „Problem" oder ein Ereignis zu bewältigen, so „informiert" er sich. Und doch — mir persönlich ging es ebenso mit Gurlitts Buch. Ich flüchtete in meiner Not zu ihm, trotzdem ich es aus ganz anderen Beweggründen zuerst in die Hand genommen hatte. Mich interessierte zunächst an Gurlitts Buch etwas ganz anderes als die Behandlung der Erziehungsfrage. Aber schon der erste Absatz „Eine allgemeine Erziehungslehre gibt es nicht" schlug so viel in mir an, was ich mir selbst laienhaft genug oft gesagt hatte, daß ich Vertrauen zu dem Buche bekam.

Während der Lektüre geschah es nun, daß eines Tages mein etwa zehnjähriger Junge mich wegen einer Schularbeit belog. Er sollte ein Lesestück grammatikalisch zergliedern und gab vor, er hätte das nur für einen kurzen Abschnitt zu tun. Nun ist der Junge durchaus offen veranlagt, viel mehr als seine Schwester, die mit der ganzen Virtuosität ihres Geschlechts mogeln kann. Um so mehr erschreckte mich die Unwahrhaftigkeit des Jungen. Ich wurde dadurch geradezu unruhig, und im Nachsinnen verfiel ich auf den Gedanken: „Was mag Gurlitt

darüber sagen?" Gleich darauf lachte ich über mich selbst, daß auch ich mich nun wie meine verspotteten Freunde „informieren" wollte. Ich tat es aber doch und war seelenfroh über das, was ich im Abschnitt „Kinderfehler" las: „Die besorgte Mutter schlägt vielleicht dieses Buch auf, um zu erfahren, wie sie das Kind von der Lüge abzubringen habe. Sie soll hier nicht ganz vergeblich Rat suchen. Ob die Lüge strafbar ist oder nicht, das läßt sich prinzipiell gar nicht entscheiden. Es fragt sich dabei, aus welchem Bewußtsein und Willen die Lüge geboren ist. Wir Menschen alle, die wir das Wesen der Dinge nicht kennen, lügen, jedenfalls betrachtet von einem höheren Geist, der das Wesen der Dinge durchschaut. Wir sagen nur aus, was wir für richtig halten, oder was uns als Stimmung gerade beherrscht. Genau so handelt in seinem engeren Erfahrungs- und Stimmungsgebiete das Kind."

Gurlitt setzt dann auseinander, daß namentlich die Phantasielüge nicht als „Lüge" angesehen werden kann. Im übrigen: „Die Lüge ist die Waffe des Schwachen. Sie ist gleich moralisch und gleich unmoralisch wie die Flucht des Hasen vor dem Wolf. Schwach sein und einem Tyrannen gegenüber die Wahrheit sagen, das heißt sich selbst preisgeben." Und weiter: „Unsere Kinder würden alle wahrhaftig werden, wenn sie in eine Umgebung von lauter wahrhaftigen Menschen gestellt würden. Aber ringsum herrscht die Lüge. Ganze Völker kranken an der religiösen Lüge, unsere Kultur siecht hin, weil es uns an Wahrhaftigkeit mangelt. Glaubt denn ein Mensch, daß unsere Kinder aus eigenem Bedürfnis die Sonntagspredigten besuchen, die Messen und den grammatikalischen Sprachunterricht?

Da hatte ich alles, was ich suchte. Denn trotz dieses hohen Verständnisses, das Gurlitt der Kindesseele entgegenbringt, schließt er nicht etwa, die Lüge „wäre nicht so schlimm", sondern er sagt: „Und doch ist die erste und höchste Aufgabe aller Erziehung, der Lüge Herr zu werden. Wie soll das geschehen? Immer wieder durch das gleiche Mittel, durch Vorbild, Geduld und Nachsicht."

Vorbild, Geduld und Nachsicht! Soweit in dem Werk Gurlitts überhaupt von Erziehungs„prinzipien" gesprochen wird, sind es diese: Vorbild, Geduld und Nachsicht. Das sind eigentlich gar keine, und Gurlitt will auch keine aufstellen. Deshalb läßt sich sein Buch auch nicht in dem Sinne besprechen, daß man auseinandersetzt: Grundgedanke, sodann a b c. Er spricht gar nicht als ehemaliger Pädagoge. Wäre Gurlitt anstatt Oberlehrer etwa Ingenieur geworden und hätte er aus persönlicher Liebhaberei über Erziehungsfragen nach Verlauf eines reifen Lebens schreiben wollen, so wäre sein Buch bei seiner Persönlichkeit im ganzen genau so ausgefallen wie das jetzt vorliegende.

In der alten, rühmlichst auch mir dem Namen nach bekannten pädagogischen Zeitschrift „Neue Bahnen", herausgegeben jetzt von Rud. Schulze, Leipzig, spricht ein Herr B. Riedel es aus, daß es „für einen sächsischen Volksschullehrer gewagt zu sein schien, von Gurlitt zu sprechen, so lange das Verfahren wegen — Gotteslästerung über ihm schwebte". Herrn Riedel ist das Buch Gurlitts im ganzen sympathisch, sehr sogar. Aber er erzählt mit einer rührenden Offenheit, daß er es bald ein Jahr liegen hatte, „denn ein Buch von ihm (Gurlitt) gar zu loben, das war wohl gefährlich. Man suchte schon nach Scheidungslinien, oder aber man schwieg. Jetzt ist das Verfahren gegen ihn eingestellt. Jetzt ist's also nicht mehr so gefährlich, ihn zu loben".

Man wird mir zugeben, daß diese Geschichte einen guten Taler wert ist.

Ich will noch eine andere Episode erzählen, die den Stil und die Darstellungsweise des Gurlittschen Buches charakterisieren.

Meine Frau liest, wie die meisten Frauen, keine Bücher mit Betrachtungen und Belehrungen. Ich empfahl ihr Schopenhauer mit der Versicherung, er wäre ein glänzender Schriftsteller. Sie las ihn nicht. Übrigens nehme ich es den deutschen Frauen und deutschen Männern nicht übel, wenn sie ehrlich bekennen, sie läsen Bücher mit Betrachtungen eigentlich nicht gern. Es war mir auch gar nicht eingefallen, meiner Frau Gurlitts Buch zur Lek-

türe zu empfehlen. Sie kam aber zufällig darauf, und eines Tages las sie mit Begeisterung das Buch durch. Ja, sie sagte sogar, sie behandelte und beurteilte nun die Kinder manchmal anders. Ich sehe in dieser Gefühlsäußerung eine bedeutungsvolle Kritik des Gurlittschen Buches. Daß seine Darstellungsweise solchen Menschen eine Sache schmackhaft macht, die sich nicht im Geistesleben aktiv bewegen! Machen wir uns doch darüber nichts vor. All die schönen, großartigen Bücher, die in Deutschland über Reformen irgendwelcher Art für und wider erscheinen, lesen doch im großen und ganzen immer bloß die 2000—3000 Intellektuellen, die selber wieder ein Buch schreiben oder damit schwanger gehen. Aber Wert für die Kultur können doch nur Werke haben, die fruchtbar werden für die, die das „Volk" bilden, die große Masse der naiven Menschen jeder sozialen Schicht.

Ebensowenig als Gurlitts Buch eine „Erziehungslehre" sein will, ebensowenig sollen diese Worte eine Besprechung seines Buches sein. Ich spreche von Eindrücken, die bei der Lektüre in mir wach wurden. Aber es war wirklich eine „Lektüre" und kein „Studium". Und statt aller Darlegungen über den systematischen Aufbau des Werkes will ich einige Stellen daraus anführen:

„Aufgabe der Erziehung ist es, den Spieltrieb des Kindes nach jeder Richtung hin zu benutzen und im Sinne der Natur zu verwerten. Es läßt sich leider auf engem Raume der Nachweis bis ins einzelne nicht führen, daß aus dem Spielen heraus sämtliche für das Leben nötigen Kräfte und Kenntnisse gewonnen werden können und — das eben ist unsere neue Forderung — auch gewonnen werden müssen ...

Man kann das Wort Erziehung streichen und dafür das Wort Vorbild einsetzen."

„Denn was ist Erziehung anderes als Beihilfe der Natur? Verweichliche ich die Kühe dadurch, daß ich ihnen das rechte Futter, also Heu gebe? Wäre es klüger, weil mir Wurst bekömmlicher als Heu ist, sie zum Wurstfressen zu zwingen? Würden sie ein glänzendes Zeugnis meiner Erziehungskunst und ihres Gehorsams ablegen? —

Die Hauptsache ist und bleibt doch wohl, daß der Mensch seines Lebens froh wird, und zwar froh auf jeder Lebensstufe." ...

So wird die ganze Erziehung zusammenwirken müssen, um etwas zu schaffen, was Stil und Typus hat und dabei doch die Persönlichkeit nicht zerstört."

Otto Lehmann-Rußbüldt



Neue Probleme der Biologie

Biologie heißt die Lehre vom Leben. Die Rätsel des Lebens lösen wollen, heißt mitarbeiten an der Gesundheit. Jeder wissenschaftliche Fortschritt ist ein Baustein dazu; Verständnis zu wecken für die Aufgaben der Gesundheitspflege, heißt wissenschaftliche Errungenschaften nutzbar machen für die Allgemeinheit. Seit Virchow die Zelle in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte, seit er lehrte, daß das Wesen der Krankheit die veränderte Zelle sei, und er den Aufbau einer einheitlichen Zellulartheorie für alles pflanzliche und tierische Leben, für das gesunde und für das krankhafte schuf, haben sich die wissenschaftlichen Forschungen der Gelehrten in seinem Sinne bewegt, wenn sie auch weiterhin die Zellen als die wahren Elemente der eigentlich wirkenden Teile des Körpers betrachteten, als die wirksamen Kräfte, auf denen das Leben beruht. Hieran haben sich in der Neuzeit eine Reihe von wichtigen Problemen der wissenschaftlichen Biologie geschlossen. Für die Gesundheitslehre tritt als wichtig die Überlegung hinzu, daß dieselbe Substanz — nämlich die Zelle, welche die Trägerin des

Lebens ist, auch Trägerin der Krankheit ist. Nirgends tritt dieser Gedanke anschaulicher zutage als bei der Heilserumtheorie. Hier handelt es sich in Wahrheit um eine Naturheilung, und es ist gar nicht einzusehen, warum sich die Anhänger der Naturheilmethode gegen diese Ansicht von der Naturheilung sträuben. Es handelt sich hier um Abwehrstoffe, um Heilkräfte, welche ungiftig sind, und welche sich der Organismus selbst schafft. Wir sehen das, wenn wir das Blut betrachten und von den Blutgeheimnissen sprechen. Das Blut ist der flüssige Zellenleib. Es ist der Vermittler zwischen der Außenwelt und der Innenwelt. Es bezieht seine Nahrung in gelöster Form aus dem Milchsaft, der Quintessenz der Nahrung. Dazu kommt der Sauerstoff, der zum Verbrennungsprozeß nötig ist. Läßt man Blut stehen, so entwickelt sich neben dem Blutkuchen das Serum. Der Blutkuchen ist Faserstoff, das Serum ist Blutwasser. Wir scheiden die roten Blutkörperchen von den weißen. Diesen kommt eine erhöhte Bedeutung zu.

Der bekannte Versuch von Robert Koch, aus Reinkulturen eine Lymphe zu gewinnen, welche heilend und immunisierend wirkt, führte auf den Weg der Serumtherapie, die in der Jennerschen Entdeckung von der Schutzkraft der Pocken einen Vorläufer hatte. Die aus Reinkulturen von Bakterien gewonnene Flüssigkeit, welche die Stoffwechselprodukte der Bakterien enthält, wird in das Blut gebracht, und nach einiger Zeit erscheint eine Veränderung, welche sich in der Beschaffenheit des Serums zu erkennen gibt. Dieses Serum erweist sich nun als Heilserum. Es begünstigt die Beseitigung der Krankheit und gewährt einen relativen Schutz gegen ihre Entwickelung. Keine Richtung der Therapie, sagt Virchow, hat größere Sympathien gewonnen.

Wir sprechen heute nicht mehr von einer Humoralpathologie, sondern von einer Blutpathologie. Wir verlegen den Sitz der Krankheit in das Blut und in seine zelligen Bestandteile. Die weißen Blutkörperchen, die Leukocythen — Wanderzellen — erregen unsere besondere Aufmerksamkeit. Sie umschließen Fremdkörper im Blut, z. B. Reste roter Blutkörperchen. Daher nennt man sie auch Freßzellen, Phagocythen. Sie sind Schutzzellen. Dekker nennt sie in seinen Lebensrätseln die Polizisten des Organismus. Sie umfassen fremdes geformtes Material, führen es ab und machen es unschädlich. Sie transportieren Staub- und Kohlenpartikel nach den Lymphdrüsen. Sie machen auch den Eiter. Sie verflüssigen das Gewebe. Die Forscher haben eine Reihe von Experimenten angestellt, welche sich direkt auf das Blutserum bezogen. Es wurden Einspritzungen flüssiger Eiweißlösungen vorgenommen, welche ganz verschiedene Serumreaktionen auslösten, so daß aus diesen Versuchen direkt auf die Herkunft des Blutes geschlossen werden konnte. Darauf beruhen z. B. die Uhlenhutschen Gesetze über die Unterscheidung zwischen Menschenblut und Tierblut, Dinge, die gerichtsärztlich von großer Bedeutung sind. Die chemische Veränderung der Körpersäfte führte zur Bildung von Gegengiften, wodurch die Bakteriengifte (Toxine) neutralisiert, d. h. unschädlich gemacht werden. Wir gewinnen diese Gegengifte aus dem Blute. So gelang es z. B. Behring, Diphtherieheilserum aus Pferdeblut zu gewinnen. Pferde, die mit Diphtheriegift behandelt sind, sind aktiv immunisiert. Spritzt man nun solches Serum anderen Tieren ein, so erfolgt eine passive Immunisierung.

Ehrlich experimentierte mit Pflanzengiften. Auch hier gelang es, spezifische, den Antitoxinen analoge Gegengifte im Tierkörper zu erzeugen. Wir folgen hier den Darstellungen Dekkers in seinen Lebensrätseln

Biologisch geht die Bildung von Antitoxinen in folgender Weise vor sich: Ein Gift, das wirken soll, muß Beziehungen zu den Körperzellen haben. Es gibt auch eine natürliche Immunität, eine angeborene. Es gibt auch erworbene Immunitäten, wie wir uns ja an eine Reihe von Giften gewöhnen, z. B. Kaffee, Tee, Alkohol, Nikotin usw. Die natürliche Immunität beruht darauf, daß das Gift chemisch gebunden ist. So ist z. B. das Tetanusgift an die Gehirnsubstanz gebunden. Die Ehrlichsche Seitenkettentheorie erklärt die Vorgänge. Es

bilden sich neue Zellen-Seitenketten. Nach Ehrlich sind die Vorgänge folgende: Jede lebende Zelle enthält einen Leitungskern, der ihre eigentliche Vitalität aufrechterhält, und eine große Zahl von Seitenketten. Diese Seitenketten treten ergänzend ein. Man nennt sie daher Komplemente.

Schon Buchner hatte angenommen, daß sich in dem Serum einer jeden Tierart ein bestimmter Schutzstoff, das Alexin, befinde, der befähigt sei, fremdartige Zellen, insbesondere Bakterien und Blutkörperchen anderer Art, abzutöten oder aufzulösen. Den spezifischen Toxinen stehen spezifische Antitoxine gegenüber. Nach Ehrlich kann der normale Organismus Antitoxine erzeugen. Diese Untersuchungen sind geeignet, die Wege zu ebnen für das Verständnis zahlreicher bis dahin dunkler und unerklärlicher Vorgänge. Es ist durchaus nicht leicht, diese neueren biologisch-medizinischen Probleme einem größeren Kreise klarzulegen. Mit Erfolg hat dies unter anderen Dr. Urstein in einer Reihe von Aufsätzen versucht.

Daß die Natur unsere Meisterin ist und bleibt, wissen wir Ärzte ganz genau. Deshalb maßen wir uns auch nicht an, der Natur in das Handwerk zu pfuschen. Jeder Arzt ist Naturarzt, d. h. er behandelt nach der Natur, deren Diener wir sind. Die Natur arbeitet sicherer und exakter, als wir dies im Laboratorium können. Auch die neueren biologischen Versuche haben dem Begriff der Disposition keine Klärung abgewinnen können. Wir kennen den Begriff der Keimträger, d. h. wir wissen, daß der Mensch Bakterien beherbergt, ohne daß er selbst erkrankt. Der Gegenpol der Disposition ist die Immunität: die Widerstandsfähigkeit gegenüber den Krankheitserregern.

Pfeiffer fand Stoffe in den Zellen, die er Agglutinine nennt, weil sie imstande sind, die Bakterien durch Verklebung zu vernichten. Ferner wurden Substanzen entdeckt, welche die Bakterien auflösen. Ähnlich, wie es Stoffe gibt, welche die Blutkörperchen verflüssigen, besonders die roten, die man Hämolysine nennt, so gibt es Bakteriolysine oder Zytolysine (Zellauflöser).

So hat Wassermann gezeigt, daß der Nachweis der Syphilis im Blute durch bestimmte Reaktionen gelingt. Noch andere Stoffe schlagen bestimmte Bakterien nieder. Man spricht dann von Präzipitinen. So hat Borstel mittelst der Niederschlagmethode die verschiedenen Milchsorten bestimmen können. Uhlenhut hat auf diese Weise die verschiedenen Eiweißlösungen bestimmt. Ebenso hat die Fleischart bestimmt werden können.

Man hat ferner festgestellt, daß jedes körperfremde Eiweiß als ein Gift zu betrachten ist. Die Verdauung wandelt das körperfremde Eiweiß in eigenes Eiweiß um. Nur solches körpereigenes Eiweiß kann ohne Schaden in die Blutbahn gelangen. Wenn man körperfremdes Eiweiß dem Organismus anders als auf dem Wege der Verdauung einverleibt, etwa durch Einspritzung, so tritt Vergiftung ein.

Diesen Zustand nennt Richet Anaphylaxie, Schutzlosigkeit, im Gegensatz zur Prophylaxie, der Vorbeugung. Auch die Autointoxikation, d. h. die Selbstvergiftung durch Eiweißkörper, kann auf Anaphylaxie zurückgeführt werden. Nun produzieren die weißen Blutkörperchen bakterienschädigende Substanzen. Diese Schutzstoffe sind nach Ehrlich in das Blut abgestoßene Veranker, eigentlich Doppelveranker (Amborezeptoren nach Ehrlich). Doppelveranker heißen sie deshalb, weil sie sich mit dem Komplement und mit den Bakterien verbinden. Dieses Anaphylaxiegift ist im Reagenzglas dargestellt worden. Hier sind besonders die Experimente von Friedberger zu erwähnen.

Die gewonnenen Ergebnisse berechtigen uns auch, Einblick zu gewinnen in eine Reihe interessanter Vorgänge, die man sich früher nicht erklären konnte. Wir wissen, daß Krankheiten sich ablösen — daß Krankheiten heilen, bei Befallenwerden durch eine andere Krankheit.

Unempfänglichkeit und Überempfindlichkeit sind Gegenpole. Und doch lassen sie sich auf eine einheitliche Ursache zurückführen. Bei der Immunität haben wir die Tatsache, sagt Urstein, daß Überstehen einer Krankheit oder künstliche Einverleibung von Bakterienprodukten

in untertödlichen Dosen einen Schutz verleiht gegenüber primären ungemein giftigen Stoffen. Bei der Überempfindlichkeit ist die Empfänglichkeit derart gesteigert, daß die Injektion tödlich sein kann.

Beide erklären sich biologisch, nicht mechanisch. Wir wissen, daß die meisten Erkrankungen aus unzweckmäßiger Ernährung herrühren. Auf diese hat u. a. Kunert hingewiesen.

Seit Liebig steht die Eiweißnahrung im Vordergrunde. Neuere biologische Untersuchungen haben aber gezeigt, daß wir mit weit weniger Eiweiß auskommen, als man bisher annahm. Nun haben eine ganze Reihe von Ärzten festgestellt, daß viele Erkrankungen lediglich auf die falsche Ernährung zurückzuführen sind, d. h. auf den zu großen Eiweißverbrauch.

Rascowitz hat den Beweis erbracht, daß alle materiellen Vorgänge im Leben ausnahmslos dadurch entstehen, daß das Leben aus den toten Stoffen der Nahrung eine lebendige Substanz bildet, diese verändert, wieder neu bildet und mit diesem Prinzip die Arbeit leistet. Das gilt für den gesunden und den kranken Organismus. Wir müssen die aktive Heilkraft des lebendigen Organismus besser ausnützen. Wir müssen die natürlichen Mittel zur Heilung heranziehen.

Viele Krankheiten heilen von selbst ohne unser Zutun. Ja die Krankheit selbst ist ein Regulationsvorgang. Fieber ist ein Heilbestreben der Natur, ebenso Husten, Niesen. Diese Anschauung ist keineswegs neu. Es ist das Verdienst der modernen Biologen, sie wieder zu Ehren gebracht zu haben. Metschnikoff hat nachgewiesen, daß der Entzündungsvorgang gleichzeitig der Heilungsvorgang ist. Auch das Prinzip der sog. Bierschen Stauung beruht auf diesem Prinzip.

Es fragt sich, ob wir in der Tat mit einer lediglich mechanischen, d. h. physikalisch-chemischen Erklärung der Lebensvorgänge auskommen. Es sind biologische Vorgänge nicht restlos physikalisch-chemisch zu erklären. Und doch müssen wir auch an die biologische Forschung den Maßstab exakter Wissenschaftlichkeit legen. Das ist nicht überall beachtet. In der neueren Zeit hat sich Kleinschrod Mühe gegeben, den wissenschaftlichen Charakter der sog. Naturheilmethode zu begründen. Diese Arbeit ist mit Freude deshalb zu begrüßen, weil das Dominieren des Laienelementes damit unterbunden wird. Ich halte das für einen Fortschritt.

Ich bin der Ansicht, daß es kein Gebiet gibt, auf welchem der Charakter einer Naturheilmethode klarer zutage tritt als auf dem Gebiete der biologischen Forschungen, wie sie durch Ehrlich gefördert worden sind. Nun hat aber bisher die sog. Naturheilmethode sich energisch gegen diese Anschauungen gewehrt. Ja sie hat die Begriffe Infektion und Desinfektion direkt abgelehnt.

Es gibt nichts, was biologischer wäre als die Serumtherapie. Es ist zuzugeben — ich folge hier den Ausführungen Bachmanns —, daß der Organismus imstande ist, aus eigener Kraft eine Reihe von Störungen zu überwinden. Der Vorgang der Selbstheilung ist uns nicht unbekannt. So kommen eine Reihe von Störungen auf natürlichem Wege zur Heilung. Diese Art der Selbstheilung kann uns einen Fingerzeig geben für das, was wir zu tun haben.

Neue Probleme der Biologie erwecken neue Wege der Heilung. Oder sind es vielleicht doch alte Wege?

Von seiten der Ärzte, welche auf das Naturheilverfahren eingeschworen sind, wird eine Verständigung gesucht. Ich bin persönlich mit dieser Verständigung einverstanden, wenn der Weg derselben der wissenschaftliche ist. Auf diesem Wege wird eine Verständigung nicht schwer sein. Wir wollen sie erhoffen zum Nutzen derer, denen unsere Lebensarbeit gewidmet ist: der Gesunden und der Kranken; die Lebensarbeit, die unverdrossen arbeitet an der Lösung der Probleme, welche uns das Leben aufgibt.

Oberstabsarzt Dr. Neumann



Numerus clausus

Wie die Kinder Israel auf der Reise ins Gelobte Land wider Mose und Aaron murrten, als es sie in der Wüste Sin nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückverlangte, so murrt man heute in den Reihen der Rechtsanwälte und Ärzte wider jene Propheten, auf deren Verheißungen hin man sich Ende der 1860er oder 1870er Jahre von der Vormundschaft der Behörden lossagte und auf ihren Schutz verzichtete. Bis 1869 war die Ausübung des ärztlichen Berufs in Preußen an die Erteilung einer besonderen Konzession geknüpft wie heute noch die des Apothekerberufs. Es herrschte keine unbeschränkte Freiheit in der Wahl des Niederlassungsorts; dafür hatte der Arzt am Ort der Konzession das Monopol der ärztlichen Behandlung; denn es bestanden gleichzeitig strenge Kurpfuschereigesetze. Dann wurde der Kurierzwang aufgehoben; gleichzeitig fiel das ärztliche Monopol der Behandlung und die strengen Kurpfuschereigesetze wurden aufgehoben. Ähnliche Verhältnisse wie bei den Ärzten vor 1869 herrschten früher bei den preußischen Rechtsanwälten. 1879 wurde die Advokatur freigegeben, aber der Anwaltszwang, das Seitenstück zum Kurierzwang, blieb bestehen. Heute wollen die Ärzte wieder strenge Kurpfuschereigesetze erlassen wissen, womit sie schon einigen Erfolg hatten, und in ihren Fachzeitschriften wird offen die völlige Rückkehr zu den alten Zuständen gepredigt. Dr. med. Vimarius z. B. schreibt in der „Deutschen Ärztezeitung“: „Um dem ärztlichen Stande wirklich radikal zu helfen, müßte die ärztliche Gewerkschaft die Abkehr vom wirtschaftlichen Liberalismus, die Rückkehr zum Kurierzwang einerseits, zur ärztlichen Monopolisierung andererseits auf ihr Programm schreiben“, und er verlangt zum mindesten „die Durchführung des Prinzips der kontingentierten freien Arztwahl durch Vertrag zwischen Kassenverband und ärztlichem Verband für jede Stadt“ und die Vereinbarung des „numerus clausus für alle Landgemeinden“. Dann werde überall da, wo die Höchstzahl der zulässigen Kassenärzte nicht erreicht ist, absolute Niederlassungsfreiheit für die noch fehlende Zahl von Ärzten bestehen. „Geistige Arbeiter“, behauptet Vimarius, „brauchen Monopole, und solche von besonderem Rang brauchen nicht bloß Monopole, sondern — man erschrecke nicht — Sinekuren.“

Genau dieselben Ideen breiten sich im Anwaltsstande aus, und zwar ebenso wie bei den Ärzten vor allem bei der jungen Generation. Der Ruf nach Einführung des numerus clausus ist hier bezeichnenderweise zuerst bei denen laut geworden, die 1905 den wirtschaftlichen Verband deutscher Rechtsanwälte ins Leben riefen, weil der deutsche Anwaltverein unter Führung der geschlossenen Anwaltschaft des Reichsgerichts die Fühlung mit der großen Masse der Anwaltschaft verloren hatte und der immer schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Lage der Anwaltschaft verständnis- und teilnahmlos gegenüberzustehen schien. Auch die freiheitsmüden Rechtsanwälte versuchen eine Ehrenrettung der alten zünftlerischen Berufsverfassung. Man erinnert an eine Äußerung Miquels: unzweifelhaft habe die Geschlossenheit der Advokatur für die gesellschaftliche Stellung und moralische Haltung des Advokatenstandes in den alten preußischen Provinzen gute Wirkungen gehabt; und man weist darauf hin, daß am 19. Dezember 1876 Leonhardt ahnungsvoll äußerte: „Die Verhältnisse der Rechtsanwälte in den alten Provinzen sind durchaus günstig; ihre Lage ist eine so glückliche und eine so ehrenvolle, daß ich nur wünschen kann, sie möchte die gleiche bleiben in späterer Zeit, wenn Freiheit der Advokatur herrschen mag.“ Von der freien Advokatur wird behauptet, daß sie nicht den Tüchtigen nach oben bringe, sondern den Grundsatzlosen, der dort um so verderblicher wirke, je reicher er begabt sei. Selbst Anwälte von unzweifelhafter Lauterkeit übernähmen unter den obwaltenden Umständen wohl eine aussichtslose Sache, wenn die Partei trotz ernsthafter Abmahnung darauf bestehe. Von der Einführung des numerus clausus wird hingegen unter anderem erhofft: Fortfall der Hast und Vielgeschäftigkeit des heutigen Betriebs, der Zerrüttung des Terminwesens, der Notwendigkeit, seine Kraft für geringen Lohn in Bagatellen zu zersplittern, der

heutigen Abhängigkeit des Rufes eines Anwalts von der „oberflächlichen und schiefen Schätzung des Publikums".

Jn der Presse treibt man vielfach Vogelstraußpolitik gegenüber den tatsächlich vorhandenen Mißständen, die die unleugbare Überfüllung im Ärzte- oder Anwaltstande zeitigt. Auf der Tagesordnung steht der numerus clausus für die Rechtsanwälte. Manche liberalen Blätter salvieren sich nun ihr Gewissen, indem sie berühmte Rechtsanwälte, denen die freie Advokatur emporhalf als ihr die Zeitumstände viel günstiger waren als heute, das Verlangen nach dem numerus clausus in Bausch und Bogen verurteilen lassen, obschon junge Anwälte, die sich unter den heutigen Verhältnissen emporringen müssen, viel eher zu maßgeblichem Urteil berufen erscheinen. Und sie projizieren dann einfach die kategorischen Imperative des theoretischen Liberalismus in die Verhältnisse, unter denen sich junge Anwälte heute eine Praxis schaffen müssen; statt anzuerkennen, daß hier wie überall Not kein Gebot kennt, also auch keines, das vom grünen Tisch eines liberalen Weltanschauungspolitikers ausgeht, statt zunächst die notwendigsten Voraussetzungen wieder schaffen zu helfen, die vorliegen müssen, damit ein wirtschaftlicher Liberalismus wieder gedeihliche Wirkungen ausüben kann. Der Würzburger Anwaltstag hat zwar den numerus clausus inzwischen mit 619 gegen 244 Stimmen verworfen, aber man bedenke, daß es vor einem Jahre vom Vorstande noch abgelehnt werden konnte, diesen Gegenstand überhaupt auf die Tagesordnung zu setzen, während heute schon 244 Anwälte offen für den numerus clausus eintraten. Die Bewegung wird nicht wieder zum Stillstand kommen und aller Voraussicht nach von Jahr zu Jahr stärker werden.

Zweifellos ist noch auf lange Zeit hinaus mit einer unaufhörlich stärker werdenden Überfüllung des Anwaltstandes zu rechenen, einmal infolge von Bestrebungen, die Zahl der Prozesse zu vermindern — der Verein für „Recht und Wirtschaft" z. B. glaubt ihre Häufigkeit durch Volksaufklärung um die Hälfte verringern zu können; man denke auch an die Zentralisierung des Prozeßwesens durch Berufsvereine —, andererseits infolge eines Zudranges, der außerwirtschaftlichen Motiven entspringt. Die Vermehrung der Gymnasien und anderer höherer Schulen setzt selbst in den kleinsten Städten viele Eltern in den Stand, ihre Söhne das Abiturientenexamen machen und dann studieren zu lassen. Sie wollen unbedingt, daß aus ihnen etwas „Besseres" wird, und falsche Eitelkeit spiegelt ihnen vor, daß gerade ihre Sprößlinge schon imstande sein würden, es in einem akademischen Berufe vorwärts zu bringen. Ein Damm gegen die auf solche Ursachen zurückzuführende Überflutung von freien Berufen könnte recht wohl heilsame Wirkungen auf das gesamte Wirtschaftsleben ausüben. Aufgabe des Liberalismus müßte es sein, dafür zu sorgen, daß dementsprechende Maßnahmen nur so lange gelten dürften, als jene Ursachen noch fortwirken, keinesfalls aber den Angehörigen der in Frage kommenden Stände zur Schaffung neuer wirtschaftlicher Monopole verhelfen könnten.

Otto Corbach



Das Byron-Geheimnis

Ueber Byrons Lebenswandel haben sich schon zu Lebzeiten des Dichters die seltsamsten Legenden gebildet. Die meisten sind inzwischen von der Forschung ihrer romantischen Umhüllung entkleidet worden. Dagegen ist es bis jetzt noch immer nicht gelungen, die völlige . .arheit darüber zu erbringen, ob die Anschuldigung, die den Dichter im Jahre 1810 aus dem Vaterlande vertrieb, zu Recht besteht oder nicht. Diese Anschuldigung besagte, daß Byron ein Liebesverhältnis zu seiner Halbschwester Auguste Leight unterhalten und daß ihn seine jung angetraute Frau aus diesem Grunde verlassen habe.

Die öffentliche Meinung hat lange geschwankt, ehe sie sich gegen Byron entschied. Und auch nach dem Tode des Dichters ist die Frage nach seiner Schuld nicht zur Ruhe gekommen.

1869 trat die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", Harriet Beecher-Stowe, für ihre damals schon verstorbene Freundin, die Lady Byron, ein und suchte den Beweis für den Inzest des Dichters zu erbringen. Jetzt veröffentlicht Prof. Levin L. Schücking in der Halbmonatsschrift „Nord und Süd" eine interessante Studie, in der er eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte hervorhebt. Er stützt sich dabei vor allem auf eine sehr seltene, privatim gedruckte und nur noch in wenigen Exemplaren vorhandene Schrift von Byrons Enkel Ralph Milbauke Graf Lovelace, der gleichfalls seinen Großvater als den Schuldigen hinstellt. Der Inhalt dieser „Astarte" betitelten Broschüre sei im folgenden kurz wiedergegeben:

Des Dichters Vater, der „Captain John Byron", hatte zweimal geheiratet. Eine überlebende Tochter aus erster Ehe, Augusta, wuchs dem Sohn aus zweiter Ehe fern bei ihrer Großmutter heran und heiratete 1807, dreiundzwanzigjährig, ihren Vetter, den Obersten George Leigh. Diese Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, war höchst unglücklich, da Oberst Leigh ein wüster und ungebildeter Geselle war. Im Juni 1813 zog Augusta zu einem längeren Besuch zu ihrem Bruder nach London. Lord Byron befand sich gerade damals auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Unter diesen Umständen bedeutete der Besuch einer vier Jahre älteren, neunundzwanzigjährigen, in ihrer Ehe vernachlässigten Halbschwester, die er früher kaum jemals näher kennen gelernt, eine gefährlichere Versuchung für ihn, als sie sein leicht entzündbares Blut vertrug. Gerade die Bande, die einen anderen zurückgehalten hätten, reizte es ihn zu zerreißen. Bereits in dieser Zeit nahmen Byrons Bekannte an dem vollkommen durchsichtigen Verhältnis der beiden zueinander schweren Anstoß. Im April 1814 gebar Augusta eine Tochter, die auf den Byronschen Lieblingsnamen Medora getauft wurde. Dreiviertel Jahre später heiratete Byron, um seine finanziellen Verhältnisse zu rangieren, Anne Isabella Milbauke. Für Lady Byron, die als Dame erzogen und als einziges Kind verhätschelt war, genügten ein paar Wochen ehelichen Zusammenlebens mit Byron offenbar, um ihre ganzen bisherigen Anschauungen vom Leben umzuwerfen. Wo die Phantasie dem Mädchen holde Träume vorgegaukelt, da erblickte die Frau nur noch häßliche Brutalität. Ein unglücklicher Zufall ließ Lady Byron ein paar Tage nach der Hochzeit die Rede auf Drydens „Don Sebastian" und das darin behandelte Motiv des Inzests zwischen Bruder und Schwester bringen. Darauf erfolgte ein solcher Wutanfall Byrons, daß die Ahnungslose sich gelobte, die Rede nie wieder auf dies Thema zu bringen. Bei sich grübelte sie darüber nach und kam auf die Vermutung, ihr Mann, von dessen Vater und eigenem lockeren Leben sie wußte, möchte einmal zu jemand in Beziehungen getreten sein, der sich nachträglich als eine natürliche Schwester herausgestellt hätte. Bei den in der Folgezeit sich häufig wiederholenden Wutanfällen Byrons, die wohl dem unerträglichen Gefühl der Gebundenheit durch die Ehe entsprangen, war Augusta der einzige Schutz für Lady Byron. Ihre Gefühle dieser Frau gegenüber unterlagen daher naturgemäß starkem Schwanken. Klagte sie sich zuweilen des Mißtrauens gegen Augusta an, so verstärkte sich ein anderes Mal der Verdacht so weit, daß sie meinte, das Verhältnis der beiden bestehe noch jetzt. Dann gab die Reise der jungen Frau mit ihrem wenige Wochen alten Kinde zu ihren Eltern dem Leben aller drei Beteiligten die entscheidende Wendung. Byron selbst hatte diese Trennung gewünscht, widersetzte sich ihr aber aufs heftigste, als sie zur Tatsache wurde. Lady Byron, die nun aus der Ferne die Dinge ohne den Einfluß der Beteiligten ansah, hatte keinen Zweifel mehr an der Schuld ihres Gatten. Der Skandal, der Byron aus England vertreiben sollte, nahm damit seinen Anfang.

In der entsetzlichsten Lage in dieser Zeit befand sich Augusta Leigh. Man versteht nicht recht, wie sie noch immer in Byrons Haus weilen konnte, obgleich die Entbindung seiner Frau, zu der sie herbeigeeilt, schon Monate vorüber war, um so weniger, als die über sie umlaufenden Gerüchte natürlich ihr Ohr bald fanden. Ihre Freunde sahen vielleicht gerade darin einen Beweis ihrer Unschuld, und um diese völlig an den Tag zu bringen, wirkten sie auf Lady Byron ein, zu Augustas Gunsten eine Erklärung abzugeben. Dies hieß aber denn doch von der be-



leidigten Frau zu viel verlangen; sie antwortete Augusta, indem sie ihr die in ihren Händen befindlichen Beweise darlegte. — Augusta hatte sich von Byron einmal sein Ehrenwort geben lassen, ihre Beziehungen an niemand zu verraten. Sie hatte also trotz allem, was die Welt erfahren mußte, geglaubt, ihre Maske bewahren zu können. Sie sah jetzt, daß es unmöglich war, und gestand. Ihre Beichte bedeutete offenbar einen vollkommenen inneren Zusammenbruch. Sie wurde damit zunächst ein Instrument in Lady Byrons Hand. Was aber Lady Byron außer dem Gefühl auch persönlicher Dankbarkeit aus schwerer Zeit verhinderte, Augusta aufzugeben, das war die Furcht, die Verzweiflung könne Augusta wieder in Byrons Arme werfen und die Sünde sich erneuern. Sie betrachtete es als ihre sittliche Aufgabe, dies mit allen Kräften zu verhindern. In der Tat wachte in Byron das Gefühl für Augusta, mit der sich seine Gedanken naturgemäß viel beschäftigten, bald heftig wieder auf. Mitten aus dem wüsten Genußleben von Venedig strömt er ihr glühende Liebe hin. Die innerlich gebrochene Empfängerin, geängstigt durch diesen Brief, legt ihn pflichtgemäß der Lady Byron vor und läßt sich von ihr eine vorsichtige Antwort in die Feder diktieren. Aber sie müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht den Versuch gemacht hätte, diese Passivität zu durchbrechen. Soll sie ihn nicht wiedersehen? Würde man nicht gerade dann Verdacht schöpfen, falls sie ihn bei seiner Wiederkehr nicht sehen wollte? Oder könnte sie nicht bessernd auf ihn einwirken? Alle diese Fragen beantwortet Lady Byron mit abweisender Kälte, ja mit Drohungen. Sie erkennt aus ihnen nur, daß der Dichter seiner Schwester noch immer nicht so gleichgültig ist, als er es sein müßte. — Das halb ersehnte, halb gefürchtete Wiedersehen hat nicht stattgefunden. Andere Frauen, vornehmlich die Guiccioli, traten in sein Leben, andere Interessen beschäftigten ihn. Fünf Jahre später konnte er in einem Briefe seiner Frau die Bitte aussprechen, Augusta und ihren Kindern ihr Wohlwollen nicht zu entziehen. Drei Jahre danach ist Byron gestorben. Augusta hat ihn noch fast um ein Menschenalter überlebt, sie starb 1851. —

So weit die Enthüllungen des Grafen Lovelace, nach denen alle bisherigen Byron-Biographien als veraltet betrachtet werden müssen. Prof. Schücking bemängelt an der Schrift, daß gerade das wichtigste Dokument vom Druck ausgeschlossen worden ist, die briefliche Beichte der Augusta nämlich. Trotzdem findet Schücking das beigebrachte Material erdrückend und weist nach, daß die gegen die Schrift Lovelaces gerichteten Widerlegungen auf schwachen Füßen stehen. Die belastendsten Beweisstücke sind in allen diesen Gegenschriften unerschüttert geblieben. Es bleibt vor allem ein Dokument vom 14. März 1816, in dem Lady Byron vor ihrem Rechtsbeistand Lushington mit Zuziehung mehrerer Zeugen zu Protokoll gibt, daß sie in ihrer Ehe wohlbegründeten, aber nicht ausreichend zu beweisenden Verdacht gefaßt habe, es möge zwischen ihrem Gatten und seiner Schwester ein Verhältnis bestanden haben oder gar noch bestehen. Ein noch wichtigeres Dokument bilden dann die oben erwähnten Briefe: Byrons glühender Liebesbrief aus Venedig an Augusta, deren Begleitschreiben dazu an Lady Byron und die Antwort der letzteren.

Das Ergebnis seiner Studie faßt Prof. Levin L. Schücking dahin zusammen:

„So schmerzlich es für den Byron-Verehrer sein mag, wird es doch für den Einsichtigen bei dem, was Lovelace enthüllt hat, sein Bewenden haben müssen. In seinen Gedichten, seinen Briefen und seinen Tagebüchern wird nun vieles, über das man bisher weggelesen, in seiner eigentlichen Bedeutung erst klar. Und die Kluft zwischen dem Menschen und dem Künstler wird unüberbrückbar. Derselbe, der an die Geliebte und Schwester die Worte schreibt: ‚Ich bereue nichts!' — läßt den Manfred unter der Last der Blutschuld zusammenbrechen. Die Ethik seiner Kunst diktiert die Außenwelt, sein eigenes Handeln regiert der Trieb. So rückt er in der Literaturgeschichte an die Seite Oskar Wildes. Bei beiden bleibt es unsere Aufgabe, uns den Genuß ihrer Kunst trotz alledem ungetrübt zu erhalten."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zu dem Artikel: „Die Unpopularität der evangelischen Landeskirche“

Entgegnung

Der unter obigem Titel im diesjährigen Juliheft des „Türmers“ erschienene Aufsatz von Ecclesiasticus enthält ohne Zweifel eine Fülle höchst beherzigenswerter Beobachtungen und Gedanken und stammt ebenso zweifellos aus der Feder eines Mannes, der, erfüllt von aufrichtiger Liebe zur evangelischen Kirche, ernstlich darauf aus ist, deren Bestes zu suchen und fördern zu helfen. So stimmen wir fast vorbehaltlos zu, wenn wir auf S. 433 f. lesen, daß wenn trotz der weithin festzustellenden kirchlichen Entfremdung der Massen die Austrittsbewegung bisher nur erst verhältnismäßig geringe Resultate erzielt habe, dies vor allem dem Umstande zu danken sei, daß der Austritt aus der Kirche oder Landeskirche „immerhin mit einigen Umständlichkeiten und Kosten verbunden ist“, und daß auch auf diesem Gebiete das Trägheitsgesetz seine Kraft bewähre, und so widersprechen wir nicht, wenn S. 435 ausgeführt wird, daß das von gewissen „modern“ gerichteten Theologen in unsern Tagen bei vielen Gebildeten geweckte „kirchliche Interesse“ im Grunde ein antikirchliches sei, und ebensowenig wird sich bestreiten lassen, daß der gegenwärtig so weit ausgebildete und fast allenthalben sich bemerklich machende kirchliche Bureaukratismus sehr oft nicht sowohl ein lebenweckendes Element. als vielmehr eine drückende Fessel für sich regendes religiöses Leben darstellt. Doch auch an Ecclesiasticus hat sich das alte Wort erfüllt: Wer zuviel beweist, beweist nichts. Seine Ausführungen leiden leider an allzu vielen und allzu starken Übertreibungen und sind nicht geeignet, dem Wert und der Bedeutung des evangelischen Landeskirchentums wirklich gerecht zu werden.

Schon bei der Schilderung des Zustands, in welchem die deutschen evangelischen Landeskirchen sich angeblich befinden, hat Verfasser leider nur allzu sehr grau in grau gemalt. Unrichtig ist z. B. die Behauptung, daß man „durchweg (sic!) in den evangelischen Gemeinden nur drei bis vier Prozent Kirchenbesucher“ zähle und „die Zahl der Abendmahlsgäste selten den fünften Teil der erwachsenen Gemeindeglieder“ übersteige. Diese Zahlen treffen kaum für die Großstädte zu, noch viel weniger aber für die Mittel- und Kleinstädte, und am allerwenigsten für die Landgemeinden, in denen in der Regel eine weit intensivere Seelsorge getrieben werden kann als in den nicht selten 20—30 000 und noch mehr Seelen zählenden Großstadtparochien mit oft nur 3—4 Pastoren. Aber was heißt in diesem Zusammenhange überhaupt „drei bis vier Prozent Kirchenbesucher“? Soll das heißen: „Drei bis vier Prozent“

überhaupt, oder nur bei den einzelnen und regelmäßigen sonn- und festtäglichen Gottesdiensten? Selbst im letzteren Falle würde eine arge Übertreibung vorliegen, da es viele Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Gemeinden gibt, in denen die durchschnittliche Zahl der sonn- und festtäglichen Kirchenbesucher 10 bis 15 Prozent aller Gemeindeglieder — also einschließlich der Kinder, wie auch der durch Krankheit, Alter und Siechtum sowie der durch ihren Beruf (Eisenbahn-, Post-, Polizeibeamte usw.) oder durch mancherlei andere Umstände am Kirchenbesuche fast regelmäßig Behinderten — beträgt; was aber die Zahl derer betrifft, die überhaupt noch, wenn auch viele nur sehr selten, an den Gottesdiensten der Gemeinde teilnehmen, so ist es sicherlich wenigstens für Hunderte von Landgemeinden des Königreichs Sachsen nicht zu hoch gegriffen, wenn wir behaupten, daß sie durchschnittlich 75—85 Prozent aller Erwachsenen ausmache, und ähnlich werden die Verhältnisse wohl auch in manchen anderen Landeskirchen liegen. Ebenso vermögen wir gegenüber den Behauptungen von Ecclesiasticus festzustellen, daß die Zahl der Abendmahlsgäste in Hunderten von Gemeinden der sächsischen Landeskirche — und wohl auch anderer Landeskirchen — 40 Prozent nicht bloß der erwachsenen, sondern aller Gemeindeglieder weit übersteigt, und daß die Zahl der wirklichen Abendmahlsverächter in diesen Gemeinden kaum 8—15 Prozent der Erwachsenen betragen dürfte.

Nicht minder falsch ist es aber auch — trotz des oben gemachten Zugeständnisses —, wenn Verfasser den kirchlichen Bureaukratismus, der im Grunde ein staatlicher sei, da die Konsistorien, Oberkirchenräte usw. rein staatliche Behörden seien, für fast alle Schäden des Landeskirchentums verantwortlich macht und deshalb zur Trennung von Kirche und Staat und zur Aufrichtung der Freikirche drängt. So einfach liegt die Sache wahrlich nicht, und eine tiefere Erfassung des Problems ist sicherlich nötig. Was Eccl. in seinem ganzen Aufsatze vollständig unberücksichtigt läßt, ist vor allem dies, daß die vorhandene kirchliche Entfremdung nicht bloß auf die bestehenden evangelischen Landeskirchen, sondern zumeist auf Kirche und Religion selbst sich bezieht, daß aber diese Erscheinung weit tiefere Wurzeln hat, als die mehr oder weniger äußerlichen Dinge, in denen Verfasser die Ursachen der vorhandenen Unkirchlichkeit oder „Unpopularität der evangelischen Landeskirche" sucht. Diese Wurzeln liegen in der ungeheuren Umbildung oder — vielleicht noch besser gesagt — Umwälzung, welche das gesamte wirtschaftliche, soziale und politische Leben der meisten Kulturvölker der Gegenwart seit etwa einem Jahrhundert erfahren hat, und zumal in dem Umstand, daß die ungeheuren Errungenschaften der Naturwissenschaft und modernen Technik, die wir im Laufe des letzten Jahrhunderts zu verzeichnen gehabt, von den meisten — auch von den meisten sogenannten Gebildeten — noch nicht oder noch nicht genügend innerlich verarbeitet und in die religiöse Weltanschauung hineinverwoben sind. Insbesondere ist es der Begriff des „Naturgesetzes", wie er in der modernen Naturwissenschaft uns begegnet und ohne den diese nicht auszukommen vermag und auf welchem letztlich die ganze moderne Technik beruht, was für viele zu einem nach ihrer Meinung unüberwindlichen Hindernis des Glaubens an einen allmächtigen persönlichen Gott geworden ist. Ist aber jemand einmal der Meinung, daß Gott und „Naturgesetz" einander ausschließende oder aufhebende Begriffe oder Größen seien — und diese irrige Meinung wird nicht nur von den religionslosen Führern der Sozialdemokratie, sondern leider auch von vielen anderen Seiten, die an dieser Stelle nicht ausdrücklich genannt zu werden brauchen, mit dem größten Eifer propagiert —, so ist es doch ganz selbstverständlich, daß er von dem kirchlichen und damit auch von dem landeskirchlichen Leben sich zurückzieht, und so ist es ganz zweifellos, daß hiergegen auch die Freikirche nicht schon als solche — d. h. als „entbureaukratisierte" kirchliche Gemeinschaft — ein Heilmittel sein würde.

Indes, es ist nicht unsere Absicht, dem Verfasser auf allen seinen Gedankenwegen zu folgen und diese auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Insbesondere beabsichtigen wir nicht, dem

Verfasser gegenüber den heute von so vielen bestrittenen — und in mancherlei Hinsicht allerdings auch mit mehr oder weniger Recht bestrittenen — Wert des unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach unserer Ansicht noch immer am meisten zu empfehlenden Landeskirchentums zur Darstellung zu bringen, da diese Aufgabe sich keineswegs in wenigen kurzen Sätzen lösen läßt. Was uns veranlaßt hat, das Wort zu ergreifen, ist vielmehr die durchaus schiefe Beurteilung, welche die evangelischen Pfarrervereine unserer Tage in dem Aufsatze von Eccl. gefunden haben.

S. 435 f. sagt der Verfasser von diesen: „Es sind die Pfarrervereine gekommen und wollten die Arbeit der Pastoren organisieren, zentralisieren und ich weiß nicht was. Sie haben sich außer einigen lahmen anderweitigen Anläufen aber immer mehr darauf beschränkt, Petitionsstürme zu organisieren, um die allerdings früher kümmerlichen Pfarrbesoldungen mit Staatshilfe zu erhöhen, nach der sehr fraglichen Theorie, je besser der Lohn, desto besser die Arbeit“; und auf S. 439 lesen wir: „Darum bin ich für meine Person ein ausgesprochener Feind der Pfarrervereine, weil sie durch ihre ewigen Betteleien bei dem Staate nur dazu helfen, die Abhängigkeit der Kirche vom Staate immer mehr zu befestigen, und die Gesundung der Kirche aufzuhalten. Die bessere Besoldung der Pastoren hilft der Kirche nichts.“

So viele Worte, so viele Übertreibungen oder Unrichtigkeiten!

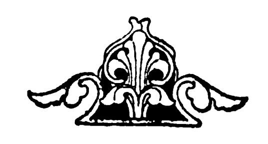
Schon gleich an dem ersten Satze ist nichts weiter richtig als die Worte: „ich weiß nicht was“. Denn Verfasser weiß in der Tat um die Zwecke und Ziele der Pfarrervereine durchaus nicht Bescheid. Die Pfarrervereine sind ebenso, wie beispielsweise die Richtervereine, Standesorganisationen und haben, wie es z. B. in § 2 der Satzungen des Pfarrervereins für das Königreich Sachsen — und ähnlich wohl auch in den Satzungen anderer Pfarrervereine — heißt, „den Zweck, die brüderliche Gemeinschaft und die Standesehre zu pflegen, ihre Mitglieder bei Lösung ihrer amtlichen Aufgaben zu unterstützen sowie die Pflichten, Rechte und Anliegen des geistlichen Standes wahrzunehmen.“ Nicht also um „Organisation“ und „Zentralisation der Arbeit der Pastoren“ handelt es sich in diesen Vereinen, sondern um ganz andere Dinge. Denn wenn auch selbstverständlich die Pfarrervereine das Recht niemals sich nehmen lassen werden, auch als solche ganz bestimmte Aufgaben des geistlichen Amtes, wenn irgendeine Nötigung hierzu vorliegt, in den Bereich ihrer Verhandlungen zu ziehen, sowie zu wichtigen Fragen des kirchlichen Lebens Stellung zu nehmen und in bezug auf solche aufklärend zu wirken, und wenn sie auch schon bisher teils in ihren Versammlungen, teils in ihrer Presse — um nur einiges herauszugreifen — z. B. das ebenso schwierige, wie wichtige Problem der Konfirmation und der kirchlichen Jugendfürsorge behandelt und zur Frage der Reform des Religionsunterrichts in der Volksschule ihre Stimme haben vernehmen lassen, oder zur Frage der Festlegung des Osterfestes oder zu § 166 RStGB. mehrfach Stellung genommen haben, und — endlich — wenn sie auch den Zweck mitverfolgen, „ihre Glieder bei Lösung ihrer amtlichen Aufgaben zu unterstützen“, so liegt darin doch in aller Welt noch längst nicht eine „Organisation“ und „Zentralisation“ der Arbeit der Pastoren. Nein, dieses Ziel hat, weil weit über die Grenzen und Befugnisse eines freien Standesvereins hinausgehend, und weil die Verfolgung dieses Zieles ein direktes Eingreifen in die Rechte der Landeskirchen und in deren Verfassungen bedeuten würde, sicherlich nicht ein einziger deutscher Pfarrerverein sich gesetzt. Was die deutschen Pfarrervereine erstreben, ist vielmehr, wie oben angegeben, neben der Pflege brüderlicher Gemeinschaft und echter Solidarität ihrer Glieder die Wahrung der Ehre und des Ansehens des evangelischen Pfarrerstandes, die wirtschaftliche und soziale Hebung desselben, überhaupt die Wahrnehmung der besonderen Standespflichten, -rechte und -interessen im Rahmen der Volksgemeinschaft und unter beständiger gewissenhafter Rücksichtnahme auf das Gesamtwohl. Dies alles aber suchen sie zu erreichen durch festen Zusammenschluß aller Standesgenossen innerhalb der einzelnen Landeskirche, durch Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Mitglieder (Krankenkassen, Witwen- und Waisenkassen,

Feuerversicherungen, Pfarrsöhneheime für aus Pfarrhäusern stammende Gymnasiasten usw.), durch Einwirkung auf die Presse, durch Vermittlung von Rechtsrat und Rechtsschutz, durch Fühlungnahme mit anderen evangelischen Pfarrervereinen Deutschlands, sowie durch geschlossenes Vorgehen in anderen Angelegenheiten, die im Bereiche ihrer Tätigkeit liegen (vgl. § 3 der oben angeführten Satzungen). Daß es hierbei ohne Petitionen an Kirchenbehörden und Synoden und selbst auch an Staatsregierungen und Landtage, unter Umständen sogar auch an Bundesrat und Reichstag, wie beispielsweise in der Frage der Revision des § 166 RStGB., nicht völlig abgeht, ist bei den Pfarrervereinen ebenso selbstverständlich, wie es selbstverständlich ist, daß die Richter- oder die Gymnasiallehrervereine oder andere Standesorganisationen sich ebenfalls sehr oft an die zuständigen Staats- oder Reichsinstanzen mit ihren Wünschen, Beschwerden und Anträgen wenden. Daraus folgt noch längst nicht, daß die Pfarrervereine „nur dazu helfen, die Abhängigkeit der Kirche vom Staat immer mehr zu befestigen und die Gesundung der Kirche aufzuhalten" — im Gegenteil werden wirklich starke und energisch geleitete Pfarrervereine den kirchlichen Behörden und Synoden gerade ein fester Rückhalt gegenüber etwaigen unberechtigten Ansprüchen und Eingriffen des Staates sein; jedenfalls aber ist uns, obgleich wir persönlich schon seit einer längeren Reihe von Jahren an der Pfarrervereinsarbeit den regsten aktiven Anteil genommen, nicht das mindeste davon bekannt, daß die Pfarrervereine „sich außereeinigen lahmen anderweitigen Anläufen (welchen?) ... immer mehr darauf beschränkt (sic!), Petitionsstürme zu organisieren, um die allerdings früher kümmerlichen Pfarrbesoldungen mit Staatshilfe zu erhöhen, nach der sehr fraglichen Theorie, je besser der Lohn, desto besser die Arbeit," und von „ewigen Betteleien beim Staat" wird ein gerecht Denkender sicher nicht reden wollen. Denn wenn auch die Pfarrervereine — ganz besonders mit Rücksicht auf den mangelnden theologischen Nachwuchs — zuweilen die staatlichen Instanzen um eine zeitgemäße und der Besoldung der übrigen Akademiker entsprechende Erhöhung der Pastorengehälter gebeten haben — ohne ein standeswürdiges und den an den geistlichen Stand von der Öffentlichkeit selbst gestellten Ansprüchen entsprechendes Einkommen vermag eben auch der Geistliche, zumal angesichts der besonderen Schwierigkeiten, die den meisten Pastoren die Frage der Ausbildung ihrer Kinder bereitet, nicht auszukommen, und übrigens redet ja Verfasser selbst von „allerdings früher kümmerlichen Pfarrbesoldungen" —, so sind das jedenfalls niemals „Petitionsstürme" und, da die betreffenden Petitionen sich durchaus nicht übermäßig oft wiederholt und zudem sicherlich immer in durchaus würdigen Formen gehalten haben, ebenso wenig „ewige Betteleien" gewesen, und überdies hat man in neuerer Zeit bereits in sehr weiten Kreisen des evangelischen Pfarrerstandes einsehen gelernt, daß allerdings die Landeskirchen danach streben müssen, sich, ohne damit ohne weiteres ihren Charakter als Landeskirchen aufzugeben, wirtschaftlich immer unabhängiger vom Staate zu machen, um so von sich aus ihren Dienern geben zu können, was recht und billig ist und ihrer Vorbildung, wie auch ihren Leistungen und ihrer sozialen Stellung entspricht, und gerade der Unterzeichnete selbst hat für dieses Ziel schon manche Lanze gebrochen. Ganz besonders aber muß die Behauptung zurückgewiesen werden, daß die Pfarrervereine bei ihren Petitionen um Gehaltserhöhungen nach der Theorie gehandelt hätten: „Je besser der Lohn, desto besser die Arbeit." Einen Beweis für diese Behauptung wird der Verfasser sicherlich nicht zu erbringen vermögen, selbst wenn es ihm gelingen sollte, sich auf irgend ein hingeworfenes Wort eines Einzelnen berufen zu können. Und nicht minder ist es nötig, den Satz richtigzustellen: „Die bessere Besoldung der Pastoren hilft der Kirche nichts." Wir sind demgegenüber durchaus anderer Meinung und haben diese an anderer Stelle in eingehendster und bisher unwiderlegt gebliebener Weise begründet. Hingewiesen sei an diesem Orte nur auf folgendes: Wenn auch durchaus nicht etwa die Aussicht

auf irdischen Gewinn und Genuß irgend jemand zum geistlichen Amte führen soll, so wird dieses schon an und für sich, und ganz besonders bei der dermaligen Feindschaft weiter Volkskreise — auch vieler „Gebildeten“ und „Besitzenden“ — gegen Kirche und Pastoren ganz besonders dornenvolle und viel Entsagung fordernde, in den Riesengemeinden der Großstädte — und zuweilen auch anderwärts — aber außerdem noch überaus arbeitsreiche und körperlich, geistig und seelisch anstrengende Amt doch um so seltener begehrt werden, je mehr die Geistlichen, die ohnehin zum weitaus größeren Teile, weil zumeist in Orten ohne höhere Bildungsanstalten amtierend, ihre Kinder zwecks ihrer weiteren Ausbildung aus dem Hause fort und in oft recht teure Pensionen bringen müssen, auch noch mit materiellen Nöten zu ringen haben. So werden, wenn die Pastorengehälter auch weiterhin in so erheblichem Maße hinter denen der zumeist in weit leichteren Lebensbedingungen stehenden übrigen Akademiker zurückbleiben sollten, wie bisher, in Zukunft dem geistlichen Amte noch weit mehr tüchtige Kräfte fernbleiben, als dies — im Gegensatz zu früheren Zeiten — schon in den letzten 1—1½ Jahrzehnten der Fall gewesen, ja, der bereits vorhandene Mangel an pastoralem Nachwuchs wird sich dermaßen verschärfen, daß schon in wenigen Jahren zahlreiche geistliche Stellen nicht mehr werden besetzt werden können, während hie und da — zumal in den Großstädten — lieber noch zahlreiche neue geistliche Stellen begründet werden sollten, um auch dort eine intensivere Seelsorge zu ermöglichen! Wer aber wird dann den Schaden haben? Ohne Zweifel zunächst die Kirche, dann aber freilich auch der Staat und die gesamte Volksgemeinschaft!

Doch wir wollen, um nicht allzu viel Raum in diesen Blättern in Anspruch zu nehmen, mit dem Verfasser nicht weiter rechten, sondern nur noch die Frage aufwerfen, wie derselbe zu seinen schiefen Ansichten über die Arbeit und die Bedeutung der Pfarrervereine gekommen. Er bekennt sich selbst als „ausgesprochenen Feind der Pfarrervereine“. Darin liegt die Antwort auf die gestellte Frage. Denn nicht bloß die Liebe, wie man zuweilen wohl sagt, sondern mehr noch die Feindschaft macht blind. In seiner Feindschaft, zu der er allerdings berechtigten Grund zu haben glaubt und die ihm sicherlich aus ehrlicher, wenn auch freilich irriger Überzeugung entsprungen ist, sieht er nicht, was vor aller Augen ist: nämlich die ungeheuren Segnungen, die die Pfarrervereine schon bisher ihren Gliedern nicht bloß in materieller Beziehung (Besoldungserhöhungen, Kranken- sowie Witwen- und Waisenkassen usw.), sondern vor allem auch in idealer Hinsicht (durch Stärkung des Standesbewußtseins und des Gefühls für Standeswürde, durch Schutz der Ehre des Standes und der Einzelnen, durch mancherlei Anregungen und Winke auf dem Gebiete der amtlichen Tätigkeit usw.) gebracht, und die noch weit größeren Segnungen, die nicht bloß dem Pastorenstande selbst, sondern auch der Kirche Jesu Christi durch die Pfarrervereine gerade dann um so mehr kommen können und werden, je fester und straffer diese organisiert sind und je mehr und bewußter sie danach streben, einen sowohl wissenschaftlich wie religiös-sittlich tüchtigen, ideal gesinnten und in sich selbst einigen Pfarrerstand heranbilden zu helfen: denn je höher das geistige und geistliche Niveau des Pfarrerstandes, desto besser wird es auch um die Kirche stehen!

Pfr. Gr. in A. (Erzgeb.)



Adam und Eva  P. v. Joukovsky

Fahneneid und Staatsbürgerrecht

(Zu dem gleichnamigen Artikel im Oktoberheft)


Herr „Warner" hat ohne Zweifel recht, daß in einem Volksheer, welches wir doch sind, nicht bloß der Kaiser und der betreffende Landesherr, dem wir Soldaten den Eid der Treue leisten, Anspruch auf diese Treue haben, sondern auch das Vaterland.

Sehr wohl ist daher die Möglichkeit denkbar, daß einmal ein Zwiespalt entstehen könnte zwischen Krone und Volk, bei dem das Heer vor die Frage gestellt würde, auf welche Seite es treten will.

Herr Warner verlangt, daß das Heer Kaiser und Landesherrn im Stich lassen soll, wenn sie sich einen Verfassungsbruch zuschulden kommen lassen. Er verlangt also gewissermaßen auch für das Heer einen Eid auf die Verfassung.

Hieraus folgt aber auch, daß das so vereidigte Heer gegen das Volk Partei zu nehmen hat, wenn dieses oder ein Teil von ihm einen Verfassungsbruch begehen will.

Daß eine Beseitigung der Monarchie und Einführung der Republik ohne Verfassungsbruch unmöglich ist, unterliegt doch wohl keinem Zweifel.

Damit erledigt sich die Frage, ob die Militärbehörde Offiziere des Beurlaubtenstandes in ihren Reihen dulden darf, welche offen ihre republikanische oder sozialdemokratische Gesinnung betätigen.

Daß diese Offiziere solche Grundsätze nach ihrer innersten Überzeugung für das Wohl des Vaterlandes für notwendig halten, ändert hieran nichts, denn auch der Monarch, der einen Verfassungsbruch begeht, wird dies ohne solche Überzeugung nicht tun.

Im übrigen hat Herr Warner durchaus recht: es braucht ja niemand Offizier zu werden oder zu bleiben. Wem die Treue zu den Landesherren nicht paßt, kann jederzeit seinen Abschied erbitten.

Der Ansicht, daß im Offizierkorps der Glaube großgezogen wird, der Kaiser sei konservativ, muß ich auf das entschiedenste entgegentreten. Nie in vierzigjähriger Dienstzeit bin ich auf solche Ansicht gestoßen.

Der Kaiser steht als Herrscher über den Parteien, und heutzutage, wo alle Parteien, insbesondere auch die konservative Partei, bewiesen haben, daß sie ihr Parteiinteresse über das Wohl des Vaterlandes stellen, kann man den Kaiser unmöglich einer bestimmten Partei zuzählen.

Wollen wir aber den Kaiser als Menschen auf seine innere politische Gesinnung prüfen, nun, so hat er doch in seinem Leben so viele Beweise von freiem, fortschrittlichem Denken gegeben, daß seine Überzeugung höchstens der Reichs- oder freikonservativen, wenn nicht der nationalliberalen Partei ähnlich sein kann. Daran ändern besondere Gelegenheiten nichts, bei denen der Kaiser sich darin gefällt, den Feudalherrn zu spielen.

Richtig ist freilich, daß die Umgebung des Kaisers konservativ ist; und diese sucht natürlich den Kaiser in konservativem Sinne zu beeinflussen.

Ebensowenig aber, wie der Kaiser, steht das Offizierkorps auf konservativem Standpunkte. In Süd- und auch in Westdeutschland ist die Mehrheit des Offizierkorps nationalliberal gesinnt; im übrigen nähern sich die Anschauungen der Offiziere der freikonservativen oder Reichspartei.

Von den Konservativen trennt uns vor allen Dingen das fortdauernde Liebäugeln dieser Partei mit dem Zentrum, dessen Gefährlichkeit in der Armee weit mehr gewürdigt wird als in der konservativen Partei.

Ich erinnere mich zweier Gelegenheiten, bei denen im Offizierkorps geradezu eine Gegnerschaft gegen die konservative Partei zutage trat.

Das war zur Zeit des Kulturkampfes in den siebziger Jahren, wo die große Mehrheit des Offizierkorps unzweifelhaft mit Bismarck sympathisierte; und dann eben jetzt zur Zeit der Reichsfinanzreform. Ich habe das nicht bloß bei Offizieren bürgerlicher Herkunft feststellen können, sondern grade bei solchen, die man nach Namen und Herkunft den konservativen Kreisen zuzählen sollte.

Übrigens wird in den Offizierkorps gottlob wenig Politik getrieben und besprochen; der deutsche Offizier ist königstreu und vaterlandsliebend bis auf die Knochen und kümmert sich herzlich wenig um das Parteigetriebe. Das geht auch aus den Zeitungen hervor, die vorzugsweise in Offizierkreisen gelesen werden, wie die „Tägliche Rundschau", die „Berliner Neuesten Nachrichten" und die „Deutsche Zeitung", die alle drei parteilos sein wollen.

Nun der Fall Kraatz!

Herr Warner scheint zu glauben, daß die Offiziere des Elisabeth-Regimentes in Charlottenburg die Kirche wegen des freisinnig-religiösen Inhalts der Predigt des Pfarrers Kraatz verlassen hätten.

Das ist aber doch nicht der Fall gewesen!

Und wenn die Predigt noch so freisinnig gewesen wäre, ja wenn der Pfarrer Jatho selber gepredigt hätte, so durften die Offiziere die Kirche nicht verlassen. Hätten sie es getan, so wären sie mit Recht bestraft worden, denn auch eine Jathosche Predigt bleibt ein Gottesdienst.

Die ausdrückliche und namentliche Erwähnung des Falles „Jatho" gehörte aber nicht auf die Kanzel, selbst dann nicht, wenn Herr Kraatz gegen Jatho Partei genommen hätte.

Denn Polemik ist kein Gottesdienst!

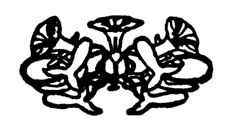
Für die Offiziere aber war ausschlaggebend, daß sie in der öffentlichen und ausdrücklichen Verurteilung der Entscheidung dieser hohen Kirchenbehörde eine öffentliche Auflehnung gegen die Obrigkeit erblickten und damit eine Schädigung der Disziplin ihrer Untergebenen befürchteten.

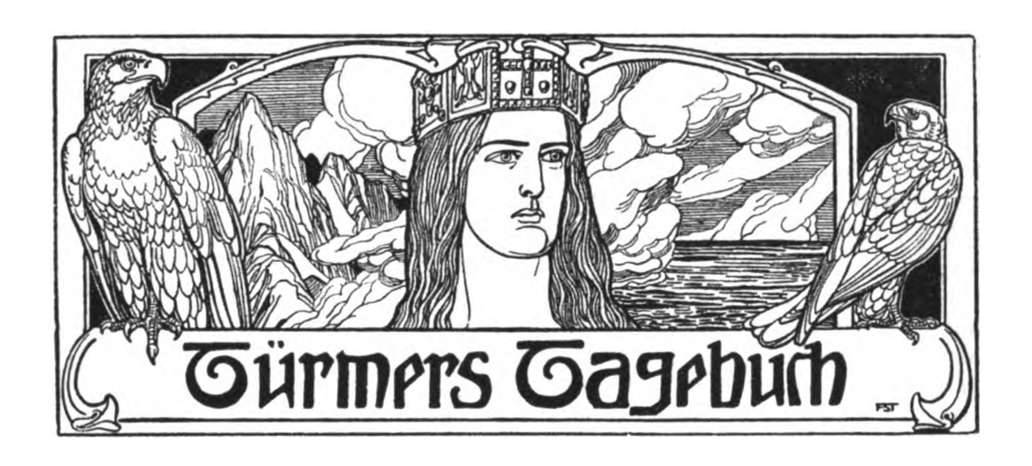
Man braucht nun nicht dieses demonstrative Verlassen der Kirche als unbedingt notwendig anzusehen, aber begreiflich ist der Standpunkt der Offiziere, und als militärischer Richter würde auch ich sie nicht für strafbar ansehen.

Als erschwerender Umstand für das Verhalten der Offiziere wurde von einigen Zeitungen hervorgehoben, daß das Militär als Gast an dem Gottesdienst teilgenommen hätte.

Unter Gast versteht man wohl, daß jemand an einem Orte mit Einwilligung des Besitzers Annehmlichkeiten genießt, ohne dafür zu bezahlen. Die Militärbehörde bezahlt aber in allen Städten, die eine besondere Garnisonkirche nicht haben, eine ganz beträchtliche Jahresmiete für die Mitbenutzung des Gotteshauses. Ist auch kein Militärpfarrer am Orte, so wird ein Zivilpfarrer mit Wahrnehmung der Militärseelsorge beauftragt und erhält dafür eine entsprechende Gehaltszulage. Damit hatte das Militär ein Recht auf Mitbenutzung der Kirche, und von einem Gastverhältnis kann keine Rede sein.

Janke, Oberst z. D.





Le dupe de L'Europe

Novembertage — Gerichtstage. 1908 Abrechnung mit dem „persönlichen Regiment", 1911 Abrechnung mit der „kaiserlichen Regierung". Im Grunde das Selbe.

Ein paar Stimmungsbilder aus dem „Hannoverschen Kurier". Vom 9. November:

„Als Herr v. Bethmann heute seine Rede mit den stolzen Worten schloß: ‚Wir erwarten für unsere Politik kein Lob, wir fürchten aber auch keinen Tadel', war's mäuschenstill im Saale. Verdutzt schauten die Tribünenbesucher, schauten drunten die Abgeordneten sich um. Wirklich und wahrhaftig: es blieb mäuschenstill, und auch nicht e i n Mund öffnete sich, dem sozusagen leitenden Staatsmann Beifall zu spenden. Vorher war's munterer gewesen. Man hatte sogar unterschiedliche Male sehr lebhaft Bravo gerufen und zwischendurch schallend gelacht. Aber das Bravo galt Herrn v. Lindequist, dessen Auffassungen über die entwicklungsfähigen Landschaften am Kongo und dessen Handlungsweise man selbst in der Schilderung des Herrn Reichskanzlers noch sehr verständig und nachahmenswert fand. Und zur Heiterkeit ward man angeregt, sobald Herr v. Bethmann pathetisch wurde und geflügelte Worte von scheinbar immanenter Kraft zu prägen unternahm. ‚Wir provozieren und bedrohen niemand', meinte der Kanzler mit heroischer Gebärde: da brauste stürmisches Lachen durchs Haus. Ein höhnisches Lachen, das dem Patrioten ins Herz schnitt und das sorgenden deutschen Männern aus Bitternis und lange genug zurückgedämpftem Unmut aufquoll. Der Herr Reichskanzler ließ sich von alldem natürlich nicht beirren, nur röter wurde gelegentlich sein Antlitz, nur hastiger das Auf und Nieder des gestikulierenden Arms; bisweilen auch stärker der Stimmaufwand. Aber die Rede, deren Grundzüge uns von seinen Vertrauten in der Presse schon mehrfach aufgezeichnet worden waren, diese weltpolitische Rede, die die ungefähr dreihunderttausend Quadratkilometer zentralafrikanischen Sumpfbodens in die großen Zusammenhänge der internationalen Politik stellen sollte, lieferte er uns getreulich ab. Herr v. Bethmann hat schon öfters ungeschickt und herausfordernd gesprochen; so ungeschickt

und provozierend wie heute noch niemals. Sachlich bot er kaum einen Satz, den die Offiziösen uns nicht schon vorher unendlich oft vorgetragen hätten. Was er über die Vorgeschichte des Handels, die Geste von Agadir, die Vorteile des Marokkoabkommens und die unbegrenzten Zukunftsmöglichkeiten von Neu-Kamerun berichtete, wußten wir teils längst von ihnen, teils hatte es gestern abend die Kongo-Denkschrift uns verraten. Über den eigentlich springenden Punkt aber — den einzigen, über den im gegenwärtigen Moment noch zu reden sich lohnt —: ob, um zu erreichen, was erreicht wurde, vonnöten war, so viel Aufsehen zu erregen, die Volksleidenschaft hüben und drüben aufzuwühlen und der deutschen Wirtschaft erheblichen und nachweisbaren Schaden zuzufügen, schwieg der Herr Reichskanzler sich aus. Dafür fühlte er wiederholt das Bedürfnis, sich und seinem Gefährten zur Rechten Lobsprüche für ihre kluge, zielbewußte und starke Politik zu spenden; bisweilen auch, wie ein zürnender Oberlehrer, die unpatriotische Haltung der öffentlichen Meinung zu rügen, die sich herausgenommen hätte, von einem Zurückweichen der ‚kaiserlichen' Regierung zu reden. Man könnte unmutig werden — man hätte nachgerade einigen Grund dazu — und fragen: Auf Grund welcher besonderen Leistung (denn eine märchenhaft schnelle Karriere beweist nicht immer zugleich auch auserlesene Fähigkeiten) schöpft der Kanzler die Legitimation, immer wieder alle, die abweichender Meinung sind, wie ungeratene Schulbuben abzukanzeln; sich in deutschen Landen die einzig überragende Intelligenz zu vindizieren und alles, was sich sonst um vaterländische Größe, Ehre und Zukunft sorgt und müht, als das Gehudel tief unter ihm zu behandeln? Aber es hat keinen Sinn; denn Herr v. Bethmann ist, wenn auch das Letzte sich noch eine Weile hinziehen mag, seit heute ein toter Mann. Herr v. Bethmann und Herr v. Kiderlen mit ihm ...

Der Herr Reichskanzler hat heute nur einen, wenn man so will, Verteidiger gefunden: Herrn Bebel, der in einer Greisenrede ohne Schwung und Disposition den ‚unverrückbaren Standpunkt' der internationalen Sozialdemokratie uns wieder einmal erläuterte. Alle anderen rückten von dem Kanzler ab, alle, selbst der diplomatische Herr v. Hertling. Der rieb sich zwar ein wenig am Fürsten Bülow und gab auch das von den Offiziösen zum gefälligen Gebrauch gefundene Argument weiter: daß die Marokkofrage von der einen und anderen Partei zu innerpolitischen Aktionen benutzt worden sei und annoch benutzt werden würde. Aber er tat dem Reichskanzler nicht den Gefallen, daran zu glauben, daß nun zwischen Deutschland und Frankreich für alle Zeiten glatte Bahn geschaffen worden sei; er betonte vielmehr ganz energisch, daß wir trotz aller Friedensliebe aufgehört hätten, ein Volk von Hungerleidern zu sein, und verlangte eine Prüfung des Vertrages und seiner Unterlagen in einer Kommission.

Und dann kam die große Überraschung des Tages: Nicht der alte, leidenschaftslose Herr v. Richthofen, nicht der bedächtige Gelehrte Graf Kanitz sprach für die Konservativen, sondern Herr v. Heydebrand. Sprach so tapfer und unumwunden von Herrn Lindequists ehrlicher Mannestat, mit so ätzender Ironie von dem spärlichen Erträgnis, das wir in edler Selbstlosigkeit allen anderen Völkern und uns mit ihnen in Marokko ausgewirkt hätten, und dem neuen Kolonial-

land, dessen Aussichten ihm von sachverständigen Freunden so ganz anders geschildert worden wären, als soeben vom Herrn Reichskanzler, daß auch der politische Gegner daran seine Freude haben mußte.

Den Beschluß machte Bassermann. Der holte weiter aus; weiter in der Vorgeschichte des Marokkohandels. Aber dieser Rückblick war nicht unverdienstlich; denn in ihm wurde die Legende, daß die Herren v. Bethmann und Kiderlen in diesem heißen Sommer nur die Folgen Bülowscher Sünden ausgebadet hätten, glänzend zerstört. Und dann arbeitete der nationalliberale Führer sehr wirksam das eigentlich Essentielle heraus. Wie wir jetzt einen unheilvollen Bruch mit unserer ganzen Politik vollzogen hätten; alles vernichtet, was von und für uns in zwanzigjährigen Mühen in der Welt des Islams aufgebaut worden war; wie wir ohne zureichende internationale Vorbereitung in die Aktion hineingegangen wären, ohne Zusammenhang, Berührung und Fühlung mit der deutschen öffentlichen Meinung, und wie gegenüber dem mageren Resultat die Frage immer von neuem angemeldet werden müsse, die wir oben schon erhoben: War das alles nicht geräuschloser, nicht auch ohne diese theatralischen Effekte zu erzielen, und mußten wir gerade jetzt den Franzosen helfen, den Algecirasvertrag feierlichst und förmlich zu zerreißen? ‚Wenn wir über den Vertrag abzustimmen hätten' — meinte Bassermann —, wir würden ihn ablehnen.'

Während dies alles drunten vor sich ging, saß in der Hofloge, in der ersten Reihe, ein schlanker, junger, frischer Offizier in der Uniform der Danziger Husaren: der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen. Als der Kanzler zu sprechen angefangen hatte, war er, der zu diesen Verhandlungen aus seiner Garnison herbeigeeilt war, in der Hofloge erschienen und harrte aus, bis Herr Bebel zu reden anhub. Kein teilnahmsloser Zuhörer, sondern einer, der sichtlich mit bewegtem Herzen dabei war. Als der Herr Reichskanzler die dunklen Schönheiten am Kongostrom pries, hob er wie beschwörend die Hände, und als Herr v. Heydebrand dann seine Trümpfe gegen Herrn v. Bethmann ausspielte, nickte er immer wieder mit dem Kopfe oder schlug mit der Hand bekräftigend auf die Logenbrüstung. Vielleicht sollte man im Interesse des Kronprinzen wünschen, er hätte es an der Demonstration genügen lassen, die in seinem Erscheinen lag. Aber es war in all der Trübsal, durch die wir jetzt hindurchmüssen, doch wieder tröstlich zu erfahren, daß von dem zukünftigen Träger der Kaiserkrone die Politik der Herren v. Bethmann und Kiderlen genau so beurteilt wird wie von der überwiegenden Mehrheit der Nation."

Vom 10. November:

„Es hat Leute gegeben auf den Tribünen und drunten im Saale, die ganz ernsthaft behaupteten, heute einen historischen Moment erlebt zu haben. Wie der Kanzler dem Abgeordneten v. Heydebrand Schmähung der eigenen Regierung und im Dienste von Partei- und kurzfristigen Wahlinteressen Schädigung des Deutschen Reiches und seiner auswärtigen Beziehungen vorgeworfen habe, das sei eines der großen Begebnisse gewesen, die sich nicht beschreiben ließen, die man selber erlebt haben müsse. Über Empfindungsfragen ist schlecht zu streiten; aber wir müssen freimütig bekennen: wir haben trotz des kanzlerischen Stimm-

aufwands dieses Gefühl nicht gehabt. Wir sahen nur immer den selben, den wir, ach so lange, nun schon kennen. Den ewig gekränkten, stets persönlich gereizten Herrn v. Bethmann, der keine Kritik zu ertragen vermag, der, sobald nur einer die ausnehmend gute Meinung, die der Kanzler zum Unglück von seiner Person hegt, nicht teilt, blind drauf losgeht und ringsum im Kreise alles kurz und klein schlägt. Darum scheint es uns auch müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, was der Kanzler mit der Art seines heutigen Vorstoßes beabsichtigt hat. Ob er einen Schwanengesang habe singen und sich einen stolzen Abgang sichern wollen; ob er nur das ohnehin zerschnittene Tischtuch mit den Konservativen nochmals feierlich zu zerschneiden wünschte? Vermutlich hat er sich gar nicht so viel gedacht; denn blinde Leidenschaft pflegt gemeinhin nicht weiter nach Zweck und Ziel zu fragen. Es gibt Poeten, die liebenswürdige Menschen und herzige, bisweilen selbst aufopferungsfähige Kameraden sind; in denen aber ein finsterer Todhaß aufglimmt, wenn einer ihre Verse zu tadeln wagt. Auch in Herrn v. Bethmann lebt, obwohl er sicher kein Künstler ist, etwas von solchem Naturell. Sobald einer die Musik, die er macht, nicht schön findet, tobt der Herr Reichskanzler. Dann muß der Ketzer, wenn er, wie Herr v. Lindequist, mit ihm dieselbe Amtsluft teilt, hinaus, und die Offiziösen erhalten den Auftrag, hinter dem Scheidenden herzuschelten. Ist es aber ein Parteiführer, der dem Rachegelüst des Herrn v. Bethmann nicht so leicht und unmittelbar erreichbar ist, dann unterzieht er sich dieser Prozedur höchst eigenhändig. Dann unterstellt er diesen Männern Motive, wie sie just in das kanzlerische Konzept sich fügen. Das war der Inhalt der heutigen Vorgänge, wie sie auf uns gewirkt haben, und der war nicht groß, nicht historisch — die Geschichte wird vermutlich sehr schnell über Herrn v. Bethmann hinweggehen —, und war auch nicht neu. Am allerwenigsten in den vielen Stellen, wo der Herr Reichskanzler wieder einmal den gottgewollten Vertreter des aufgeklärten Despotismus markierte und selbstherrlich dem Reichstag vorschrieb, was er sagen und tun dürfe, und wie weit eine Erörterung unserer auswärtigen Beziehungen dem Parlament überhaupt verstattet sei.

Nach allen diesen Richtungen werden wir Herrn v. Bethmann auch nicht ändern. Das steckt nun einmal in ihm drin, und das werden wir tragen müssen, solange er noch Kanzler ist. Wie lange das der Fall sein wird, ist bei den vielerlei nichtpolitischen Momenten, die bei uns ja immer hineinspielen, schwer zu sagen. Das Verdikt, das der Reichstag über die Marokkopolitik der Herren v. Bethmann und Kiderlen gefällt hat, ist heute jedenfalls vollständig geworden. ... Sollte Herr v. Bethmann, was wir ihm und uns nicht wünschen, auch nach den Januarwahlen noch an seinem Platze stehen, so dürfte er bald erkennen, daß der Ton, in dem er mit dem Reichstag zu verkehren liebt, ihm jedes Regieren unmöglich machen wird. Den haben die Parlamente bisweilen von Otto v. Bismarck hingenommen. Aber da hatte er zwei siegreiche Kriege hinter sich und war der Gründer des Deutschen Reiches geworden. Und neben solcher Leistung dürfte am Ende doch die ‚Entwicklungsmöglichkeit' der 275 000 Quadratkilometer am Kongo verblassen."

Endlich vom 11. November:

„Die Debatte über den neuen deutsch-französischen Akkord ist heute zu Ende

gegangen: das war das Beste an dieser Sitzung. Denn vom frühen Morgen war die Aussprache auf dem falschen Gleis, und je länger der Tag sich dehnte, je mehr Redner auf den Plan traten, um so mehr verflatterte sie, um so stärker artete die Unterhaltung in kleines und kleinliches Parteigezänk aus. Schließlich streitet man nur noch — und das durch zwei geschlagene Stunden — über den sozialdemokratischen Massenstreik in Kriegszeiten. Und als Herr v. Kiderlen dann noch ein paar billige, zudem vorher sorglich präparierte Witzchen vortrug, schüttelte sich das hohe Haus vor Vergnügen. Es zeigt sich hier wieder, daß der Deutsche Reichstag zu wirklichen politischen Aktionen — solchen, die ihm die Bedeutung, deren er heute noch durchaus ermangelt, und die insbesondere von dem zurzeit leitenden Staatsmann ihm nachdrücklich und konsequent bestritten werden, erringen könnten — heute nicht geeignet ist. Daß ihm die Fähigkeit, eine einheitliche Stimmung bis zum Ende festzuhalten und bis zu bleibenden Wirkungen auszumünzen, immer noch fehlt. Das geht zur Not einen Tag und noch einen zweiten. Am dritten ist man des ganzen Handels schon herzlich überdrüssig, sehnt sich nach dem Schluß und vergißt in Fahrigkeit, Nervosität und dem stets mit Rieseneifer aufgenommenen Parteienzwist völlig den Punkt, von dem man ausging, und den anderen, noch wichtigeren, zu dem man, wenn das alles überhaupt einen Sinn haben sollte, hatte steuern wollen. Nach unserem Empfinden konnte es, nachdem am Donnerstag und am Freitag sich gezeigt hatte, daß dieses Marokkoabkommen — das Erreichte sowohl wie die Wege, die man, um an solches Ziel zu gelangen, eingeschlagen hatte — nahezu von allen bürgerlichen Parteien verurteilt worden war, nur eine Front geben: gegen die Regierung. Gegen dies Ministerium, das den Acheron in Bewegung gesetzt hatte, um mit so magerem Ergebnis vor dem Reichstag sich zu brüsten und mit heiterer Naivität gar ein plaudite amici zu verlangen. Statt dessen stürzten sich die Parteien auf den Knochen, den ihnen Herr v. Bethmann gestern mit der Stäupung des Herrn v. Heydebrand hingeworfen hatte. Vergaßen, daß die hoheitsvolle Miene, die der Herr Reichskanzler gestern und vorgestern zur Schau getragen hatte, dem Parlamentarismus überhaupt gegolten hatte; daß, was am Freitag den Konservativen und in schwächerer Form doch auch den Nationalliberalen geschehen war, von demselben Mann auch schon ihnen widerfahren war und morgen und übermorgen sicher wieder zugefügt werden wird..."

War es denn, hatte Herr Bassermann gefragt, wirklich nötig, um bis an die Kongozipfel zu gelangen, mit der Geste von Agadir zu posieren? Welche Bedeutung hatte diese Geste überhaupt? „Nach der heutigen offiziösen Lesart", antwortet Heinrich Rippler ironisch in der „Tägl. Rundschau", „nur die, Frankreich zu Verhandlungen zu nötigen, denen es sonst auswich. Wir wollten Frankreich auf eine etwas geräuschvolle Art beibringen, daß wir ihm Marokko schenken und dafür einige Streifen köstlichen Kongolandes eintauschen wollten, die wir mit eigenem Kamerunland bar zu bezahlen gedachten. Die dumme öffentliche Meinung nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt hatte das falsch aufgefaßt und geglaubt, daß nach einem Kaiserworte der deutsche Adler da nicht mehr weiche, wo er seine Fänge einschlage, und daß das gewaltige Reich Bis-

marcks sich nicht um eine Kleinigkeit rege und zum Todeskampf stelle. Das war ein Irrwahn, in dem die dumme Welt durch die noch dümmere Presse bestärkt wurde, und das Auswärtige Amt war neckisch genug, die öffentliche Meinung einige Monate lang auf diesem Holzwege zu belassen. Jetzt aber spendet unsere Regierung Klarheit und zerreißt die Nebel des Wahns — wir haben eigentlich so gut wie gar nichts gewollt und nur so getan, als ob wir recht viel wollten, weil diese neuwilhelminische, neudeutsche Methode, die uns Feinde ringsum geschaffen hat, nun einmal schon traditionell geworden ist.

So lautet die offiziöse Marokkolügende; aber man braucht nicht an sie zu glauben. Man darf unsere Staatsmänner wenigstens nach ihrem ursprünglichen Wollen kecklich etwas höher einschätzen und darf jedenfalls die Geschichte, wie sie heute zurechtgemacht wird, mit der vergleichen, die wir selbst in diesen Monaten erlebt haben.

Am 7. Mai sollten drei Kreuzer nach Agadir entsandt werden zur Wahrung deutscher Rechte, so erzählte Herr Erzberger, der kurz zuvor bei Herrn Kiderlen gewesen. Diese Einleitung wurde an höchster Stelle als zu stürmisch befunden, und die ‚Nordd. Allg. Ztg.' erklärte, daß eine solche Nachricht Brunnenvergiftung sei und niemals an eine solche Schiffsentsendung gedacht worden sei. Die selbe Auskunft erging an die beunruhigte französische und englische Regierung, und der Kaiser sprach es überdies bei seiner Anwesenheit in England gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten aus, daß man tote Hunde ruhen lassen solle. Marokko sei für ihn erledigt. Im Juni ließen sodann eine Reihe von Politikern und Journalisten verschiedener Parteien nach Rücksprache mit der Regierung verlauten, daß die Zeit des Duldens nunmehr vorüber sei, daß man nach dem Vertragsbruche der Franzosen die marokkanische Rechnung aufmachen und sich eine Einflußsphäre in Marokko sichern werde. Auch die Führer des Alldeutschen Verbandes wurden ins Auswärtige Amt berufen, und Heinrich Claß veröffentlichte nach dieser Aussprache seine in hunderttausend Exemplaren verbreitete Flugschrift ‚West-Marokko deutsch!'. Dann folgte am 1. Juli die Entsendung des ‚Panther', und wieder wurden die Führer der Alldeutschen, die gerade im Amte weilten, auf die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Stunde — es war gerade 12 Uhr mittags, die Stunde der Notenübergabe an die Mächte — aufmerksam gemacht. Allenthalben jubelte es in Deutschland: ‚Endlich eine Tat!' Man hörte von Kompensationen und nahm als sicher an, daß diese nirgends anders liegen könnten als in Marokko selbst, im Sus, der herrenlos dalag, nur von deutschen Pionieren erschlossen war. Eine andere Meldung gab es in diesen Tagen kaum. Erst vierzehn Tage später machte die ‚Kölnische Zeitung' schüchtern darauf aufmerksam, daß man die Verhandlungen erschwere, wenn man immer nur die Kompensationen in Marokko suche; es könnte doch sein, daß man sie auch anderwärts holen werde. Als darauf ein Entrüstungssturm losbrach, beschwichtigte die ‚Kölnische Zeitung' die erregte öffentliche Meinung, daß sie doch nicht gesagt habe, daß man auf Kompensationen in Marokko verzichtet habe, nur versteifen solle man sich nicht auf sie. Dann kamen die Reden der englischen Minister, und besonders die ‚grandiose Unverschämtheit' Lloyd Georges, der uns klipp und

klar sagte: Wenn ihr euch in Marokko festsetzt, ist das für uns unerträglich, und ihr habt den Krieg. Diese im Namen des englischen Ministeriums gehaltene und teilweise verlesene Rede wurde von der offiziösen Presse als harmlos hingestellt, bis die ‚Times' sie kräftig unterstrich und uns ersuchte, sie doch recht ernst zu nehmen. Nun protestierten wir recht kräftig in London, gaben aber für Deutschland die Lesart aus, daß der englische Minister nur aus einem Gefühl der Schwäche und des Ärgers gesprochen habe, weil Deutschland darauf bestehe, mit Frankreich allein zu verhandeln, und sich jede Einmischung Englands verbeten habe. Man weiche vor England nicht zurück; denn man habe nie an eine Landerwerbung in Marokko gedacht und von Anfang der Verhandlungen an England sogar amtlich mitgeteilt, daß keinerlei Fußfassung in Marokko geplant sei. Hier reicht das Verstehen eines einfachen Verstandes nicht aus; man muß entweder glauben, weil es unfaßbar ist, oder — sich seinen Reim selbst machen.

Man denke, das englische Ministerium, das über alle Einzelheiten der Verhandlungen von seinem Schutzstaate Frankreich unterrichtet ist, dem die deutsche Regierung mitteilt, daß sie gar nicht an eine Erwerbung in Marokko denke, hält es für nötig, uns öffentlich mit dem Kriege zu bedrohen, wenn wir uns unterständen, auch nur einen Hafen in Marokko zu erwerben. Wenn in den Verhandlungen Deutschlands mit Frankreich, in denen der englische Botschafter Bertie in Paris eine Hauptrolle spielte, von irgendwelchem Erwerb in Marokko nicht die Rede war, wenn Deutschland überdies seine Anspruchslosigkeit vorher amtlich angezeigt hatte, welchen Sinn hätte dann die englische öffentliche Verwarnung, als den einer geradezu ungeheuerlichen Herausforderung, einer grenzenlosen Frivolität? Kann man englische Staatsmänner einer solchen unsinnigen Handlungsweise für fähig halten, oder liegt nicht der Gedanke näher, daß England Grund hatte, an einen Erwerbsgedanken Deutschlands in Marokko zu glauben und diesem mit englischer Brutalität einen Riegel vorzuschieben?

Nach dieser englischen Ministerrede, die der Angelpunkt des Marokkohandels bleibt trotz aller Ableugnungen, wurde Frankreich, das bis dahin sich als recht zugänglich und verständigungsfreundlich erwiesen hatte, hartnäckig und schroff ablehnend, seine Presse herausfordernd bis zur Unerträglichkeit. Bei uns in Deutschland aber wurde offiziös bewiesen, daß Marokko niemals für uns in Frage kommen konnte, daß sein Erzreichtum sehr zweifelhaft, seine Bewohner sehr unruhig und kriegerisch seien, und daß wir Gott auf den Knien danken könnten, daß wir mit diesem bösen Lande nichts zu schaffen hätten. Wir wollten dort, wie überall in der Welt, Geld verdienen, Handel treiben — und dafür werde unsere starke Regierung in ihren geheimnisvollen, schweren Verhandlungen sorgen —, aber die politische Macht, wie anderswo auch, den andern überlassen, die sich schon die Zähne ausbeißen würden. Es lohnt sich nicht, auf all die ‚triftigen' Gründe gegen eine Sicherung einer Einflußsphäre in Marokko einzugehen — es sind die selben Gründe, die sich gegen jede Neuerwerbung geltend machen lassen. Wer will, wird so viele Gründe finden, als er nur immer braucht, sie sind billig wie Brombeeren, und jeder strebsame Mann kann sie mühelos aus den Argumenten zusammenstellen, die gegen unsere eigenen Kolonien geltend gemacht worden sind.

Reine Göttergeschenke, frei von allen Schlacken irdischer Mühsal und Gefährlichkeit, sind Kolonien und Erwerbungen noch nie gewesen; sie müssen, wie alles auf dieser Welt, in hartem Kampfe, mit großen Opfern an Gut und Blut erkämpft und behauptet werden. Trotzdem haben sie stets als Lebensnotwendigkeit aufstrebender, kindererzeugender Völker gegolten, und das Lob bescheidener Genügsamkeit und neidlosen Gewährenlassens an andere Völker gehört in die Kinderstube, zu der allerdings, dank der offiziösen Belehrungen, heute ein Teil Deutschlands geworden ist.

Die offiziöse Marokko-Lügende will: wir haben nie etwas von Marokko gewollt, sind nie vor England zurückgewichen, haben mit den Kongosümpfen das Ziel unseres politischen Strebens erreicht. Erweist diese Legende unseren Staatsmännern einen Gefallen? Wären sie nicht beträchtlichere Figuren für die Weltgeschichte, wenn sie etwas Ersprießliches gewollt, aber durch die Übermacht der Feinde, die Ungunst der Stunde abgehalten worden wären, ihr Ziel für diesmal zu erreichen? Es ist ein merkwürdiger Ehrgeiz, der Welt beweisen zu wollen, daß man mit einem Weltkriege gespielt, eine Nation gefährdet hat, um den Franzosen ein Kolonialreich und uns eine Grenzregulierung in Kamerun zu schaffen, daß man bewußt viel Lärm gemacht und nichts gewollt hat.

Wer trägt die Schuld an dem schlimmen Mißerfolg, den wir erlitten, dem schlimmsten seit der Gründung des Reiches? Auf dem konservativen Parteitage in Breslau und in der konservativen und Zentrumspresse ist auf den Fürsten Bülow hingewiesen worden, der seinem Nachfolger eine bankerotte Erbschaft hinterlassen habe, deren Regulierung nunmehr Kiderlen zur Last gelegt werde. ... Daß uns von England und Frankreich aus früher eine Teilung Marokkos oder wenigstens ein Besitzanteil angeboten worden ist, ist richtig ... Für heute können wir nur ermessen, wie sehr die Einschätzung Deutschlands durch die Mächte in wenigen Jahren gesunken ist, da heute Frankreich uns nicht einmal mehr eine Einflußsphäre gestattet und England öffentlich die etwaige Erwerbung auch nur eines Hafens oder einer Kohlenstation als für seine Seeherrschaft unerträglich mit einer Kriegsdrohung beantwortet. ... Jedenfalls steht fest, daß Fürst Bülow nie auf Marokko verzichtet hat, daß er die Wunde offen ließ und Marokko vor dem französischen Protektorate zu schützen suchte, während Kiderlen Frankreich zu dem Protektorat verhalf und damit nicht nur alle unsere politischen Ansprüche endgültig aufgab, sondern auch einen zukunftsreichen Markt deutscher Erzeugnisse und deutscher Gewerbetätigkeit trotz aller Verträge gefährdete.

Die deutsche Marokkopolitik dieses Sommers ist gemacht worden ohne jede Fühlungnahme mit dem Volksempfinden, ohne genügendes Anhören der Sachverständigen, mit kühler Geringschätzung aller in Betracht kommenden, zur Mitarbeit und Mitverantwortung berufenen Stellen, etwa wie ein absoluter Herrscher im Mittelalter ein politisches Spiel wagte. Sie war eine Imitation Bismarckscher Politik ohne Bismarck, nur daß selbst Bismarck, abgesehen von seinem feinen Ver-

ständnis der Volksseele, der Öffentlichkeit immerhin größere Konzessionen machte. Schon daß die Regierung es für richtig hielt, die tiefsten Empfindungen des deutschen Volkes monatelang zu täuschen, eine so seltene Einmütigkeit, wie sie das deutsche Volk in diesem Sommer zeigte, wie wertlosen Ballast zu behandeln, Erregungen und Erschütterungen wachzurufen, ohne ein würdiges Ziel geben zu können, zeigt, daß sie nicht an ihrem Platze war. Das Eingreifen Englands wirkte wie eine Überraschung, die das Spiel verdarb; wozu unterhalten wir einen Botschafter, wenn er über die Stimmungen der Regierung, bei der er akkreditiert ist, nicht Bescheid weiß, und weswegen wurde nicht in London vorher angefragt, wenn man doch nicht zum Äußersten entschlossen war, d. h. wenn man nicht die Aktion im Notfall auch gegen den Einspruch Englands durchführen wollte? Unsere Botschafter in Paris und London sollen die Entsendung des „Panther" erst nachträglich erfahren haben, das Kolonialamt wurde als nachgeordnete Behörde fast gar nicht in Anspruch genommen, selbst die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes war eine Zeitlang ohne rechte Orientierung.

Merkwürdig, daß nur gerade unsere Staatsmänner unter verdeckter Glasglocke arbeiten können, während die Minister anderer Nationen im Lichte der Öffentlichkeit zu wirken vermögen und die Empfindlichkeiten gegen Störungen, die bei uns an der Tagesordnung sind, nicht zu kennen scheinen. Auch in der Diplomatie entscheidet der Erfolg, und der Erfolg spricht nicht für das deutsche System, das uns bisher bei Aufwendung eines großen Apparates und bei einer fast lächerlich wirkenden Geheimnistuerei nur zu Miß- oder Mindererfolgen führte. Die französische Regierung hat während der Kampagne ihre besten Botschafter zur Beratung herangezogen, sie hat fleißig mit der Presse und den Parlamentariern gearbeitet und dadurch, wie schon einmal betont, erreicht, daß während der letzten Monate fast die ganze Welt gegen uns stand; und die Presse der ganzen Welt englisch-französischen Stempel trug, während bei uns die Presse irrlichterierte und gutmeinende Korrespondenten der Auslandpresse, die der Deutschenhetze entgegentreten wollten, nur die Auskunft erhielten, daß nichts gesagt werden dürfe. Wir wollen nicht unseren leitenden Männern insinuieren, was dieser Tage ein Zunftgenosse von ihnen behauptete, daß sie nämlich von der Abneigung gegen die Maul- und Klauenseuche (Reichstag und Presse) erfüllt seien; aber ihr Unvermögen, auf dem Instrument der öffentlichen Meinung zu spielen, seine Bedeutung einzuschätzen, haben sie klar erwiesen. Das Ergebnis ist Deroute auf der ganzen Linie, Mißstimmung bei den Behörden, Mißstimmung bei unseren Diplomaten — man sprach viel von einem Duell Schoen-Kiderlen — und Mißstimmung vor allem auch bei den Bundesstaaten, die sich zu deutlichem Ausdruck zu verhelfen wußte....

Unsere offiziöse Presse, die ihre aufreizende Unfähigkeit wieder im Falle Lindequist erwiesen hat, hat den Tenor der Verteidigungsrede des Kanzlers dahin angegeben, daß wir wieder einmal praktische Friedensarbeit geleistet hätten, und daß die Tatsache, daß der Friede gewahrt geblieben sei, über alle Bedenklichkeiten und Mindererträge hinweghelfen müsse. Das ist eine Transponierung der alten Melodie, daß Deutschland den Frieden um jeden Preis wolle, daß der

Kaiser niemals einen Krieg führen werde, daß daher Deutschland alles geboten werden könne und man etwaige ‚Taten' seiner Diplomaten nie ernst zu nehmen brauche. ... Das deutsche Volk will den Frieden, aber einen ehrlichen, ehrenhaften Frieden, bei voller Wahrung seiner Machtstellung, beim Schutze seiner Interessen und seiner Zukunftsmöglichkeiten. Eine Regierung, die das nicht versteht, ist unmöglich, und kein Mann in Deutschland kann das deutsche Volk auf die Dauer zwingen, Unerträgliches zu ertragen."

„Der Herr Reichskanzler und die Abgeordneten Bassermann und v. Hertling", schreibt das selbe Blatt an anderer Stelle, „sind in ihren Reden zum Marokkovertrage wiederholt auf das Anerbieten Frankreichs vom Jahre 1905, vor der Algecireskonferenz, uns einen Teil Marokkos zu überlassen, zurückgekommen, wobei zum Teil unrichtige Angaben unterliefen. Frankreich war in den Tagen vor Delcassés Sturz in Kriegsfurcht, und Rouvier lag alles daran, einen Ausgleich mit Deutschland zu finden. Da die Beziehungen der französischen Regierung zu der deutschen Botschaft in Paris ebenso gestört waren wie die der französischen Botschaft in Berlin zum Auswärtigen Amt, bat Rouvier den früheren deutschen Geschäftsträger in London, Freiherrn v. Eckardstein, um Vermittlung und machte diesem die weitestgehenden Vorschläge, in denen die Erwerbung des Sus und eines Hafens an der Westküste Marokkos durch Deutschland das Hauptstück bildeten. Freiherr v. Eckardstein reiste im Mai 1905 nach Karlsruhe und unterbreitete dem Fürsten Bülow, der mit dem Kaiser daselbst weilte, in zwei Unterredungen die Rouvierschen Vorschläge. Gleichzeitig hatte Rouvier den bekannten Bankier Bezold, den einst Fürst Bismarck bei der Feststellung der Kriegsentschädigung benutzt hatte, zu Herrn v. Holstein nach Berlin mit den gleichen Vorschlägen gesandt. Herr v. Holstein war für sofortige Ablehnung, während Fürst Bülow anfänglich nicht abgeneigt schien, mit Frankreich allein zu verhandeln. Herr v. Holstein drang aber mit seiner Ansicht durch, daß Deutschland nicht mit Frankreich über Marokko verhandeln könne, nachdem kurz zuvor der Kaiser in Tanger erklärt habe, daß für ihn nur der souveräne Sultan von Marokko vorhanden sei. So wurde das Rouviersche Anerbieten abgelehnt. Unrichtig ist die Annahme, daß England damals die Teilung gehindert hätte. König Eduard ist der Rouviersche Antrag sofort unterbreitet worden, und das ganze Abkommen sollte nach seinem Zustandekommen den Signatarmächten des Madrider Vertrages von 1880 vorgelegt werden. König Eduard, der damals noch nicht in seinen Deutschen- und Neffenhaß verrannt war, gab nach langem Sträuben seine Zustimmung, weil er Frankreich in seinem Widerstreben gegen die von Deutschland verlangte Konferenz unterstützen wollte. Die deutsche Politik bestand aber auf der Algeciras-Konferenz. Ob für die Ablehnung des französischen Vorschlages allein die Rücksicht auf unsere Stellungnahme in Tanger ausschlaggebend war oder andere Gründe, ist nicht bekannt und auch durch die Reichstagsverhandlungen nicht aufgeklärt worden."

Und was bleibt nun als der große Eindruck dieser Verhandlungen haften?

„Eine Regierung, die einsam stand und sich in gereizter Heftigkeit gegen die Führer der beiden größten nationalen Parteien, der Nationalliberalen und Konservativen, verteidigte, ohne überzeugen zu können, ohne selbst ein Verständnis für die Befürchtungen nationaler Ehre und die berechtigte Abwehr nationaler Schmähungen zu bekunden. Diese Regierung thront unbelehrbar und ohne Mitfühlen über dem Volke, von der Korrektheit aller ihrer Maßregeln überzeugt und erzürnt, daß das Volk und die Parteien das Regieren ihr nicht allein überlassen und sie ‚vor der ganzen Welt herunterreißen'. Ihr wurden aus den Parteien heraus die Mittel zur Verstärkung unserer Wehr angeboten; sie überhörte das Angebot. Von den Volksvertretern, die nicht die Pflichten der Diplomaten haben, werden die Beleidigungen, die uns das Ausland, die uns namentlich England in diesen Monaten geboten, mit gebührender Schärfe zurückgewiesen, dem Auslande gezeigt, daß ein einmütiges, opferbereites Volk hinter einer starken Regierung stehe; die Regierung hört das mit Stirnrunzeln und verweist Herrn v. Heydebrand, daß er im Ton der Volksversammlungen gesprochen. Sie kennt nur Untertanen, für deren Wohl sie auf das beste sorgt, deren mangelndem schwachen Verständnisse in auswärtiger Politik sie auch gerne verzeihend belehrende Nachhilfen zuteil werden lassen will, die aber, wenn sie anders patriotisch sein wollen, zustimmen und alle Bedenken und Zweifel verschlucken sollen. Wenn die Regierung über unsere Interessen mit dem Auslande verhandelt — heiliges Schweigen und vornehmes Ignorieren aller Volkswünsche und Volksregungen; wenn sie zum Ziele gekommen ist, nichts als Zustimmung; denn jedes ungünstige Urteil schädigt unser Ansehen beim Auslande. Welche andere Regierung stellt solche Ansprüche an ihr Volk? Wo sonst dürfte ein leitender Minister Ähnliches seiner Nation bieten? Man denke sich, daß in England oder Frankreich, oder selbst in Österreich oder der Türkei ein Minister die Kritik an abgeschlossenen hochwichtigen Aktionen der auswärtigen Politik mit dem Hinweise auf das Ausland abschneiden wollte, würde ihn nicht ein Gelächter von seinem Stuhle fegen? Nur bei uns wird dieses Eingeständnis der Schwäche zum Dogma erhoben, wird verlangt, daß das Volk sich selbst als unmündig erklären soll, daß Patriotismus sich nicht lebendig äußern darf, sondern in gottergebener Unterordnung und Verschleierung der Wirklichkeit seinen Inhalt zu suchen hat. Und diese Regierung ist über ein Volk gesetzt, das einen Weltberuf hat, das mit tausend Kräften begnadet ist, über die stärkste Wehrkraft und die aufstrebendste Industrie der Erde verfügt und vom Schicksal gezwungen wird, Hammer oder Amboß zu sein, zu steigen oder zu fallen!"

Nein, es geht nicht mehr an, erklärt auch Paul Harms im „Berl. Tagebl.", daß „Wir" (ein paar Männerchen) ein Programm vereinbaren und es in aller Heimlichkeit durchführen, so gut oder so schlecht diese „Wir" dazu imstande sind, und daß dann ein großes und mündiges Volk das Ergebnis dieser Tätigkeit einfach zu schlucken hat, mag es ihm munden oder nicht. „Es ist ganz richtig, ist eine ‚Binsenwahrheit', daß man nicht in jedem beliebigen Stadium internationaler Verhandlungen die Volksvertretung zusammentrommeln und mitreden lassen kann. Aber es ist ebenso unbestreitbar richtig, daß es außer den drei ‚Wir'

in einem Volke von fünfundsechzig Millionen sicher noch eine ganze Anzahl von Leuten geben wird, die die Güte eines Programms und die Zweckmäßigkeit seiner Durchführung auch einigermaßen beurteilen könnten. Sollen die nicht gehört werden, weil sie dermalen zufällig bei der maßgebenden oder der allein verantwortlichen Stelle nicht in Gunst stehen?

Man wird doch mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, daß die ‚Wir' in der Aufstellung und Durchführung ihrer Programme zum mindesten vorsichtiger sein würden, wenn das Ergebnis ihrer Tätigkeit noch der Bestätigung durch eine oder zwei unabhängige Instanzen bedürfte. Man darf so schließen, auf Grund der Beobachtungen bei der Gegenpartei, die — nach der allgemeinen Meinung in Deutschland — bei dem Marokkohandel besser abgeschnitten hat. Wenn die Herren Caillaux, de Selves und Cambon nicht gewußt hätten, daß hinter ihnen noch eine Instanz steht, die das Werk ihrer Hände gut zu heißen oder zu verwerfen hat: wer kann sagen, ob sie ebenso zäh und unbeugsam auf all den Vorteilen bestanden hätten, die sie zum Ruhm und zum Nutzen der französischen Republik heimgebracht haben?

Und andererseits: wenn die berufene Vertretung des französischen Volkes das Werk der drei französischen ‚Wir' billigt, bietet dann die französische Republik der Welt nicht ein würdigeres Schauspiel als das stolze deutsche Kaiserreich, wo ein ganzes Volk kopfschüttelnd und zähneknirschend, je nach Temperament, hinnehmen muß, was es für wenig ehrenvoll und noch weniger nutzbringend hält? Und sollte aus dieser Gegenüberstellung nicht der Schluß gezogen werden dürfen, daß die Einrichtungen der französischen Republik gerade in diesem Punkt doch vielleicht festere Bürgschaften für eine zukünftige Entwickelung bieten als die des Deutschen Reiches?

Täuschen wir uns doch nicht. Die Reichsverfassung ist heute schon veraltet und reformbedürftig. Sie ist dies schon nach vierzigjährigem Bestehen, weil sie nicht auf die Bedürfnisse der Volksgemeinschaft, einschließlich ihrer Fürstenhäuser, zugeschnitten ward, sondern auf die Bedürfnisse einer überlegenen Einzelpersönlichkeit. Darum mußte sie über kurz oder lang versagen, sobald am Platze dieser Persönlichkeit keine gleichwertige Ersatzkraft mehr stand.

Bismarck hatte zwischen Staatsoberhaupt und Volksvertretung das wunderliche Gebilde des Bundesrats geschoben, um durch ihn beide, die Dynastie sowohl wie den Reichstag, zu beherrschen. Der Bundesrat, ohne dessen Zustimmung kein Gesetz gültig wird, ließ sich bei Bedarf gegen den Reichstag ausspielen. Der Bundesrat, der die Vertretung der souveränen Bundesfürsten ist, ließ sich nicht minder auch gegen den primus inter pares, gegen den Chef des Hauses Hohenzollern ausspielen. Und der Bundesrat, der neben den Befugnissen eines Oberhauses und der Vertretung reichsfürstlicher ‚Libertät' auch noch das Amt eines Reichsministeriums zu verwalten hat, ist für den Reichstag wie für die Krone eine unentbehrliche Behörde.

Dies überreich privilegierte Gebilde aber wird zu einem schwerfälligen Hindernis in dem Augenblick, wo an seiner Spitze nicht mehr die zum Herrschen geborene Natur steht, die es geschaffen hat. Denn Preußen verfügt über genug

‚nachgeordnete Stellen' im Bundesrat, um ihn wenigstens als Hemmnis zeitgemäßer Entwickelung zu mißbrauchen.

Daraus ergibt sich, wo die Reform der Reichsverfassung einzusetzen hätte. Die Befugnisse des Bundesrats müßten zurückgeführt werden auf die eines reinen Oberhauses. Damit erst wäre Platz geschaffen für ein verantwortliches Reichsministerium. Zugleich wäre auch der Instanzenweg gegeben, den ein Abkommen wie das über Marokko und den Kongo zu durchlaufen hätte. Das Programm, das ‚Wir' aufgestellt haben, müßte zunächst einmal die Zustimmung des gesamten Ministeriums erhalten und könnte nur unter fortlaufender Kontrolle eben dieses Ministeriums durchgeführt werden. Denn nur, wenn es die Zustimmung des ganzen Kabinetts hätte, könnte es an die anderen Instanzen weitergeleitet werden.

Mit anderen Worten: die zeitgemäße Einrichtung eines auf die Zustimmung der Volksvertretung angewiesenen Reichsministeriums würde ein so unerfreuliches Schauspiel, wie es das politische Deutschland jetzt der Welt bietet, aus sich selbst heraus unmöglich machen. Das Reich ist groß geworden unter der verantwortlichen Leitung eines einzelnen, dessen Kräfte den verfügbaren Durchschnitt weit überstiegen. Nachdem wir diese überlebensgroße Persönlichkeit nicht mehr zur Verfügung haben, müssen wir an Stelle des einen mehr Kräfte einstellen und dementsprechend die Verantwortung auf mehrköpfige Instanzen verteilen. Nur so dürfen wir hoffen, allmählich den Ausgleich zu gewinnen für den Ausfall staatsmännischer Weisheit und Geschicklichkeit, der seit Bismarcks Rücktritt bei uns noch immer ungedeckt ist. ..."

Das französische Parlament, führt H. v. Gerlach in der „W. a. M." aus, „hat souverän darüber zu entscheiden, ob es das Marokkoabkommen annehmen oder ablehnen will. Es nimmt es natürlich mit Kußhand an. Ein so gutes Geschäft bietet sich nicht alle Tage dar. Aber wenn die Sache umgekehrt läge, wenn die französische Regierung ihrem Parlament das zumutete, was die deutsche dem Reichstag unterbreitet, dann könnte sie ihr blaues Wunder erleben. In Fetzen ginge ihr schöner Vertrag und sie desgleichen.

In Frankreich, in England, in Belgien, in Holland, in Dänemark, in jedem politischen Kulturstaat ist es eben selbstverständlich, daß jeder Vertrag, der das Volk angeht, der Entscheidung des Volkes, vertreten durch das Parlament, vorgelegt werde. Die Regierungen sind nur Instrumente des Volkes. Funktionieren sie nur mangelhaft, wirft sie das Volk zum alten Eisen.

Bei uns schließt der Kaiser den Marokkovertrag. Der Reichstag erhält ihn ‚zur Kenntnisnahme'. Er darf ihn gefälligst lesen. Er darf sogar darüber schwatzen. Und er darf vor allem die Kosten des Vertrages bezahlen. Er muß sie sogar zahlen. Denn schon vom nächsten Etat ab werden natürlich so und so viel Millionen für den Schutz des Kongogebietes und für seine Aufschließung eingestellt werden. Theoretisch hätte ja der Reichstag das Recht, diese Summen abzulehnen. Praktisch aber ist er natürlich gebunden. Er kann nicht Gebiete, die dem Deutschen Reiche verfassungsmäßig angegliedert sind, einfach als Domäne für Menschenfresser unbenützt liegen lassen. Wenn der Kaiser A sagt, muß der Reichstag B sagen. Ein absolut unwürdiger, jeden charaktervollen Menschen geradezu auf-

reizender Zustand. Aber er entspringt den Bestimmungen der Verfassung, wie sie leider noch bestehen.

Der Reichstag hat bisher die Ketten einer halb absolutistischen Verfassung nicht nur geduldig ertragen, er hat sie selbst noch fester angezogen. Er hat sich eine Geschäftsordnung gegeben, die so aussieht, als wäre sie ihm von seinem ärgsten Feinde souffliert worden. Diese Geschäftsordnung enthält die absolut wahnwitzige Bestimmung, daß sich an Interpellationen keine Anträge knüpfen dürfen. Der Reichstag hat sich damit jede Möglichkeit genommen, der Regierung bei wichtigen politischen Ereignissen zu erklären, ob er ihr Verhalten billigt oder nicht.

Wir brauchen eine Änderung der Verfassung dahin, daß alle Verträge der Genehmigung des Reichstages bedürfen.

Wir brauchen eine Änderung der Geschäftsordnung dahin, daß an jede Interpellation Anträge geknüpft werden können, die ein Vertrauens- oder Mißtrauensvotum für die Regierung enthalten.

Die Änderung der Verfassung wird wohl nur in heißem Ringen dem Bundesrat abzutrotzen sein, da der Kaiser nicht leicht in eine Einschränkung seiner Rechte willigen wird. Aber die Änderung der Geschäftsordnung kann der neue Reichstag — an dem alten ist ja doch Hopfen und Malz verloren — in wenigen Wochen vornehmen. Wenn er richtig zusammengesetzt ist.

Ausdehnung der Rechte des Reichstages — dies große Ziel für die kommenden Wahlen soll man über all dem Sturm und Drang der letzten Tage nicht aus den Augen verlieren."

Nun ist ja in dieser Richtung ein Anfang gemacht worden, indem es nach einstimmigem Beschlusse der Budgetkommission künftig sowohl zur Erwerbung wie zur Veräußerung eines Schutzgebietes oder von Teilen solcher eines Reichsgesetzes bedarf. Aber schon diese Bestimmung hat ein Loch: „Grenzberichtigungen" sind ausgenommen. Da es sich nun, wir wollen das wenigstens hoffen, nicht immer um Hunderttausende von Geviertkilometern Sumpf- und Fieberlandes handeln wird, so werden wir es wohl meist mit „Grenzregulierungen", oder was eben die Regierung darunter verstehen wird, zu tun haben ...

Es ist erreicht: wir haben, wenn auch mit eigener Lebensgefahr, unendlichen Mühen und großen Kosten, Frankreich in den ungeschmälerten und unbestrittenen Besitz Marokkos gesetzt. Kein Opfer war uns dafür zu groß, eigenen wertvollen Kolonialbesitz haben wir freudig für diesen hohen nationalen Zweck hingegeben. Gibt es denn auch ein höheres nationales Ziel für uns Deutsche, als unseren altbewährten französischen Erbfreund zu einer uns ebenbürtigen Landmacht zu erheben, ihn reich und groß zu machen? „Von nun an", rief der begeisterte französische Ministerpräsident bei einem Gastmahl, „wird die französische Trikolore frei und ungehindert auf dem afrikanischen Boden wehen! (Dank Deutschland!) Wir können dem Lande sagen, daß auf dieser nordafrikanischen Erde, die dem alten Rom so viele wertvolle Sachen und Männer schenkte, der römischen Republik das Getreide und die besten Soldaten lieferte, Frankreich nunmehr in Sicherheit sein nordafrikanisches Reich aus-

Gondolier mit seiner Mutter



P. v. Joukovsky

zubreiten vermag! (Dank Deutschland!) In diesem Sinne leere ich (Dank Deutschland!) mein Glas auf die Größe der französischen Republik!"

„Getreide und die besten Soldaten" für Frankreich, — Schlafkrankheit, fest nistende Ausbeutergesellschaften, „nach Menschenfleisch lüsterne" Halbtiere für den braven Michel, diesen dupe de l'Europe, wie ihn schon „der große Kardinal", Richelieu, nannte. Der französische Bischof vom Kongogebiet, Mr. Augouard, der ununterbrochen 34 Jahre im Kongogebiet gelebt, hat sich kürzlich gegen einen Redakteur des „Gaulois" über unsere neueste „Mehrung des Reiches" dahin ausgesprochen:

„Wenn es wirklich der Fall sein soll, woran ich aber zweifle" (der Bischof wagt es also noch gar nicht, an solche Selbstaufopferung zu glauben!), „daß wir durch den deutsch-französischen Akkord für einen Teil des Kongo Marokko erhalten, so zaudere ich nicht zu sagen, daß wir durch diesen Vertrag ein ausgezeichnetes Geschäft machen würden ...

Die Deutschen werden bald bemerken, daß das am Ubanghi ihnen überlassene Territorium fast immer überschwemmt ist und für den Handel keinen großen Wert hat ...

Im Kongo werden die Deutschen rauhe Berge und undurchdringliche Urwälder vorfinden. Sie werden auf eine Bevölkerung stoßen, die nach Menschenfleisch sehr lüstern ist ...

Ich hatte einen Missionspater, der von der Schlafkrankheit befallen wurde. Vor dieser Krankheit gibt es keine Rettung. Das ist der sichere Tod, aber nicht rasch, sondern langsam und hinterlistig, der sein Opfer quält."

Wenn Deutschland erst den „richtigen Wert" seines neuen „Erwerbes" erkannt haben werde, dann, meint besorgt der französische Bischof des Kongo, sei zu befürchten, daß es bei Frankreich Reklamationen erheben werde.

Ach nein, Herr Bischof, fürchten Sie nichts von Deutschland! Die Zeiten, wo der Deutsche gefürchtet wurde, sind längst dahin. Man weiß nun, hat ja auch Brief und Siegel darauf, daß Deutschland gegenüber „erlaubt" ist, was „gefällt", daß es von seinem Herrn an die Kette gelegt ist und allenfalls zum Gelächter Europas ein weniges kläffen darf, sonst aber den Schwanz einziehen und sich in seine Hütte verkriechen muß.

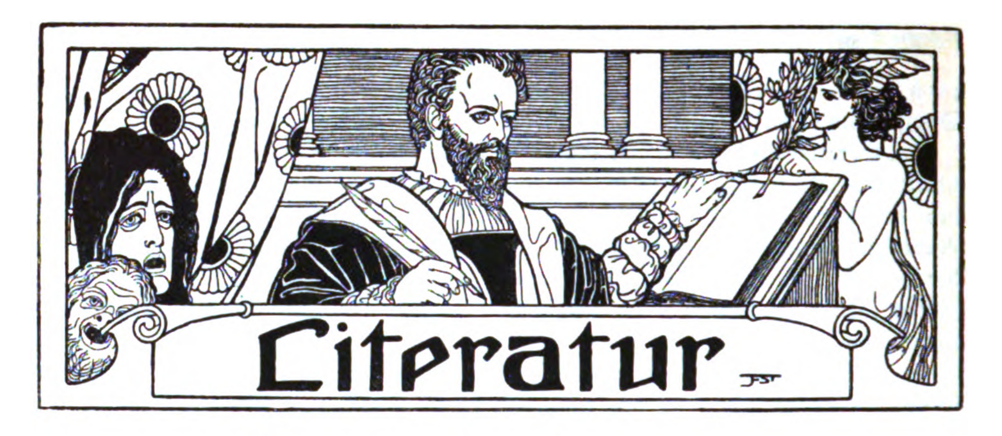
Le dupe de l'Europe — der Berliner würde das übersetzen: der „Fatzke" von Europa! Hölderlin aber klagte schon 1799:

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldultend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest."

... Am 12. Januar 1912 wird gewählt —: wähle, Deutscher!





Der Feuilletonismus

Von Adolf Grabowsky

Das Kunstwerk vereinigt formale und inhaltliche Elemente zu einer unzerreißbaren Einheit. Seine Form ist zum Inhalt, sein Inhalt zur Form geworden. Nur der Nichtkünstler unterscheidet beim Kunstwerk Inhalt und Form. Dem Künstler ist beides genau das gleiche.

Ein literarisches Erzeugnis, bei dem das Inhaltliche überwiegt, ist ein Referat, eines, bei dem das Formale überwiegt, ein Feuilleton. Dort ist Schmucklosigkeit, weil reine Nützlichkeit, hier Schmucküberladenheit, weil reine Spielerei. Vielleicht ist ursprünglich Kunsttrieb und Spieltrieb dasselbe gewesen, aus dem Drang nach gaukelnder Betätigung entwickelte sich die Gaukelei der Kunst. Wer aber heute noch Künstler und Gaukler gleichstellen will, der weiß nichts von der Erdennähe, in die seitdem die Kunst gekommen ist. Der Gaukler zaubert Feuerkugeln aus dem Nichts, aber es sind Seifenblasen. Die Feuerkugeln, die der Künstler in die Luft steigen läßt, sind von einer Glut, die aus dem Herzen der Erde kommt. Der Weg — oder wenn man das dumme Wort gebrauchen soll — der Fortschritt der Kunst führt von Gaukeleien zu Menschlichkeiten. Das ist der Naturalismus, den wir uns erobert haben und den wir nicht preisgeben wollen. Versteht sich, das heißt nicht, daß nun jedes Kunstwerk tragisch sein muß; im Gegenteil, im Heitersten wohnt oft die höchste Menschlichkeit, denn nur die Menschen können die Tragik der Schöpfung überwinden.

Die Gaukelei aber, die aus der Kunst geworfen worden ist, hat sich im Feuilletonismus erhalten. Doch während der Gaukler ein harmloser Mensch ist, der liebenswürdig unterhalten will und der nach Schluß der Vorstellung gern seine Apparate zeigt, ist der Feuilletonist wie eine Kokotte, die ihre Similisteine bis zum letzten Blutstropfen als echte verteidigt. Und wenn man ihm und ihr dann schließlich nachweist, daß es doch nur falsche Brillanten sind, die sie tragen, werden beide mit angenehmem Skeptizismus erklären, das sei ja doch am Ende gleich, was komme es auch darauf an, wo doch das „Rheinwasser“ genau so glitzere wie der Edelstein! Dieser Skeptizismus entspringt dem Glauben, nicht dem Un-

glauben. Der echte Skeptiker, der ein wertvoller Mensch ist, hat in die Tiefen des Lebens gesehen, und glaubt nun, weil ihm der Flug fehlt, wieder zu steigen, an gar nichts, der falsche Skeptiker sieht auf den Grund von Pfützen und hält das für Tiefen — dies ist seine Gläubigkeit. Er ist skeptisch, weil er den Unterschied nicht kennt von Flachem und Tiefem. Die plebejische Kokotte hat nie das Geglitzer eines Brillanten von dem des Taitschen Steines unterscheiden gelernt, und sie glaubt deshalb, die ganze Sache mit den echten Diamanten sei ein Humbug.

So putzt sich denn der Feuilletonist mit Gedanken, die er nicht versteht, mit Formen, deren Schönheit ihm nie zum Bewußtsein gekommen ist. Nicht aus einem Erlebnis heraus wächst ihm ein Werk, ein Werk, das er hegt, bis es wundersam wird und das Erlebnis farbig widerstrahlt, sondern er sammelt Beobachtungen — also keine Erlebnisse —, genau wie der Stummelsammler die Zigarren. Die kommen dann in eine große Mühle, immer in die gleiche Mühle, und wirken nachher wie neu. Das Aroma ist fort, aber was tut's, es sind wieder Zigarren vorhanden. Auch der Feuilletonismus kennt nur eine immer gleiche Mühle für sein Material; es ist derselbe Aufputz, ob über Hannibal geschrieben wird oder über moderne Kosmetik.

Aus diesem Grunde erklärt sich der große Haß der Künstler gegen das Feuilleton. Sie sehen da Simili, das vom Publikum — natürlich — als echt genommen wird. Jedes Kunstwerk, auch das heiterste, macht Mühe, denn jäh öffnet sich irgendwo ein Riß, in den man hinuntersteigen soll. Das ist nicht beliebt. So nimmt das Feuilleton dem Künstler die Luft.

Es gibt keine Kunst des Feuilletons. Denn wo Feuilleton ist, da ist keine Kunst, und wo Kunst ist, da ist kein Feuilleton. Ein Kunstwerk ist immer sachlich, weil es in wildem, ungestümem Geschehen wurzelt, ein Feuilleton ist die Verneinung des Sachlichen, weil es eine Zusammenstoppelung ist von Arabesken und Ornamenten. Der Feuilletonismus schafft von außen und kommt, weil er außen und innen nicht unterscheidet, niemals zum Innern, der Künstler bildet von innen, und seine Ornamente sind dann wie die festen Glieder des Körpers. So steht das Referat der Kunst immer noch näher als das Feuilleton.

Man hat oft gesagt, wer den kurzen Atem habe, der sei Feuilletonist, den langen Atem habe der Künstler. Das ist ganz falsch; es gibt genug Asthmatiker, die aus tiefster Lunge atmen. Ein Aphoristiker kann sehr wohl ein großer Künstler sein. Der kurze Atem beruht nicht selten auf der Ungeduld; Künstler, die kurze Werke schaffen, wollen Dinge herausstoßen, solange diese noch nicht erkaltet sind. Sie geben ihren Arbeiten die knappste Form, einfach um Zeit zu sparen. Wobei natürlich nicht zu vergessen ist, daß der äußerlich kurze Atem auch ein sehr langer Atem sein kann; es gibt Künstler, die in der Kondensierung leben. Der Feuilletonist zerrt im Gegenteil seine Arbeiten, um ein Normalmaß zu erreichen. Auch im Äußeren sieht man, daß der Feuilletonismus dem Äußeren entspringt. Ein Wiener Feuilleton galt lange Zeit als nicht richtig, wenn es nicht seine zwölf Spalten hatte. Das verlangte das Publikum.

Woher der Feuilletonismus stammt? Das ist aus dem Vorhergehenden hoffentlich klar geworden. Er ist der Affe der neueren Kunst. Weil die Kunst

so sehr viel weiter greift als früher, so sehr viel tiefer gräbt und dunkler erschauert, deshalb mußte der Feuilletonismus kommen. Das Publikum brauchte etwas, das seinen Pöbelwünschen entsprach und dabei wie Kunst aussah. Die Gelegenheit, das Feuilleton in reichlicher Menge anzubieten, bot sich mit der zunehmenden Nachrichtenverbreitung durch die Zeitungen. Die Zeitungen brauchten, um ihre Nachrichten schmackhafter zu machen, eine Beikost. So war Raum genug für das Feuilleton geschaffen.



Komödianten

(Berliner Theater-Rundschau)

Daß man einst die Schauspieler als „unehrlich Volk" mißachtete! Ihre Leichen jenseits der Kirchhofmauern begrub! Weil sie ein freies Leben führten, Abenteurer der Liebe und des Augenblicks waren und heimlos mit ihren Karren die Landstraße durchfurchten? Seßhafte Pfahlbürger fand man auch unter den Malern und Dichtern nur selten. Auch ihre Lebensschiffe steuerte heißes Blut kreuz und quer, und die Stürme der Leidenschaften fauchten in die Segel ihres beweglichen Sinnes. Doch standen ihre unverbrieften Zünfte in anderem Ansehen als die Komödianten. Nachdem die fahrenden Leute schon längst die Spuren ihrer Abstammung von den Hofnarren, Spaßmachern und Jahrmarktsgauklern verwischt hatten und die Schauspielerei, in Deutschland spät genug, aus den Niederungen des Stegreifs und des Spektakulums emporgekommen war, haftete dem Mimen noch immer das soziale Mißtrauen der Mitwelt an.

Allweg die Psychologie erklärt uns die Kulturgeschichte. Komplizierte Naturen gab es in allen Jahrhunderten; aber die Genossen einer früheren Zeit waren beschränkt in ihrer Selbsterkenntnis. Sie wußten nichts von der Vielfältigkeit und der Veränderlichkeit ihres Innern.

Das Wesen der Schauspielerei besteht darin, daß ein Mensch alle psychischen Fähigkeiten und Möglichkeiten, alle Gegensätze, die unten in seinem Wesen gebunden liegen, für die Darstellung dichterischer Geschöpfe freimacht, heraufschöpft; daß er, als Künstler mit vielen einander widersprechenden Charakterzügen begabt, aus dem Arsenal seiner Persönlichkeit Eigenschaften und Gefühle wählt und mannigfache Charaktere aus sich selbst erschafft. Man sagt, der Schauspieler verwandle sich. Dieses Wort ist nur insoferne richtig, als der Künstler von Fall zu Fall bestimmte Züge seines Ich unterdrückt und andere Züge seines Ich von Fesseln löst. Der gestaltende Schauspieler scheint, indem er eine Rolle spielt, in eine fremde Haut zu schlüpfen; doch verwandelt er sich nicht, er teilt sich bloß. Je reicher seine Natur ist, desto mehr menschliche Gegensätze umfaßt sie. Der Künstler lebt in der Rolle ein zweites Leben. Er lebt in vielen Rollen — wenn er sie wirklich erfüllt — vielerlei Leben.

Als die deutsche Thalia noch in Kinder- und Wanderschuhen stak, zeigten die primitiven Schauspieler der staunenden Menge schon eine Vielseitigkeit des persönlichen Wesens, die noch in weit späterer Zeit Goethe (in seinen Weimarer Schauspieler-Regeln) als Verwandlungsfähigkeit bezeichnete. Die Menschen der vergangenen Jahrhunderte dachten über die Psyche des Schauspielers nicht nach. Und da ihrer Erkenntnis auch das beängstigende Problem ihres eigenen wandelbaren Ich ferne lag, erblickten sie im Masken- und Charakterwechsel des Komödianten nichts von den Wundern der Natur, sondern eine Art von Hexerei und Gauklertum. Das Unbegriffene mißachteten sie.



Wiederholt reizte es die Dichter unserer Tage, ihr Ahnen und Wissen von der Vielfältigkeit einer reichen Menschennatur der Simplizität unserer Vorfahren gegenüberzustellen. Ein klassisches Experiment dieser Art ist das kleine Drama „Paracelsus“ von Artur Schnitzler. Hier verrichtet der berühmte Arzt des 16. Jahrhunderts, wie dies damals Brauch bei den Medizinmännern war, unter marktschreierischem Gepränge seine Kuren. Sein Auftreten gleicht dem der Komödianten, und wie diese wird auch er von den Spießbürgern als Gaukler verachtet. Er rächt sich an ihnen, indem er, selbst eine Rolle spielend, sie als Puppenspieler wie Marionetten tanzen läßt. Mit Hilfe der Hypnose entlockt er den Menschen sozusagen die Geständnisse ihres Blutes, von denen ihr waches Bewußtsein ihnen selbst nicht Rechenschaft gegeben hatte. Wir sind nicht die, die wir zu sein scheinen, nicht die, die wir zu sein glauben ...

„Mit Menschenseelen spiele ich. Ein Sinn
Wird nur von dem gefunden, der ihn sucht.
Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns.
Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug.“

Dieses Spielen, das Schnitzler meint, ist nichts anderes als der Kampf der Kräfte in unserem Unterbewußtsein, in unseren tiefsten Tiefen, mit unserem Bewußtsein, unseren Grundsätzen. Je begabter ein Mensch ist, desto gefährlichere Dämonen mögen in ihm schlummern. Wer sie raunen hört, wen sie verwirren, der ist ein problematischer Charakter. Heroen (im Leben und in der Dichtung) sind in der Regel recht einfach konstruierte Menschen, und Genies sind Naturen, in denen ein bestimmter Willenstrieb so stark ist, daß er innern Widerspruch und Chaos bändigt.

Die Intellektuellen unserer Tage, bloß begabt, nicht genial-heroisch, leiden an dem Rätsel, das sie sich selbst sind. Sie haben zuweilen die Träume, die Gebärden von Helden, aber es fehlt ihnen wie dem Prinzen Hamlet die frische Farbe der Entschließung, und grüblerisch tasten sie nach ihrer inneren Wahrheit. Die große Einfachheit und der feste Glaube zeitigten die Tragödie; Kompliziertheit, Kritik, Skepsis, Ironie führen zur Komödie. Sie ist der eigentliche künstlerische Ausdruck unseres Zeitalters. Tragisch veranlagte Charaktere und Schicksale verlassen die gerade Bahn heroischer Entwicklung, füllen sich mit Wenn und Aber, und es entstehen Tragikomödien.

Die Führer des tragikomischen Zeitgeistes in der Literatur sind Ibsen und Shaw. Zu den albernsten Phrasen einer Ästhetik, die an den leergewordenen Formen eines anderen Zeitalters hängen geblieben war, gehörte das Schlagwort: Ibsen habe die Schönheit durch die Wahrheit verdrängen wollen. Als ob es in der Kunst je eine andere Schönheit gegeben hätte als eine, die den Genießern wahrhaft geschienen hätte! Das Charakteristisch-Wahre in der dramatischen Dichtung ist schön. Die Richtung und die Ansprüche der Wahrheit haben sich geändert. Ein Schiller-Epigone hätte aus dem Hjalmar Ekdal („Wildente“) einen Helden gemacht, er hätte an die schönen Posen dieses Komödianten geglaubt oder glauben lassen. Ibsen stellte ihn dem bittersten Hohne bloß. Mit dem Grimm des Tragikers deckt Ibsen die böse Komik der individuellen und gesellschaftlichen Unwahrheit auf, mit dem Lachen des Komikers zerstört Shaw die Lügentoga und das falsche Pathos des komödiantischen Heroentums.

Zwischen Ibsen und Shaw, zwischen diesen beiden Polen, entwickelt sich die moderne Komödie. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß wir heute geläufig auch neue Trauerspiele unter den Sammelbegriff „Komödie“ einreihen. Und das geschieht keineswegs durchaus in herabsetzender Absicht; vielmehr oft mit einem Akzent des Respekts vor dem runden Leben, das in einer lebensvollen Dichtung nicht zerlegt wird in seine tragischen und komischen Elemente. Der Begriff der Komödie ist größer und weiter geworden. Ursprünglich, in Griechenland, wandte man ihn auf das Satyrspiel an, das der Tragödie auf der Bühne folgte. Bei

Molière und in der deutschen Klassikerperiode verstand man unter einer Komödie schlechtweg ein Lustspiel. Heute sind Tragödie und Komödie nicht mehr durch einen Zonengürtel getrennt, sie sind sich in der großen Dichtung verwandtschaftlich nahe.

Es kommt freilich darauf an, mit welcher Betonung das Wort ausgesprochen wird. Noch immer kann es die Sonderbezeichnung für lustigen Zeitvertreib sein. Oder es haftet dem Wort ein vernichtendes Urteil an, wenn es dem Dichter zuruft, daß er ein Komödiant sei ... „Komödiant“ — ein Schmähwort? Läßt die gereifte Erkenntnis von dem Reichtum der Schauspielerseele, das Verständnis für die Mannigfaltigkeit echter Wesensäußerungen solche Verunglimpfung zu? Gemach! Ein Komödiant ist sprach-etymologisch der Komödienspieler. Doch tasten wir etwa die Kulturschöpfungen unserer großen Romandichter an, wenn wir über das „romanhafte“ Gebaren einer hysterischen Person spotten? Entweihen wir das Theater als Kultstätte, wenn wir — im bürgerlichen Leben — „theatralische“ Mätzchen verabscheuen? Der Komödiant, von dem Goethe sagt, daß er einen Pfarrer lehren könne (wenn der Pfarrer ein Komödiant sei), der bewußte Hypnotiseur und Täuscher, der unredliche Spieler ist wohl zu scheiden von dem Künstler, der in der Komödie eine seiner inneren Wahrheiten spielt. Und so mögen wir auch unter den Komödienschreibern die Dichter sondern von den — Komödianten.

Dichter-Komödien und Komödianten-Komödien (eine von ihnen war sogar Tragödie betitelt) brachten die letzten Berliner Wochen; und daneben Stücke, die als tanzende Blüten im Winde oder als bloßes Unterhaltungsfutter dem harmloseren Sinne des Wortes gerecht wurden.

* * *

Eine satirische Dichter-Komödie, in der es freilich nicht sehr poetisch zugeht, ist „Fannys erstes Stück“ von Bernard Shaw. Ein Lustspiel, doch nur zum Teil ein lustig Spiel. Der Europäer aus Irland nahm die pietistische Ehrsamkeit der englischen Familie aufs Korn, — und es ist in England wie in Deutschland fatale Tatsache, daß die Tugend weit weniger amüsiert als — ihr Gegenteil. So mußte man sich denn im Kleinen Theater streckenweise in Geduld üben, wenn auf der Szene die biederen Ehepaare Gilbey und Knox ihre konventionelle Bravheit ausbreiteten. Benedixsche Karikaturen sind übrigens die allzu braven Leute keineswegs. Gerade weil sie von Langeweile triefen, sind sie unverfälscht echt. Ihr Horizont ist englisch, d. h. außer dem Geschäft (und ein Geschäft ist ja auch die geplante Verheiratung ihrer Kinder, die Verschwägerung der beiden Handelshäuser) und ferner der Sonntagspredigt und schließlich der strengen Wahrung der „honorability“ nach außen gibt's kein Interesse, kein Gesprächsthema. Shaw, der immer mit wahrscheinlichen Menschen unwahrscheinliche Verblüffungen zustande bringt, ersann gegen die scheinheiligen Philister etwas Boshaftes: aus ganz getrennten Anlässen geraten der Sohn der ehrenwerten Familie Gilbey und die Tochter der ehrenwerten Familie Knox in Konflikt mit der Polizei, und die Verlobten werden für zwei Wochen hinter Schloß und Riegel gesetzt. Fräulein Knox, übrigens eine sehr gebildete junge Dame, hat einem Schutzmann mehrere Zähne ausgeschlagen ... Die bekümmerten Alten erfahren von diesen schauderhaften Verletzungen ihrer heiligen Zucht erst, als Sohn und Tochter aus dem Gefängnis entlassen wurden. Ihr Entsetzen ist unbeschreiblich — um der Leute willen. Es wächst noch, als sie Proben vom unbotmäßigen Geist ihrer Kinder erhalten, hinter denen schmunzelnd der Dichter als Anwalt eines freieren jungen Geschlechtes steht. Man kann es ja nicht gerade als ein Zukunftsprogramm begrüßen, daß alle wohlerzogenen Mädchen fortan Nachtlokale (natürlich in allen Ehren) besuchen und sich in Raufhändel einlassen, oder daß alle gebildeten jungen Männer Verhältnisse mit Damen der leichten Kavallerie anknüpfen sollen ... Doch den verständigen Zuschauer zwingt schon der Stil Shaws, von der ernsten Meinung das paradoxe Beispiel zu trennen. Immerhin ist es Shaws Überzeugung, daß jede Versündigung gegen die Konvention Beifall verdient, bei der das redliche Herz recht behält. Er gibt denn auch seinen Segen zur Lösung der Geschäftsverlobung und zur Ehe des jungen Mannes mit seinem lockeren Schatz. Die schönste Szene

geht diesem herzhaften Attentat auf die scheinheilige Hausehre voraus. Da hat der Jüngling noch geschwankt, ob er nicht doch lieber seine Geliebte sitzen lassen soll — aus Rücksicht auf die gute Gesellschaft. „Denn die Männer", läßt Shaw sagen, „müssen zuweilen entsetzliche Gemeinheiten begehen, um anständig zu bleiben." Die Exbraut des Jünglings, Fräulein Knox, ist außer sich über diese infame Sittsamkeit, über diesen Verrat an der Sittlichkeit — und siehe da! die Jungfrau, schon bewährt an den Backenzähnen des Schutzmanns, prügelt den Jüngling, der doch gar nicht mehr ihr Bräutigam ist, waidgerecht durch. Und was tut sie schließlich? Sie nimmt sich einen wacker gesinnten Bedienten zum Mann. Shaw wäre nicht der Racker, der lachend die schlechten Theaterstücke mit deren eigenen Waffen zu schlagen liebt, wenn der Bediente sich nicht am Ende als ein Herzog von Geburt enthüllen würde. Und noch einmal Trumpf: ein Edelmann ist der Bediente freilich, aber ein solcher, der die Arbeit in der Lakaienlivree dem vornehmen Tagediebstahl vorzog ... Man könnte sagen, daß es für gescheite Leute auch noch andere Aufgaben gibt, als Kleider ausbürsten und Schüsseln servieren — doch Shaws Ehrgeiz bleibt es eben, die Extreme als Symbole zu benutzen.

Dieses Stück, das mehr Heiterkeit als Witz hat, wurde von Komtesse Fanny geschrieben ... Verstanden? Das Lustspiel hat ein Vor- und ein Nachspiel. Ein mumienhafter Graf, Repräsentant der ältesten Überlieferung, läßt auf seinem Schloß die Komödie seines Töchterleins aufführen. Dazu hat er die maßgebenden Kritiker Londons geladen. Papa wußte nicht, was er tat, kannte das Ei nicht, das er ausbrüten half, und ist im Nachspiel halb tot vor Entsetzen. O verruchter Geist der verruchten Jugend! Die maßgebenden Kritiker Londons meinen, Fannys erstes Stück sei von Shaw ... (wie man sich doch täuschen kann!), und sie schimpfen auf Shaw und ästhetisieren wie Paralytiker.

Es gefällt mir sehr, daß Bernard Shaw in dieser Komödie laut gepriesen wird (indirekt, durch die Schmähreden von Idioten). Schade, daß der Autor, der hier den Bernard Shaw preist und ihn gewissermaßen zum Nabel der Welt macht, für befangen gelten muß.

* * *

Im Königlichen Schauspielhaus gab man die neue Tragödie von Hermann Sudermann: „Der Bettler von Syrakus". Heftig befiel es mich: Das wäre ein Stück für Bernard Shaw! Für ihn, der mit grinsendem Vergnügen die alten Schläuche der elenden englischen Melodramen hernimmt und sie mit einem jungen, gärenden Wein füllt, daß sie knallend platzen müssen. Für ihn, der die eitlen, hohlen Heldenposeure infam kitzelt, bis sie quietschen. Was für ein herrliches Stück würde Shaw aus dem „Bettler von Syrakus" machen!

Wie die Komödie heute aussieht, ist sie wirklich nicht schön. Doch sie wird ihren Weg gehen über die großen Bühnen, und auch in anderen Hoftheatern werden Hunderte von guten Menschen den Feldherrn Lykon für einen herrlichen Helden halten und nach dem Krachen der Theatermaschinen ihre Beifallssalven abschießen.

Lykon, der unglückliche Führer der Syrakuser in ihrem Kriege gegen die Karthager, wäre ein vollkommener Shawscher Held, wenn man ihn vor der überflüssigen Grausamkeit Sudermanns bewahrte, der ihm die Augen aussticht. Bei solch grellem körperlichen Jammer könnte ein Shaw nicht frohgemut scherzen, wenn es auch seinen Hohn wecken müßte, daß ein Dramatiker das Gräßlichste geschehen läßt — ohne irgendeinen inneren Zwang, ohne irgendeinen äußeren Zwang der Handlung, bloß weil das Schauerliche ihm ein bequemes Mittel ist, auf das Publikum zu wirken. Es hat weder einen Sinn, daß die Karthager den gefangenen griechischen Feldherrn blenden, noch ist es für die Haupt- und Staatsaktion des Lykon von Belang, daß er blind ist.

Die ursächlichen Zusammenhänge zwischen den Effekten (einige blendende Theatereffekte besitzt das Stück) kümmerten den Dichter wenig. Es bleibt dunkel, auf welche Weise Lykon, obwohl er in der Quellenschlucht siegreich kämpfte, den Karthagern in die Hände

fiel. Man muß sich damit trösten, daß es Zufälle gibt. Am besten ist's, man hält sich die sechs Akte lang gläubig an die Prophezeiung eines Gespenstes, das aus der christlich-romantischen Schicksalstragödie in die hellenistische Vorzeit zurückgewandert ist und vor der Schlacht dem Lykon alles voraussagt, was dann pünktlich eintrifft. Vor allem weissagt das Gespenst, daß dem Lykon etwas Schlimmeres bevorstehe als der Tod; er werde leben müssen, und sein Name werde verschollen sein — auch übers Grab hinaus. Es fragt sich, ob für hochherzige Menschen der Verlust des Namens und des sogenannten Nachruhms ein tragischer Gedanke ist, zumal wenn sie, wie dieser Lykon, in der guten Wirkung ihrer Taten fortleben. Der Hochherzige, so scheint mir, will das Werk, nicht den Lohn.

Aber — potz Blitz! unser Lykon kommt ja gar nicht um seinen Nachruhm, denn weder in der Liebe seiner Kinder noch in der Treue der Syrakuser erlischt sein Andenken. Bloß sein Name darf nicht laut genannt werden in der Stadt Syrakus, die jetzt unter der öffentlichen Herrschaft des Verräters Arratos und unter der geheimen Oberherrschaft der Karthager seufzt.

Ein unglaublich dummer Kerl, dieser abgebrauchte Theaterbösewicht Arratos! Hatte er denn, als er das Namensverbot erließ, nie die hübsche Anekdote von dem Wunderarzt gehört, der zu dem Patienten sagte: „Hier, dieser Trank wird dir helfen, wenn du, während du trinkst, nicht an einen schwarzen Bären denkst!" Und der Patient, dem vorher alle Bären gleichgültig gewesen, mußte, sooft er den Becher an die Lippen setzte, an den schwarzen Bären denken! So wird es selbstverständlich den Syrakusern ergangen sein, als sie den Namen Lykon nicht aussprechen durften.

Übler war selten eine Komödiantentragödie konstruiert worden. In der Quellenschlucht ist Lykon den Blicken seiner Krieger spurlos entschwunden. Man hört in Syrakus nicht, wo er geblieben, was mit ihm geschehen. Zehn Jahre schmachtet er in einem karthagischen Kerker. Dann entspringt er und kehrt als blinder Bettler heim. Sudermann setzte ihm eine wüste Lear-Perücke auf und schminkte ihm derartige Greisesfalten ins Gesicht, daß ihn weder Mensch noch Hund erkennt. Der Verfasser gab damit eine dankbare Aufgabe solchen Schauspielern, die sich, wie Herr Clewing vom Königlichen Schauspielhaus, virtuos zu verwandeln verstehen; aus den Dunkelheiten der Natur blieb da freilich nichts zu holen! Denn Lykon, das ist bitter, scheint mir noch alberner als der Verräter Arratos. Der ihm aufgemutzte Heldennimbus ist in den Augen logisch Denkender ein kindischer Eigensinn. Man kann verstehen, daß der blinde Bettler, ehe sein Rachewerk in Fluß gerät, das Inkognito wahrt, um unbehelligt zu bleiben. Als er aber erfahren hat, daß Arratos und die Karthager verhaßt sind, daß seine Kinder und das Volk in Sehnsucht des — Pst!-pst!-Lykon gedenken, und als es ihm gelungen ist, den Aufruhr gegen den Tyrannen zu entfachen: da kann fürder weder ein Verstand der Verständigen noch ein kindlich Gemüt erfassen, weshalb der Mann „heldenhaft-tragisch" seinen Namen noch immer verschweigt. Die Revolution siegt, und Lykon schweigt und stöhnt über das Schicksal, das ihm Schweigen gebiete ...

Dieses Fatum hat zwei Beine und heißt Hermann Sudermann. Der Erzeuger sprach zu seinem Sohn: „Um Gottes willen, daß du mir nicht das Geheimnis verrätst! Mein Gespenst wäre blamiert, und meine originelle tragische Idee ginge flöten! .. Logik? Vernunft? Quatsch! Wart ab, mein Guter, wie sie sich unten gerührt schneuzen werden, wenn du aller Zweckmäßigkeit zum Trotze standhaft bleibst! Gewiß, die schon zum Kampf entschlossenen Syrakuser würden doppelt befeuert sein, dürften sie jetzt ihren geliebten Lykon, dem so schweres Unrecht geschah, erkennen. Aber solche Selbstverständlichkeiten muß ein Sudermann verachten. Und ich sage dir, Freundchen, für nichts sind die Leute dankbarer, als wenn ein hübsches Mädchen zärtlich und — naiv, sehr naiv, ungeheuer naiv ist. Deine Tochter, du Held des Schweigens, liebt ihren verschollenen Vater, und du hast ihr Geschichten erzählt, die kein anderer Mensch als ihr Vater erzählen konnte. Ein Stockfisch hätte mit dem Aufschrei ‚Papa!' antworten müssen. Nun sei du ein guter Vater und gönne ihrer — Naivität den Applaus!"



Wem so zugeredet wird, der fügt sich. Aber, aber, zuletzt ist sogar der Bösewicht Arratos an Selbstmord verschieden ..., das behördliche Namensverbot beseitigt ... Höchste Zeit also, daß von ungefähr, ehe der letzte Karthagerknecht getötet wurde, den blinden Bettler ein karthagisches Schwert trifft. So kann er gerade noch namenlos sterben! Wie's die „tragische Idee" des Hermann Sudermann und das Gespenst verlangt haben.

Man applaudierte ... Theaterkultur?!

* * *

Eine Komödie ohne Falschheit erhob sich aus dem Massengrab der Literaturgeschichte: des Carlo Gozzi „Turandot". Ins Grab gelegt, ehe sie gestorben war, hatte sie unser Friedrich Schiller, er, der sie gleich einer Mumie in die kostbaren Tücher seiner Bearbeitung einhüllte, daß sie, die Leichtfüßige, nun starr liegen mußte wie eine majestätische Prunkleiche. Seltsames Schicksal! Auch in seinem Vaterlande Italien war Gozzi, der letzte Stern der commedia dell' arte, erloschen, und seine Landsleute sahen längst nichts anderes mehr von ihm als die Übersetzung des Schillerschen Mißverständnisses. Wäre die Aufführung der echten „Turandot" in unserem Deutschen Theater nur ein literarhistorisches Experiment gewesen, man würde ihr mit einem lehrreichen Artikel über den Dichter Venedigs Genüge tun. Aber das schimmernde Leben, das da lachend hervorquoll, braucht das Öl der Studierlampe nicht. Man badete fröhlich im Quell sprudelnder Phantasie und man erinnerte sich kaum, wie langweilig jene „Turandot" gewesen, der Schillers schwere Hand die Schmetterlingsflügel geknickt und die Sprungsehnen zerrissen hatte. Karl Vollmoeller, der neue Übersetzer, hielt sich auch nicht sklavisch an den italienischen Text, doch um so getreuer an den hurlenden Geist des losen Spiels. In seinem deutschen Buch (erschienen bei S. Fischer, Berlin), wie in dem Gozzis, verstummt zeitweilig das vorgeschriebene Wort. Den Schauspielern wird dann bloß ungefähr angedeutet, was sie vorzutragen haben. Dieses Zugeständnis an die alte Stegreifkomödie könnte freilich an vielen Orten böse Folgen haben. Hier, wo die richtunggebenden Einfälle Reinhardts und, in den vier komischen Masken der altitalienischen Komödie, die individuellen Kräfte eines einzigartigen Komiker-Quartetts (Arnold, Biensfeldt, Tiedtke, Waßmann) üppige Freiheit mit künstlerischer Stilgebundenheit vereinigten, hier war's ein glücklicher Traum von dem Unschuldsparadies der Komödiantenherrlichkeit! Das Extempore der commedia dell' arte gewährte den Schauspielern der früheren Jahrhunderte nicht etwa größere „Verwandlungsmöglichkeiten". Im Gegenteile leuchtet ein, daß, auch abgesehen von der Unreife des Zeitgeschmacks für differenzierte psychologische Probleme, die selbständige Phantasie der Darsteller sich notgedrungen auf einen ziemlich engen Kreis beschränkte. So entstanden die stehenden Figuren der Pantalone, Tartaglia, Brighella und Truffaldino. Gozzi folgte einem Bedürfnis nach Abwechslung, als er die vier italienischen Hanswurste in chinesisches Kostüm steckte. Seinem Fluge nach dem Morgenlande danken wir die reizvolle Mischung der Rokokoposse mit der Poesie des orientalischen Märchens; die echte Chinoiserie! Nur das wohlige Märchengruseln, nicht die Erschütterungen eines ernsten Dramas, denen die tragische Muse Schillers nachging, sollen die Rätsel der Turandot, ihre grausamen Todesurteile und die aufgespießten Köpfe der verunglückten Brautwerber erwecken. Das begriff man im Deutschen Theater, und man tauchte das Stück in Glanz und Helle. Ferrucio Busonis Musik, Ernst Sterns entzückende Bühnenbilder halfen die Sinne der Zuschauer entführen zu den kindlichen Wundern von „Tausendundeiner Nacht". Ein verfehlter Einschlag der Modernität war jedoch die Zuweisung der Prinzessin Turandot an Gertrud Eysoldt. Diese Wahl verriet und das Spiel der Künstlerin bestätigte, daß man hinter der männermordenden Sprödigkeit der Turandot physiologischen Gründen nachspüren wollte, statt einfach dem Märchen zu glauben, daß nur jungfräuliche Widerspenstigkeit Turandot antreibt, ihre Körbchen durch den Henker zu verteilen.

Von dem einzigen Fehltritt abgesehen, war der modernen Bühne die Flucht in die Naivität Gozzis wunderbar gelungen. Recht dazu im Gegensatz stand der unglückliche Versuch

des Deutschen Theaters, Lessings „Nathan“ zu modernisieren, aus dieser vollmenschlichen Komödie, durch deren Ernst goldene Heiterkeit schimmert, eine groteske Lustspiel-Komödie zu machen. Ungebührlicher Spaß schlug nicht bloß den Ernst, schlug auch die Heiterkeit tot.

* * *

Der Geist der Komödie ist über uns ... Doch leider werden wenig gute Komödien geschrieben. Ist eine einmal rundum gelungen, wie der Einakter „Lottchens Geburtstag“ von Ludwig Thoma (Kleines Theater), dann fehlt ihr leider die tiefere Bedeutung. Es müßte so nicht sein, aber es ist so.

An der Grenze zwischen dem harmlosen Unterhaltungsstück und dem künstlerischen Terrain bewegt sich Paul Apels Traumspiel „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt“, aufgeführt im Neuen Schauspielhaus. Ein junger Poet schwankt zwischen Liebe und Geldheirat, schläft, als er gerade in den Verlobungsfrack schlüpfen will, ein und träumt die Schrecken des Philisteriums, an das er sich zu verkaufen im Begriffe stand. Die Tanten und Onkels verwandeln — im Traum — die Milch seiner frommen Denkungsart in gärend Drachengift, er wird zum Mörder, und man hätte ihn hingerichtet, wenn er nicht aufgewacht wäre. Die Bekehrung eines Schwankenden von weltlichen Wünschen zu des Herzens stillem Frieden hat Grillparzer viel besser vorgeträumt. Apel hackt lustig auf die Spießbürgerei los, doch seine eigene Phantasie trägt Schlafrock und Pantoffel.

Mit keiner Silbe würde ich des Lustspiels „Die glückliche Hand“ erwähnen, wenn nicht festzustellen Pflicht wäre: Noch immer schreibt Herr Hugo Lubliner Stücke. Noch immer gibt es also dramatische Zumutungen, die (nicht bloß in Hans Sonnenstößers Träumen) aus ehestiftenden Tanten, brummigen Onkels, naiven Göhren, schüchternen Liebhabern bestehen. Noch immer verwendet das Königliche Schauspielhaus seine reichen Mittel auf solche Taten. Noch immer gibt es Geheimratsfamilien im königlichen Publikum, die sich dabei wohlbefinden.

Im Kleinen Theater blieb der ausgezeichnete Romanschriftsteller Jakob Wassermann den Befähigungsnachweis des Dramatikers schuldig. Sein Dramolet „Gentz und Fanny Elßler“ erinnert nur mit ein paar gedanklichen Arabesken daran, ein wie feiner Stilist in Leben und Schrift Gentz, der reaktionäre politische Brunnenvergifter, gewesen ist. Ein Gedicht von Winter und Lenz: der Greis liebt die schöne Tänzerin Fanny Elßler. Die Jugend verläßt ihn, ihn fröstelt. Abendrot, nichts als Abendrot, kein Konflikt, keine Bewegung ist in dem Stück. Die galante Chronik war interessanter: tatsächlich wurde der alte Gentz von der aufblühenden Fanny Elßler leidenschaftlich geliebt, sie wies um seinetwillen alle jungen und glänzenden Bewerber zurück, und der Graukopf betrog sie mit einer anderen ... Wassermanns dürftige Posse „Hockenjos“ hat einen guten Einfall: Die Väter des Städtchens fühlen ein Bedürfnis nach Orden. Sie lassen einen totgesagten Mitbürger, einen wüsten Kerl von Maler, in Stein aushauen. Knapp vor der Denkmal-Einweihung taucht der Geehrte lebendig auf. Das versetzt seine Verehrer in peinliche Verlegenheit. Andere Autoren haben bei Wassermann den Stoff gestohlen („Hockenjos“ ist zehn Jahre alt) und mit mehr Humor behandelt.

* * *

Auch Heinrich Mann, der Dichter, dem wir tiefgründige Romane und feinfühlige Novellen danken, beherrscht die Bretter nicht und verliert sich selbst auf ihnen. Sein Drama „Schauspielerin“ wird im ehemaligen Hebbeltheater nur von der großen Kunst der Tilla Durieux über Wasser gehalten. Wäre man in Berlin für die Offenbarungen der mimischen Kunst empfänglicher, das, was die Durieux hier bietet, müßte eine Sensation sein. Damit soll aber nicht der künstlerischen Weihe einer Schöpfung wehegetan werden, deren besonderer Wert eben darin besteht, daß kein Makel des kalten Virtuosentums ihr anhaftet. Und sie stellt, die Schauspielerin, eine Schauspielerin dar. ... Sie erfüllt die gefühlten Gedanken des Dichters, die dieser in einer roh gezimmerten dramatischen Handlung begraben hat. Ja, das

Drama Heinrich Manns ist schlechter Sardou, Talmi des Talmi: doch seine Analyse der Schauspielerseele war der Rettung durch den Dämon einer großen Künstlerin wert.

Hier ist sie, die Komödiantin, — Lügnerin gescholten von den Menschen, die nicht ahnen, daß die Welt der Täuschungen und Selbsttäuschungen eine wahrhafte Welt sein kann. Die Komödiantin lebt nicht nur ein einziges Leben, wie der Bürger. Ein Kästchen mit doppeltem Boden ist sie, und viele Wirklichkeiten bestreiten sich in ihr. Sie muß in jedem Augenblicke so sein, wie zu sein der unbewußte, souveräne Gestalterwille befiehlt. Alphonse Daudet hat in seiner „Lügnerin“ eine Frau geschildert, die ihr ganzes Leben lang log und dabei doch ihr wahrhaftes Wesen auslebte. So betrügt auch Manns Schauspielerin die Menschen, indem sie wahrhaft gegen sich selbst ist und immer von echten Ekstasen gewandelt und in Widersprüche geschleudert wird. Sie hat ein Zwei-Welten-Schicksal, und da — in dem Schauspiel Manns — die eine Welt von ihr die bürgerliche Verläßlichkeit fordert, geht sie an dem Zwiespalt zugrunde.

Wäre dem Dichter, dem ein solches Verstehen verliehen war, ein brauchbares Drama gelungen, diese Tragödie der Komödiantin, der kompliziertesten Menschenseele, hätte ein Wahrzeichen unserer psychologischen Literatur werden müssen, — eine wahrhaft tragische Komödie.

Hermann Kienzl



Eine Reform des Theaterzettels

Erlauben Sie mir, an ein kleines Erlebnis anzuknüpfen. Man gab Hebbels „Gyges und sein Ring“. In Weimar nämlich. Also in einer Stadt, die seit länger als hundert Jahren ein gutes Theater und ein gut geschultes Theaterpublikum besitzt. Die Aufführung war lobenswert. Die führenden Rollen waren den besten Darstellern unserer Bühne anvertraut. Das Haus wies jedoch, trotzdem es sich um die erste Vorstellung der winterlichen Saison handelte, einen ziemlich mäßigen Besuch auf. Hebbel ist eben nur in wenigen seiner gewaltigen Schöpfungen für das große Publikum zugkräftig. Fragte mich doch vor einiger Zeit ein Mann aus dem Volke, der einem Vortrage über Hebbels Dramen beigewohnt hatte, indem er sich über die ihm äußerst langweilig erscheinende Darbietung beklagte, allen Ernstes: „Haben Sie schon mal was von einem Dichter Hebbel gehört? Ich nicht!“ Dabei war der Frager ein Mann, der sich lebhaft für ethisch-naturwissenschaftliche Themen interessiert und unzählige Vorträge mit anhört! Die Aufnahme des Stücks war denn auch eine nicht allzu enthusiastische — wie man auch im Jahre vorher der Aufführung von Kleists „Penthesilea“ nur ein recht schwaches Interesse entgegengebracht hatte. Als ich nun, das Theater verlassend, die Treppe hinunterstieg, belauschte ich das Gespräch zweier hinter mir in großer Toilette einherschreitender, offenbar dem besseren Bürgerstande angehöriger junger Damen und hörte die eine zur anderen sagen: „Wenn öfters solche Stücke gegeben würden, würde man mir das ganze Theater verekeln.“ Das erinnert mich an die Äußerung eines sonst recht intelligenten Kunsthandwerkers, der sich, zu guten Verhältnissen gelangt, gern auch eine kleine Bibliothek zulegen wollte, weshalb ich ihm auf seine Bitte die namhaftesten Klassiker in Reclamausgaben bei meinem Buchhändler bestellte. Er wollte nicht nur die Bücher besitzen, sondern auch lesen. Kurze Zeit danach gestand er mir indessen im Vertrauen, daß Shakespeare ein höchst langweiliger Gesell sei, und setzte skeptisch hinzu, er sei überzeugt, solche Sachen interessierten andere Leute ebensowenig, sie stellten sich nur so, um sich nicht zu blamieren! Und der Mann hatte mehrere Jahre das Realgymnasium besucht!

Es ist gewiß nicht der Mühe wert, sich über die Bemerkung des unbekannten Fräuleins zu entrüsten. Sie ist typisch für einen großen Teil des Theaterpublikums. Man klagt allgemein

über die geringe Zugkraft der Klassiker und überhaupt der tiefer angelegten dramatischen Werke. Woher soll auch dem großen Publikum das Verständnis dafür kommen? Unsere Geschäfts- und Gewerbetreibenden nicht nur, sondern auch viele unserer Titelmenschen bis in ziemlich eingebildete Sphären hinauf haben weder Zeit noch Neigung, sich ernstlicher mit Literatur zu befassen. Romane lesen sie, Dramen nie oder höchst selten. Sie besitzen nicht Einbildungskraft oder diese ist doch nicht geschult genug, ihnen die mangelnde Erläuterung und Erzählung zwischen den Dialogen zu ersetzen. Trotzdem lieben sie leidenschaftlich das Theater, und viele sind abonniert, wenn auch zum Teil nur, weil es zum guten Ton gehört und man in den Foyers seine Toiletten zur Schau trägt. In erster Linie gehört das Interesse der Oper, dann folgt das Volks- und Rührstück. Auch Schwank und Posse erfreuen sich großer Beliebtheit. Das feinere Lustspiel kommt schon schlechter weg, aber die geringste Empfänglichkeit zeigt sich für das Hochtragische. Das findet man nicht rührend genug, es wirkt nur grausig.

Die Frage ist, ob nichts geschehen kann, das Interesse und Verständnis des großen Publikums für tiefere klassische und überhaupt für schwerer verständliche Werke zu erhöhen. Die Antwort hierauf lautet: „Ja!" Die Schuld trägt nämlich nicht nur das Publikum allein, auch Bühnen und Künstler haben ihren Anteil daran. Nach der Aufführung des „Gyges" bat mich eine befreundete Dame, ihr das Stück zu leihen. Sie gestand offen, den Zusammenhang nicht vollkommen erfaßt zu haben. Ähnliche Geständnisse würde man recht oft vernehmen können, wenn sich die Beteiligten nicht scheuten, die Wahrheit zu gestehen. Sie hätten aber wirklich nicht nötig, sich ihrer Offenheit zu schämen. Die heutige Theaterkunst nimmt auf die Notwendigkeit, dem Uneingeweihten den Gang der Handlung zu vermitteln, kaum noch Rücksicht. Die alte Theaterkunst legte den Hauptwert auf laute, deutliche Deklamation, die Aufführung war für den Zuschauer da. Jetzt lebt man uns das Stück vor, der Zuschauer ist für den Schauspieler gar nicht vorhanden. Nach Bedarf wendet man dem Publikum den Rücken, spricht leise oder ganz schnell usw. So geht dem Publikum besonders am Anfang, wo oftmals noch Störungen aus der Mitte der Zuschauer vorliegen, mancherlei verloren, und meist gerade die für das Verständnis so notwendige Einführung. Besonders die Zuschauer auf den entfernteren Plätzen sind unter diesen Umständen oft schlimm daran, und mit dem verlorenen Zusammenhang ist meist die Freude an der ganzen Aufführung dahin.

Das einfachste Abhilfemittel für diesen Übelstand bestünde natürlich in der vorherigen Lektüre des Stückes. Aber die Anwendung dieses Mittels scheitert an der mangelnden Zeit und Neigung der Theaterbesucher, auch wohl an der Schwierigkeit der Beschaffung der Werke. Die Rezensionen aber kommen erst hinterher und werden dabei von vielen der weniger gebildeten Besucher nicht einmal beachtet. Man muß daher auf andere Mittel denken. In erster Linie an einen Appell an die Regisseure und Künstler selber, etwas mehr — vor allem bei der Einleitung des Stücks — auf die Bedürfnisse des Publikums Rücksicht zu nehmen. Es gibt jedoch noch ein weit wirksameres Mittel, das Verständnis solcher Vorstellungen zu fördern und die Vermittlung des Zusammenhangs den weniger Gebildeten zu erleichtern. Dies Mittel ist der Theaterzettel! Dessen leere Rückseite kann (unter Weglassung der hier wahrlich nicht am rechten Platz befindlichen Inserate) dazu benutzt werden, solchen Dramen, bei denen dies erforderlich erscheint, eine kurze Inhaltsübersicht mit auf den Weg zu geben, begleitet von einigen anderen das Verständnis und Interesse erhöhenden Angaben, z. B. einigen biographischen Notizen über den Verfasser, Bemerkungen über den Wert des Stücks, Angaben der Titel der Hauptwerke desselben Autors, Skizzierung der Idee des Stücks usw. Auf die wichtigsten oder besondere Aufmerksamkeit erfordernden Szenen kann besonders hingewiesen werden. Als geeignetes Beispiel für diese Art der Unterweisung erinnere ich an die trefflichen Einführungen, welche Wilhelm Oechelhäuser in seiner im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstalteten Shakespeareausgabe den einzelnen Dramen vorgesetzt hat.

Wenn auch diese Neuerung für die Lektüre selbst keinen Ersatz bieten kann, so ist sie



doch geeignet, äußerst segensreich zu wirken, und würde deshalb vom Publikum auf das freudigste begrüßt werden. Sicher werden die Erläuterungen vor Beginn der Vorstellung mit großem Interesse gelesen werden, so daß die Einrichtung, wenn sie auch im ersten Augenblicke unbedeutend erscheint, sich bei längerer Durchführung als von hohem erzieherischen und bildenden Einfluß erweisen würde. Sie erhöht für die in Frage kommenden Personen den Genuß der Vorstellung, bildet das ästhetische Urteil, befördert die literarischen Kenntnisse, gibt wertvolle literarische Anregungen und macht für sie so eigentlich die Kunst erst recht fruchtbar. Natürlich ist größte Unparteilichkeit die unbedingte Voraussetzung: niemals darf die Einrichtung im Interesse gemeiner Reklame gemißbraucht werden. Die Unkosten sind im Verhältnis zu dem zu erwartenden Nutzen nur unbedeutend und leicht durch einen kleinen Aufschlag auf den Preis des Zettels zu decken, wenn sie nicht schon durch den mit der Zeit dadurch wachsenden Besuch mehr als aufgewogen werden. Die Beschaffung geeigneter Excerpte könnte nur anfangs hier und da Schwierigkeiten verursachen, bald genug wird ein reiches Material zur Verfügung stehen. Für kleine Theater mag unter Umständen die lokale Presse die Aufgabe der Information übernehmen, indem sie solcher am Vortage gratis ihre Spalten öffnet — obgleich die Maßnahme in dieser Ausführung bei weitem nicht so wirksam ist, als wenn der Zettel zum Vermittler gemacht wird. Im Theater studiert männiglich voll Eifer, was daheim kaum beachtet wird. Es gehört dann zum Zettel, und Zeit ist in den Pausen im Überfluß vorhanden. Von der Lektüre des Stücks wird dadurch aber niemand abgehalten, eher dient die Information zur Anregung hierzu, besonders wenn ihr eine Mitteilung über die billigste Bezugsweise des Stückes beigefügt ist.

Friedrich Thieme



Soziale Dramen

Mit Gerhart Hauptmanns „Webern“ ist das soziale Drama in die Kunstwelt gekommen. Es wird stets einen Platz neben und oft unter dem Kunstdrama einnehmen. Auf der Bühne jedoch hat es seine große Daseinsberechtigung. Es ist des Erfolges und der tiefen Wirkung in den breiten Volksmassen sicher. Es würde, wenn unsere Theaterdirektoren, die „Zensur“ und das „gebildete“ Publikum mehr Einsehen hätten, wahrhaft ästhetische und ethische Wirkungen ausüben und so mithelfen können, die soziale Frage sittlich zu lösen. Dann würde sehr wohl wieder die Schaubühne eine moralische Anstalt im Sinne Schillers. Ist denn die Kunst nicht oft genug „nationalzeitgenössisch“ gewesen?

Wer einmal „Die Weber“ auf der Bühne erlebt hat, ist erstaunt über die Wirkung, die ein Stück armseliges Leben, dargestellt mit warmem Herzen und von einem seelenkundigen Dichter, ausüben kann. Mitleid und Furcht werden erweckt und damit reinigende ästhetische Gefühle. Die Masse war der tragische Held. Keinem Dramatiker ist es seither wieder geglückt, diese aussichtslose und unmögliche Dramentechnik des bloßen Nebeneinander glaubhaft zu machen. Die sozialen Dramatiker nach Gerhart Hauptmann haben sich auf zweifache Weise geholfen: entweder nur ein ganz kleines Lebensbild gewählt oder das Heilandsproblem eingeführt.

Von jener Art sind die Bergwerksdramen, die heute an der Tagesordnung sind. Es ist kein Geheimnis mehr, daß nirgendwo der Kampf zwischen Herren- und Sklaventum erbitterter tobt, und daß nirgendwo der Kampf der Arbeiter um eine hellere Zukunft, ein besseres und gesünderes Leben berechtigter ist. „Bergarbeiter“ nennt Lu Märten ihr ergreifendes Schauspiel in einem Akt (Stuttgart 1909, J. H. W. Dietz Nachf.). „Wenn einer von uns nun gar unter die Dichter geht, dann ist es sein Gesetz, daß er die Wahrheit seines

Lebens darstellen muß. Und wenn einer die Wahrheit seines Lebens darstellt, ist's am stärksten ... der Schmerz." Von dem einen großen, grenzenlosen, unsagbaren Daseinsschmerz redet dieses Drama, packend wie seine Vorgänger: Schlagende Wetter, zwei gleichnamige, aber wohl voneinander unbeeinflußte soziale Dramen. Das eine, von Eugenie delle Grazie (Leipzig, Breitkopf & Härtel) wirkt durch seine unerbittliche Konsequenz beinahe gewalttätig, aber künstlerisch geschlossen im Gegensatz zu Maximilian Böttchers vieraktigem Werk (Berlin, Kühling & Güttner), das „den Pastor" zu sehr in den Vordergrund stellt. Von dem Sich-widersetzen um jeden Preis, dem Widerstand bis zum Verbluten, der kein Entgegenkommen kennt, handelt auch das Werk eines Anfängers: Die Grube, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Schoppe (Berlin-Leipzig 1909, Kurt Wigand, Modernes Verlagsbureau). Und weiter von dem großen Erfolg des sozialen Gedankens: dem einmütigen Zusammenschluß, der fast Religiöses in sich schließt. Unter Abertausenden von gleichgesinnten Arbeitern mit gleichen Nöten und Forderungen ergibt sich die Demokratie als die Lebensform, da heißt's von selbst: Es lebe die Zahl! — In allen diesen Stücken kehrt vieles wieder, auf den Streik kommt's fast immer hinaus. Lu Märten mag das wissen, deshalb läßt sie ihre Menschen protestieren gegen „ein dumpfes Weiter" im Grubensumpf: „nie kommt die Tat". Man fühlt's, in dem Vater dieser heldenhaften Kinder brütet Haß, und die dumpfe Anklage drängt zur Tat.

Das soziale Heilandsdrama ist deutlich in Gottfried Stommels „Weg nach Damaskus" (Tragödie aus der Gegenwart in vier Aufzügen, Leipzig-Gohlis, Bruno Volger). Schon der Titel deutet auf Religiöses. Die Frage: Was ist Freiheit? beantwortet der neue Held Immanuel Heuser: „Wer das wahrhaftige, demütige Leben in Gott hat, wer in dem Geiste Christi, in dem Geiste der Liebe und der Selbstverleugnung handelt, den kann keine kirchliche Menschensatzung gefangen nehmen, den können keine menschlich-vergänglichen Gesetze in Banden schlagen: Er ist frei!" Es ist ein großer Zug in diesem Dramenversuch, von innen her dem Sozialismus beizukommen. Ohne Religion, die große Revolution im Innern, ist denn auch wirklich nicht die soziale Frage zu lösen. Das begriff seinerzeit Stöcker, aber er griff so scheint's, gänzlich fehl. Auch Graf Posadowsky hatte diese Erkenntnis. Stommel meint: „Rheingold, Sonnengold, Gottesgold — das Geschenk, das der vierte Stand dem 20. Jahrhundert darbietet: Religiöse Wiedergeburt!" Aber sein Evangelium: „Am Kreuze sterben für die Brüder, das ist Glück!" ist nicht das Zukunftsideal. Auch die Hoffnung, daß Unsinn jemals wieder Tiefsinn werden möchte, ist nichtig. Der begriff die Entwicklung der Volksbildung nicht, der hoffen kann, es werde der Satz je wieder Wirklichkeit: Credo, quia absurdum est! — Als Drama und Kunstwerk bedeutet das vorliegende Werk wenig. Ganz dilettantenhaft ist das Arbeiten mit Donnerschlägen, Blitzen und Erscheinungen. Das Hauptmotiv: die Unterschlagung, wegen der eine interessante Gerichtsszene, das Schönste vom Buch, nötig wird, ist unglaubwürdig. Dazu ist die Ausstattung des Buches geradezu widerlich. Ich weiß nicht, wer deswegen mehr zu verurteilen ist: der Verlag, der alle seine Werke in diesem menschenunwürdigen Zustand herauszubringen scheint, oder der Schriftsteller, der hier doch sicher den Druck bezahlt hat.

Es kommt vieles zusammen, was einem leicht soziale Stücke vergällt, und doch sind sie für die nationale Sittlichkeit von großem Wert. Sie gehören, wie das Soziale überhaupt, zum Kulturleben und in die Zeitentwicklung. Sie schärfen und verfeinern das nationale Gewissen, das so leicht betäubt wird. Und helfen im Kampf um eine schönere, menschlichere Zukunft, also auch um die neudeutsche Kultur, an der wir alle stündlich zu wirken haben.

Friedrich Schönemann



Das nachklassische Weimar

Es gewährt mir ein eigenes Vergnügen, ein Buch „Das nachklassische Weimar“ in den folgenden Zeilen anzuzeigen. Adelheid von Schorn ist die Verfasserin; erschienen ist es bei G. Kiepenheuer, Weimar (geh. 7 M, geb. 8 M, in Leder 10 M). Nur anzuzeigen ist meine Absicht, nicht zu kritisieren; denn das Vorwort enthält den Satz: „Einen besonderen Dank schulde ich Herrn Friedrich Lienhard, dem Verfasser der Wege nach Weimar, der mir in freundschaftlicher Weise die Stoffmassen sichten und ordnen half.“ Somit bin ich an diesem Werke mitbeteiligt; und es soll daher hier nur mitgeteilt werden, was der gebildete Leser in diesem Buche finden wird.

Die betagte Verfasserin hat neulich ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert; sie ist mit der Geschichte des nachklassischen Weimar geradezu verwachsen. Franz Liszt und besonders Prinzessin Wittgenstein waren mit ihr befreundet; ihre Mutter, eine geborene v. Stein, war unter Maria Paulowna Hoffräulein gewesen; ihr Vater leitete mehrere Jahre lang das weimarische Kunstleben; sie ist die Tante eines Heinrich v. Stein, die Enkelin jener Elsässerin Octavie, die dem Baron Friedrich von Stein nach Thüringen folgte (vgl. meinen Roman „Oberlin“); sie hatte enge Beziehungen zum Kreise Richard Wagners. Und die weimarischen Verhältnisse kennt sie durch ihren lebenslangen Aufenthalt.

So war sie berufen, ein Werk zu schaffen, das merkwürdigerweise noch nicht vorhanden war: eine Geschichte der klassischen Stadt im neunzehnten Jahrhundert. Sie ist sich dabei ihrer Grenzen wohl bewußt. „Dieses Buch“, schreibt sie im Vorwort, „soll nur Bausteine zu einer künftigen Geschichte Weimars im 19. Jahrhundert liefern. Eine solche Geschichte selbst zu schreiben, fühle ich mich außerstande, besonders in Anbetracht meiner 70 Jahre. Aber was ich als geborene Weimaranerin, die ihrer Vaterstadt treu blieb, erlebt und gesammelt habe, soll nicht verloren gehen. Und so habe ich es hier zusammengestellt, so gut ich konnte; hoffentlich macht es den Weimaranern Freude und interessiert manchen, der Weimar liebt — und deren gibt es viele.“

In dieser einfachen und sachlichen Tonart ist das ganze Buch gehalten. Es war eine anmutige Arbeit, die Masse des fleißig gesammelten Materials zu sichten. Schließlich ergab sich eine klare Einteilung in zwölf Kapitel, die sich zunächst auf die Regierungszeit Karl Friedrichs und seiner bedeutenden Gemahlin Maria Paulowna eingrenzten. Das erste Kapitel entwirft eine Gesamtschilderung dieses sympathischen Fürstenpaares und ihres Wirkens; das Schlußkapitel gibt eine Darstellung ihrer letzten Regierungsjahre und ihres Todes. Dazwischen dürften Betrachtungen wie die letzten Goethes, Revolution in Weimar, Richard Wagners Flucht und überhaupt alles, was mit Liszt und Wagner zusammenhängt, auch weiteste Kreise fesseln. Andere Kapitel — wie Allerlei aus Weimar, Weimarische Persönlichkeiten — haben mehr Wert für Weimars Lokalgeschichte. Die ausführlichen Abschnitte über Kunstpflege in Weimar, Weimarische Künstler, Gäste in Weimar, das Hoftheater und die literarischen Abende am Hofe bringen manches Neue. Jedenfalls besteht der unbestreitbare Wert dieses Buches eben darin, daß es zum ersten Male jene ganze Zeitepoche zusammenfaßt. Niemand, der sich künftig mit Weimars Geschichte beschäftigt, wird an dieser Arbeit vorübergehen können.

An manchen Stellen belebt die Verfasserin ihre Darstellung durch Einflechtung reizvoller persönlicher Erinnerungen. So erzählt sie gleich im ersten Kapitel folgenden bezeichnenden Zug: „Was ich selbst in meiner Jugend (über Maria Paulowna) hörte, war freilich nicht immer so goldig gefärbt, denn meine Mutter hatte wegen ihrer Heirat mit dem bürgerlichen Hofrat Schorn schwere Kämpfe mit Karl Friedrich und der Großherzogin zu bestehen gehabt; die starken Vorurteile der damaligen Zeit muß man freilich in Rechnung bringen; daß ein Hoffräulein aus altadligem Hause einen solchen Schritt tat, war etwas Unerhörtes. Karl Friedrich raufte sich die Haare, als ihm das Entsetzliche mitgeteilt wurde. Nachdem er aber selbst die

Brücke geschlagen und Schorn geadelt hatte, war er derselbe gütige, treue Herr für das Ehepaar und später für die Witwe, wie er es immer gewesen ... Damals waren die adligen und bürgerlichen Kreise so streng geschieden, daß im Theater der rechte Balkon nur für die Hofgesellschaft, der linke von den höheren Bürgerkreisen besucht wurde. Als schreckliche Erniedrigung stellte die Großherzogin ihrem Hoffräulein vor, daß sie nun auf dem linken Balkon sitzen werde, ob sie das wohl ertragen könne! Als Frau von Schorn hat meine Mutter den rechten Balkon nie wieder betreten, trotzdem sie dahin gehörte. Wo der von ihr geliebte Mann so lange gesessen hatte, da blieb sie mit ihm und hat den rechten Balkon auch später nie wieder aufgesucht.

Eine Reihe von ungedruckten Briefen gibt dem Buche noch einen besondren Wert; auch sechzehn Bilder beleben das geschmackvoll ausgestattete Werk. Im Anhang bietet sich dem genaueren Forscher noch einiges Material, gleichfalls zum Teil hier zum ersten Male veröffentlicht; und ein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert das Nachschlagen.

Nicht viel Geniales oder Schöpferisches ist außer der Liszt-Wagner-Episode in diesem Abschnitt weimarischer Geistesgeschichte zu berichten. Doch liegt auch über diesem Epigonenstädtchen noch etwas von der Schönheit jener großen Zeit. Und es fehlt nicht an bemerkenswerter Tüchtigkeit besonders auf dem Gebiete sozialer Fürsorge und praktischer Kunstpflege.

F. Lienhard

Vom weihnachtlichen Büchertisch

Wenn auch das Bild von der den Markt überschwemmenden Bücherflut in den allgemeinen Sprachbesitz übergegangen ist, so vermag sich der Uneingeweihte doch keine Vorstellung von den Büchermassen zu machen, die sich im Laufe eines Jahres auf einer Redaktion auftürmen. Eitles Beginnen wäre es, hier alles sichten und beurteilen zu wollen. Der Türmer verweist seine Leser das Jahr hindurch zumal durch die Besprechungen im Anzeigenteil auf hundert und mehr Werke, die zum großen Teil auch für Geschenkzwecke geeignet sind. Für die vorliegende Weihnachtsschau haben wir außer den Jugendschriften Büchergruppen herausgegriffen, die weniger im Strom der Literatur stehen, also auch weniger von den nachdrängenden Fluten weggeschwemmt werden.

I. Erinnerungsbücher und Briefwechsel

Rein äußerlich zeigt sich ein bedeutsamer Wandel des literarischen Geschmackes in der Tatsache, daß, während noch vor einem Jahrzehnt Erinnerungsbücher und Briefwechsel nur in geringer Zahl erschienen, und dann noch zumeist in rein wissenschaftlichen Bibliothekausgaben, heute dieses Verlagsgebiet zu den am eifrigsten bebauten gehört. Nun kann man mit Recht geltend machen, daß in Briefveröffentlichungen viel zu weit gegangen wird. Mag man auch über das eine Bedenken hinwegkommen, daß hier sehr oft Dinge an die Öffentlichkeit gezogen werden, die niemals für eine solche bestimmt waren. Denn schließlich gehört kein Mensch sich allein, und wenn eine so große Spanne Zeit vorübergegangen ist, daß keinem Lebenden mehr persönlich wehe geschieht, so kann man sich über derartige Bedenken hinwegsetzen. Denn wenn anderen Toten Unrecht zugefügt wird, so hat die Geschichte ja zumeist bereits die Berichtigung gebracht. Viel bedenklicher wirkt eine andere Erscheinung, die in diesen Briefwechselveröffentlichungen immer greller zutage tritt: das Ausschlachten einer Modestimmung in unlauterem Geiste. Die Bedeutung des Briefes und mit ihr die Kunst des Briefschreibens ist in der Zeit der Postkarte immer mehr zurückgegangen. Auch erlauben die glänzenden Verkehrsmittel unserer Tage in einem solchen Maße die persönliche Begegnung und damit die mündliche Aussprache, daß doch beim Verkehr bedeutender Menschen das wirklich Tiefe und Starke offenbar bei diesen persönlichen Begegnungen er-



Neapolitanischer Sänger



P. v. Joukovsky

ledigt wird. Nur so vermag ich mir jedenfalls die oft erschreckliche Inhaltslosigkeit und Gedankenarmut moderner Briefwechsel zu erklären. Wenn da nun gar noch aus buchhändlerischer Spekulation eine solche Veröffentlichung möglichst breit angelegt wird, so schädigt sie in der Regel das Andenken dessen, dem sie gewidmet sein soll, und zwar doch in ungerechter Weise, insofern diese Briefveröffentlichungen in der Tat nicht mehr der treue Spiegel des innersten Wollens und Empfindens sind, sondern der Niederschlag augenblicklicher Bedürfnisse und Stimmungen, oder die notwendige Mitteilung des Drumherums des Lebens.

Anders liegt der Fall mit Denkwürdigkeiten und Autobiographien. Selbst wenn die Verfasser solcher Aufzeichnungen nicht an eine Veröffentlichung für die Allgemeinheit gedacht haben, selbst wenn sie ihre Denkwürdigkeiten ganz persönlich für sich selbst aufgezeichnet haben, so standen sie dabei doch auf höherer Warte und versuchten, das Bedeutsame und Dauernde ihres Lebens zusammenzufassen. Meistens ist es ein starker innerer Drang, der zu diesen Aufzeichnungen führt, jenes Sich-frei-Bekennen, das beim Dichtergenie uns den einzigartigen Goethe gegeben hat. Die Lektüre solcher Bücher kann eigentlich nicht dringend genug empfohlen werden, insbesondere auch für die Jugend. Das scheinbar kleinste Leben, die engsten Verhältnisse gewinnen Bedeutung, denn auch im kleinsten Rahmen kann sich menschlich Bedeutsames vollziehen. Gerade dieses stille Heldentum, das im Kampfe mit dem Alltag seine kaum beachteten Taten vollbringt, hat für uns andere Menschen, die wir doch auch zumeist im Zwange des Alltags stehen, einen hohen sittlichen Wert. Leider gibt es nicht allzu viele solcher einfacher Lebensbeschreibungen. Zumeist fühlten sich nur jene Leute zu derartigen Aufzeichnungen gedrängt, die an bedeutenden äußeren Begebenheiten teilgenommen oder mit hervorragenden Persönlichkeiten zusammengetroffen waren. Um von dieser Memoirenliteratur den rechten und dann ganz außerordentlichen Gewinn zu haben, muß man in Geschichte und Kulturgeschichte bereits beschlagen sein. Dann freilich erhält man durch die Memoirenliteratur, gerade weil sie meist recht einseitig und parteiisch ist, weil sie am Kleinen haftet und den Blick fürs Große, Dauernde zumeist vermissen läßt, eine solche Verlebendigung der Geschichte, wie sie auf anderem Wege gar nicht zu gewinnen ist. Die allgemein menschliche, entwicklungsgeschichtliche und erzieherische Bedeutung, die danach den Werken dieser Art zukommt, ist der Grund, weshalb sie in unserer diesmaligen Weihnachtsbücherschau im Mittelpunkte stehen. Es ist dabei nicht in allen Fällen ganz ängstlich darauf gesehen, daß diese Werke ganz neu gerade zum diesmaligen Weihnachtsfeste herausgekommen sind; andererseits ist auch hier zu bemerken, daß manche hierher gehörigen Bücher bereits im Laufe des Jahres in den Besprechungen im Anzeigenteil des Türmers gewürdigt worden sind.

Selbstbiographien und Briefwechsel gewinnen erst mit der Renaissance für uns Heutige zwingende Kraft. Wir besitzen ja auch aus dem Mittelalter Briefe und selbstbiographische Dokumente von höchster Bedeutung. Aber es ist, als ob die Menschen sich gebunden fühlten. Sie wagen gar nicht zu glauben an die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit, sie sehen diese immer im Verhältnis zu einer großen Idee oder größeren Gemeinschaft. Darin liegt etwas Starkes und Ergreifendes, aber auf der anderen Seite fehlt dann diesen Bekundungen das persönlich Zwingende; wir spüren nicht den einzelnen Menschen, nicht den ringenden Bruder. Es kommt hinzu, daß mit dieser höheren Auffassung vom eigenen Werte verbunden ist der offenere Blick für die wirkliche Welt. Alle Erscheinungen in derselben werden jetzt bedeutsam und wichtig. Es erwacht das Gefühl für die Schönheit der Erscheinung, eine Freudigkeit an allem, was starkes Leben ist. Das ist das, was uns heute noch an der italienischen Renaissance so bezaubert. Es liegt etwas Frühlingshaftes über dieser Welt. Wir sind im glücklichen Besitze einiger glänzender geschichtlicher Darstellungen dieser Periode. Allen voran steht Jakob Burckhardts glänzendes Buch über die Kultur der Renaissance. Aber gerade dieser treffliche, lebensprühende Gelehrte hat immer wieder darauf hingewiesen, daß man den vollen Gluthauch des Lebens der Renaissance nur aus ihren eigenen Dokumenten empfinden

könne. Nun genießen wir alle ja die wunderbare Kunst jener Zeit. Aber so hoch der persönliche Gehalt, das Sichausleben des Einzelnen in diesen Kunstwerken vorhanden ist, oder bei ihrer Gestaltung mitwirkte, so stark beeinträchtigt auf der anderen Seite der Ewigkeitsgehalt aller großen Kunst ihre Wirkung als Zeitdokument. Wenn wir Kunst wahrhaft genießen, so wird sie für uns Gegenwart. So ist es denn doppelt willkommen zu heißen, daß der Verlag Eugen Diederichs in Jena in einem groß angelegten Unternehmen darangeht, weiteren Kreisen die meist recht abgelegenen und schwer zugänglichen schriftlichen Äußerungen des Renaissancelebens zu erschließen. Das Unternehmen führt den Titel: „Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur.“ Herausgegeben von Marie Herzfeld. Mir liegen drei Bände vor. Der erste, von Marie Herzfeld übersetzt und bedeutsam eingeleitet, enthält Francesko Matarazzos Chronik von Perugia (1492—1503). Ein Buch, spannend wie ein Roman, mit einer Fülle des Anekdotischen und einer ganz packenden Lebendigkeit der Schilderung aller Erscheinungen dieser Zeit. Freilich ohne jedes Gefühl für das historisch Bedeutsame und ohne größere Einstellung, gerade darum aber ein so außerordentlich lebendiges Zeugnis, wie in engen Verhältnissen die bunten Geschehnisse und Erlebnisse der Zeit aufgenommen wurden (6 ℳ). Petrarcas Briefe an die Nachwelt und Gespräche über die Weltverachtung, in einer Übersetzung von Hermann Hefele füllen den zweiten Band. Es ist das Persönlichste, was dieser reiche, wenn auch eitle Geist geschrieben hat, zugleich sein Versuch, sich mit seiner Zeit auseinanderzusetzen (5 ℳ). — Enea Silvio Piccolominis Briefe, die in einer Übersetzung von Max Mell als dritter Band der Sammlung erschienen sind, sind in ihrem außerordentlichen kulturgeschichtlichen Wert auch in Deutschland schon länger gewürdigt. Bringen sie doch gerade über die deutschen Verhältnisse zur Zeit des Konstanzer Konzils eine Fülle anschaulichster Schilderungen. Der hochgebildete und dabei von Leben sprühende Enea Silvio verlebte damals eine entscheidende Zeit seines Lebens in Deutschland und hat sich einen viel freieren, offeneren und wohlwollenderen Blick für die fremden Verhältnisse bewahrt, als die Mehrzahl seiner Landsleute in späteren Jahrhunderten. Daß wir dem Gelehrten dann auf seinem hohen Lebensanstieg, der ihn bis auf den Papstthron führte, folgen können, bietet einen eigenartigen Reiz. — Die Bände sind, wie sich das beim Verlag Diederichs von selbst versteht, in Druck und Papier vortrefflich ausgestattet und mit vielen zeitgeschichtlich wertvollen Bildern geschmückt. Hoffentlich findet das Unternehmen eine solche Teilnahme, daß es in dem großen Stile durchgeführt werden kann, in dem es geplant ist.

Wie ganz anders, als die italienische, erscheint uns die deutsche Renaissance. Freilich wird es ja manchem recht schwer fallen, gerade in Götz von Berlichingen einen Vertreter derselben zu erblicken. Und doch ist er ein solcher. Gerade durch seinen außerordentlichen Persönlichkeitsdrang und das hohe Bewußtsein dieser Persönlichkeit, das gleichzeitig zu einer Verantwortlichkeit für dieselbe wird. Das aber kann man ihm nicht abstreiten. Mögen uns manche seiner Fehden und Händel auch widerwärtig berühren. In der Art einmal, wie er sie freimütig bekennt und nirgendwo aufschminkt, in der Gesinnung sodann, die ihn im Grunde doch zumeist beseelt, nämlich an seinem Teil für das Recht zu wirken, so wie es ihm erscheint, liegt nicht nur ein ungeheuer starkes Lebensgefühl, sondern auch die stolze Kraft, für sich und sein Tun gegen alle Welt und gegen den Himmel einzutreten. So ist eine von Robert Kohlrausch sehr gut erneuerte Ausgabe von „Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen. Von ihm selbst geschrieben“, recht willkommen, die der Stuttgarter Verlag von Robert Lutz in seine verdienstvolle Memoirenbibliothek aufgenommen hat. (Geh. 2.50 ℳ, geb. 3.50 ℳ.)

Unter dem Titel „Vom Aufgang neuer Zeit“ sind dann in Martin Mörikes Verlag zu München in einem schmucken Bande, der gut kartonniert nur 2 ℳ kostet, gleich drei Selbstbiographien dieser Zeit erschienen, und zwar der beiden Schweizer Thomas

und Felix Platter Lebensbeschreibungen, die uns in die gute Bürgerstube des 15. und 16. Jahrhunderts wertvollste Einblicke tun lassen, und dazu die so ganz anders geartete, abenteuerreiche Lebensgeschichte von Theodor Agrippa d'Aubigné, dem berühmten französischen Hugenotten und tapferen Haudegen.

In die große Zeit der Memoirenliteratur führen uns die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, von denen der Insel-Verlag zu Leipzig eine schöne und das vielumstrittene Buch ins rechte Licht setzende Ausgabe veranstaltet hat (2 Bände geh. 10 M, geb. 14 M). Die Schwester Friedrichs des Großen, der der im Tiefsten seines Herzens einsame König den Tempel der Freundschaft im Parke von Sanssouci errichtet hat, hat diese Erinnerungen in der trübsten und verbittertsten Zeit ihres Lebens geschrieben. So sind sie ein bitteres und ungerechtes Buch. Aber der scharfe Geist und die hohe Veranlagung dieser Frau, die ihres Bruders so würdig war, daß auch dieser die Entzweiung mit ihr — sie fällt gerade in die Zeit der eben geschilderten Verbitterung, und also auch der Abfassung der Memoiren — nicht ertragen konnte, hat so scharf gesehen und das Leben ihrer Zeit und ihrer Gesellschaftskreise so bedeutsam mitempfunden, daß ihre Memoiren eine wirkliche Aufklärung für jeden bieten, der sie richtig zu lesen vermag. Das haben manche unserer großen Historiker nicht gekonnt, im Gegensatz zu Carlyle, der bei aller inneren Gegensätzlichkeit und gerade weil er sich dieser stets bewußt geblieben, den hohen Wahrheitswert des Hasses herauszufühlen wußte. Neben dieser Bedeutung für die große Historie war stets unbestritten der Wert der einzelnen Mitteilungen und Schilderungen, z. B. als besonders bekannte Episode die Schilderung der Hinrichtung von Friedrichs Freund Katte. Übrigens hat die Übersetzerin und Herausgeberin dieser Ausgabe gut daran getan, der einseitigen Beurteilung des Soldatenkönigs, wie sie die Markgräfin gibt, die von der anderen Seite gesehene aus des großen Friedrichs Geschichte des Hauses Brandenburg beizugeben, so daß es dem Leser leicht gemacht ist, die schroffen Ungerechtigkeiten der Tochter durch die gerechten Abwägungen des ja gewiß auch unter der Gegensätzlichkeit des Vaters leidenden Sohnes richtigzustellen.

Nach Frankreich hinüber führen die Memoiren der Marquise de Créquy, die in deutscher Übertragung von C. Lemke im Xenien-Verlag in Leipzig herausgekommen sind (geh. 3 M, geb. 5 M). Das sind echte französische Memoiren, von einer Frau, die eigentlich überall dabei war, jedenfalls durch ihre Verbindungen mit dem Hofe und den ersten Staatsmännern ihrer Zeit überall Mitteilungen aus erster Hand erhielt. Da sie ihr Buch nicht, wie so viele andere französische Memoirenschreiberinnen, kokett für eine breite Öffentlichkeit, sondern für einen geliebten Enkel mit der warmen Fürsorge der betreuenden Frau niederschrieb, so zeichnen sich diese Memoiren durch eine Wahrhaftigkeit und einen Mangel an médisance aus, wie nur wenige andere Werke der so überreichen französischen Erinnerungsliteratur.

Das schönste der Lebensbücher aus dieser Zeit, über das ich jetzt zu berichten habe, stammt aber von einem Bauer. „Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg" sollte zu einem richtigen Volksbuch werden. Uli Braeker (geboren 1735) war freilich etwas, was die bisher Genannten nicht waren: ein Dichter von Gottes Gnaden, trotzdem er nur wenige Verse geschrieben hat und diese von der deutschen Literaturgeschichte nicht weiter berücksichtigt zu werden brauchen. Aber er war ein Mann, des Lebens Reichtum auch dort zu sehen, wo für andere nur Alltägliches und Gleichgültiges vorhanden war. Und es war ihm die Macht der Sprache gegeben, zu sagen, was er litt und was ihn erfreute. Des ferneren besitzt er die große Anschaulichkeit der Darstellung, die ein Vorrecht der schöpferischen Natur ist, des Pojetes, des Gestalters. Das Buch liegt in einer sehr schönen neuen Ausgabe im Verlage Meyer & Jessen, Berlin, vor und kostet kartonniert 2.50 M geb. 3.50 M.

Neben dieses Buch mag man sich gleich das andere des Uli Braeker stellen: „Etwas über William Shakespeares Schauspiele Von einem armen ungelehrten

Weltbürger, der das Glück genoß, ihn zu lesen.“ (Ebenda 2.50 M, geb. 3.50 M.) Das Buch gehört auch in diese Reihe. Denn es war das bedeutsamste Ereignis in dieses einfachen Bauern Leben, der zeitlebens zu arm war, sich die geliebten Bücher kaufen zu können, als er durch die Bibliothek der Moralischen Gesellschaft zu Lichtensteig die Werke Shakespeares kennen lernte. Es haben viele gelehrtere und größere Geister über Shakespeare geschrieben, aber kein dankbarerer. Und dadurch, daß wir hier erleben, was ein einfacher Mensch vom gewaltigsten Dichter bekommen kann, wie stark ihm Kunst Erlebnis werden kann, wollen wir uns selber zum Kampfe dafür stärken lassen, den Einfachen und Bescheidenen das Beste zuzuführen, was die Kunst zu bieten hat, und sie fernzuhalten vom Schlechten. Denn wir haben hier ein Zeugnis dafür, mit welcher elementaren Stärke gerade in einfachen Gemütern Kunst zu wirken vermag.

Kam dieser Bauer trotz aller hohen geistigen Veranlagung in der Enge seines heimatlichen Gebirgstales niemals zur Möglichkeit jener freien Bewegung, die ihm nun wieder eine seiner Begabung entsprechende Einwirkung auf die Gesamtheit gewährt hätte, so sind ein halbes Jahrhundert später dank der allgemeinen Bildungsverschiebung die Verhältnisse doch so, daß ein wissenschaftlich stark befähigter Mensch trotz armseligster Lebensverhältnisse, trotz schwerster Hemmungen und geringwertiger Vorbildung sich langsam und sicher in den Besitz eines bedeutenden Fachwissens zu setzen vermag und selber zum maßgebenden Schulmann und weit über seine Zeit hinaus wirkenden Volkserzieher werden kann. Diesen schweren, aber erhebenden Entwicklungsgang leben wir mit in Karl Friedrich von Klödens Jugenderinnerungen, die Karl Kötschau jetzt in einer Ausgabe anbietet, die von den Schwerfälligkeiten und Umständlichkeiten befreit ist, unter denen die erste, von Max Jähns vor bald vierzig Jahren veranstaltete, gelitten hat. (Leipzig, Insel-Verlag, 3 M.) So ist denn Aussicht vorhanden, daß dieses Buch auch hinsichtlich seiner Verbreitung ein Seitenstück werde zu Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, von denen der Verlag Max Hesse, Leipzig, soeben eine mit vielen Bildern geschmückte und auch trefflich ausgestattete Ausgabe zum Preise von 2.50 M in den Handel bringt. Neben dieser ausgezeichneten Schilderung einer deutschen Bürgerfamilie um 1800 hätten wir dann im erstgenannten Buche die Ergänzung nach dem Bauerntum und den übrigen ländlichen Kreisen, neben dem Künstlertum das Gelehrtenwesen. Kügelgens Buch schließt mit der erschütternden Entdeckung des Leichnams seines 1820 in der Nähe von Dresden ermordeten Vaters, des vor allem als Bildnismaler unserer Klassiker bekannten Künstlers. Der Sohn schreibt noch als alter Mann erschüttert, daß er dieses furchtbare Geschehnis empfand, als ginge über ihn der Grimm des Höchsten: „Und seine Schrecken drückten uns, sie umgaben uns wie Wasser und umringten uns miteinander.“ Damit ließ er den Schleier über sein weiteres Leben fallen. Seine Mutter, die damals das Furchtbare miterleben mußte, hat diesen Schleier gelüftet. Wenn auch nicht in einer Selbstbiographie, so doch in Briefen, die sich zu einem außerordentlich farbigen Lebensbilde zusammenschließen. Auch dieses Buch hat sich bereits Bürgerrecht im deutschen Hause gewonnen. So sei denn hier nur noch einmal empfehlend darauf hingewiesen, daß das Werk „Helene Marie von Kügelgen, geb. Zöge von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen“, in fünfter Auflage, die mit 16 Bildnissen geschmückt ist, vorliegt. (Stuttgart, Belsersche Verlagsbuchhandlung, geh. 6 M, geb. 7.50 M.) Das Idealbild einer deutschen Frau ersteht auf diesen Blättern, eines edlen Mädchens, einer vortrefflichen Mutter, einer wirklich großen Erzieherin. So geht von dem Werke selber eine starke erzieherische Kraft aus, die es zumal zum Geschenk für Mädchen und Frauen geeignet macht.

Es tut gerade heute, wo sensationelle Ereignisse des Tages in der wüsten Aufbauschung, die sie durch unsere Tagespresse erfahren, in so manchem jugendlichen Sinne die scheue Ehrfurcht vor Familie und Ehe und das wahre Glücksverlangen nach einem reinen Liebesbunde ertöten, doppelt not, daß wir uns an hehren Beispielen kräftigen. Diese reine Schönheit eines edlen Familienlebens, die Größe, die darin liegt, wenn zwei Menschen einander in der vollen



Bedeutung des Wortes für Leben und Tod angehören, muß von jedem wirklichen Erzieher der Jugend in vollem Glanze gezeigt werden, auf daß sie nicht von den glänzenden Irrlichtern freigeistiger Leidenschaft und frivolen Lebensgenusses betört werde.

Da habe ich hier einen stattlichen Band von einigen hundert Seiten. Der enthält nichts als Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und 1800. Beide sind einer breiteren Öffentlichkeit unbekannte Menschen, und es ist eigentlich ganz gleichgültig, daß wir auch ihre Namen erfahren. Denn es kommt gar nicht darauf an, was diese Personen in der Gesellschaft gewesen sind, da sie so volle, echte Menschen waren. Otto von Wedell und Clementine von der Goltz, so heißt das von Arthur Köhler herausgegebene Buch (Leipzig, Röder & Schunke). Die Briefe stammen aus einer denkbar kleinen Garnison an der damaligen polnischen Grenze. Oletzko heißt das Nest, in dem ein ganzes Grenadierbataillon seine Zeit vertrauerte. Eine Fülle kleiner kulturgeschichtlicher Züge sammelt sich der aufmerksame Leser aus allen diesen Briefen zusammen. Aber das Wichtige und Bleibende ist das Miterleben der Liebe, der Arbeit, des Strebens dieses wackeren Mannes. Ein tüchtiger Offizier, war er doch glücklich, als er einige Jahre später den Dienst verlassen konnte. Als aber 1813 die Not rief, da riß auch dieser Mann sich von Frau und Kindern los und hat auf dem Schlachtfelde sein Blut fürs Vaterland vergossen. Man nimmt diese Mitteilung, die der Herausgeber beigebracht hat, ohne Überraschung entgegen. Solche Männer und solche Frauen konnten nicht anders handeln. Es war ein starkes Geschlecht. Ob die Enkel von heute sich einer gleichen Gesinnung rühmen können?

In dieselbe Zeit führen die Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin, die unter dem Titel „Vor hundert Jahren“ erschienen sind. (Berlin, J. A. Stargardt.) Das ist eines der lebendigsten Bilder aus der Zeit der preußischen Schmach unter Napoleons Faust und der gewaltigen Freiheitskämpfe, eines der packendsten Bücher unserer Literatur überhaupt. Eine glänzende Soldatengestalt, die als ein Urbild des Helden vor uns steht, ein edler Mann, der das Herz eines prächtigen Weibes so voll ausfüllt, daß dieses nach seinem Tode auf dem Schlachtfelde nur noch in der Erinnerung an ihn zu leben vermag, und drum herum scharf gesehen die mannigfachen Verhältnisse und Geschehnisse einer für uns alle entscheidenden Zeit.

Durch die letztgenannten Bücher schreitet der Schatten Napoleons. Der große Korse, der die ganze Welt aufgewühlt und umgestaltet hat, ist auch das Schicksal ungezählter Einzelner geworden. So wuchs sich seine Persönlichkeit ins Unpersönliche, weil Übermenschliche, hinauf, und lange Zeit hat man hinter dem Werkzeug der Vorsehung oder des Schicksals, das man je nach dem Standpunkte als Gottesgeißel verdammte oder als Beglücker pries, den Menschen Napoleon vernachlässigt. Und doch kann es kaum eine fesselndere Erscheinung geben als diesen Mann, in dem neben höchster Größe Kleinlichkeit, neben berückenden Eigenschaften abstoßende Züge in seltsamster Weise vermengt sind, der immer wieder überrascht, tausend Spiegelungen zeigt, je nachdem das Licht von außen auf sein scharfgeschliffenes Demantherz fällt. Er ist ein Bild seiner Zeit, die gewiß chaotisch ist, aber in diesem Chaos auch wie keine andere alle fruchtbaren Kräfte neuer Schöpfung birgt. Diesen Menschen Napoleon lernen wir am besten kennen aus seinen Briefen. Aus der ungeheuerlichen Zahl derselben hat F. M. Kircheisen im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart eine dreibändige Auswahl veranstaltet (geh. je 5.50 ℳ, geb. 7 ℳ). Die beiden ersten Bände sind hier schon angezeigt worden. Der dritte, neuerschienene, setzt mit dem Jahre 1809 ein. Trotz der ungeheuren Erfolge, die das Jahr bringt, beginnt doch jetzt der Abstieg des Gestirns. Das Glück ist nicht mehr so unwandelbar treu. Als sein General Lannes von der feindlichen Granate zerschmettert wird, schreibt der siegreiche Feldherr an die Gemahlin: „So nimmt alles ein Ende.“ Es ist wie eine Ahnung des eigenen Geschickes. Wir erleben Rußland mit, 1813, 1815. Es ist ein Ungeheures, was sich in der Art der Verteidigung Napoleons gegen seine Feinde offenbart. Etwas Elementares wie eine Naturkraft.

Das wirkliche Gottesgnadentum liegt doch im Genie. So Urtypus des Herrschers ist keines der gekrönten Häupter der damaligen Welt, wie dieser aus den elendesten Verhältnissen heraufgekommene Korse, der als einsamer Verbannter auf St. Helena noch immer ein Kaiser ist.

Im Willen zur Macht dem Korsen verwandt und auch selber nach Bismarcks Zeugnis „eine historische Persönlichkeit großen Stils" war Ferdinand Lassalle zwar nicht der Begründer der deutschen Sozialdemokratie, wohl aber der entscheidende Former ihrer Lehren für breite Massenwirkung. Jedenfalls verdient diese glänzende und merkwürdige Persönlichkeit nicht nur immer genannt, sondern auch gekannt zu sein. Dazu ist das Mittel geboten in einem kräftigen Bande „Friedrich Lassalle. Reden und Schriften, Tagebuch und Seelenbeichte". In Auswahl herausgegeben von Hans Feigl (Wien, Karl Konegen 2.50 ℳ, geb. 3 ℳ). Um der autobiographischen Werke willen soll das Buch in diesem Zusammenhange genannt sein. Die Auswahl ist übrigens vielseitiger, als manche viel größere Ausgabe der Schriften, die zumeist vom Parteistandpunkte aus veranstaltet sind. Der Herausgeber steuert eine gute Biographie bei, die im Verein mit den Schriften Bismarcks Wort bestätigt, daß Lassalle im Grunde von gut nationalem Geiste beseelt war. Vielleicht, daß er auch nach dieser Richtung hin noch einmal auf die deutsche Sozialdemokratie einwirkt.

Im Gegensatz zu diesem meteorgleichen Lebenslauf steht der des früheren Professors an der Berliner Universität und Direktors der Sternwarte, Professor Wilhelm Förster, der in einem Bande „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen" (Berlin, Georg Reimer, 6 ℳ, geb. 7 ℳ) ein Bild seines reichen Schaffens entrollt. Auch dieses Leben hat Bedeutung für die Allgemeinentwicklung gewonnen durch Försters bedeutsames Eingreifen in die ethische Bewegung. Man kann die hierher gehörenden Kapitel des Buches als eine ungemein lebendige, weil vom Darsteller selbst erlebte Geschichte der ethischen Bewegung bezeichnen, die gleichzeitig reiche Ausblicke gibt auf verwandte Bestrebungen, z. B. die Friedensbewegung. Die einfache Darstellung ist doch von einer wohltuenden inneren Wärme durchflutet.

Warm empfehle ich die im Insel-Verlag erschienenen „Briefe Kaiser Wilhelms I. nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen". In Auswahl herausgegeben von Erich Blankenburg (geb. 3 ℳ). Die stille, vornehme, in sich gefestigte, in ihrer ehrlichen Männlichkeit bedeutende Persönlichkeit des alten Kaisers tritt aus diesen Schriftstücken deutlich hervor. Es dürfte wenige Fürsten geben, die so ganz Diener des Staates, so ganz hingegeben an die ihnen gestellte Aufgabe waren Selbst die persönlichsten Ereignisse werden nicht mehr rein persönlich genommen. Geradezu wohltuend ist es, diesen Monarchen, der so bescheiden nach außen ist, als weit bedeutenderen Geist zu finden, als man es vielfach zu glauben gewohnt ist. Und dann ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, geradezu bestrickend in der Art seiner Rücksichtnahme auf die Gesundheit und die Empfindlichkeiten Bismarcks und der feinen Weise, ihm Aufmerksamkeiten zu bezeigen. Da begreift man, daß Bismarck sich gern als „Diener seines Herrn" bezeichnete, und das Wort „Handlanger" hätte in diesem Munde nichts Verletzendes gehabt.

Im gleichen Kreise bewegen wir uns mit „Moltkes Briefen an seine Braut und Frau" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 5 ℳ). Man sollte sich diesen Band neben den zuvor erwähnten stellen und dazu einige Briefbände Bismarcks. Dann bekäme man eine schöne Vorstellung, wie die beiden Gegensätze Bismarck und Moltke zum Segen des Vaterlandes ausgeglichen wurden dadurch, daß beide den alten Kaiser als geliebten Herrn und entscheidende Macht über sich hatten. Moltke ist eine Bismarck ganz entgegengesetzte Persönlichkeit. In diesen Briefen leidenschaftslos, voll peinlicher Sorgfalt auch für das Kleinste, voller Liebe fürs Nebensächliche, aber dabei doch auch immer sicher im Erfassen des Ganzen und von untrügbarer Klarheit. Auffallend ist das innige — man darf es ruhig sagen — sinnige Verhältnis zur Natur.

Nach den Männern der Tat ein Ästhet des Lebens. Alexander de Villers (1812—1880) zeigt nach einem bewegten, launischen und vielfach recht tollen Leben im Alter jene Ruhe und abgeklärte Weltweisheit, die wir auch an so manchem Abenteurer vom Schlage der Casanova bewundern. Was sie gelebt, gestrebt, geirrt und gesündigt haben, trägt bei diesen eigentümlichen Menschen im späten Alter wertvolle Früchte. Es ist eben die Klugheit und Weisheit, die nur durch das Leben gewonnen wird, natürlich nur von Menschen, deren Kern auch dann gesund blieb, wenn die Schale von Würmern angefressen erschien. Genau im Gegenteil zu jenen vielen Menschen, die äußerlich tadellos erscheinen, aber wurmstichig sind. Die Briefe, die dieser Mann, der in sich persönlich den Ausgleich der deutschen und französischen Kultur vollbracht hatte, an seine Freunde geschrieben hat, sind vor dreißig Jahren zum erstenmal als „Briefe eines Unbekannten“ erschienen Sie haben damals großen Erfolg gehabt. Jetzt liegen sie in einer Neuausgabe des Insel-Verlages zu Leipzig vor (2 Bände geh. 12 M, geb. 15 M), der Wilhelm Weigand einen seiner schier allzu geistreichen Essays vorangestellt hat. Die Briefe bieten den Genuß der Unterhaltung mit einem welterfahrenen, vornehmen Mann, bei dem durch alle Launen und Schrullen und alle Eigenmächtigkeiten immer eine bedeutende, oft möchte man sagen geniale Persönlichkeit durchschimmert. Sie stehen in ihrer Art ziemlich vereinzelt in unserer Literatur und sind auch in sprachlicher Hinsicht Kunstwerke des Briefstils, denen wir nicht viele an die Seite zu stellen haben.

Der Schöngeist mag uns zu den Künstlern führen. An Dichterbriefen liegt eine ganze Reihe neuer Sammlungen vor. Zunächst sei die Aufmerksamkeit hingelenkt auf eine neue, durch Weglassung des Unwesentlichen in ihrer Lesbarkeit erhöhte „Sammlung der Briefe Heinrich von Kleists“. Eine Charakteristik seines Lebens und Schaffens heißt der Untertitel des von Ernst Schur herausgegebenen Bandes (Charlottenburg, Schiller-Buchhandlung, geh. 2 M, geb. 3 M). Der Titel besteht zu recht. Man lernt Kleist als Menschen — und bei keinem andern ist die Kenntnis des Menschen für die des Dichters so wichtig wie bei ihm — nur aus seinen Briefen kennen, die gewissermaßen ein fortdauernder Monolog dieses einzigartigen Künstlers sind. Gefühl war für ihn alles, und in seinen Briefen strömt er dieses Gefühl ungehemmt und ohne jede Rücksicht auf irgendwelche künstlerische Gestaltung aus.

Erfährt hier ein Menschenleben, das als Ganzes rätselvoll bleibt wie nur wenige, durch Briefe seine Deutung, so hat der nordische Dichter Hans Christian Andersen erkannt, daß auch der scheinbar klarste Lebenslauf voll des Wunderbaren ist, und hat darum seine Lebensgeschichte als „Märchen meines Lebens“ erzählt. Eine schöne Neuausgabe des auch durch seinen erzieherischen Gehalt wertvollen Werkes ist im Holbein-Verlag zu Stuttgart erschienen (geb. 3 M).

Gewiß gestaltet das Leben noch immer die kühnsten Romane. Selbst Honoré Balzac, der in der „Menschlichen Komödie“ eine Erfindungskraft von schier unvergleichlicher Mannigfaltigkeit bewiesen hat, hat den merkwürdigsten Band zur Lebenskomödie nicht gedichtet, sondern selbst erlebt, und zwar in seinen „Briefen an die Fremde“, von denen der Insel-Verlag im Anschluß an die sechzehnbändige Ausgabe der Komödie nun eine zweibändige Übersetzung herausgebracht hat. Wilhelm Weigand führt mit einem ausgezeichneten Essay in die Briefe ein und weckt durch eine Analyse des im Verhältnis zur Frau so eigentümlichen Dichters das Verständnis für diese merkwürdige Leidenschaft, in der sich die Romantik der Lebensauffassung dieses Realisten überzeugend spiegelt. Vielleicht wäre eine Auswahl der Briefe eher am Platze gewesen. Es ist nicht eben leicht, sich durch die umfangreichen Bände durchzulesen, zumal auch in diesen Briefen Balzac, wie in seinen Romanen, sehr ungleich ist, und neben glänzenden Seiten langweilige Abschnitte stehen.

Wie ganz anders lesen sich da die Zeugnisse des Liebeslebens eines deutschen Dichters — nordische Idylle im Vergleich zum leidenschaftlichen Roman — in den „Briefen Claus

Groths an seine Braut" (Braunschweig, George Westermann, geh. 4 M, geb. 5 M). Aber obwohl hier ein ungetrübtes Glück der Liebe waltet, ist die menschliche und vor allem die künstlerische Tragik, die aus des Dichters Briefen spricht, ergreifender und reicher, als die pathetische Leidenschaftswelt des Franzosen. Die Tragik des Dichters Groth, der früh mit einem Werk berühmt geworden, nun umsonst versucht, mit anders gearteten Schöpfungen sich die gleiche Aufmerksamkeit und Liebe seiner Landsleute wiederzugewinnen, dem so die schönsten künstlerischen Pläne, ja sogar der durch die Liebe geweckte neue Liederfrühling fast ungenutzt zerrinnt, findet in diesen übrigens auch sprachlich wunderschönen Briefen einen ergreifenden Ausdruck.

Ein menschlich ergreifendes Schicksal enthüllt sich uns auch in den „Ausgewählten Briefen von Hieronymus Lorm" (Berlin, Karl Sigismund, geh. 4 M, geb. 5 M), der freilich doch der Pessimist nicht gewesen ist, als der er gewöhnlich von der Literaturgeschichte charakterisiert wird. In der Tat, ohne einen starken Optimismus — „einen grundlosen Optimismus", wie er zu sagen pflegte — hätte er die schweren Schicksale seines Lebens nicht ertragen können. Taub, blind, bleibt er ein Priester der Schönheit und edlen Menschlichkeit. In diesen Briefen, deren wichtigste Adressaten Berthold Auerbach, Emil Kuh, der Hebbelbiograph, Moritz Hartmann, der Philosoph, und Frau von Ebner-Eschenbach sind, hat er kleine Kunstwerke geschaffen. Sie sind im Grunde lyrische Ergüsse des von der Welt gewaltsam Getrennten, und jedenfalls als Ganzes ein beredtes Zeugnis für die Sieghaftigkeit des Geistes über alles körperliche Ungemach.

Freilich soll nicht geleugnet sein, daß der geistige Austausch zweier Urgesunder nach diesem Briefwechsel wie ein erfrischendes Sturzbad wirkt, zweier so Gesunder, wie es die Schweizer Jeremias Gotthelf, der große Erzähler, und Karl Rudolph Hagenbach, der große Theologe, waren, deren Briefwechsel aus den Jahren 1841 bis 1853 Ferdinand Vetter herausgegeben hat (Basel, C. F. Lendorff, 3 M). Das wettert von Kraft, Geradheit und Biederkeit, wenn diese beiden gegen die ihnen schädlich dünkenden Strömungen der neuen Zeit losziehen. Aber auch ein reiches Empfinden und ein gutes Herz leuchtet überall hervor. Die Briefe fallen in die bedeutsamste Entwicklungszeit der modernen Schweiz, in der sich diese aus einem losen Kantonsbündel zum modernen Staat umgewandelt hat, und bilden auch nach dieser Richtung hin eine bedeutsame Widerspiegelung dieser großen Ereignisse, die weit über die Grenzen des engen Vaterlandes der Briefschreiber hinaus Teilnahme finden wird.

Für uns Deutsche eine derartige Widerspiegelung staatlichen Werdens im dichterischen Schaffen ist das Gesamtwerk Friedrich Spielhagens, und da er in seinem bedeutenden selbstbiographischen Werke schon durch den Titel „Finder und Erfinder" angedeutet hat, daß der epische Dichter nach sorgfältig studierten Modellen zu schaffen und die Ergebnisse seiner beobachtenden Erfahrungen durch die Phantasie zu läutern habe, muß es von besonderem Werte sein, von ihm selber in der Darstellung seines Erlebens zu hören, was er in diesem Leben gefunden hat, um auf Grund dessen seine Dichtungen erfinden zu können. Da diese Selbstbiographie Spielhagens vielleicht infolge der häufigen kritischen, ästhetischen und philosophischen Unterbrechungen den breiten Leserkreis, den sie verdient, nicht gefunden hat, ist es sehr erfreulich, daß jetzt eine mehr auf das Biographische beschränkte Auswahl erschienen ist. Sie ist von Dr. Hans Henning besorgt, und unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" im Verlag von L. Staackmann in Leipzig erschienen. Eine dankenswerte Beigabe sind außer etlichen Bildnissen die beiden Gedächtnisreden von Walter Nithack-Stahn und Hermann Sudermann.

Von zwei anderen bedeutenden Romanschriftstellern unserer neueren Litteratur erhalten wir charakteristische Beiträge für einen bedeutsamen Lebensausschnitt. So für den Meister- und Musterbriefschreiber Theodor Fontane den Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde



Wilhelm Wolfsohn, herausgegeben von Wilhelm Wolters (Berlin, Georg Bondi, geh. 3 M, geb. 4 M). Die Briefe sind eine außerordentlich lebendige Ergänzung zu jenem Teil der Fontaneschen Selbstbiographie, die unter dem Titel „Von zwanzig bis dreißig“ erschienen ist, um so bedeutsamer, als jenes biographische Werk rückschauend von der Höhe des Alters geschrieben ist, während die Briefe der unmittelbare Ausdruck der Zeit sind. Das Buch enthält neun Bildnisse, die wenigstens mir zum Teil bislang unbekannt waren. Besonders fesselnd ist die farbige Wiedergabe eines Aquarells von D. Ottensooser

Mehr künstlerische Gestaltung ist Richard Voß' Buch „Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben.“ (Stuttgart, J. G. Cotta, 4 M.) Der erste Teil allerdings ist durchaus Landschafts- und Volksschilderung und Selbstbiographie. Im zweiten Teil dagegen erhalten wir künstlerische Verdichtungen einzelner Erlebnisse. Für die Erkenntnis des Dichters Richard Voß ist dieses Neben- und Ineinander von Erlebnis und künstlerischer Gestaltung außerordentlich bezeichnend.

Bei den folgenden Bänden, die in die unmittelbare Gegenwart hineinführen, mag man schwanken, ob ihr Wert als persönliches Bekenntnis oder als zeitgeschichtliches Literaturdokument größer ist. Ludwig Ganghofer, der mit reichlichem Behagen seinen „Lebenslauf eines Optimisten“ schildert, gibt in dem ersten vorliegenden Bande „Buch der Jugend“ (Stuttgart, Adolf Bonz, 5 M) bei aller Freude am Anekdotischen doch auch ein lebendiges Bild der literarischen und künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit.

Detlev von Liliencrons Briefe an Hermann Friedrichs aus den Jahren 1885—1889 (Berlin, Concordia, 4 M, geb. 5 M) sind für mich der bis jetzt wertvollste Beitrag zur Geschichte der sogenannten deutschen Literaturrevolution. Liliencron muß ein leidenschaftlicher Briefschreiber gewesen sein, dem die sprudelnde Mitteilung aller Empfindungen und Gefühle Lebensbedürfnis war. Das Bild des Menschen Liliencron, der durchaus nicht so einfach war, wie man gewöhnlich annimmt, aus den Briefen zu gestalten, versucht Richard Dehmel in der von ihm besorgten Auswahl aus dem gesamten Briefwechsel, die unter dem Titel „Ausgewählte Briefe“ in zwei Bänden vorliegen (Berlin, Schuster & Löffler, 10 M). Es wird sich wohl einmal Gelegenheit bieten, auf diese Briefe noch näher einzugehen.

Von den Herausgebern Marie Luise Becker und Karl von Levetzow schon zum Zeitdokument gestaltet sind „Briefwechsel und Essays aus dem Nachlaß Wolfgang Kirchbachs“ (München, Georg D. W. Callwey, 5 M, geb. 6 M). Die Selbstbiographie und die verschiedenen Briefwechsel sind so aneinandergereiht, daß sich mit Zuhilfenahme der Zwischenbemerkungen der Herausgeberin das ganze Leben Kirchbachs vor uns aufrollt. Einige weitere Abschnitte zeigen dann durch geschickt zusammengefaßte Essays Kirchbachs vielseitiges geistiges Leben, das der Musik, der modernen Literatur, dem Theater, der Bildenden Kunst, Volkserziehung und Weltanschauung eine stets lebendige Teilnahme schenkte und auf allen diesen Gebieten auch wertvolle Früchte erntete. Die Herausgebertätigkeit an diesem Bande verdient volles Lob, während bei den Briefbänden Liliencrons mit einer großen Sorglosigkeit vorgegangen wurde, die die Benutzung der Briefe sehr erschwert.

Der uns literarisch vertraute Name Grimm führt uns zu den bildenden Künstlern. Zu Jakob und Wilhelm, die einem jeden Deutschen bekannt sind, wird sich in Zukunft für viele auch der dritte, jüngere Bruder Ludwig Emil gesellen. Nicht daß ich hoffte, daß seine künstlerischen Leistungen, seine feinen Radierungen zumal, eine verspätete Volkstümlichkeit erlangen sollten, trotzdem sie sicher nicht die Gleichgültigkeit verdienen, die ihnen zumeist zuteil wird. Aber es werden jetzt aus dem Nachlaß des Künstlers zum erstenmal veröffentlicht „Erinnerungen aus meinem Leben“. Adolf Stoll hat den Band im Verlage von Hesse & Becker zu Leipzig herausgegeben, der ihm eine ungemein reiche Ausstattung hat



zuteil werden lassen, und dabei den erstaunlich billigen Preis von 3 M für das gebundene Buch angesetzt hat. Aus diesen Aufzeichnungen lernen wir Ludwig Emil Grimm als würdigen Bruder der beiden berühmten Namensträger kennen, ihnen verwandt in seiner reinen, kerndeutschen Männlichkeit, seinem edlen Menschentum, seiner Fähigkeit zur liebevollen Beobachtung und anschaulichen Schilderung. Das Leben hat ihn, obwohl er es zumeist im engen Kreise der hessischen Heimat verbrachte, mit einer großen Reihe hervorragender Persönlichkeiten zusammengeführt, die er treffend zu charakterisieren versteht. Außerdem hat er die große Zeit der Freiheitskriege als Jüngling erlebt und gibt eine lebendige Schilderung des damaligen Treibens, das ja gerade in Cassel den Übermut der Fremden besonders lebhaft zeigte. Der Herausgeber hat wertvolle Ergänzungen beigesteuert, und in Anmerkungen, Anhängen und einem Verzeichnis von Ludwig Grimms Gesamtwerk schöne Beiträge zur Lebensgeschichte des Künstlers und zur Kunstgeschichte überhaupt beigebracht. Ein sorgfältiges Register erleichtert die Benutzung des Buches, das mit etwa vierzig Bildnissen geschmückt ist.

In der gleichen schönen Ausstattung und zum gleichen billigen Preise bietet derselbe Verlag die Neuausgabe der „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“, die bereits zum Volksbuch gewordene Selbstbiographie unseres herrlichen Ludwig Richter. Möge diese schöne Ausgabe dazu beitragen, daß dieses edle Buch in immer weiteren Kreisen verbreitet werde.

Wo man Richter liebt, liebt man auch Schwind. Man wird ihn noch mehr lieben, wenn man ihn nicht nur als Maler, sondern auch als Menschen kennen lernt. Dazu bieten die beste Gelegenheit seine Briefe, von denen jetzt eine reichliche, nach allen Seiten hin sich erstreckende Auswahl vorliegt, die Walter Eggert Windegg unter dem Titel „Künstlers Erdewallen“ im C. H. Beckschen Verlage zu München herausgegeben hat (geb. 3.50 M). Schwind war als einer der witzigsten und schlagfertigsten Männer seiner Zeit geschätzt, dabei bis ins höchste Alter ein von leidenschaftlichem Leben sprudelndes Temperament. In den Briefen gab er sich aus, sie sind nicht nur für Kunst und Kultur wichtige Zeugnisse, sondern in ihrer Art selber wieder Kunstwerke von zwingender Lebendigkeit.

Da wir von deutschen Künstlern reden, darf die Tragödie nicht fehlen. Der Verlag Meyer & Jessen zu Berlin hat von Otto Brahms Karl Stauffer-Bern-Buch eine neue, wohlfeile Ausgabe veranstaltet (3 M). In diesem Buch hat Brahm seinerzeit zusammengetragen, was er von Stauffers Leben wußte, dazu die Briefe und die Gedichte des unglücklichen Künstlers. Was damals eine Verteidigung des Andenkens des auf nicht eben würdige Weise aus dem Leben Geschiedenen sein sollte, ist heute, wo die Erinnerung an die Sensation verblaßt ist, viel mehr geworden. Wir lesen jetzt aus diesen Blättern nur noch die Tragödie eines großen Künstlergeistes, der zum Höchsten strebte und durch ein übles Verhängnis seiner menschlichen Leidenschaft erlag.

Ein Buch von hoher Schönheit sind Giovanni Segantinis Schriften und Briefe, die die Tochter des großen Künstlers herausgegeben hat (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 5 M, geb. 6 50 M). Des großen Einsamen aus der gewaltigen Alpenwelt Selbstbiographie, Schriften und Gedanken über Kunst, Selbstbekenntnisse und Briefe, sind hier zusammengeschlossen zu einem Denkmal reinsten Künstlergeistes und edler, starker Männlichkeit. Der Künstler Segantini ist in seinem Besten zu verstehen, wenn man auf diese Weise dem prächtigen Menschen nahegekommen ist.

Auf musikalischem Gebiete liegt neben einer Neuausgabe der schönen, feurigen Jugendbriefe von Robert Schumann (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 6 M, geb. 7 M) die Selbstbiographie von Bernhard Scholz unter dem Titel „Verklungene Weisen“ vor. (Mainz, Jos. Scholz, 2.50 M, geb. 3.50 M). Scholz, als Komponist dem Kreise um Brahms angehörig, hat ein sehr reiches Leben hinter sich. Er hat an den verschiedensten Orten Deutschlands als Dirigent und Lehrer gewirkt, ist mit fast allen bedeutenden

Musikern von Mendelssohn bis zu Liszt und Richard Wagner in persönliche Berührung gekommen, hat sich aber überdies stets einen offenen Blick und warme Teilnahme für die anderen Kunstgebiete und auch für das öffentliche Leben bewahrt. So gibt er sehr lebendige Schilderungen vom Revolutionsjahr, vom Hofe des blinden Königs von Hannover, vom Jahre 1870, dann auch aus Paris, Florenz und Rom. Man braucht mit den künstlerischen Anschauungen des Verfassers durchaus nicht überall mitzugehen, um sich doch recht herzlich über das Buch als Ganzes zu freuen und seinen Verfasser als einen aufrechten Mann zu schätzen.

Ich schließe diese lange Reihe von Lebensbekenntnissen mit einem Hinweis auf das Buch, das trotz seines knappen Umfanges bis auf den heutigen Tag vielleicht die erschütterndste und gewaltigste aller Selbstbiographien geblieben ist, auf die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, die in einer außerordentlich sinngetreuen Übertragung des Freiherrn von Hertling in neuer Auflage vorliegen (Freiburg, Herdersche Buchhandlung, geh. 2.30 M, geb. 3 M). Keiner hat offener bekannt, als dieser Mann, keiner tiefer in sich nach den Ursachen seines Handelns geforscht, keiner hat es aus edleren und für die Menschheit dauernd wirkungsvolleren Gründen getan. Es ist das Buch eines Gottsuchers, und — darin liegt das Beglückende — eines Gottfinders. **Karl Storck**

II. Erwanderte Bücher

Die rechte Zeit, Reiseschriften zu lesen, ist der Winter, wenn man durch Witterung und Berufsarbeit an die Stube gebunden ist. Da erwacht die Wandersehnsucht und das Reiseverlangen, und man kann beide doch durch die Tat nur in so geringem Maße befriedigen. Da zähle ich die Stunden, in denen ich mich in Reisebücher vertiefen kann, zu den schönsten. Der Geist folgt willig in fernste Länder und auf mühsamste Pfade, die Phantasie schaut mit brennendem Verlangen die bunten Bilder. Wie man selber am liebsten an Winterabenden von seinen Reisen und Wanderungen erzählt, so erhält man am meisten in solchen Stunden von den Erlebnissen anderer.

Südwärts geht dann zumeist die Sehnsucht. Wir sind ja im Grunde alle Sonnenkinder, und die Sehnsucht nach ihr ist körperlich so natürlich, wie das „aus und durch Nacht zum Licht“ für den Geist der natürlichste und schönste Weg ist. Kein Volk scheint diese Sehnsucht stärker zu fühlen, als das deutsche. Von den ersten Tagen unserer Geschichte sehen wir das Ringen der deutschen Stämme um südliches Land. Die Realpolitiker mögen lächeln über die Traumpolitik der Hohenstaufen. Aber das Zusammenzwingenwollen von Italien und Deutschland war kein politisches, sondern ein urmenschliches Verlangen, das sich ja auch nicht auf die Staufen beschränkte; das tausend Jahre zuvor Germanenhorden hinuntergeführt; das eine deutsche Kultur auf den Trümmern des weströmischen Reiches — wenn auch nur für kurze Zeit — erstehen ließ; das einen Karl den Großen als höchstes Ideal erfüllte; das, wenn auch mehr als Kraft des Gegensatzes, die Tragik unseres religiösen Lebens und der Glaubensspaltung der deutschen Völker mitverursachte und die Wunde dauernd offen hält; das nachher Kunst und Literatur tausendfältig beeinflußte und schließlich im Herzen eines jeden Deutschen lebt. Man mag noch so viel spötteln über die Masse der deutschen Reisenden in Italien, es liegt doch ein Großes und jedenfalls ein Rührendes darin, wie hier Tausende und aber Tausende einmal versuchen, wenigstens für kurze Zeit ihr Leben vom Geiste der Schönheit bestimmen zu lassen.

Wer sich so recht dieses deutsche Ringen um den Süden zum Bewußtsein bringen will, greife nach dem schönen Buche von Robert Kohlrausch: „Deutsche Denkstätten in Italien“. Mit Bildern von Alfred H. Pellegrini (Stuttgart, Robert Lutz, geh. 6 M, geb. 7 M). Durch die Wanderungen vom Norden bis zum Süden, die Kreuz und Quer, weckt der Verfasser an den verschiedenen Orten, zumeist aus den Kunst- und Baudenk-



mälern heraus, die Erinnerung an deutsche Vergangenheit, an deutsche Kämpfe und Siege und an deutsches Sterben.

Die Kreuz und Quer führen auch die „Pilgerfahrten in Italien“ von Olga von Gerstfeldt und Ernst Steinmann (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, geh. 6 M, geb. 7.50 M). Der bekannte Kunstgelehrte, dem wir das große Werk über die Sixtinische Kapelle verdanken, hatte in der genannten Frau die gleichgestimmte Lebensgefährtin gefunden. Beide ließen sich führen von der großen Sehnsucht nach reiner Kunst. Nun ein früher Tod sie dahingerafft, hat der überlebende Gatte die aus den gemeinsamen Wanderungen hervorgegangenen Aufsätze vereinigt. Es ist dabei ein grundgelehrtes Buch entstanden, das vom Kunstwerke aus den Weg in die verschiedensten Abteilungen der Kulturgeschichte und der Profangeschichte findet, und auch viele Fragen unseres heutigen Lebens, soweit es mit der Kunst im Zusammenhang steht, berührt. Das gediegen ausgestattete Buch ist durch eine Reihe guter Kunstbeilagen geschmückt.

Aus lebhaftestem Erfassen der Natur und der überkommenen Kunstwerke, im tiefsten Eindringen in historische Tatsachen und Überlieferungen hat Henry Thode es vermocht, eines Traumes Deutung zu geben. Sein Buch „Somnii Explanatio“ entrollt Traumbilder vom Gardasee, die sich zu außerordentlich lebendigen und sicher auch wahrhaftigen Lebensbildern der Renaissance verdichten. Und im ewig gleichen, alles überdauernden Rahmen einer mit der Seele empfundenen und mit lebhaften Sinnen erfaßten Natur wandeln die Gestalten großer Menschen der Vergangenheit und Bilder eines mannigfaltigen, die Schönheit suchenden Lebens (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung).

Von Süden nach Norden führen zwei andere Bücher. Im Titel ist das bereits angedeutet in des Dänen Johannes Jörgensen Reiseschilderungen vom Vesuv nach Skagen (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, 3 M). Jörgensen hat die folgenschweren Ausbrüche des Vesuv im Jahre 1906 an Ort und Stelle miterlebt. Seine Schilderungen sind von großer Anschaulichkeit. Der Schwerpunkt des Buches aber liegt in dem bedeutsamen Innenleben, das auch den fesselt und ergreift, der die Entwicklung des Verfassers, deren Niederschlag in allen diesen Aufsätzen zu finden ist, nicht gutheißt. Der Däne ist zum Teil wohl unter dem Einfluß seines Erlebens in Italien zum Katholizismus übergetreten.

Auch Hector G. Preconi wandert von Süd nach Nord. Das aber kommt daher, daß er in Italien der Sonne nachgeht und darum im Frühjahr drunten in Sizilien anfängt und mit der heißen Jahreszeit nach Norden zieht. „Italienischer Sommer“ (Zürich, Rascher & Cie., 5 M) heißt sein Buch, und ein Werbelied für das Bereisen Italiens im Sommer ist es. Ich glaube, viele Künstler und Kunstfreunde werden dem Verfasser wenig Dank wissen für dieses Werben zur sommerlichen Reise nach Italien. Denn die es wissen oder erfahren haben, gehen schon längst nur im Sommer hin. In der vollen Sonnenpracht ist Italien am schönsten. Im Sommer auch läßt sich am besten die überreiche Fülle italienischer Kunstschätze genießen. Hauptsächlich weil dann so wenig Fremde da sind. Und wohl aus dem gleichen Grunde zeigt sich dann auch das italienische Volk dem Reisenden gegenüber von seiner liebenswürdigen Seite. Also: im stillen von Freund zu Freund wollen wir die Losung schon weitergeben: Geht im Sommer nach Italien. Laßt euch nicht durch die Mär von der furchtbaren Hitze abschrecken. Die Mode wird hoffentlich daneben weiterbestehen, daß die Modeleute im Winter und Vorfrühling hinreisen. — Auch das Preconi-Buch ist mit vielen wertvollen Bildern geschmückt.

Voll Sonnensehnsucht und voll des Verlangens nach dem blauen, blauen Meere ist auch Hermann Bahrs „Dalmatinische Reise“ (Berlin, S. Fischer, geh. 3 M, geb. 3.75 M). Das sehr frisch und mit hoher stilistischer Kunst geschriebene Buch gibt eine überzeugende Schilderung von Land und Leuten, von Leben und Geschichte dieses Halborients. Darüber hinaus hält des Verfassers Art. die Fragen der Zeit überall einzubeziehen und auch

die ganzen politischen Probleme dieses Wetterwinkels aufzurollen, den Leser dauernd in Spannung.

Eine ganz andere Natur ist Pierre Loti mit seinem Haß gegen alles Moderne, seiner überschwenglichen Liebe für alles Orientalische. Aber allerdings haben ihm Haß und Liebe die Augen geschärft, jener zur spöttischen Satire gegen das modische Treiben und den doch sehr oft recht geistlos von engen Gesichtspunkten aus gegen die Vergangenheit drauflos wütenden modernen Geist; die Liebe aber machte ihn hellsehend und wunderbar beredt für die überlieferten Schönheiten der Vergangenheit und die immer gleiche Schönheit der Natur. So behauptet sein Buch „Ägypten“ (Berlin, Schuster & Löffler, geh. 3.50 M, geb. 4.50 M), das Oppeln-Bronikowski sehr gut verdeutscht hat, innerhalb der überreichen Reiseliteratur über das Pharaonenland einen selbständigen und wertvollen Platz.

In glücklicher Weise vereint Liebe und Freude am Alten mit Verständnis für alles Neue E. von Hoffmeister in seinem Buche „Durch Armenien. Eine Wanderung und der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere, eine militärgeographische Studie“ (Leipzig, B. G. Teubner, geb. 8 M). Wir haben schon des Verfassers frühere Reisewerke an dieser Stelle warm empfohlen. Seine Vorzüge einer von innerer Freude und Kraft beseelten Darstellung, die Anschaulichkeit alles Erlebens, der offene Blick für Natur und Menschen, und nicht zuletzt die gefestigte Weltanschauung, sind auch diesem Buche treu geblieben. Der Verfasser verfügt über ein bedeutendes Wissen und über die echt militärische Tugend, sich rasch einleben zu können. So bieten seine Darstellungen nach allen Richtungen hin wertvolle Anregungen. Es täte auch unseren Staatsmännern sehr gut, wenn sie sich mehr mit solchen Büchern helläugiger und scharfsichtiger deutscher Reisender befassen würden. Was der Verfasser über die Türkei und die Türken sagt, ist gerade in jetziger Zeit doppelt wertvoll, und wenn man bei ihm liest, daß nach seiner Überzeugung die Türken unsere besten und vielleicht die einzigen Freunde in der Welt seien, so stimmt man ihm angesichts der Haltung unserer hohen Politik nur mit innerer Sorge zu.

Reich an solchen Aufklärungen über politische Verhältnisse ist auch das gleich dem vorigen mit Bildern außerordentlich reich geschmückte Buch „Aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse und Forschungen“, von Oskar Kauffmann (2 Bände, Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 20 M). Allerdings sind derartige Einblicke in die wirklichen politischen Verhältnisse Indiens, die dortige Tätigkeit der Engländer, ihr Verhältnis zu den Eingeborenen, Früchte, die man mehr nebenher pflückt. Nebenher geht auch die wirklich erlebte und dadurch besonders intime Empfindung der indischen Natur. In der Hauptsache ist das Buch nämlich ein Jagdbuch. Aber es handelt sich hier um einen echten Weidmann, keinen Darauflos-Schießer und Streckenmacher. Er liebt das Wild und studiert es. Ohne Fachmann auf diesem Gebiete zu sein, habe ich doch die Empfindung, daß der Verfasser die Kenntnis der indischen Tierwelt außerordentlich bereichert. Ebenso dankbar dürfen ihm die Anthropologen sein für seine reichen und scharfsichtigen Aufschlüsse über das indische Völkermeer.

Wird durch dieses Buch, so streng es sich an die Wirklichkeit hält, der Ruf vom alten indischen Wunderland aufs neue bekräftigt, so führt uns ein anderer Forscher in ein Land unbekannter Wunder von so neuartigem und überraschendem Reize, daß er glaubt, ein altes Land wiedergefunden zu haben, das schon in den Berichten der alten Griechen wie eine versunkene Wunderwelt dasteht, und das man zumeist als Phantasiegebilde anzusehen gewohnt ist. Leo Frobenius betitelt seinen Bericht über die zweite Reiseperiode der deutschen innerafrikanischen Forschungsexpedition in den Jahren 1908—1910 „Auf dem Wege nach Atlantis“ (Charlottenburg, „Vita“. Geb. 15.50 M.) Atlantis, das Land, von dessen Kultur Plato begeistert spricht, das seither wie eine versunkene Herrlichkeit so manchen Dichter zu Märchengebilden gelockt hat, glaubt Frobenius in einem Bezirk gefunden zu haben, der ungefähr Togo, Dahomey, Nigerien und Kamerun umfaßt. Die Forschung wird über diese Hypo-

these, über die man, gewarnt durch Schliemanns Wiederentdeckung des alten Troja, nicht von vornherein den Kopf schütteln sollte, ihr entscheidendes Urteil erst nach Erscheinen des zweiten Bandes fällen können, der den Bericht über die Kulturfunde selbst bringen wird. Jedenfalls ist bedeutsam, was der Verfasser mitzuteilen hat, und wie er es mitteilt, ist ebenso unterhaltend wie lehrreich. Zahlreiche Bilder und Illustrationen beleben das vom Verfasser meisterhaft gehandhabte Wort.

Wie man oben vernommen, würde auch unsere wertvollste deutsche Kolonie zu diesem alten Kulturreiche gehören. Ohne solche Rückblicke in die Vergangenheit, im wesentlichen das Augenmerk auf die Ausnutzungsmöglichkeiten für die Gegenwart richtend, ist die „Reise durch die deutschen Kolonien“, die die illustrierte Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ (Berlin, Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften) herausgibt. Mir liegt der vierte der je 5 M kostenden Bände vor, der Deutsch-Südwest-Afrika gewidmet ist. Die Anordnung ist so getroffen, daß bei dem Querfolioformat auf der einen Seite Text und auf der gegenüberliegenden die zugehörigen Bilder stehen. Der Text ist frei von Überschwänglichkeit, aber glücklicherweise doch dazu angetan, die Freude an unserem Kolonialbesitz zu steigern.

Nun aber ist es Zeit, daß wir aus der Fremde in die Heimat zurückkehren. Es liegen mir zwei prächtige Bücher vor, die man als ideale Form der Heimatkunde bezeichnen kann. Und zwar ist das von Schmarje und Henningsen herausgegebene Buch „Die Nordmark“ (Leipzig, Friedrich Brandstetter, geb. 3 M) mehr für die Jugend bestimmt und dieser aufs dringendste zu empfehlen, und zwar weit über die Grenzen der Nordmark hinaus, während das im Auftrage des Westerwald-Klubs von Leo Sternberg herausgegebene, glänzend ausgestattete Buch über den Westerwald (Düsseldorf, August Bagel, 4.50 M, geb. 5.50 M) sich an die Erwachsenen wendet. Kulturfragen, auch die der geschichtlichen Vergangenheit, sind in beiden Werken aufs innigste mit der geographischen Schilderung verbunden.

Hauptsächlich an die Jugend hat auch Heinrich Gerstenberg gedacht bei seinem Büchlein „An Ilm und Saale“, Sommerfahrten durch klassische Stätten (Berlin, Pätel, geb. 1.75 M). Das Büchlein will die Stätten verlebendigen, die der Schauplatz der höchsten geistigen Blüte unseres Vaterlandes waren, daneben freilich auch der Schauplatz unserer tiefsten nationalen Demütigung durch Napoleon. Der Verfasser findet für beides die rechten Worte, frei von Lehrhaftigkeit, voll warmen Empfindens und von vornehmem Geschmack.

Im wesentlichen ein Kulturbuch sind auch A. Meyenbergs „Ferienbilder“ (Luzern, Räber & Co., geh. 2 M, geb. 3.20 M). Der Verfasser ist ein wohlbekannter schweizerischer katholischer Theologe, und sein Buch führt den Untertitel: „Mosaiken von einer Reise zum eucharistischen Kongreß in Köln“. Es ist also ein urkatholisches Buch, das wir hier bekommen, und das Bekenntnis dieser religiösen Weltanschauung, sowie das Ausleben kirchlicher Hochstimmung bei dem erwähnten Kongresse ist dem Verfasser die Hauptsache. Ich wünschte, daß recht viele Nichtkatholiken dieses Buch lesen würden, weil es viel dazu beitragen würde, Verständnis für die innere religiöse Welt des Katholizismus zu wecken. Und wir dürfen doch, wenn wir an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifeln sollen, den Glauben daran nicht aufgeben, daß über wechselseitiges Verstehen der Weg einmal zu einem Zusammengehen führen muß.

Ich kann mir zu diesem Buch kaum einen größeren Gegensatz denken, als „Der gefühlvolle Baedeker“, auch ein Handbuch für Reisende durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Tirol, von Kurt Münzer (Charlottenburg, „Vita“, geb. 6 M). Dort der Versuch, alles in eine große Weltanschauung einzustellen, hier die schrankenlose Genußsucht, die mit wahrer Virtuosität den Zeitpunkt zu finden strebt, die Umstände zusammenbringt, die einen besonders hohen Genuß für den Besuch anderer Städte und Orte verbürgen. Man braucht dem Verfasser nicht überall beizustimmen, man mag sich durch eine gewisse erotische

Unterstimmung zuweilen sogar etwas verstimmt fühlen. Aber daß er in seiner Art ein Reisekünstler ersten Ranges ist, daß er die Fähigkeit besitzt, Schönheiten zu sehen und diese in glühenden Farben zu schildern, ist ihm freudig zuzugestehen.

Zum Schlusse noch ein rechtes Wanderbuch, „Hinaus in die Ferne“, zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande, erzählt von Edmund Neuendorff (Leipzig, B. G. Teubner, 3 M). Ein Lehrer, der mit seinen Schülern lange Ferienwanderfahrten gemacht hat, erzählt mit beneidenswerter Jugendlichkeit dieser Wandergenossenschaft große und kleine Erlebnisse. Die Wanderfahrt führt zum Teil durch wenig berühmte Landstriche. Aber ein jeder hat ja schon die Erfahrung gemacht, daß nur das rechte Herz und die rechten Augen dazu gehören, um überall auf der Wanderschaft bereichert zu werden an Herz, Sinnen und Geist. Das Büchlein wirkt ansteckend. Wer es liest, der wird es wohl halten wie ich selbst, der ich mir dabei vornehme, den ersten klaren Sonntag von früh bis spät hinauszuwandern durch den dem Winter entgegendämmernden Wald und das die Saat fürs kommende Jahr bereits sorgsam bergende Feld. **Karl Storck**

III. Anthologien, ausländische Dichter usw.

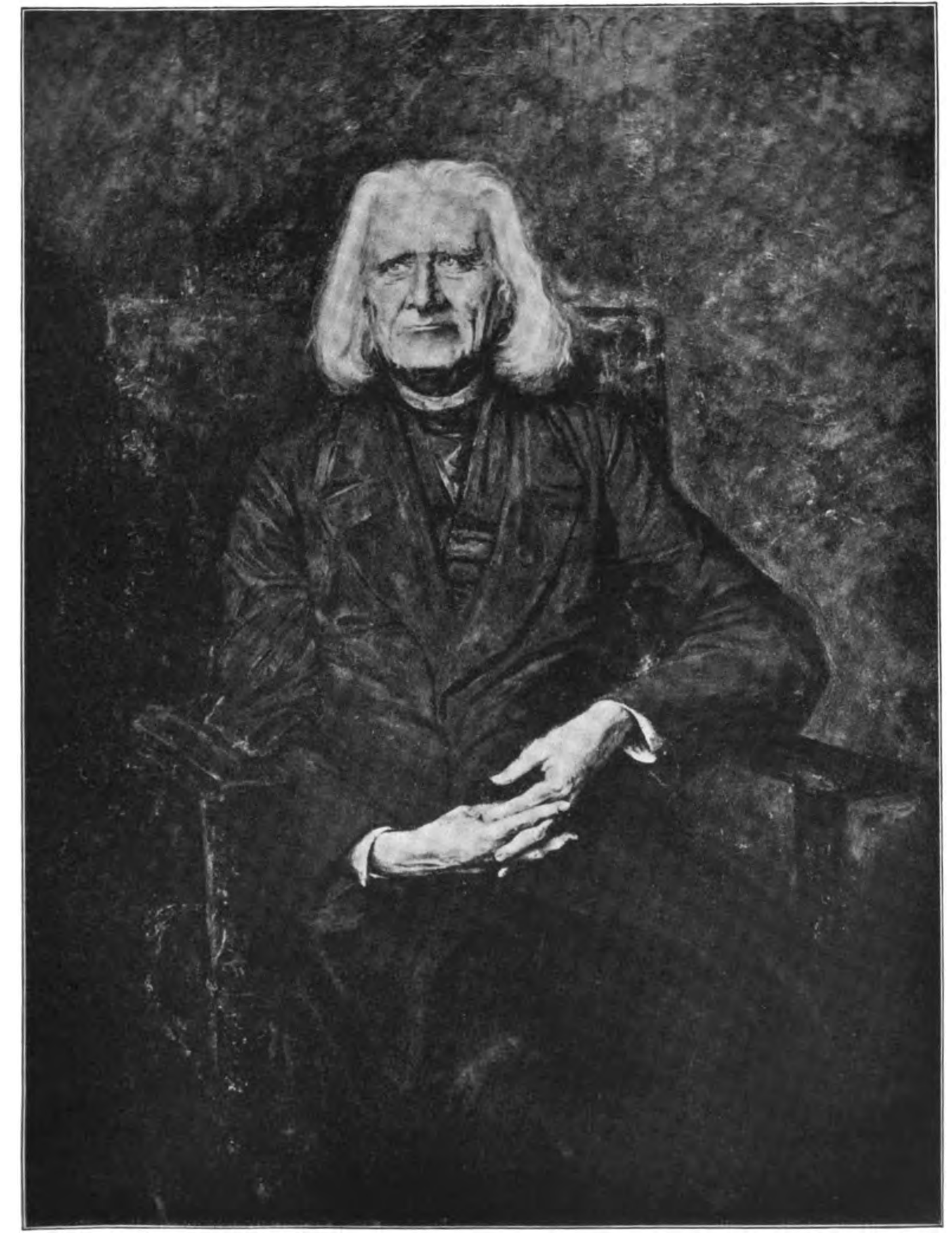
In einem neuen Gewande präsentiert sich die von Georg Scherer begründete, von Artur Kutscher jetzt neu bearbeitete, altbekannte Sammlung „Deutscher Dichterwald“ (24. Aufl., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die wohl von vornherein eine der reichhaltigsten und unbefangensten Anthologien der Neuzeit war. Die Tendenz des ersten Herausgebers zum Lebendigen im vollsten soziologischen Sinne ist auch von dem neuen Herausgeber gewahrt worden. Dies konnte um so eher geschehen, als es sich hier nicht um eine literarische Anthologie handelte, sondern um eine Sammlung, die ein lebensvolles Bild von dem Wesen der neuen Lyrik geben will. So ist denn auch von dem einzelnen Dichter das aufgenommen, was für ihn und seine Zeit charakteristisch ist. Dabei bestimmte der künstlerische Wert nicht nur die untere Grenzlinie des Gewählten, sondern entschied auch in jedem einzelnen Fall. Man muß gestehen, daß der Herausgeber gerade die zahlreich vertretenen Modernen mit großer Unbefangenheit, mit sicherem Urteil und mit vielem Geschmack ausgewählt hat. Das an sich Wertvolle wurde berücksichtigt, es sind keine Konzessionen an irgendwelche Richtungen gemacht worden, und ich begrüße es mit besonderer Genugtuung, daß der Herausgeber sich von keiner Zeitsuggestion hat beeinflussen lassen. — Eine ebenfalls sehr anregende und charaktervolle Sammlung hat Theodor Krausbauer mit seiner Anthologie „Deutsches Bauerntum“, mit stimmungsvollen Bildern von Richard Pfeiffer-Königsberg (Verlag von Wilh. Schenke, Wreschen) geliefert. Mir liegt der zweite Band „Aus Schollen und Schwaden“ vor. Der Titel verrät Inhalt und Art der Sammlung. Deutsches Bauerntum in Lied und Ballade. Daß eine gut ausgewählte Sammlung mit dieser Tendenz einen besonders frischen, sympathischen Eindruck zu machen verspricht, liegt auf der Hand. Diese Sammlung hält nun auch, was der Titel verspricht; sie ist nicht nur mit vielem Fleiß und mit vieler Sachkenntnis zusammengestellt worden, sondern auch mit großem künstlerischen Verständnis. Erfreulich ist es, daß auch in dieser Sammlung neben den besten und originellsten älteren Dichtern die Modernen gut und reichlich vertreten sind, auch weniger bekannte, doch treffliche Dichter, wie der Schweizer Landmann Alfred Huggenberger, Valentin Traudt, A. K. T. Tielo u. a. — Die dritte wertvolle Sammlung des Jahres ist „Der Frühlingsgarten“, ältere und neuere Gedichte, gesammelt von Albert Sergel. Mit Bildschmuck von Ernst Liebermann (Reutlingen, Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung). Auch hier ist der Sinn und Zweck der geschmackvoll ausgestatteten Sammlung bereits im Titel angedeutet. Es ist ein Buch feiner und zarter Naturpoesie. In der Bevorzugung mancher wenig origineller Dichter, wie Hans Müller, Stefan Zweig u. a. zeigt sich ein gewisses beschränktes oder einseitiges kritisches Empfinden, doch ge-



nügt die sich als ausgesprochene Geschmackssammlung deutlich bekennende Anthologie auch höheren Ansprüchen. — Als dritter Band des von Albert Geiger herausgegebenen Werkes „Baden, seine Kunst und Kultur“ erscheint das stattliche Buch: „Silhouetten neuerer badischer Dichter“, von Karl Hesselbacher (Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn). Ich habe öfter darauf hingewiesen, daß gerade Baden eine Reihe vorzüglicher und origineller Dichter aufzuweisen hat. Freilich die meisten gehören der Moderne an. Badenser sind Heinrich Vierordt, Heinrich Hansjakob, Hans Thoma, Emil Gött, Alfred Mombert, E. R. Weiß, Adolf Schmitthenner, Albert Roffhack, Wilh. Weigand, Otto Frommel, Albert Geiger u. v. a., wie man sieht eine stattliche Anzahl eigenartiger, zum Teil eigenwilliger Dichter. Sie alle werden in diesem Buche von Hesselbacher eingehend gewürdigt und durch gut ausgewählte Stücke aus ihren Werken dem Publikum näher geführt. — Von der „Deutschen Dichtung“, herausgegeben und eingeleitet von Stefan George und Karl Wolfskehl, dritter Band: „Das Jahrhundert Goethes“, ist eine zweite Ausgabe erschienen (Georg Bondi, Berlin). Die als Ästheten bekannten Herausgeber haben bei der Auswahl dieser Sammlung einmal einen natürlichen feinen Geschmack bewiesen. Die exzellente Anthologie bringt Gedichte von Klopstock, Schiller, Hölderlin, Novalis, Brentano, Eichendorff, Platen, Heine, Lenau, Hebbel, Mörike, C. F. Meyer. Es ist freilich etwas prätentiös, diese Geschmackszusammenstellung das „Jahrhundert Goethes“ zu nennen, man vermißt z. B. die Droste, Gottfried Keller, Chamisso, Justinus Kerner; auch weniger bekannte bedeutende Dichter, wie Leopold Schefer, Solitaire u. a. wären gerade in solcher Sammlung zu berücksichtigen.

Ganz anderen Charakters ist die aus deutschem Volksempfinden hervorgegangene Sammlung „Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder“, Volks- und Kunstgesang von 1500—1900, ausgewählt von Fr. von Oppeln-Bronikowski, mit Zeichnungen von Robert Goeppinger (Martin Mörikes Verlag, München 1911). Die Sammlung ist historisch angeordnet, sie enthält Volkslieder, sogenannte historische Volkslieder und auch die entsprechende Kriegs- und Soldatenlyrik der Kunstdichter. Sie gewährt daher einen vortrefflichen Einblick in das Werden und Wachsen dieser Lyrik, sie weist auf die Bedeutung dieser Poesie für das große öffentliche Leben, für den Geist der Nation im Wandel der Zeiten hin, in dem sie selbst sich leise wandelt, doch immer den einen graden, kräftigen, volkstümlichen Charakter behält. Daß die alten Landsknechtslieder vom Schwartenhals, von der Pavierschlacht künstlerisch am höchsten zu bewerten sind — im Vergleiche mit der späteren Poesie —, sei nur nebenbei betont. Ich habe mich gefreut, auch einige Gedichte Liliencrons in der stattlichen Anthologie zu finden. Vielleicht hätten sich noch mehr Gedichte noch lebender oder jüngst verstorbener Lyriker dafür finden lassen, ich verweise z. B. auf Heinrich v. Reder und Theobald Nöthig. Im übrigen sind gerade die sogenannten Kunstdichter gut vertreten, Fontane, Freiligrath, Gerok, Geibel usw.

Beachtenswert ist ein Büchlein „Akademischer Musen-Almanach“, herausgegeben von Wilhelm Dreckschmidt (Verlag der Druckerei für Bibliophilen in Berlin). Als eine Huldigung der Alma Mater Berolinensis zu ihrer Säkularfeier gedacht. Aus dem Kreise der jugendlichen Dichter, die sich hier zusammengefunden haben, hebt sich zwar kein originelles Talent heraus, aber der Durchschnitt der fast durchweg geschmackvollen Gedichte ist doch ein höherer als das Niveau, das solche Sammlungen vor etwa 50 Jahren zeigten. Ich möchte einige Dichter hervorheben: Berthold Cohn-Vohssen („Lied des Juden“), Hans Gerd Haase („Zwei Menschen“), Egon Hajek („Chopin“), Hertha Horn („Schwüle“), Wolfgang Seyffert („Knabenphantasien“). — Eine kleine Sammlung „Lieder aus Niedersachsen“, ausgewählt von Gotthard Kurland (Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel) will vier nach diesen Proben begabten Dichtern die Wege weisen. A. Besell ist mit einigen respektablen Balladen („Der Songer“, „Rungholt“) vertreten, weniger gelungen scheinen mir seine übrigen Gedichte zu sein, während M. Jahn und Lüning gerade das kleine Stimmungsbild und



Franz Liszt **P. v. Joukovsky**

das persönlich gehaltene Lied pflegen; ich hebe das gelungene, knappe balladeske Lied „Die Mutter“ von Lüning hervor, auch „Traumfahrt“. Das charaktervollste Gedicht der anspruchslosen Sammlung ist jedoch Aug. H. Plinkes balladeskes Verbrecherstück „Die Beichte“.

Von einigen älteren Lyrikern sind neue Ausgaben oder Auslesen erschienen. So liegen in dritter Auflage, bei R. Piper & Co., München, die „Gedichte“ J. J. Davids vor, der vor einigen Jahren gestorben ist. Er war ein in sich verträumter, mit seinem schweren Schicksal unaufhörlich im stillen ringender Dichter. Daher ist seinen Dichtungen tiefe Innerlichkeit, intensives psychisches Leben und Weben eigen, eine ganz persönliche Stimmung, die trotz alles Lebensmutes, trotz aller Energie nur tief pessimistisch sein konnte. Ungemein sympathisch wirken die Gedichte auch durch ihre einfache, lichtvolle, natürliche Sprache, die der Ausdruck eines grundehrlichen, hoch zu bewertenden Menschen ist. — Zu bedauern ist es, daß von Ada Christen keine Gesamtausgabe ihrer Gedichte vorliegt. Neuerdings ist eine hübsch ausgestattete Ausgabe ihrer „Ausgewählten Werke“ im Verlag von Karl Prochaska, Wien, erschienen, die aber leider nur sehr wenig Lyrik aufgenommen hat. Ada Christen war eine Dichterin von temperamentvollem sozialen Empfinden; gerade als soziale Dichterin und impressionistische Künstlerin ist sie bedeutend. Sie wußte erlebte soziale Eindrücke durch die einfachste, aber doch bedeutsame Sprache festzuhalten (vgl. „Lieder einer Verlorenen“, „Aus der Asche“). Ich hätte diese fein hingeworfenen Verse gern in größerer Anzahl in der Auswahl wiedergefunden. Dafür bietet das Bändchen viele ihrer Skizzen aus dem alten Wien, die einst Theodor Storms helle Begeisterung erweckt haben. — Auch der im Juni 1909 gestorbene Artur Fitger gehört zu den verkannten, nur in kleinen Kreisen hoch geschätzten Dichtern der Gegenwart. Freunden seiner hochpersönlichen, herb und ernst gestimmten Lyrik wird daher die von dem Verlage Emil Felber, Berlin, mit Pietät veranstaltete Sammlung „A. Fitger. Einsame Wege“, eine Auswahl aus seinen Gedichten, sehr willkommen sein. Der Sammlung ist eine ausführliche biographische Einleitung von Gerhard Hellmers vorausgeschickt, auch das Bildnis des Dichters ist in schönem Lichtkupferdruck beigegeben. Es widerstrebt mir, diese ernste Dichterpersönlichkeit hier mit wenigen Worten zu charakterisieren, ich werde bei anderer Gelegenheit ausführlich die Sammlung bewerten. Heute will ich nur die Freunde des merkwürdigen Künstlers und Menschen und die Freunde einer tief gestimmten persönlichen Lyrik auf dieses wertvolle Buch aufmerksam machen.

Zwei Ausgaben der Gedichte John Keats sind in diesen Tagen erschienen, und beide wetteifern miteinander in der Schönheit der Übersetzung wie der Ausstattung. Die eine ist als erster Band „Englischer Dichter“ in dem Dreililien-Verlag, Karlsruhe, erschienen, in Übertragung von Alexander Bernus, die andere, übertragen von Gisela Etzel, im Insel-Verlag. Die erstere ist wundervoll in großer Antiqua auf starkem, weichem Papier gedruckt, ihr ist ein interessantes Bildnis des früh verblaßten Dichters und eine biographische Notiz beigegeben; die andere, von der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt gedruckt, wirkt ebenfalls ungemein fein und vornehm in der ganzen Ausstattung. Es sind Bücher für Kenner; aber diesen wird es eine Genugtuung sein, daß endlich gute Übertragungen und deutsche Sammlungen dieses Dichters der Dichter erschienen sind. Es gibt einige englische Dichter — ich rechne hierzu besonders Keats, Shelley, Coleridge —, die, von zwar verschiedenem Gepräge, dennoch alle Reize urtümlicher, übersinnlich schöner, romantisch wie realistisch gleich abgetönter Poesie in ihrer Lyrik vereinen. Es klingen hier allgemein menschliche, nationale und persönliche Sphären zusammen, und man kann diese Poesien zugleich süß und lieblich und stark und kraftvoll nennen. Und wie ich betone, nicht das Unklare, Verworrene, allzu Persönliche späterer englischer Dichter, wie Browne u. a., stört die kristallene Reinheit und tiefe Bewegtheit dieser inbrünstigen Stimmungen, Hymnen, Legenden und Balladen. — „Swinburne war der letzte Heros jener großen englischen Kulturbewegung, die in Byron, Keats und Shelley ihre ersten großen Sterne hatte und deren zweite Blüte wir unter dem viel zu engen Begriff des Präraphaelitentums begreifen.“

Aus diesem Kreise wächst ein Lyriker heraus, der an Erfindungskraft, Glut und Schönheit wie Originalität der Sprache, an Gewalt des Rhythmus selbst unter den großen Lyrikern Englands seinesgleichen sucht: Algernon Charles Swinburne. Wir kennen ihn in deutscher Übertragung nur aus Anthologien. Jetzt ist ein wertvolles Buch: „Ausgewählte Gedichte und Balladen", von Swinburne erschienen (Erich Reiß, Berlin), das Walter Unus unter Mitwirkung der besten deutschen Nachdichter englischer Poesien, Gisberte Freiligrath, Otto Hauser, Hedwig Lachmann u. a. herausgegeben hat. Ich will dieses wundervolle Werk hier nur den Freunden der eigenartigen englischen Poesie nennen; auf das Wesen dieser überstarken, von der Phantasie begnadeten Dichterpersönlichkeit hier einzugehen muß ich mir versagen, da Swinburne nicht mit wenigen Worten in seiner sensiblen und komplizierten Art zu charakterisieren ist.

Zu einem Vergleich der lyrisch am meisten begabten Völker des Orients fordern drei in der Ausstattung dem feinen Inhalt geschmackvoll angepaßte Sammlungen heraus. Hans Bethge, selbst ein begabter Lyriker, hat persische, japanische und chinesische Verse nicht übertragen, sondern mit feinem Nachempfinden nachgedichtet. Hieraus sind die drei Sammlungen: „Hafis", „Die chinesische Flöte" und „Japanischer Frühling" entstanden, die alle im Insel-Verlag erschienen sind. Die Nachdichtungen übertreffen an poetischer Schönheit, an individuellem dichterischen Gehalt und Geist die ähnlichen, in den letzten Jahren erschienenen. Es handelt sich bei mancher Ähnlichkeit doch um drei ganz verschiedene nationale lyrische Charaktere. Bei allem Überschwang, bei allem Temperament kennzeichnet die Lyrik des wein- und liebeseligen Hafis doch eine kluge, verstandesmäßige, reflexionäre Nuance, ein bewußtes Betonen der Lebensfreude, des persönlichen Genießens, ein Abstimmen des Lyrischen mit dem Bedachten, Klugen und Weisen. Die japanische Lyrik wiederum ist ganz dem Moment, der Stimmung, der reinen Empfindung hingegeben, sie ist wie die japanischen Tuschzeichnungen nur impressionistisch, andeutend, ungemein zart, lieblich und keusch wie Blütenzweige, obwohl sich einige stärkere Individualitäten, wie Hitomaro („Kriegszug") und Akahito („Auf dem Hügel ‚Fuji-Yama'") abheben. Charaktervoll dagegen, oft von männlichem Gepräge, ist die chinesische Lyrik. Li-Tai-Po und Thu-Fu z. B. waren starke, ganz verschieden geartete Persönlichkeiten. Hier spricht auch uralte Volkspoesie (Schiking) aus der Zeit der Heroen und Jäger kräftigeren Klanges hinein. Jedenfalls bilden die drei Bücher eine sehr bemerkenswerte Manifestation von dem einen und doch anderen Geiste der orientalischen Poesie.

„Ritu Sanhara, Die Jahreszeiten" nennt sich eine Sammlung indischer Gedichte, die Otto Fischer nach dem Englischen des Satyam Jayati übertragen hat (Martin Mörikes Verlag, München). Diese kleinen, zierlichen Gedichte sind von ganz eigenem poetischen Reiz. Ungemein zart in der Stimmung, von filigranartigem, feinem Schmelz, wecken sie doch die ganze schwere Atmosphäre der exotischen Kulturwelt, sie „scheinen uns verschlungenen Gärten ähnlich, in denen die Äste der Bäume zu Boden sinken und wieder aufsteigen, von Girlanden rankender Pflanzen umkränzt, voll großer, seltsam blühender Blumen, voll Gesängen bunter Vögel und durchwebt von immer wechselnden schweren Gerüchen". Sie haben nicht den lyrischen Duft und Zauber der chinesischen und japanischen Gedichte, sie sind deskriptiv gehalten, aber mit wunderbarer Anmut enthüllt eines nach dem andern mit wenigen Worten Landschaften, Bilder, Liebesszenen voll Farbenschimmer, voll originellem Arabeskenwerk ...

Die Nacht ist tief, mit vieler Sterne Glanz,
Über Palästen hängt der gelbe Mond —
Und durch die breiten Marmortüren wehn
Jalyantras Wasserspiele süßen Hauch —
Und Mädchen liegen, schmachtend voll Geschmeid,
Und bieten buhlend sich der Kühle dar.

Hans Benzmann

IV. Jugendschriften

Die moderne Jugendliteratur ist seit einigen Jahren in einem geradezu erstaunlichen Aufblühen begriffen. Die schlechte fabrikmäßige Ware früherer Jahrzehnte verschwindet mehr und mehr. Namhafte Künstler beteiligen sich mit regem Eifer an den gewiß auch lukrativen buchhändlerischen Unternehmungen dieser Art. Und auch das Publikum, die höheren Stände wie neuerdings auch die sogenannten „kleinen Leute“, fördern diese erfreuliche Entwicklung. Die Verleger wiederum kommen dem Zuge der Zeit entgegen, indem sie auch billige und doch künstlerisch wie technisch tadellose Kinderbücher herstellen lassen. So ist diese Literatur, die ihre ersten, in Farben und Versen übertreibenden Versuche überwunden hat und zu einem maßvollen Stil, wie er dem Gemüt des Kindes seit altersher angepaßt ist, zurückgekehrt ist, als eine erfreuliche kulturelle Erscheinung zu begrüßen.

Mit musterhaften Büchern — bestimmt für jüngste und älteste Kinder — ist auch in diesem Jahre der Verlag Jos. Scholz, Mainz, hervorgetreten. Für allerkleinste Kinder ist ein unzerreißbares lustiges Bilderbuch von Arpad Schmidhammer, mit Versen von Adolf Holst, „Guck hinein“, bestimmt. Sehr hübsch, ja stimmungsvoll wirken zu den drastischen Bildern die in schöner Fibel-Schreibschrift gedruckten Verse. Gerade der Verlag Scholz pflegt in anerkennenswerter Weise das künstlerisch vornehme Volksliederbuch zu niedrigsten Preisen. So sind zum Preise von 0.50 ℳ folgende außerordentlich handfest hergestellten und mit hübschen farbigen Bildern geschmückten Bände bisher erschienen — sie präsentieren sich auch im Format recht ansehnlich und das Kind „bekommt was in die Hand“ —: „Was Kindlein hat“ (Verse von M. Loester, Bilder von M. Langheim), für jüngste Kinder bestimmt; „Kinderbilder“ (hübsche, frische Zeichnungen von Hans Schroedter); „Unsere Haustiere“ (Bilder von Karl Kappstein, mit Versen); „Fröhlicher Reigen“ (ein lachendes Buch, mit Bildern von Hans Schroedter und drolligen Versen); „Dornröschen“ und „Hänsel und Gretel“ (in einem Bändchen, mit Bildern von F. Müller-Münster); „Rotkäppchen“ und „Sneewittchen“ (in einem Bändchen, mit Bildern von Otto Gebhardt), und endlich „Die Heinzelmännchen“ (August Kopischs bekanntes feines und naives Gedicht, mit drolligen Bildern). Diesen letzten Band begrüße ich besonders; denn Kopisch ist einer unserer gemütvollsten und man kann fast sagen genialsten Balladendichter, und man sollte ihn viel mehr, als es bisher geschehen ist, dem Volke zugänglich machen. Diese billigen Bändchen bergen in der Tat einen Schatz von volkstümlicher kindlicher Poesie, sie zieren den Tisch des Reichsten wie des Ärmsten in gleicher Weise. — Von anderen Neuerscheinungen dieser Art — doch höher im Preise und demgemäß auch in der Technik und Ausstattung besser — hebe ich noch hervor: Das Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot“ (mit zart abgetönten Bildern von Lena Bauernfeind, Preis 1 ℳ), „Lustige Verslein“, zusammengestellt von Nicolaus Henningsen, mit Bildern von Arpad Schmidhammer (ein originelles, fröhliches Buch, 2 ℳ) und „Gullivers Reisen“, das unsterbliche Märchen, hier ganz kindhaft wiedererzählt von Wilhelm Kotzde, und mit reizvollen, künstlerisch fein gestimmten Bildern von Hans Schroedter; Preis 3 ℳ. — Für ältere Kinder eignet sich dann ein neuer (dritter) Band des „Deutschen Jugendbuches“ (begründet und herausgegeben von W. Kotzde), der Lieder, Geschichten, Märchen, Sagen, Spiele und Rätsel von älteren und neueren Dichtern (Robert Reinick, Alexis, Chamisso, Paul Heyse, Kopisch, Lennemann, Simrock u. a.) mit hübschen farbigen Bildern enthält (Preis 3 ℳ). — In der vortrefflichen Sammlung — für Knaben und Mädchen jeden Alters — „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ sind vier weitere gehaltvolle und unterhaltsame Erzählungen eingereiht worden: „Der Dombaumeister von Prag“ (Eberh. König), „Götterdämmerung“ (Rob. Walter), „Die Doktorskinder“ (Trude Bruns), „Aus schwerer Zeit“ (Charlotte Niese). Diese kernhaften, von einem tapferen und

reinen Geiste beseelten Erzählungen sind die besten Mitkämpfer im Kampfe gegen die Schund- und Schmutzliteratur, weil sie das unentbehrliche Moment — die die Phantasie anregende und bildende wie regelnde „Spannung" — durchaus nicht vermissen lassen (Preis pro Band 3 ℳ).

Es ist wohl angebracht, an dieser Stelle auf die künstlerischen Gesellschafts- und Kinderspiele des Verlages Josef Scholz, Mainz, hinzuweisen, da es sich hier tatsächlich um ganz vortreffliche, unterhaltsame und auch Gemüt, Verstand und Kunstgefühl des Kindes bildende Spiele handelt. Insbesondere sind die kleinen Quartettspiele („Handwerker-Quartett", „Dichter-Quartett", „Das Tierreich", „Geschichtliches Quartett", „Pfiffikus") nicht nur sehr amüsant, sondern sie wirken auch anregend, sie zwingen zur Aufmerksamkeit, sie wecken den Scharfsinn. Ich habe mit meinen Kindern täglich solche angenehmen Erfahrungen gemacht; für die Kinder ist diese Stunde des heiteren Spieles eine von Scherzen durchwürzte Erholungsstunde. Die Spiele sind künstlerisch sehr fein ausgestattet und fest und dauerhaft aus bestem Material hergestellt. Namhafte Künstler haben Vorlagen, Figuren, Pläne dazu geliefert, wie Arpad Schmidhammer, O. Gebhardt, F. Müller-Münster, Eugen Oswald u. a. Die großen Gesellschaftsspiele überraschen geradezu durch ihre stimmungsvollen Pläne, Landschaften, geographischen Karten usw.; ich nenne hiervon insbesondere das große „Pferderennen", das „Geographische Frage- und Antwortspiel", „Belagerungsspiel", „Lustiges Jagdspiel", „Ich weiß es". Ebenso seien die künstlerischen Malbücher „Postkarten-Malheft", „Lustige Malerei", „Wand-Friese" u. v. a. wärmstens empfohlen.

Mit einem außerordentlich reichen Flor von Büchern — man kann wohl so sagen, da sich die Bücher im frischen Glanz lebhafter bunter Farben präsentieren — erscheint diesjährig auch der Verlag Enßlin & Laiblin in Reutlingen. Die Bücher sind trotz ihres zumeist reichen Inhalts, ihrer schönen und geschmackvollen Ausstattung, ihrer handfesten Herstellung billig. Es ist z. B. zu verwundern, daß ein so reichhaltiges und mit vielen Bildern prächtig ausgestattetes Buch wie „Max Geißlers Märchenbuch", dessen Inhalt doch neu und originell ist, nur 3 ℳ kostet. Gerade dieses Buch, dessen reizvolle Märchendichtungen jedermann ansprechen werden, ist eine der empfehlenswertesten und vornehmsten Märchensammlungen neuer Zeit. Die feinen und sinnvollen Märchen sind in Sprache und Stimmung von volkstümlich naivem, schlichtem Gepräge. Ich erwähne die schönen Märchen „Der treue Diener", „Jung Donald", „Der Prinz mit den drei Rossen", „Die trauernde Quelle", „Das Wunder im Walde" usw. — Ebenso zu begrüßen ist die schöne poetische Sammlung „Das Buch von den Meerleuten", nach alten Volkssagen erzählt von Gerhard Krügel, mit Bildschmuck von Ernst Liebermann (3.50 ℳ). Während in jenen Märchen ein liedartiger zarter, intimer Zauber den Charakter des Buches bestimmt, ist hier gestaltungsfrohe, hochfliegende und oft von tiefen tragischen Stimmungen beherrschte Phantasie am Werke. Der diese tiefsinnigen Sagen vom „Lande der Jugend", vom „Mädchen aus dem Meere", von dem „Fischer von Helgoland", von der „Riesin im steinernen Boot" erzählte und nachdichtete, ist ein Dichter. Einen feinen, gemütvollen Humor entwickelt M. Czygan in seinen klugen „Märchen von Tieren und Leuten, dummen und gescheiten", mit Bildschmuck von F. Müller-Münster (3 ℳ). — Das mit sehr hübschen farbigen Bildern von Hans v. Volkmann ausgestattete und mit Kompositionen von Engelbert Humperdinck versehene Buch „Bunte Welt" — Gedichte für Buben und Mädel — von Albert Sergel ist für jüngere Kinder bestimmt (3 ℳ). Ich weise insbesondere auf die außerordentlich schönen und originellen und innigen Kompositionen Humperdincks hin. — Für Feinschmecker der naiven, humorvollen Zeichnung im Sinne Wilhelm Buschs wird das Buch „Allerlei Jugendstreiche", mit zahlreichen Bildern von Lothar Meggendorfer, K. Pomerhanz und anderen eine willkommene Gabe sein; ich habe selbst — an meinen eigenen Kindern — die Erfahrung gemacht, daß gerade diese urkomischen Zeichnungen frische Kinder aufs höchste ergötzen (Preis 1.50 ℳ). — Für ältere Kinder sind dann

noch erschienen: „Die Bernsteinhexe, der interessanteste aller Hexenprozesse“, der Jugend erzählt von Max Geißler, mit vielen Bildern von A. Felix Schulze, eine spannende, gehaltvolle Erzählung (3 ℳ); „Onkel Toms Hütte“, der bekannte, man kann sagen weltberühmte, Roman von H. Beecher-Stowe, für die Jugend und das Volk erzählt von Robert Münchgesang, mit schönen Bildern von F. Müller-Münster (3 ℳ); „Fröhliche Leute“, eine für ältere Kinder, besonders Mädchen, vorzüglich als Lektüre passende, gemütvolle und unterhaltsame Erzählung von G. Lundehn, mit Bildern von M. Flashar (Preis 2.50 ℳ für das vornehm und geschmackvoll ausgestattete Buch). — Endlich möchte ich noch auf zwei für Knaben bestimmte, ebenso gehaltvolle wie interessante Bücher aufmerksam machen. Das besonders aktuelle Buch „Von der Wasserkante, Bilder vom Leben und Treiben der Wasserkante“, von Hans Gatow, mit reichem Bilderschmuck von F. Müller-Münster, enthält in prägnanten Bildern eine Entwicklungsgeschichte der modernen Schiffahrt, mit Rückblicken bis in die Wikingerzeit zurück. Leuchtturm, Rettungswesen usw. werden in besonderen Kapiteln geschildert. Aus folgenden weiteren Kapitelüberschriften wird man den Inhalt am besten ersehen: „Das Wattenmeer und die Hallig“, „Die Hochseefischerei“, „Der Hamburger Hafen“, „Wie das Schiff entsteht“, „Die Hamburg-Amerika-Linie“, „Norddeutscher Lloyd“, „Geschichte der deutschen Kriegsflotte“ usw. Das interessante Buch kostet 3.50 ℳ. Ebenso teuer ist das andere empfehlenswerte Werk „Um Vaterland und Freiheit“, Bilder aus den Jahren der Befreiung, 1809—1815“, der deutschen Jugend erzählt von Walter Specht, mit Bildern von Prof. R. Knötel.

Auch der Nürnberger Verlag E. Nister beteiligt sich mit gutem Erfolg an diesen künstlerischen und — man kann sagen — gemeinnützigen Bestrebungen. Von billigen Publikationen ist namentlich die von Dr. Curt Floericke herausgegebene Sammlung unterhaltsamer und zugleich belehrender Bücher hervorzuheben, die für Kinder (vom achten Jahre ab) sehr zu empfehlen ist. Früher sind erschienen: „Der kleine Naturforscher“, „Der kleine Botaniker“, diesjährig die Bändchen: „Tiere als Hausgenossen“, „Ferien im Gebirge“ und „Der kleine Gärtner“. Das Thema ist mit dem Titel bezeichnet. Die Darstellung ist nicht weitschweifig, sondern prägnant und einprägsam, sie bietet das, was die Kinder wissen wollen und in Geist und Gemüt verarbeiten können. Jeder Band, mit 3—4 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen, kostet vornehm gebunden 1.20 ℳ. — Für kleine Kinder sind ein paar „Unzerreißbare“ neu erschienen: „Was Hänschen erlebte“, das bekannte Märchen, in Bildern von Karl Röger und Versen von Hans Heller, sehr gelungen in der kräftigen und einfachen Linienführung und Farbenabstimmung; Preis 2 ℳ. „Mein liebstes Tierbuch“, schöne, große Bilder zahmer und wilder Tiere von G. Franz, mit Versen von Hans Heller (Preis 3 ℳ); „Lach, mein Kindchen, lache“, ein amüsantes Buch, angefüllt mit drastischen Szenen aus dem Kinderleben, von der Straße usw., Bilder von Adolf Jöhnssen, Verse von Adolf Holst (Preis 3 ℳ). — Für ältere Kinder eignen sich vorzüglich die inhaltreichen Bände: „Liebe alte Märchen“, ausgewählt von Hans Heller, mit acht farbigen Bildern, Märchen von Grimm, Bechstein, Andersen, Hauff u. a. (4.50 ℳ); „Das fröhliche Buch für die Jugend“, ausgewählt ebenfalls von Hans Heller, mit 8 farbigen Bildern von Karl Dötzler, A. Jöhnssen, Paul Horst, Schulze, enthaltend u. a. die Geschichten von den sieben Schwaben, von den Schildbürgern, von Eulenspiegel, von Münchhausen (3 ℳ); „15 Lustige Geschichten für die Jugend“ von K. Volkenstein, ebenfalls mit farbigen Bildern von A. Jöhnssen (3 ℳ). Für ältere Mädchen endlich ist die Erzählung „Herrin Sascha“ von Käthe van Beeker bestens zu empfehlen.

Der Verlag der Jugendblätter (Carl Schnell, München II) fügt seiner schönen Serie „Die Bücher der deutschen Jugend“ (Preis pro Band 1.50 ℳ) einige neue empfehlenswerte Bände hinzu, von denen der mit stimmungsvollen Zeichnungen

von Ludwig Putz geschmückte, sehr geschickt von Otto Zimmermann bearbeitete, „Der letzte der Mohikaner“, von Cooper, den besonderen Beifall der Jugend finden wird. Eine mit sehr amüsanten und originellen Illustrationen von Aug. Geigenberger ausgestattete, von Karl Henninger bearbeitete Auswahl der lustigsten Streiche „Till Eulenspiegels“ ist den besten Neuausgaben des alten Volksbuchs einzurechnen. Hierzu bildet ein ernstes und gemütvolles Gegenstück eine Auswahl aus der bekannten Sammlung „Vom rheinischen Hausfreund“, Gedichte, Geschichten und Belehrungen von Joh. Peter Hebel. Auch dieser von Friedrich Gärtner besorgte Band ist mit vortrefflichen, künstlerisch wertvollen Illustrationen von W. Roegge geschmückt. — Nachträglich ist in diesem Verlag noch eine köstliche Sammlung Kinderlieder „Der Kleinen Sang und Spiel“, Spiele und Reime für Kindergarten und Haus gesammelt von Joseph Lipp, mit farbigen Bildern von M. Wechsler, erschienen. Ich mache besonders auf die vielen, vortrefflich gesetzten Notenbeigaben aufmerksam. (Preis des stattlichen Bandes 3.50 ℳ.)

Der durch seine Jugendschriften längst bekannte Stuttgarter Verlag Gustav Weise ist ebenfalls mit einer Reihe empfehlenswerter Neuerscheinungen auf dem Plan. Das unzerreißbare Bilderbuch „Hänschen, Lieschen, Fritz, die Mieze und der Spitz“ von Joseph Böhm, mit Versen von Willy Widmann (1.50 ℳ), wird durch die frischen und drastischen Bilder aus dem Kinder- und Tierleben den Kleinsten gewiß Freude bereiten. Originell ist die Darstellung eines Eisenbahnzugs — auf dem Bahnhof — mit allem Drum und Dran in einem anderen „Unzerreißbaren“: „Wir fahren mit der Eisenbahn“ (2 ℳ). „Gute alte Kinderreime“ nennt sich eine mit drolligen Bildern versehene Sammlung von Liedern (3 ℳ). Grade diese alten, schönen Volksreime erfreuen sich wieder einer wachsenden Beliebtheit, — ein Zeichen einer gesunden Entwicklung der modernen Jugendschriftenliteratur. Für ältere Kinder sind dann bestimmt einige Erzählungen und Geschichtensammlungen: „In der Feierstunde“, gemütvolle, ernste und heitre Kindergeschichten von Pauline und Frida Schanz, mit Buchschmuck von Willy Planck (6 ℳ); „Die Allerweltsgretel“, drei frische und stimmungsvolle Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren, von Agnes Hoffmann, mit 11 Tondruckbildern von Theodor Volz; „Deutsche Heldenmädchen“, geschichtliche Bilder aus schweren Zeiten für jung und alt, erzählt von Henny Helmenstreit (3 ℳ), mit Buchschmuck von L. Breuer; und „Toms Erlebnisse“, aus den Erinnerungen eines Alten den deutschen Knaben erzählt von Karl Hoffmann, mit Buchschmuck von Carl Münch (2.40 ℳ).

Der Verlag J. P. Bachem in Köln a. Rh. hat seiner Serie interessanter und anregender Erzählungen „Aus allen Zeiten und Ländern“ einige neue sehr zu empfehlende Jugendromane hinzugefügt: „Der Münsterbaumeister von Straßburg“, kulturgeschichtliche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert von K. Th. Zingeler, mit Bildern von F. Müller-Münster — ernsten Knaben sind derartig spannend und zugleich von einem höheren kulturhistorischen Standpunkte aus erzählte Geschichten nach meinen Erfahrungen besonders willkommen —; ferner: „Lichtenstein“, die bekannte „romantische Sage“ von Wilhelm Hauff, und, was besonders zu begrüßen ist: „Aus der Franzosenzeit“ von Fritz Reuter, bearbeitet von Gerhard Hennes, mit vier Bildern von Jos. Stolzen. Jeder Band, geschmackvoll gebunden, 3 ℳ. — Für die reifere Jugend, aber auch für Erwachsene sind die Erinnerungen des Generalleutnants H. Freiherrn von Steinaecker: „Unter den Fahnen des Hohenzollernschen Füsilier-Regiments Nr. 40 im Kriege 1870/71“ — mit sehr feinen Zeichnungen von E. Zimmer — bestimmt. Ich kann auf dieses ganz vortreffliche, hochinteressante Buch hier leider nur hinweisen. — Wiederum aus eigener Erfahrung weiß ich, wie sehr willkommen die kleinen, einfach, doch apart ausgestatteten Märchensammlungen des Verlages den Kindern sind (Serie „Bachems Volks- und Jugenderzählungen“, Preis des Bandes gebunden 1.20 ℳ);

jetzt sind neu erschienen: „Ausgewählte Märchen“ von E. M. Arndt, „Legenden von Rübezahl, Der Schatzgräber, Der geraubte Schleier“ von Musaeus und „Zwanzig lustige Geschichten“, aus deutschen Dichtern ausgewählt von E. Kronberg (jeder Band mit Bildern von Marie Grengg).

Sehr viel künstlerischen Geschmack zeigt in der Auswahl und Ausstattung seiner Bücher der strebsame junge Verlag Martin Mörike in München. Trotz der sorgfältigen und originellen Ausstattung sind die Bücher sehr billig. So kostet eine 768 Seiten starke, mit Silhouetten und Autotypien geschmückte, in bestem Leinen gebundene Neuausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ nur 3 M. Grade dieses Buch aber sollte auch von der reiferen Jugend gelesen werden. Es gehört übrigens einer Serie von historisch bedeutsamen Selbstbiographien „Erlebnis und Bekenntnis“ an, als deren erster Band „Thomas und Felix Platters und Theodor Agrippa d'Aubignés Lebensbeschreibungn“, herausgegeben von Otto Fischer — drei merkwürdige, durch Stil und Inhalt gleich interessante Lebensbeschreibungen aus der Renaissance — erschienen sind. Auch die mit hübschen Holzschnitten — nach alten Vorlagen — ausgestattete Neuausgabe der Schriften von Grimmelshausen — unter dem Titel „Abenteurer des Dreißigjährigen Kriegs“ — „Simplicius Simplicissimus“, „Die Landstörtzerin Courasche“, „Der seltsame Springinsfeld“ ist für den Preis von 3 M (gebunden) ein außerordentlich billiges und schönes Weihnachtsgeschenk. — Besonders aber möchte ich hervorheben die mit vielen charaktervollen Zeichnungen von Robert Goeppinger geschmückte Märchensammlung „Die Fahrt ins Wunderbare“, ausgewählt von Otto Falckenberg, enthaltend Märchen von Robert Reinick, Clemens Brentano, Ludwig Tieck, E. Th. A. Hoffmann, E. M. Arndt, Eichendorff, Justinus Kerner, Chamisso, Julius Mosen, Hauff, Mörike, Pocci — wie man sieht: einmal eine andre, jedenfalls künstlerisch feine Auswahl (Preis in Pappband 2.80 M). Ein reizendes Gegenstück hierzu bildet die Volksliedersammlung „Die bunte Garbe“, deutsche Volkslieder der Gegenwart, herausgegeben von Joseph Beifus, mit Bildern von Ludwig Richter. Endlich noch das Prachtstück eines vielseitigen, künstlerisch wertvollen und zugleich drolligen Bilderbuches „Das schwarze Bilderbuch“ von Rolf von Hörselmann, mit lustigen Versen von A. v. Bernus. Zwischen all den farbigen Bilderbüchern mutet dieses schöne Buch mit seinen an die Zeiten der Romantik erinnernden stilvollen Silhouetten („Der Seiltänzer“, „Die Post“ usw.) besonders frisch und originell an. — Hierbei möchte ich auf eine Serie von Schattenrißkarten von Karl Fröhlich, dem bekannten Jugenddichter und Silhouettenkünstler (geb. 1821, gest. 1898), hinweisen, die als Postkarten im Verlage von Paul Brandt, Steglitz, erschienen sind. Sie eignen sich besonders für Korrespondenzen von Kindern, als Weihnachts-Glückwunschkarten usw. Man wird nicht müde, diese fein hingezeichneten Naturstimmungen, Szenen aus dem Familienleben, dem Kinderleben, aus der Tierwelt zu betrachten (das Dutzend Postkarten 1.20 M).

So ist auch mit Freude zu begrüßen, daß ein anderer naiver Künstler der Vergangenheit, Rudolf Töpffer, wieder zu seinem Recht kommt. Das alte, außerordentlich amüsante und selbst Erwachsene mit seinen burlesken Abenteuern und Späßen fesselnde Kinderbuch „Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein, eine wunderbare und ergötzliche Historie“, nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer und in Reimen von Julius Kell ist in neunter Auflage im Verlage von F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienen. — In demselben Verlag, der seit altersher durch seine glänzend ausgestatteten Reisewerke berühmt ist und neuerdings namentlich durch die wahrhaft monumentalen Werke Sven Hedins diesen alten Ruhm aufrechterhalten hat, ist ein neues, preiswertes Buch Sven Hedins „Von Pol zu Pol“ — eine Sammlung einzelner besonders interessanter Erlebnisse des Weltreisenden — mit Illustrationen erschienen (Preis 3 M).



Nicht vergessen sei ein Hinweis auf die beiden altbeliebten, namentlich für Mädchen bestimmten Jahrbücher „Töchter-Album“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“ (Verlag Carl Flemming, Berlin und Glogau). Beide Werke sind bekanntlich von Gumpert begründet; von dem ersteren liegt der 57., von dem andren der 56. Band vor. Beide bieten außerordentlich vieles und Verschiedenartiges: Erzählungen, Märchen, Dichtungen, Rätsel, Spiele, Anregungen zu Handarbeiten usw., und machen in dieser großen, doch ausgeglichenen Fülle einen stimmungsvollen Eindruck. Man erkennt überall die sorgfältige Arbeit einer tüchtigen, auch von modernem Geiste beseelten Redaktion. Herausgegeben wird das volkstümliche Unternehmen jetzt von Berta Wegner-Zell. Farbige und schwarze Bilder begleiten den Text, hier und da begegnet man auch Notenbeilagen. Ich begrüße es besonders, daß auch moderne Dichter jetzt regelmäßig zur Mitarbeit herangezogen werden. Man findet in den Büchern Gedichte von Tielo, Frida Schanz, Agnes Harder, Elisabeth Kolbe und vielen anderen, Aufsätze z. B. über Wilhelm Raabe, Charlotte Niese, über die deutsche Frau in den Kolonien, von deutschen Puppenspielen, über die Pflege unserer Zimmerpflanzen, Städtebilder usw.

Auf die vorzügliche Sammlung „Lebensbücher der Jugend“ des Verlages George Westermann, Braunschweig, konnte ich bereits im vorigen Jahr nachdrücklich hinweisen. Alles, was sich in dieser Sammlung an bewährtem Alten und gutem Neuen zusammenfindet, soll nicht etwa bloß zur oberflächlichen Unterhaltung in flüchtiger Stunde dienen, es soll vielmehr unserer Jugend, den Knaben wie den Mädchen, sittliche und künstlerische Werte vermitteln, die über die Tage der Kindheit hinaus auch für das künftige Leben noch etwas bedeuten. Moralisierende Tendenzen liegen diesen echten und in ihren Ideen hochgestimmten „Lebensbüchern“ ganz fern. Die neuen Bände — jeder Band der fein ausgestatteten Serie kostet in festem Einband 2.50 ℳ — entsprechen gewiß diesem Programm. Ich begrüße es mit Freude, daß eine der interessantesten Selbstbiographien in die Sammlung aufgenommen ist: „Magister Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben“, ein Kultur- und Lebensbild aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, bearbeitet und eingeleitet von Lothar Knud Fredrik, mit 139 zeitgenössischen Abbildungen. Das prächtig lebensvoll schildernde Werk gewährt namentlich reizvolle Einblicke in das Studenten- und Soldatenleben zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution. Sehr passend wirken hierzu die beigegebenen Bildnisse der alten Universitätsstädte, Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Studenten usw. Ebenso war es eine schöne Idee, die „Romantischen Märchen von E. Th. A. Hoffmann“, ausgewählt und bearbeitet von Friedrich Düsel, mit hübschen Bildern von Else Raydt, in geeigneter Weise der Jugend zugänglich zu machen, während die spannenden „Abenteuergeschichten“ von Friedrich Gerstäcker, mit sehr charaktervollen Indianerbildern von Siegmund von Suchodolski, ja immer Freunde unter den Knaben finden werden. Endlich ist noch eine gekürzte Ausgabe des „Oliver Twist“ von Charles Dickens erschienen, mit 21 Abbildungen nach George Cruikshank, dem bekannten humorvollen Zeichner der englischen Originalausgaben der Werke von Dickens.

Ich will nicht vergessen, hierbei auf ein Büchlein hinzuweisen, das über die Behandlung des Kindes und sein Verhältnis zu seiner Umgebung, zur Natur, zu den Menschen, zur Kunst feine Winke gibt: auf das Büchlein „Kind und Kunst“ von Ernst Schur (Verlag von P. Brandt, Steglitz). Schur spricht zuerst in warmherziger und verständnisvoller Weise über das Wesen des Kindes, über alte und neue Erziehungsmethoden, er geht dann in dem ersten Teil auf die Frage ein, wie das Kind sieht und schafft, auf die schwierige und gefährliche Frage der Kunsterziehung, auf Handarbeiten usw., weiter — im zweiten Teil — behandelt er das moderne Bilderbuch, Beschäftigungsspiele, das neue Spielzeug, neue Puppen, Kindertänze, Marionetten und Kinderaufführungen.



Ein merkwürdiges amerikanisches Buch, das sich mit deutschen Märchen beschäftigt, hat der Insel-Verlag in deutscher Übersetzung herausgegeben: „Ethan Allen Hitchcock, Das rote Buch von Appin“, übertragen von Sir Galahad. Das englische Original dieser Märchenkommentare — um solche handelt es sich —, eine bibliographische Seltenheit, erschien ursprünglich 1863 zu New York in zwei Bänden. Der erste Band enthält nebst der Vorrede Geschichte und Kommentar des Märchens vom „Roten Buch von Appin“ und vier Grimmsche Märchen. Auf Bitten seiner Freunde entschloß sich dann der Verfasser, in einem Supplementband auch diese Märchen näher zu erläutern. Der Verfasser E. A. Hitchcock war General der Vereinigten Staaten, zeichnete sich in Schlachten aus, und griff später zur Feder. Er schrieb über Mystik, über Swedenborg usw. Seine eigentümliche Begabung befähigte ihn dazu, in den mythischen und ethischen wie psychischen Gehalt des Märchens einzudringen, und wenn er selbst diese Märchen, „Der Hase und der Igel“, „Die drei Federn“, „Der treue Johannes“, deutet, so geschieht dies in so faszinierender, sinnvoller Weise, daß aus dem naiven Märchen sich eine tiefsinnige Welt der Phantasie und des Gedankens aufzubauen scheint. Gewiß ein seltenes und feines Buch, das den Freunden des Märchens und des Mythus empfohlen sei.

Der Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig, mit dem der Verlag Dr. Werner Klinkhardt verbunden ist, hat im letzten Jahre eine Reihe außerordentlich reichhaltig mit interessanten und technisch vollkommenen, farbigen und schwarzen Illustrationen ausgestatteter Bücher aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde herausgegeben. Das vornehmste dieser auch in bezug auf Papier und Druck tadellosen Reisewerke, die vorzüglich auch für die reifere Jugend bestimmt sind, ist „Aus Indiens Dschungeln“, Erlebnisse und Forschungen von Oskar Kauffmann. „Je tiefer man in die Geheimnisse dieser so eigenartigen und mannigfaltigen Welt eindringt, je mehr man die verschiedenen Rassen, Mischrassen und Völker Indiens kennen lernt, um so unentwirrbarer scheinen immer wieder von neuem die Pfade in diesem ‚Irrgarten‘, dem Wunderlande Indien!“ Soweit es ihm möglich war, hat der Verfasser absichtlich die Wege, die der Fuß anderer betreten hat, zu vermeiden gesucht. Vor allem zog ihn das indische Dschungel mit seinem einzigartigen Waldeszauber in seinen Bannkreis. Der besondere Reiz dieses Buches beruht einmal in der merkwürdigen Mischung von Romantik, von märchenhaftem Zauber, der die Menschheit und Natur Indiens umwebt, und von lebensgetreuem Realismus. Alles dies ist erlebt. Und so durchwandern wir scheinbar selbst die Märchenstädte, Tempel und Moscheen, die Steppen, Urwälder, fahren auf merkwürdigen Schiffen über Riesenflüsse, machen Jagden auf Schwarzböcke, Gazellen, auf Panther, Tiger, Elefanten mit. Es ist ja nicht möglich, in kurzer Besprechung auch nur im entferntesten diesem auch in seinem Bilderschmucke erstaunlich reichhaltigen und vielseitigen Werke gerecht zu werden. Ich kann nur betonen, daß auch die Darstellung in ihrem frischen, unmittelbar wirkenden Stil künstlerisch wertvoll ist. Ein Buch, das jeder wissenschaftlichen wie häuslichen oder Schulbibliothek zur besonderen Zierde gereichen würde. — Zu empfehlen ist auch das Buch „Durch Steppe und Urwald“, Abenteuer und Erlebnisse der Afrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, dargestellt von Otto Gebhard, mit 8 farbigen Bildern nach Originalen von W. Kuhnert und Müller-Münster sowie 128 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Karte des Expeditionsweges. Das Werk ist eine Bearbeitung des wissenschaftlich bedeutenden Werkes von Herzog Adolf Friedrich: „Ins innerste Afrika“; die anschaulichsten und interessantesten Erlebnisse jener Afrikafahrt sind herausgehoben und einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht. Um ein persönliches Miterleben des Lesers zu sichern, ist nicht ein Teilgebiet der Reise ausgeschieden, sondern der Reiseverlauf möglichst lückenlos dargestellt und das spröde geographische Material an Erlebnisse angegliedert. Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit blieben dadurch gewahrt, daß Einzeldarstellungen aus der Feder des fürstlichen Forschers oder seiner wissenschaftlichen Begleiter in größerer Anzahl

wörtlich übernommen wurden. Die Reise stellt sich zur Aufgabe, den gewaltigen Rumpf Zentralafrikas vom Indischen zum Atlantischen Ozean zu durchqueren und dabei besonders das sagenhafte Sultanat Ruanda, in der Nordwestecke unserer Kolonie Ostafrika und am jüngst entdeckten Kiwu-See gelegen, näher zu erkunden. Im „zentralafrikanischen Graben" hinziehend — jener gewaltigen Bodensenke, die von Süden nach Norden zwischen hohen Gebirgswällen verläuft und eine Reihe mehr oder weniger bekannter Seen birgt — sind die Forscher in die Welt der Vulkanriesen eingedrungen, die sich auf der Grabensohle auftürmen. Vom Albert-See sich westwärts wendend, haben sie durch die unendlichen Weiten des Kongostaates die Küste des Atlantischen Ozeans erreicht. Das Buch ist angesichts der letzten Verhandlungen Deutschlands und Frankreichs über Marokko und Gebiete des Kongostaates natürlich besonders aktuell.

„Im Reiche Kaiser Meneliks", ein abessinisches Tagebuch von Friedrich Freiherr von Kulmer; herausgegeben von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz, mit 70 Abbildungen auf Tafeln, geh. 5 *M*, geb. 6 *M*. Das Buch entstammt dem Nachlaß eines jungen österreichischen Offiziers, der das Reich Kaiser Meneliks kreuz und quer durchforscht hat, den ein tragisches Geschick nach mehrjährigem Aufenthalt auf der Heimreise nach Europa hinwegraffte; es sind Tagebuchblätter, die den vollen Reiz unmittelbaren Erlebens an sich tragen, die die verständnisvolle Bearbeiterin zu einem prächtigen Buch über Abessinien zusammengefügt hat, wie es ähnlich noch nicht existiert. Beim Durchlesen dieser Blätter wird der Leser Zeuge überraschender und spannender Erlebnisse; er rückt unmittelbar in die Nähe des großen Menelik, kommt an seinen Kaiserhof, ist Gast des Herrschers und seiner Gattin Taitu und gewinnt plötzlich Einblick in eine Welt von urweltlicher Geschlossenheit und primitiver Schlauheit. Was hier psychologisch im Rahmen des Völkerproblems ergründet und erkannt worden ist, gibt einen Schlüssel zum Verständnis der eigenartigen Kultur Abessiniens. — „Unter Kirkisen und Turkmenen". Aus dem Leben der Steppe, von Dr. R. Karutz, Direktor des Völkerkundemuseums zu Lübeck, mit 70 Abbildungen auf Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Text, geheftet 5 *M*, gebunden 6 *M*. Über das Leben jener seltsamen Nomadenvölker, die auf der Halbinsel Mangyschlak in Russisch-Turkestan wohnen, gibt das Werk eines Ethnographen vom Fach zum erstenmal Aufschluß. Es sind Schilderungen, die gewissermaßen den Urzustand eines rassisch in sich geschlossenen Naturvolkes beleuchten, das bei aller Abgeschiedenheit von jeder Kultur noch das stolze Bewußtsein glückseligen Nomadentums besitzt. Die weite Steppe weist ihren Bewohnern besondere Aufgaben zu. Hier wächst die Kunst auf der primitivsten Linie zur Entfaltung heran, die simple Musik hat noch den Wohllaut, der sich an der Melodie der Vogelstimmen bildet, mit Hilfe von Instrumenten, die ganz den Ton der grenzenlosen Landschaft und ihrer natürlichen Sehnsuchtsklage wiedergeben. Wie Karutz den Tag des Steppenbewohners zu schildern weiß, wie er Gebräuche, Sitten und Anschauungen immer aus dem Urzustand des Nomadentums zu entwickeln versteht, das gibt seinem Werke einen fast künstlerischen Zauber.

Der seit kurzem erst bestehende Verlag „Die Lese", München, hat neben einigen lyrischen Editionen ein biographisches Werk von monumentalem Gepräge herausgegeben: „Henry Morton Stanley. Mein Leben" (2 Bände). Die Lebensgeschichte von Henry Morton Stanley, von ihm selbst erzählt, ist kürzlich von Lady Stanley, seiner Witwe, herausgegeben worden und hat in England und Amerika das größte Aufsehen erregt. „Ich möchte den jungen Männern aller Länder mit diesem Buche helfen," schreibt Lady Stanley darüber. Und der Herausgeber von Mc. Clures Magazine in New York schreibt: „Ich habe darüber nachgedacht, wie es von Hunderttausenden von Menschen gelesen werden könnte; es enthält die Grundzüge dafür: „Wie man die größte Tatkraft erlangen kann". Bekanntlich war Stanley, der Held, dem die Eingeborenen Afrikas den Namen Bula Materi, der Felsenbrecher, gegeben hatten, von Natur aus von weichem Gemüt, ein Mensch, der sich zeitlebens nach Liebe und



Güte sehnte. In diesem Buche wird erzählt, wie der elternlose Knabe vom Schicksal durch eine außerordentlich harte und rohe Schule geschickt wird, bis er selbst hart geworden war, um das große Werk — die Durchquerung Afrikas — zu verrichten. Ein Buch der Abenteuer, vollgepfropft mit seltsamen Ereignissen, wunderbaren Reisen, gefährlichen Erlebnissen und Fahrten, mit Chroniken von Hunger, Prügeln, Kämpfen, Krankheiten und entsetzlichen Entbehrungen. So vollgepfropft, daß ein Schiffbruch nur nebenbei mit zwei Zeilen abgetan wird.

Von neuen Einzelerscheinungen möchte ich, sei es für jüngere oder für ältere Kinder, noch auf folgende aufmerksam machen. Soviel ich weiß, ist an dieser Stelle schon einmal auf die köstlichen „Böcklin-Bonus-Kasperlbilderbücher" (Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.) hingewiesen worden. Ich tue es gern noch einmal. Handelt es sich doch um ein volkstümliches und zugleich vornehm künstlerisches und vor allem dem Wesen des Kindes angepaßtes Unternehmen. Die sehr drastischen, komischen Bilder, im Stile des Kasperltheaters gehalten, von schöner Farbenharmonie, werden Auge und Sinn des Kindes erfreuen und ergötzen. Bisher sind die vier Komödien erschienen (je zum geringen Preise von 1.25 ℳ): „Der hohle Zahn", „Freund Hein", „Der Schatz" und „Der Höllenkasten". Selbstverständlich sind diese ulkigen Szenen, deren Bilder von Carlo Böcklin, deren Verse von Berta Bonus herrühren, auch aufzuführen. Die Anweisung dazu ist den Heften beigegeben. Die Figuren sind vom Verlag zu beziehen. 2 Bücher und 4 Figuren kosten dann in Karton 12 ℳ.

Ein liebenswürdiges Buch von Peter Rosegger, „Das Buch von den Kleinen", ist im Verlage von L. Staackmann, Leipzig, erschienen. Der Dichter gibt es „den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre". Die einzigartigen Darstellungen Roseggers, in denen er durch viele seiner Schriften ganz verstreut seit Jahren seine Kinder und Enkel geschildert hat, hat er nun in einem Bande gesammelt und herausgegeben. Diese naiv-sinnigen Kinderbeschreibungen kann man nach pädagogischem Wert, an Gemütstiefe und echtem Roseggerschen Humor dem Bedeutendsten zurechnen, was Rosegger gedichtet hat. Sie bilden übrigens durchaus eine Einheit. Es ist damit ein rechtes Haus- und Familienbuch entstanden, wie es in dieser poetischen und herzlichen Art bisher noch nicht gegeben hat.

Für ältere Kinder und für Erwachsene sind die verschiedenen neuen Ausgaben der „Deutschen Sagen" der Gebrüder Grimm bestimmt. Eine hübsche Auswahl erschien im Inselverlag, Leipzig, eine umfassendere, sinnvoll ausgestattete im Verlage Hesse & Becker, Leipzig. Diese letztere Ausgabe ist mit dem schönen Doppelbilde der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, gezeichnet von Ludwig Emil Grimm, sowie mit einer Einleitung und einem vorzüglichen Register von Prof. Adolf Stoll versehen. Mit innigem vaterländischen Gefühl, mit tiefem Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Eigenart sammelten die Brüder die in vielen alten Büchern zerstreuten Überlieferungen der deutschen Vorzeit und hinterließen damit ihrem Volke ein Werk, das sich der gleichen Verbreitung erfreuen sollte wie Grimms Märchen. Die schöne Ausgabe von Hesse & Becker enthält 585 Sagen. Der erste Teil bringt die Ortssagen, der zweite die geschichtlichen Sagen. Hingewiesen sei auf den außerordentlich billigen Preis von 2 ℳ für die schön gebundene Ausgabe. — In demselben Verlage, wie ich gleich hinzufüge, ist auch eine umfassendere neue Ausgabe der klassischen Indianer- und Abenteuerromane J. F. Coopers, übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann, erschienen. Diese Romane, in dieser dem Original entsprechenden Fassung, sind allerdings nicht allein für die reifere Jugend sondern auch, und vor allem, für Erwachsene bestimmt. Die Bände I bis V enthalten die bekannten vortrefflichen „Lederstrumpferzählungen", Band VI „Der Spion", Band VII „Der rote Freibeuter", Band VIII „Der Bravo". Jeder Band, in großem, klarem Druck, in solidem Leinen gebunden, kostet 2 ℳ.

Ein Werk, das die gesamte Sagenwelt der Germanen umfaßt, hat Dr. Friedrich v. d. Leyen in Verbindung mit anderen Gelehrten unter dem Titel „Deutsches Sagenbuch"

herausgegeben (4 Bände, geb. je 2.50 M; C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München). Erster Teil: „Die Götter und Göttersagen der Germanen“; zweiter Teil: „Die deutschen Heldensagen“; dritter Teil: „Die deutschen Sagen des Mittelalters“; vierter Teil: „Die deutschen Volkssagen“. — In diesem verdienstvollen Werk sind die Schätze, welche die Brüder Grimm und nach ihnen viele fleißige Hände zusammentrugen, und die Erkenntnisse, welche die Forschertätigkeit zweier Menschenalter ans Licht brachte, sorgfältig gesichtet und wissenschaftlich verarbeitet. Das Werk will zugleich ein gutes Volksbuch sein und die Anforderungen der Wissenschaft erfüllen; es will die Sagen selbst sprechen lassen. Der Herausgeber erzählt und interpretiert dabei, er nimmt gegenüber den vielen Kombinationen und Hypothesen der vergleichenden Mythologie einen selbständigen Standpunkt ein. Er verliert sich nicht in allgemeine Betrachtungen, in vage Phantasien, er sucht vielmehr aus dem fest vorliegenden deutschen und nordischen Material den Charakter der germanischen Götter (vgl. Bd. I) zu enthüllen, ihre Beziehungen zur Natur, zur Volksseele, zur Volksgeschichte klarzulegen, und er kommt hierbei oft zu ganz neuen, überraschenden Ergebnissen, die dann auch interessante Vergleiche mit den Sagen anderer Völker, der Finnen, Esthen, Russen usw. zulassen. So werden v. d. Leyens Untersuchungen, da er zugleich sehr anschaulich und mit künstlerischem Empfinden darstellt, zu lebensvollen Charakterbildern der einzelnen Götter, des Wodan-Odin, des Donar-Thor, der Asen und Wanen.

In demselben Verlage sind die bekannten „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71“, von Karl Tanera, in neuer Auflage und gefälliger Ausstattung erschienen. Das Buch eignet sich auch für die reifere Jugend und besonders in unserer Zeit, die leicht geneigt ist, die mit Blut erkauften Errungenschaften jenes großen Krieges zu vergessen. Der Wert dieser allerdings ernsten, realistischen Schilderungen liegt einmal in ihrer Wahrheit, in der plastischen Kunst, mit der wahrhafte Erlebnisse dargestellt sind, sodann aber auch in ihrem moralischen Effekt. Tanera war eine heldenhafte Natur, die sich mit höchster Begeisterung dem Kampfe für das Vaterland hingab. Diese Glückseligkeit, die auch für das Grausamste, ja Grauenvollste noch Worte der Hingebung findet, mag uns dann und wann als einseitig erscheinen. Aber es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Worte des Verfassers, daß der Krieg die höchsten Anforderungen an die Energie, an die innere Zucht und Würde des Menschen stellt. Und deshalb wird man diese mit Begeisterung geschriebenen Erinnerungen eines Mannes nicht ohne tiefinnerliche Ergriffenheit lesen. — Ein ähnliches interessantes Werk, das ebenfalls von höchster Pflichterfüllung erzählt und deshalb der Jugend warm empfohlen sei, ist „Tagebuchblätter eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege“. Von Hero Tilemann (mit zwei Bildnissen und einer Karte, 2. Auflage; derselbe Verlag).

Ein Lebensbild „Kaiser Wilhelm II.“ hat Max Romanowski aus Anekdoten, heiteren und ernsten Szenen und charakteristischen Zügen von der frühesten Kindheit des Kaisers bis auf unsere Tage in gefällig erzählter Weise für die Jugend zusammengestellt (mit einem Titelbild und 33 Abbildungen; Verlag von Franz Goerlich, Breslau). Ich bin überzeugt, daß das mit Liebe geschriebene Buch, das menschlich sympathische Charakterzüge des Kaisers gesammelt hat, das, ohne die Legendenbildung zu fördern, Rücksicht auf das Verständnis der Jugend nimmt, Gutes will und auch Gutes zu stiften vermag.

Nicht vergessen sei endlich ein ernstes Buch, das Otto Rühle im Verlage von Albert Langen, München, hat erscheinen lassen: „Das proletarische Kind“, eine Monographie. Der herannahende, schon auf uns fallende Glanz des Weihnachtsfestes will auch ganz besonders in seiner ewigen und eigentlichen Bedeutung verstanden sein als ein vorausfallender Glanz späterer sozial glücklicherer Zeiten. Deshalb möchte ich diesen Überblick mit einem Hinweis auf dieses ernste Buch schließen, das von allen Müttern gelesen werden möchte. Otto Rühle hat sich der Aufgabe unterzogen, in seinem Buche wie in einem Brennspiegel

all die erschreckenden Tatsachen über den heutigen Entwicklungsgang der proletarischen Jugend zu sammeln; und ein scharfes Licht fällt auf die Verhältnisse der unteren arbeitenden Klassen und läßt insbesondere die Leiden der Kinder jener Volksschichten in erschütternder Deutlichkeit vor uns erscheinen.

Hans Benzmann



Lese

Goethe als Theaterdirektor

Goethe, so liest man im neuesten Heft der von Wilhelm Bode (im Verlage von Mittler & Sohn, Berlin) herausgegebenen „Stunden mit Goethe“, war unermüdlich, junge Talente mit Rat und Tat zu unterstützen. Damit aber ihre Pflege, Mühe und Aufwand für Proben von seiten des Theaters dem Institute rechten Nutzen bringe, so schloß Goethe nur drei- und mehrjährige Kontrakte ab. Dieser klugen Einrichtung ist insbesondere das treffliche Ensemble des Weimarischen Theaters zuzuschreiben. Urlaube zu Kunstreisen waren den Bühnenkünstlern eine terra incognita. Demoiselle Maas bat einst wegen einer Familienangelegenheit um Urlaub auf vierzehn Tage nach Berlin. Sie erhielt ihn unter der Bedingung, daß sie dort nicht spiele. Sie versprach, dies zu erfüllen, hielt aber nicht Wort. Als sie zurückkam, diktierte ihr Goethe acht Tage Arrest auf ihrem Zimmer bei militärischer Wache, die sie täglich mit acht Groschen vergüten mußte. Anfangs war sie wütend über diese unerhörte Behandlung; doch endlich tröstete sie sich mit dem Gedanken, durch ihr Gastspiel in Berlin ein Engagement am Königlichen Theater gewonnen zu haben.

Von Novitäten oder neu zu besetzenden Dramen hielt der Meister so lange Leseproben, bis jeder in den Geist seiner Rolle eingedrungen war; dann erst fanden die Proben auf der Bühne statt. Mitunter deklamierte er ganze Szenen vor. Die Mitglieder des Theaters hatten kein bestimmtes Fach und waren zu Statisten- und Chordienst verpflichtet. Zu kostspieligen Kostümen fehlten dem Theater die Mittel. Mit allem Äußeren verfuhr man mäßig; hingegen steigerte man das Innere, Geistige so hoch als möglich.

Nachdem Karl August die großherzogliche Würde angenommen, war man auf Verbesserung der Garderobe bedacht. Den Damen am Theater riet Goethe, von dem Nationellen und Zeitgemäßen ihrer Partien nur das zu wählen, was sie gut kleide. Er sagte: „Wenn ihr hübsch ausseht, so kann man vollkommen zufrieden sein.“ Übelklingende Namen der Theatermitglieder veränderte der Chef kraft seines Amtes für den Theaterzettel. Infolgedessen verlor eine Demoiselle Petersilie ihren Peter. Das Repertorium unter Goethes Direktorium war musterhaft. Parodien klassischer Stücke waren ihm ein Greuel. Das Weimarische Theater war damals in jeder Beziehung eine Bildungsanstalt. Die größten Theater Deutschlands folgten seinem Beispiele ...

Den 13. Oktober 1798 wurde das im Innern verjüngte Theater mit „Wallensteins Lager“ und einem Prolog eröffnet. Der geniale Schöpfer dieses Meisterwerkes und sein geliebter Freund, Goethe, leiteten gemeinschaftlich die Proben. Goethe war ruhig und sicher, Schiller lebhaft und skrupulös. Verschiedenheit der Ansichten über Arrangement des Theaters, Auffassung und Darstellung der Charaktere, oder ein kleinliches Streben, daß einer sich über den andern hätte erheben wollen, war nicht zu bemerken.

Ein Spiegel für manche unserer Regisseure, Theaterdirektoren und — Intendanten!

* * *

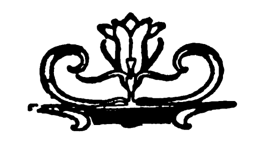
Nein, sie lesen keine Kritiken

Wie oft hört man aus dem Munde der Bühnenkünstler: „Ich lese keine Kritik." Und wie lesen sie sie! Und gerade die bedeutendsten Künstler sind, wie im „Berl. Lokal-Anzeiger" festgestellt wird, für Lob und Tadel der Rezensenten am empfänglichsten und — empfindlichsten. Mögen sie auch noch so sehr mit ihrer Gleichgültigkeit prahlen, in ihrem Innern sieht es doch ganz anders aus, und gerade die scheinbar gleichgültigsten sind die schlimmsten. Der weltberühmte Talma konnte zehn Seiten voll Lob über sich zehnmal hintereinander lesen. Der großen Mars raubte es den Schlaf, wenn sie sich irgendwo getadelt wußte. Sie setzte alles daran, um die Scharte durch ein gleiches Lobesquantum wieder auszuwetzen. Ludwig Devrient, der in Breslau sehr häufig in Konflikte mit Rezensenten geriet, war in Berlin noch viel penibler darin; er gab sich alle erdenkliche Mühe, um mit den Herren der Feder gut zu stehen, und ging sogar so weit, daß er bei jeder neuen Rolle von Bedeutung in Briefen an die einflußreichsten Kritiker darauf hinwies und seine Ansichten darüber entwickelte. Iffland zog es vor, sie jedesmal mündlich auszutauschen. Das seltsamste Beispiel für unsere Behauptung war der berühmte Brockmann. „Ich mach' mir den Kuckuck draus," sagte er oft, „ob sie mich loben oder tadeln. Wenn mich nur das Publikum mit Beifall überschüttet, dann hab' ich mein Ziel erreicht, alles übrige ficht mich nicht an." Ja, er behauptete sogar, sich überhaupt niemals um Zeitungen zu kümmern; er läse das Zeug über das Theater und sein Spiel niemals. Ein Zufall sollte das Gegenteil offenbaren. Auf einem Spaziergange verlor Brockmann 200 Gulden Papiergeld. Indem er nun diesen Verlust, der ihn sehr schmerzte, öffentlich bekanntmachte und um Rückgabe von seiten des ehrlichen Finders bat, setzte er hinzu, das Geld habe in einem Hefte des Wallishauserschen Theaterblatts gelegen. Merkwürdigerweise war der Finder ein — Rezensent. Und was hatte dieser am Funde wahrgenommen? In jenem Blatt befand sich die Kritik einer der besten Rollen Brockmanns, und dieser hatte am Rande derselben die charakteristische Bemerkung gemacht: „Der Herr Rezensent hätte wohl etwas mehr über mich sagen können. Mein lieber Dauer, Sie sprechen ja wohl gelegentlich mit ihm darüber." Der Hofschauspieler Dauer mußte nämlich dem Kollegen Brockmann alle Kritiken über ihn heimlich zustecken und bei den Rezensenten dessen Wort führen.

* * *

Molière oder Strauß und Reinhardt?

Molières Komödie „Der bürgerliche Edelmann" soll im „Deutschen Theater" in einer Umarbeitung von Hofmannsthal aufgeführt werden. Die fünf Akte des Urstücks sind auf ganze zwei zusammengestrichen, dafür aber ist das von Molière vorgesehene Ballett durch eine Oper für ganz kleines Orchester ersetzt worden, deren Musik von Strauß herrührt. Daß unsere literarischen Feinschmecker sich nur nicht den Magen an diesem Ragout verderben!





Vulkanisches Werden

Zu Anselm Feuerbachs Briefen an seine Mutter

Von Dr. Karl Storck

Mir ist wie im Zwischenakt einer großen Tragödie: Die Peripethie muß eintreten, das aufgeregte, von Teilnahme für den Helden erfüllte Herz klammert sich an die Hoffnung, daß es noch gut werden kann, während unser inneres Ohr bereits die schweren Flügel der Tragödie rauschen hört und ein dunkles Verhängnis sich unabwendbar erfüllen fühlt.

Daß zunächst nur der erste Band der Briefe Anselm Feuerbachs an seine Mutter (Berlin, Meyer & Jessen, 6 M) in sehr schöner Aufmachung herausgekommen ist, erscheint mir fast als ein Glück. Er reicht bis zum Jahre 1860, bis ans Ende des ersten römischen Aufenthalts, und führt auf dem Dornenwege des Lebens Anselm Feuerbachs an eine jener zahlreichen Biegungen, von denen aus ein Blick ins grüne Land der Hoffnung sich auftut. Wir alle wissen aus der Lebensgeschichte des Künstlers, daß auch diese Hoffnung trügerisch war, daß sich sein Geschick mit der ehernen Härte der antiken Tragödie erfüllte. Aber wir haben die Hoffnung, die Beruhigung des Zwischenaktes.

Tragödienhaft ist die ganze Einstimmung. „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!“ mahnt Goethes Iphigenie. „Der fürchte sie doppelt, den je sie erheben.... Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge vom ganzen Geschlecht dann und meiden im Enkel die ehmals geliebten, still redenden Züge des Ahnherrn zu sehen.“ Feuerbach! Der Name hat für dieses Geschlecht Bedeutung und ist nicht Schall und Rauch wie zumeist. Etwas Promethidenhaftes ist in den Männern dieses Hauses; ihre Naturen sind wie Vulkane, Feuerbäche. Körperlich schön, geistig von höchster Veranlagung, voll herrlichsten Strebens, wird ihnen die Schönheitssehnsucht zum Fluche. Durch sie geraten sie in Zwiespalt mit der Welt; ihre körperlichen Kräfte zerreiben sich mit den Widerständen enger Verhältnisse. So war es dem Großvater unseres Künstlers ergangen, dem großen Juristen, der für Kaspar Hauser den Kampf aufnahm. Dann war es das Geschick

des Philosophen Ludwig Feuerbach, dessen Bruder, Anselms Vater, seine reiche Seele in einem Gemütsleiden vertrauerte. Oft kehren in den Briefen des Künstlers diese Erinnerungen an sein Geschlecht wieder. Stolz beruft er sich auf den Feuerstrom seines Innenlebens, und mit einer lauten Zuversicht, die uns doch etwas zur Selbstberuhigung gemacht erscheint, tröstet er sich, daß ihm das Geschick seines Vaters nicht drohe, weil er zu klar im Leben stehe.

Ich glaube nicht, daß es einen zweiten derartigen Briefwechsel in der Weltliteratur gibt. Schon deshalb, weil für die vorliegenden Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Briefschreiber und Empfänger ein solches Zusammengehen kaum wieder denkbar ist, wie in diesem Falle. Die Herausgeber der Briefe haben die Bezeichnung gewählt „Briefe an seine Mutter“. Und gewiß dürfte dieser edlen Frau auch von der Welt der Name „Mutter“ nicht geweigert werden, den ihr der Stiefsohn mit überströmendem Herzen von Kindheit an bis aufs Todbett geschenkt. Aber ich glaube nicht, daß ein Sohn, und sei er der liebe- und vertrauensvollste, zu seiner Mutter, und sei sie die gütigste und verständnisinnigste, ein solches Verhältnis gewinnen kann, wie es Anselm Feuerbach zu seiner Stiefmutter Henriette gefunden hat. Er schreibt einmal in auflodernder Begeisterung aus Venedig, am 10. April 1856: „Meine liebe Mutter! Ich habe Deinen letzten lieben Brief so lange herumgetragen, bis er ganz fadenscheinig geworden ist, und ich glaube wirklich, daß ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, ein solches inneres Verständnis ein Stück Glückseligkeit auf Erden ist, und wenn wir keine Kämpfe gehabt hätten, würde es auch nie so geworden sein, wie es nun ist.“

Ich glaube, die Verwandtschaft des Blutes muß fehlen, um ein solches Verhältnis zu ermöglichen, das die Vertrautheit des Freundes, die Sorglichkeit des Bruders, die Leidenschaft des Geliebten und allerdings auch die in ihrer Einzigartigkeit gar nicht näher zu bezeichnende Liebe des Sohnes in sich vereinigt. Vielleicht beruht das bei einer so leidenschaftlichen Natur und einem so ganz dem Augenblick hingegebenen Menschen doppelt auffällige seltsame Verhältnis Feuerbachs zu den Frauen auf dieser ganz einzigartigen Stellung, die die „Mutter“ in seinem Leben und in seinem ganzen Vorstellungskreise einnimmt. Er schreibt es so oft als Entschuldigung für die Mitteilung seiner Selbstquälereien und andere doppelt quälenden Verstimmungen und Selbstvorwürfe, daß er ja sonst keinen Menschen habe, und daß ihm diese Entladungen seines übervollen Innern die ersehnte Erleichterung brächten. Vielleicht ist er aber gerade deshalb zu wirklicher Männerfreundschaft wie zu hingebender Frauenliebe unfähig gewesen, weil er in der Stiefmutter alles fand: Freund, Geliebte, mütterliche Beraterin und weibliche Sorgerin.

Das Bild dieser Frau ersteht vor uns wie das Bild einer altdeutschen Madonna auf Goldgrund gemalt. Ein Urbild weicher, reiner, gütiger Weiblichkeit. Wie ein Gnadenbild ist sie, zu dem des Sohnes Gedanken, Sorgen, Mühen und Ängste und auch seine spärlichen Freuden wallfahrten aus den weitesten Fernen der körperlichen Trennung, in der sie das Leben fast dauernd erhielt.

Die Briefe setzen 1845 ein mit der Reise des sechzehnjährigen Anselm auf die Kunstakademie nach Düsseldorf. Aus ihnen läßt sich dann lückenlos die innere und, unter Zuhilfenahme weniger von der Forschung beigebrachter Daten, auch



Die Anbetung der Hirten

Relief aus dem Dom zu Worms (1487)



die äußere Entwicklung des Künstlers verfolgen. Der Raum reicht hier bei weitem nicht aus, diese Arbeit mit dem Leser gemeinsam vorzunehmen. Nur auf einige Punkte sei beim Durchblättern des Buches hingewiesen, die besonders charakteristisch sind für die Psyche des Künstlertums überhaupt und danach für uns Empfangende, insbesondere für uns Deutsche als Empfangende dem Künstler gegenüber.

Wie fast alle unsere größeren Künstler, hat auch Feuerbach von vornherein mit den äußeren Sorgen des Lebens zu kämpfen gehabt. Die Vermögensverhältnisse des elterlichen Professorenhauses waren sehr knapp. Jede dem Sohne zum Studium übersandte Summe bedeutete ein Opfer. Die aristokratische Seele des Sohnes litt um so mehr unter diesen Opfern, als seine ganze Natur auf der anderen Seite ihn zu einem vornehmen, ja reichen Leben drängte; nicht zur Befriedigung niedriger Bedürfnisse, sondern aus einem Sinn harmonischer Schönheitsgestaltung des ganzen Daseins heraus, dem allein schließlich auch sein wunderbares Schönheitsempfinden in der künstlerischen Welt zu verdanken ist.

Frühreif, geistig ungemein rege, mit einer erstaunlichen Aufnahmefähigkeit begabt, bleibt sein inneres Empfindungsleben dauernd ein Feuerstrom, der ungleich der zähen, langsamen und zielsicheren Arbeit des Wassers, auf eine gewaltsame Lösung angewiesen ist. Versengender Glut folgt eisiges Erkalten. Alle Erkenntnisse kommen blitzmäßig, alle Entschlüsse werden plötzlich gefaßt und erscheinen dann als das einzig Richtige, unumgänglich Notwendige, um nach wenigen Tagen verurteilt zu werden. So schwanken auch die Urteile über Geschehnisse und Personen.

Trotzdem habe ich nicht die Empfindung von Launenhaftigkeit, die selbst Feuerbachs Freunde entschuldigen und erklären zu müssen glauben. Ich sehe darin mehr eine wunderbare Naivität der Hingabe an das Leben, unterstützt durch eine außerordentliche Beweglichkeit des Intellekts, der sofort infolge einer leichten Verschiebung in irgend einer Einzelheit das gesamte Gebäude umwirft und von Grund auf neu errichtet. Auf die andern, die eben erst vielleicht mit Mühe sich in seine Pläne hineingedacht haben, und sich mit bestem Willen diese zu eigen zu machen streben, aber noch einige zu beherzigende Einwände vorbringen, muß es nun freilich als Unstetheit wirken, wenn auf Grund eines als richtig erkannten oder auch mitgefühlten Einwandes alles umgestoßen und von diesem Einwande aus neu gebaut wird. Das gute Herz Feuerbachs spielt da ebenso oft mit, wie sein leidenschaftlicher Geist. Er kann den Gedanken nicht vertragen, den Lieben daheim Kummer und Sorge zu schaffen, vermag nicht, sich in Widerspruch mit ihnen zu fühlen, und ist darum stets bemüht, die von zuhause empfangenen, vielleicht nur zwischen den Zeilen herauszulesenden Gedanken sich zu eigen zu machen und leidenschaftlich zu zeigen, daß es gerade so für ihn selbst am besten sei.

Man muß eben auch bedenken, daß dieser Jüngling außerordentlich früh in die künstlerische Laufbahn eintrat, und zwar bei aller Naivität mit einer instinktmäßigen Anlage auf eine ganz eigenartige Größe und Einfachheit, die ihn von vornherein genau so in Widerspruch setzt zu der ganzen Kunstwelt um ihn herum, wie später seine vollendete Kunst in Widerspruch stand zu der der anderen. Es

erfüllt einen immer mit neuem Staunen für das Erhabene der inneren Notwendigkeit, mit der das große Genie handelt, daß Feuerbach eigentlich von Anfang an recht gehabt hat mit jenen Wünschen für seine Ausbildung, die den anderen gerade als die launenhaftesten und kurzsichtigsten erscheinen mußten.

Wäre er minder beweglichen Geistes gewesen, weniger intelligent und darum weniger fähig, alles zu überlegen, was ihm von vernünftigen und wohlmeinenden Leuten gesagt wurde; hätte er sein wunderbar schönes Elternhaus nicht gehabt; wäre er ganz brutal ins Leben hinausgeschleudert gewesen, so hätte er seinen künstlerischen Weg leichter gefunden. Freilich war er wohl kaum einem solchen brutalen Leben gewachsen. Dazu fehlte ihm die rein stoffliche Stärke. Es ist, als ob sein Körper das unheimliche Auf und Ab seines geistigen Lebens getreulich mitmachen müßte; sein ganzes Nervensystem ist von höchster Empfindlichkeit. Eine robustere Natur — ich denke an Böcklin — wäre andererseits auch frei geblieben von der etwas sentimentalen und auch selbstgefälligen Selbstquälerei. Was gewiß den schönsten Reichtum für Feuerbach ausmachte: daß er eben einen Menschen hatte, dem er diese Briefe schreiben konnte, in denen er rückhaltslos die Zustände seines Innenlebens aufdeckte, — das war doch andererseits auch die Ursache zu einer steten Selbstbespiegelung, während es sicher dem Menschen gut tut, zu manchen Zeiten der Entwicklung gar nicht dazu zu kommen, sich mit sich selber zu beschäftigen. Man wird sich sonst auch leicht selber zu wichtig. Freilich hätte wohl ohne diese Anlage und diese Umstände auch kaum dieses geradezu wunderbare Selbstbewußtsein der Berufung zum Höchsten und Heiligsten eintreten können, das jetzt die stärkste Kraft für die tragische Einstellung der Selbstaufopferung dieses Künstlers für sein Ideal ausmacht.

Von dem „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ der Feuerseele ihres Sohnes erhielt die Mutter schon in den ersten seiner Briefe charakteristische Proben. Am 7. April 1845 schreibt er von Köln: „Kurz, ich bin aller Welt gut und bin in Köln und Mainz überall heimisch, wie in Freiburg; kurz, ich kann das Gefühl nicht aussprechen. — Jedes Ereignis sehe ich von der besten Seite. Wenn dieses Gefühl mich nicht verläßt, wozu es viel zu tief eingewurzelt ist, so werde ich, wo ich bin und gehe, der glücklichste Mensch sein.“ Am 11. April aber heißt es: „Sieh, liebe Mutter! welche Gefühle mich bedrängten, kann ich gar nicht beschreiben. — Und Gott kannst du danken, daß ich in keinem dieser Gefühle geschrieben habe, sondern jetzt, da ich ruhig und gefaßt bin.“

Die Düsseldorfer Zeit ersteht klar vor uns, nicht nur für das Auf und Ab der Jünglingsseele, sondern auch für das ganze Bild des Düsseldorfer Kunsttreibens. Der alte Schadow, der als absoluter Herrscher in diesem Kunstreiche waltet und den begabten Jüngling gleich für seine besondere Bedienung braucht, der feinere und zurückhaltendere Lessing, der etwas gedrückte Sohn treten gerade dadurch deutlich hervor, daß Anselms Urteile die verschiedenartigsten Stimmungen widerspiegeln.

Außerordentlich bezeichnend ist, wie früh in Widerspruch mit seiner ganzen Umgebung Feuerbach fühlt, wo die Schwächen der äußerlichen Historienmalerei liegen, wie er empfindet, wo andererseits das Große, Belebende der Idee, auch



der der Geschichte, für die Kunst hervorbricht. So heißt es in einem Briefe des Sechzehnjährigen: „Ich kann nicht sagen, ob ich rein Historienmaler werden kann, alte Sagen, bloße Gedanken ohne eigentlichen historischen Ursprung, mir ist es immer, als wenn zu reine Historienmalerei unpoetisch wäre; mich reizt eher die Hunnenschlacht von Kaulbach, wo die Geister der Erschlagenen in den grauen Lüften kämpfen, als reine historische Schlacht, wie die bei Ikonium von Lessing, wo jede Figur der Herzog oder der, das Wappen so und das wieder so. — So z. B. reizt mich mehr ein Barbarossa im Kyffhäuser, als ein Barbarossa, der Mailand demütigt."

Und am Allerheiligentage dieses selben Jahres 1845 verteidigt er vor den Eltern eine eigene Komposition, die ein glückliches Faunenleben darstellen sollte, gegen Einwände Schadows, der den Gegenstand als Spielerei, als Null bezeichnet hatte: „Überhaupt gebe ich auf all dieses Haschen nach Großartigkeit nichts, nein, recht einfach, aber wahr. Ich denke mich in mein Bild immer mehr hinein, bis ich selbst der kleine Schläfer werde usw. Wenn die Sachen auch liederlich gezeichnet sind, so sind sie doch voll Leben und Kühnheit, und die Düsseldorfer können mir alle gestohlen werden mit ihren klagenden Akten. Ich will lieber voll Feuer sein, wie Rubens, als richtig gezeichnete Schatten zutage fördern."

In diesem Sechzehnjährigen wühlt eine Verantwortlichkeit des Künstlerberufes, wie sie nur selten die auf der Höhe wandelnden Meister überfällt. „Ich fühle jetzt erst, was es heißt, ein Maler sein, ein ewiges Ringen und Kämpfen nach dem Ideal. — Ich werde wohl nie ganz das erreichen, nach was ich strebe, immer werde ich unvollkommen bleiben; ich glaube, es ist die schwierigste und höchste Aufgabe, die Kunst, es ist eine unerschöpfliche Quelle, deren Anfang noch Ende wir kennen, sondern bloß ahnen. Ein rechter Maler wird der glücklichste aller Menschen, aber auch zuzeiten der unglücklichste sein; er fühlt sein Nichts, er hat das erhabenste Ziel vor Augen, das er auf dieser Welt nicht erreichen kann; doch wie schön ist die Hoffnung und der Gedanke an ein rastloses Jagen und Streben nach dem Höchsten."

Früh fühlt Feuerbach, daß Düsseldorf nicht der rechte Platz für ihn ist. Es verlangt ihn nach Belgien, vor allem aber nach Paris. In ihm lebt ein heiliges Streben nach Natur, deren Schönheit ihn zum Gebete niederzwingt. Dann ringt es sich ihm wieder einmal los: „Mein größter Fehler ist diese sprudelnde Fülle von Geist, die in sich gährt und wütet, daß es mir manchmal fast den Kopf zersprengt; meine arme Ruhe, meine Ruhe, ich beneide alle die, welche so sicher und zufrieden ihren Weg gehen; ach, es ahnt niemand, wie es hier pocht." Und wieder im gleichen Briefe aus den ersten Tagen des Jahres 1847 ein tiefes Wort für die Tragik des frühreifen und auch geistig stark veranlagten Künstlers: „Ich bin nur zu früh reif und weiß, was ich *soll*, ehe ich es *kann*." Seine edle Natur bäumt sich auf gegen die Mittelmäßigkeit und Selbstzufriedenheit rings um ihn. „Was Mittelmäßiges werde ich nicht, entweder nichts oder etwas Rechtes." Und dann in schönster Künstlerreinheit, im Haß gegen alles Strebertum: „Ich will mir keinen unsterblichen Ruhm verschaffen, nein, das fällt mir nicht im Traume ein, sondern ich will bloß meine Seele auf die Leinwand bringen lernen, mehr

will ich nicht, aber eher ruhe ich auch nicht, bis sich dieser glühende Drang einmal auf einem weiten Leinwandfelde verbreiten kann. Ob's den Leuten nun gefällt oder nicht, so habe ich's gewollt und gedacht, das genügt mir." Lieber wolle er sein ganzes Leben verträumen, als mit einer Nüchternheit Bilder malen, wie er sie auch bei dem ob der Gediegenheit seiner Arbeit von ihm immer hochgeschätzten Lessing sieht.

Aber viel eher sagt ihm noch diese gediegene Nüchternheit zu, als die ganz auf äußere Brillanz gestellte Technik, wie er sie im Jahre darauf (1849) in München in Schorns Malerschule kennen lernt. „So wenig Poesie und Gemüt — einer malt wie der andere, aber die Bilder sind prächtig, Stoffe schillernd, nur Wärme fehlt... Die Technik dort hat mich fast kleinmütig gemacht, dagegen die Bilder kalt gelassen. Ich ging weg zu meinem Bild, und ganz klar stand mir mein Verhältnis zur jetzigen Malerei: Jenes sind Maler und du bist Künstler."

Ja, dieses Künstlertum! Es ist dem Jüngling schon jenes Priestertum, an dem sich der Mann immer wieder aufrichtete. So bäumt er sich auf gegen all den Zwang und die Rücksichtnahme, die ja Erfolg bringen, aber unter „denen man kein Künstler werden kann. Was geht vor, soll ich ein tüchtiger Künstler werden oder ein bevorzugter Mensch, protegiert von allen Seiten, ohne eine Idee der echten Künstlerschaft zu haben?" Und dann kurz entschlossen: „Ich will lieber Soldat werden, als daß ich diese akademische Komödie noch länger fortspiele."

Dann folgen wir dem Jüngling nach Antwerpen, und dann endlich nach Paris. Paris, über das er noch von Italien her urteilte, daß es ihn „trotz den vielen Irrtümern doch erst zum Künstler gemacht habe", Paris, von wo aus er schon im Dezember 1852 schreibt, daß ihn zum erstenmal eine „namenlose endliche innere Seelenruhe" erfülle, mit der er täglich seine Fortschritte sehe und fühle. Der Verlust des Vaters zeigt uns den Jüngling als reifen Mann. Er wird gestählt zum Kampfe gegen sein schweres Geschick; wir sehen ihn Porträts malen zu fünf Franken das Stück und sich in den Kleidern auf die harte Pritsche legen, wenn sein Körper vom Fieber geschüttelt ist. Immer schärfer wird auch sein Geist, mit dem er die Kunst um ihn herum durchschaut. Bezeichnend ist sein Urteil über Knaus, den er menschlich recht liebt, aber als Künstler in seiner Nichtigkeit (vom höchsten Standpunkte aus gesehen) erkennt: „Sieh, wenn ich unseren Freund Knaus, der bei uns angestaunt, reich gemacht, verehrt und bewundert, ansehe, und das was er leistet, dann danke ich Gott auf den Knien, daß ich nicht er bin, dann möchte ich arm bleiben mein Leben lang, und wenn ich so malen wollte und die Leute mich liebten, lieber nicht geboren werden."

Hier in Paris gelingt ihm zum erstenmal ein Bild, das auch heute noch in der Reihe der echten großen Feuerbachs steht: Hafis vor der Schenke. Vieles andere verkümmert, und erschütternd sind die letzten Worte, die er aus Paris als Nachschrift eines Briefes nach Hause sendet: „Mein angefangenes Bild darf niemand sehen, denn nur ich allein weiß, was ich daraus hätte machen können."

Es scheint, als ob unseren deutschen Künstlern immer die deutsche Heimat das schwerste Leid bringen müsse. Kleinheit der Verhältnisse, Kleinlichkeit der Menschen, damals wohl auch Armut oder doch große Beschränktheit der Mittel,

und darum Eifersucht und Neid bei den vielen, die sich an die wenigen Stellen herandrängten, wo etwas zu holen war. Die Briefe aus dem Karlsruher Jahr (1854/55) sind die bittersten, die Feuerbach überhaupt geschrieben hat. „Länger als drei Wochen kann und darf ich nicht mehr hier bleiben, sonst bin ich physisch und moralisch tot“, heißt es gleich im ersten. Die erbärmlichste Not drückt ihn nicht so furchtbar nieder, wie die niedrige Gesinnung gegen seine Kunst. Die Stimmung sinkt so tief, daß er einmal schreibt: „Mein Bild ist fertig und gewiß feiner als der Aretino, allein es macht mir keine Freude mehr.“ Gleich darauf reckt er sich auf. „Ich habe die Augen offen gehabt und habe wenigstens diese Kretins besiegt, jetzt aber wird meine Sehnsucht riesengroß nach ernstem Studium an einem Ort, wo die Luft geheiligt ist... Ich verzapple mich förmlich in Bildern, die ich nicht malen kann und die noch alle gemalt werden müssen.“ Endlich kommt die Erlösung, der Landesfürst greift ein, und mit einem Stipendium wird Feuerbach nach Italien geschickt.

„Ich bin da, wo ich sein muß,“ klingt es aus dem von Begeisterung überströmenden Herzen. Dieses Glück, in Italien weilen zu dürfen, hat den Künstler nie verlassen. Gewiß, er hat mit inniger Liebe am deutschen Vaterlande gehangen, und die furchtbar harten Worte, die er gegen dasselbe schleudert, die bitteren Aussprüche des Hasses, sind nur Äußerungen ungebrauchter Liebe. Aber Italien war seine künstlerische Heimat. Die großen Künstler der Renaissance erschienen ihm als „eine Brüderschaft“, der er selber als ein verspätetes Mitglied angehöre. Gerade wegen dieser inneren Zugehörigkeit zu dieser großen, über den Alltagsjammer hinausgehobenen Kunst vertiefte sich Feuerbachs Verhältnis zu dem Italien seiner inneren Sehnsucht immer mehr. Zwei Jahre später schreibt er aus Rom: „Im Anfang glaubt man, wie man sich's gedacht, sei's doch schöner als die Wirklichkeit, nachher wird die Wirklichkeit so ewig groß, daß die ehemalige Vorstellung zu einem Popanz zusammenschrumpft.“ Und wieder zwei Jahre später, kurz vor dem Ende des ersten Aufenthalts in Italien, als die Verhandlungen mit der Heimat ihm wieder die ganze Kleinlichkeit der dortigen Verhältnisse vor Augen stellen, heißt es: „Jetzt erst, nachdem mir die Holzböcke wie ein spukhafter Traum wieder so nahe an die Seele gerückt sind, empfinde ich erst, wie holdselig trotz aller Armut mein bisheriges poetisches Schaffen war, und was mir zur Last geworden war, wird mir von neuem ein liebes Geschenk, was ich, Gott sei mein Zeuge, von jetzt an unbeirrt hegen und pflegen werde.“

Das Glück blieb ja nicht lange ungetrübt. Künstlermoral und Bureaumoral sind etwas so Grundverschiedenes, daß sie immer und überall zusammenstoßen werden. Der Bureaumensch haftet am Buchstaben und an der Stunde, der Künstler hält sich an den Geist, und ihm, dessen Beruf es ist, Dauerwerte zu schaffen, stellen sich auch die Zeitverhältnisse des gewöhnlichen Lebens anders dar. Man soll da nicht viele Vorwürfe machen, sie können beide nicht anders sein. Die Tatsache, daß die Künstler — die großen wenigstens unter ihnen — immer von der Geschichte recht bekommen haben, ich meine auch moralisches Recht, wird kaum einen Bureaukraten oder Spießer bekehren. Denn dann müßte er ja im neuen Falle erkennen, daß er es mit einem wirklichen Künstler zu tun hat. Das aber

erschließt sich dem Spießerauge niemals in der Wirklichkeit, sondern immer erst aus der Geschichte. So geriet denn auch Feuerbach, gerade weil er viel mehr tat, als er eigentlich zu tun verpflichtet war, sehr bald mit der Stipendienverwaltung im heimischen Karlsruhe in Streit, und seine empfindliche Künstlerseele litt furchtbar unter geschäftlichen Verhandlungen, die von jenen Bureauleuten sicher nur als vorgeschriebener Amtsweg begangen wurden.

Eins freilich wurde dem Künstler, der jetzt in Italien aus der Zeit tappender Versuche völlig herauskam, und aus dessen gequälter Seele ein Werk ums andere immer größer und schöner herauswuchs, zur unumstößlichen Gewißheit: „Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich jetzt, mein Leben wird erst zur Ruhe kommen, wenn ich tot bin, Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben." Diese Überzeugung wird ihm wie ein inneres Glaubens- und Sittengesetz. An der Stirn seines Bildes ist ihm geschrieben: „Vollende mich, ich werde noch so dastehen, und wenn du selbst längst begraben bist!" Und als alles um ihn herum unsicher und zerfahren wird, da sagt er sich selbst: „Anselm, was wären deine Bilder, was wäre dein Leben, wenn dir das Schicksal mehr förderlich wäre! Hätten deine Bilder diese ruhende Leidenschaft, wenn du selbst so ruhig wärest? Oder sind solche Dinge nicht wert, daß man ihretwegen vom Schicksal nicht ein wenig gebeutelt sollte werden? Machst du deiner Mutter eine größere Freude, wenn du etwas Schlechteres machtest? Und am Ende müßte ich sagen, daß, weil ich es wirklich so ernst meine, das Schicksal mir gewiß helfen wird, und sei es nicht meinetwegen, doch meiner Bilder wegen."

Diese Überzeugung seiner inneren Verbindung mit dem Schicksal oder der Vorsehung wird zu einer fatalistischen Gewißheit, die ihn selbst in schweren körperlichen Erkrankungen nicht verläßt. Er weiß: „Ich habe noch so und so viel zu tun; bevor ich das nicht getan habe, kann ich nicht sterben." Und aus derselben großen Überzeugung von seiner heiligen Pflichterfüllung gegen den inneren Beruf gewinnt er für sich die Sicherheit, daß er auf dem rechten Wege ist. So heißt es einmal Mitte 1857: „Daß meine Richtung in meiner Kunst noch keine geldbringende ist, kann mir nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn ich wäre auch lieber reich als arm; daß ich aber dabei bleibe trotz Armut, ist ein Beweis für die Güte meiner Sache. Überhaupt weiß die Natur immer, was sie tut, wenn sie Leuten dieses oder jenes Talent verleiht, so gibt sie ihm auch die Berechtigung um ihrer selbst willen." (Man vergesse nicht, das sind alles Ausführungen eines in der Mitte der zwanziger Jahre stehenden Künstlers.)

Liegen in diesem heiligen Glauben an den künstlerischen Beruf die Kräfte des Widerstandes, so ist gerade die vornehme Künstlerseele wehrlos gegen die Gemeinheiten der Welt und gegen die aus der Froschperspektive des Alltags vielleicht ganz korrekte, aber gerade darum den höher hinaus Strebenden um so schwerer verletzende Spießermoral. „Ich habe in mir ein heiliges Gelübde abgelegt, ich will mich freimachen durch meine Werke, unabhängig, sonst bringen mich diese erbärmlichen Krämer- und Pietistenseelen mit Stecknadeln langsam um." Das ist im November 1855, und ein halbes Jahr später heißt es: „Ich kann nicht mehr schreiben, es tut mir etwas sehr weh, ich habe so heiß und schön das Rechte ge-

wollt und gefühlt und bin verekelt, mit Vorwürfen überhäuft, zurückgeworfen worden. Darum möge es jetzt jenseits der Alpen für mich fertig sein. Ich habe in der Stille einen heiligen Eid geschworen und gefleht, daß mir hier eine Heimat werden möchte und nie mehr eine Stimme von dort her mich belästigen möge."

So etwas liest sich hart und bitter für einen, der sein deutsches Vaterland lieb hat. Und es wallt ein Zorn in einem auf gegen den Künstler, der diese harten Worte niederschreibt. Aber zur selben Zeit litt Ähnliches die Feuerseele Platens, und Richard Wagner schleuderte seine Anklagen aus der Züricher Verbannung in die Welt. Die Reihe ließe sich so noch lang nach rückwärts und vorwärts fortsetzen. Wir haben nichts davon, wenn wir uns entrüstet von solchen aus gequälten Seelen hervorgestoßenen Vorwürfen abwenden, oder sie als nervöse Künstlerlaunen abtun. Es muß etwas in unserem deutschen Leben liegen, was ein vornehmes Künstlertum leicht aufs schwerste verletzt und kränkt. Eine Kleinlichkeit des Empfindens, zumal wenn Geldfragen in Betracht kommen. Dann verliert der Deutsche jegliche Vornehmheit. Er versteht es nicht, so zu unterstützen, daß der andere dadurch nicht gedemütigt wird. Bei Feuerbach kehren solche Stellen immer wieder. „Warum mir Stiegels (eines wohlmeinenden Frankfurter Bekannten) Interesse zuwider ist? Weil er von Kunst nichts versteht, sondern redet nur nach; sein Interesse betrifft mich und meine Armut." Er hatte ganz recht gefühlt. Kurze Zeit später heißt es über dieselbe Angelegenheit: „Es war wieder so echt deutsch. — Gute Ratschläge, nichts Bestimmtes — Takt und feines Gefühl ist das erste; alles andere belästigt und hilft nichts ... Wer es verstünde, auf die feinste Art zu helfen, der brauchte nur zu sagen: ‚Feuerbach, malen Sie mir ein Bild für so und so viel!' Das andere ist alles ungewisses Zeug." Und dann wieder: „Man fühlt sich eigen berührt, wenn man immer auf andere angewiesen ist, statt daß der einzige glühende Wunsch in Erfüllung geht, daß die Leistungen es sind und fremde Menschen, die es ohne Freundschaft der Sache zuliebe tun."

Ich könnte noch Dutzende solcher Stellen hier anfügen. Auch das ist kein vereinzelter Fall, nicht etwa bloß Feuerbach. Dieselben Stimmungen kehren im Briefwechsel fast aller unserer starken, ringenden Künstler wieder. Sie sind mir oft genug im persönlichen Verkehr begegnet. Der Künstler will Vertrauen, braucht es, und noch niemals hat ein Künstler ein ihm auf diese Weise entgegengebrachtes Vertrauen getäuscht. Sollte man bei einem Künstler diese Erfahrung der Täuschung machen müssen, so streiche man ihn aus seinem Innern, nicht nur als Menschen, sondern auch als Künstler. Er ist keiner.

Wenn die Leute wirklich so gute Rechner wären, wie sie sich meistens einbilden, es zu sein, so würden sie den Künstlern gegenüber überhaupt derartig handeln. Edel wäre es freilich, wenn sie es aus innerem Kunstgefühl, aus wirklicher Nächstenliebe täten. Denn die Liebe liegt ja doch darin, daß man nicht sich, sondern den andern sucht. Dadurch bereitet man dem andern eine Heimat bei sich selbst, einen Ort der Sicherheit, des Ruhegefühls. Feuerbach hatte diesen Ort bei seiner Stiefmutter. Ich bin fest überzeugt, daß er sein Leben nicht ausgehalten und daß wir seine ganze Kunst nicht hätten, ohne diese Frau. Er fühlte es selbst am stärksten. „Daß ich Dich habe, das weiß ich, gibt mir einen Vorsprung vor

tausend anderen. Und wie ich das fühle, ewig fühlen werde, das läßt sich nicht schreiben."

Nein, schreiben läßt es sich nicht, aber nachfühlen. Und wenn wir aus einem solchen mit Herzblut geschriebenen Buche, wie es diese Briefe sind, nur ein psychologisch fesselndes oder uns auch tragisch erschütterndes Lebensbild bekommen, so haben wir nicht viel gewonnen. Ein derartiges herrliches Ringen um ein großes Ziel, ein so schweres Leiden um des Schönen willen, und die wunderbare Opferfähigkeit der Liebe, wie sie diese Frau ihrem Stiefsohne gegenüber bewiesen, müssen die erlösende und bessernde Kraft für uns alle in sich tragen. Dann erst lernen wir so recht fühlen, was Feuerbach in seinen Briefen öfter ausspricht, wie groß die Weiterentwicklung ist aus einem hervorragenden Maler zum großen Künstler, und von da zum wahrhaft edlen Menschen.



Paul Joukovsky

Eine große Überraschung erlebte ich vor kurzem in Weimar, als ich dort auf die dringende Mahnung Freund Lienhards hin Exzellenz Joukovsky aufsuchte. Ich kam in ein Museum von allerlei Kunstschätzen und Erinnerungsstücken und fand im Bewohner dieser Räume eine künstlerische Vollblutnatur, der das Alter noch nichts vom lebhaften Empfinden, der Hingabefähigkeit an die über alles geliebte Kunst und der Sicherheit des Auges und der Hand genommen hat. Einen Weltmann der alten Schule fand ich, von der vornehmen Bescheidenheit des wohlbegründeten Selbstbewußtseins; eine aristokratische Natur, die, frei von allem aufgeregten Ellenbogengeschiebe unserer Zeit, in aller Ruhe ihren Platz gesucht und gefunden hat; einen Viel- und Weitgereisten, in dessen trefflichem Gedächtnis ein unerschöpflicher Vorrat von Erinnerungen an Menschen und Geschehnisse, Kunst- und Naturschätze wohlgeordnet zur stets bereiten Benützung verwahrt war. Vor allem aber fand ich einen Künstler, dessen schönheitsfreudige Seele am oft verlachten und doch unvergänglichen Ideal des schönen Inhalts in schöner Form festhielt, dessen Auge und Hand von Natur begabt und durch Übung geschult genug waren, die künstlerischen Absichten in die Wirklichkeit umzusetzen.

Daß selbst Leute, die sich berufsmäßig mit der zeitgenössischen Kunst beschäftigen, von dem reichen Kunstschaffen dieses Mannes nichts wissen, ist durch die vom Künstler immer geübte Zurückhaltung allein nicht zu erklären; vielmehr hat dazu vor allem sein Lebensgang beigetragen. Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit, wo zum erstenmal Bildwerke Joukovskys in einer deutschen Zeitschrift erscheinen, auch über diesen Lebenslauf ausgiebige Mitteilungen beibringen zu können, die mir von einer dem Künstler sehr nahestehenden Seite übermittelt wurden.

Paul Joukovsky ist 1845 in Sachsenhausen bei Frankfurt am Main geboren als Sohn des bekannten russischen Dichters und Erziehers Kaiser Alexanders II., Wassily Joukovsky und dessen Frau Elisabeth von Reutern. Schon als Kind lebte er in einer durchaus künstlerischen Atmosphäre, da sein Vater schöne Sammlungen besaß und beide Eltern vortrefflich zeichneten. Sein Großvater, Gerhard v. Reutern, war ein hervorragender Künstler, dessen naturwahre Aquarelle noch Goethe entzückten, mit dem er und sein Schwiegersohn befreundet waren.

Herr v. Reutern hatte, 18 Jahre alt, als russischer Gardehusar in der Schlacht bei Leipzig den rechten Arm verloren und schuf seine durch feine Ausführung ausgezeichneten Arbeiten mit der Linken. Das beständige Klima Frankfurts hatte ihn wegen seiner Verwundung veranlaßt, sich dort niederzulassen, und Joukovskys waren ihm dorthin gefolgt. Nachdem Paul Joukovsky früh seine Eltern verloren hatte, kam er in das Haus des ältesten Bruders seiner Mutter in Petersburg und sollte, auf Wunsch des Kaisers, für den Staatsdienst erzogen werden. Aber seit frühster Kindheit war seine ganze Sehnsucht auf die Kunst gerichtet, und schließlich überwand sein beharrlicher Wille alle Schwierigkeiten. Er erhielt die Erlaubnis, sich im Ausland auszubilden, wozu ihm der gütige Kaiser Alexander II. eine lebenslängliche Pension verlieh.

Diese Gnade hatte vielleicht für ihn auch eine Schattenseite, denn nie hat er die Not, die treffliche Lehrmeisterin, gekannt, nie hat er für das Brot zu arbeiten brauchen. Zwanzigjährig befreundete er sich in Florenz mit Lenbach, der ihm die Herrlichkeit der alten Kunst erschloß und ihm fürs ganze Leben die Richtung gab, der er treu geblieben: die leidenschaftliche Verehrung der großen Meister der Vergangenheit. Zu gleicher Zeit widerriet er ihm jedes akademische Erlernen der Kunst und veranlaßte ihn, gleich frischweg Bilder zu malen. Seine ersten Versuche, eine erste, jetzt verschollene Pietà, einige Porträts und eine streng stilisierte Madonna, setzten Künstler wie Laien in Erstaunen; er selbst hat sich aber immer mit Bedauern als Autodidakten gefühlt und lebhaft den Mangel ernster, geregelter Vorstudien empfunden.

Zehn Jahre verbrachte er meist in Venedig, Rom, Florenz und München, wo er zum Kreise Lenbachs, Böcklins und Paul Heyses gehörte. Böcklin ist für ihn immer der größte neuzeitliche Künstler geblieben. Vier Jahre war er in Paris, vier Jahre in Weimar, oft dazwischen in Rußland. Dieses unstete Leben hat ihm viele Störungen in der Arbeit, aber auch reiche Anregungen gebracht. Zeitweise war er nur Architekt, eine Kunst, die ihm ebenso teuer wie die Malerei ist.

Im Jahre 1880 traf er in Neapel mit Richard Wagner zusammen, dessen Werke er seit langem glühend verehrte. Dort entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen dem großen Meister, seiner Familie und dem jungen Künstler, so daß dieser alle andern Pläne beiseite schob und mit Wagner nach Bayreuth übersiedelte, um ganz in Wagners Sinne die Dekorationen, Kostüme und Gerätschaften zum Parsifal zu komponieren. Drei Jahre dauerte diese Arbeit, und Joukovsky hält jene Zeit für die glücklichste seines Lebens. Sie endete jäh mit dem Tode Wagners, den Joukovsky in Venedig miterlebt hat.

Seit 1884 hatte sich ein schönes Verhältnis gegenseitiger Sympathie zwischen Kaiser Alexander III. und Joukovsky ausgebildet. Bei einem seiner Aufenthalte am kaiserlichen Hofe kam die Rede auf das in Moskau zu errichtende Denkmal des Kaisers Alexander II., für welches der Kaiser drei Konkurrenzen ausgeschrieben hatte, ohne sich für einen der eingelaufenen Entwürfe entschließen zu können. Er beauftragte Joukovsky, diese Entwürfe in Moskau in Augenschein zu nehmen. Nachdem dieser sich von der Unausführbarkeit sämtlicher Arbeiten überzeugt und gründlich die Platzverhältnisse für das künftige Denkmal studiert hatte, begriff er, daß in diesem, durch den Kreml gegebenen Rahmen nur eine architektonische, homogene Konzeption wirken könnte. Er brachte dem Kaiser einen flüchtigen Entwurf seiner Idee zurück, der diesem sofort vielversprechend und ausführbar erschien. Er entließ ihn nach seinem damaligen Wohnort Weimar mit dem Befehl, seine Idee durchzuarbeiten, nachdem er sich vorher mit dem vorzüglichen Ingenieur N. Soultanoff in Verbindung gesetzt hatte, der die technische Ausführung des Entwurfs übernehmen sollte.

1890 nach Petersburg zurückgekehrt, stellte Joukovsky mit Soultanoff ein Modell des Denkmals her, welches der Kaiser sofort genehmigte. Nun siedelte der Künstler nach Moskau über, wo sofort die Erdarbeiten im Kreml begannen. Die Kolossalstatue des Kaisers wurde dem Bildhauer Opekuschin nach Angabe Joukovskys übertragen. 1893 war die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart des Kaisers, dem das Projekt ganz nach dem Herzen war. Diese

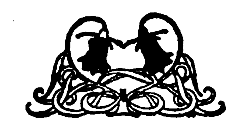
größte künstlerische Aufgabe seines Lebens hat Joukovsky viel Freude, aber auch viel Verdruß durch jede Art von Anfeindung bereitet; der größte Schmerz seines Lebens wurde für ihn der frühzeitige Tod seines gütigen Kaisers, der die Vollendung des Monuments nicht mehr erlebte. Erst im Jahr 1898 konnte es am 16. August feierlich enthüllt werden. Die Presse und die gebildete Welt haben sich meist kritisch zu dem Werk gestellt, während das Volk es liebgewonnen hat; die Kolonnaden mit ihren Bänken sind für die Menge bestimmt, die sich gern um das Bild ihres Befreiers versammelt. (Der Türmer wird in einem späteren Heft Abbildungen des Denkmals bringen.)

Diese große Aufgabe hatte Joukovsky fast acht Jahre von der Malerei ferngehalten; überdies hatte er als weitere architektonische Aufgabe die Krypta für das Grabmal des ermordeten Großfürsten Sergius im Kreml in Moskau übernommen, die er im italienisch-byzantinischen Stil entwarf, aber nicht selbst ausführte. Denn das Alter rückte heran. Eine große allseitige Ermüdung, das rauhe Klima und die Unruhe der großen Stadt ließen ihn immer mehr die Sehnsucht nach Abgeschiedenheit und Freiheit fühlen. So entschloß er sich, sein Amt als Konservator der Gebäude im Kreml niederzulegen und in das alterprobte, gemütliche Weimar zurückzukehren. Hier lebt er seit 1907 in gänzlicher Stille in traulichem Freundeskreis ganz seiner geliebten Malerei.

Von unseren Bildern reicht die „Pietà", die im Petersburger Museum Alexanders III. ihren Standort gefunden, ins Jahr 1876 zurück. Sie wie die „Madonna" (1888, im kaiserlichen Schloß zu Gatschina) und das erst in diesem Jahre entstandene „Adam und Eva" atmen klassischen Geist, ohne doch irgendwo blutleerer Nachahmung zu verfallen. Adam und Eva zumal sind in der Gestaltung der Typen, in der Behandlung des Lichtes und der fröhlichen Farbigkeit durchaus von einer inneren Eigenart, die der äußeren Eigentümlichkeiten nicht bedarf. Auch die tiefernste Madonna mit dem nachdenksamen Kinde ist in dem strengen Aufbau voll gebietender Hoheit. Dem Leben glücklich abgewonnen ist der neapolitanische Straßensänger (1880; in Moskauer Privatbesitz), während der Gondolier (1883; im Besitz des Königs von Württemberg) jene Steigerung des Wirklichkeitsbildes ins Monumentale bringt, der die Altitaliener ihre dauernde seelische Wirkung verdanken. Denn der Gemalte war ein wirklicher Gondolier, die Frau ist seine wirkliche Mutter. Wie aber Richard Wagner in dem Bootsmann einen „wunden Adler" sah, so fühlte auch der Künstler dieses Große in den beiden Alltagsgestalten und vermochte es zu gestalten. St. Georg, der den das goldene Kalb schützenden Drachen tötet (1902; in Moskauer Privatbesitz) zeigt des Künstlers starkes, architektonisches Raumgefühl, während das lebensprühende Bild des „verwitterten" alten Liszt seine Sicherheit im Bildnis bewährt.

Farbig zeigen wir ein erst jüngst entstandenes Bild aus dem dem Künstler besonders liebvertrauten Parsifal-Kreise. Müde und verhärmt zieht der Sucher seinen öden Weg. Nichts gewahrt er von der Herrlichkeit der Welt, da es in ihm selber dunkel ist. Und doch bedarf es nur der Schritte durch die enge Pforte, und er ist dem Ziele nah. Ein Bild des Lebens von uns allen. Wir suchen und suchen weit in der Ferne, — und das Ziel ist nahe. Nur die richtige Pforte müssen wir durchschreiten, ungestört durch ihre Enge, unbeirrt durch ihre Schmucklosigkeit.

K. S.





Weihnachtstag

Hans Baluschek

Zeichnung für den Kalender „Kunst und Leben", Verlag Fritz Heyder Berlin



Der Dialog im Musikdrama

Von Dr. Karl Storck

2. Die deutsche Oper

Für Deutschland fiel das Aufkommen der Gattung Oper in die Zeit eines solchen geistigen und künstlerischen Tiefstandes, daß zunächst aus eigenen Kräften nur wenig zur Lösung stilistischer Fragen beigetragen wurde. Auch was die Hamburger Oper in der Hinsicht leistete, kommt bei der kurzen Dauer und dem Mangel an nachhaltiger Wirkung nicht weiter in Betracht. Die ersten stilistisch bedeutsamen Erscheinungen sind Singspiel und Melodrama. Auch diese beiden Gattungen waren ja nicht auf heimischem Boden gewachsen, beide aber passen in ihrem Wesen so zu deutscher Art, daß sie bei uns ihre bedeutsamste Entwicklung erlebten. Die Natur des Singspiels ist denkbar einfach, letzterdings dem wirklichen Leben völlig abgelauscht. Ein Geschehen führt Situationen und Stimmungen herbei, die sich ganz natürlicherweise im Gesang auslösen. Ich glaube, daß im Grunde das Singspiel bis auf den heutigen Tag die dem breiten deutschen Volke entsprechendste Form ist. Es wäre jedenfalls auch die Gelegenheit, bei der sich das Volk zuerst Lieder holen würde.

Die außerordentliche Entwicklungsfähigkeit des Singspiels braucht hier nicht näher beleuchtet zu werden; es genügt, darauf hinzuweisen, daß auf dieser Linie Mozarts „Entführung" und „Zauberflöte", Webers „Freischütz" und Beethovens „Fidelio" stehen. Überall haben wir hier den Wechsel von gesprochenem Dialog mit Musik aller Formen. Es wird darüber noch weiter unten zu sprechen sein. Es ist selbstverständlich, daß auch jene Komponisten, die wir uns als sehr unbefangen schaffend und sehr wenig geplagt von ästhetischen Erwägungen vorzustellen gewohnt sind, wie z. B. Mozart, sich doch sehr ernstlich mit dieser Frage des Wechsels von Rede und Gesang beschäftigt haben. Dazu reizte sie schon das überall lebendige Gegenbeispiel der italienischen Oper, unter deren erdrückender Konkurrenz alle

Genannten zu leiden hatten. Bei einem so wunderbaren und stilsicheren Mann wie Mozart muß es nun auffallen, daß er, der die köstlichen Rezitative zu den italienischen Texten des Figaro und Don Juan zu schaffen vermochte, niemals an deutsche Sekko-Rezitative gedacht hat. Er hat eben gefühlt, daß unsere Sprache dieser Behandlung widerstrebt. Daher sein Jubel über das Melodrama, das die musikalische Begleitung der gesprochenen Rede brachte. So war die Möglichkeit gegeben, im Orchester einen ununterbrochenen Strom von Musik weiterzuführen und dabei jene Teile der Rede, die der Musik widerstrebten, rasch als gesprochen vorübergehen zu lassen. „Man sollte“, so meinte Mozart an seinen Vater, „die meisten Rezitative auf solche Art in der Oper traktieren und nur bisweilen, wenn die Worte gut in der Musik auszudrücken sind, das Rezitativ singen.“ Es beruht sicher nur auf äußeren Verhältnissen, daß Mozart später, außer in den Anläufen zu „König Thamos“, nicht auf diesen Gedanken zurückgegriffen hat. Wir sollten aber beherzigen, daß Beethoven in einzelnen Szenen des „Fidelio“ vermutlich von ganz anderer Richtung her zur gleichen Lösung gekommen ist, und daß Marschner ihr einige seiner eindrucksvollsten Szenen verdankt.

Die deutsche Sprache widerstrebt in ihrem inneren Bau dem Sekko-Rezitativ. Jedes Wort hat den Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben, der ganzen Sprache haftet dadurch etwas melodisch Schweres, im einzelnen Worte Wuchtendes an, das einem weitspannenden Parlando widerspricht. Es liegt nicht am Mangel der Übung, sondern an dieser natürlichen Eigenschaft, daß wir so wenige Sänger haben, die ein wirkliches Sekko-Rezitativ zu singen vermögen. Es liegt daran, daß alle unsere Darsteller an diesen Stellen sofort in ein Schleppen kommen, nicht mehr in der großen rhythmischen Linie bleiben, weil sie eben die Einzelheit betonen und hervorheben wollen. Auf dieser Ungeeignetheit zum Sekko-Rezitativ beruht auf der anderen Seite die hervorragende Eignung des Deutschen zum Sprachgesang. Ich habe oft bei deutschen Schauspielern, am stärksten bei Matkowski, festgestellt, daß der Tonfall ihrer Rede sich über mehr als eine Oktave erstreckte, und die Art, wie Humperdinck bei der ersten Fassung seiner „Königskinder“ für das gesprochene Wort Tonhöhen angeben konnte, ist hier außerordentlich bezeichnend. So hat Wagner zweifellos aus dem Geist und der Natur unserer Sprache heraus seine Lösung gefunden.

Wie kommt es nun, daß wir nicht sagen können, d i e Lösung? — Die Antwort ist einfach. Wagners Sprachgesang erscheint als natürliche Lösung für Werke, die in seinem Sinne Musikdramen sind, so wie wir es im ersten Teil dieser Ausführungen dargelegt haben. Dagegen bietet er keine Lösung für das alte Problem, wie in Abschilderungen des wirklichen Lebens, wie sie die Oper zu dramatischen Vorwürfen immer wieder verwerten wird, die i n n e r l i c h u n m u s i k a l i s c h e n Teile bemeistert werden können.

Hier stehen wir vor der Frage, ob Dialog, Rezitativ, melodramatische Form oder durchkomponiert. Das letztere ist heute allgemein üblich, und wir begegnen auch in weiten Laienkreisen dem Empfinden, daß es stillos sei, gesprochene Rede und Musik zu mischen. Auf viele Leute wirkt diese Form geradezu als veraltet. Das beruht natürlich nicht auf einem besonders fein entwickelten Stilgefühl,

sondern hat im wesentlichen historische Gründe. Was die große Oper vorbereitet hatte, vollendete Richard Wagners Kunstwerk, bei dem dieses vom ersten bis zum letzten Wort Durchkomponiertsein das Sinnenfälligste war und auch am häufigsten von Anhängern und Gegnern betont wurde. Danach kam der italienische Verismo und brachte die musikalische Verarbeitung auch von alltäglichen Gesprächen und Vorgängen einer so brutalen Wirklichkeit, die man vorher niemals als musikalisch verwertbar angesprochen hatte. Trotzdem hatten noch diese Werke einen starken Erfolg. Immerhin ist es auffallend, daß eigentlich nur die italienischen Stoffe dauernd beliebt blieben, daß schon bei Charpentiers „Louise“ sich der Widerspruch erhob, wenn hier die Reden der Fabrikarbeiterfamilie musikalisch erklangen. Ob hier nicht unsere ganze Einstellung für Italien mitspricht, unsere Auffassung von dem heißen Temperament des Südens sowie die ganze Fremdartigkeit des Kostüms und des Milieus? Ich glaube sehr, und wir hätten hier nur in etwas anderer Verkleidung dieselbe Empfindung, die seinerzeit exotische Stoffe als besonders geeignet für musikalische Behandlung hatte erscheinen lassen, auch wenn diese exotischen Personen wissenschaftliche oder politische Gespräche miteinander zu führen hatten.

Unendlich schwerwiegender sind die Gründe, aus denen die modernen Komponisten sich nur schwer des Durchkomponierens entschlagen können. Sie sind tiefmusikalischer Natur und hängen mit den stärksten Entwicklungsfortschritten unserer Kunst zusammen. Der eine ist die Verschiebung unseres Empfindens aus dem Lyrischen ins Charakteristische, die auch die Umwandlung aus der sinfonischen Dichtung in die Programmusik bewirkt hat. Es ist einfach selbstverständlich, daß die Musik alles charakteristisch vertonen kann. Die Frage ist ja dann höchstens die, ob wir eine derartige technische Arbeit als Kunst empfinden. Man würde diesen Standpunkt leicht vernichten und die innerlich unmusikalische Art dieses ganzen Schaffens nachweisen können, wenn es nicht aufs engste verbunden wäre mit jener urmusikalischen Einstellung, aus der heraus auch Richard Wagners Musikdrama in musikalischer Hinsicht gewachsen ist, nämlich der sinfonischen Behandlung des Orchesters und der Singstimmen.

Diese sinfonische Behandlung ist die Urkraft des echten Musikdramas. Bei ihr wird das thematische Material gewonnen aus den charakteristischen Empfindungsäußerungen der auftretenden Personen für ihre Gefühle und bei ihren Handlungen. Hier stehen wir an der Quelle des vielfach so äußerlich aufgefaßten Leitmotivs. Es ist nun unverkennbar, daß das ganze Drama in seinem inneren wie äußeren Geschehen bedingt wird durch diese aufgerufenen seelischen Kräfte der auftretenden Personen, und es muß sich also das ganze Drama auch musikalisch aus diesem thematischen Material entwickeln lassen. Im Grunde wird also jedes Drama zu einer großen sinfonischen Dichtung. Ich brauche nur an Kloses „Ilsebill“, aber auch an „Salome“ und „Elektra“ von Richard Strauß zu erinnern, um zu zeigen, bis zu welchem Grade diese Entwicklung gediehen ist. Äußerlich zeigt sie sich in der Verlegung des musikalischen Schwerpunktes von der Bühne ins Orchester. Es ist hier nun nicht nur aus rein musikalischen Gründen leicht erklärlich, daß der Komponist diese große sinfonische Ent-

wicklung nicht beliebig oft mit gesprochener Rede oder dem diese ja nur lose verhüllenden Rezitativ unterbrechen kann. Es läßt sich das auch geistig begründen, weil nichts von alledem, was oben auf der Bühne geschieht oder gesprochen wird, völlig belanglos ist für die geistige und seelische Entwicklung. Wir denken hier an Richard Wagners Erklärung der Beethovenschen Sinfonie, bei der die Entwicklung die Zustandsschilderung abgelöst habe. Wir hätten dann in der Nummernoper ebenfalls eine Reihe geschlossener Zustandsschilderungen, im Gegensatz zu der großen seelischen Entwicklung des modernen Musikdramas.

Kein Mensch kann bestreiten, daß diese ganze Auffassung des Musikdramas von höchstem künstlerischem Werte und urmusikalisch ist. Nur — und das ist der springende Punkt — kommt es hier wie bei aller Kunst nicht bloß auf diese künstlerische Einstellung an, sondern auch auf das echt künstlerische Ergreifen des Stoffes. Die höchste künstlerische Technik und die feinste künstlerische Arbeit ist und bleibt verschwendet, wenn sie an einen falschen Stoff verwendet wird. Es ist eben einfach nicht alles musikalisch und läßt sich darum nicht alles sinfonisch behandeln. Charakteristisch musikalisch vertonen wohl. Schon der alte Rameau hat sich bereit erklärt, eine Zeitung zu komponieren. Thelemann hat es mit einem Torzettel getan. Bis auf den heutigen Tag sind derartige musikalische Scherze eben als Scherze beliebt. Es wären unschwer in zahlreichen unserer modernen Musikdramen lange komponierte Stellen nachzuweisen, die um keinen Deut musikalischer sind als ein Torzettel oder ein politischer Leitartikel.

Um die Überwindung dieser unmusikalischen Stellen handelt es sich. Darin liegt das ganze Problem. Es ist also genau besehen rein formaler Natur. Wenn wir uns wieder daran gewöhnen könnten, in der Oper Dialoge zu hören, so wäre das Problem für alle jene Komponisten gelöst, die die musikalischen Teile des Werkes jeweils als Ganzes zu behandeln wüßten, die also, um das äußerliche Wort zu brauchen, eine Nummernoper zu schaffen vermögen. Bleibt unser Streben auf eine sinfonische Behandlung gerichtet, so muß hier ein Ausweg rein formaler Natur gefunden werden, wie er sich einst im Secco-Rezitativ den Italienern dargeboten hat. Ich glaube doch, daß da das Melodrama noch einmal fruchtbar werden könnte. Das Orchester hätte dann die sinfonische Weiterentwicklung des bereits vorhandenen musikalischen Materials wachzuhalten, und außerdem für die gesprochenen Stellen eine Art Stimmungsuntermalung zu geben, bei der die Musik eigentlich nichts weiter zu tun hätte, als nicht zu stören. Auf der anderen Seite darf man nicht die vielen Versuche übersehen, die moderne Komponisten, sobald sie zu mehr heiteren oder dem tatsächlichen Leben entnommenen Stoffen greifen, unternehmen müssen, um über das Unmusikalische des Textes hinweg zu kommen. Eugen d'Albert im „Tiefland“, Strauß im „Rosenkavalier“ auf der einen Seite, Puccini auf der andern zeigen hier bedeutsame Anläufe in einer der pointillistischen Malerei verwandten Arbeit mit kleinen Motiven, die im dauernden Wechsel der instrumentalen Arbeit ein musikalisch außerordentlich interessantes, aber eben ganz und gar nicht lyrisches Spiel vollführen, über solche prosaischen Szenen hinweg zu kommen. Es bleibt in uns die geistige Teilnahme an der Musik lebendig, während unser seelisches Leben frei wird für die drama-

tischeren Geschehnisse, die sich oben vollziehen. Die Musik ist in diesen Teilen durchaus nur formales Stilelement, aber mehr soll sie auch gar nicht sein, mehr ist sie auch im Secco-Rezitativ niemals gewesen. Es soll weiter nichts erreicht werden, als daß man nicht aus der formalen Empfindung herausgerissen wird und daß die höheren musikalischen, sagen wir die sinfonisch-lyrischen Teile, nicht wieder in eine formal fremde Welt treten müssen. Es ist, wie wenn in großen Räumen, die durch große Wandgemälde ihren künstlerischen Schmuck und ihre räumliche Gliederung erhalten, die Zwischenräume zwischen den Bildern durch eine diskrete Ornament-Teppich- oder Tapetenmalerei so gefüllt werden, daß sie die eigentlichen Gemälde für das Auge gewissermaßen verbinden. Das Auge soll nicht durch ganz kahle Stellen aus seiner Einstellung für das Farbige herausgerissen werden.

Wohl verstanden, ich schildere hier ganz objektiv dieses Bestreben, und will keineswegs sagen, daß ich darin die einzige Lösung fände, zumal dann immer noch die große Schwierigkeit bleibt, wie die Stimmen der handelnden Personen behandelt werden sollen, ob melodramatisch sprechend oder in einem rezitativischen Sprachgesang. Bis jetzt ist nicht zu leugnen, daß man bei allen genannten Werken über den inneren Widerspruch gegen diese gesangsartigen Mitteilungen unmusikalischer Dinge nicht hinwegkommt. Am allerwenigsten vermag uns die Art eines Claude Debussy zu überzeugen, der dadurch eine Einheitlichkeit gewinnen zu können glaubt, daß er, entsprechend der impressionistischen Malerei, überhaupt auf die wirklich gestaltende Linienführung einer ausgebildeten Melodie verzichtet. Um auf den obigen Vergleich des ausgemalten Saales zurückzugreifen, bemalt er die Wände überhaupt nur mit einem Teppichmuster, und schafft so einen Raum, in dem von einigen darin auftretenden Personen vor diesen Wänden als Hintergrund einige lebende Bilder gestellt werden. Tiefere Zusammenhänge zwischen den einzelnen aufgebotenen Kunstkräften und eine wechselseitige Erhöhung sind auf diesem Wege nicht zu erreichen.

Man geht sicher nicht fehl, wenn man die Unvolkstümlichkeit des modernen Musikdramas vor allem in diesem unglücklichen Verhältnis der Musik zum Stoff und zum Worte sieht. Damit hängen nämlich aufs engste zusammen der Mangel an ausgeprägter musikalischer Zeichnung und Architektur, also an Melodie und sinnlich erfaßbarer Form, und eine vollkommene Verschiebung des empfangenden Hörers aus dem Bereich des Gemütlich-Sinnlichen in den des Geistig-Verstandesmäßigen. Die sogenannte Farbigkeit der modernen Orchestrierung ist nur ein geringer sinnlicher Ersatz für das Fehlen der sinnfälligen Form, zumal diese Farbigkeit auf die Dauer leicht ihre anregende Wirkung einbüßt. Der Fall liegt ganz ähnlich wie bei der sogenannten Nurmalerei, die niemals wirklich volkstümlich werden kann und für den Genuß eine Einstellung zur Kunst voraussetzt, die nur durch ein mehr fachliches Verhältnis zu gewinnen ist.

Nach alledem glaube ich nicht, daß der heutige sinfonische Stil als eine Lösung für die Oper zu betrachten ist. Ich wähle jetzt absichtlich das Wort Oper und nicht Musikdrama, und möchte diese letztere Bezeichnung jenen sicher immer nur ganz seltenen Dichtungen vorbehalten wissen, die im höchsten Sinne musikalisch sind,



während wir als Oper jene zahllosen nach jeder Richtung hin unbeschränkten Gebilde bezeichnen wollen, die gleich dem Wortdrama irgend ein Geschehen der Welt im Abbilde zeigen, die dichterische Behandlung aber so anlegen, daß durch lyrischen Gehalt und auch durch die äußere Situation eine Fülle von Gelegenheiten zur Musik vorhanden ist. Diese Gattung, auf der zweifellos für alle Zeiten das eigentliche Repertoire beruhen wird, die Möglichkeit einer steten Erneuerung und Bereicherung dieser vornehmsten musikalischen Unterhaltungskunst, die aber andererseits, wie die geschichtlichen Tatsachen beweisen, auch die Möglichkeit zu den gewaltigsten Meisterwerken offen läßt, verlangt unbedingt eine durchaus verschiedene Behandlung des eigentlich Musikalischen und des Prosaischen. Die nationale Anlage ist auch hier verschieden. Aber wenn ein Volk zu einem wesentlich formalistischen Kunstverhältnis durchaus nicht gewillt und seiner ganzen Natur nach auch nicht geeignet ist, so ist es das deutsche. So lange es eine deutsche Kunst gibt, hat in ihr der Geist gesiegt, er hat die Formen gestaltet. Und niemals werden sich in der deutschen Kunst auf die Dauer Formen behaupten, mögen sie an und für sich betrachtet stilistisch noch so rein und vollkommen sein, wenn sie nicht als Ausdruck des Geistes wirken, geschweige denn, wenn sie diesem Geiste widersprechen. Das ist für uns Deutsche aber der Fall, wenn in einem Drama das Alltägliche, das Prosaische, das lediglich Praktische und Realistische in gleichen Formen ausgedrückt werden soll wie das Lyrische, wie alles das, was wir eben als musikalisch empfinden. Nun wird ja kein Komponist eines modernen Musikdramas zugeben, daß bei ihm diese Gleichheit der musikalischen Behandlung für alle Teile vorhanden sei. Er wird nachweisen können, daß die Musik mit dem lyrischen Ausdruck des Geschehens und der Szene wächst. Aber das geschieht nicht sinnfällig genug, weil eben keine stilistische Verschiedenheit vorhanden ist. In welch höherem Maße Richard Wagner diese Unterschiede hat, wird durch die Tatsache bezeugt, daß man aus allen seinen Werken diese Stellen herausschälen und unbeschadet ihrer sinnlichen Wirkung auf das naive Gemüt für sich allein genießen kann. Der Widerspruch der Fachkreise gegen diese Behandlung der Wagnerschen Musikdramen ist nur vom höheren dramatischen und sinfonischen Standpunkte aus berechtigt, nicht aber von dem des rein musikalischen Genießens. Unsere ganze Kunst geht aber zum Teufel, wenn dieses Genießen nicht mehr als Großmacht wirksam ist.

Wir haben aus der Geschichte die Bestätigung, daß wir für das eigentliche Rezitativ kein Talent haben, daß wir es unserer ganzen Anlage nach unmusikalisch nehmen. Das Secco-Rezitativ ist uns ganz versagt, und es bleibt allenfalls das sogenannte Recitativo accompagnato, das für alle pathetischeren Stellen sich natürlich einstellt und eben hier die spezifisch deutsche Lösung im Wagnerschen Sprachgesang gefunden hat.

Aber es bleibt nach alledem immer noch ein großes dramatisches Feld unbebaut, jenes, für das sich eben früher der Dialog einstellte. Im Gegensatz zu Italien und Frankreich haben wir den Dialog auch in der ernsten, ja tragischen Oper früher widerspruchslos ertragen. Sollte das heute wirklich für immer vorbei

sein? Die es behaupten, verweisen auf die Tatsache, daß wir die Lebenskraft älterer Dialogopern dadurch zu erneuern und zu verlängern streben, daß die Dialogstellen nachträglich rezitativisch bearbeitet wurden. Es mag dahingestellt bleiben, ob auch nur eine Oper dadurch an Lebenskraft gewonnen hat. Vielleicht der „Oberon". Aber hier sind eigentlich die Bedingungen im märchenhaften und phantastischen Stoffe für das Durchkomponierte bereits gegeben. Andere Werke haben durch diese rezitativische Behandlung sicher an Wirkung eingebüßt, z. B. Méhuls „Joseph in Ägypten". Man übersieht auch, daß unsere Opernsänger in der Regel zu schlechte Sprecher sind, ihre Fähigkeiten nach dieser Richtung gar nicht geschult werden, und wenn man gar, z. B. in Berlin, ein ausländisches Kauderwelsch als Dialog vorgesetzt bekommt, so ist es natürlich kein Wunder, wenn diese Dialogstellen nahezu als Qual empfunden werden.

Es scheint mir doch viel bedeutsamer, auf drei Werke hinweisen zu können, aus denen wir uns den Dialog gar nicht hinwegdenken können: Mozarts „Zauberflöte", Beethovens „Fidelio" und Webers „Freischütz". Wer einmal die von Berlioz für den Freischütz geschaffenen Rezitative über sich hat ergehen lassen, konnte so recht fühlen, wie eine formale Stilisierung den inneren geistigen Stil des Werkes völlig vernichten kann. Der „Freischütz" ist ein typisches Beispiel für die Fülle von Musik, die im alltäglichen realistischen Lebensausschnitt steht. Selbst die phantastischen Elemente im „Freischütz" gehören diesem realen Leben an. Denn diese Phantastik ist wahr im Geist und in der Seele der an sie glaubenden Menschen. Und gerade der Zusammenprall des nüchternen alltäglichen Denkens mit der phantastisch aufgenommenen Naturgewalt schafft auch künstlerische Stilprobleme, die nur durch diesen Gegensatz von Prosadialog zu starker musikalischer Entfaltung gelöst werden können. Viel einfacher noch als für diese Wolfschluchtsszene liegt natürlich noch der Fall bei den häuslichen Auftritten, wo das Lied bis zu den größten Gesangsformen einer auch das nüchternste Alltagsleben durchziehenden lyrischen Stimmung entspricht.

Auffallender als bei diesem Stück Volksleben erscheint die Natürlichkeit, als welche wir den Dialog hinnehmen in Mozarts „Zauberflöte". Denn hier sind ja alle äußeren Vorbedingungen erfüllt, die wir sonst als Mittel zur Rechtfertigung der musikalischen Behandlung angewandt sahen. Märchenhaftes Geschehen, exotische Umgebung auf der einen, eine geheimnisvolle Priesterwelt mit tiefdeutigen Gebräuchen auf der anderen Seite. Der Text ist vielfach schwerfälligste Prosa, der Inhalt fast läppisch, und dennoch, wer wagte zu behaupten, daß die Wirkung des Werkes durch die Komposition auch des Dialogs zu erhöhen wäre? Wer empfindet nicht vielmehr, daß die gesprochenen Stellen überall dort, wo Papageno beteiligt ist, eine gesunde Auslösung gegen die Phantastik bringen, daß auf der anderen Seite das pathetische Wort im Munde der Priester, gerade weil es gesprochen ist, noch eine neue Form der Feierlichkeit im Vergleich zum Gesang mit sich bringt. Man sollte eben nicht vergessen, daß auch die Sprache eine Musik hat, die in der gesprochenen Rede vielfach stärker herauszuholen ist,



zumal wenn das Pathos der Situation im geistigen Sinn des Wortes beruht. So hoch ich „Tristan und Isolde“ bewundere, der tiefste philosophische Gehalt des Werkes wird unstreitig durch die musikalische Behandlung doch eher verhüllt als besonders eindringlich herausgearbeitet. Wer aber wollte leugnen, daß diese Welt des Weisen, feierlich Priesterhaften durch das hehre sie beseelende Pathos sich widerspruchslos mit den stärksten Bekundungen lyrischen Lebens vereinigt?

Stilistisch der lehrreichste Fall ist Beethovens „Fidelio“. Je eingehender man dieses Werk gerade auf den Wechsel von Dialog und Musikformen untersucht, um so höher steigt unsere Bewunderung vor dem Genius Beethoven. Der Meister hat außer den beiden scharfen Gegensätzen Dialog und geschlossene Musikform auch noch das Rezitativ („Abscheulicher, wo eilst du hin?“ und „Gott, welch Dunkel hier!“) und das Melodrama (Kerkerszene zwischen Leonore und Rocco) angewendet. Ich kann diesem tiefen Empfinden für die Formgestaltung seelischen Erlebens nur Shakespeares Art des Wechsels von rohester Prosa über alle Stufen der ungebundenen Form zum Blankvers, und von da bis zu den kunstvollsten lyrischen Strophengebilden vergleichen. Wie bei Beethoven die Musikformen und auch der quantitative Reichtum an Musik wachsen mit der Steigerung und der Größe des aufgerufenen seelischen Erlebens, geradezu im Gleichschritt mit der Zunahme der Pulsschläge der Leidenschaft, dafür ist keine Bewunderung zu hoch. Auch bei der vielberufenen Unterbrechung zwischen dem Quartett „Er sterbe!“ und dem Duett „O namen-, namenlose Freude!“ (zweiter Akt Nr. 14 und 15), wo sich nur ein dreimaliges kurzes Hin und Her des Dialoges zwischen leidenschaftlich erregte Musikstücke einschiebt, ist das psychologische Empfinden des Tonsetzers zweifellos im Recht. Es ist ganz natürlich, daß nach der ungeheuren Anspannung aller Kräfte in der furchtbaren Quartettszene Florestan sich zunächst die Frage über die Lippen drängt, ob denn auf eine Rettung gehofft werden kann. Ebenso natürlich ist die Frage an sein Weib, wie es hierher gekommen. Und daran schließt sich folgerichtig der Ausdruck: „Treues Weib, Frau ohnegleichen, was hast du meinetwegen erduldet!“ Aus dieser Erkenntnis des gegenseitigen Wertes der wechselseitigen herrlichen Gattenliebe heraus erblüht dann wieder der rein lyrische Erguß über das Glück der Wiedervereinigung.

Man mißverstehe mich nicht. Der Textdichter Fr. Treitschke ist niemals ein Sprachgenie gewesen. Heute wirken viele seiner Sätze geschwollen und starr. Also nicht die verwendeten Worte selbst sollen verteidigt werden, aber daß diese Gedanken gesprochen und nicht gesungen werden, ist zweifellos psychologisch weitaus das Feinere, und könnte nach meiner festen Überzeugung auch als das stilistisch Vollkommenere wirken, wenn unsere Operndarsteller wirklich sprechen könnten und nicht in die unleidigste Unnatur verfielen, sobald sie sprechen müssen. Wenn diese Sätze mit der ganzen Hast der Erregung und der tiefen Leidenschaft dieser Stunde gesprochen werden, so dauern sie kaum eine Minute, und im Ohre des Zuhörers schließen sich die Musikwellen der beiden Stücke als ein Ganzes zusammen, so daß er zwei lyrische, rein musikalische Höhepunkte vereinigt erhält,



während eine rezitativische oder sprachgesangliche Komposition jener notwendigen Zwischenglieder ein starkes Abflauen dieser Hochspannung des Empfindens herbeiführen müßte. Es ist durchaus verkehrt, bei der Bewertung des Dialogs in unserer Oper immer auf unsere heutigen Verhältnisse hinzuweisen. Ich kenne überhaupt keinen guten Sprecher unter unseren Opernsängern. Vor allen Dingen keine Sprecher, die etwa in der Art Wüllners es verständen, die Rede so zu modulieren, daß auch die unendliche Abwechslungsmöglichkeit des gesprochenen Wortes zwischen Konversationston und Pathos zur Geltung käme, und also eigentlich nur als eine Fortsetzung der musikalischen Deklamationsmöglichkeit wirken müßte.

Ich beschränke mich mit dem Hinweis auf diese drei Beispiele. Denn wenn der Dialog in diesen ernsten Werken möglich ist, so ist er es natürlich noch viel eher im musikalischen Lustspiel. Es wäre einfach ein grober Unfug gewesen, in Lortzings Opern die Dialogstellen nachträglich komponieren zu wollen. Wir sehen es an der Operette, wie widerspruchslos der Wechsel zwischen Rede und Musik angenommen wird. Ich habe keine Stimme vernommen, die neuerdings bei Theodor Blumers „Fünfuhrtee" sich am Gebrauch des Dialogs gestoßen hätte, dagegen wirkte bei den meisten anderen modernen musikalischen Lustspielen das Durchkomponierte vielfach als böse Verzögerung und Beschwerung. Es ist ja keineswegs gesagt, daß der Wechsel zwischen Musik und gesprochener Rede so schroff zu sein brauchte, wie es in den älteren Werken durchweg der Fall ist. In dieser Hinsicht bot Felix Weingartners Faustmusik stilistisch sehr wertvolle Beispiele für ein schier unvermerktes Beginnen und Aufhören der musikalischen Untermalung der Rede.

Mancher möchte wohl einwerfen, daß solche ästhetischen Untersuchungen über Stilfragen höchstens nur den Wert geschichtlicher Rückblicke haben könnten. Das Genie werde die ihm entsprechende Form schon ganz von selber finden und wir würden uns dann seiner Sprache schon beugen. Daran zweifle ich keinen Augenblick. Wir als Ästhetiker haben überhaupt nichts anderes zu tun, als zu untersuchen, was die Genies getan haben, und dann den Gründen nachzuspüren, weshalb sie es so getan haben. Aber wir sind alle ohnmächtig zur Erzeugung von Genies. Die werden nicht erzogen, die werden geboren, unberechenbar in jeder Hinsicht. Die Oper aber ist eine, ja fast die wichtigste Gattung musikalischer Unterhaltungskunst, also Gebrauchskunst. Die Gebrauchskunst aber ist in großen Teilen Zeitkunst, d. h. sie muß den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen, muß diese in schöner Weise befriedigen. Dazu reicht die wohl angewandte Arbeit des Talentes aus. Und hier ist es allerdings von außerordentlicher Wichtigkeit, sich über alle äußeren und inneren Bedingungen der gepflegten Kunstgattung nach Möglichkeit klar zu werden. Nach meinem Gefühl werden auf keinem künstlerischen Gebiete mehr an sich wirklich brauchbare Kräfte unnütz vergeudet, als auf dem der Oper. Die letzten Ursachen für diese betrübenden Verhältnisse liegen nicht in musikalischer Ohnmacht der betreffenden Komponisten, sondern auf der mangelhaften Theatralität ihrer Erzeugnisse. Diese Theaterwirksamkeit aber hängt in gleichem Maße ab von der Wahl des Stoffes und der klugen Verwendung seiner



musikalischen Einkleidung. Auch die scheinbar unantastbarsten Stilgesetze bleiben an und für sich Form. Form allein aber ist tot. Lebendig ist der Geist, für ihn gibt es kein anderes Gesetz, als wahrhaftig zu sein in der Art seines Ausdruckes. Ich glaube, um das noch einmal zum Schlusse zu sagen, daß für uns Deutsche gerade aus Gründen der Wahrhaftigkeit der Dialog für weite Gebiete der Oper unentbehrlich ist.



Die Liszt-Feier des Allgemeinen Deutschen Musik-Vereins zu Heidelberg

Der vor fünfzig Jahren von Liszt ins Leben gerufene Allgemeine Deutsche Musikverein entfernte sich, als er sein diesjähriges Musikfest ausschließlich mit Kompositionen Franz Liszts bestritt, durchaus nicht von dem ihm von seinem Begründer gestellten Programm, für neue Werke unseres Musiklebens kämpfend einzutreten. Gewiß hat die frühere geradezu beschränkte und oft genug böswillige Gegnerschaft gegen Liszts große Kompositionen im allgemeinen aufgehört. Seine sinfonischen Dichtungen stehen ziemlich oft auf den Programmen unserer Orchesterkonzerte, einzelne seiner Chorwerke kommen auch gelegentlich, wenn auch viel zu selten, zu Gehör, aus seiner sehr umfangreichen Klaviermusik spielen uns die Virtuosen mit ziemlicher Regelmäßigkeit eine beschränkte Zahl von Zugstücken, die Rhapsodien sind sogar die Beute unfertiger Dilettanten geworden. Aber alles das hat bis heute nicht bewirkt, daß ein richtiges Gefühl für die Bedeutung Liszts als Komponist zum Allgemeinbesitz geworden wäre. Vielleicht war seine Erscheinung als Virtuose zu glänzend und zu einzigartig in der ganzen Musikgeschichte. Vielleicht auch, daß der berückende Zauber seiner Persönlichkeit den Menschen Liszt in so glänzende Beleuchtung rückte, daß man für das stillere Eindringen in den schwerer zugänglichen Komponisten nicht mehr die Kraft oder die Geduld besitzt. — Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß es nur ganz wenige Berufsmusiker und natürlich noch viel weniger Musikliebhaber gibt, denen die gesamte Persönlichkeit Liszts als Tonschöpfer zu einem so sicheren und festumrissenen Besitz geworden wäre wie die unserer anderen Musikheroen oder auch die seines Antipoden Brahms. Nach einer gewissen Richtung hin wird dieses Verhältnis, glaube ich, dauernd bestehen bleiben. Es hat seinen letzten Grund in Liszts künstlerischer Eigenart, die nur der als Schwäche bezeichnen wird, der niemals des vollen Zaubers ihrer Wirkung teilhaftig geworden ist. Ich möchte sie als das Improvisatorische bezeichnen. Nietzsche hat den Gegensatz von apollinischer und dionysischer Kunst festgestellt, wobei für uns Genießende als apollinische Kunst jene klar und fest gestalteten Kunstwerke gelten würden, die gewissermaßen ganz losgelöst von der Persönlichkeit ihres Schöpfers als Lebewesen von eigener Kraft und eigenem Charakter dastehen. Dionysisch dagegen wären jene Werke, bei denen wir mehr den Rausch des Schaffenden empfinden. Hinter ihnen fühlen wir lebendig die schöpferische künstlerische Persönlichkeit, wir nehmen gewissermaßen Anteil an ihrem Ringen um die Gestaltung der Kunstwerke.

Die Schwierigkeit bei Liszt liegt nun darin, daß seine ganze Kunst wie seine Persönlichkeit dionysisch ist, daß aber der Inhalt dieser Kunst nicht jene mehr körperlichen Leidenschaften in Bewegung setzt, zu denen wir leicht die miterlebende Kraft finden, sondern daß



bei ihm eine ganz eigenartige Leidenschaftlichkeit des rein seelischen Lebens der tiefste Urgrund alles Schaffens ist. Es ist außerordentlich schwierig, ohne ganz besondere Einstimmung durch die eigene Natur oder durch ausgesprochen günstige Begleitumstände in sich selbst diese Leidenschaft des Seelischen aufzurufen. Liszt hat das wohl gefühlt, er selber besaß als Virtuose diese Zaubermacht über seine Hörer, und so verlangte er denn in dem oft berufenen Vorwort zu seinen sinfonischen Dichtungen von der Ausführung seiner Werke diese selbe suggestive Kraft. Man hat ihm diese Worte oft als Überhebung ausgelegt, während sie in Wirklichkeit von der tiefen Bescheidenheit der Selbsterkenntnis zeugen.

Am ehesten wird man den Weg zu Liszt als religiösem Komponisten finden. Allerdings auch nur dann, wenn einem die ekstatische Inbrunst des Gebetes nicht fremd ist.

In Heidelberg machte man nun die überraschende Beobachtung, daß sechs sehr umfangreiche Konzerte an vier aufeinanderfolgenden Tagen mit ausschließlich Lisztschen Kompositionen sowohl die Berufsmusiker wie das Laientum vollkommen in ihren Bann schlugen. Natürlich hat das Festspielhafte der Veranstaltung dazu beigetragen, aber diese festliche Einstimmung der Hörer hat die Kunst eigentlich zu beanspruchen. Sie ist das Natürliche für wirklich großen Kunstgenuß und ist nur die Befolgung des immer wieder nachgesprochenen Dichterwortes, daß wer den Künstler recht verstehen wolle, in Künstlers Lande gehen müsse. Immer und immer wieder konnte man von den Fachmusikern die verwunderte Feststellung hören, wie überrascht sie im Grunde davon seien, daß man von Lisztschen Kompositionen vier Tage lang nicht nur immer wieder ergriffen, sondern auch interessiert würde. Das letztere ist das Merkwürdige. Denn eigentlich ist Liszt für uns Heutige ein außerordentlich einfacher Komponist, viel einfacher als die Klassiker. Das beruht auf seiner homophonen Schreibweise. Rein historisch angesehen besitzen Liszts Werke des Interessanten genug. Denn Liszt ist für die Harmonik der eigentliche Bahnbrecher der Moderne, darin durchweg vorangehend seinem Freunde Richard Wagner. Daß das geschichtlich im allgemeinen nicht erkannt ist, beruht darin, daß Liszts Werke durchweg erst sehr spät zur Wirkung gekommen sind. Aber diese moderne Harmonik ist inzwischen längst unserem Gehör gewöhnt geworden, so daß uns allen ja Richard Wagners Musik nach der Richtung hin keine besonderen Anforderungen mehr zu stellen scheint. Die Entwicklung — sie braucht ja nicht immer Fortschritt zu sein — ist hier erstaunlich rasch gegangen. Was also an Liszt nicht nur fesselte, sondern auch „interessierte", muß tiefer gelegen haben. Es war in der Tat ein mehr psychologisches Interesse. Psychologisch hier in seiner ursprünglichen Bedeutung als Seelenforschung.

Gegen die Heidelberger Programme ließe sich manches einwenden. Vor allem, daß die unbekannten Werke Liszts so wenig berücksichtigt wurden. Andererseits wäre dann der Zweck, eine breitere Gemeinde für Liszt zu werben, vielleicht schwerer erreicht worden. Das erste Konzert brachte den Christus, diese glänzende Epopöe der christlichen Kirche. Der um das Fest besonders hoch verdiente Heidelberger Generalmusikdirektor Dr. Wolfrum brachte mit durchweg einheimischen Kräften eine sehr achtenswerte Aufführung zustande. Freilich fehlt dem Dirigenten die gerade hier unumgänglich notwendige Inbrünstigkeit. Die ekstatische Glut einzelner Teile dieses Werkes, vor allen Dingen der Seligpreisung und einzelner Abschnitte des „Stabat mater", ist von einer solchen verzehrenden Kraft, daß man zum Vergleich nur an die mittelalterlichen Mystiker und auf der anderen Seite an Fra Angelicos kindliche Gottseligkeit denken kann. Die Solisten zumal, vor allen Dingen der Sänger des Christus selbst, blieben ihren Aufgaben viel schuldig. Wenn es noch eines Beweises für die künstlerische Unlebendigkeit der neueren katholischen Kirchenmusik bedurfte, so läge er darin, daß man diesen Musiker, dessen höchstes Ziel die Reform der katholischen Kirchenmusik war, rein äußerlicher liturgischer Bedenken wegen nicht in den Dienst dieser großen, gerade vom volkserzieherischen Standpunkte aus kaum hoch genug einzuschätzenden Aufgabe zu stellen vermochte. Es ist seit

Palestrina keine tiefer greifende religiöse Musik geschaffen worden, als es in den besten Teilen dieses Werkes geschehen ist.

Für mich brachte den Höhepunkt des Festes das zweite Konzert mit der Aufführung der Dante-Sinfonie unter Siegmund von Hausegger. Ein Riesenorchester, das aus den vereinigten Kapellen von Heidelberg und Karlsruhe gebildet war, wurde von diesem wunderbar männlichen und ausgesprochen deutschen Dirigenten zu einer Leistung geführt, die hinsichtlich der geistigen Beherrschung und der seelischen Ergriffenheit als schlechthin vollendet bezeichnet werden muß. Die sich daran anschließende Wiedergabe der Faust-Sinfonie unter Leitung von Max Schillings konnte nach keiner Richtung hin mit dieser außerordentlichen Leistung Schritt halten, auf so achtenswerter Höhe sie auch stand. Hier wäre es wohl gerade eines Festprogrammes des Allgemeinen Deutschen Musikvereines Aufgabe gewesen, den ursprünglichen Schluß des Werkes wieder zu Ehren zu bringen, bei dem der im Grunde doch recht wenig glückliche Schlußchor fehlt. Liszt hat diesen, wie aus den Erinnerungen Richard Wagners deutlich hervorgeht, lediglich auf Drängen der Fürstin Wittgenstein geschaffen und damit dem Bedürfnis dieser verehrten Frau nach pompöser Festlichkeit und auch äußerlich wahrnehmbarer Größe Genüge getan. Der einfachere erste Schluß, der darin bestand, daß das Gretchen-Motiv sich siegreich aus den mephistophelischen Verzerrungen herauslöst und zum Himmel emporsteigt, versinnbildet die Emporziehungskraft des ewig Weiblichen viel reiner, als es eine noch so häufige wörtliche Wiederholung zu erreichen vermag.

Dem dritten großen Konzert, das ganz unter Richard Strauß' Führung stand, hätte man noch eine Probe gewünscht. Wir alle wissen ja, was Richard Strauß als Dirigent zu leisten vermag, und wie es ihm gelingt, auch fremde Orchesterkörper sich dienstbar zu machen. Aber gerade wir, die ihn besonders gut kennen, fühlten an diesem Abend, daß bei der Wiedergabe der Bergsinfonie, der zwei Faustepisoden und des Tasso jene unbedingte technische Sicherheit des Orchesters nicht vorhanden war, die dazu gehört, daß der Dirigent sich völlig frei bewegen kann. Glänzend war an diesem Abend Busonis Vortrag des Totentanzes und des A-Dur-Klavierkonzertes. Das Spiel dieses Künstlers hatte etwas vom dithyrambischen Virtuosentum an sich, das Liszt so unvergleichlich verkörpert hat.

Den Beschluß bildete wieder ein Chorkonzert unter Leitung Wolfrums, bei dem einige weniger bekannte Stücke zu Gehör kamen. Die „Glocken des Straßburger Münsters“ gaben mir nicht viel. Der Text Longfellows ist vom Komponisten merkwürdig undramatisch erfaßt. Sehr hübsch war dagegen ein ganz volkstümlich gehaltener Frauenchor auf eine französische Dichtung Lamartines „Hymne de l'enfant à son reveille“, und eine allgemeine freudige Überraschung brachte das „Gaudeamus igitur“ für Orchester und Chor, worin der sprühende Geistreichtum Liszts auch einmal in der Musik die Leuchtkugeln seines Witzes aufsteigen läßt.

Dazwischen lagen zwei Kammerkonzerte, in denen vor allen Dingen auch der Liederkomponist Liszt zur Geltung kam, der dort überall siegreich blieb, wo die Interpreten zu wirklich innerem Miterleben gelangt waren. Das war in erfreulichstem Maße der Fall bei den Sängerinnen Charles-Cahier aus Wien und Marie Louise Débogis aus Genf. Klavier spielten im ersten Konzert Eduard Risler und Artur Friedheim, wobei vor allem der erstere eine vielleicht etwas kühle, aber ganz gewaltig aufgebaute Vorführung der großen Sonate brachte. Beim zweiten Konzert spielte das Ehepaar Kwast-Hodapp in seiner ganz unvergleichlichen Weise das pathetische Konzert für zwei Klaviere. Das geistige und technische Ineinanderaufgehen dieser beiden Künstler hat wohl sonst nirgends seinesgleichen. Und man erlebt hier staunend die ungeheure instrumentale Kraft des Klaviers, weil man die beiden Instrumente als ein einziges empfindet.

Mit einem wahren Begeisterungstaumel begrüßt wurde Camille Saint-Saëns. Der sechsundsiebzigjährige Großmeister der französischen Komponisten hatte es sich nicht nehmen lassen, bei dieser Gelegenheit seiner Dankbarkeit für Liszt, der auch ihn wie so manchen anderen aufs stärkste gefördert hatte, zu beweisen. Der alte Herr ist übrigens auch heute noch ein sehr achtenswerter Klavierspieler, und dafür, daß er Liszts Bearbeitung seines (Saint-Saëns') berühmtesten Orchesterwerkes, des Totentanzes, vorführte, weiß ich ihm besonderen Dank, weil auf diese Weise von einem Komponisten selbst anerkannt wurde, wie wenig die Lisztschen Paraphrasen mit den sonst unter dieser Bezeichnung gehenden Musikstücken gemein haben.

Die Heidelberger Tage trugen auch sonst recht festlichen Charakter, der in der warmen Begrüßung des Oberbürgermeisters und in der Ernennung des Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, Max Schillings, zum Ehrendoktor der Universität und zum Schluß in einer ganz wunderbaren Festbeleuchtung des Schlosses zum Ausdruck kam. Den herrlichsten Schmuck freilich verlieh den Tagen die Sonne, die den ganzen Glanz und Farbenreichtum der in unvergleichlichem Herbstschmuck prangenden Wälder leuchten ließ zum Preise Alt-Heidelbergs, der Feinen.

Dr. Karl Storck





Große Kinder unter dem Weihnachtsbaum

Die irrige Annahme, daß Weihnachten nur für die Kleinen reizvoll sei, hält viele ab von jenem zarten Sinnen und Trachten, das darin gipfelt, auch denen, die den Kinderschuhen entwachsen, hinter denen das Zauberland der Jugend weit zurück liegt, heimlich gehegte Wünsche an den Augen abzulesen, sie mit irgend etwas Ungeahntem zu überraschen. Man kauft sich gegenseitig, was man sich wünscht, das ist praktisch und bequem. Aber es ist poesielos, nüchtern, nicht der Grundidee des Weihnachtsfestes entsprechend. Daher kommt es auch dann, daß der Familienvater in dem schönsten aller Feste nichts weiter sieht, als eine riesenhafte Attacke auf seinen Geldbeutel, die geplagte Hausfrau die arbeitsreichste und mühevollste Zeit des Jahres; der erwachsene Sohn weiß genau, daß er das erhält, was er sich wünscht, denn er war ja zugegen beim Anprobieren und Aussuchen; die erwachsene Tochter, die Großmutter, der Vetter, sie alle versprechen sich nichts weiter vom Weihnachtsfeste, sie wissen ja, „was sie kriegen“. Und doch, auch für diese alle hat das Wort „Erwartung“, der Gedanke an etwas heimlich Ersehntes, vielleicht Erfülltes, das süße, bange Gefühl des Geheimnisvollen einen unbeschreiblichen Reiz. Sie alle sind empfänglich, einer wie der andere, obgleich sie sich's selbst kaum gestehen, für das unvergleichlich reizvolle Wort „Überraschung“.

Aber daran denken die Großen kaum mehr, sie wissen nicht, daß sie unter dem glitzernden Tannenbaum zu großen Kindern werden, die sich freuen können wie die kleinen!

Ist nicht oft gerade das, was wir nicht unbedingt gebraucht hätten, aber was zu den reizenden Überflüssigkeiten des Lebens gehört, zugleich aber zu seinem Schmucke, dasjenige, was am meisten beglückt? Nicht immer ist der nützliche Hausschuh, der solide Anzug, das praktische Kleid allein das, was am meisten erfreut; vielleicht ist daneben gerade das vom Alltäglichen Abweichende, das am Ende der beglückte Beschenkte nicht offen zu wünschen wagte, das aber als etwas Ersehntes im Herzen lebte, die Erfüllung heimlichen Sehnens!

Die duftigen Spitzen, die die sparsame Mutter nie und nimmer an sich gewendet, das fabelhaft aparte Zigarrenetui, das Vater oder Sohn mit schmunzelndem Behagen in Empfang nehmen, das allerliebste, überflüssige und doch im stillen herbeigewünschte Etwas, das ist der Kern der Weihnachtsfreude, umrahmt von dem Nützlichen und Praktischen, das niemand missen mag.

Denn das wunderbare Etwas darf nicht die Oberhand gewinnen. Aber da sein muß es! Mit ihm kommt und schwindet der Reiz der Weihnachtsstimmung. Das Geheimnisvolle, das Unerwartete bringt für die Großen, die großen Kinder unter dem Tannenbaum, auf leichtbeschwingtem Flügel das erwartungsvolle Gefühl, die beglückte Stimmung der Kindertage, es zaubert uns Alten das Weihnachtsfest der Jugend zurück! Nicht immer ist es etwas Greifbares, Sichtbares, worin wir das schönste Geschenk darzubringen haben. Oft sind der freundliche Druck der

Hand zwischen zwei entfremdeten Verwandten, der besagt, ich habe vergessen, oder ein versöhnliches Wort, ein paar liebevolle Zeilen die Gaben, die verhärteten Herzen Weihnachtsfreude und -frieden bringen.

Sind wir selbst wie die Kinder, sehen wir in unseren Angehörigen und Mitmenschen große, liebe Kinder, die überrascht, erfreut sein wollen, dann feiern wir das richtige, echte Weihnachten, auch wenn kein Kinderjubel durch den tannenduftenden Raum hallt, denn das Fest der Liebe ist nicht bloß das Fest der Kleinen! G.

*

Endlich ein Mann!

Der Staatssekretär v. Lindequist hat dem Kanzler sein Amt vor die Füße geworfen, weil er das Kongoabkommen nicht zu billigen vermochte und vor dem Reichstag es nicht mit vertreten wollte. Dafür hat der Herr Reichskanzler ihn von seinen Offiziösen mit Schimpfreden traktieren lassen, wie sie noch niemals einem abgehenden Minister nachgesandt wurden. Indes wird, wer sich bemüht hat, in die Bethmannsche Psyche einzudringen, das ganz in der Ordnung finden. Nicht nur, weil an dem immer Empfindlichen, immer persönlich Gekränkten eine nicht gerade heroische Eitelkeit nagt (er hat einmal eine Haupt- und Staatsaktion veranstaltet, als ein Publizist mit spöttischem Ausdruck seinen Anzug zu streifen gewagt hatte): seiner weltabgewandten, durchaus bureaukratischen Art, Menschen und Dinge zu sehen, mußte es ein unerhörter Frevel dünken, daß ein hoher Beamter sich erkühnte, aus anderen Motiven als den herkömmlichen „Gesundheitsrücksichten“ seinen Abschied zu erbitten. Verwunderlicher ist, daß auch unbefangene Beobachter, die Herrn v. Lindequist an sich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, das „Unpreußische“ des Vorgangs bemängeln. Etwa nach der Melodie: „Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist Minister-Schmuck.“ Mir will im Gegenteil scheinen, als ob von dieser allzu preußischen Methode der schweigenden Unterwerfung sich ein wesentlicher Teil unserer öffentlichen Gebreste herschriebe. Wie viele von den rasch Verbrauchten der wilhelminischen Ära haben in die Zähne geknirscht, zu Freunden und Vertrauten in Zorn und Unmut gescholten und sich dennoch an das Amt geklammert. Bis ihnen eines Tages der Lucanus erschien, der jetzt Valentini heißt, und sie nachdrücklich daran gemahnte, daß sie unheilbarem Siechtum verfallen wären. Manchem ist es erst lange nach seiner Entlassung aufgegangen, daß er's anders hätte anstellen müssen. „Einer und noch einer und ein Dritter und ein Vierter“ — so hat mir vor Jahr und Tag in nachdenklicher Zwiesprache einer von diesen Gewesenen bekannt, „sollte vor den Kaiser treten und sprechen: ‚Ich mache nicht mehr mit.‘ Dann würde es anders werden.“ Nun hat der Dr. v. Lindequist getan, was die früheren verabsäumt hatten. Hat mit tapferer Entschlossenheit Bresche gelegt in einen sinnlos gewordenen Brauch. Das mag man unpreußisch nennen, wenn man partout das Versteckspielen, das Verschleiern und Verkleistern und die innerliche Unwahrhaftigkeit preußisch heißen will. Aber es war männlich. Und die Männer sind seltener geworden als die Preußen ... R. B.

*

Politik und Geschäft

Freiherr v. Wangenheim, der eine Vorsitzende des Landbundes, hat an potente Standes- und Berufsgenossen einen Schreibebrief versandt, in dem er sie auffordert, ihm für den Wahlfonds ein paar Tausendmarkscheine zu opfern. „Ich bin der Meinung,“ so schließt er seine Werbeepistel, „daß die Geldmittel, welche wir zu diesen Wahlen aufwenden, sich außerordentlich gut verzinsen werden.“ Darüber hat man sich landauf, landab entrüstet. Die um Wangenheim aber haben gar unschuldig getan und gefragt, was denn daran Verwunderliches sei. Wahlen kosteten nun einmal allerorten Geld, und jede Partei hoffe, daß sie ihre harten Taler nicht zum Fenster hinauswerfe. Mir will scheinen: sie haben beide recht, die Entrüsteten und die unschuldig Tuenden. Und beide doch auch wieder unrecht. Natürlich kosten Wahlen Geld, und auf Verzinsung rechnet man — das

Sprichwort sagt's — sogar beim Wohltun. Nur daß der Landbund, obschon ihm sicher eine stattliche Anzahl ehrlich frommer Leute angehört, seine Sache so ganz und gar auf eine grobe Diesseitigkeit gestellt hat. Daß er seine Politik nachgerade nur noch nach der Zollhöhe beim Getreide orientiert. Für den, der das Getriebe kennt, ist's deutlich zwischen den Zeilen zu lesen: der Freiherr v. Wangenheim verheißt seinen Getreuen baldige und gute Verzinsung in bar. Aber wollt ihr den Tor vor Gericht stellen? Zudem: wir sind allzumal Sünder. Der deutsche Idealismus ist entflohn. Höchstens bei den Mittelschichten, insbesondere den studierten, fand er noch eine bescheidene Stätte. Und die Zusammenhänge zwischen Politik (auch Kommunalpolitik) und Geschäft sind, wie Fontanes alter Herr v. Briest sagen würde, ein weites Feld ... R. B.

*

Von einem „Russen, der nicht einmal rein deutscher Abkunft" war

In der „Post" war jüngst folgender Erguß zu lesen:

„Herr Professor Schiemann ist von Geburt Russe, vielleicht nicht einmal rein deutscher Abkunft. Niemand kann es ihm daher verdenken, daß er Fragen, die das Nationalbewußtsein, den patriotischen Stolz in der Brust eines jeden Reichsdeutschen auf das empfindlichste berühren, kalt und höhnisch gegenübersteht. Das Urteil eines Fremden, der von dem patriotischen Herzschlag, dem schmerzlichen Zucken der bangen Seele des deutschen Volkes spricht als von einer durchgegangenen, politischen Phantasie, einem Konquistadorenabenteuer, muß um so mehr unsern berechtigten Zorn und Verachtung herausfordern, als dieser Fremde als Hochschullehrer der Berliner Universität die Gastfreundschaft des preußischen Staates genießt."

Der Anlaß der Scheltrede — ein auch nach meinem Gefühl reichlich offiziöses Urteil Schiemanns zur Marokkopolitik — interessiert hier nicht. Ich habe auch keine Neigung, die Gelehrten der „Post" von der Tatsache zu unterrichten, daß auch außerhalb der Reichsgrenzen vollwertige und vollbürtige Deutsche siedeln und der Zufall der Geburt noch keinen zum Rassefremden macht. Mit Leuten, die einen Satz schreiben können wie diesen: „Schiemann ist von Geburt Russe, vielleicht nicht einmal rein deutscher Abkunft", erspart man sich lieber jegliche Disputatio. Nur weil dazu am Ende noch das Fassungsvermögen preußischer Schutzmannsgehirne ausreichen könnte, sei den „Post"-männern hier folgende Belehrung gespendet: Als Hochschullehrer genießt man überhaupt nicht die „Gastfreundschaft" des preußischen oder sonst eines Staats. Da erwirbt man im Moment der Berufung zugleich auch das Indigenat. Mit diesen fremdenpolizeilichen Begriffen kommt man im Bereich der deutschen Universitäten zudem sowieso nicht aus. An denen herrscht nämlich noch heute Freizügigkeit, soweit die deutsche Zunge klingt. Österreicher werden nach dem Reich berufen, Reichsdeutsche nach Österreich, beide wieder nach der Schweiz und umgekehrt. Hier lebt noch — leider fast nur hier allein — das Bewußtsein, daß die Deutschen eine Kulturgemeinschaft sind. Und bisweilen erinnert man sich noch, wie der alte Ernst Moritz Arndt, der ja auch ein Universitätsprofessor war, die Frage beantwortet hat: Was ist des Deutschen Vaterland? ... R. B.

*

Ein weiser, ein gerechter Richter

Ein bayrischer Jurist — warum soll man seinen Ruhm nicht mehren helfen? —, ein Herr Dr. Robert Heindl hatte vor einiger Zeit in einem Zeitungsaufsatz die chinesische Strafrechtspflege beschrieben. Die hatte es ihm angetan in ihrer unbeirrbaren Grausamkeit, und anschaulich, mit sichtlichem Behagen und stellenweis sogar mit einem Anflug von Laune und Bierhumor schilderte er die unterschiedlichen Hinrichtungsarten, die Zerstückelung, die Enthauptung, die Strangulation; dann die Halskragen-, Bambus- und Ohrfeigenstrafe und die mannigfaltigen Arten der

Tortur, die von der chinesischen „Rechtspflege" zur Erpressung von Geständnissen und Zeugenaussagen für erforderlich gehalten würden. Den Beschluß machte folgende Moral:

„Auch die übrigen grausamen Verordnungen des chinesischen Strafrechts haben ihre guten Gründe und sind keineswegs die bloße Barbarei eines nervenlosen Volkes oder gar die sadistische Roheit einer blutdürstigen Dynastie und Beamtenschaft. Ein Reich von 400 Millionen, das von nur 25 000 Beamten im Zaum gehalten werden muß, bedarf der abschreckendsten, härtesten Drakonismen, bedarf der Folter und peinvollsten Körperstrafe, da bei der Phantasielosigkeit und dem Materialismus des Volkes ein Appell an das Ehrgefühl und religiöse Gewissen wirkungslos ist."

Und angesichts dieses packenden Realismus, der sich feinfühlig auch in die Seele der entferntesten Völker hineinzutasten weiß, wagt kecker Unverstand noch über die Weltfremdheit mancher deutschen Richter zu klagen! Inzwischen ist das Vierhundertmillionenreich freilich in Wallung geraten, und es sieht fast so aus, als ob die gewaltige Umwälzung auch ein gut Teil der Voraussetzungen und Schlüsse des Dr. Robert Heindl begraben würde. Aber das ist eine besondere Malice der Weltgeschichte, für die der weise und gerechte Richter nichts konnte. R. B.

*

Erziehung zum Deutschtum

Über diesen Gegenstand hat neulich Generalleutnant z. D. Litzmann einen Vortrag gehalten. Darin fesselt uns, nach der Wiedergabe der „Tägl. Rundschau", folgende Stelle:

„Gegen den Abend desselben Tages saß ich in der Reichshauptstadt, im Kaffeehaus. Hunderte von elektrischen Glühbirnen ergossen ihr Licht über die dichtbesetzten Marmortische, spiegelten sich an den gleißenden Wänden. Ein reicher Glanz um mich her, aber nur ärmliche Freude. Denn von den Menschen im Saal erschienen mir viele so f r e m d a r t i g - u n d e u t s c h und redeten doch meine Sprache. Damen, durch unsichtbare Panzer und enge Röcke zu einer lächerlichen Art des Gehens verurteilt und nur mit Mühe imstande, sich auf den Rand ihres Stuhles niederzulassen. Junge Herren in müder Haltung und mit der Miene von Greisen. Konnten jene Frauen die Mütter eines wehrhaften Geschlechtes der Zukunft sein? Sollten diese Männer für das Vaterland eintreten, wenn es von Feinden bedroht sein würde? — Mein Blick fiel auf eine Zeitung vor mir auf dem Tische. Ein vielgelesenes Berliner Blatt war's, auch im Auslande sehr verbreitet und von den Fremden häufig als echte Probe der deutschen Tagespresse betrachtet. Ich fand es wieder höchst u n d e u t s c h. Der Leitartikel voll Liebedienerei für die Fremden und voll Schmähung und Hohn für eigene Volksgenossen, die eine kraftvolle deutsche Politik herbeisehnen. Das Parteiinteresse offensichtlich dem Wohle des Vaterlandes, die Sorge um den Geldbeutel der um das Ansehen Deutschlands vorangestellt. Unter dem Strich eine Skizze erotischen Inhalts, orientalisch-sinnliche Lüsternheit atmend. Auf der zweiten Seite eine Prozeßverhandlung: grinsende Schadenfreude über die glücklich gelungene Bloßstellung deutscher Adliger und Offiziere! Auf der dritten eine Kunstkritik: anerkannt tüchtige Werke ihres vaterländischen Stoffes wegen als ‚Produkt des Hurrapatriotismus' heruntergerissen. Im Anzeigenteil ein Wust häßlichster Dinge. Ein üppig wuchernder Heiratsmarkt. ‚Distinguierte Kavaliere', Grafen und — falls es nicht gelogen ist — aktive Offiziere bieten sich zum Kauf an! Der Preis, soundso viele ‚Mille', vielfach gleich angegeben, die ‚Konfession' als ‚Nebensache' bezeichnet. — Auf dem Nachbartisch liegt ein bekanntes, in Süddeutschland erscheinendes ‚Witzblatt'. In grellen Farben leuchtet das Titelbild herüber. Offenbar von geschickter Hand entworfen, ist es doch von zynischer Gemeinheit.

Aber all das Häßliche und Gemeine, all das U n d e u t s c h e findet im heutigen Deutschland sein Publikum.

Nun bin ich auf die Straße hinausgetreten. Sie ist taghell erleuchtet und überaus belebt. Autos sausen über den Asphalt, trompetend, Benzinduft verbreitend. Dazwischen

klappern die Pferdehufe; hin und wieder vernimmt man den Aufschrei eines Menschen, der beim Überqueren des Fahrdamms sich plötzlich gefährdet sieht. An den Bordsteinen Zeitungsverkäufer, die Abendnummern der Revolverpresse ausschreiend: ‚Große Sensation!‘ ‚Meineidsprozeß in der Haute Woleh!‘ ‚Doppelmord in der X-Straße!‘ ‚Enthüllungen der Frau Gertrud W.!‘ — Auf den Bürgersteigen ein wogendes Menschengedränge. Unter Hüten von Wagenradgröße gefärbtes und falsches Haar, geschminkte Mädchengesichter und freche Blicke. Halbwüchsige Knaben, in den Augen etwas ganz anderes als harmlose Jugendlust, ziehen vorüber; Lebegreise mit versteinertem Lächeln und meckernder Stimme. Bin ich unter Deutschen? Hier schieben sich ‚Messengerboys‘ durch die Menge; dort lese ich: ‚Prince of Wales Herrenmagazin‘. Hier öffnet sich ein ‚American Bar‘, ein ‚Grill-Room‘; dort werden ‚Modes de Paris‘ zu ‚Occasionspreisen‘ feilgeboten. An der Straßenecke — die Anschlagsäule! Ich kann heute abend die berühmte russische Tänzerin Napierkowska oder die noch berühmtere japanische Mimikerin Madame Sato bewundern, die ‚berühmteste mimodramatische Schauspielerin Frankreichs‘, Mademoiselle Polaire oder sogar den göttlichen Italiener Signor Caruso. In den Theatern eine Fülle von echten französischen und nachgeäfften deutschen Unsittlichkeits-‚Dramen‘. Daneben amerikanische Tingeltangel und französische Cabarets mit ‚Star-Programms‘ und ‚glänzenden Attraktionen‘. Mein Deutschland Schillers, was willst du noch mehr!“

Litzmann neigt zur Ansicht, daß nur ein gerechter Krieg, zu rechter Zeit begonnen, ein Volk vor Erschlaffung bewahren kann. Aber so sehr wir auch seine Besorgnisse verstehen: auch ein Krieg kann nicht gemacht werden, sondern muß organisch erwachsen, wenn die Verhältnisse und Zustände reif sind und dazu drängen. Und eben dieses zu erkennen, ist die schwere und verantwortliche Aufgabe der Staatsmänner.

*

Gegen die Pariser Mode

In den Zeitungen las ich mit großer Freude von der Gründung eines Frauenbundes gegen die sklavische Nachahmung der Pariser Mode. Es soll eine selbständige Frauentracht geschaffen werden, die Anregungen nationaler Volkstrachten verwertet und zu ihren Schönheitsidealen Gesundheit und Schicklichkeit rechnet. Das ist prächtig. Leider nur ist der Bund nicht in unserm sonst so vereinswütigen Deutschland zustande gekommen, sondern im — spanischen Barcelona.

* S.

S. M. bei Kempinski

Im Berliner Weinhaus Kempinski, das manche für einen „Kulturfaktor“ halten, weil es mit nicht zu leugnendem Erfolge den Genuß von Austern, Hummern und Kaviar demokratisiert hat, ist kürzlich ein Neubau eingeweiht worden, für den Majoliken aus Cadinen bezogen wurden. Das war verständig von der Firma Kempinski, denn diese Majoliken sind gut. Aber vielleicht war es auch nur, was man im Zeitungsneudeutsch „smart“ heißt. Denn eines schönen Tages fuhr — was einer Bombenreklame gleichkam — der kaiserliche Schloßherr von Cadinen mit Frau und Tochter und Gefolge bei Kempinski vor. Die allzeit Begeisterten und die kritiklosen Gaffer jubelten: Seht her, welche Leutseligkeit, wie bürgerlich und wie menschlich! Die Konkurrenten des ohnehin vom Glück verwöhnten Weinhauses knirschten: Genügt es nicht, daß wir für Inserate und Lichtreklame ein Heidengeld ausgeben! Sollen wir auch noch künftighin bunte Kacheln aus Cadinen beziehen? Die Dritten aber, die Unbefangenen, die in Wahrheit natürlich nur Argwöhnische und böse Nörgler waren, meinten: es sei doch sonderbar, daß just in diesem Moment der Hauptinhaber der Firma zum Kommerzienrat befördert worden sei. So ging auch dieser Versuch des Kaisers, sich leutselig zu geben, in Verstimmung und Mißtöne aus. Oder war's am Ende doch nicht die rechte Leutseligkeit? ..

* R. B.

Keine „Marterln" mehr im Gebirge

Ich entnehme der „Frankf. Ztg." folgende Nachricht. „Die Stadt Kufstein hat gemeinsam mit der Alpenvereinssektion Kufstein ein sehr verständiges Verbot erlassen: daß nämlich Gedenktafeln für Verunglückte, wie sie ja im Kaisergebirge leider recht zahlreich zu verzeichnen sind, nicht mehr an den Unglücksstellen zur Aufstellung kommen dürfen, sondern nur noch an einem eigens bezeichneten Felsblock oberhalb Hinterbärenbad. Dieses Beispiel ist zur Nachahmung lebhaft zu empfehlen. Wenn man am eigenen Leibe erfahren hat, wie deprimierend oft inmitten einer Tour der unvermutete Anblick eines solchen ‚Marterls' mitten im Fels berührt, so muß man den Kufsteinern dankbar sein."

Ich bin da ganz anderer Meinung. Einmal, weil so wieder ein tief im Volksbewußtsein wurzelnder und trotz mancher Entgleisung echt poetischer Brauch verschwindet. Dann aber erscheint es mir von höchstem Lebenswerte, daß jenes Gefühl, das vor tausend Jahren Notker in seinem „Media vita" und ein halbes Jahrtausend später Luther in „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen" aussprach, gerade in den Hochspannungen des Lebens wirksam bleibe. Wenn einige Sommerfrischler dadurch etwas unliebsam aus ihrer Oberflächlichkeit aufgeschreckt werden, schadet das gar nichts.

S.

*

Kleine Quäler

In Niederdodeleben hatten zwei siebenjährige Knaben ein fünfjähriges Mädchen bei lebendigem Leibe am Kartoffelfeuer zu Tode geröstet. „Gewiß", bemerkt zu dieser entsetzlichen Tat Frau Elisabeth Gnauck-Kühne im „Tag", „ist kindlicher Unverstand dabei in Rechnung zu setzen, die beiden Rangen sind sich der vollen Tragweite ihrer Handlungsweise nicht bewußt gewesen, aber ebenso gewiß ist, daß das Betragen der beiden Knaben auf einen hohen Grad von Roheit und auf große Übung im Quälen lebender Geschöpfe schließen läßt. Das Wimmern des unglücklichen kleinen Mädchens hat die Quäler nicht gerührt, sie waren daran gewöhnt, sich sträubende Geschöpfe zu martern, das Wehegeschrei hat sie erst recht gereizt und ihren Genuß erhöht. Der Menschheit erwachsen an diesen beiden hoffnungsvollen Früchtchen ausgesuchte Quäler. Es wäre wesentlich, zu erfahren, ob den Eltern die Gewalt über die Knaben aberkannt worden ist und die beiden kindlichen Mörder der Fürsorgeerziehung überwiesen werden, oder ob man ihre Instinkte unbeschnitten sich auswachsen läßt?

Man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich gewesen ist, daß das Schmerzensgeschrei der Kleinen die beiden nicht gerührt hat. Auf eine Anfrage bei dem Lehrer des Dorfes oder den Nachbarn der Familien würde sich höchstwahrscheinlich herausstellen, daß die Verrohung der Scheusäler durch Duldung von T i e r q u ä l e r e i e n herbeigeführt oder begünstigt worden ist. Für alle Eltern und Erzieher erwächst aus dem traurigen Vorkommnis die ernste, dringende Mahnung: Duldet keine Tierquälerei bei euren Kindern, lehrt die Kinder, Tiere gut zu behandeln. Nichts verroht die Jugend so leicht und so sicher wie der Anblick (geschweige denn die Ausübung) von Tierquälerei. Neben den Eltern sollte aber auch jeder, der es mit der Jugend gut meint, die Tierquälerei bekämpfen, nicht nur als Tierfreund, sondern in erster Linie als Pädagoge."

Sagen wir doch einfach: als Mensch.

*

Grober Unfug

Zu unserem Artikel „O wie fein und lieblich ist es ..." im Oktoberheft teilen wir mit, daß die „Neue Zeit", die wir als Nachrichtenquelle benutzt haben, folgende Berichtigung des Oberpfarrers D. Dr. Riemann hat aufnehmen müssen:

„1. Es ist nicht wahr, daß ich in meiner Predigt am vergangenen Sonntage auf den Vorfall eingegangen bin, der sich acht Tage früher an derselben Stelle während der Predigt des Herrn Pfarrer Lic. Kraatz ereignete.

2. Es ist nicht wahr, daß ich an die anwesenden Soldaten die Mahnung gerichtet habe, wenn sie hörten, daß einmal das Wort Gottes anders ausgelegt werde, als es durch mich geschehe, sollten sie sich nicht stören lassen.

3. Es ist nicht wahr, daß ich von Zuschriften gesprochen, die mir und dem Elisabeth-Regimente sogar aus dem Auslande zugegangen seien. Es sind mir überhaupt keine Zuschriften zugegangen, und ich habe vom Elisabeth-Regiment überhaupt nicht geredet, ebensowenig von dem ‚Falle Kraatz‘ oder ‚Jatho‘.

Daraus ergibt sich, daß alle Folgerungen hinfällig sind, welche die Zeitung aus meinem vermeintlichen Tun gezogen hat.

Obwohl ich, wie man in Charlottenburg ganz genau weiß, als positiver Geistlicher einen anderen Standpunkt einnehme als Herr Pfarrer Lic. Kraatz und wie immer auch am vergangenen Sonntage mit voller Überzeugung den ‚alten Glauben‘ gepredigt habe, habe ich mich doch gehütet, die Kanzel zur Behandlung des ‚Falles Kraatz‘ oder des ‚Falles Jatho‘ zu benutzen.“

Die „Neue Zeit“ hat dieser Berichtigung selbst die Worte hinzugefügt:

„Wir haben selbstverständlich Vorsorge getroffen, daß der Herr, der uns gegenüber noch ausdrücklich betont hat, er habe die betreffenden Kanzelworte so gehört, wie wir sie wiedergegeben haben, uns nicht wieder mystifizieren kann.“

*

Das Straßburger Goethehaus

Kürzlich standen wir zu Straßburg vor dem Hause, in dem einst der Student Goethe gewohnt hat (Am alten Fischmarkt Nr. 36). Wir waren sprachlos. Es ist einfach ein Skandal! Ein unglaublicher Skandal! Mitten in der Häuserfront der sehr belebten Straße ist grade dieses Haus mit einem grellen Postkutschengelb — ich sage: Postkutschengelb — angestrichen! Unten verkauft irgend ein Moritz oder Isidor Kleider, die in Massen aushängen und mit Preisen bezeichnet sind. Oben steht groß der Name der Firma nebst den Worten „größte Auswahl“ und „billigste Preise“! Auch ein Kleidermännchen ist angemalt nebst der deutlichen Hausnummer; alles grinst schwarz aus dem knallgelben Anstrich heraus. Und mitten darin? Mitten darin schämt sich als bronzene Insel das Reliefbild Goethes, der im Jahre 1770/71 in diesem entstellten, fratzenhaft wirkenden Hause gewohnt hat!

Und kein „Heimatschutz“ kann einem solchen Geschmacksunfug zu Leibe gehen?!

Gemeinderat und Universität einer großen Stadt haben kein Mittel an der Hand, solchen Verschandelungen entgegenzutreten im Namen der Öffentlichkeit und der Besucher der Stadt Straßburg?!

Wir empfehlen dieses Musterbeispiel modernen Geschmacksunfugs dem Bunde „Heimatschutz“ und dem „Dürerbund“ zur Beachtung. Und zwar mit Photographie — womöglich mit Farbenphotographie!

Wie wir hörten, will der Besitzer des Hauses, eben jener Kleiderhändler, durch diese auffallende Mißhandlung der Front die städtische Behörde zum Ankauf des Gebäudes nötigen, wobei er einen außerordentlich hohen Preis fordert. So lange derartige Herausforderungen möglich und gesetzlich statthaft sind, ist aller „Heimatschutz“ einfach Theorie.

L.

*

60 Millionen Mark für Schundliteratur

So hoch beläuft sich nach statistischen Berechnungen für Deutschland allein der Umsatz mit Schundliteratur schlimmster Art im Jahre 1908/09. Die gemeinste Verbrecherliteratur, die sich unter dem Namen Detektivroman verbirgt, hat den Hauptanteil daran; die großen Sensationsprozesse erweisen sich als fruchtbarste Anreger. Gegen das Vorjahr bedeutet diese Zahl eine Steigerung um 10 Millionen. Man sieht also, daß es für private Bekämpfung zu spät, für eine mit reichsgesetzlichen Maßnahmen die höchste Zeit ist.

S.

*

Einträgliches Heldentum

Der Caruso-Taumel wäre wieder einmal überstanden. Die wüste Art dieser eigentümlichen Kunstbegeisterung, alle die ungesunden Begleiterscheinungen und auch die Purzelbäume mancher aus den Geleisen geratenen Reporterphantasie sind die gleichen geblieben, wie früher. Neu war dagegen des göttlichen Tenors Hinaufhimmeln zum moralischen Heldentum. Caruso soll unter heftigen neuralgischen Schmerzen gelitten haben. Ihnen zum Trotz habe er — so lauten die Berichte — mit heldenmütiger Überwindung gesungen und so durch eine für ihn Gefahr bergende Pflichterfüllung die Theater vor Schaden und das Publikum vor Enttäuschungen bewahrt. Erst beim Festmahl, das ihm zum Abschied bereitet wurde, brach er zusammen, konnte sich trotz ärztlicher Bemühungen erst nach Stunden erholen und — war dann schon am nächsten Tage auf hoher See zur Fahrt nach Dollarika.

Ich stimme an sich sehr gern in ein Lied vom braven Mann ein und bin noch immer nicht skeptisch genug, um die ganze Krankheitsgeschichte etwa als Schwindel und geschickte Vertuschung stimmlicher Indisposition abzutun. Also zugegeben, Caruso sei krank gewesen, so ist ja die Überwindungskraft, mit der er sang, ganz schön. Die Beurteilung der ganzen Frage gestaltet sich aber wesentlich anders. Die Opfer, die für ein Auftreten Carusos gebracht werden müssen, sind so groß, daß man den Anspruch auf vollwertige Leistungen hat und nicht auf die für Stimmbildner ganz interessanten Beobachtungen, wieviel ein großer Techniker auch noch als kranker Mann zu leisten vermag. Fühlte sich Caruso krank, so war es Erfüllung der übernommenen Pflichten, wenn er die Besserung abwartete und dann sang. Aber das hätte ihn zuviel gekostet. Da liegt des Pudels Kern. Er, der Millionen verdient, mochte den Ausfall nicht tragen. So bietet er lieber nicht Vollwertiges, und sein Impresario muß dann durch rührsame Krankenberichte Stimmung machen und zum Heldentum aufposaunen, was nur Geschäftsmacherei ist. —

In diesem Zusammenhang muß betont werden, daß unsere Theaterdirektionen im Geschäftsverkehr mit Caruso die Interessen der Musikfreunde schlecht wahren. Für 10 000 ℳ Abendhonorar kann man Forderungen stellen auch bei einem Caruso. Dieser bietet sein Bestes in Heldenrollen, wie dem Verdischen Othello. Statt derartiges von ihm zu verlangen, läßt man ihn Nichtigkeiten singen (Nemorino im „Liebestrank“, Edgardo in „Lucia von Lammermoor“) oder Rollen, die seiner besonderen Eigenart nicht entsprechen (Herzog im „Rigoletto“). Die Intendanzen sind eben sicher, daß sie auch so ausverkaufte Häuser haben, und so lohnt es sich nicht, noch besondere Mühe aufzuwenden. Auch hätte Schmock bei diesen großen Rollen nicht die dankbare Aufgabe, dem Publikum vorrechnen zu können, wieviel Caruso für jeden einzelnen Ton bezahlt bekommt.

St.



Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, **sämtliche** Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. Dezember 1911 Heft 3

„Süßer Trost, mein Jesus kömmt“

Joh. Seb. Bach

Klavierauszug von Bernh. Engelke

Molto Adagio

FLAUTO (VIOLINO) SOLO

p con molt' espressione

SOPRANO

PIANO

dolce

p


cresc.
poco f
cresc.
poco f
dim.
p
dim.
p
p
Sü - - - ßer Trost, mein Je - - sus, mein Je - sus
p
p dolce
kömmt, sü - - ßer Trost, Jesus wird an-itzt ge-bo -


ren, sü - - ßer Trost, süßer Trost, mein Je - sus
kömmt, sü - ßer Trost, Je - sus wird an - itzt ge -
bo - ren, sü - - - ßer Trost,
sü - - ßer Trost, süßer Trost, mein Je - sus kömmt, mein
Digitized by Google


Je - sus kömmt, Je-sus wird an - itzt ge - bo - ren, sü - ßer Trost, ___ Jesus
wird an - itzt ge-bo - - ren!
cresc.
cresc.
tr
dim. e rit.

Heilige Nacht

(Paul Renner)

Nachdruck verboten

Curt Beilschmidt, Op. 14[1]

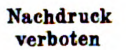



mp
Brük - ke.
mf
cresc.
Und auf der schimmernden
mp
mf
cresc.
Brük - ke schwebt ein Eng - lein her - ab und bangt und
12/8
6/8
bebt, ___
pp
die klei - nen Fü - ße straucheln und
pp
p
9/8
ir - - ren, die fei - nen Flü - gel zit - tern und
p
p



mf
schwir - ren.
Und als der Mor - gen ans
Fen - ster fliegt, das Eng - lein in dei - nem
p
Scho - ße liegt.
(mit Ausdruck)
wenig breiter)
pp (sehr gehalten)
(ein
(sehr zart und duftig)
ppp
(verhallend)

„Es ist ein Ros' entsprungen"



Für 4 æquale Stimmen
gesetzt von Bernh. Engelke









Friedrich d. Gr. Gebauer



XIV. Jahrg. Januar 1912 Heft 4

Jeder ein König!

Von Karl Engelhard

Zu Sanssouci im Saal gebettet liegt,
  Aufs Feldbett hingestreckt, der große König.
Durch Deutschland und die Welt nun weint und fliegt
  Die Kunde seines Todes tausendtönig.
Der hag're Heldenleib ist eingehüllt
  Vom Mantel, den er trug in manchen Schlachten;
Die großen Seelen-Augen, glanzerfüllt,
  Die sonnengleich ob seinem Volke wachten,
Sie schlossen sich für immer, fest und schwer —
  Nun muß der Gott des Vaterlandes walten! —
Der Mund spricht seinem Volk kein Trostwort mehr;
  Doch Sorge mahnt noch aus den herben Falten . . .


Friedrich d. Gr.
Gebauer



XIV. Jahrg. Januar 1912 Heft 4

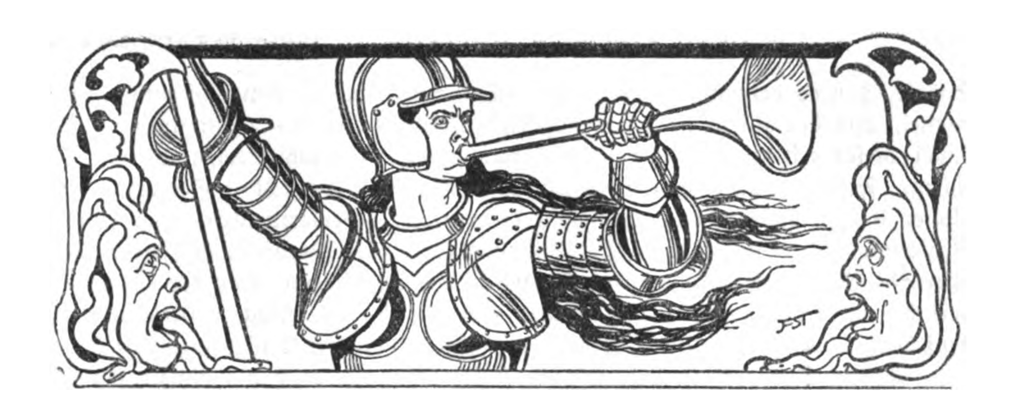
Jeder ein König!

Von Karl Engelhard

Zu Sanssouci im Saal gebettet liegt,
Aufs Feldbett hingestreckt, der große König.
Durch Deutschland und die Welt nun weint und fliegt
Die Kunde seines Todes tausendtönig.
Der hag're Heldenleib ist eingehüllt
Vom Mantel, den er trug in manchen Schlachten;
Die großen Seelen-Augen, glanzerfüllt,
Die sonnengleich ob seinem Volke wachten,
Sie schlossen sich für immer, fest und schwer —
Nun wolle Gott des Vaterlandes walten! —
Der Mund spricht seinem Volk kein Trostwort mehr;
Doch Sorge mahnt noch aus den herben Falten . . .

So liegt er da! So sahn ihn manche Nacht
  Im Feld am Feuer seine Offiziere,
Vom kalten Sterngewölbe überdacht:
  Ganz gleich dem letzten seiner Grenadiere —
Nicht König, und doch wahrhaft königlich,
  Nur an sein inn'res Königtum gebunden,
Des Staates Diener — nicht: „Der Staat bin ich!"
  So ward er Sieger über Zeit und Stunden!
So wollt' er, daß auch jeder Untertan
  Ein König sei von Geist und von Gebärde ...
Uns blieb sein Bild! Laßt's oft uns schauen an,
  Daß solche Friedrichskraft uns allen werde!





Friedrich der Große

Von Herman v. Petersdorff

Wir haben noch keine Jahrhundertfeier für den Schöpfer der preußischen Größe begehen können. Als das erste Säkulum seit seiner Geburt verflossen war, da lag Preußen geknebelt am Boden, unter den Füßen des Eroberers, der den Staat Friedrichs des Großen jahrelang mit Nichtachtung behandelt hatte, weil dieser eine zaghafte, unfriederizianische Friedenspolitik übte, und der den mit Friedrichs Lorbeer geschmückten Staat dann niederwarf, als dieser allzu spät das Schwert zog. Vor hundert Jahren ächzten wir unter den Folgen von Jena und Tilsit. Damals waren Jubelhymnen auf Friedrich nicht angebracht. Heute stehen 65 Millionen Deutsche zusammen im Gefühl der Kraft und des Ansehens; und wenn auch in manches Patrioten Seele brennend der Zweifel wühlen mag, ob wir nicht wieder auf jener abschüssigen Bahn des allzu friedliebenden Friedrich Wilhelm III. wandeln und allzu geruhsam von der Gefahr unser Antlitz abwenden, was einst den glühenden preußischen Patrioten General v. Clausewitz zu scharfer und berechtigter Kritik veranlaßte, so haben wir doch das stolze Bewußtsein, daß wir frei sind und schaffensmutig, und unser Schwert noch immer blinkt im hellen Strahl von Königgrätz und Sedan. Darum dürfen wir heute festlich uns versammeln und die Drommeten Fanfaren zur Feier des Friedrichstages anstimmen.

Gerade in dieser Stunde wollen wir des Fürsten begeistert gedenken, der viele Jahre mit zwanzigfacher Übermacht gerungen und den eine Welt nicht zu überwinden vermocht hat, und der dann noch das wunderbare Werk zu vollbringen imstande war, die namenlosen Wunden der entsetzlichen Kriegsjahre zu heilen, der den Umfang seines Landes in den sechsundvierzig Jahren seiner Herrschaft nahezu verdoppelte, der trotz der Ströme vergossenen Blutes bei seinem Tode eine Bevölkerung hinterließ, deren Zahl die Bevölkerung zu Beginn seiner Regierung um mehr als das Doppelte übertraf, der dem immer undeutscher werdenden Österreich das herrliche Schlesien entriß und es dadurch der deutschen Kultur rechtzeitig sicherte, ebenso wie er Ostfriesland durch die Annektierung davor be-

wahrte, daß es dem niederländischen Wesen, von dem es schon umsponnen war, verfiel, und der zuletzt noch das polnische Preußen für das Deutschtum rettete. Zwei dieser erstaunlichen Errungenschaften wollen wir zahlenmäßig veranschaulichen. Friedrich übernahm Preußen in einer Größe von 2159 Geviertmeilen; als er starb, umfaßte das preußische Gebiet 3539 Geviertmeilen. Bei seinem Regierungsantritt zählte man 2,4 Millionen Seelen in Preußen, im Jahre 1786 aber 5½ Millionen. Die größere Dichtigkeit der Bevölkerung trotz der Menschenverluste und ungeheuren wirtschaftlichen Schäden, die die Kriege verursachten, ist großenteils auf die geniale Kolonisationspolitik des großen Königs zurückzuführen.

In einer unerhörten Lebensschule ist der Sohn Friedrich Wilhelms I. gereift. Sie ließ unverwischbare Spuren in seinem Wesen. Aber trotz der Bitternisse, die ihn die rauhe Hand seines Vaters empfinden ließ, ist er doch derjenige geworden, der am meisten und aufrichtigsten die Größe seines Vaters gewürdigt hat. Man kann unbedenklich sagen: Es ist durch Friedrich Wilhelm I. alles vorbereitet, was Friedrich geschaffen hat. Von dem Vater hat der Sohn den Pflichtgedanken, daß der Fürst im Dienst für den Staat aufgehen müsse, der die tiefste Rechtfertigung der Monarchie ist, ererbt. Friedrich Wilhelm I. hat das bewunderungswürdige Heer und die treffliche Verwaltung Preußens geschaffen. Er hat die Wirtschaftspolitik und die Kolonisationstätigkeit betrieben, die sein Sohn weiterführte. Original ist Friedrichs schöpferisches Wirken neben seiner im Gegensatz zu der Ermattungsstrategie seines Zeitalters auf den Angriff gerichteten Feldherrnkunst, in der er freilich auch immer etwas das Kind seiner Zeit blieb, vornehmlich nur in der Justizorganisation gewesen. Aber bei dem Sohne ist alles, was er nach dem Vorbilde des Vaters machte, ins Geniale und Großartige gesteigert, und er hat den Mut und die Tatkraft bewiesen, die geschaffenen Mittel rücksichtslos anzuwenden und auszunützen. Er gibt dem Pflichtgedanken seines Vorgängers Ausdruck, indem er den erhabenen Satz prägt, der Fürst müsse der erste Diener seines Staates sein. Er vergrößert das Heer unablässig und schult besonders die Kavallerie, neben der von Friedrich Wilhelm I. und dem alten Dessauer geschaffenen Waffe der Infanterie. Er bildet das Colbertsche Wirtschaftssystem des Merkantilismus viel vollkommener aus als der Vater und sucht nicht nur den Wohlstand durch Hebung der Industrie, sondern auch den Unternehmungsgeist in seinem Volke zu beleben, und so fort. Hauptbestreben ist es bei ihm, den kriegerischen Geist seiner Preußen, der Lieblinge des Mars, wie er sie in einer seiner Oden angeredet hat, zu fördern und zu erhalten. Neben der patriarchalischen Figur seines Vaters aber nimmt sich der philosophische König, der in Sanssouci ein Einsiedlerleben führt und an den keiner seiner Gehilfen auch nur von fern heranreicht, gar anders aus. Das geflügelt gewordene, auf Augustus gemünzte Wort, mit dem Horaz das zweite Buch seiner Episteln einleitet: Cum tot sustineas et tanta negotia solus, hat niemals mehr Geltung gehabt als bei Friedrich dem Großen. Seine Größe ist über alle Begriffe einsam, sein Werk erschütternd gewaltig, sein Leiden unermeßlich ergreifend.

Und das erinnert uns daran, daß die großen Erfolge niemals leicht errungen werden. Ländererwerb haben wir auch unter Friedrich Wilhelm III. vor 1806

gehabt, nicht nur in Polen, sondern auch im westlichen Deutschland. Und dieser Ländererwerb im gesegneten deutschen Westen ist uns ziemlich mühelos zugefallen. Er hat Preußen aber moralisch unsäglich geschadet. Der neueste Historiker dieser Periode, K. Th. Heigel, hat darüber sehr treffend gesagt: „Alle Welt verzeiht lieber einem dreisten Eroberer als einem beutelüsternen Friedensschwärmer". Friedrich hat seine Errungenschaften nur einem unerhörten Tatentrieb, der Anspannung jedes Nervs, der Ausnutzung jeder Minute, der genialen Wahrnehmung des rechten Augenblicks in jeder Lage, die vornehmlich seine fast unerreichte, nur durch die allzu große Lebhaftigkeit seines Temperaments beeinträchtigte staatsmännische Bedeutung ausmacht, der stürmischsten Entschlossenheit, einer merkwürdigen Gabe, neue Hilfsquellen ausfindig zu machen, der unerschütterlichsten Zähigkeit und dem verwundbarsten Stolze zu verdanken.

Doch ich, dem Sturm und Schiffbruch dräuen,
Will standhaft trotzend dem Verderben
Als König denken, leben, sterben

sang er seinem Voltaire entgegen, als dieser ihm mit Ratschlägen kam. Der große Grundsatz seines Lebens war, sich nicht das „stolze Vorrecht der Initiative" rauben zu lassen. Dieser Stolz gab ihm jene Sprache ein, die in seinen Briefen und seinen Staatsschriften, wie beispielsweise in seinem älteren politischen Testament, so elektrisiert. „Wenn die Ehre des Staates euch zwingt, den Degen zu ziehen," lautet die Losung, die er 1752 seinen Nachfolgern erteilte, „dann falle auf eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich." Auch sein Bruder Heinrich war ein Mann von reichen Fähigkeiten und Pflichtgefühl. Der aber hätte vor Roßbach am liebsten Frieden geschlossen und eine Provinz geopfert, just wie er noch Jahrzehnte später über den Frieden von Basel äußerte: „Er ist nicht ehrenvoll, aber notwendig." Friedrich dagegen prägte das stolze Wort: La réputation est une chose sans prix et qui vaut mieux que la puissance. Darum hätte er sich lieber den Tod gegeben, als eine Demütigung ertragen. Darum hat er auch beispielsweise in einer der bittersten Erfahrungen seines an Bitternissen so reichen Lebens, als das meerbeherrschende Albion, dem er seine Kolonien zu erobern verholfen hatte, ihn mit einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Treulosigkeit ohne jede Not im Stiche zu lassen willens war, lieber auf die ihm bis dahin von England gezahlten und begreiflicherweise sehr erwünschten Subsidien verzichtet, weil er seiner Ehre sonst etwas zu vergeben fürchtete.

Er empfand aristokratischer als sein Vater und ist darum ein großer Freund seines Adels gewesen, zumal als er ihn in seinen Kriegen zu würdigen gelernt hatte. So hat er auf diesen preußischen Adel das Wort angewandt, das für die ostelbischen Junker gar stolzen Klang hat: „Davon die Race so gut ist, daß sie auf alle Art meritiret, conserviret zu werden." Daneben war er indes auch der Anwalt des kleinen Mannes, wie sein Bauernschutz zeigt, der das Gute hatte, daß in den östlichen preußischen Provinzen zu einer Zeit das Bauerntum erhalten blieb, in der es in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern verschwand; wie ferner seine Behandlung der Kolonisten, seine Fürsorge für die alten Soldaten und Invaliden, sein Verhalten im Müller Arnoldschen Prozesse beweist. Und dieser französische Schöngeist,



dessen Taten seit Roßbach so belebend auf den deutschen Geist einwirkten, hat doch auch zuzeiten tief empfundene deutschnationale Töne gefunden, so wenn er die Verse niederschrieb:

> Bis in seine tiefste Welle
> Schäumt der alte Rhein vor Groll,
> Flucht der Schmach, daß seine Welle
> Fremdes Joch ertragen soll.

Der Zauber seiner Persönlichkeit äußerte sich besonders beim gemeinen Mann, den er zwar meisterhaft zu behandeln wußte, dem sein innerstes Wesen aber doch ziemlich fremd blieb. Er war so mächtig, weil das Volk instinktiv fühlte, daß dieser Mann gleichsam unpersönlich geworden war und lediglich der Staatsidee lebte, wie es ein Wort von ihm ausdrückt: „An der Stelle, an der ich stehe, muß man handeln, als wenn man niemals stürbe.“

Hundert Jahre waren gerade vergangen, seitdem Friedrich sein Schwert in die Scheide gesteckt und den großen Kampf um das Dasein seines Staates beendigt hatte: da ergriff ein Mann das preußische Steuerruder, der die friederizianischen Ideen bewußt wieder aufnahm, in der Militärreform, in der auswärtigen Politik, im Schutzzollsystem, in der Kolonisierungstätigkeit und Polenpolitik, in der Beschirmung des kleinen Mannes: der eiserne Kanzler, dessen Geist noch allenthalben in unserem deutschen Volke umgeht, bald glaubt man ihn klagen zu hören, bald findet man in ihm eine Rückenstärke. Und indem Bismarck an das Werk des großen Königs anknüpfte, führte er eine neue große Epoche des Preußentums herauf.



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Lerne, dich wunsch- und furchtlos hinzugeben dem unbegreiflichen, aber allgütigen Lenker des Weltprozesses; dann erringst du ein anderes Nirwana, in dem du nicht buddhistisch verlöschen wirst wie eine Kerze im Winde, sondern in dem dein wahres Selbst strahlend aufgehen wird, wie ein Sternbild am Winterhimmel.

*

Meuchlerisches Wort und meuchlerische Kugel können beide verwunden und töten. Aber die Mordkugel des Verbrechens bleibt immer noch ein Gentleman gegenüber Schurkenwort, das verleumderisch auch die Ehre mordet.

*

Als man dem Worte eines Weisen von allen Seiten zujubelte, fragte er sich im stillen: habe ich eine Dummheit gesagt? So werde mißtrauisch gegen das Lob der Welt, lerne aber aus ihrem Tadel.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

12.

Am andern Morgen, zur Zeit der Terz, wurde Herr Walter zur Herzogin geführt. Sie saß in der Fensternische ihres Gadems und streichelte ihr zahmes weißes Eichhörnchen, das ihr traulich im Schoß hockte.

„Ich habe Euch hier in meinem Heimlichen empfangen, Herr Walter, weil ich ungestört mit Euch reden will", begann Frau Beatrix.

Herr Walter verneigte sich tief und schwieg. Das ernste, blasse Gesicht der hohen Frau trug einen feinen, leidenden Zug, der Herrn Walter nicht fremd war. Man erzählte sich im Lande, sie trüge diese linde Schmerzensmiene seit ihrem Hochzeitstage, der so fröhlich begann und so furchtbar hatte enden müssen. Wem im Reiche war es nicht bekannt? Kaum vier Jahre waren seither vergangen: Ihr geliebter Onkel, Kaiser Philipp, der ritterlich milde Staufer, hatte sie an einem hellen Junitag zu Bamberg dem Herzog Otto von Meran vermählt und dem glückstrahlenden Pärchen noch eine Strecke Weges das Geleit in die Heimat gegeben. Aber nach wenigen Stunden wurden die beiden durch eilende Boten wieder zurückgerufen — den Kaiser hatte das wie harmlos spielende Schwert des Wittelsbachers zu Tode getroffen. So kniete die junge Herzogin am Abend an der Bahre des Mannes, der am Morgen ihre Ehe mit kaiserlichen Händen gesegnet hatte. Und, was nicht minder furchtbar war, ihre eigenen Schwäger, Bischof Eckbart und Markgraf Heinrich, wurden des Mordes mitverdächtigt und mußten, gemeinen Verbrechern gleich, der Rache des Adels entfliehen. So hatte jener Tag geendet, der ihrer Jugend höchste Seligkeit hätte bedeuten sollen, und die junge Frau vergaß das nicht. Wohl lachte sie hin und wieder in alter Fröhlichkeit, aber im Tieferen blieb ihr Leben ernst. Auch Kindersegen war ihr bisher versagt.

„Ihr seid uns Frauen gewogen," sagte die Herzogin, und sah Herrn Walter klar und ruhig an. „Ich meine gewogen in jenem besseren Sinne, den wir Frauen wohl zu werten wissen. Wir lieben es nicht, eindeutig genommen zu werden, uns behagen die zarten vielfältigen Wunder traumhafter Huldigung. Heißt doch auch leben nicht mehr als Träumen, und oft sind Träume des Lebens besserer Teil."

„Ihr würdigt mich so hoher, so lieblicher Worte, vieledle Fürstin,“ versetzte Herr Walter, „daß ich Euch bitte, nichts darauf erwidern zu müssen; es wäre schade um ihren Widerhall!“

„Ihr Sänger seid uns Frauen teuer,“ fuhr Frau Beatrix in gleicher Ruhe fort, „weil wir fühlen, es atme ein Stück unsrer eigenen Seele in euch. Euer Leben ist doppelt reich, ihr wißt mit Mannesmut auch sanfte Güte zu vereinen, und noch sind die Weisen sich nicht darüber klar, wem der höhere Preis gebühre: der Kraft, die sich das Leben beherrschend formt, der Duldung, die es schweigend überwindet. Ihr tieferen Sänger habt an beidem teil und seid als zwiefach lebendig zu preisen.“

„Wir leiden auch an beidem“, sagte Herr Walter.

„Hält Leid nicht auch lebendig? Die besten Eurer Lieder, Herr Walter, schuf das Leid!“

Es ward nun eine kleine Stille. Vom Tummelplatz brachte der Wind aus dem Walde das Waffengeklirr und die trotzigen Rufe der im Tjost sich übenden Knappen. Die Herzogin schaute sinnend ins sonnige Tal des Inn hinab, der sich jenseits der lachenden Gefilde an den Fuß der urgewaltigen Berge schmiegte. Schloß Hötting grüßte aus flimmernder Ferne, Brücke und Märktlein Innsbruck beschützend; des ehrwürdigen Klosters Wilten wehrhafte Mauern lugten ernst hervor, und seitwärts, inmitten üppig grüner Klosterwiesen, stand einsam das liebliche Kirchlein zu St. Jakob in der Au.

„Ich hörte, daß Ihr uns morgen verlassen werdet“, sagte Frau Beatrix, „und in Gräfin Utas und Gertrudis Gesellschaft über den Brenner wollt. So wird es eine fröhliche und, was mir wichtiger dünkt, eine wohlgesicherte Fahrt, denn ich ließe Euch jetzt nicht gern allein durch die Schluchten der Sill. Der fremden Kinder unglückseliger Heerzug hat räuberisches Gesindel in Massen herangelockt, und die Wege durch die südlichen Wälder sind, wie mir gemeldet wurde, für den Einzelnen nicht geheuer. Nun aber hört mich an, Herr Walter. Ich will Euch nicht verschweigen, daß einige Herren bei Hofe sich in seltsamen Worten über Euch ergehen. Sie meinen, Ihr kämet von Kaiser Otto und hättet geheime Botschaft mitgebracht gegen den jungen Staufer. Was sagt Ihr nun dazu?“

„Vieledle Frau,“ erwiderte Herr Walter, „wie gerne gestehe ich Euch, was verleumderischen Kläfferzungen mitzuteilen ich mich niemals entschlossen hätte. Dieser Krippenreiter und adeligen Hofbeller Meinung läßt mich kalt. Aber nun, da Ihr selbst mich fragt, will ich Euch freimütig kundtun, was mich von Kaiser Otto trieb. Ihr wißt, daß ich Eurem Oheim, dem König Philipp, einst in Treuen diente, und die Lieder, die ich am Tage seiner Mainzer Krönung sang, mögen davon Zeugnis geben. Aber meine Dienste — verzeiht dies offene Wort, vieledle Fürstin — wurden vom König nicht belohnt und meine Hoffnung auf ein Lehen erfüllte sich nicht. Laßt frauenhafte Güte hier das Urteil sprechen: Ich hatte nicht um Lohn gesungen, aber ich hatte Lohn erhofft. Ich glaube, Ihr versteht mich ohne Zürnen: Ich war des ewigen Wanderns müde, ich sehnte mich nach Ruhe, nach Reinheit und nach Unabhängigkeit. Aber nur dem, der selbst ein Lehen besitzt, werden diese köstlichen Güter zuteil. Ich wollte sein, wie andere Sänger auf ihren Burgen: dem Vaterland ergeben, dem Kaiser mit Lied und

Schwert ein getreuer Vasall, befreit vom Bettel nach Gastlichkeit, und endlich selbst ein Wirt. Aber Euer Oheim ließ mich ziehen, wie man Knechte entläßt, die man nicht mehr braucht. Meine Lieder hatten ihm viele Tausende Herzen im Reich gewonnen, er wußte davon, aber er gab mir keinen Dank. So zog ich, des Fahrens herzlich müde, an des Thüringers Hof und trat hierauf in die Dienste des edlen Bischofs Wolfger von Passau. Und dann, dann kam die furchtbare Kunde von Eures Oheims plötzlichem Tode, es schleuderte der Papst den Bannfluch wider Kaiser Otto, es züngelte helle Empörung unter den Fürsten des Reiches — da zögerte ich nicht, für Kaiser Otto einzustehen, obgleich er ein Welfe war. Denn nun sah ich des lieben Reiches Not in grauser Deutlichkeit, und ich fühlte, es gälte nur Eines: zum Kaiser zu halten, bevor das Reich in Trümmer zerfiel. So diente ich dem Welfenkaiser, wie ich einst Eurem Oheim, dem Staufer, gedient. Beiden um des Reiches willen und beiden — ohne Dank. Als hätte ich meine Lieder in den Mond gesungen, ging, was ich aus tiefstem Herzen geschaffen, spurlos an meinem armen Leben vorbei. Wohl diente ich vor allem dem Reiche, aber ich glaubte, es sei des Kaisers Pflicht, Dienste zu lohnen, die dem Reiche galten.

Aber noch hätte ich Kaiser Otto nicht verlassen, wenn nicht vor wenigen Wochen, in einer blauen Sommernacht, sich folgendes begeben hätte: Der Kaiser hatte mich zur Tafel rufen lassen und wollte nochmals die Sprüche hören, die ich ihm im Angesicht der besiegten und gebändigten Fürsten auf dem Hoftag zu Frankfurt zugerufen. Geschmackvoll war das nicht, aber ich hatte zu gehorchen. Mir, dem Sänger, schien es nicht höfisch gerecht, die Weisen, die dem großen Tage völkischer Begeisterung gegolten hatten, nachts, gleich irgend einem Minneton oder Tanzliedchen, vor weinseligen Rittern und Damen zu singen, die sich mehr nach üppigem Reigen als nach des Lebens ernster Wahrheit sehnten.

Ich sang den ersten Spruch. Ich sang, den Kaiser willkommen heißend, daß des Königs Name nun von ihm genommen sei und seine Krone über allen Kronen glänze im Kreise der untertanen Fürsten. Der Kaiser aber hatte bereits dem Trunke allzu heftig zugesprochen. Er rief nach einer Harfe und verlangte in drohendem Ton, ich möge die andern Sprüche zu seiner eigenen Begleitung singen. Ich aber sah, daß er seiner Finger nicht mehr Herr war, ein Knecht des Weines und seiner bösen Geister. Schon hatten sich viele vom Tische entfernt, die Damen waren besorgt entflohen, denn man kannte und fürchtete des Kaisers Toben im Trunk.

Ich aber preßte mein Herz zusammen und sang den zweiten Spruch. Ich sang, daß ich von Gott gesandt sei, ihm die frohe Botschaft zu bringen: Gott selbst habe ihn, den Kaiser, zu seinem Vogte auf Erden ernannt; dem Kaiser gehöre die Erde, wie der Himmel Gottes eigen sei, und kein Dritter stünde zwischen diesen beiden.

Aber der Kaiser verstand meine Worte nicht mehr. In wildem Hohn zermarterte er sein Saitenspiel und schrie in grauenhaften Tönen in meinen Sang, daß es laut im Schlosse widerhallte. Dann aber erging er sich, in seines Rausches wüster Tollheit, in argen Beschimpfungen gegen mich. Er schrie, er traue meiner Treue nicht, da ich vormals in des Staufers Diensten gestanden, und endlich verlangte er, mit dem Fuße nach mir stoßend, den dritten Spruch von mir.

Und da, vieledle Fürstin, beging ich in meines qualmüden Herzens grimmer Empörung, was ich leicht mit dem Haupte hätte büßen können: ich sah meine Lieder und mich selbst entweiht, ich sah des Kaisers Majestät, den sonst so ritterlich kriegerischen Mann, die Hoffnung und den Stolz des Reiches, vom Weine vertiert, einem sinnberaubten Narren gleich, in schmählicher Erniedrigung auf dem Königssitz zusammengebrochen — und da hob ich, meiner Sinne selbst nicht mächtig, meine Harfe hoch, und schmetterte sie dem Kaiser zu Füßen, so daß sie laut wehklagend auf dem Estrich in tausend Trümmer sich zerschrie.

Der Kaiser aber hatte sich jählings aufgereckt und sah mich starr mit großen, wirren Augen an. Seine gewaltige Brust ging keuchend, seine riesenhaften Fäuste ballten und öffneten sich, als sollten sie mich im Augenblick erwürgen. Schon tat er den ersten Schritt gegen mich — da fiel sein mächtiger Körper stöhnend in sich zusammen und sank, noch eh' ich es verhindern konnte, mit dumpfem Gepolter kläglich unter den Tisch.

Ich sah mich voll Entsetzen im Saale um. Sie hatten sich alle vor dem Trunkenen geflüchtet, ich war mit dem Kaiser allein. Da wußte ich, daß ich schleunigst an eigene Rettung denken müsse. Ich verließ die Stadt noch in selbiger Nacht. Und nun, vieledle Fürstin, wißt Ihr, warum ich nicht mehr in des Kaisers Diensten stehe."

Frau Beatrix war erregt vom Fenster aufgestanden und sah Herrn Walter, mit dem schönen Haupte nachdenklich nickend, voll Ernst und mildem Verständnis an.

„Es gibt einen Zorn, der adelt", sagte sie. „Ihr braucht Euch Eures Ungestüms nicht zu schämen. Auch weiß ich jetzt Euer edles Schweigen doppelt zu würdigen. Laßt diese Schmach eines Kaisers, die er ja mit manchem seiner Ritter teilt, auch fernerhin in Eurem Herzen verschlossen sein. Es kann dem Reich nicht nützen, wenn seiner Fürsten irdische Schwächen den Spottlustigen preisgegeben werden, damit sie dann mit Jubel die seltsame Märe verkünden, daß ihre Fürsten auch nur Menschen sind gleich ihnen, und dieser neuen Weisheit sich gar stolz gebärden. Ich will euch diese Stunde nicht vergessen, Herr Walter. Ihr wißt, es stehen große Dinge im Reiche bevor, und früher vielleicht als wir alle denken, wird der glühende junge Staufer die Alpen überflogen haben und Deutschlands Krone in den Fängen halten. Dann wird auch Eure Stunde, Herr Walter, gekommen sein. Vergeßt nicht, daß ich selbst eine Staufin bin und Euer dann gedenken werde!"

Herr Walter beugte sich tief auf die schmalen blassen Hände, die so freundlich an seinem Schicksal zu spinnen gedachten. Er hatte es längst verlernt, in der Gunst der Großen zu hoffen, aber ihn freute die Güte dieser hohen Frau, wie man sich der Rosen freut, die des Abends Röte um die Stirnen hoher Felsengipfel spinnt; der Wandrer weiß, er wird sie nie erreichen; aber der Augenblick ist schön.

13.

Die klaren Zeiten, da junge Mädchen und Frauen allein durch die Länder zu reisen vermochten, untadelbar und in jedermanns Schutz, waren in jenen verworrenen Tagen längst vorbei. Tugend ward geraubt wie anderes Gut, und mit Wehmut erzählten sich Leute, die für Ehrlichkeit noch schwärmten, vom sicheren Herzog der Normandie, der seine goldenen, mit großen Edelsteinen besetzten

Armbänder an einen Eichbaum gehangen hatte, der irgendwo am Wege stand, und daß er sie drei Jahre später dort noch finden konnte.

Doch brauchten Frau Uta und Gertrudis um ihre Sicherheit nicht besorgt zu sein. Sie führten, wie es ihrem Range gebührte, ein wehrhaftes Gefolge an Knappen und Knechten mit sich, und überdies hatten sich, mehr oder minder verstohlen, dem stattlichen Zuge allerlei Kaufleute, Pilger und fahrende Schüler angeschlossen, die ungefährdet über den Brenner wollten. Besonders die Kaufleute freuten sich der guten Gelegenheit; konnten sie doch den schmerzhaften Tribut für sicheres Geleit ersparen, und Herr Eppo von Angerhaimb, der das Spiel durchschaute, fluchte nicht wenig darüber.

Gertrudis aber lachte und sagte: „Laßt die guten Leute doch gewähren, Herr Marschalk. Die Pilger bringen uns Segen, die Fahrenden sorgen für Heiterkeit und den schlauen Krämern bleibt der Klausener Zoll doch nicht erspart. Auch wollen wir dann einen guten Blick in ihre Körbe tun und so unerbittlich mit ihnen feilschen, daß sie springen und laut wehklagen."

„So grausam seid Ihr, edle Jungfrau?" neckte Herr Walter. „Wenn nur Ihr selbst nicht die Getäuschte seid! Seht, den Krämern ist das Klagen, was den Jägern der Hornruf, was den Kriegern das Schlachtgeschrei. Es ist ein Frohlocken in höherer Tätigkeit."

So ritt man unter Scherzen und Gespött ins kühle Wipptal hinauf, immer den dräuenden Berghang empor, zu dessen Füßen die reißende Sill den Schiefer in gewaltigen Trümmern vor sich hertrieb. Schon tauchten die Häupter der Eisgebirge aus Wolkenschleiern grüßend hervor; in wilden Fichtenbeständen sauste der Höhenwind, durch dunkles Buschwerk, über sonnenhelle Matten stieg der Pfad immer steiler in die klare, kühle Luft, die köstlich gewürzt war vom herben Geruch der Edelkräuter.

Gertrudis' feine Gestalt umhüllte ein brauner Reisemantel, dessen Kappe sie sich neckisch über die Ohren gezogen hatte. Herr Walter, der nur die Spitze ihres Näschens und eine Locke des wirren Blondhaars darunter wahrnahm, gab seinem Pferde des öftern die Sporen, um ihr ein Stückchen vor zu sein und ihr liebes Angesicht zu sehen. Dann schaute Gertrudis unter ihrer Kapuze lächelnd hervor wie ein übermütiges Nönnchen, und Herrn Walters Herz schlug stärkeren Schlag.

Es waren schöne, reisefrohe Stunden.

An der Spitze des Zuges ritten etliche Jäger der Gräfin von Tirol und bliesen von Zeit zu Zeit eine schmetternde Fanfare, die langhinzitternd in den Bergen widerhallte. Dann sangen die Pilger ein demütig geistliches Lied, worauf die fahrenden Scholaren, den Frommen wie zum Spott, eine ihrer gottlos närrischen Weisen anstimmten, die aber keiner außer ihnen verstand, denn sie sangen Latein.

„Hört mir doch die Lotterpfaffen!" polterte Herr Eppo. „Dem Teufel waren sie zu schlecht, er hat sie wieder ausgespuckt. Jetzt näseln sie im Lande herum, saufen fremder Leute Wein, stehlen frommen Jungfrauen das Hemd vom Leibe, sind hoher Schulweisheit zum Platzen voll und wissen doch nicht einmal, wozu sie auf der Welt sind!"

„Ich fürchte, unser guter Pfarrer in Klausen wird Einquartierung erhalten", meinte Gertrudis. „Solche Heere fahrender Clerici fallen oft wie Heuschrecken bei ihm ein und fressen und saufen ihn rattenkahl; sie sind ja Meister in dieser Kunst, und der Schüler schlechtes Latein erobert das Herz des Alten im Sturm!"

An Frau Utas Seite ritt Herr Rupert von Clusa, ein Dienstmann des Bischofs von Brixen, ein schöner, etwas zu auffallend schöner junger Mensch, der im Rufe eines den Frauen sehr gefährlichen Ritters stand. Er hatte der Minne erprobtesten Schlachtruf, das kecke Wörtchen „Verwegenheit", auf sein Fähnlein geschrieben und wagte, wie man sich erzählte, ohne Bedenken die höchsten Einsätze im gefährlichsten aller Spiele. Er war daher bei den Ehemännern wenig beliebt, stand aber um so mehr bei den vornehmen Damen in romantischer Verklärung als ein interessanter Teufelskerl und Unruhebringer. Er hatte einige Jahre in Frankreich zugebracht und liebte es, da sein Geist seinen sonstigen Fähigkeiten nicht angemessen war, damit zu prahlen und allerlei welsche Floskeln in seine Rede zu streuen.

Auch Frau Uta konnte sich dem Reiz nicht ganz entziehen, den des tollen Minnekriegers Verwegenheit auf sie übte. Sie liebte solch kleine Gefechte aus dem starken Gefühl heraus, hinter den Plänklern ihrer Schönheit den sichern Wall einer sturmfreien Tugend zu wissen. Auch war sie noch tüchtig in ihren jungen, ritterlichen Gemahl verliebt, dem sie kaum ein Jahr lang angetraut war. Es schmerzte sie zwar sehr, den Gatten stets auf Reisen und geschäftigen Ritten fern zu haben, zu denen sein Ehrgeiz und sein ungebändigter Drang nach neuer Machtentfaltung ihn trieben, wobei sie oft viele Wochen sich selbst und Frau Walburgas Bewachung überlassen blieb. Aber sie war doch einsichtsvoll genug, dem kühnen, männlichstarken Geist ihres Gatten ihre stillverschwiegene Sehnsucht zum Opfer zu bringen. Auch war sie selbst nicht ohne Ehrgeiz, und es schmeichelte ihr, wahrzunehmen, wie des Grafen von Tirol Ansehen sich immer glänzender entfaltete und wie seines Wappens rotes Vogeltier sich des Landes im Gebirge nach allen Himmelsrichtungen, bis in die einsamsten Täler hinauf, in immer drohenderem Fluge bemächtigte. Die kluge Frau Uta wußte: nun war die Zeit für den Starken gekommen, um in diesem Wirrsal von Begriff- und Besitzlosigkeit durch kühnen Entschluß der Stärkste zu werden. Denn wer beherrschte in jenen Tagen das Land im Gebirge? Die Grafen von Andechs waren es nicht, trotz ihrer ungeheuren Besitzungen, die sich vom Brenner über Bayern bis nach Böhmen erstreckten. Auch waren es nicht die geistlichen Fürsten zu Brixen und Trient, die längst geheime Angst vor den eigenen Vögten nicht schlafen ließ. So hielt sich der eine am andern in leidlichem Gleichgewicht, und mancher glaubte zu herrschen und wurde beherrscht. Dies alles ahnte Frau Uta, und so zeigte sie sich des gewaltigen Mannes würdig, dessen ruhmreiches Geschlecht dem edlen „Lande im Gebirge" bald für immer den schönen Namen gab: Gefürstete Grafschaft Tirol.

Der ehrgeizigen, im Grunde eigentlich kühlen Frau, die nun auf ihrem edlen Tiere, im Angesicht der sonnigen treuen Berge, unter solchen Gedanken gegen den Himmel ritt, konnte das gezierte Parlieren ihres verliebten Ritters nicht allzu viel bedeuten. Doch war sie immerhin ein Weib und ließ es sich gefallen.

„Schöne Frauen, o mon Ciel, sind süße, sanfte Töterinnen", flötete der Ritter. „Auch Blicke können töten, ma très jolie comtesse, doch hättet Ihr wenig Ruhe damit gewonnen, denn meine Seele wird Euch noch im Jenseits dienen."

„Im Jenseits werden wir uns schwerlich wiedersehen, mein werter Monsieur de Clusa," spöttelte Frau Uta, „denn Ihr bratet sicherlich im feurigen Berge Mongibello, indes ich mich eines guten Rufes in himmlischen Gefilden zu erfreuen gedenke."

„Eh bien," versetzte der Verliebte, „gern trüge ich alle Qualen der Hölle mit Pläsier, wenn die schönste Herrin mir gebieten wollte, ein Stündchen lang ihr seliger Prisonnier zu sein!"

„Wenn Ihr eingesperrt sein wollt, mein edler Herr," lachte Frau Uta, „so kommt getrost auf Schloß Tirol; dort wartet Euer in des Bergfrieds Dunkel ein liebliches Gemach, das ist so schwarz vor Finsternis, daß Euch die Ratten dagegen weiß erscheinen werden."

„Oh mon Dieu," wehklagte der Ritter, „wie quält solches Fremdtun mon pauvre cœur. Die Herrin liebt es, grausam mit mir zu spielen. Das ist kein edles Jeu, denn wie ein armes Mäuschen zittert mein Herz in ihren weißen Händen. Wo so viel Schönheit wehrlos macht, sollte auch Gnade nicht fern sein. Ich hätte sie wohl meritieret!"

Indes der süßliche Galan mit solchen Worten die schöne Frauenblume wie ein kecker Schmetterling umflatterte, machte sich von rückwärts ein unzweideutiges Hüsteln bemerkbar. Herr Gerhard Atze war es, der einen Teil dieser Reden erlauscht hatte und sehr bösartig dreinsah.

Das war Frau Uten nicht angenehm. Dem Gerhard Atze war nicht recht zu trauen. Er stand im Geruch eines „Merkers", worunter man damals einen Liebesspäher und Hinterbringer verstand, vor dem sich jedermann zu hüten hatte. Auch wollte Frau Uta bemerkt haben, daß selbst bei diesem traurigen Ritter die alte Wahrheit sich bestätigte, daß die ältesten Gecken oft der Gunst schöner Frauen am wenigsten entsagen können, denn Herr Atze umsprang sie, so drollig es auszudenken war, seit einiger Zeit wie ein verliebter Kranich, und war nunmehr, so harmlos er aussah, doppelt gefährlich geworden.

Das bedachte Frau Uta, und sprach nun etwas leiser zu Herrn Rupert:

„Ihr solltet Vorsicht üben, Herr Ritter! Ihr wißt, der Merker wohlgespitzte Ohren sind oft zwiefach zu hören geneigt: Sie hören Rede und Gegenrede, selbst wenn sie nur einfach vorhanden ist."

Aber der sieggewohnte Chevalier gab so leicht nicht nach. Er ließ seine weißen Zähne blitzen und sagte:

„Zu Parise hatten wir uns längst die weisen Lehren Herrn Meinlohs von Sevelingen zunutze gemacht, die er, allerdings nicht für seine dörperlichen Landsleute, in früheren Tagen zu Ulm chantieret. Drei Regeln empfiehlt er, um der Merker Herr zu werden. Zum ersten: Man schweige zu allem, was die Merker behaupten. Zum andern: man wisse wohl zu hehlen. Zum dritten" — er sagte das flüsternd, der Gräfin zugeneigt —: „man schreite rasch zur Tat, eh' noch die andern es gewahren!"

Frau Utas Hand zuckte unwillig am Zügel und ihre dunklen Augen sahen den Frechen stolz und drohend an.

„Ihr werdet allzu kühn, Ritter Clusa! Bedenkt das eine wohl: Wenn Männer Eurer Art unwürdige Rückschau auf vergangene Siege halten, vergessen sie oft, der Burgen Wert und Wehrkraft abzuschätzen, die sie eroberten. Sie würden sonst erkennen, daß meist nur liederliche, zur Übergabe leicht geneigte Besatzung drinnen hauste. So verlieret Ihr dann das rechte Maß und werdet gegen Frauen edlerer Art gar leicht unhofebar.“

Herr Rupert von Clusa sah ein Augenblickchen verdutzt auf die schöne, ernste Sprecherin. Dann aber ließ er wieder ein spöttisch überlegenes Lächeln seine Lippen umspielen und summte ein welsch überzuckertes Stutzerliedchen vor sich hin:

Als ich kam durch die Planüre,
Lud die schönste Kreatüre,
Wie Frau Dido von Figüre,
Mich zur süßen Aventüre.

Dabei unterließ er es nicht, dicht vor Frau Utas Augen seinen Hengst an den Rand des Weges zu drängen und das ängstlich scheuende Tier am furchtbarsten Abgrund hintänzeln zu lassen, wobei er immer noch sein verwegenes Liedchen pfiff. Aber seine Hoffnung, Frau Uta werde ihn flehentlich zurückrufen, erfüllte sich nicht. Sie preßte die roten Lippen zusammen und schwieg.

Immer steiler führte der Höhenweg zum Brenner empor, an mancher rieselnden Quelle, an manchem Einödhof vorbei. Ein schmales, auf Römertrümmern erbautes Dörfchen ward durchritten, der Herren von Matrey mächtige Feste grüßte herüber, dann ward es wieder einsam in Waldnacht und Mattengebreite.

Aber plötzlich ertönte von den Bergen Schellengeläute und das Rufen eifriger Maultiertreiber. Ein Kaufmannszug kam den Reisenden entgegen, wohlbewacht von spießbewehrter brixnerscher Mannschaft. Voran ein alter Händler zu Pferde, im würdigen grauen Barte. Sein Rock aus grobem, gelbem Tuch ward von einem starken Ledergurt gehalten, an dem die wohlgefüllte Geldkatze baumelte. An seiner Seite ritt ein zierliches, dunkellockiges Mädchen, offenbar seine Tochter, ein ungewöhnlicher Anblick bei solch einem Kaufmannszug.

Herr Rupert von Clusa konnte sich nicht enthalten, der Schönen, als sie grüßend an ihm vorbeiritt, vertraulich unters Kinn zu greifen.

„Ei, ma douce amie!“ sagte er, „wie ist wohl Euer Name, holdschwankende Rosenblüte? Heißet Ihr etwa gar Jelängerjelieber?“

„Das mag wohl sein,“ rief das frische Kind zurück, „so gewiß Ihr, Herr Ritter, mir Jelängerjeleider hießet.“

Da ward auf beiden Seiten gelacht, und selbst Frau Utas geärgerte Miene hellte sich wieder auf.

„Es sei Euch St. Johannes und St. Gertrudis Segen!“ hatte der greise Kaufmann nach altem Wanderbrauch gerufen.

Und alle, die auch fernerhin dem frohen Zuge begegneten, begrüßten die Reisenden mit St. Gertrudis und St. Johannis Segen.

„So bin ich wohl behütet," sagte Herr Walter zu seiner jungen Begleiterin, „denn St. Gertrudis ist es selbst, die mich auf dem Weg in die Heimat begleitet."

Gertrudis wandte ihm lächelnd das feine Antlitz zu. Es spielte ein seltsam inniges Licht in ihren sanften, goldhellen Augen. Dann schwiegen beide geraume Zeit.

So ging es immer höher und höher die rauschende Sill empor, doch war aus dem mächtigen, ernstbrausenden Gewässer allmählich ein junger, frischer Gesell geworden, voll Übermut und ungebärdigen Hoffnungen. An hellgrünen Ufern blühte ihm edelfarbige Zier: die sonnig lachende Aurikel, tief blauender Enzian, schwarzpurpurne Braunellen, wie sie die Wanderhüte talfahrender Leute zu schmücken pflegen.

„So bist auch du aufs neue in deiner Jugend!" dachte Herr Walter.

Bald aber sprang vom hohen Kreuzjoch ein zweiter wilder Gesell herab, und wandte sich in ungestümer Sehnsucht nach dem Süden: Der junge, frohe Eisack war es, der nun die reisende Schar begleitete. Noch war er ein schmächtiges, silberstimmiges Kind, aber schon stürzten, in klingenden Kaskaden sich jubelnd überschlagend, von allen Hängen die jungen Genossen herbei und speisten ihn mit der eigenen felsgeborenen Kraft.

So hatte St. Gertrudis Segen das Seinige getan; schon ging die Fahrt talabwärts, der sonnigen Heimat zu. Selbst des Brenners gefährlichstes Raubnest, Burg Lueg, hatte still auf der Höhe geschwiegen; der Gräfin von Tirol sich in den Weg zu stellen, schien den beutelüsternen Buschkleppern, die dort oben horsteten, wohlweislich nicht geraten.

Im Sterzingermoos erwartete die Sattelmüden das gastliche Dach der stolzen Feste Reifenstein, die der Grafen von Säben Eigen war. Dort konnte Gertrudis ihre Reisegefährten als Gäste willkommen heißen und die andechsischen Leute verabschieden. Man war nunmehr in brixnerischen Landen.

14.

Konrad von Rodank, Fürstbischof von Brixen, aus dem Edelgeschlechte derer von Rodeneck, war, im Gegensatz zu manchem seiner Vor- und Nachfahren im Amte, ein stiller, friedlicher Mann, der lieber Kirchen baute, als Burgen berannte, lieber in geistlichen Pergamenten las, als den Sauspieß schwang und das Jagdhorn blies. Auch war er ein Freund der schönen Künste und weltlichen Wissenschaften, und überdies, was auch damals nicht zu verachten war, ein schlauer Diplomat. Er wußte die Waffen des Friedens so gott- und den Menschen gefällig zu führen, daß ihm manche Frucht wie von selbst in den Schoß fiel, die ein anderer nur mit dem Schwerte hätte pflücken können. Als Meister friedlicher Vermittlungen hatte er sich auch um die Staufer große Verdienste erworben, wofür ihm König Philipp gestattete, in seinem ganzen Bistum nach Silber zu graben, wo immer er es fände. Und Herr Konrad fand es.

Von seiner Vorsicht in diplomatischen Dingen zeugte unter anderem, daß er nunmehr acht Jahre lang sich ohne Vogt zu behelfen gewußt hatte und noch immer zögerte, die Schirmvogtei über sein Bistum zu vergeben. Denn Herr

Bischof Konrad war nicht minder klug als die schöne Frau Uta. Er wußte, daß die mächtigen Grafen, die heute noch seine Vögte hießen, sich morgen leicht zu unbequemen Gönnern aufschwingen konnten. Nun drängte ihn wechselvoller Ernst der Lage, sich bald zu entscheiden, und da hatte keiner höhere Anwartschaft, der Vogt im Eisacktal zu werden, als Graf Albert von Tirol. Der junge Graf hatte wohl berechnet: es konnte zur Stunde kaum eine gottgenehmere Handlung geben, als einem beleibten, für Hitze sehr empfänglichen Kirchenfürsten ein wehrhaftes, auf luftiger Waldhöhe traumhaft schön gelegenes Schlößchen zu verehren, allwo er von der Schwüle und den mannigfachen Plagen seiner Residenz verschont war und überdies eine fröhlichstolze Heerschau über die himmelhohen Bergdome seines getreuen Bistums halten konnte. Das Schlößchen benannte sich Sumersberg.

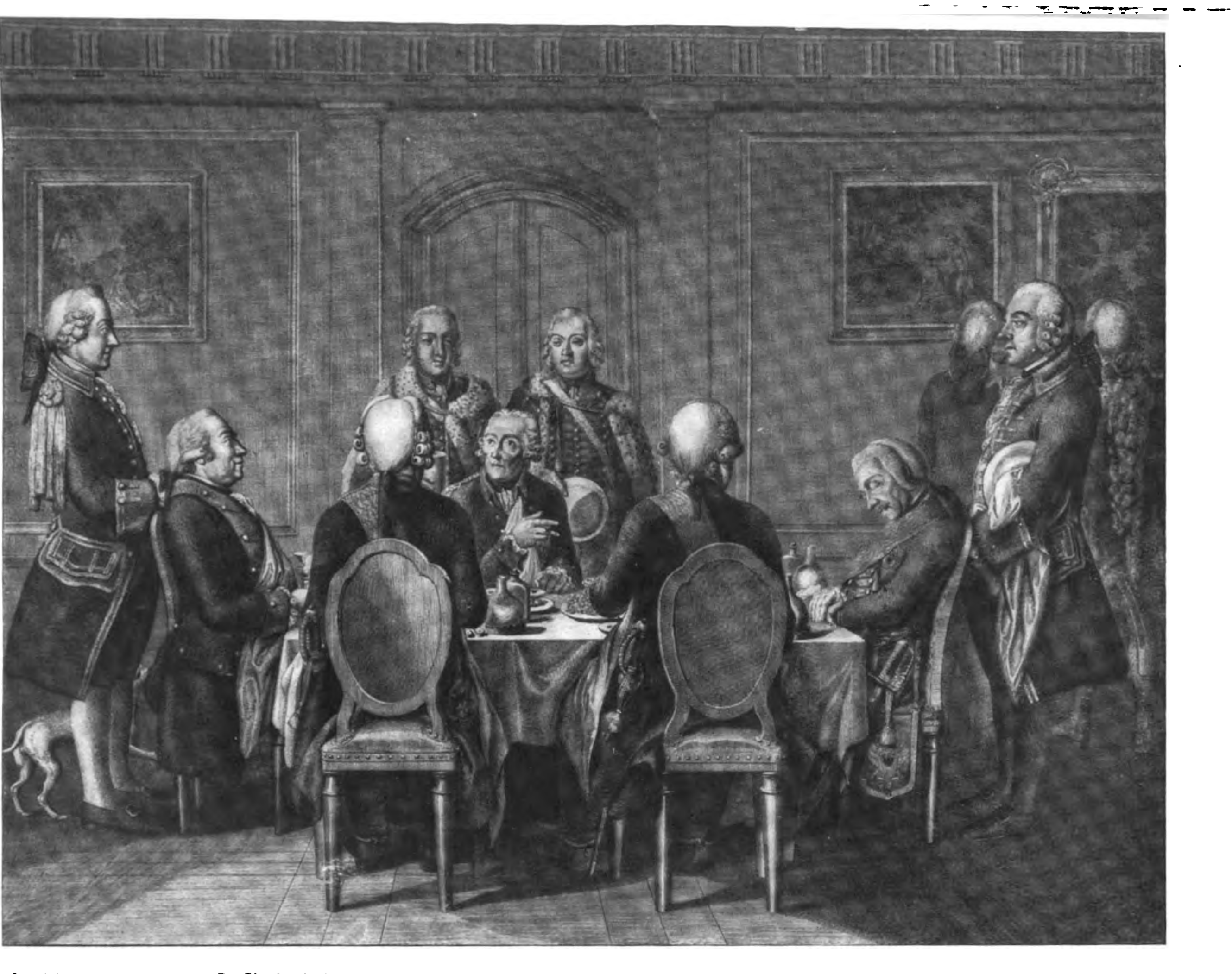
Der sehr vergnügte Bischof begab sich soeben auf seinem frommen Pferdchen durchs zierliche Dörflein Gufidaun und weiter hinab durch Wald und Wein ins auige Tal des wilden Eisack, der noch brausend verärgert schien vom gigantischen Kampf mit den Schieferblöcken der finstern Klamm, die er soeben durchtost hatte.

Am andern Ufer in der Aue, inmitten grüner Weiden, erhob sich ein zierlicher Neubau, ein kreuzartig eingebogenes, spitzhaubiges Kirchlein, das der Bischof in diesen Tagen zu Ehren des heiligen Ingenuin hatte erbauen lassen. Nun trabte er, an Burg Angers hochragenden Mauern vorbei, den Talweg zur Klausener Brücke, und freute sich, von den Zöllnern ehrfürchtig begrüßt, des Anblicks der stattlichen Andreaskirche, die er gleichfalls vor kurzem aus dem Silber seiner Berge in die milde, klare Luft emporgezaubert hatte.

An des Bischofs Seite ritt Herr Heinrich von Gufidaun, ein Ritter in mittleren Jahren, der etliche Güter im gleichnamigen Dörfchen besaß, im übrigen aber nach Andechs lehenspflichtig war. Des Bischofs rosige Laune schien er nicht zu teilen. Er warf zuweilen einen düsteren Blick zur Feste Säben empor, die tollkühn wie ein Geiernest auf ungeheuren Felsenschroffen klebte, in trutziger Herrlichkeit alles Land weithin überschauend.

Der Bischof bemerkte des Gufidauners Unmut und schmunzelte. Er wußte, es war eine böse Liebessache, die den andern schmerzte. Im alten Rhäterhorst hauste dort oben eine Taube, nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber dem Gufidauner immerhin angemessen, Frau Wandula, eine von des Burggrafen Schwestern, deren dieser drei daheim besaß, Tanten der schönen Gertrudis, aber so gänzlich verschieden an Laune und irdischem Wandel, und doch von Gott mit der gleichen Rute einst so furchtbar gezüchtigt, daß die Märe von ihrem Schicksal weit im Lande erklang, und beschwätzt und bestaunt wurde, als wären sie nicht arme Erdenpilgerinnen, sondern sagenhaft salige Fräulein aus geisterhaftem Gletscherland.

Herr Bischof Konrad hatte sogar an des Kaisers Hofe von ihnen erzählen gehört. Sie hießen Dietmuda, Siguna und Wandula, und waren einst drei tapferen, gottesfürchtigen Rittern vermählt gewesen, die allesamt das Kreuz auf sich genommen und den Kaiser Rotbart ins heilige Land begleitet hatten. Aber es hatte Gott beliebt, keinen von den dreien wieder heim zu lassen.



Gezeichnet und geätzt von D. Chodowiecki 1788 **Friedrich und Ziethen** und ausgeführt 1800, sechs Monate vor seinem Ende

Lasst ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht

Pilger brachten die schaurige Kunde, sie seien vor Ptolemais in die Hände der Sarazenen geraten und jämmerlich ums Leben gekommen. So gab es nun drei blutjunge klägliche Witwen mehr im Lande, was in jenen Tagen, da Jerusalem das Blut der deutschen Ritter in gierigen Strömen trank, nichts Absonderliches bedeutete. Das Seltsame lag indessen darin, wie verschiedentlich die drei verlassenen Schwestern ihre Witwenschaft ertrugen und gestalteten.

Da war zuvörderst die stille, blasse Dietmuda, die allsogleich den größten Teil ihrer Liegenschaften den würdigen Augustiner-Chorherren zu Neustift vermachte, sehr zur Freude des Bischofs Konrad, der damals des Klosters umtulicher Probst war. Sie lebte ansonst nur dem süßschmerzlichen Gedenken ihres kurzen Eheglücks und hatte dem toten Gemahl in ihrem getreuen Herzen eine so warme innigernste Wohnstatt gerichtet, daß kein Kindlein in der Wiege bequemer darin liegen konnte, als er. Von dort aus gebot er, wie einst zu seinen Lebzeiten, über ihr Tun und Lassen, bestimmte all ihr Denken und Fühlen und selbst ihre Träume. So war es mit Dietmuda.

Ganz anders stand es mit Frau Siguna, die schon als halbwüchsiges Mägdlein den Ruf eines verdrossenen, menschenunfreundlichen Wesens genossen und ihrem jungen Gemahl, wie sich Eingeweihte erzählten, schon die Honigmonde tüchtig versalzen hatte. Sie empfand ihr Unglück als plumpe Beleidigung, die das Schicksal ihr angetan, und stülpte die Bitternis ihrer Seele völlig nach außen in Gottes lieben Sonnenschein, so daß ihr niemand mehr getreu oder zugetan bleiben wollte. Es hatte sich allerdings etliche Jahre nach ihres Gatten Tode eine Sache zugetragen, die auch sanftere Gemüter erregt hätte. Ein fahrender Kaufmann hatte ihr ein Brieflein eingehändigt, das er von einem aus dem Morgenlande pilgernden Boten erhalten zu haben behauptete und worin nichts Geringeres stand, als daß ihr Herr und Gebieter noch lebe, und sie herzlich grüße und ihr sagen lasse, er sei in türkischen Diensten ein großer Pascha geworden, besäße sieben schöne Weiber und lebe mit allen zusammen friedlicher als mit ihr allein. Das war nun allerdings stark und, ob es nun auf Wahrheit beruhte oder nur verruchter Scherz war, es entfesselte in Frau Siguna eine flackernde Hölle von Unrast und Bösartigkeit, die sich oft in himmelspeienden Raketen erging, als käme sie gerade aus dem Satansberge Giverz, von dem in der Gudrun so sanglich berichtet wird. Man hätte sich andernorts eines so bösen Weibleins wie Frau Siguna mit Ketten an einen Stein versichert, aber bei des hochmögenden Burggrafen von Säben Schwester ging das wohl nicht an. So hatte man ihr auf Schloß Branzoll etliche Gemächer angewiesen, in denen sie zum Leidwesen alles Gesindes ihr tolles, finsteres Wesen trieb und selbst den eindringlichsten Friedenspredigten des Burgkaplans hohnlachend gewachsen war.

Und doch war ihr Fall noch einfach, dem verworrenen Schicksal Frau Wandulas entgegengestellt. Denn indessen sich jede der andern Schwestern geradeaus für Licht oder Finsternis entschieden hatte, pendelte Frau Wandulas Seele zwischen beiden hin und wieder und war sich selbst und aller Welt ein Spiel ihrer Launen, so daß sie als Edelfrucht jener Gattung des schönen Geschlechtes gelten konnte, die von Frauenverehrern aller Zeiten mit dem milden Worte „Rätsel“

beschönigt wird. Ihre sanguinische Natur hatte zwar den Tod des Gatten scheinbar rasch überwunden, und bald war in höfischen Kreisen die böse Märe aufgetaucht, die schöne liebeslustige Witwe sei sogar mehreren ihrer ritterlichen Verehrer zugleich gewogen, doch kamen wieder Stunden, in denen sie bitter wehklagend des teuren Toten gedachte und ihre zarten Wangen sich blutig zerkratzte. Nur wollten auch hier die Eingeweihten des Näheren wissen, nicht so sehr liebevolles Gedenken als Furcht vor dem Mahnen des Toten verstöre ihr ewig schwankendes Frauenherz. Man erzählte sich flüsternd, ihr Gatte hätte das Gelübde ewiger Keuschheit von ihr verlangt, im Falle er im heiligen Lande sterben sollte, und nun sei Frau Wandula wohl gewillt, des edlen Schwures in Treuen zu gedenken, aber nicht genügend Herrin ihrer selbst, ihn auch zu halten. Nun fürchtete sie nicht ohne Unrecht, des Gatten Geist möchte sie zu mitternächtiger Stunde rächend überfallen, und es sollte sich bereits des öftern das Ungeheure begeben haben, daß die arme Schwergeprüfte sich plötzlich den Armen eines ihrer Mitsünder mit gellendem Angstschrei entwunden und ihn dann, wie um jede Gefahr zu beseitigen, kurz entschlossen zur Tür hinausgeworfen habe. Es bedeutete also solcherart für jeden Galan ein bewegtes Leben, in den Diensten dieser guten Dame zu stehen, und der Ritter, die sich dieses Wagnisses getrauten, wurden allmählich immer weniger.

Nur einer bewarb sich allen Ernstes und immer wieder um Wandulas Hand, das war Herr Heinrich von Gufidaun. Der wackere Mann, der Frau Wandula bereits als Mädchen begehrt hatte und zu jener Zeit als Freier abgewiesen worden war, wollte nun seinen Jugendrausch noch immer erfüllt sehen, mit einer Art blinder Stiernackigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Er wolle, versicherte er Frau Wandula immer wieder, mit seinem guten Schwerte alle bösen Geister der Toten und Lebendigen von ihrem Leibe fernhalten und glaube überdies, daß des Priesters lauterer Segen dem neuen Bunde sich stärker erweisen würde, als ein in Neid und Selbstsucht sich verzehrendes unfreudiges Gespenst. Aber Frau Wandula, die im übrigen dem getreuen Gufidauner gar nicht abgeneigt war, verstand es, dem redlichen Manne immer wieder auszuweichen. Sie gebrauchte allerlei Vorwände, verschwieg ihm aber den wichtigsten: daß er als armer, unfreier Ritter und Vasall ihr, einer Dame aus dem uralten Edelgeschlecht der Säbener, nicht ebenbürtig sein konnte. So ergänzte sich auch hier Frau Wandulas Charakter. Sie war eine Dame, die auf Reputation zu halten wußte; nicht in ihren heimlichen Abenteuern, denn da war sie keineswegs wählerisch, wohl aber vor den schillernden Augen der Öffentlichkeit. So stand es mit Frau Wandula.

Wie konnte es nun geschehen, daß inmitten dieser so verschiedentlich gearteten Tanten die zarte Blume Gertrudis so rein und gütig zu gedeihen vermocht hatte? Es konnte geschehen in gleicher Weise, wie oft in Gottes großem Garten inmitten von Unkraut und schlimmem Gewürm ein feines Blümchen wächst und aufs lieblichste gerät, und sich selbst allzeit getreu bleibt.

Herr Bischof Konrad erwachte aus seinen Gedanken erst, als er knapp vor seinem Kirchlein im Anger stand. Seine bisher so heitere Stirn umwölkte sich plötzlich; er vernahm aus dem Innern des Gebäudes ein fröhlichkeckes Gepfeife,

eine durchaus profane Vagantenmelodei, der auch allsogleich der zugehörige allbekannte Text folgte, von wohlklingend baritonaler Stimme gesungen:

Komm, ach komm doch, Liebste mein,
Lange warte ich schon dein.
Lange warte ich schon dein;
Komm, ach komm doch, Liebste mein!

Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.
Komm und mache mich gesund,
Süßer rosenfarbner Mund.

Nun hatte Herr Bischof Konrad, dem einst in seiner Jugend selbst manch rosenfarbiges Mündchen gelacht, im allgemeinen gegen solche Lieder wenig einzuwenden, aber aus diesen geweihten Räumen wollte ihr übermütiger Schall ihm keineswegs behagen.

Er stieg daher unwillig vom Rößlein und stieß erzürnt die Türe auf.

Da saß hoch oben auf einem Brette, das kühnlich auf zwei wackelnden Leitern schwankte, Huzo, der Maler, ein schwarzlockiger Jüngling aus Friaul, ein hoffnungsvoller junger Mensch, den kein Geringerer als der Patriarch von Aglei selbst dem Bischof Konrad gesandt hatte, damit er auf dessen Geheiß seine gute Kunst zu Ehren der Brixner Kirche ausübe.

Herr Huzo erschrak aber nicht sonderlich, als er den hohen Herrn gewahrte, ja er vergaß sogar, seine kecklich baumelnden Beine zur Ruhe zu bringen und malte nach tiefer Verbeugung unbekümmert weiter.

„Du dort oben,“ rief der Bischof erbost, „verwechselst, wie mich dünkt, dieses heilige Haus mit einer deiner wüsten Schenken. Du kannst von Glück sagen, daß unseres Herrn Jesu Christi geweihter Leib noch nicht allhie zu weilen geruht, sonst ließe ich dich eine Buße tun, von der jeder Knochen später erzählen könnte.“

Aber das schlaue Malerlein war um Antwort nicht verlegen.

„Freude ist es, Freude, hochwürdiger Herr, was mich in Euren Diensten singen läßt, denn niemals noch vermochte mein Pinsel geheimen Schöpfungswundern und irdisch-himmlischen Verworrenheiten in befreiender Deutung näher zu kommen, als in diesen gesegneten Tagen, da Eure Weisheit mir endlich die richtigen Wege wies.“

Herr Bischof Konrad schaute besänftigter. Es war ihm lieb, zu hören, daß das Malerlein nicht vergaß, wer der geistige Urheber der schönen, bedeutungsvollen Fresken war, die den oberen Teil der Kirchenwand in geschmackvoller Rundung umzogen. Da sah man Jonas, aus dem Bauch des Fisches steigend, Samson erbricht die Tore von Gaza, David erlegt den Goliath. Dann aber hatte der Künstler, dem Herr Konrad im übrigen volle Freiheit gelassen, aus eigener Erleuchtung, wo immer er nur konnte und ein Plätzchen frei fand, ein phantastisches Tiergeschöpfchen oder ein Menschlein in ornamentaler Umrahmung angebracht, so daß nun allerorten aus dem getragenen Ernst der biblischen Überlieferung das reiche, bunte Getriebe und Geträume der Gegenwart hervorguckte, wodurch ein

freudiges, vielfältiges Gejubel entstand, das weder der Tiefe noch der Innigkeit entbehrte.

Am stolzesten aber war der Bischof auf das große Hauptgemälde, vor dem Huzo eben saß.

„Ihr seht dort oben", sagte er zu Herrn Heinrich von Gufidaun, „ein Sinnbild der himmlischen Erlösung, wie es deutlicher und würdiger nicht gedacht werden könnte. Der ungeheure Meerwurm dort drüben hält, wie Ihr seht, in seinem Bauche die grausam verschluckten Menschen verschlossen. Indessen gewahrt Ihr jene Rute mit dem eisernen Haken, die sich in die Fluten dieser Welt hinabsenkt. Und siehe — schwubsdiwubs, schon beißt das Ungeheuer am Köder, es wird gefangen und hinaufgezogen, und da reicht auch schon, wie Ihr seht, aus himmlischen Gefilden Gottes Hand mit einem wohlgeschärften Knickmesser herab und schneidet dem greulichen Wurmling tief ins Eingeweide. Und drüben, seht Ihr, steigen die befreiten Menschen, den Schöpfer lobpreisend, ins Himmelreich empor. Versteht Ihr aber auch den tieferen Sinn und des heiligen Symboles wesentliche Deutung?"

Der von Gufidaun sah mit offenem Mund hinauf und schüttelte den Kopf.

„So höret", sprach der emsige Bischof. „Die lange Rute bedeutet das Erlösungswerk. Der Köder am Haken, das ist der wahre Gott im wahren Fleische, in die Fluten der Welt gesenkt, um den Leviathan zu fangen, die große Schlange, die da die menschlichen Seelen wie wehrlose Fischlein verschlungen hält. Schon aber naht die Befreiung für alle, die da guten Glaubens sind."

„Nun versteh' ich's", sagte der Gufidauner, aber er verstand es nicht.

„Wir wollen nunmehr", lenkte der Bischof ab, „noch schnell nach unsern armen Kindern sehen. Schon wird es abendlich, und der Steilweg nach Gufidaun ist im Dunkeln den Pferden nicht geheuer."

Er nickte Huzo gnädiglich zu und ritt, Herrn Heinrich zur Linken, von seinen Knechten gefolgt, die Straße durch die Auen gegen Klausen zurück. Es drängte ihn, nach den kranken Kreuzzugskindern zu sehen, die auch hier wie überall auf ihrem Wege gleich herrenlosem Strandgut vom wilden, grausamen Strom ihrer Wanderschaft ans Ufer geschleudert worden waren. Jetzt konnten die Klausener ihrem Bischof doppelt dankbar sein, denn er hatte ihnen wenige Jahre früher das stattliche, schöne Spital für kranke Bürger und Pilger erbaut. Dort wurden die Kinder nunmehr gepflegt und gestärkt, worauf es ihnen unbenommen blieb, die Fahrt nach dem Süden zu wählen und den Ihrigen nachzuziehen oder sich bettelnd den Weg in die Heimat zurückzuschlagen.

„Wie wenig vermag da des einzelnen Hilfe", sagte der Bischof bekümmert. „Wo menschliches Elend so ungeheure Wogen schlägt, da tanzt das Schifflein Mitleid hilflos auf den Fluten und sucht den Hafen, eh' es selbst zerschellt. Doch seht, werter Ritter, dort oben auf dem Hange das reisehafte Fähnlein. Wenn meine alten Augen mich nicht narren, so reitet dort Gertrudis, meines Grafen Tochter. So kehrt das schöne Wandervöglein endlich wieder heim? Wer aber mag der Ritter an ihrer Seite sein?"

„Ihm hängt ein Ding am Sattel, das ähnelt einer Harfe im Sack!" versetzte der Gufidauner.

„So bringt der Schalk sich einen Sänger heim?" lächelte der Bischof. „Wird im Eisacktal noch nicht genug gesungen? Tiriliert und schmettert es doch von allen Burgen wie aus Lindenwipfeln im Frühlingstal. Doch immerzu, es ist ein edler Brauch und wirkt auch mildernd aufs Gemüt. Solang sie singen, geben sie den Mägden Ruhe und prügeln ihre Hörigen nicht. Also nur zu, ihr Sänger!"

15.

Was suchte Herr Walter in der Heimat? Ein Haus und einen Baum. In dem Hause aber saßen, wie ihm wohl bekannt war, fremde Leute, die seit seines Vaters Tod — die Mutter war lange vorher schon gestorben — den alten Edelsitz inne hatten und sich nun selbst die Vogelweider nannten. Der liebe alte Baum aber, eine jener herrlichen, wipfelgeruhsamen Edelkastanien, von denen im Lande die Sage ging, sie seien unsterblich, konnte wohl noch derselbe geblieben sein. Noch immer mochten die buntesten Gäste aus dem vogelreichen Layener Ried ihn umflattern, Buchfink, Drossel und Amsel, der süße Sänger Wittewall, der scheue Wiedehopf mit seinem drolligen Federkrönlein und noch viele, viele andere. Es waren die Träume des Knaben, die Herr Walter in der Heimat suchte, und die er eigentlich mehr sich selber heimbrachte, als daß sie ihn dort erwarteten.

Herr Bischof Konrad hatte sich nicht getäuscht gehabt: die dort oben in der Abendsonne ritten, das waren Gertrudis und Herr Walter. Nun bog der Zug ins Tal herab, verschwand durchs nördliche Tor im Städtchen Klausen, strebte jedoch bald wieder die steile, von klobigen Mauern umfaßte Burgstraße zum prächtigen neuen Schloß Branzoll empor, das Herr Purchard von Säben sich vor wenigen Jahren zur Wahrung und Förderung seines Ansehens auf sturmfreier Steilwand hatte erbauen lassen. So beherrschte er nun der wehrhaften Sitze zwei auf der nämlichen Höhe über dem Eisack: dem Tale näher, wie horstend über den Dächern des Örtchens, das wohlbetürmte gastliche Branzoll, und weiter droben, auf wolkennahen, schwindelnden Abstürzen des Riesenfelsens die uralte, verwitterte Feste Säben, zur Seite die ehrwürdige Bischofsbasilika, die noch Zeugnis ablegte von den kriegerischen Kirchenfürsten, die vor manchem Jahrhundert dort oben gehaust und dann nur zögernd und widerwillig im Brixner Tal sich niedergelassen hatten. Und mehr als zwei Jahrhunderte waren nun auch vergangen, seit die Burggrafen von Säben die Bergfeste und die Klausner Gerichtsbarkeit zum erstenmal zu Lehen erhalten hatten. In dieser Zeit war das edle, stolze Geschlecht gewaltig erstarkt, und Herr Bischof Konrad hatte es nicht mehr gewagt, dem Bau des trutzigen Schlosses Branzoll ein Wörtchen entgegenzusetzen. Es schien seiner Klugheit vielmehr sehr angemessen, auch sein Sommerschlößchen zu Gufidaun Herrn Purchard von Säbens Überwachung anzuvertrauen, und seltsamerweise hatte gerade zu dieser Stunde, da Gertrudis in die väterliche Burg heimkehrte, der Tag sich gejährt, da die urkundliche Übergabe des Schlößchens auf Burg Säben von elf ritterlichen Zeugen bestätigt worden war. Dieser feierliche Akt war im Vorjahre mit einer so würdigen und fröhlich verlaufenen Trinkfeier verschönt worden, daß die wohlgemuten Ritter beschlossen hatten, alljährlich an diesem Tage auf des Säbeners Feste zusammen zu kommen und des Burgherrn vortrefflichen alten milden Kranewittner liebevoll zu prüfen.

So kam es, daß Gertrudis Hoffnung, ihr Vater werde ihr eine Strecke Weges entgegenkommen, sich nicht erfüllte, denn er saß, wie ihr nun berichtet wurde, im Pallas auf Säben und freute sich seiner Gäste und seines guten Weinchens. Und auch ihr Bruder Leuthold war vom Schlosse fort. Es hieß, er weile auf Pardell, bei seinem Freunde, dem Villanderer, der dort einen Falkenhof besaß.

Gertrudis ließ der Gräfin von Tirol die besten Gastgemächer weisen und beschloß, da Frau Uta sich ermüdet fühlte und ein Stündchen zu ruhen begehrte, zu ihrem Vater nach Säben hinaufzureiten. Sie lud Herrn Walter ein, sie zu begleiten und nahm auch einen Knappen mit.

In scharfer Kehre wand sich der steinige Burgpfad zur Höhe hinauf, die voll in roter Sonne lag, indes im Tale der Abend bereits mit blauen Schleiern zu wehen begann. Ein milder Hauch des Südens umsegnete aus reichen, üppigen Ländern Wald und Feld, den lichten Wein und den dunklen Klee, und ließ hier alles lichter, grüner, erntefröhlicher erscheinen, als wäre es mit lächelnder Liebkosung der herberen Kraft des Nordens abgewonnen. Dann aber neigte sich der Weg dem andern Abhang zu, wo die furchtbare Tiefe der Thinnebachschlucht sich auftat. Dort klomm aus finsteren Gründen die Dunkelheit mit feuchten, kühlen Händen empor und löschte bald hier, bald dort einen letzten rosigen Glanz. Und abermals bog sich der Pfad zur Höhe, da grüßten neue Gipfel am Horizont, die alle des Abends feine, wehmütige Röte trugen. Das Rauschen des Baches drang aus den Schlünden vernehmlich herauf; ihm mengte sich das Zirpen der Heimchen und der Ruf eines einsamen Vogels. Hoch oben auf der Kassianspitze aber blinkte auf Mattengedunkel ein leuchtendes Fleckchen Schnee, als hätte die Bergfee dort oben ihr Linnen gebreitet, das sie bleichen wollte im Mondenschein. Und plötzlich tauchte das ganze köstliche Tal tief unten in heiliger Schönheit auf, der stürmische Eisack sang aus schauerlicher Tiefe, schlafmüde Auen träumten mit silbernen Wipfeln empor, und jenseits, über grauverfließten Feldungen, die längst dem Dunkel verfallen waren, schwang zwischen purpurn verglühenden Felsen der Höhenwald sein feurig funkelndes Panier.

Nun trennte nur eine niedrige Wehrmauer, aus moosüberwucherten Römersteinen gefügt, den schwindelnden Pfad vom ungeheuren Abgrund. Da ließ sich Gertrudis von Herrn Walter aus dem Sattel heben und sandte den Knappen mit den Pferden voraus.

„Wir wollen hier ein wenig rasten und den schönen Abend belauschen“, sagte sie. Sie führte Herrn Walter etliche Stufen hinab, ein kleines Felsentor hindurch, und nun standen beide auf einem winzigen Vorwall der Feste, vor sich die schwindelnde Tiefe und hinter sich die gewaltigen Massen eines hochragenden, wettergrauen Turmes. Wie ein tollverwegenes Geiernest klebte der kleine Vorbau am trotzig starrenden Mauerwerk, ganz in das Grauen der Stille und Einsamkeit hinausgeschoben, zwischen Himmel und Erde eine Welt für sich, nicht mehr als zwei Menschen zur Not Schulter an Schulter Raum gewährend.

„Hier weile ich oft mit Leuthold“, sagte Gertrudis. „Wir spähen, wie der Abend stirbt und denken an alles Große und Schöne auf Erden. Wenn dann die Sterne am Himmel erwachen, sind wir der toten Mutter ganz nahe und auch

den andern lieben Menschen, die uns teuer sind. Dann singt mir Leuthold manche Weise, am liebsten aber aus den seligen Liedern seines lieben Meisters, des Vogelweiders."

Herr Walter sah das süße Gesicht des Mädchens ganz nahe dem seinen. Ein rosiges Leuchten umflog es wie der Abglanz der abendlichen Firne, die aus traumhafter Ferne herüberglühten. Da schrie es in seinem Herzen auf: Gertrudis!

Ein großer dunkler Vogel umkreiste das Gemäuer. Er stieß von Zeit zu Zeit ein scharfes Hihihi aus und verharrte dann eine Weile mit weitgebreiteten Flügeln ganz reglos schwebend in der Luft. Und andere, kleinere Vögel umflatterten ängstlich die Zinnen des Bergfrieds, als suchten sie Schutz vor dem großen.

Noch immer blühten des Abends letzte Rosen auf den Felsennadeln der geisterhaften Dolomiten, und auch drüben auf dem wuchtigen Gipfel des gigantischen Schlern lagen sie lächelnd hingestreut, als gäbe es dort keine Sorge der kommenden Dunkelheit.

Aber siehe, mit einemmal, ganz unversehens, umkielten und bedrängten häßlich graue Wolkenboote die wehmütig leuchtenden rötlichvioletten Felsenklippen und ließen sie rasch und immer rascher ins Fahle ersterben, umschlossen sie immer dichter und deckten sie endlich völlig zu, wie mit undurchdringlichem Bahrtuch.

So hatte die Nacht gesiegt, wie sie immer zu siegen pflegt, ernst und unerbittlich. Aber schon erschienen tröstliche Sterne, hier und dort wie Fünklein verstohlen, als erste Boten einer unermeßlichen Schar.

Herr Walter und Gertrudis waren lange schweigend auf dem Erkerlein gestanden, das die beiden über die furchtbare Tiefe wie Gottes Hand in die Schauer seiner Erhabenheit hinaushielt.

„Gertrudis!" vermochte Herr Walter endlich zu sagen.

Er sprach den lieben, trauten Namen, der nun voll neuer Beglückung war, mit zitternder Stimme. Alte geliebte Schatten waren aufgetaucht und umschlangen ihn in holdem Reigen mit dem Zauber süßer Wirklichkeit.

„Gertrudis!" wiederholte er.

Da ließ Gertrudis ihr schönes Haupt wie traumverloren ganz still und sacht an seine Schulter gleiten.

So selig groß und doch voll kindlicher Lieblichkeit war dieser Augenblick, daß Herr Walter mit zitterndem Herzen sein eigenes Haupt demütig niedersenkte und leise und zärtlich auf des Mädchens weichem, duftendem Blondhaar ruhen ließ.

Gertrudis aber schreckte jählings empor und fuhr sich verstört über Augen und Stirn.

„Ich wollte zu meinem Vater heim," sagte sie mit rauher, wie von Tränen bedrängter Stimme, „und Ihr, Herr Walter, solltet mich begleiten. So war es doch, nicht wahr? Ich denke, wir dürfen nun nicht länger säumen!"

Und sie wandte sich rasch und hastete also eilig zum Tor der Feste empor, daß Herr Walter ihr kaum zu folgen vermochte.

Sein Herz war schwer bekümmert und doch wie trunken vor Glück.

(Fortsetzung folgt)





Das untaugliche Heer
Von Carl v. Wartenberg

Der wohlmeinende Leiter eines Gymnasiums gab im verflossenen September seinen Schülern den Tag frei, an welchem in einiger Entfernung von der Stadt ein größeres Manöver abgehalten werden sollte. Jubelnd brachte ein Tertianer die Botschaft nach Hause; und der Morgen des Manövertages begann erst zu grauen, als der Vater dem stürmisch Davoneilenden nachrief, er sollte wenigstens vor Sonnenuntergang zurück sein. Diese Weisung war unbedingt erforderlich. Das Interesse des Jungen für alles Militärische war so rege, daß er darüber Tag und Stunde, Essen und Trinken vergessen konnte. Großes Erstaunen daher, als er schon in der fünften Stunde des Nachmittags wieder zu Hause eintraf. Die Ursache hiervon war ihm vom Gesicht abzulesen. Er hatte gehofft, er würde auf dem Manöverfelde Infanterie in dichten Scharen mit Hurra die Stellung des Feindes stürmen, Kavallerie in wilder Attacke dahinjagen, Kanonen auf den Kuppen der Hügel unaufhörlich Feuer speien sehen. Statt dessen war ihm der Kampfplatz wie ausgestorben erschienen. Und hatte er endlich Truppen erspäht, so war ihr Anblick, namentlich der der Infanterie, auch nicht gerade erhebend gewesen. Mühsam hatte diese sich stets aus einer Stellung in die andere geschleppt; und war sie hier angekommen, so hatte sie sich sogleich niedergeworfen, nicht nur, um dem bösen Feind kein Ziel zu geben, sondern auch, weil sie mit ihren Kräften zu Ende gewesen war. Mancher Schütze hatte sogar beim Feuern das Gewehr abgedrückt, ohne es vorher angeschlagen zu haben. Stets war unserem Tertianer gesagt worden, daß der Dienst im deutschen Heere besonders ernst genommen würde. Und nun diese Haltung der Truppen! Fest entschlossen, doch nicht Offizier zu werden, hatte er sich auf den Heimweg gemacht. Keine Frage, er hatte richtig geschaut. Aber hätte er gewußt, daß die von ihm beobachteten Truppen, die ihn erst vor einigen Wochen bei einer Parade durch ihr ungewöhnlich kräftiges und männliches Aussehen zu großer Bewunderung hingerissen hatten, sich bereits zehn Tage im Manöver befanden, daß sie keine Nacht vor einem Übungstage, in Erwartung des kaum vor

Mitternacht einlaufenden Befehls zum Abrücken, den dringend nötigen Schlaf gefunden hatten, daß sie an jedem Übungstage vom frühesten Morgen bis zum späten Nachmittag oder Abend auf den Beinen gewesen waren, daß sie an manchen Tagen wohl an die 60 Kilometer hatten zurücklegen müssen, so würde er zwar nicht minder militärisch abgekühlt nach Hause zurückgekehrt sein, sie aber, namentlich die Infanterie, aufrichtig bedauert haben, anstatt sie für „schlapp" zu halten.

Dieselben Wahrnehmungen wie der Tertianer will in den diesjährigen Kaisermanövern ein englischer Stabsoffizier, der Oberst a. D. Repington, dessen enge Beziehungen zum englischen Kriegsamt und namentlich zum Kriegsminister Lord Haldane in englischen militärischen Kreisen schon lange bekannt sind, an der deutschen Armee und insbesondere auch an deren Infanterie gemacht haben, wie seinen in den äußerst deutschfeindlichen „Times" veröffentlichten Berichten zu entnehmen ist; Berichten, die in den Tagen großes Aufsehen erregten, an denen im deutschen Parlament über die leidige Marokkofrage verhandelt wurde. Es fragt sich aber, ob auch der militärische Fachmann Oberst Repington aus diesen Wahrnehmungen ungünstige Schlüsse auf den Wert unseres Heeres ziehen und daraufhin es in den Augen der gesamten Welt herabsetzen durfte. Ihm war doch zweifellos bekannt, daß vor allem die deutsche Infanterie auf dem Kampfplatz der Kaisermanöver ihr wahres Gesicht gar nicht hatte zeigen können, sondern nur dessen verzerrte Züge, verzerrt durch die unerhörten Anstrengungen, die ihr noch in den Kaisermanövern selbst zugemutet wurden, nachdem ihr schon in denjenigen Manövern, die diesen Manövern voraufgegangen waren, überaus hart zugesetzt worden war. Wenn er objektiv hätte urteilen wollen, so hätte er sich sagen müssen, daß jede andere Armee unter den gleichen Bedingungen einen noch um vieles unerfreulicheren Anblick geboten haben würde als die deutsche. Freilich, hätte er sich so äußern wollen, wären die Leser der „Times" um die Freude gekommen, es aus kompetenter und zugleich offiziöser Feder schwarz auf weiß vor sich zu haben, daß es mit dem deutschen Heere gründlich bergab geht, daß niemand mehr, am allerwenigsten die eigenen Landsleute und die teuren Freunde jenseits des Kanals, die Franzosen, sich seinetwegen besonders aufzuregen brauchen. Und um diese Freude durften sie nie und nimmer gebracht werden. Denn je untauglicher sich die deutsche Armee erweist, desto näher rückt der Tag, an welchem England und Frankreich mit dem wirtschaftlich aufstrebenden und daher so unbequemen Deutschland abrechnen können.

Gegen die übermäßigen Anstrengungen, die seit fast einem Jahrzehnt unseren Truppen in den Manövern zugemutet werden, ist schon wiederholt von Fachmännern heftiger Einspruch erhoben worden. Sie müssen unbedingt zu dauernden Schädigungen der Gesundheit führen, ohne daß man sagen könnte, sie seien kriegsgemäß. Wer wird sich im Ernstfalle auch mit gänzlich abgehetzten Truppen in eine Aktion einlassen! Ist doch zu befürchten, daß sie bei der ersten Berührung mit dem Feinde davonlaufen; vorausgesetzt, daß sie dazu noch die Kraft haben. Und verantwortlich für die überaus bedenkliche Verwendung unserer Truppen in den Manövern sind sowohl die höheren Führer, die glauben, in ihren



Entschlüssen an keine Grenze der Leistungsfähigkeit von Mann und Pferd gebunden zu sein, als auch die Leitungen, die sich nicht ins Mittel legen wollen, um nach Möglichkeit die Freiheit des Handelns zu wahren. Aber bisher sind die Proteste wirkungslos geblieben. Wenn auf sie überhaupt reagiert wurde, so geschah es nur, um zu bestreiten, daß die Gesundheit der Mannschaften aufs Spiel gesetzt würde. Es wird auf die den Ausschlag gebenden Stellen auch keinen Eindruck machen, wenn sie erfahren, wie der Anblick der sich müde und teilnahmslos auf dem Manöverfelde hinschleppenden Truppen auf unsere Jungen wirkt, so sehr sich die Militärverwaltung auch gerade in der letzten Zeit bemüht, diese für das Heer zu interessieren, und nach Ansicht ruhig urteilender Männer hierbei oft schon über das Ziel hinausgeschossen hat. Ob sie aber den Mut haben wird, auch ferner mit verschränkten Armen dabei zu stehen, wenn die Kräfte des deutschen Soldaten weit über ihren Umfang in Anspruch genommen werden, nachdem sie sich jetzt hat überzeugen müssen, daß unter den leicht wahrnehmbaren Folgen hiervon bereits das Ansehen des Deutschen Reiches zu leiden anfängt? Alle Heeresvermehrungen sind zwecklos, wenn auf Grund unserer Manöver bei den anderen Mächten sich die Ansicht festsetzen kann, daß unsere Truppen nichts taugen. Diese sollen für uns eine starke Friedensbürgschaft sein. Erscheinen sie dem Auslande schlaff und uninteressiert, bringen sie es nur in die Versuchung, über uns herzufallen. Es ist die höchste Zeit, daß der übermäßigen Inanspruchnahme der Kräfte unserer Soldaten in den Manövern aufs nachdrücklichste entgegengetreten wird, nicht nur im Interesse ihrer Gesundheit, sondern auch, damit dort über das deutsche Heer nicht mehr unsere Jugend irregeführt, noch länger uns übelwollenden Berichterstattern die Möglichkeit geboten wird, das Ausland irre zu führen.



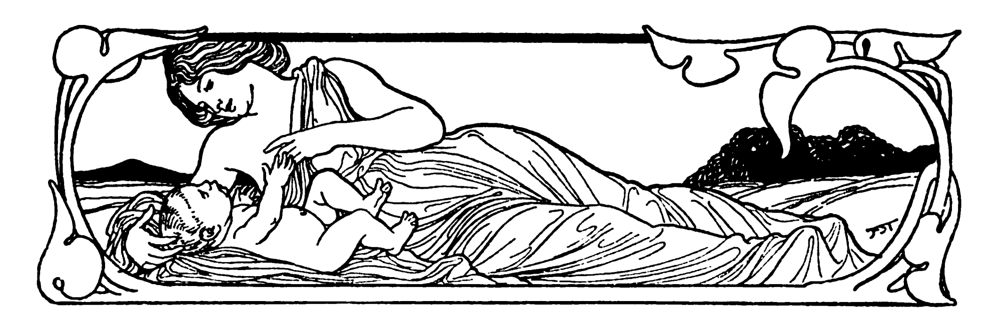
Der Reiter · Von Bruno Götz

Kühle Klingen blinken im Dunkeln,
Hufe stampfen hell durch das Schweigen,
Hinter den schattenden drängenden Zweigen
Naht sich ein Klirren, naht sich ein Funkeln.

Und du kommst durch die Nacht gezogen,
Sprengst mit den Reitern durch blühenden Garten,
Und du winkst uns, duldend zu warten,
Und bist jäh unsern Blicken entflogen.

Rauchende Feuer sind rings entglommen.
Schwandest du ganz den trauernden Treuen?
Wirst du niemals im siegenden, neuen
Morgenlicht leuchtend wiederkommen?





Legende

Von Margarete Kiefer-Steffe

Als das Kind Jesus zwei Jahre alt war, wurde es einmal schwer krank, und die Mutter saß Tag und Nacht an seinem Bett, ihm Linderung bringend nach dem Rate des Arztes. Sie sah mit schmerzender Seele, wie das Leiden in seinem zarten Körper wühlte, wie sein schönes, blasses Gesicht sich unter Krämpfen fürchterlich verzog, und ihre Hand fühlte, wie ihm das Herzlein manchmal so wild wie ein im Bauer flatternder Vogel und manchmal so leise wie eine vertickende Uhr klopfte.

Dann kam der Tag, an dem der Arzt nur eine Weile mit ernstem Gesicht am Bett des kleinen Kranken stand und dann schnell hinwegging, als wollte er nicht gefragt werden. Da wußte die Mutter, daß es mit ihrem Kinde aus sei, und der Jammer ihres Herzens, den sie lange zurückgezwungen hatte, machte sich in einem wilden Schrei Raum, von dem der Knabe heftig erschrak und zähneknirschend in neue Krämpfe fiel.

Als sie nun in ihrer Qual am Boden lang hingestreckt lag, und die Arme zu Gott emporrang, geschah es, daß der Engel Gabriel ihr erschien in derselben glänzenden Schönheit, in der er ihr den Sohn verheißen hatte vor drei Jahren.

Er rief sie beim Namen, und sie fuhr auf und streckte ihm die gerungenen Hände entgegen: „Bote Gottes, soll er sterben, den du mir verheißen hast? Er sollte sein ein Herr dem Volke Israel, ach, sage Gott, daß er ihn einen Knecht werden lassen soll, nur bei mir, bei mir soll er bleiben, oder ich verzweifle!“

Da sagte der Engel zu ihr:

„Gott schickt mich zu dir, weil er sieht, daß dein Herz in der Mutterschaft zu weich geworden ist — ein rechtes dummes, ängstliches, um jeden Atemzug des Kindes sich bangendes Mutterherz.

Das Herz der Heilandsmutter aber muß hell und fest sein wie ein Diamant, denn wisse — der König der Juden wird des Todes sterben für sein Volk!

Darum will ich dein Kindlein wieder holen, und seine Seele wird zur Erde wiederkehren als einer andern, stärkeren Mutter Kind.“

„Sei barmherzig!“ rief Maria, „nimm mir das Kind nicht! Und soll ich es verlieren, ehe ich zur Grube fahre, so will ich's verlieren als Mann, laß mir das Kind und den Jüngling! Jeden Tag, den Gott ihm noch schenkt, will ich mit

Freudentränen empfangen, und für jeden Sonnenstrahl, der ihm wird, eine Stunde der Finsternis ertragen in meinem einsamen Alter! Aber mein kleines, liebes Kind laß mir, erbarme dich!“

Das Kind lag bewußtlos mit glatten Zügen, und es war, als wäre das Leben schon aus ihm geflohen.

Der Engel sah das blutende Herz der Mutter und sie tat ihm bitter leid, darum redete er wieder auf sie ein: ‚Dein Kind weiß ja nicht, daß es leidet! Dein Kind hat Sonnenschein und Mutterliebe gehabt und seinen kleinen Tag mit Freuden verspielt — weißt du aber, was der Mann gelitten haben wird, wenn sein Herz den letzten, harten Schlag tut?

Weißt du, daß er sterben wird wie ein Verbrecher?“

Bleich wie ein Laken ward da die Mutter, aber mit einem Male ganz ruhig, und sah den Engel mit still brennenden Augen an: „Und muß meines Kindes Seele so Entsetzliches leiden, dann soll keine andere Mutter stärker sein als ich, denn keine kann mehr lieben! Ich will's behalten, ich will mitleiden an seinem Leide!“

Da hob der Engel Gabriel langsam die Hand in die Höhe, und wie weggewischt war der krankhafte Ausdruck aus den Zügen des Kleinen. Er atmete ruhig und sanft.

„Gott läßt dir das Kind,“ sagte er, „aber nun sammle Kraft. Du wirst sie brauchen!“

Die Mutter antwortete mit einem Lächeln, in dem Weh und Glück sich stritten, und strich mit ihrer behutsamen Hand über ihres Kindes Stirn; immer wieder, immer wieder, als wollte sie jetzt schon künftige Narben kosen und tilgen. Und adlerstark schwebte ihr Herz über dem vergänglichen Leide des Lebens in der Sonnenwärme der ewigen Liebe.



Der Quell · Von Bruno Götz

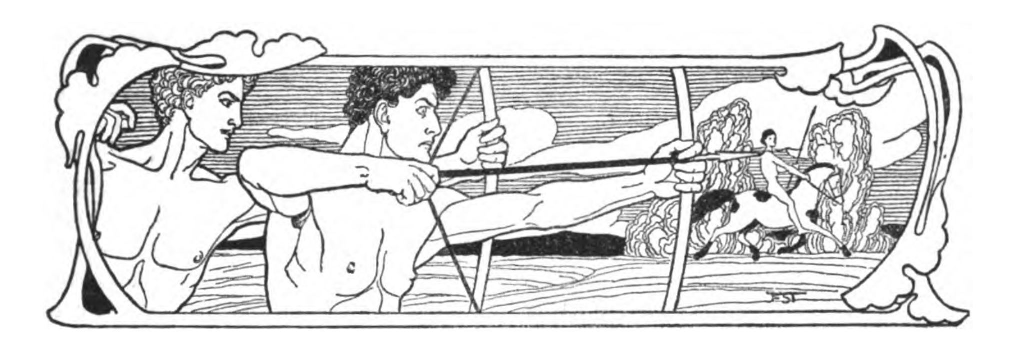
O ewig gleitender geheimer Quell —
An deinem Rand, du Reicher, sink' ich nieder.
Ehrfürchtig dich enträtselnd schau' ich wieder
In deiner Fluten rieselndes Gewell.

Geweihte Wasser aus verborgnem Land! —
Ihr, immer rätseldunkler, immer klarer,
Ihr, immer schicksalsschwerer, immer wahrer,
Daß ich noch nie den letzten Sinn erfand,

Daß alle meine Liebe im Verbluten,
Sich euern stillen Wundern ganz zu einen,
Hinströmen möchte mit den vollen Fluten,

Die dir, du Gnadenspendender, entspringen!
Du Dunkler, löse spiegelnd all mein Weinen!
Du Lichter, wandle mich in heil'ges Singen.





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

9. Onkel Theodor

Nun will ich reiten!“ sagte der Knabe, als er am Morgen des ersten Weihnachtstages das Frühstückszimmer betrat.

„Guten Morgen!“ antwortete sein Vater.

„Erst wollen wir Kaffee trinken“, sagte die Mutter.

„Und dann fahren wir nach Mölln“, schloß der Vater.

Also fuhren sie im Schlitten, auch die Mutter mit, nachdem der Knabe wenigstens noch seinen Pony im Sturm begrüßt hatte, und stiegen im Pfarrhause ab.

„Tag, Günther!“ sagte Margret. „Bon jour, my darling!“

Packer, der natürlich immer dabei war, sprang an der Freundin empor, die mußte ja ein Stück Zucker in der Hand haben. Aber Günther hatte auch einen Leckerbissen und stand auf der anderen Seite und lockte seinem Hund. Der sprang halbwegs zu seinem Herrn, da rief ihn das Mädchen und hielt lockend das süße Stück in die Höhe. Packer wandte sich und wedelte. Günther rief, und Packer wandte sich zu dem und wedelte. Margret rief und Packer stand zwischen beiden, wedelte und drehte sich hin und her. Da sprang Günther an ihm vorbei zu dem Mädchen, beide liefen, Packer sprang hinterher, liefen, bis plötzlich Margret laut atmend stehen blieb, den schmalen Körper ruckweise zur linken Seite beugte, die Hand, die das Stück Zucker fallen ließ, in die Seite zitternd stemmte und einen leisen Schmerzenslaut ausstieß. Günther stand mit großen, ängstlichen Augen dabei. Aber das Mädchen richtete sich bald auf und sagte, leise zwar, doch leichthin:

„Komm hinein. Es wird wohl bald läuten.“

Die Kinder gingen, Packer blieb bei seinem Zucker im Garten. Günther war wie ein Träumender, dessen Fuß sich an einem spitzen Stein gestoßen hatte. Die beiden Mütter saßen in der Stube und waren schweigsam, aber ihren sorgend prüfenden Augen, die sie den Kindern entgegenschickten, sah man an — doch die Kinder sahen es nicht —, wovon die Frauen gesprochen hatten.

Dann war Weihnachtskirche. Während der Zeit des Gottesdienstes kam der Zug aus Lübeck auf dem Bahnhof an. Viel Menschen stiegen nicht aus, aber

Onkel Theodor und ein großes Paket war doch darunter. Im stillen Pfarrhaus, wo nur noch die Köchin ihres verheißungsvollen Amtes wartete, saß Onkel Theodor und beging die gewaltige Untat, daß er Packer, den hochgewachsenen Jagdhund, einlud, es sich auf dem Teppich der Frau Pastorin bequem zu machen. Packer folgte der Einladung zwar bedrängten Gemütes, trug jedoch äußerlich eine schmunzelnde Behaglichkeit zur Schau, bis ihn nach einer halben Stunde der drohend erhobene Fuß des Gutsherrn aus der Wärme wieder in den Schnee hinaustrieb.

Das Paket, das auf der Rückfahrt nach Sophienhof im Schlitten zu seinen Füßen Platz genommen hatte, nahm des Knaben ganze Neugier in Anspruch. Immer wieder versuchte er mit tastenden Fußspitzen hinter das schwere Geheimnis zu kommen. Doch die Stiefel waren gar zu gefühllos. Und ach! Wenn Günthers Seele geahnt hätte, was das Ungetüm Schreckliches barg, er hätte all seine Kraft dagegen gestemmt, das böse Pack von der Brücke in den See zu schleudern. Das bitterste Unglück kauerte zu seinen Füßen und hatte die Gestalt der süßesten Weihnachtsfreude erborgt.

„Ich habe einen Pony!" jubelte Günther seinem Onkel entgegen.

„Der Tausend! Der wird dich schön abwerfen."

„Ich lerne jetzt gleich reiten, und wenn es Sommer ist, kann ich es und reite jeden Tag", erklärte Günther.

„Das wird ein schönes Vergnügen für deine Ferien werden", rief der Onkel.

„Ich kann jeden Tag reiten", sprach der Knabe trotzig. „Ich reite immer zum Onkel Pastor."

„Hast du ein gutes Weihnachtsgeschäft gehabt?" fragte plötzlich eindringlich Vater Hilen.

Onkel Theodor sah ihn erstaunt an ob dieser ungewöhnlichen Frage und brüllte dann:

„Miserabel! Ganz miserabel! Hunderttausend Mark zugesetzt."

„Na," lachte der Gutsbesitzer, „das ist wenigstens genug."

Da fuhren sie an der Freitreppe vor, und das Mädchen trug das schicksalsschwere Paket in die Weihnachtsstube. Und dort auf dem Teppich wurde es ausgepackt.

Was lag vor den neugierigen Augen?

Onkels kleine Äuglein heischten Beifall und Jubel. Des Vaters Augen waren jetzt immer hinter der schwarzen Brille verborgen. Der lieben Mutter Augen zeigten unruhige Angst und ein wenig ungeduldigen Ärger. Günthers große Knabenaugen aber fragten.

Was lag auf der Erde? In all dem Papier, auf dem Teppich? Und es lag zweimal da, doppelt war es in gleicher Gestalt erschienen und hatte doch selbst wieder schweren Inhalt.

Ganz langsam kamen fragende Worte über Günthers Lippen:

„Was — soll ich mit — zwei Schulranzen?"

Aber es war ja ein Geschenk, und für ein Geschenk mußte man sich bedanken — das wird dir noch oft genug unverständlich sein, Günther —, und über ein Geschenk mußte man sich freuen — das wird dir noch oft genug unsäglich schwer werden,

mein Junge. So ging denn Günther zu seinem Onkel und reichte ihm die Hand und sagte:

„Das ist sehr nett, Onkel Theodor. Da kann ich in den einen Ranzen mein Bücher hier packen, und in den anderen Ranzen kann der Onkel Pastor die Schulbücher einpacken. Denn du weißt doch, Onkel, ich nehme keine Schulbücher mit nach Mölln. Aber es ist sehr schön, und ich danke dir.“

„Unsinn!“ brüllte Onkel Theodor. „Mach die Ranzen auf!“

Günther kniete auf dem Teppich neben dem Packpapier nieder, versuchte die Ranzen zu heben, aber sie waren sehr schwer. Dann schnallte er den Deckel des einen auf und fand Bücher darin, Schulbücher, und schnallte den Deckel des anderen auf und fand Bücher darin, Schulbücher.

Und Onkel Theodor sprach: —

Günther, mein Junge, achte auf das, was dein Onkel jetzt tönenden Mundes spricht; dein Onkel Theodor mit dem dicken Bauch ist für dich Schicksal, Fatum, Kismet, Ananke.

Und Onkel Theodor sprach:

„Ich bin in Lübeck beim Klassenlehrer der Untertertia gewesen und habe mir die Bücher sagen lassen. Aber der Herr Doktor meinte, es könnte nichts schaden, wenn du auch die Bücher von der Quarta zum Repetieren hättest, und da habe ich in dem anderen Ranzen auch die Bücher von der Quarta gekauft.“ Und Onkel Theodor sprach weiter und wandte sich an die Eltern: „Eine Pension habe ich auch schon gefunden bei einem sehr vernünftigen Hauptlehrer!“

Nun erst machte Günther ein ganz dummes Gesicht.

Der Vater zuckte ärgerlich die Schultern, legte die Hand auf seines Sohnes Kopf — die Mutter war ganz plötzlich und rasch aus dem Zimmer gelaufen —, und der Vater sprach ruhig:

„Ja, Günther, zu Ostern kommst du nach Lübeck auf das Gymnasium und in die Pension.“

Da aber schrie der Knabe auf:

„Das ist nicht wahr!“ schrie er. „Ich will nicht, ich mag nicht — ich kann nicht!“ Und dann warf er sich in den Stuhl und weinte, weinte würgend, stoßend, weinte großen Jammer.

„Das ist ja ein recht nettes Bürschchen!“ brüllte der Onkel, und ging mit schweren Schritten im Zimmer einher und schnob und malträtierte seine Nase.

Der Junge weinte, aber er sollte nicht weinen! So sagte der Vater ruhig:

„Komm her, Günther, wir wollen reiten.“

„Ich mag nicht reiten, ich mag nicht. Ich habe gar keine Freude mehr, gar keine mehr auf der ganzen Welt.“

„Sei vernünftig, Günther!“ sagte der Vater ernst.

„O Mutter, Mutter!“ klagte der Junge. „Ich will nicht weg.“

Da aber kam es drohend vom Vater her:

„Wir reiten jetzt!“ — Und dann mit einer kraftvollen Betonung nur der Name: „Günther!“

Nun hob der Knabe doch den Kopf. Den Klang hatte er sonst nicht gehört

in seines Vaters Stimme. Des Vaters kräftige Hände packten und drückten fest des Jungen Oberarm. Da folgte Günther stumm schluchzend mit gesenktem Kopfe seinem Vater.

Der Onkel schneuzte sich gewaltig und stampfte durch das Zimmer. Nebenan stand die Mutter und weinte leise.

So erhielt Günther seine erste Reitstunde. Die brachte auch sein Gemüt wieder ins Gleichgewicht.

10. Abschied

Günther also lernte reiten. Und seine harten Eltern wollten ihren einzigen lieben Jungen aus Sophienhof werfen und ins Elend stoßen! Das ist keinem etwas Leichtes. Der da vertrieben wird, ist so glücklich, nicht daran zu denken, daß er fortan nur noch besuchsweise in seiner Heimat weilen darf. Er wird zwar stets mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden, wenn er so auf Besuch zuhause ist. Aber die liebevollste Aufmerksamkeit ist doch nur dazu angetan, ihm den Ausnahmezustand seiner Heimat grimmig deutlich zu machen. Günther war noch gut daran. Im Hintergrunde alles schwarzen Schuljahregewölkes leuchtete doch die Heimat wieder als Ziel. Günther gehörte ja zu den Bevorzugten des Schicksals, die einen Ort haben, auf den sie ihre Füße stellen können. Sie können nie ganz vom Unglück in die Tiefe gezogen werden, sie haben ja immer etwas, woran sie sich klammern können; sie können auch nie ganz vom Hasse vergiftet werden, eins bleibt ihnen ja immer, das sie lieben: ihr bißchen eigene Erde auf dem Friedhof. Sein Land blieb ihm doch, die Arbeit seiner Väter, die auf seine getreue Nachfolge wartete, wenn Günther auch jetzt in die Fremde mußte, die der Onkel Pastor mit dem alten deutschen Wort Elend nannte. Er mußte hinaus, wie Tausende mit ihm, von Vaterhand und Mutterauge hinweg, in den Jahren, da einem heranwachsenden Knaben Pflege am bittersten nottut.

Von den armen Polynesiern in der weiten Südsee wird uns erzählt, wenn ein kleines Kind in der Familie stirbt, so tötet sich die ältere Schwester oder der ältere Bruder. Denn sie haben viel Mitleid und große Liebe, diese Heiden. Die ältere Schwester nimmt das gestorbene Kind an der Hand und führt es vorsichtig und sanft den weiten Weg, der ins Jenseits geht. Das Kleine würde allein ja in die Irre laufen, die Schwester ist groß und findet sich zurecht, und leitet ihren Schützling, daß sein Fuß an keinen Stein stößt. Es sind Heiden, die solche Liebe haben.

Und ist der Weg, den der Knabe macht, der ins Jünglingsalter hineinwächst, ist er so viel leichter zu finden, daß wir ihn allein gehen lassen dürfen? Ist der Pfad so breit und so weich und so eben, daß sein Fuß an keinen Stein stößt, daß er nicht stolpert und blutig wird? Sollen wir den Knaben verklagen, den wir allein in ein Labyrinth geschickt haben, wenn er sich blenden läßt und in die Irre geht? Ein Stab ist das einzige, das wir ihm mitgeben können, daß er sich darauf stütze, wenn er müde wird. Und er wird nach diesem Stecken und Stab greifen, ach, er wird oft müde werden und sich aus dem Labyrinth hinaussehnen, vorwärts und mehr noch zurück. Dann wird er stille stehen, wird die müden Hände



Rud. Dührkoop phot.



M. Diez-Dührkoop phot.

über dem Stecken falten und wird nach Hilfe schreien. Wir aber können sie ihm nicht geben, wir sind ferne und hören sein Rufen nicht. Und wenn sein Fuß dann an einen Stein gestoßen ist und ist blutig geworden, wenn die arme junge Seele schuldig geworden ist, und wir haben sie so weiß und rein ins Labyrinth geschickt, dann stehen wir draußen und weinen. Wenn er einen falschen Weg geht, weil er den richtigen nicht wußte, dann können wir gehen und ihn zurückrufen und ihn zurechtweisen. Ach, die müden Füße haben doch einmal den falschen Weg betreten, das können wir ihnen nicht nehmen, und sie haben den frohen Mut ihres Zieles verloren. Aber sie können ja auch recht gehen, diese geliebten Füße — unser Verdienst ist das dann nicht mehr.

Unser Verdienst? Wo ist ein Vater, der nicht immer die schützenden, führenden Hände seinem Sohne auf das Haupt legen wollte? Wo eine Mutter, die nicht immer ihr Herz und die Liebe ihres Herzens vor seinem Wege ausgießen möchte?

Warum ließen sie ihn allein ziehen, sie alle, ihren Liebling?

Da war der Pfarrer, der dem Gedanken zuerst harte Worte verliehen hatte. In den heißesten Gebeten seiner ersten Ehejahre hatte er sich von seinem Gott ein Stück Ewigkeit erfleht, ein Stückchen Dauer und Weiterleben für sich und seine Gedanken, für seine Seele und seine Tat, ein kleines Bröckchen Verheißung in einem Sohne. Das war die Gnade, um die er mit seinem Gott in gewaltigen Nächten gerungen hatte:

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Das war seine gierige Sehnsucht gewesen. Auf daß es ihm ginge, wie Jesus Sirach es wußte:

„Sein Sohn verdrießt die Feinde und erfreut seine Freunde; denn wo sein Vater stirbt, so ist's, als wäre er nicht gestorben; denn er hat seinesgleichen hinter sich gelassen."

In einen Sohn wollte er hineingießen, was in ihm selbst Gutes war. Gott erkannte die Übergröße seines Herzenswunsches und versagte ihm die Erfüllung. Der Pfarrer sah das und wußte den Grund der bitteren Verneinung. Die Tochter war ihm ein Ersatz gewesen, und jetzt war sie krank. Kränklich nannte sie die Mutter, schwächlich nannte sie der Arzt, — der Vater wußte, daß ein früher Tod für sein einziges Kind fortan besser sei als langes Leben in Bleichsucht und Herzweh. Als er wußte, daß er von seinem gnädigen Gott zum Staube verurteilt war, als er wußte, daß ihm die Ewigkeit seines Namens auf Erden nicht gegönnt war, da war ihm in der Angst seines Herzens der Knabe aus Sophienhof die Rettung aus dem Verzweiflungsmoore geworden, da hatte er Günther an sein Herz gerissen, da war ihm der Knabe die Hoffnung auf Dauer, auf Ewigkeit geworden, da hatte er des Kindes Empfänglichkeit nach seiner Seele gebildet, da hatte er in ihn gepflanzt Keime vom Baum seines Lebens, seines Wachens und seines Träumens und hatte sie wie der Menschengärtner gehegt.

Das war der Pfarrer. Und nun gab er den bitteren Rat, den Jungen von sich zu reißen? Den freien Willen haben wir in unseren Träumen, nicht in unserem Wachen. Dies war grausames Wachen. Freier Wille war es nicht, der den Rat gab; Zwang war es und Geschick. Wer schickte den Zwang?

Da war der Vater auf Sophienhof, der Gutsbesitzer Ludwig Hilen. Der hatte dem Rate des Pfarrers seine Zustimmung gegeben. Es war nur Freude gewesen, was er an seinem jungen Sohne gesehen hatte bisher. Würde er die Freude noch lange sehen können? Vater Hilen war ein tapferer Mann, und sein Gemüt war heiter. Er wird bald kämpfen müssen, diese Heiterkeit sich zu bewahren, und er wird seine Tapferkeit in diesem Kampfe bitter nötig haben. Wir kannten alle den Kaufmann, der eine Perle hatte, die war gleich einem Königreiche, und wußte, daß sie ihm bald würde genommen werden. Da saß der Kaufmann hinter der verschlossenen Tür und hatte die trockene Hand um sein Kleinod gekrallt. Tod und Teufel hätten's ihm nicht nehmen können vor der Zeit. Der Kaufmann ist Vater Hilen, und Günther ist seine Perle. Noch freut er sich ihres Glanzes. Wie lange? Wie lange? Daß er feurige Räder vor seinen Augen hatte, wußte der Mann Jahre, bevor er dem Tagelöhnerkind Hein Reeck in den winterlichen Lüttower See nachgesprungen war. Jetzt nahm er seinen Mut in seine beiden Hände und sah dem Kampf ins Auge, den er zu kämpfen hatte. Was Günther längst vergessen hatte, was Onkel Theodor nicht glauben wollte, was ihm kein Arzt zu sagen wagte, er hatte den Mut, das alles zu wissen, daß er erblinden müsse. Wußte, daß er die Zeit würde abrechnen können, die er seine Perle noch sehen, ihrer Reinheit sich freuen, den Stolz ihres Wertes in seiner Umgebung beobachten konnte — und gab sein Kleinod dennoch hin?!

Es war nicht freier Wille. Vater Hilen wußte, daß es Zwang war, und zeigte ein heiteres Gesicht.

Und da war die liebe, süße, kleine Mutter.

Was konnte sie anders tun als die Hände falten, die ihres Jungen Wange gestreichelt hatten, und beten, daß der ihm hülfe, der mächtiger ist als Mutterliebe.

Als darum der Westwind herrisch durch die schimmernden Kronen der Buchen fuhr, schlug für Günther die harte Abschiedsstunde. Ein letztes Mal hatte Hein Reeck den Pony „Hannibal“ unter Günthers Aufsicht angeschirrt. Bevor er zu Roß stieg, war der Knabe nochmals nach seiner Stube die liebe Treppe hinaufgestiegen, hatte aus seinen Büchern eines ausgesucht, in dem er die letzte Zeit mit besonderem Vergnügen nachgelesen hatte, was der Onkel Pastor ihm von den alten Römern und ihren Helden erzählt hatte, hatte auf die erste freie Seite mit Zierlichkeit und Kummer die Widmung geschrieben: „Seinem lieben Freunde Hein Reeck zum Angedenken“, hatte seinen Namen kräftig und nicht ohne einen Schnörkel, der an den des dritten deutschen Kaisers erinnerte, darunter gesetzt und gab nun dem wortlos überraschten Tagelöhnerknaben, der „Hannibal“ vor der Freitreppe hielt, das Abschiedsgeschenk. Als er davongeritten war, setzte sich Hein Reeck sogleich in dem Stall an das offene Fenster und versuchte zu lesen, aber er wußte nicht, woher die Träne kam, die ihm in die Finger glitt.

Günther ritt durch seinen Wald nicht auf dem nächsten Wege nach Mölln, sondern auf dem Fußweg, der dicht an den aufschlagenden Seen vorbeiführt. Die Buche an der Opferstätte grüßte ihn, und die Eiche streckte ihm ihren Arm nach, als er auf der hölzernen Brücke über den heiligen Bach ritt. Die alten Bäume hatten Tausende gekannt und Zehntausende vorüberziehen sehen, aber nur zehn

hatten sie lieb gehabt: Einen alten, ernsten wendischen Priester, der sich an ihren jungen Stamm gelehnt hatte, wenn sein Opfermesser über der Kehle des Feindes blinkte, und ein junges, tanzendes Germanenmädchen, den fröhlichen Schalksnarren von Mölln und einen begeisterten Freiheitskämpfer, dessen Herzblut ihre Wurzeln getränkt hatte. Günther Hilen war der zehnte ihrer Lieblinge. Die Bäume grüßten ihn im Winde und flüsterten ihm Abschiedswünsche zu, Segenswünsche, die ihre Kraft in sich tragen.

Im Pfarrhause wurde kurzer Abschied genommen. Der Pfarrer war es, der die Stunde kürzte, denn er verlor mehr in dieser Zeit als der Knabe und empfand seinen Verlust. Margret lag im Bette und lächelte dem scheidenden Freunde unter Atemnot entgegen. Die Mutter blieb bei ihrer Tochter in der Kammer. So stand Günther seinem Lehrer, Freund und Erzieher allein gegenüber. Da legte der Pfarrer seinem weinenden Liebling die tröstende Hand auf den schlichten Blondkopf und sagte leise:

„Du wirst Heimweh bekommen, mein lieber Junge. Knaben wie dir wird es nie leicht, eine Heimat wie du sie hattest, zu lassen. Das ist der erste Feind, gegen den du kämpfen wirst, und du wirst tapfer kämpfen und nicht feige fliehen. Ich denke, du wirst auch einen Freund finden, der dir beisteht. Wenn dir aber der Kampf zu schwer wird, dann greife zum letzten Mittel. Es ist das allerletzte Mittel, Günther, die ultima ratio, sagt der Lateiner, zu dem du nur in der höchsten Not greifen wirst, denn es ist die Fahnenflucht. Wenn das Heimweh übermächtig in deiner Brust wird und dir die Kehle abschnüren will, dann lasse alles liegen, was du hast; mache dich auf und komme her. Frage nach nichts, sondern reise nach Haus. Und nun geh, mein Liebling, und Gott mit dir!“

Nur an seinem Geburtstag pflegte Günther einen Kuß vom Pfarrer zu bekommen. Heute küßte er seinen Knaben zweimal und wandte sich ab und ließ ihn ziehen.

Am Tage danach brachte der Gutsbesitzer seinen Sohn in die Stadt, wo Onkel Theodor sie mit ausgelassener Lustigkeit am Bahnhof begrüßte, brachte ihn in die Pension, die Onkel Theodor ausgesucht hatte, in die St. Jürgen-Vorstadt, und ließ ihn dort. Hob ihn zu sich mit kräftigen Armen empor, riß ihn leidenschaftlich an sich und setzte ihn behutsam nieder. Machte eine kurze Wendung, rief hart: „Sei brav!“ und schlug die Tür hinter sich zu.

11. Die Pension

Günther stürzte aufweinend gegen die Tür, aber die Frau Hauptlehrer Faber kniete zu ihm nieder und tröstete ihn mit langen Worten, nahm den Zipfel ihrer Schürze und trocknete die Tränen, die immer wieder hervorquollen.

Günther aber wollte sich nicht trösten lassen, bis der harte Schritt eines festen Knabenstiefels in das Zimmer polterte und eine frische Knabenstimme laut rief:

„Halloh! da ist der Neue. Komm her, Günther heißt du ja wohl. Ich will dir unser Zimmer zeigen.“

„Ja, tue das, Wolf“, sagte Frau Faber.

Wolf wurde bald mit dem Heimweh Günthers fertig. Denn der frische Bengel hatte so endlos viel und hastig zu erzählen, und alles was er sagte, hatte ein so lebhaftes Interesse für Günther, daß der gar keine Zeit hatte, an anderes zu denken als an all das Neue und Fröhliche, das ihm bevorstand.

Am Abend wurden dann Gesellschaftsspiele gespielt, Pfänder ausgelost und viel Lärm gemacht. Wolf vor allem war laut, und Georgs, des Haussohnes, heiteres Lachen gellte dazwischen. Die beiden Knaben erzählten noch in dem gemeinsamen großen Schlafzimmer so viel, bis sie plötzlich alle drei mitten im Satze und im Zuhören eingeschlafen waren.

All die ersten Tage brachten so viel ganz Neues, daß das Heimweh in Günther vorläufig nicht zum Durchbruch kam. Die Heimwehschlange blieb aber in seiner Brust und wartete gelegenere Zeit ab, dem Knaben die Kehle abzuschnüren.

Da waren alles Dinge, in denen sich Günther erst zurechtfinden mußte.

Zuerst war da der Hauptlehrer an einer Knabenmittelschule, Herr Tobias Faber. Nein, da war zuerst Frau Hermine Faber, geborene Hinze, durchaus zuerst, denn sie hatte gewaltig die Hosen an. Sie war von besserer Familie, ihr Vater war ein Studierter, vielleicht gar ein Rechtsgelehrter gewesen, und von da aus war sie ihrer würdigen Meinung nach ein gutes Stück hinabgestiegen, denn ihr jetziger Volksschullehrerstand war nichts in ihren grauen Augen. Zum Ersatz hatte sie wenigstens sogleich nach ihrer späten Eheschließung die Hosen angezogen und hat sie seitdem nicht wieder abgelegt. Frau Tobias Faber, geborene Hinze, war in ihrer langen Jugend Lehrerin gewesen. Das bekam auch ihr Junge Georg zu fühlen, aber sie war bei aller Strenge und Schlagfertigkeit stolz auf ihren Jungen, der seit der Vorschule stets den ersten Platz gehabt hatte. Darum mußte er auch lernen, der arme Junge, grimmig lernen und ehrgeizig sein. Frau Hermine Faber, geborene Hinze, war eine regierende Frau und eine strenge Mutter, aber sie war eine gute Pensionsvorsteherin und hielt ihre Zöglinge in guter leiblicher Verpflegung.

Da war nun aber an zweiter Stelle der Hauptlehrer selbst, Herr Tobias Faber. Er war groß und breit, hatte einen schwarzen Vollbart und eine arge Platte, aber nicht die geringste Farbe im Gesicht. Sein Magen war nicht in Ordnung, aber sein gutes Herz war das beste an ihm. Er war ohne Ende gutmütig, eine Seele von Mensch. Vor dreißig Jahren hatte er den Krieg mitgemacht, aber er erzählte nicht gerne davon, es sei denn die eine Geschichte, wie er in schwarzer Nacht auf einsamem Vorposten stand auf einer Chaussee, die geradeaus in die Dunkelheit hineinmarschierte, hinter einer langen Besenpappel gedeckt. Da lauschten leise Katzentritte durch den Staub der Landstraße, da glühten Raubtieraugen unter einem Käppi hervor und verschlangen den preußischen Vorposten. Der Kittel des Franktireurs deckte sich hinter der nächsten Pappel, aber das Gesicht lugte seitwärts vor und legte die Büchse haarscharf in Anschlag. Da riß der Soldat sein Gewehr an die Backe, zielte kurz und schoß. Der Franktireur fiel hintenüber und war tot. Wenn aber der Hauptlehrer diese einzige Geschichte erzählte, setzte er jedesmal hinzu:

„Und das war der einzige Franzose, den ich in dem ganzen Kriege mit Bewußtsein totgeschossen habe. Und ich tat das nur, weil ich sonst selbst hätte daran glauben müssen.“

Seine Gutmütigkeit hatte sich die Herrschaft im Hause entreißen lassen, aber Schlimmeres noch, auch seinen äußerlich kundbaren Einfluß auf die Erziehung seines Knaben.

Und schließlich war da noch — und das war das Neueste an der ganzen Umgebung — schließlich war da noch Wolfgang zur Nedden, genannt Wolf, der für Günther der Freund seines Herzens werden sollte.

Die Freundschaft hatte Günther noch nicht geschmeckt. Auch sein Vater und seine liebe Mutter waren ihm immer Freunde gewesen, aber die Liebe war größer als die Freundschaft. Auch der Onkel Pfarrer in Mölln war sein väterlicher Freund, doch die Ehrfurcht war größer denn die Freundschaft. Hier war der Knabe doch nur der Empfangende gewesen, die anderen die Gebenden. Wenn sie aus des Knaben Seele Gewinn zogen, so taten sie es, wie der Landmann seinen Reichtum dem Lande abgewinnt durch eigene Arbeit und im Schweiße seines Angesichtes. Sie taten es nicht, wie die Kinder Blumen vom Grabenrand rupfen, freuen sich ihrer und werfen sie von sich. Auch Margret war des Knaben Freundin gewesen. Aber was Vater und Pfarrer ihn von Anfang an lehrten, war Ritterlichkeit. Das Mädchen wurde stets als etwas anderes behandelt als der Junge, so war es ihm auch nicht der Gleichgenoß. Da war in den letzten Monaten noch Hein Reeck, des Tagelöhners Sohn auf Sophienhof, gewesen, der sein Freund war. Der Gefährte seiner Streifen und seiner Jagden, aber er trug ihm die Beute. Der Begleiter seiner Ritte, aber er hielt ihm das Pferd. Der Teilnehmer seiner Träume, aber er hörte zu. Der Kamerad in seinen Spielen, aber er folgte. Der Knecht und doch immer der Knecht, und er war der kleine Herr und Gebieter. Hier war er nur der gebende Teil, und gab stolz und gern, und hatte Gewinn vom Geben, der andere war dankbar und gehorchte.

Nun aber war Wolf gekommen, hatte ihn bei der Hand genommen und hatte zu ihm geredet:

„Wir wollen Freunde sein, Günther!“

Was jener tat, war auch sein Tun; Wolfs Arbeit auch seine Last. Wo jener jubelte, jauchzte der andere; Wolfs Trübsal hat auch er mitgelitten.

12. Freundschaft

Wolfgang zur Nedden war etwa ein halbes Jahr älter als Günther, er war vor kurzem dreizehn Jahre alt gewesen. Sein Vater war deutsch-russischer Arzt in Riga, der aber die Kläglichkeit russischer Schulen kannte und sich darum mit großem Schmerze von seinem Jungen getrennt hatte. Alle zwei Jahre einmal nahm Wolf verlängerten Ferienurlaub und fuhr mit einem Dampfer über die Ostsee nach Haus. Im Jahre dazwischen kam vielleicht einmal der Vater, seinen Jungen zu sehen.

Es gab keinen lebhafteren Jungen als Wolf. Wenn die drei auf ihrem Zimmer in den Betten lagen, wenn die Kissenschlacht beendet war, fing Wolf an zu erzählen und redete und sprach in den brennendsten Farben. Der Unhold, den er bekämpfte, langte jeden Augenblick mit knöcherner Hand unter dem Bett hervor nach den Herzen der Hörer, und der Feind, mit dem er stritt, stampfte hinter der Türe. Die Spannung zog die Decken bis an das versteckte Kinn, und das Lachen warf sie mit den Füßen in die Luft. Bis die andern beiden, Günther und Georg, darüber einschliefen. Dann ward auch Wolf ruhig, drehte sich um, und atmete bald in tiefen Zügen. Morgens dann, wenn das Mädchen an die Kammertür pochte und seinen Namen rief — sie weckte stets mit dem einen Namen: Wolf! — sprang er mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette, stolperte in die Hosen und warf das Waschwasser in dem ganzen Zimmer umher.

Und dieser Wolf wurde Günthers Freund. Es war die eine Freundschaft, die auch wir einmal in unserer Schuljugend geschlossen haben, ein einziges Mal. Aber sie hielt aus, so lange wir jung waren. Und wenn sie den Stürmen nach der seligen Schulzeit nicht standgehalten hat, so liegt das an der Freundschaft nicht, so liegt das an uns und unseren Herzen, die zu alt geworden sind für das Jugendbündnis. Unser Herz aber fühlte tief den wehen Riß und behielt die schmerzende Narbe. Von da an sind wir dann einsam gewesen.

Sie waren Freunde wie jene beiden, die zueinander sprachen:

„Ich habe dich so lieb als meine Seele."

Es war eine Freundschaft wie jene, von der das Bogenlied die Kinder Juda lehrte:

„Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen denn Frauenliebe.

Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!"

Als der Ordinarius der Knaben ihnen einmal von Orest und Pylades erzählte, wurden die beiden eine Zeitlang von ihren Mitschülern Orest und Pylades genannt. Die Namen wurden ohne Unterschied auf beide angewandt. Orest und Pylades war ein Gattungsbegriff, es war die Freundschaft, wie Günther und Wolf zu *einem* geworden waren. Sie ließen sich den Namen gern gefallen. Er ging wieder verloren, als die griechischen Sagen und ihre Namen in der Senke der Vergessenheit verschwanden. Sie werden wieder einen Namen bekommen, wenn im Winterhalbjahr der Doktor ihnen von Konradin, dem letzten Staufen, erzählt, und seinem Freunde, dem jungen Herzog Friedrich von Österreich, der seine Treue auf dem Schafott bewies, wenn dann der Doktor seinen Knaben ehrfürchtiges Mitleid erwecken und in ihren Herzen drängende Begeisterung entflammen wird. Es wird dann kein Zweifel sein, daß Wolf den staufischen Namen tragen wird, denn Konradin war der König, und Wolf war der geborene Herrscher. So gab er auch in dieser Kameradschaft den Ton an, wie Günther das einst Hein Reeck gegenüber getan hatte. Aber es geschah doch in anderer Weise. Sie standen sich gleich, die beiden Freunde, an Kraft des Kopfes und des Herzens, und es

war nur das Temperament, das in Wolf stärker war und den Gleichmäßigeren mit in seine Bahnen riß.

Diese Freundschaft war für beide Knaben von unendlichem Werte. Ohne seinen Freund hätte sich Günther kaum in den Massenunterricht gefunden und wäre in der Schule ohne Existenzberechtigung geblieben. Er hätte geschwiegen, aber hätte schwer gelitten. Und Wolf war heimatlos ohne diese Freundschaft. Sein heißes Herz mußte etwas haben, das es in Liebe umklammern konnte, wenn es nicht wie ein Rohr, das in der leeren Wüste schwankt, sein sollte. Nun war ihm die Freundschaft der Quell, daran seine Palmen grünen konnten.

Sie kamen beide dem kleinen, schwachen Georg mit ritterlicher Liebenswürdigkeit entgegen, aber er blieb doch von dem Allerheiligsten ihres Tempels neidisch ausgeschlossen. Georg vermißte es nicht, denn er war ein Muttersöhnchen und hatte seine Eltern um sich, den ruhigen Vater, den er verehrte, und die lebhafte Mutter, deren eifersüchtige und ehrgeizige Liebe ihm gar zu wenig Zeit ließ.

Wenn Georg Faber noch eifrig lernte, repetierte und akzentuierte, dann nahmen Wolf und Günther ihr Buch und verließen das Arbeitszimmer.

„Seid ihr schon fertig?“ fragte Frau Hermine Faber verwundert.

Und wenn sie dann lachend antworteten:

„Schon lange!“ dann stieg es manchmal der wackeren Frau wie blasser Neid vor die Augen, aber sie beruhigte sich selbst mit dem stolzen Gedanken:

„Mein Junge ist eben fleißiger.“

Dann nahmen die beiden Freunde ihr Buch und verließen das Arbeitszimmer. Draußen legten sie sich auf der harten Treppe einander gegenüber, die Bücher lagen aufgeschlagen zwischen ihnen; ein Kopf war in die Hand gestützt, einer ruhte auf der Kante des Treppensatzes.

„Es ist so furchtbar bequem hier!“ rief Wolf, und der Hauptlehrer stieg lachend über sie hinweg.

„Sie betreiben doch da keine Heimlichkeiten?“ fragte Frau Hermine Faber mißtrauisch.

„Was sollen sie denn tun?“ fragte Herr Tobias gutmütig entgegen.

„Rauchen sie Zigaretten?“ Aber der Hauptlehrer lachte.

„Das müßte man ja riechen. Und außerdem hat Wolf seinem Vater das Ehrenwort gegeben, nicht zu rauchen. Und sein Ehrenwort hält der kleine Ritter.“

Und sie betrieben doch Heimlichkeiten. Sie feierten den Gottesdienst ihrer Freundschaft.

Was Wolf außer seinem Vater fern in Rußland noch keinem gesagt hatte, das weihte er hier seinem Freunde. Auf zerrissenen Zetteln, aus der Kladde genommen, wo Wolf auf der einen Seite mit großer Schnelligkeit ein Rechenexempel ausgerechnet hatte, dessen Lösung falsch war, auf Briefumschlägen, die aus des Hauptlehrers großem Papierkorb stammten, auf Fetzen grauen Packpapiers, die das Mädchen ihm gegeben hatte, auf durchsichtigem Butterbrotpapier, das mit malerischen Fettflecken verziert war, stand, was er hier mit wichtiger Heimlichkeit seinem Freunde vertraute. Er hatte einen Kasten in seinem Pult stehen, zu dem er den Schlüssel an einem breiten Bande stets bei sich trug, da hinein wanderten

die verschiedenen Zettelchen und Fetzen und wurden mit großer Sorgfalt aufbewahrt, aber kaum jemals wieder hervorgeholt. Selbst Günther kannte nur, was auf jenen Papieren stand, die neu in den Kasten kamen. Den Inhalt der anderen kannte er nicht und begehrte nicht, ihn zu kennen. Es hatte nicht den geringsten Wert, was darauf stand, und war doch das eherne Denkmal ihrer Freundschaft. Wenn Wolf Unterprimaner ist, wird er in einer einsichtsvollen Stunde die Zettel und Fetzen alle grausam und mit großer Befriedigung verbrennen. Aber er wird auch als Primaner nicht ablassen, von neuem Zettel in diesen selben Kasten zu legen. Sie werden dann reinlicher sein und von feinem, weißem Material, sie werden sich rascher häufen, zeitweise sogar mit beängstigender Geschwindigkeit. Aber noch immer wird es eine große Seltenheit sein, daß einmal ein Papier aus dem Kasten genommen wird, um wiederholt gelesen zu werden. Wolf war zu gesund, ein solcher Affe zu werden. Der Kasten war ein großes Grab. Was das Grab aber enthielt, hatten die Knaben lieb.

Wenn Wolf mit leiser Stimme vorlas, hörte Günther mit dem träumend unbewußten Entzücken zu, das er beim Rauschen der Buchen empfunden hatte. Wolf fragte nie nach dem, was er eben gelesen hatte, und Günther hätte kaum antworten können. Er wußte nicht, was er gehört hatte, er hörte gar nicht so genau dem begeisterten Vorlesen seines Freundes zu.

Es war die Andacht ihrer Freundschaft.

Es waren Gedichte.

Sie waren nichts wert, und sie zu verlachen wäre leicht gewesen. Aber nie ist lächerlich, was Knaben ernsthaft betreiben. Sie waren nichts wert, und Wolf bildete sich auch nie ein, daß sie Wert besaßen. Der Ordinarius, nur Doktor genannt, der sein unbegrenztes Vertrauen besaß, hatte ihm einst gesagt:

„Wenn du mal Gedichte machst, Wolf, dann mußt du sie mir zeigen."

Aber Wolf hatte dazu geschwiegen und hatte keine Gedichte gezeigt.

Wolf wird auch nie ein Dichter werden. Offizier wird er werden und ein Ritter bleiben. Er wird auch fernerhin dichten, je reifer er wird, um so seltener. Er wird sie nicht immer auf Zetteln in das Kastengrab verschließen. Er wird sie einmal in ein Tagebuch schreiben, aber er wird nie ein Wesen daraus machen, denn er war ein gesunder Knabe, von einer Gesundheit, die zu dauern versprach.

Und der Inhalt jener Gedichte, die Günther auf der Treppe zu hören bekam? Da war ein Gedicht, recht scherzhaft, über die Brillenschlange. Das war der Mathematiklehrer.

„Habe ich heute in der Rechenstunde gemacht." Es war auf Löschblatt geschrieben.

Ein anderes war an Günther gerichtet über das Thema: „Wir wollen treu sein, und wenn auch — wenn auch —." Das war das einzige, das Günther sich abschrieb. Er durfte immerhin stolz sein, als Zwölfjähriger angedichtet zu werden. Da war ein drittes, eine Hymne an den Doktor, die vom dankbaren Schüler handelte. Eins sprach vom Wald, der „seine Freude" war; eins von der russischen Heimat und vom fernen Vater, nach dem „die Sehnsucht ging". Dann handelte eines vom Ritter, der gegen die Bauern focht und tot zu seinem Weibe getragen wurde.

Da hatten sie in der Schule Liliencrons „Erwartung“ gelesen. Eins schilderte Hannibals Knabenschwur, die Römer zu hassen, und eines verspottete einen weinerlichen Mitschüler. Sie waren meist episch; die da lyrisch sein sollten, hatten ebenfalls mehr epischen Gehalt. Aber sie besaßen alle keinen Wert. Und noch eins besang den Doktor zu seinem Geburtstag. Denn ihren Klassenlehrer liebten die Knaben, weil er seine Jungen zuerst geliebt, für ihn schwärmten die leicht Begeisterten. Als Günther sich nicht hatte in den Massenunterricht finden wollen, da hatte ihm der Doktor mit seinem Mitleid den Weg geebnet. Günther und Wolf, sie wurden beide ihres Klassenlehrers Lieblinge, und darum liebten sie ihn.

(Fortsetzung folgt)

Bauernkrieg · Von Paul Enderling

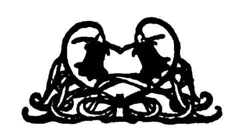
Die Menge jauchzt. Es scharrt das Roß.
Der Geier zieht die Stirne kraus.
Der rote Hahn flog auf das Schloß
Und spreizt die Flammenflügel aus.

Ein schriller Sang gellt durch die Flur:
„Wir tun an euch, wie ihr getan;
Auf Tod und Leben gilt der Schwur:
Euch Aug' um Aug' und Zahn um Zahn!!

„Und ob der Luther uns verriet,
Ob Pfaff und Ritter sich verband, —
Es klingt das Lied, das wilde Lied
Vom bunten Schuh durchs deutsche Land!

„Das wilde Lied von Leid und Not,
Von Kindertränen, Herrenhohn,
Das Lied vom Haß, vom Hungerbrot,
Von Weiberschmach und Männerfron . .“

Ein letzter Ruf. Ein letztes Drohn.
Trompeten rufen zum Gefecht.
Und mit der Flamme letztem Lohn
Erlischt des Bauern letztes Recht . . .





Das Fiasko der „Nibelungentreue"

Von Otto Corbach

Es ist wenig bekannt, daß die „Nibelungentreue", die Deutschland Österreich-Ungarn während der bosnischen Krisis bewies, keineswegs eine logische Folgerung aus dem deutsch-österreichischen Bündnisvertrage gewesen ist; denn darin heißt es: „In Erwägung ..., daß ein inniges Zusammengehen von Deutschland und Österreich-Ungarn niemand bedrohen kann, wohl aber geeignet ist, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu konsolidieren, haben Ihre Majestäten usw., — indem sie einander feierlich versprochen, daß sie ihrem rein defensiven Abkommen eine agressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollen, einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung zu knüpfen beschlossen. (Es folgen die Namen der Bevollmächtigten.) Artikel 1. Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Kontrahenten eines der beiden Reiche von seiten Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen ..." Die „Berliner Stipulationen", von denen hier die Rede ist, bezeichnen denselben Berliner Vertrag, den Österreich-Ungarn durch die Annexionsakte von 1908 verletzte. Indirekt wurde damit also auch der deutsch-österreichische Bündnisvertrag selbst verletzt. Um so weniger konnte aus diesem eine Verpflichtung Deutschlands zur Unterstützung in der bosnischen Krisis abgeleitet werden. Wenn eine solche gleichwohl erfolgte, so handelte es sich um eine Gegenleistung für die ebenfalls freiwilligen Dienste Österreichs auf der Konferenz in Algesiras.

Es wäre gewiß besser gewesen, Deutschland hätte es vermieden, wegen Marokko Österreich Gelegenheit zu geben, Anspruch auf seine besondere Dankbarkeit zu erwerben. Mehr als was im jüngsten Marokkoabkommen erreicht wurde, hätte die deutsche Diplomatie durch rechtzeitige geschickte, unmittelbare Unterhandlungen mit Frankreich und England schon vor der Konferenz von Algesiras und ohne Berufung auf seine Bundesgenossen erzielen können. Im übrigen hat ja das neue Abkommen den Vertrag von Algesiras völlig zunichte gemacht, so daß schon deshalb die Unterstützung Österreichs völlig nutzlos gewesen ist. Vielleicht

nun wäre ohne Österreichs moralisches Anrecht auf Deutschlands „Nibelungentreue" die Annexion Bosniens gar nicht erfolgt; andernfalls aber hätte Deutschland dann ein volles Recht gehabt, die allerstrengste Neutralität zu beobachten. Graf Ährenthal hätte allein die Suppe auslöffeln müssen, die er sich einbrockte.

Eine glückliche deutsche Marokkopolitik hätte eben so gut die deutsch-französischen und deutsch-englischen Beziehungen bessern können, wie die unglückliche sie verschlechterte; darum würde es sich in solchem Falle für die Wiener Regierung von selbst verboten haben, mit Paris und London zu kokettieren und den deutschen Verbündeten dadurch um so gefügiger zu machen. Statt dessen verdarb es Deutschland mit allen Seiten. Im Verlaufe der serbischen Krisis tobte die ganze russische Presse aufs wildeste wider Deutschland, obschon dieses bei seiner Nibelungentreue so uneigennützig wie möglich handelte. Im eigenen Interesse mußte Deutschland sogar die Bildung eines großserbischen Staates eher begünstigen als hindern; ein solcher würde seinem Handel außerordentlich viel nützen, und die Bedeutung des deutschen Elements in der österreichisch-ungarischen Monarchie könnte nur wachsen, wenn die Zahl unzufriedener slavischer Völkerschaften, die die Wiener Regierung bei guter Laune zu erhalten suchen muß, sich verringerte. Seit dem Streit um Bosnien glaubte Rußland ein Anrecht auf Deutschlands Hilfe bei dem Bemühen um eine Kompensation zu haben. Die Geneigtheit auf seiten der deutschen Diplomatie, diesem Verlangen zu entsprechen, bereitete den Weg zu den Potsdamer Abmachungen, die das deutsche Ansehen in der Türkei aufs neue erheblich beeinträchtigten.

Die Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik kostete Deutschland ferner die letzten Sympathien, die es in Italien noch besaß. Schon als während des Aufstandes der Miriditen die Wiener offiziöse Presse an Österreichs „religiöses Protektorat" über diesen halbwilden Albanesenstamm erinnerte und dadurch sowohl die junge Türkei wie Italien verstimmte, ohne daß sich in Berlin ein Ton des Mißfallens hören ließ, gab Herr Guicciardi, der frühere italienische Minister des Auswärtigen, der Erregung der öffentlichen Meinung in Italien in einer Rede lebhaften Ausdruck, die viele Spitzen gegen Österreich-Ungarn und z. B. den Satz enthielt, man habe „zu oft den Eindruck, daß Italien trotz seiner Bündnisse in Europa isoliert sei". In den Köpfen der führenden Italiener hatte sich schon die Meinung entwickelt, Deutschland sei eigentlich verpflichtet, Italien zu helfen, Albanien und Tripolis von der Türkei loszureißen. Das wäre natürlich gar nicht möglich gewesen, wenn wir Österreich-Ungarn nicht erlaubt hätten, unsere „Nibelungentreue" zu mißbrauchen. Es war wie bei Rußland: Nur weil wir unsere Hand schützend über Wien hielten, als es Bosnien annektiert hatte, glaubte man ein Recht auf unsere Hilfe zur Erlangung von „Kompensationen" zu besitzen.

Die erste Wirkung, die der Ausbruch des Krieges um Tripolis hervorrief, war der Sturz eines türkischen deutsch-freundlichen Ministeriums und dessen Ersetzung durch ein englandfreundliches. Unsere Staatsmänner aber können sich nicht genug darüber verwundern, daß ihre uneigennützigen Absichten von aller Welt verkannt werden.





Weltuntergang

Skizze von Carl Hagen

Gedämpftes Lampenlicht rieselte durch den Raum und machte ihn heimlich. In allen Vasen und auf dem kleinen Tisch mit den zwei Gedecken warteten Blumen.

Klopfenden Herzens ging der Bildhauer auf und ab. Da, endlich! Wie ein Heimchen zirpte die Klingel. Er öffnete, und eine elegante, offenbar für das Theater gekleidete Dame schlüpfte herein.

Mit verhaltener Leidenschaft zog er die Zitternde an sich, und der Klang seiner leisen Worte war wie mattglänzendes Silber, das eine immerwache Sehnsucht in langen Nächten ziseliert hatte.

„Endlich, Lieb! Seit zwei Jahren habe ich mich gesehnt nach diesem Augenblick!“

Er nahm ihr den Mantel ab und ergriff freudig ihre Hände.

„Nun erfüllen sich meine beiden tiefsten Wünsche beinahe gleichzeitig: Du bist hier! Und meine Statue ist fast vollendet! Morgen tue ich die letzten Schläge. ‚Prometheus, der den Menschen das Feuer bringt‘ — du sollst sehen, er bringt wirklich das Feuer, das Feuer der Schönheit. Halt mich für einen Narren; ich glaube, wenn es fertig vor mir steht, so bete ich mein eigenes Werk an!“

Er sah suchend in ihre Augen, aber er fand darin nur eine tiefe, ihm unerklärliche Angst.

„Ist es deines Mannes wegen?“

Sie schmiegte sich an ihn, legte ihre Hand auf seine Lippen und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was es ist, aber es muß mehr sein als das. Ich habe eine dumpfe Ahnung, als schwebe über uns etwas Furchtbares, über uns und der ganzen Stadt.“

„Kleiner Narr!“ schalt der Bildhauer. „Wir haben zwei Stunden, die uns gehören; sie blühen uns entgegen wie riesige Wunderblumen. Wenn man mir sagte: Morgen geht die Welt unter! so würde ich lächeln: Erst morgen! Mir ist so leicht, als hätte die Erde keine Schwerkraft mehr, als könnte ich fliegen. Wann

stand das Leben auch reicher vor uns? Spüre, wie die Luft vom Fenster kommt; sie ist samtweich, wie damals auf dem Dampferdeck vor Marseille. Und wie damals muß heute Vollmond sein —"

Er lüftete ein wenig die graugrünen Vorhänge, die das offene breite Fenster verhüllten, und tat einen Blick zum Himmel. Nur eine Sekunde, dann riß er die Hälften des Vorhangs wieder zusammen und wandte sich langsam um.

Seine Geliebte stieß einen Schrei aus.

„Was hast du?!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er sie an; sein Gesicht war verzerrt und totenbleich.

„Der Mond —". Kaum konnten seine Lippen das Wort formen.

„Ich muß wahnsinnig sein! Der Mond!!"

Ein Schauder schüttelte ihn.

„Da oben — er ist ganz nah!" Seine Stimme war gepreßt, sein Blick unstet vor Angst. Er faßte sich mit der Hand an die Stirn, und plötzlich drehte er sich um und riß mit einem Ruck an der Schnur, daß der Vorhang weit aufflog.

Atemlos, in stummem Entsetzen blickten sie hinaus.

Eine geschlossene Wolkenschicht gab gerade den Himmel frei. Und hoch im dunklen Raum schwebte der Mond als ungeheure Riesenkugel, scheinbar dicht über der Erdoberfläche; jeden Augenblick schien er herabstürzen zu müssen. Auf der riesenhaften Kuppel, die die Erscheinung der Erde zukehrte, drohten erschreckend nah die erloschenen Krater, starrten in hartem, grellem Licht die scharfen Spitzen der Gebirge.

Und ein anderes Unfaßbares geschah. Der unheimliche Mond rückte von Sekunde zu Sekunde in dem schwarzen Himmel vor; und man bemerkte, wie der eine unbeschienene Rand, der aber deutlich sichtbar in rötlichem Dämmer lag, seine Schatten in immer neue Felsentäler sandte.

Der Anblick war so überwältigend, daß die beiden Menschen in sprachloser Erstarrung verharrten.

Da wurde hart an die Tür geklopft. „Sind Sie zuhause, Herr Haldner?" rief eine Stimme.

Der Künstler taumelte zur Tür, um zu öffnen; er und die Frau dachten nicht mehr an die Heimlichkeit ihres Beisammenseins.

Bleich, ohne Gruß, trat der grauhaarige Privatdozent, sein Flurnachbar, ins Zimmer.

„Sagen Sie mir, ob ich verrückt geworden bin! Haben Sie den Mond gesehen?"

Statt zu antworten, zerrte der Bildhauer den Frager an das Fenster und zeigte hinaus.

„Was bedeutet das?"

Der Gelehrte schluckte mühsam und zwang sich zur Ruhe, aber die Hand, die am Schlips nestelte, zitterte.

„Der Mond ist aus seiner Bahn gewichen! Unter der Anziehungskraft der Erde stürzt er in einer furchtbaren Spirale herab. Sehen Sie, wie er vorrückt!

Er kommt uns immer näher, umkreist uns immer schneller. Im Augenblick, da er mit unserem Erdkörper zusammenstößt, wird alles Menschenleben vernichtet!"

Unter der schrecklichen Gewißheit standen die Liebenden wie betäubt.

Über den Gelehrten aber kam eine kalte, grausame Ruhe. Er sah nach der Uhr.

„Hamburg und die Seestädte werden bereits untergegangen sein. Der Mond muß eine berghohe Flutwelle über die Küsten geführt haben."

Wie Beilhiebe fielen seine Worte.

Von der Straße ertönte das Brausen erregter Menschenmassen. Verzweiflungsschreie durchschnitten die Luft. Hier und da knallte ein Schuß; es waren Entschlossene, die nicht warten wollten und sich selbst das Leben nahmen; niemand hinderte sie. Und als die Blicke des Bildhauers einmal auf die Straße irrten, sah er einen Menschen wie einen abgeschossenen Pfeil mit dem Kopf voran gegen eine Mauer rennen und als schlaffe Masse zusammensinken.

Die Geliebte des Künstlers betete. Sie hatte die Fäuste in die Augen gedrückt, um das furchtbare Gestirn nicht mehr zu sehen, und hätte am liebsten ihren Kopf in Kissen vergraben, um die Schreie nicht zu hören.

Aber allmählich sanken ihre Arme herab. Ihr Gesicht verklärte sich; ihre Augen weiteten sich wie in Verzückung. Und ihre Stimme war wie die eines lächelnd träumenden Kindes.

„Hans, wir werden zusammen sterben! Es wird schön sein; der Rausch unserer Liebe wird über uns kommen, wie ein süßer Traum wird es sein, und kein Erwachen wird sein danach!"

Über die Züge des Bildhauers huschte eine flüchtige Rührung. Das schöne junge Weib hing an seinem Halse, und er beugte sich über sie. Doch da spürte er, daß alles Begehren in ihm erloschen war. Wie ein Mantel war seine Liebe von ihm herabgeglitten. „Nein, nein!" murmelte er grübelnd, „das ist es nicht."

Es war ihm, als wandre er durch seine eigene Seele und suche nach den Gärten seiner Sehnsucht; aber wo blühendes Land war, fand er alles öde und versteint. Das Gestirn, das den Weltuntergang brachte, schien zuerst die Seelen der Menschen verwüsten zu sollen.

Da plötzlich kam es wie ein Erwachen über ihn. Unsanft löste er die Frauenarme, die ihn umschlangen, und hart und hastig packte er den Gelehrten am Arm.

„Sagen Sie, wie lange wird es noch dauern?"

„Bis gegen Morgen."

Verständnislos, mit großen Augen, hatte die schöne Frau zu Haldner aufgeblickt; nun wurde sie von einer großen Erregung ergriffen. Von neuem klammerte sie sich an den Geliebten.

„Mir allein sollst du gehören in den letzten Augenblicken, im Tod mir ganz allein!"

Die Raserei der Liebe ließ sie alle Scheu vergessen.

Aber der Bildhauer schleuderte sie von sich. Als er sich abwandte, sah sie in seinen Augen ein Feuer, das aus dunklen Tiefen hervorzubrechen schien.

„Wo willst du hin?" rief sie ihm nach.

„Ins Atelier! Arbeiten!“

„Hans!“

Er wandte sich nicht einmal um.

Ein einziger Gedanke lebte jetzt in Haldners Gehirn. Er mußte sein Werk vollendet sehen, wollte es ganz allein sehen und sich in der letzten Stunde an ihm berauschen. Mochte die Welt und er selber untergehen, wenn nur das Schöne, das in ihm nach Ausdruck gerungen hatte, einmal in die Erscheinung getreten war. Im Schöpferglück würde er sterben, im allgemeinen Untergang noch die tröstende Gewißheit haben, daß solche Schönheit einmal war.

Das alles fühlte er dunkel und wußte es doch; den einen Gedanken aber dachte er klar: Arbeiten!

Mit wilder Energie im Blick stürzte er ins Atelier und verriegelte die Tür. Einen Schrei ausstoßend sank seine Geliebte an der Schwelle nieder.

Der Gelehrte sah dem Vorgang mit dem aufmerksam beobachtenden Blick zu, mit dem er sonst die Zahlen von seinen Instrumenten las. Er begriff, wie diese Stunde das Innerste einer jeden Seele brutal ans Licht zerrte.

„Und auch im Innersten steckt jedem Menschlein nur eine Narrheit. — Der da geht hin, um zu arbeiten!“

Die halblauten Worte führten seinen Gedankengang zu Ende.

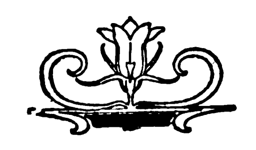
Das Geschrei auf den Straßen schwoll an. Volkshaufen plünderten die Läden, in denen sie Schnaps und Wein vermuteten. Schrankenlose Orgien und Verzweiflungstaten schrillten ihre Mißklänge durcheinander.

Der Graukopf horchte hinaus und putzte nachdenklich seine Brille. Achselzuckend wandte er sich schließlich zum Gehen, als er an der Tür mit mehreren Personen zusammenstieß, die lärmend hereinkamen.

Es war ein Freund des Bildhauers mit zwei betrunkenen Mädchen. Ein paar Benediktinerflaschen schwenkend, trat er mit dem Fuß gegen die Ateliertür.

„Holla, Mann! Betrinke dich! Hier ist Lethe; es ist der letzte Liebesdienst, den ich erweisen kann. Komm und sei lustig; wir spielen Totentanz!“ Und als nicht geöffnet wurde, wankte er davon.

Inzwischen war der furchtbare Mond am Himmel verschwunden, und auf den Straßen waren die Schreie der Angst und der Ausschweifung verstummt. Die Menschen waren auf die Dächer gestiegen, und all die Tausende blickten in tatenloser, stummer Verzweiflung nach der Richtung, wo schreckhaft groß das entsetzliche Gestirn wieder erscheinen würde. Aus dem Atelier aber, vor dessen Tür ein stöhnendes Weib unter der blonden Flut seiner Haare lag, tönten rastlos die Hammerschläge des Bildhauers. Und die Laute fieberhafter Arbeit pochten sonderbar fremd durch die Stille des großen Starrkrampfes, der die zum Untergang verdammte Menschheit befallen hatte — wie ein letzter Herzschlag.





Friedrich der Große als Mensch

Zwei Bücher über Friedrich den Großen als Menschen sind im Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erschienen; eine Beschäftigung mit diesen Büchern dürfte den Gegenstand nach der seelischen Seite hin erschöpfen.

Beide Bücher sind von Friedrich Lienhard. Zunächst hat er sich im dritten Bande seiner „Wege nach Weimar" (geb. 3.50 ℳ) mit dem Seelen- und Geistesleben des großen Königs beschäftigt; sodann hat er in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" (geb. 2.50 ℳ) eine Auswahl aus Friedrichs Schriften in Übersetzung herausgegeben.

Im Schlußwort zum dritten Band der „Wege nach Weimar" (S. 227) sagt der Verfasser: „Von verschiedenen Seiten, auch von Hochgebildeten, ist mir zu meiner Freude mitgeteilt worden, daß ihnen jetzt erst des Königs inneres Bild wahrhaft lebt. Wir haben uns hier tatsächlich auf Neuland bewegt, da wenigstens von solchen Gesichtspunkten aus Friedrich der Große innerhalb der Literatur noch nicht betrachtet worden ist." Der Verfasser der „Wege nach Weimar" hat besonders auch die Gespräche mit de Catt, die Briefe und die Gedichte des Königs ausführlich zur Betrachtung herangezogen.

Henri de Catt war des Königs Vorleser. Er hielt sich im Sommer 1755 studienhalber in Utrecht auf und lernte dort in sonderbarer Weise den inkognito reisenden König kennen. Drei Jahre später erinnerte sich Friedrich des ehrlichen Schweizers und rief ihn zu sich ins Hauptquartier nach Breslau.

An der Hand von de Catts Tagebuch lernen wir nun diesen immer regsamen, immer geistig tätigen genialen König anschaulich kennen. Es kann keine bessere Einführung geben.

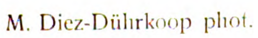
Da wird z. B. eine Episode vor den Wällen des belagerten Schweidnitz (16. April 1758) von de Catt erzählt:

„Während seines Aufenthaltes im Kloster von Grüßau bis zur Einnahme von Schweidnitz las der König ‚Die Analyse' von Bacon, dann Cäsar, Tacitus und einige Bände Plutarch. Jeden Abend sprach er mir von dem, was er tagsüber gelesen hatte.

‚Durch diese Unterhaltungen über meine Lektüre präge ich mir das Gelesene ein. Das gibt mir Klarheit der Gedanken und Leichtigkeit des Ausdrucks.'

Er überarbeitete wohl dreimal seine beiden letzten Oden, damit sie wertvoll genug würden, wie er sagte, dem Patriarchen von Délices (Voltaires Schloß) vorgelegt zu werden.

Dazwischen las mir der König Tragödien von Racine vor, seinem Lieblingstragiker. Eines Tages, als er mit lauter Stimme und lebhaften Bewegungen Abschnitte daraus deklamierte, die er auswendig konnte — und er konnte viel auswendig — glaubte ein neuer Lakai,


M. Diez-Dührkoop phot.





M. Diez-Dührkoop phot.

der Französisch verstand und gerade die Wache hatte, er würde gerufen: erschien also mehrmals und unterbrach den König, der ihn in deklamatorischem Ton zu allen Teufeln jagte.

‚Wahrhaftig, Herr,‘ sagte mir draußen der Lakai, ‚ich hatte da einen schönen Schrecken, ich glaubte wahrhaftig, der Monarch hätte den Verstand verloren. Wenn das so fortgeht, das nimmt kein gutes Ende‘ ...

Sooft er mir eine Tragödie vorlas, schickte er die Bedingung voran, daß er auf jeden Akt eine Prise Tabak nehmen dürfe.

‚Ich kann das Schnupfen nicht lassen, es ist nun einmal meine Gewohnheit. Dabei mache ich mir Gesicht und Anzug schmutzig. Wie das widerlich ist! Geben Sie's nur zu, mein Teurer, ich bin fast schon so salopp wie unser guter Marquis d'Argens!‘

Als er eines Tages ‚Iphigenie in Tauris‘ von de La Touche las, bemerkte er: ‚Sie werden mir beistimmen, daß Vers und Gesprächsführung nicht an Racine heranreichen, und daß ich recht habe, nur selten zu diesen neueren Tragödien zu greifen ... Ich will Ihnen Racine lesen.‘

Er nahm ‚Phädra‘.

Mitten im dritten Akt meldete man die Kapitulation von Schweidnitz. ‚Aha, das ist eine Neuigkeit, die meine Tragödie aufwiegt!‘ Er fragte den Adjutanten aus, erkundigte sich nach den Verwundeten und schien unter dem Bericht zu leiden. Als sich der Adjutant zurückgezogen, beglückwünschte ich den König. ‚Ja, das ist eine gute Nachricht‘, sagte er und sprach noch einiges darüber. ‚Und doch ist es schrecklich, so viel tapfere Leute in die andre Welt zu befördern. Und für was? Für einige elende Morgen Land und ein paar Hütten! ... Ich will die Geschichte dieses Krieges schreiben. Sehen Sie, hier liegen meine Notizen. Die Kriege von 1740 und 1744 habe ich schon beschrieben. Ich werde Ihnen beide Bücher vorlesen, wenn wir das Glück haben, unsre Penaten wiederzusehen. Ich schreibe für meine Familie und für die Nachwelt: sie sollen mir mein unwiderrufliches Urteil sprechen. Was mich betrifft, mein Lieber: ich beurteile mich selber alle Tage mit der größten Strenge, denn ich weiß wohl, wir Don Quixotes machen manchmal schreckliche Fehler. Diese Fehler gestehe ich offen ein, und dieses Geständnis wird die Erzählung meiner wirklich guten Taten glaubhafter machen. Wenigstens sind meine Absichten immer rein gewesen, und ich habe mich stets davor in acht genommen, meinen Verstand von meinem Herzen und mein Herz von meinem Verstande regieren zu lassen.‘

Der König kam dann ins Nachdenken, ging zu einer Karte, betrachtete, sann und entfernte sich plötzlich. „Adieu, ich muß noch schreiben lassen‘“ ...

Ein andermal trifft ihn de Catt, wie er zu lange Manschetten in zwei Teile schneidet, um zu sparen; wiederum tanzt er dem Vorleser einige Schritte vor, um ihm zu beweisen, daß er nicht ganz derartige körperliche Übungen verlernt habe; natürlich überißt er sich auch öfters an seinen geliebten Makkaroni, liegt dann sehr elend zu Bett und meint ganz naiv, er könne sich gar nicht denken, woher denn diese Magenverstimmung komme, er habe ja so wenig gegessen! Hier sind in dem merkwürdigen Einsiedler geradezu kindliche Züge bemerkbar, die mit Zügen des Eigensinns und einer gewissen Pedanterie in kleinen Dingen abwechseln: letzteres die Kehrseite zu seiner Ordnungsliebe und seinem genau geregelten Tagewerk. Sein Leben ist durchzogen von bedeutender Lektüre; mit philosophischen wechseln poetische Werke ab, wobei er die Römer und die klassischen oder nachklassischen Franzosen bevorzugt und auch antike Schriftsteller nur in französischer Sprache liest. Liebenswürdigkeit der Formen verbindet sich mit Herrscherbewußtsein, das sich in seinen großen Augen mächtig ausdrückt. Herzensgüte, ja Ritterlichkeit, ist nicht zu verkennen. Der König hat Bedürfnis nach Freundschaft; leidenschaftliche Briefe der Fürsorge und der Herzensentlastung richtet er an Mutter und Schwestern, besonders an Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth; der Tod der Mutter, in den Unglückswochen von Kolin (1757), erschüttert ihn heftig.

„O, meine liebe Mutter! O, guter Gott, ich werde nicht mehr den Trost haben, sie zu sehen! O Gott, o Gott, welches Verhängnis für mich! Ich bin mehr tot als lebendig ... Meine liebe Schwester, ich bin unfähig, mehr zu sagen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen."

So schreibt er an Prinzessin Amalie. Man lese überhaupt in Lienhards „Wege nach Weimar" (Band III., 2. Auflage, S. 82 ff.) jenes ganze Kapitel „Zwischen Kolin und Leuthen", wenn man in das Innerste des empfindungsfähigen Königs einen Einblick gewinnen will!

Aus diesen Stimmungen heraus begreift man auch, daß des Königs Poesien als Entlastungen zu betrachten sind. Diese Spannungen eines genialen Herrschers und Feldherrn entluden sich in Oden und Episteln, auf deren Form er sorgfältigen Eifer verwandte. Und so kommt es, daß er gerade in den heftigsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges am meisten gedichtet hat.

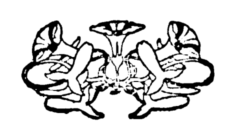
Welch ein Fleiß bekundet sich in den dreißig Bänden seiner gesammelten Werke! Er hat mit feiner, flinker Handschrift fast alle diese Briefe und Manuskripte selber geschrieben. Und so steckt in diesem großen und einsamen Manne eine ganz hervorragende Kraft der Konzentration, der Sammlung auf seine königliche Aufgabe. Friedrich bestand ganz aus Arbeit; er war ganz Idee und Pflicht.

Nur durch ein streng geregeltes Tagewerk konnte diese Arbeit bewältigt werden. Seine Beamten, Offiziere und Diener hatten es nicht immer leicht, besonders nicht seine ungeheuer beschäftigten Kanzleisekretäre. Und man begreift, daß im Alter diese eiserne Energie etwas erstarrte und als Mechanismus lästig empfunden wurde. Der zähe kleine Mann schien aus Stahl und Draht zu bestehen; immerzu arbeitete der Denkapparat des alles überschauenden Königs; eines eigentlichen Ausruhens schien er nicht zu bedürfen, denn auch die Spaziergänge waren Teile des Tagewerks. Thiebault erzählt in seinen Memoiren, wie der König sogar in schweren Gichtanfällen die geistreichsten Gespräche seinem Körper abzuzwingen wußte, auf dem Sofa liegend, die unvermeidlichen Stiefel an den Füßen — und von Zeit zu Zeit aufwimmernd vor Schmerzen!

Hierbei darf nicht verschwiegen werden, daß Friedrich oft sehr sarkastisch und beißend werden konnte. Er zwickte und zwackte seine Gäste mitunter und ließ seinen Witz auf ihre Kosten sprudeln, wenn sie in jenem bekannten Speisezimmer zu Sanssouci um den runden Tisch saßen. Aber es sind auch immer wieder Züge überliefert, wie er nachher, ohne aber eigentlich das Unrecht zurückzunehmen und seiner königlichen Würde etwas zu vergeben, doch wieder auszugleichen trachtete, wo ihn witzige Laune zu weit fortgerissen hatte.

So ist denn auch seine Schrift wider die damalige deutsche Literatur, in der er einen mehr nervigen und knappen Stil empfiehlt und Shakespeare nebst „Nachahmern" („Götz von Berlichingen") schroff ablehnt, aus der Ganzheit seines eigensinnig besonderen Wesens heraus zu beurteilen. Und Goethe bemerkt mit Recht in einem Brief an Freund Merk (14. November 1781): „Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kannte, wie er ist". Nämlich: „wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen."

Genial: das ist das hauptsächlichste Eigenschaftswort, das wir auch über den Menschen Friedrich den Großen setzen dürfen. Aber genial im Bunde mit einem streng und königlich erfaßten Begriff der Pflicht.



Hardens „Köpfe"

Dem Tageschriftsteller ward im neuen Deutschland im allgemeinen kein glücklich Erdenlos. Gewiß nicht ohne eigene Schuld; denn viele kommen ohne inneren Beruf in die Presse, und die anderen wieder ohne gründliche Schulung und Durchbildung. Es hat sich da ein ähnlicher Demokratisierungsprozeß vollzogen wie in den Parlamenten; nur daß er, da die deutsche Presse älter ist als die deutschen Parlamente, früher einsetzte und auch früher schon seinen — ich hoffe, nur vorläufigen — Abschluß fand. Als Gustav Freytag seine „Journalisten" schrieb, kam es noch vor, daß Professoren das Katheder mit einem Redaktionsstuhl vertauschten und der Dienst an der kurz zuvor befreiten Presse auch sonst starke Begabungen aus aussichtsreichen Karrieren trieb. Aber schon zu Ausgang der sechziger Jahre, als zu demselben Freytag, der damals die „Grenzboten" herausgab, der junge Livländer Julius Eckardt nach Leipzig kommt, klagt er über das Milieu, in das der aus aristokratischer Umgebung Stammende nun versetzt ward. Über den Mangel an gesellschaftlichen Umgangsformen und den noch ernsthafteren an fundiertem, systematischem Wissen. Und über die weitverbreitete Oberflächlichkeit, einen Beruf, den man als öffentliches Amt empfinden müßte, wie ein beliebiges Gewerbe zu üben. Einen von dem früheren Typus haben, die von uns im Mannesalter stehen, noch erlebt: Otto Gildemeister, den Bremischen Senator, der daneben durch siebenundfünfzig Jahre der heimischen „Weserzeitung" als Redakteur und Mitarbeiter verbunden gewesen ist. Die besten seiner zahllosen Leitartikel sind vor ein paar Jahren von Freundeshand gesammelt und in Buchform herausgegeben worden („Aus den Tagen Bismarcks"; Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig). Wer in ihnen blättert, wird, auch wo er zu Begebnissen und Personen sich anders stellt, immer wieder gefesselt durch den klaren Fluß dieser an klassischen Mustern gebildeten Sprache und die edle Art des Mannes, die auch dem schmerzlichsten Erleben trotzt und der alles, selbst das Kleine und Unbeträchtliche, zum Weltbild sich rundet.

Seither haben wir anders zu schreiben gelernt; nicht besser. Ein gut Teil Amerikanismus ist in unsere Zeitungen gedrungen und hat sie in periodische Plakate gewandelt, aus denen morgens und abends uns Unruhe und Unrast entgegenschreien. Erörterte man die Dinge früher vorwiegend akademisch (wofür in vielen Fällen freilich auch nur weltfremd und papieren zu setzen war), so witzelt man jetzt häufig über sie hin. Von hundert Leitartikeln merkt man es neunzig an, daß sie gar nicht mehr an ihren Beruf, zu überzeugen, zu belehren und überreden, glauben. Daß sie eigentlich nur als Platzhalter dastehen, als Füllsel für den Raum, aus dem sie morgen schon der neueste Sensationsprozeß, ein Bankdiebstahl oder Lustmord vertreiben werden. Die vorerst nur von ein paar Zeitungen durchbrochene verhängnisvolle Anonymität — darum so besonders verhängnisvoll, weil sie das Verantwortlichkeitsgefühl des Schreibenden mindert und auch für seine reifsten Arbeiten ihm Dank und Anerkennung unterschlägt — tut ein übriges, den Stand niederzuhalten und sein Rekrutierungsgebiet einzuengen. Und die in Deutschland den politischen Essay, diese Novelle der Publizistik, pflegen, sind vollends an den Fingern einer Hand abzuzählen. So lagert, obschon es ihr an Intelligenzen und selbst an Charakteren auch heute nicht gebricht, eine Atmosphäre der Vergrämtheit über der Zunft der deutschen Zeitungsschreiber. Der junge Idealismus, der, als er seinen Erstlingsversuch gedruckt fand, den Weg zum Parnaß offen sah, verraucht zumeist in frühen Jahren, und statt seiner melden Resignation und Verbitterung sich als trübselige Gäste. Man fühlt sich zurückgesetzt, beiseite geschoben und nicht nach Gebühr gewertet, und gerade die Besten arbeiten nicht selten nur noch unter der niederziehenden Empfindung des Schopenhauerschen „ziellosen Strebens ins Leere". Wenigen nur gelingt es, Hemmungen und Vorurteile zu bezwingen und in dieser preußisch-deutschen Welt der Rang- und Kastenordnungen sich zu Ansehen und gefestigtem Wohlstand emporzuarbeiten. Auch diese wenigen, die dem Tage oft mit heißem

Herzen und nie versagendem Enthusiasmus dienten, und deren geistige Leistung ausriechen würde, eine kleine Bibliothek zu füllen, müssen in den stillen Stunden, da man mit sich selber Abrechnung macht, sich gestehen, daß die Kenntnis ihres Namens nicht über die heimische Bannmeile hinausreicht.

Ein einziger im Grunde von allen, die aus dem Tagesbegebnis den Stoff zu ihrem Schaffen schöpfen, hat sich zu einem Publizisten von europäischem Ruf emporgearbeitet: Maximilian Harden. Aber gerade den wollen seine Berufsgenossen nicht gelten lassen. In seiner Ablehnung sind, die sich sonst ingrimmig befehden, sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Konservative, Liberale, Zentrumsjournalisten und Sozialdemokraten einander innig gesellt. Das mag zum Teil an Hardens Outsidertum liegen. Daran, daß er nie einer Partei angehört hat, durch seine leidenschaftlich empfindliche Art jede schon kränkte und so schließlich alle gegen sich aufbrachte. Ein wenig wohl auch an dem Neid auf den Erfolgreicheren, der im Innern jedes freien Berufes wühlt und zumal unter den Künstlern (und zum Kunstgewerbe wird, wo er recht geübt wird, man wohl auch den Journalismus zählen dürfen) seine meisten Opfer fordert. Dennoch bleibt ein Rest, der, wenigstens für mein Empfinden, jedem menschlichen Begreifen spottet. Woher dieser schier infernalische Haß, der um die Zeit der Moltke-Eulenburgprozesse fast wie mit Elementargewalt die deutsche Presse durchwogte? Woher auch die, freilich wesentlich kleinlicher gefärbte, nimmer rastende Feindseligkeit, die selbst das Können, die geistige Leistung anzuerkennen sich sträubt? Es gibt Journalisten, die allen Ernstes versichern: Hardens Erfolge, die schließlich ja nicht gut wegzuleugnen sind, gründeten sich darauf, daß er auf das Wochenende das Gegenteil von dem sagte, was durch sechs Tage vorher alle anderen geschrieben hätten. Und die geradezu eine innerliche Befreiung erlebten, als der Wiener Karl Kraus, der auf seine Art sonst kein übler Kopf ist, über Hardens stilistische Eigenheiten, die in vielen Fällen gewiß nur Eigensinnigkeiten sind, sich hermachte und mitunter witzig, häufiger aber bloß boshaft, nachwies, wie oft der Herausgeber der „Zukunft" sich in seinem Leben schon widersprochen, wie seine Aussagen nicht immer eingetroffen wären und er heute verbrenne, was zu der oder jener Frist er angebetet hätte. Als ob das nicht das Schicksal jedes Publizisten wäre, dem gerade die Leidenschaftlichen unter ihnen und die Temperamentvollsten am ehesten erliegen. Und als ob nicht auch aus Treitschkes, des mit Recht Verehrten, Schriften und Reden dergleichen Widersprüche zu Dutzenden aufzuzählen wären.

Nun hat Maximilian Harden in zwei starken Bänden (Köpfe. Verlag Erich Reiß, Berlin) eine Auswahl seiner Aufsätze vorgelegt, und mit Beschämung erkennt man aus ihnen, wie bitter unrecht ihm bisher geschehen ist. Wer Woche für Woche schreiben muß, wird — nicht viel anders, als wer Tag um Tag sein Pensum abzuliefern hat — nicht immer gleichmäßig schreiben können. Ohne Frage hat sich in den letzten Jahren in dem Hardenschen Schrifttum hier und da ein Hang zur Manier bemerkbar gemacht, ein Spiel mit archaistischen, gekünstelten Formen, das in seiner Gesuchtheit erkältend wirkte. In den einigen dreißig Essays, die in den beiden Bänden zusammengeschlossen sind, ist von solcher Künstelei kaum eine Spur zu finden. Das ist die reife Kunst eines Mannes, der mit erstaunlichem Fleiß die verschiedensten Gebiete sich untertan machte, und mit dem gleichen feinfühligen Verständnis, einem bewunderungswürdigen seelischen Tastsinn, von den politischen Dingen zu berichten weiß, die sein leidenschaftliches Herz erfüllen, wie — nur zierlicher da und anmutiger und ohne Pathos — von malerischen und dichterischen Problemen, von Schauspielkunst und Philosophie. Irgendwo in einer Kritik las ich letzthin die Anmerkung: Es bliebe zweifelhaft, ob aus diesen Charakteristiken mehr die Geschilderten zu uns sprächen als Harden selber, der die Leute zeichne, wie er sie gesehen zu werden wünscht. Mir will scheinen, das wird im Grunde die Grenze jeder der Gegenwart zugekehrten Geschichtsschreibung sein. Nur wer von Vergangenem und von Gewesenen erzählt und ihre Bilder sich bedächtig aus hinterlassenen Schriften, Briefen und dokumentarischen Zeugnissen aufbaut, wird rankisch zu schreiben vermögen. Wer mit Zeit-

genossen sich auseinanderzusetzen hat, mit lebenden wie mit jüngst verstorbenen, wird — gleichviel ob er gegen sie focht oder ihnen zur Seite stritt —, wenn anders ihm nicht Fischblut durch die Adern schleicht, nie zu der kühlen Objektivität sich zwingen können, die nicht immer schon Abgeklärtheit zu sein braucht. Schließlich: bis in die tiefste Herzensfalte vermögen wir keinem, selbst dem Vertrautesten nicht, zu schauen, und immer werden wir für einen letzten Rest, der nicht selten den eigentlichen Wesenskern umschließt, auf unsere Intuition angewiesen bleiben, auf das Retouchieren, Nachzeichnen, Ausfüllen aus dem Eigenen. Aber innerhalb dieser Grenzen, die mir die ein für allemal gegebenen scheinen, hat Harden überaus anschauliche, psychologisch spürsame Charakterbilder geliefert. Ob er den alten Wilhelm schildert oder Otto von Bismarck und den unglücklichen Herbert, ob Stöcker, Waldersee, Richter, Holstein, Franz Joseph und Albert von Sachsen — immer sind's lebendige Menschen, die aus ihrem Milieu heraus gesehen und aus ihm heraus, aus den Umständen ihres Werdens und Wachsens, erklärt werden. Ich möchte fast glauben, das ist die einzige Objektivität, die dem Publizisten verstattet ist: Die Männer, die so oder so auf unsere Geschicke von Einfluß sind, verstehen zu lernen; zu begreifen, daß sie keine Schemen und wandelnden Parteiprogramme und weder gut noch böse sind, sondern Fleisch und Blut wie wir alle, und den gleichen Irrtümern und Schwächeanfällen unterworfen. Gerade in der Beziehung aber könnten seine Berufsgenossen, die in Haß und Hochmut ihn ablehnen, und die anderen, die ihnen nachreden, allerlei von Harden lernen. In manchem Stück könnte er einer neuen Publizistik den Weg weisen, nachdem die Zeit der alten, mehr akademischen, deren letzte Repräsentanten Otto Gildemeister und vielleicht auch der jüngst verstorbene Friedrich Dernburg waren, erfüllet ist. Dr. Richard Bahr



Streng vertraulich!

„Streng vertraulich" steht querüber und dick unterstrichen auf einem Prospekt, der jetzt in einer Reihe weitverbreiteter deutscher Zeitschriften offen beiliegt.

„Jahrbücher für folkloristische Erhebungen" steht über dem Prospekt. Er lädt ein zum Abonnement auf Band IV dieser Jahrbücher, 1. Abt. Die eheliche Ethik der Juden zur Zeit Jesu. 2. Abt. Das Geschlechtsleben des deutschen Volks in der Gegenwart (Lieder der Sinnlichkeit — Das deutsche Herrentischlied — Der erotische Vierzeiler — Die Poesie der Imponderabilien (!) (Zuhälter, Dirnen, Verbrecher) — Deutsche Bordellgassen usw.).

Was der Prospekt weiter besagt, setze ich links, und rechts setze ich andere Texte, denen wir auf der Straße und in gewissen Blättern begegnen. Der Sperrdruck links ist nicht von mir.

Die Beiwerke erscheinen unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit, lediglich für Forscher, die sich ... wissenschaftlich betätigen. (Prospekt Seite 3.)	Die Photographien des Nacktkultur-Verlages erscheinen unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit und sind nur für Künstler bestimmt. (Annonce in den Wiener Karrikaturen.)
Subskriptionsanmeldungen von Frauen können unter keinen Umständen berücksichtigt werden. (Prospekt Seite 3.)	Höchst interessant! Kinematographische Drehbilder! Nur für Herren! (Aufschrift auf gewissen Apparaten in gewissen Lokalen.)
Subskribenten werden gebeten, sich bei einer Bestellung als Gelehrte zu legitimieren, die die Werke nur zu Studienzwecken benötigen. (Prospekt Seite 3.)	Nur für Erwachsene! Kinder haben keinen Zutritt! (Das Panoptikum.)

Weiter sagt der Prospekt im stärksten Fettdruck: „Der Bezugspreis beträgt 30 (dreißig) Mark für den Band." Die Beiwerke sind zum Teil billiger.

Dann kommt der Bestellzettel. „Hiermit subskribiere ich nur zu Studienzwecken ... (diesmal sind die Studienzwecke ganz klein und unscheinbar gedruckt). Dann kommen die Titel der Bücher, und zum Schlusse:

Ort und Straße: Unterschrift des Bestellers:

Um gut leserliche Ortsangabe und Namensunterschrift wird gebeten.

Dann kommt knapp darunter der Abschlußstrich. Nach einem weißen Fleckchen, wo die Angabe einer „wissenschaftlichen Legitimation als Gelehrter" Platz finden könnte, habe ich mich auf dem Bestellzettel vergeblich umgeschaut.

Weiter steht nichts von Belang auf dem Prospekt.

Da hatte ich eine Idee. Ich ließ meine kleine Nichte, mit Namen Clara Reiter, Alter acht Jahre, ihren Namen (Clara abgekürzt mit C.) vermittels der Schreibmaschine auf den weißen Raum des Bestellzettels tippen und die Adresse dazu. Bei einiger Fingerhilfe ging das ganz nett. Dann legten wir's in ein Kuvert und schickten das als Drucksache an den Verlag. Es ist ein bedeutender Verlag in Leipzig. Bestellt hat meine kleine Nichte „Fuß- und Schuhsymbolik und -Erotik. Folkloristische und sexualwissenschaftliche Untersuchungen", eines der Beiwerke, die „unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit, lediglich für Forscher" erscheinen.

Und der Erfolg?

Umgehend kam das Büchlein unter Nachnahme an die Adresse meiner Nichte. Jetzt liegt es auf meinem Schreibtisch. Ich habe einen Blick hineingeworfen und — es wieder weggelegt. Aber ich bin eben nicht wissenschaftlich legitimiert, wogegen meine kleine Nichte ...

Womit bewiesen ist:

Erstens, daß der streng vertrauliche Prospekt in der breitesten Öffentlichkeit zirkuliert.

Zweitens, daß die Spekulation auf die Lüsternheit des großen Publikums noch immer blüht und gedeiht.

Drittens, daß die Namen ernster Männer der Wissenschaft — und das sind mindestens zum Teil die Bearbeiter dieser Bücher — von betriebsamen Verlegern in aller Ruhe auf eine anrüchige Art ausgeschlachtet werden.

Fritz Mahler



Unsere neuen Pflichten am Kongo

Wie wird deutsches Regiment sich auf dem fluchbeladenen Boden des Kongolandes bewähren?" So befürwortet der Herausgeber der „Christlichen Welt", Prof. D. Rade, einen Aufsatz, in dem der Vorsitzende der Schweizerischen Kongo-Liga, Dr. Christ-Socin, uns als getreuer Eckart das Gewissen in dem Augenblicke schärft, da noch nichts versäumt ist. Prof. Rade zweifelt nicht, daß die deutsche Verwaltung mit dem offenbaren Unrecht und der blanken Grausamkeit ohne alle Kompromisse aufräumen werde. Immerhin: unerwartete Aufgaben treten jedenfalls an die Deutsche Kongo-Liga heran. Ihre Sache werde es vor allem sein, unsre Kolonialbehörden und unser ganzes Volk davor zu behüten, daß wir in unserem neuen Gebiete irgendwie alte Schuld auf unsre Schultern nehmen und wohl gar neue dazu häufen. Wem diese Pflicht auf der Seele brennt, der trete jetzt der Deutschen Kongoliga bei und helfe dann weiter, daß es an ihr nicht fehlen mag! Hier ist ein Kanal, in den sich Unzufriedenheit mit dem Erwerb des neuen Besitzes heilsam und fruchtbar ergießen mag. Anmeldungen zur Liga vermittelt Prof. Rade gern.

„Das neuerworbene Land", hier ergreift Dr. Christ-Socin selbst das Wort, „ist ein von Strömen und Flüssen durchschnittenes Hügel- und Tiefland, die alle in südöstlicher Richtung dem Vater der Ströme, dem Kongo, zueilen. Der Reisende ist bei der vorherrschenden dichten Bewaldung auf die Wasserwege hingewiesen, die sehr reichlich zu Gebote stehen, freilich auch zuweilen durch Stromschnellen unterbrochen sind; so gerade bei dem Einfluß des N'Goko in den Sanga. Der gegebene Zugang ist vom unteren Kongo aus, längs welchem die Eisenbahn von Matadi bis Brazzaville, der Hauptstadt des ‚äquatorialen französischen Afrika', führt. Von hier bis zur deutschen Grenze bei Quesso gehen bisher die Dampfer zweier französischer Gesellschaften den Sanga hinauf, wie auch den Alima und N'Goko. Sie vermitteln auch durch kleinere Schiffe den Verkehr auf den kleineren Flüssen. Da die Schiffahrt in allen Gewässern des Kongobeckens nach dem berühmten Berliner Kongovertrag vom 26. Februar 1885 allen Nationen frei sein soll, so sollte Deutschland keine Schwierigkeiten haben, auf diesem Wege sein neues Gebiet zu erreichen. Aber auch vom Tanganika her und über den Albertsee kann, wenn die Bahn einmal weit genug ist, ein Zugang freistehen.

Die Produkte und Hilfsmittel des Landes sind dieselben wie im Waldland von Kamerun: Kautschuk, Elfenbein, beide heute schon über alle Gebühr ausgebeutet, dann Palmfrucht, Palmöl, Hölzer, Kopal, Piassava, auch etwas Baumwolle und Tabak: all dies wegen der langen Reisen und teueren Frachten weniger lukrativ und erst in Schwung zu bringen.

Die Einwohner bestehen aus vielfach zersplitterten, unter sich uneinigen Stämmen und Dorfschaften, die deshalb dem Weißen wenig Widerstand leisten konnten. Sie sind sanfter Natur, scheu, haben nie vom Weißen irgend etwas Gutes erfahren und empörten sich doch nur, wenn der Druck und die Plage der Kautschukgesellschaften, welche die Schwarzen erbarmungslos ausbeuten, allzu blutig wurde. Dann wurden sie als ‚Rebellen' gezüchtigt, wozu selbst einmal eine deutsche Truppe unter einem Offizier aus Mißverständnis Verwendung fand. Der Zustand des Landes infolgedessen ist, obwohl es an Erzeugnissen, namentlich an Kautschuk reich war (hat doch die Société forestière Sangha Oubanghi in ihrem ersten Geschäftsjahr von 14 Monaten 1910 einen Reingewinn von 3 Millionen 833 000 Franken herauszuschlagen gewußt), nunmehr nicht anders denn als ein elender zu bezeichnen. Seit fast zehn Jahren haben eine Anzahl staatlich konzessionierter, mit dem Monopol der Ausbeutung der Produkte (Minen ausgenommen) ausgestatteter Gesellschaften die Eingeborenen in empörender Weise mißbraucht, so daß sie auf einer Stufe von Armut, Zerstreuung und Verbitterung angelangt sind, die aller Beschreibung spottet.

Der Bericht des französischen Kammermitgliedes M. Maurice Viollette, den dieser auf Grund der Einzelberichte der amtlichen Inspektoren an die Budgetkommission der französischen Kammer 1911 erstattete, entwirft ein Gesamtbild dieser entsetzlichen Raubwirtschaft, das nur noch die Frage offen läßt, wie es denn möglich war, daß die Regierung so lange dem Ruin ihrer Kolonie unter den Händen dieser Gesellschaften untätig zusah. Ich erwähne nur aus dem Bericht Viollettes S. 16 die Angabe, daß eine, später mit der Société forestière Sangha Oubanghi vereinigte Gesellschaft, die M'Poko, angeschuldigt ist, im Jahre 1906 fünfzehnhundert Mordtaten an Einwohnern begangen zu haben, ohne daß sie dafür irgendwie gemaßregelt wurde. Im Gegenteil, sie wurde in die neu begründete Société forestière aufgenommen.

Nach der von E. D. Morel zusammengestellten Karte der französischen Monopolgesellschaften fallen davon nicht weniger als zehn Gesellschaften in das an Kamerun ganz oder teilweise abgetretene Gebiet: Die N'Goko-Sangha, die durch ihre Riesenprozesse und ihre Beschuldigungen gegen die angrenzenden Kamerun-Gesellschaften wegen rechtswidriger Übergriffe und Räubereien bekannt ist, die Lobaye und M'Poko, welche ihre glänzenden Gewinne durch den Sprung ins Blutbad (bond dans le sang sagt Viollette) erzielten: also die drei übelberüchtigtsten; ferner Sangha, Kadei Sangha, Haute Sangha, Ekala Kadei Sangha, Com-



pagnie commerciale et coloniale du Congo, Mambere-Sangha, Ouahme et Nana. Die meisten dieser Geschäfte sind nun durch einen Pachtvertrag mit der französischen Regierung in den Ring der Société forestière vereinigt.

Nicht zu übersehen ist, daß gleich jenseits des Kongoflusses, an den mehrere dieser Gesellschaften stoßen, der belgische Kongo liegt, wo die verrufensten der dortigen Gesellschaften, Abir und Anversoise, die Entrüstung der Welt auf sich luden, und daß ein steter reger Verkehr zwischen den Belgiern — den Lehrmeistern der Franzosen in der Erpressung — und diesen stattfand. Jetzt sind diese zwei belgischen Gesellschaften in eine große neue Gesellschaft fusioniert.

Eine Bestätigung der traurigen Verfassung dieses Landes gibt auch das zweite Heft der ‚Katholischen Missionen', des führenden katholischen Missionsblattes, wo die Berichte des apostolischen Vikars Monseigneur Augouard vom Ubangi wiedergegeben sind. Der Vikar spricht nicht von den Gesellschaften, sondern klagt direkt die Kolonialregierung an, sie sei an den recht elenden Zuständen schuld, indem sie ‚mit freimaurerischer Wut' sich allen Bestrebungen der Mission feindlich erweise, die vom Mutterland für Spitäler, Hebung der Not, Verkehrswege usw. bewilligten Mittel zu andern Zwecken verschleudere und zulasse, daß durch Erhebung gesetzwidriger zwei- und dreifacher Taxen die Schwarzen zu Aufständen getrieben würden.

Es ist also ein an sich ergiebiger, aber kostspieliger und durch lange Mißwirtschaft tief heruntergebrachter, auf lange Jahre zuschußbedürftiger Zuwachs, den Kamerun erfahren soll. Namentlich wird die Befreiung der Einwohner von dem unerträglichen Joch der französischen Monopolgesellschaften, die eine Sache der gebieterischen Notwendigkeit ist, noch harte Arbeit kosten.

Zwar ist dies Monopol der Ausbeutung der Produkte des Bodens und der Arbeitskraft der Schwarzen (diese Mißbräuche gehen immer parallel) nach den klaren Bestimmungen des Berliner Vertrages von 1885, Artikel 1 und 5, durchaus rechtswidrig, und das Deutsche Reich ist berechtigt und verpflichtet, vom Tage der Übernahme ab den Gesellschaften all diese Befugnisse zu entziehen und sie auf die im Kongobecken allein zulässige Handelsfreiheit, also auf freie Konkurrenz aller Mitbewerber, namentlich auch der Schwarzen als Pflanzer und Händler für eigene Rechnung, zu beschränken. Allein, das wird — selbst wenn, was doch zu hoffen sein sollte, das Reich die Kraft und den Willen hat, diesen Vampyren Afrikas (so hat E. D. Morel diese Gesellschaften genannt) ihr blutiges Handwerk zu legen — immerhin eine schwere Arbeit sein und kaum ohne Verwicklungen geschehen. Denn diese Gesellschaften sind unerreichte Meister im Prozessieren und haben sehr mächtige und einflußreiche Freunde und Verbindungen; sie suchten längst schon mit den in Südkamerun arbeitenden deutschen und internationalen Gesellschaften in Fühlung zu kommen. Man muß den Franzosen, namentlich Professor Challaye und M. Viollette, Dank wissen, daß sie den diese Mißverwaltung deckenden Schleier wegzogen. Nie hat je ein deutscher Konsulatsbericht jene dunkle Ecke in Südost-Kamerun erleuchtet.

Um so mehr ist es an der Zeit, daß jetzt ganze Arbeit gemacht und schonungslos und rücksichtslos Zuständen in dem neuen ‚Kamerun-Ost' ein Ende gemacht werde, welche bitterer und verderblicher sind als die Sklaverei der Schwarzen vor hundert Jahren in Westindien. Mögen diese Gesellschaften ihre Entschädigungen (für zahllose Vergehungen!) suchen, wo sie wollen: die Deutschen, sagt Morel, wären exceedingly foolish (d. h. aus der Maßen närrisch), wenn sie sich irgend mit ihnen einließen und mit ihrer Flagge die Verletzung internationaler Gesetze decken wollten, die Frankreich so lange geduldet hat.

Namentlich aber wagen wir zu hoffen, daß man nicht den scheußlichen status quo — mit jährlichen erzwungenen Gewinnen von drei Millionen und mehr — sich hinziehen lasse, bis daß alle Anstände und Ansprüche der Gesellschaften ausgetragen sind, daß man sich weder



an Geschrei noch Drohungen kehre, sondern sofort die volle Freiheit durchführe und die Auseinandersetzungen auf später verspare. Nur vor dem Fait accompli haben solche Leute Respekt. Jedermann, die Gesellschaften wie der Staat, werden bei loyalem Betrieb sich besser stehen als beim Raubbau. Die Schwarzen sollen und müssen endlich ihre Menschenrechte wieder genießen im nunmehr deutschen Kongo!"



Neues vom Mars

Der berühmte schwedische Forscher Svante Arrhenius widmet in seinem neuesten Werke, „Das Schicksal der Planeten" (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig), dem „Mars" ein besonderes Kapitel, in dem das bisher von der Forschung zusammengebrachte Material sehr übersichtlich geordnet und kritisch beleuchtet ist. Die streng wissenschaftlichen Betrachtungen führen zu dem Ergebnis, daß wir für das Verständnis der Marsverhältnisse keine für uns unbekannten Kräfte oder Eigenschaften der Materie vorauszusetzen brauchen: Alles verläuft dort so, wie es hier auf der Erde verlaufen würde, wenn die Temperatur während einiger geologischen Epochen etwa 40° unter ihrem jetzigen Betrag sich gehalten hätte.

„So wie auf der irdischen Wüste können wir uns die Verhältnisse auf dem Mars vorstellen. Nur müssen wir bedenken, daß die Temperatur da viel niedriger ist als auf der Erde." Die mittlere Temperatur eines Hochsommertages auf dem Mars dürfte ungefähr — 17° Celsius betragen; „im vollen Sonnenschein kann wohl die Temperatur, wie in den irdischen Wüsten, 20° höher ausfallen, d. h. die Gefriertemperatur des Wassers überschreiten, und in noch höherem Grad gilt dies für die Bodentemperatur."

Das Wasser, das nicht zur Verwitterung verbraucht worden ist, hat sich infolgedessen längst in Grundeis verwandelt, „welches ebenso wie die entsprechenden Ablagerungen auf den neusibirischen Inseln von dünnen, lockeren Erdschichten überdeckt ist oder, mit Sand gemischt, wie in dem nordsibirischen Erdboden, eine Art Gestein bildet, worin das Bindemittel aus Eis besteht." Eigentliche Meere und Flüsse gibt es deshalb nicht auf dem Mars. „Die Herausmodellierung seines ‚Antlitzes' geschieht so gut wie ausschließlich durch den mit den Winden verschleppten Wüstensand." Dieser Wüstensand ist viel feiner als der auf der Erde, „er wirkt trotzdem wie eine scharfe Feile. Solche Sandstürme von rotgelbem bis hellgelbem Wüstenstaub sind häufig über große Ausdehnungen der Marsoberfläche beobachtet worden. Der Staub verschleiert dabei alles, was man sonst auf der Marsoberfläche vorfindet."

Unter solchen Umständen hätte die Marsoberfläche schon längst das Aussehen eines eintönigen Wüstenmeeres angenommen, „wenn nicht eine Schrumpfung des glühenden Marsinnern in ähnlicher Weise wie derjenigen des Erdinnern stattfände, wodurch ein ungleichmäßiges Nachsinken der Schollen der festen Kruste erfolgt. Da der Mars ohne Zweifel viel weiter in seiner Abkühlung als die Erde fortgeschritten ist — sein Halbmesser ist nur etwas mehr als halb so groß wie derjenige unseres Planeten, wozu eine niedrigere Oberflächentemperatur auf dem Mars kommt — so sind diese bergbildenden Kräfte dort ohne Zweifel viel weniger wirksam als hier. Sie beschränken wahrscheinlich ihre Wirksamkeit auf ein langsames aber ruckweise erfolgendes Nachrutschen in der Nähe der Krustenspalten." Sehr kompliziert sind nun die chemischen Vorgänge, die zur Bildung der sogenannten Salzseen nach Art etwa des „Toten Meeres" führen. Diese Salztümpel, von denen der Mars eine ganze Anzahl aufweist, können sich wenigstens während des Sommers im flüssigen Zustand erhalten.

Ganz anders als auf der Erde drückt sich der Wechsel der Jahreszeiten aus. „In jedem Jahre, das auf dem Mars fast doppelt so lang als auf der Erde dauert, verschiebt sich das

wärmste Gebiet einmal vom Südpol zum Nordpol und zurück. Der weiße Polarfleck schwindet sehr schnell, wodurch angedeutet wird, daß er aus einem dünnen Reif besteht, mit Ausnahme jedoch der Umgebung des Nordpols und einer dreieckigen Insel in der Nähe des Südpols, von welchen Stellen man die weiße Farbe nie hat schwinden sehen. Dort findet ohne Zweifel eine Art Gletscherbildung statt." Die Polarwärme dringt also bis zum festen Boden, und der belichtete Pol des Mars mit seinen Umgebungen wird die wärmste Gegend des Planeten.

„Eine wahrhafte Destillation des Wasserdampfes beginnt jetzt in der dünnen Marsatmosphäre von dem belichteten Pol zu dem unbelichteten, der der kälteste Punkt vom Mars ist. Bei dieser Destillation streichen die — nach Marsverhältnissen — relativ warmen Wasserdämpfe über die zwischenliegenden Gebiete mit ihren ausgefrorenen Salztümpeln. Diese ziehen gierig das Wasser an, nehmen erst einen tiefroten Ton an und werden nachher blaugrün — —"

Der Südpol des Mars ist von einer großen, dunkel gefärbten Region umgeben, aus der einige lederfarbene Flecken als Inseln sich erheben. Man hielt dies früher für ein Meer. Lowell hat aber darin „Kanäle", d. h. dunklere Striche, gefunden, und nimmt deshalb an, daß dieses Gebiet ein enormer, von Wasserläufen durchzogener Garten sei. Vermutlich ist es einst ein Polarmeer gewesen, das aber schon seit Jahrmillionen von einer kilometerdicken Eiskruste bedeckt ist, die vollkommen fest an die Ufer angefroren ist.

Das System der Marskanäle hat die Forscher in hervorragendem Maße beschäftigt, und zahlreiche auseinandergehende Hypothesen sind über diese Frage aufgestellt worden. In neuerer Zeit wurde behauptet, es läge überhaupt kein objektiver Grund für das Vorhandensein von Marskanälen vor. Arrhenius tritt dieser Annahme entgegen. Er ist der Ansicht, daß die Kanäle in Zentren zusammenlaufen, die als Seen oder Oasen bezeichnet werden können.

Ob der Mars bewohnt ist? Svante Arrhenius läßt dieses für den Forscher so reizvolle Problem beiseite, wohl weil er die wissenschaftliche Basis beibehalten und nicht die Phantasie allein walten lassen will. Die fortschreitende Entwicklung der astronomischen Wissenschaft wird auch hier zu greifbaren Ergebnissen gelangen. Jedenfalls haben wir alle Ursache, uns für die Marsbewohner, wenn es solche überhaupt gibt, zu interessieren. Denn: „Vermutlich wird die Erde von dem düstern Schicksal des Mars getroffen werden, wenn die Sonne in höherem Grade sich abzukühlen beginnen wird."



Das höher ist . . .

Aus Richard Wagners Lebenserinnerungen hebt Karl Krebs im „Tag" einige Episoden heraus, die hier ohne jeden Kommentar wiedergegeben seien:

Wagner sagt einmal in späteren Jahren: „Mit mir wird etwas gewollt, das höher ist als ich." Für das, was ihm hier innere Überzeugung geworden war, sollte er schon in der Jugend Zeichen bekommen, denn es war öfters, als wenn ein überwachendes Schicksal Unheil, das ihn unmittelbar zu bedrohen schien, von ihm abwendete, um ihn für die Dinge aufzusparen, die er in der Welt zu leisten hatte. So hatte er in seiner ersten Studentenzeit fünf Kontrahagen auf einmal, und zwar mit den berüchtigtsten Raufbolden und besten Schlägern, während er selbst im Fechten nur mäßig erfahren war. Eine Studentenmensur auf krumme Säbel hatte damals noch andere Gefahren als heute, und Wagner durfte dem Ausgang seiner Suite mit berechtigter Besorgnis entgegensehen. Aber er brauchte keins dieser Duelle auszufechten: einem seiner Gegner wurde auf der Mensur die Arterie des rechten Arms durchgeschlagen, so daß er auf Jahre hinaus an der Führung des

Schlägers verhindert war; zwei andere mußten bei Nacht und Nebel schuldenhalber fliehen und erschienen nie wieder in seinem Gesichtskreis; der vierte wurde in einem übelberüchtigten Hause halbtot geschlagen und von der Universität relegiert, und der letzte fand seinen Tod in einem Duell auf Stoßwaffen.

Noch wunderbarer ist folgendes Ereignis. Wagner hatte sich in dieser Zeit einem ganz wüsten Leben hingegeben und war besonders dem Spielteufel in die Arme gefallen. Tage und Nächte verbrachte er am Spieltisch, verlor alles, was er nur irgend sein eigen nennen konnte, machte auch noch Schulden dazu und vergriff sich zuletzt sogar an der Pension seiner Mutter, die er von der Kasse abgeholt hatte. Er verspielte auch sie unter der fürchterlichsten Aufregung bis auf einen Taler. Schon sah er sich im Geist entehrt, als Verbrecher durch die Welt irren — denn daß er nicht nach Hause zurückkehren konnte, stand für ihn fest —, und in dieser Verzweiflung setzte er den letzten Taler. Er gewann, ließ die Summe stehen und spielte wie im Traum immer weiter, gewann wieder und wieder, nicht allein den ganzen Betrag des Witwengeldes, sondern noch so viel darüber, daß er alle seine Schulden bezahlen konnte. Nun stürzte er nach Hause, tat einen langen Genesungsschlaf und beichtete dann der Mutter sein Vergehen. Sich selbst aber legte er das Gelübde ab, nie mehr zu spielen, und dies Gelübde hat er gehalten.



Ein altes Unrecht

„Vandalismus!" Wir kommen, liest man im „Allgem. Beobachter", von diesem Ausdruck nicht los, bei jeder Neumeldung einer Kunstschändung wird er angewendet. Und doch ist er ein grobes Unrecht gegen das Volk der Vandalen und damit gegen die Germanen insgesamt. Die Vandalen waren ein edles, sittenstrenges und auch ein kunstverständiges Volk. Das bewiesen sie auch damit, daß sie sich aus dem eroberten Rom Kunstwerke mit nach Hause nahmen, Kunstwerke, die zum Teil auf dem Grunde des Meeres ruhen, aber von dort wohl noch einmal gehoben werden. — Wie sind sie nun dazu gekommen, daß gerade ihr Name herhalten muß, während man an vielen anderen vorbeiging, die zu solcher Namengebung geeigneter wären? Die Frage ist bezeichnend für die Leichtfertigkeit, mit der neben der gewissenhaften Geschichtsforschung Geschichte gemacht wird. Zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft suchte der Jakobiner Bischof Gregoire seine Landsleute abzuschrecken, gegen ihre alten heimischen Kunstwerke nicht weiter zu wüten. Zur Bezeichnung solcher Roheit nun erfand er sich ganz willkürlich, ohne wohl von den Vandalen etwas Genaues zu wissen, jenen Namen. Und wie die Dummen Glück haben, so das Dumme: der Name fand raschen Eingang; er fand ihn sogar bei den Germanen, die sich gegen solche Beschimpfung hätten am entschiedensten wehren sollen. Was für ein Volk die Vandalen in Wahrheit gewesen sind, sie, die zeitweiligen Beherrscher des westlichen Mittelmeeres, des „Wendil-Sees", das bezeugt ein anderer Bischof, Salvianus Massilia (um 485). Er schreibt in seiner Schrift „De gubernatione Dei": „Es gibt keine Tugend, in der wir Römer die Vandalen übertreffen. Wir erachten sie als Ketzer (d. h. Arianer), und doch übertreffen sie uns an Gottesfurcht. Gott führte die Vandalen über uns, um die unzüchtigsten Völker durch die sittenreinsten zu züchtigen. Wo Gothen herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern; wo aber Vandalen herrschen, sind selbst Römer keusch geworden." — Da gab's also noch keinen „Vandalismus".





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

O Preußenherrlichkeit!

Das ist die Tragik und die Ironie in der deutschen Geschichte zugleich: auf Karl den Großen folgte ein Ludwig, der nicht einmal seine Familie im Zaume halten konnte, geschweige denn sein großes Reich; auf den gewaltigen Sachsen Otto I. folgten zwei phantastische Jünglinge, die die reiche Erbschaft unbesonnen verstreuten; nach dem großen Kurfürsten bestieg ein Herrscher den Hohenzollernthron, der nur eine einzige hervorstechende Eigenschaft besaß: die Eitelkeit. Weiber und dummdreiste Günstlinge führten an seinem Hofe eine Schandwirtschaft, so daß jeder ehrliche Mann in Preußen sie verwünschte. Auf Friedrich den Großen folgte „der dicke Wilhelm“, für den die Reize der Kammerfrau Friederike Rietz wichtiger waren als Staatsgeschäfte und Heeresrevuen. In 18 Jahren war das Reich Friedrichs, auf das die ganze Welt bewundernd hingeblickt hatte, so heruntergewirtschaftet, daß der Zusammenbruch bei Jena naturnotwendig erfolgen mußte. Die preußische Untüchtigkeit, die nur noch vom feudalen Hochmut übertroffen wurde, erlitt dort die Niederlage, die sie verdiente. Wenn Napoleon gewollt hätte, wäre der Staat Preußen damals vollständig von der Karte verschwunden. Er hat später auf St. Helena bedauert, ihm dieses Schicksal nicht bereitet zu haben.

Wie war dieser Absturz von der Höhe, die Preußen unter Friedrich dem Großen eingenommen, in so kurzer Zeit möglich gewesen? Einfach dadurch, weil der mit Frömmelei und Verlogenheit gepaarte Autokratismus eines Friedrich Wilhelm II. alle selbständigen Naturen aus Heer und Verwaltung verdrängt und Speichellecker und Intriganten an ihre Stelle gesetzt hatte. Individuen dieser Art drängen sich aber nur so lange vor, als sie für ihre eigene Tasche Geschäfte machen können; wenn es jedoch gilt, Gefahren zu bestehen und für den Staat Opfer zu bringen, dann sind sie nicht mehr zu haben, dann entpuppen sie sich als Feiglinge schmutzigster Sorte, die nur das eine Ziel im Auge haben, ihr teueres Leben zu salvieren, dem Motto getreu: „Lieber ein lebendiger Hund, als ein toter Löwe“. So beschaffen waren vor 100 Jahren mit wenigen Ausnahmen die preußischen Diplomaten und Heerführer. Erst die schwere Not der Zeit schmiedete wieder Charaktere und brachte Tatmenschen auf die Bildfläche der Geschehnisse.

Heute hallt wieder die Klage durch Deutschland, daß es uns an Männern fehle, die wie Freiherr vom Stein, wie der General Blücher und der Ministerpräsident von Bismarck den Königen die Wahrheit sagen. Wie ist dieser Mangel zu erklären?

Wilhelm II. kam jung zur Regierung. Er war zwar schon 30 Jahre alt, aber wo reifte er vom Jüngling zum Mann heran? In einem feudalen Korps, in der Hofluft Potsdams und in den Kasinos exklusiver Garderegimenter. Die Folgen allerhöchster Schneidigkeit mußte Bismarck als erster verspüren! „Eine Zeitlang lasse ich den Alten noch verschnaufen, dann

regiere ich selbst", äußerte gar bald der junge Kaiser. Der Reichsgründer wurde abgedankt. Diese Tat entfremdete dem Kaiser die Herzen des Volkes, der Mannhaften im Volke, von vornherein. Die selbstbewußten Persönlichkeiten zogen sich zurück, die Leisetreter und Byzantiner aber drängten sich an den Thron. Zwanzig Jahre hindurch ist ein Fürst Phili Eulenburg des Kaisers intimster Freund gewesen und hat als unverantwortlicher Ratgeber die innere wie äußere Politik ganz wesentlich beeinflußt. Der Liebenberger als geistiger und moralischer Exponent des neuen Kurses! Wie wird einst die Geschichte über diese Rolle urteilen? Vorläufig wagt ja niemand ein offenes Wort darüber zu äußern, denn Historiker, die unerschrocken die Wahrheit sagen, wie einst „die Göttinger Sieben", wie ein Dahlmann und Treitschke, haben wir jetzt ja nicht mehr. Sie schweigen sich heute aus wie andere auch, denn zu schweigen ist heute klug und vorteilhaft, ist opportun! Wozu sich Fährlichkeiten aussetzen, wenn diejenigen, deren verdammte Pflicht und Schuldigkeit es wäre, die dafür vom Volke honoriert werden, es nicht mehr wagen, ein offenes Wort zu äußern! Wie sprach nicht einst Bismarck zu König Wilhelm I. im Park zu Babelsberg! Tempi passati! O deutscher Männerstolz vor Königsthronen, wohin bist du geschwunden? Heute grassiert die Entmannung der Charaktere, sonst erlebten wir solche Dinge nicht, die das Reich Kaiser Wilhelms I. und des eisernen Kanzlers zum Gegenstand des Spottes und Hohnes für das gesamte Ausland machen. „Le monstre allemand de Guillaume premier et de Bismarck est devenu l'épouvantail de l'Europe". So höhnte Drummond in der „Libre parole": Das deutsche Ungeheuer Wilhelms I. und Bismarcks ist zur europäischen Vogelscheuche geworden, die niemand mehr schrecken kann. Ein anderer Franzose sagt: „Hinter der mächtigen Vorderseite der kaiserlichen Politik erscheint die Fratze der Anarchie." Ein Engländer meinte, die Torheiten der Berliner Politik blamierten Deutschland mehr als die Köpenickiade. Das Urteil der amerikanischen Presse geht dahin: „Deutschlands Prestige hat enorm gelitten. Die Politik des Reiches, das Bismarck mit dem Schwert schuf, und das Kaiser Wilhelm mit einer so schönen Aussicht auf Vergrößerung hinterließ, befindet sich in einer Sackgasse. Der nationale Stolz ist gedemütigt und die gepanzerte Faust, ohne daß ein Schuß abgefeuert wurde, kraftlos geworden."

Nach dem Daily-Telegraph-Skandal vor gerade drei Jahren, sagte der „Reichsbote", für die Geschäftsführung des Auswärtigen Amtes finde man keine andere Erklärung, als urteilslose Unfähigkeit oder unwahrhaftigen Byzantinismus. Und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" sprach von Geschöpfen des neuesten Kurses, die keine Meinung und Überzeugung hätten, sondern seit zwei Jahrzehnten dazu erzogen wären, alles zu vertreten und zu preisen, was als Wunsch der allerhöchsten Stelle an sie käme. Sie würden „auf des Kaisers Wunsch wohl auch eine Kriegserklärung an die Eskimos befürwortet haben".

Die „Hamburger Nachrichten" fragten mit berechtigtem Hohn, weshalb man sich noch darüber wundere; Diplomaten hätten wir doch überhaupt nicht mehr, denn alle Persönlichkeiten von Belang seien seit zwanzig Jahren ausgeschaltet worden.

Der Autokratismus ist eben immer das System der Auswahl der dienstbeflissenen Minderwertigkeit. Mannhafte Naturen wollen etwas leisten und wollen auch etwas gelten. Gerade deshalb aber kann man sie in einer Periode des Byzantinismus, der stets mit moralischer und geistiger Impotenz verbunden ist, nicht gebrauchen.

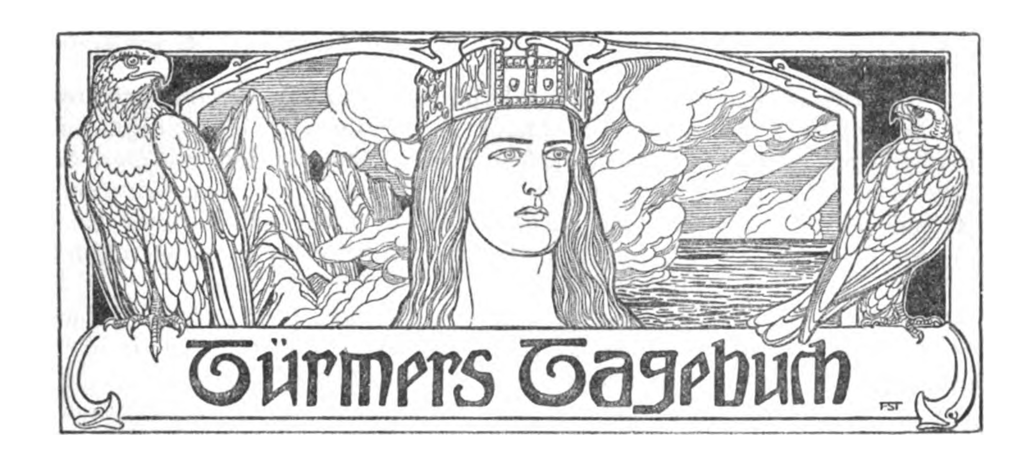
Wenn Bismarck — o Fluch der Macht! — wie ein verschlissener Hausknecht auf die Straße gesetzt werden konnte, wer sollte da noch den Mut haben, seine Persönlichkeit einzusetzen! Und so begann denn auch schon der Rückgang in der Autorität der Reichs- und Staatsregierung, als Caprivi den Begriff der militärischen Subordination auf die Stellung der verantwortlichen Minister übertrug, er, der Unteroffizier mit Generalsbiesen. Im Bismarckschen Hause wurde damals das Wort von den „Herren Befehlsempfängern" geprägt. Sie schrieben auf Befehl sogar Uriasbriefe, diese Herren. Die altpreußische Mannhaftigkeit verbarg damals schamhaft ihr Haupt. Und sie hatte späterhin noch oft genug Gelegenheit dazu. So wenn

Prozesse, wie der gegen den Oberst Hüger, die öffentliche Meinung skandalisierten. Dieser altverdiente Offizier sollte nach dem Rate eines preußischen Generals in Württemberg fünf grade sein lassen, und als er das mit seinem im Kriegshandwerk auf dutzend Schlachtfeldern geschärften Gewissen nicht vereinbaren konnte, wurde er „geschlachtet“, und wie! Wenn ein königlich preußischer Oberst gezwungen war, eine solche Anklageschrift gegen Exzellenzen zu veröffentlichen, wie Hüger es tat, was durfte man da von zivilen Größen erwarten? Von einem „Onkel Chlodwig“, dessen Tagewerk vollbracht war, wenn er sein Morgenei gelegt hatte, und der den Rest seiner geistigen Leistungsfähigkeit wie ein hämischer Kammerdiener in Manschettenschreiberei verpuffte. (Wir wissen sehr wohl, daß die Hohenloheschen Erinnerungen für die Geschichte des neuen Kurses sehr wertvoll sind; aber d a ß sie es sind, das ist gerade das Bedauerliche!) Von einem Bülow, dessen Unentschlossenheit wir die Daily-Telegraph-Affäre verdanken; der nicht verhinderte, daß der Kaiser gen Tanger fuhr, aber es nicht durchsetzte, daß aus dieser Fahrt ebenso die gebotenen Folgerungen gezogen wurden, wie aus dem Telegramm an den Präsidenten Krüger. Und als er — zum ersten Mal — dem Kaiser die Wahrheit zu sagen versuchte, wurde er baldigst beseitigt.

Was sich jetzt zwischen Reichskanzler und Konservativen abgespielt, könnte einen Hund jammern, wenn man nicht wüßte, daß die Komödie der Unaufrichtigkeiten schließlich zu einer Katastrophe führen muß. Denen um Heydebrand war diese Lektion zu gönnen; denn sie tragen die Hauptschuld, daß wir so weit unter dem persönlichen Regiment gesunken sind. Die Byzantinerei vergiftete ihr Blut, sie wurden feige und haben um äußerer Vorteile willen häufig genug die bessere Erkenntnis dahingeopfert. Wo blieben die Feudalen, als Bismarck gestürzt wurde? Da ward keiner von ihnen gesehen, aber scharenweise krochen sie in den Bereich der neuen Gnadensonne. Bismarck hatte die Empfindung, daß er von seinen Standesgenossen wie ein Pestkranker gemieden würde. Er, dem sie doch ihr ganzes Ansehen verdankten. Solchen Junkern gegenüber konnte Wilhelm II. seinerzeit in der Marienburg wohl sagen: „Eine Opposition des Adels gegen die Krone gibt es nicht“. Wahrscheinlich hatte ihm der Oberlehrer Hinzpeter diese Ansicht beigebracht. Eine Opposition des Adels gegen die Krone hat es aber in der Preußengeschichte nicht gar selten gegeben, und sie gereichte beiden stets zum Vorteil; denn trotz mancher kläglichen Einzelerscheinung hatten wir bisher keinen kastrierten Hofadel, wie er am Bourbonenhofe vegetierte und diesem das Grab graben half. Ohne die Opposition des Adels gegen den König wäre es nicht einmal zum Befreiungskriege gekommen. Mögen die Konservativen die Lehren der Preußengeschichte beherzigen und in Zukunft danach handeln. Eine Veranlassung zur Gewissenserforschung könnte ihnen der Zusammenstoß mit dem Reichskanzler geben. Sie hatten vergessen, daß man nach Bismarcks Ausspruch nur dann ein ehrlicher Mensch bleiben kann, wenn man stets nach seiner Überzeugung handelt, und daß nach Moltkes Wort von allen sogenannten Autoritäten nur eine souverän ist, nämlich die Vernunft.

Ein Altpreuße





Und England sprach · Der Sprung an die Gurgel · Das siegreiche Papier · Mehr Freunde! · Tiefer suchen! · Eine höchst gefährliche Lehre

Sang- und klanglos ist S. M. Kreuzer „Berlin“, der an Stelle des „Panther“ vor Agadir Anker warf, zu den heimatlichen Gestaden abgedampft. Prompt nachdem französische Deputierte die sofortige Abberufung gefordert hatten: Nicht eher solle die französische Kammer in die Beratung des Abkommens eintreten, als bis die „Berlin“ den Hafen von Agadir verlassen habe. „Ist es denn noch nicht genug des Entgegenkommens, das Deutschland gezeigt hat?“ fragt bestürzt der „Reichsbote“. „Wenn man auch den ursächlichen Zusammenhang der Rückberufungsorder mit jener herausfordernden Sprache gern in Abrede stellen möchte, zeitlich fällt beides so folgerichtig zusammen, daß die Abberufung, namentlich für einen nicht ganz vorurteilslosen Beobachter, wirken muß wie ein neuer Triumph Frankreichs. Über diese Tatsache können wir uns nicht mit der bequemen Redewendung des neuen Berliner Offiziosus hinwegtäuschen, daß die jetzt erfolgte Rückberufung des Kriegsschiffes ‚die unvermeidliche Konsequenz‘ aus der Verständigung über die Marokkofrage sei. Von einer unvermeidlichen Konsequenz könnte man doch erst reden, wenn die Ratifikationsurkunden ausgetauscht sein werden. Die bloße Paraphierung verpflichtet doch noch keine Nation, und wenn die französische Kammer jetzt noch ‚nein‘ sagte, wären doch die ganzen Abmachungen hinfällig. Wenn man dann den Kreuzer noch einmal nach Agadir schicken wollte, dann würde wahrscheinlich Frankreich mit der Entsendung eines ganzen Geschwaders antworten, und der kaum umgangene Krieg wäre in neuer und drohenderer Auflage in Sicht.“

Es war aber in der Tat die höchste Zeit, daß unser Kreuzer sich davonmachte. Sollte doch Herr Edward Grey im englischen Unterhause die mit so großer Spannung erwartete Entspannungsrede halten. Durften wir da die politische Atmosphäre noch länger mit der Gegenwart unseres armen Schiffchens schwängern?

Herr Grey hat gesprochen, Roma locuta est. Durfte man billig erwarten, daß der englische Staatsmann für die schwere Herausforderung, die sich der Schatzkanzler Lloyd George gegen Deutschland erlaubt hatte, irgend ein Wort der Milderung oder Entschuldigung finden werde, so nahm er im Gegenteil keinen Anstand, offen zu bekennen, daß er selbst und der Premierminister mit Lloyd George dessen Rede durchberaten hätten, diese also mit ihrer ganzen Schärfe tatsächlich auf einen Ministerialbeschluß zurückzuführen sei:

„Was er (Lloyd George) gesagt hat, ist in Erinnerung. Die Ausführungen Lloyd Georges verlangten keinerlei Vorrang oder Vorherrschaft für uns in internationalen Angelegenheiten. Sie enthielten keinerlei Drohung im Sinne des Wortes ‚Hände weg!‘ gegen irgend jemand oder irgend wohin. Sie brachten nicht zum Ausdruck, daß irgend eine spezielle Forderung oder irgend welche Ansprüche auf Seiten Deutschlands mit britischen Interessen nicht zu vereinbaren waren. Ihre Bedeutung (purport) war, daß, wo britische Interessen berührt werden, wir nicht behandelt werden dürfen, als ob wir nicht mitzählten. Wenn die Zeit je kommt, wo das nicht gesagt werden darf, werden wir aufgehört haben, zu existieren, wenigstens als eine Großmacht.“

Und dann mußten wir, ausgerechnet wir Deutsche, uns von Herrn Grey sagen lassen: „Wenn Deutschland nicht die Absicht hat, aggressiv zu sein, so wird das Kriegsgetöse in England in zwei oder drei Jahren verstummt sein.“

Wer Prügel haben soll, bekommt sie eben, und oft nur um so reichlicher je mehr er sich drücken will. Dazu wäre eben nichts weiter zu bemerken. Wenn aber Herr Grey von dem Mißtrauen spricht, das Deutschlands angebliches Schweigen während der Dauer von siebzehn Tagen in England hervorgerufen haben soll, so wird ihm füglich vom Reichsboten entgegengehalten: „Mit welchem Rechte hegt er solch Mißtrauen gegenüber den klaren Darlegungen der deutschen Regierung, die am 1. Juli allen Mächten Europas gegeben worden waren? Es wäre Deutschlands unwürdig gewesen, jeden Tag aufs neue die Wahrheit seiner ersten offiziellen Ankündigung zu versichern...

Sir Edward Grey mißtraute angeblich, weil er dies Mißtrauen als Vorwand brauchte, um gegen Deutschland scharf machen zu können... Herr Grey, der sich jetzt als ehrlicher Makler des Friedens aufspielen möchte, mißtraute, weil er, auf Deutschland vertrauend, keinen Grund, ja keine Möglichkeit gehabt hätte, den gewünschten Streit mit Deutschland vom Zaune zu brechen. Hinter diesem ganz ungerechtfertigterweise gesuchten Mißtrauen lauerte die unverkennbare Absicht, gemeinsam mit Frankreich den sehnlichst gewünschten Krieg gegen Deutschland vom Zaune zu brechen.

Seine sträfliche Absicht scheiterte an der Besonnenheit Frankreichs, das in Marokko ohnedies stark engagiert war und sich ohne Rußland in das Wagnis nicht einlassen wollte. Rußland war aber durch die Potsdamer Abmachungen glücklicherweise in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt.

Italien hatte England vorsorglicherweise in das Tripolisunternehmen hineingelockt, um uns einen unserer Bundesgenossen von der Seite zu holen. An Mr. Grey



M. Diez-Dührkoop phot.



Ferd. Freytag (Schule Quedenfeldt) phot.

hat es also wahrlich nicht gelegen, wenn trotz seiner umfassenden Bemühungen der Krieg durchaus nicht nach Wunsch in Szene ging.

Selbst durch die mehrstündige Rede hat Grey aus diesem anmutigen Mosaikbilde seiner feindseligen Tätigkeit gegen Deutschland auch nicht ein Steinchen zu entfernen vermocht, um so unverständlicher ist seine Behauptung, daß das Kriegsgeschrei in Europa in zwei bis drei Jahren verstummen werde, wenn Deutschland nicht die Absicht habe, aggressiv zu sein. Daß Deutschland diese Absicht nicht hat und nie gehabt hat, wenn man es nicht herausfordert, das weiß Herr Grey ganz genau: Agressive Politik hat seit absehbarer Zeit in Europa überhaupt nur England getrieben, und wir werden ja sehen, was dieser ‚ehrliche Makler', der so gern den Frieden im Munde führt, in nächster Zeit an neuen Intrigen einfädelt. Die Enthüllungen des Kapitäns Faber reden doch eine zu deutliche Sprache, als daß wir diese ebenso ignorieren könnten, wie der vorsichtige Grey das in seiner Rede getan hat. Was peinlich wirken konnte, das hat er eben einfach verschwiegen ... Wenn aber der Minister von den Ausführungen Georges sagt: Sie enthielten keinerlei Drohung im Sinne des Wortes: ‚Hände weg!', so vollführt er damit ein wenig schönes Eskamoteurstück, denn den brutalen Ausdruck ‚Hände weg!' hat Lloyd George allerdings nicht gerade gebraucht, das wäre aber auch der Höhepunkt gewesen, den wir nur mit der Kriegserklärung hätten beantworten können. Aber wie weit die Rede Lloyd Georges bis an die Grenze des Erträglichen gegangen ist, das hat doch wohl der Einspruch der deutschen Regierung zur Genüge bewiesen, der in der Rede eine an Drohung grenzende Warnung erblickt hat.

Daß Deutschland sich durch die Rede verletzt fühlen mußte, das konnte einem so gewiegten Politiker wie Grey es ist, unmöglich entgehen; daß es sich tatsächlich verletzt gefühlt hat, das hat die Erklärung der deutschen Regierung gezeigt; also wäre es jetzt unbedingt Sache des britischen Staatsmannes gewesen, bei dieser offiziellen Gelegenheit ein Wort der Entschuldigung oder doch wenigstens der freundschaftlichen Erklärung für diese Rede zu finden. Die Ausrede, bis zu einer Drohung: ‚Hände weg!' sei die Rede gar nicht gegangen, macht an Stelle dessen einen kläglichen Eindruck. Sie bildet den Gradmesser für den Wert aller übrigen Erklärungen Greys und bestärkt in uns die Überzeugung, daß die gegenwärtige englische Regierung nicht einmal daran denkt, ein freundschaftlicheres Verhältnis zu Deutschland herbeizuwünschen. Allen Versicherungen zum Trotz wird sie die Einkreisungspolitik des Königs Edward weiter verfolgen, so lange wir dazu still halten, denn England kennt nur eine Nation in Europa, die ihm wirklich unbequem ist, das ist Deutschland. Daran werden auch die Kundgebungen verschiedener Gruppen angesehener Männer vorläufig nichts ändern. ..."

Der Schwerpunkt der durch die Marokkokrise herbeigeführten deutsch-englischen Verhandlungen lag, wie die „Tägl. Rundschau" darlegt, in den Ereignissen des Juli: „Hier fielen die entscheidenden diplomatisch-politischen Kämpfe. Sie wurden von der deutschen Regierung durch die Entsendung des deutschen Kriegsschiffes nach Agadir eingeleitet, was an sich nicht ungeschickt und aussichtslos war. Selbst wenn — was wir nach wie vor bestreiten — Deutschland nicht

beabsichtigte, in Südmarokko festen Fuß zu fassen, so konnte doch das Kriegsschiff als Ausdruck des deutschen Willens: sich von Frankreich durch leere Versprechungen nicht mehr weiter an der Nase herumführen zu lassen, sondern die Republik vor eine Entscheidung zu stellen, sehr wohl eine für Deutschland günstige Wirkung ausüben. Natürlich mußte aber hinter dem Kriegsschiff der unerschütterliche Entschluß der deutschen Regierung stehen, erforderlichenfalls zum Krieg als ultima ratio zu greifen. Sonst war die Schiffsentsendung in der Tat nichts weiter als eine leicht zu durchschauende und unschädlich zu machende Geste, ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Schon Treitschke hat darauf hingewiesen, daß eine politische Zielstrebigkeit nicht möglich ist ohne einen zum Krieg bereiten Willen. Ob die deutsche Regierung ihn besaß, wissen wir trotz aller halbamtlichen Erklärungen auch heute noch nicht genau. Besaß sie ihn, so haben wir im Marokkohandel mit Frankreich ein ganz jämmerliches, empörendes Geschäft gemacht, weil wir den stärkeren Trumpf in der Hand hatten und trotzdem der Republik den Löwenanteil überließen. War hingegen die deutsche Regierung entschlossen, unter allen Umständen den Frieden zu erhalten, dann könnte man es fast als einen Akt französischer Großmut und Ritterlichkeit bezeichnen, daß Herr Cambon uns noch so viel zugebilligt hat, vorausgesetzt, daß er den Wert des von Deutschland abgetretenen Kamerunlandes nicht höher anschlägt, als die zu Kamerun geschlagenen Kongostrecken; denn irgendwelche ausreichende Handhabe, Frankreich zur Einhaltung der Algecirasakte oder zu einer Verständigung mit uns zu bewegen, besaß Deutschland nicht.

Für den deutsch-englischen Diplomatenkrieg hingegen, der sich an die Entsendung des Kriegsschiffes nach Agadir unmittelbar anschloß, dürfte der Hauptgrund in dem Umstand gelegen haben, daß die englischen Staatsmänner *ihre deutschen Gegenspieler weit überschätzt haben.* Für den Engländer ist es eine so selbstverständliche Pflicht, hinter der politisch-diplomatischen Aktion von einigem Wert die Geschütze für alle Fälle auffahren zu lassen, daß die Herren Asquith und Grey — getreu dem alten Grundsatz, den Gegner nicht für dümmer zu halten als sich selbst — als sicher voraussetzten, die deutschen verantwortlichen Persönlichkeiten hätten ähnliche Maßnahmen zur Durchdrückung ihres für Deutschland ersprießlichen Willens getroffen. Und dieser Wille mußte nach ihrer Meinung vor allem auf Südmarokko, das ja bereits unter deutschem Einfluß stand, gerichtet sein. Hier lag also der Irrtum der englischen Staatsmänner.

Aus ihm entsprangen dann die übrigen Folgen. Als der deutsche Botschafter am 1. Juli den Auftrag seiner Regierung ausführte, *glaubte* man seinen Versicherungen, Deutschland habe keinerlei Absicht auf Marokko, *einfach nicht,* weil das den englischen Herren als *unmöglich* erscheinen mußte. Daher arbeitete es in ihrem Gehirn emsig weiter, während Graf Metternich in dem guten Bewußtsein, die Sache Deutschlands in erschöpfender Weise vertreten zu haben, nach Hause ging. So wäre es auch verständlich, daß die am 3. und 4. Juli zwischen Grey und Metternich doch wohl stattgehabten Unterredungen eine *völlig verschiedene Bewertung* erfuhren. Für das englische Kabinett waren sie das Mittel, um hinter die wahren Pläne Deutschlands zu kommen; für den deutschen

Botschafter hingegen nur die unwichtige Wiederholung der bereits mitgeteilten Erklärung. Demgemäß erwartete man in London mit größter Ungeduld eine Berliner Äußerung, die man aus irgend einem Grunde nicht durch den Berliner Botschafter herbeiführen wollte, während Graf Metternich und die durch ihn unterrichtete deutsche Regierung das sanfte Ruhekissen eines guten Gewissens ihr eigen nannten und jäh emporfuhren, als Lloyd George im Auftrage seiner am Ende ihrer Geduld angelangten Kollegen in die Kriegstrompete schmetterte, die Deutschland so völlig mißachtet hatte. Damit war der Umschwung der Dinge eingeleitet. England schlug Deutschland durch seinen Vorstoß die durch Agadir ergriffene Führung in der Marokkoangelegenheit aus der Hand und warf es in die Verteidigung. Und als auch demgegenüber Deutschland zwar Einspruch erhob, aber nicht an sein Schwert griff, da erkannten endlich die Londoner Herren klar, mit wem sie es zu tun hatten, das heißt, wie sehr sie ihre Partner überschätzt hatten. Das weitere ist bekannt, und liegt offen da bis auf die Frage, inwieweit der englische Vorstoß ermäßigend auf die deutschen Ansprüche gewirkt hat...

Alles übrige, worüber sich die politischen Kreise Europas ihre Köpfe zerbrechen, ist in der Hauptsache nur Beiwerk, das sich um den zwischen Berlin und London geführten Diplomatenkrieg rankt. Als dieser von England gewonnen wurde, war zugleich auch die Sache Frankreichs in günstigstem Sinne entschieden. Auch gebot nun die Klugheit den englischen Politikern, den ‚deutschen Vetter‘ möglichst bald wieder an das aus Freundschafts- und Versöhnlichkeitsbeteuerungen geflochtene und wohlbewährte Narrenseil zu bekommen. Dazu bot die Marokkodebatte des Parlaments die beste Gelegenheit. Natürlich durfte der Auftakt nicht zu auffällig gemacht werden; daher sprach als erster nicht der Ministerpräsident, sondern der von Natur herbe Sir Edward Grey... Die einzelnen Melodien standen von vornherein fest: Schutz der englischen Interessen, Vertragstreue gegenüber Frankreich, Festhalten an den Freundschaften. Und darüber hinaus wurden in verschwenderischer Fülle Beruhigungspulver gestreut: Kriegsgerüchte nur für Alkoholiker; Militärkonvention mit Frankreich (die ad hoc bestand) ein Wahngebilde; englische Politik nichts weniger als aggressiv, jeder Krieg ein Unglück und Verbrechen. Letzteres bestätigten auch Asquith und Bonar Law. Und das Oberhaus vollendete den Aufstieg der Melodie mit der Versicherung: Der deutsche Michel ist ein guter, anständiger Kerl, für den England des Himmels Segen herabfleht. Und zum Beweis hierfür hat die englische Regierung durch eine Note des Staatssekretärs Sir Edward Grey an den deutschen Botschafter Grafen Metternich, vom 27. November, ihre Zustimmung zum Marokkoabkommen erklärt. Mehr kann Deutschland wahrlich nicht verlangen...“

Ein Londoner Briefschreiber der „Kreuzzeitung“ will bemerkt haben, daß die dortige öffentliche Meinung inzwischen eine gewisse Gärung durchgemacht habe. „Etwas, was die hiesigen Ansichten erheblich beeinflußt hat, waren die verschiedentlichen ‚Enthüllungen‘, wie die des Hauptmanns Faber, die den ‚Mann auf der Straße‘ überredeten, daß ein Krieg mit Deutschland tatsächlich in Sicht ge-

wesen wäre ... Der Gedanke an Krieg weckte natürlich die Erinnerungen an den Burenkrieg, und diese Erinnerungen sind noch nicht vergessen; sie bedeuteten Geldknappheit, Daniederliegen der Geschäfte und Arbeitslosigkeit. Was aber den gemeinen Mann am meisten alterierte, war der Gedanke, daß England an einem Kriege zu Lande teilnehmen sollte. Ein Seekrieg ist etwas, was den Engländer nicht so sehr aus seiner Ruhe bringen würde; er ist von der Überlegenheit seiner Flotte überzeugt, und es löst ihm vielleicht nur eine Empfindung aus, wie wenn fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen. Aber ein Landkrieg? Wir sollten unsere ‚armen Soldaten' — es sind ja zum guten Teil nur siebzehnjährige Jungen — in den Krieg schicken, — womöglich nur, um den Franzosen Marokko zu erobern? — Nein! Das konnte man mehr als einmal hören; es war das Volksempfinden (das übrigens zeigt, daß die ehemalige Geringschätzung des Soldaten einem anderen, weit sympathischeren Gefühl für ihn Platz gemacht hat); und der ‚Spectator' sah sich veranlaßt, ausführlich zu zeigen, wie unsinnig dies Empfinden vom politisch-militärischen Gesichtspunkte sei. Indes, wie Sir E. Grey betonte: England kann nur Krieg führen, wenn die Regierung die öffentliche Meinung hinter sich hat.

Jene Enthüllungen und die Kritik der Presse haben den Prozeß beschleunigt, daß die Ansichten über die deutsch-englischen Beziehungen einmal von Grund aus revidiert wurden. In der ganzen Frage spielt das gefühlsmäßige Moment eine große Rolle, und es ist natürlich unendlich unfruchtbar, diese Dinge wieder und wieder durchzuackern ... Für die öffentliche Meinung muß man es als einen großen Fortschritt bezeichnen, daß man sich nicht mehr allein an die gefühlsmäßigen Werte guter Beziehungen zwischen beiden Ländern hängt, sondern daß man klare, positive politische Gedanken ausspricht. Man denkt an ein ‚business arrangement', an eine Politik des do ut des. Man will etwas von Deutschland haben und will dafür Deutschland etwas bieten. Dies wird nicht etwa überall deutlich ausgesprochen, vielleicht auch nicht immer ganz deutlich empfunden, obwohl man in englischen Zeitungen ein gut Teil zwischen den Zeilen lesen darf. Einige sprechen es aber auch direkt aus.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wird England von dem Alpdruck der deutschen Expansionsgefahr geplagt. Die Germanophobie, die um 1900 in den politischen Revuen begann, die von Calchas in der ‚Fortnighty Review' und von andern anderwärts gepflegt wurde, beruhte auf dem Gedanken, daß das heutige Deutschland nicht mehr das ‚saturierte' Deutschland aus Bismarcks Zeit sei. Man war überzeugt, daß Deutschland eine Expansion territorialer Natur notwendig hätte, und daß es eine Expansion wollte. Aber wo? Die Welt war weggegeben; die deutsche Expansion drohte (in der Meinung der Engländer), den status quo, den Frieden Europas und der Welt zu gefährden. Er gibt keine unsinnige Kombination, die uns damals nicht unterstellt, keinen unmöglichen Plan, der uns damals nicht zugeschoben worden wäre! Die größte Gefahr war natürlich, daß Deutschland auch einen Teil des britischen Reiches verlangte; daß es deshalb seine Flotte baute; und in der Tat, die englische Besorgnis vor der deutschen Invasion wurde — und ist zum Teil noch — ganz ehrlich und aufrichtig empfunden.

Unsere jüngste Erwerbung in Zentralafrika und der Zugang zum belgischen Kongo, den wir erlangt haben, hat nun so manchem hier die Augen geöffnet. Man sagt sich, Deutschland will weitere Erwerbungen in Afrika, und man fügt sogleich hinzu: die soll es haben. Die liberalen Blätter haben seit längerer Zeit die — allerdings ziemlich negative — Parole ausgegeben: England sei keineswegs willens, der Expansion Deutschlands im Wege zu stehen; niemand in England mißgönne Deutschland, das ja allerdings unglücklicherweise sehr spät auf dem Schauplatze erschienen sei, seinen Platz an der Sonne. Bemerkenswert ist für den Rückblickenden, daß zuerst der Staatssekretär Lord Haldane mitten in der Krisis des letzten Juli diesen Gedanken ausgesprochen hat, und zwar auf einer Ferientour in Oxford; es geschah in sehr akademischer Form; aber jetzt weiß man, daß es eine Politik bedeutete. Seitdem ist man weiter gegangen. Einer der schroffsten Gegner Deutschlands war in den letzten Jahren der ‚Spectator', eine sehr angesehene konservative Wochenschrift. Am letzten Sonnabend — noch vor der Rede Sir Edward Greys — sagte sie:

‚Warum soll man Deutschland nicht seine koloniale Expansion haben lassen? Man soll Deutschland durchaus solch eine Expansion haben lassen! Wir würden Deutschland nicht nur in seiner Expansion nicht hindern, sondern wir würden unser Bestes tun, ihm den Boden für ein koloniales settlement zu bereiten. Durch eine Expansion gibt Deutschland Bürgschaft gegen eine Verletzung des Friedens, und schon aus diesem Grunde würden wir alles tun, um ihm entgegenzukommen.' Und weiter: ‚Was uns anbetrifft, so würden wir Deutschland mit Freuden im Besitz des belgischen Kongo und des größeren Teils des portugiesischen Afrika sehen ...'

Dies ist der Standpunkt des do; der des ut des wird offen gelassen. Dieser Standpunkt ist etwa der Politik Bismarcks vergleichbar, der in den achtziger Jahren froh war, daß Frankreich in Afrika beschäftigt wurde. Frankreich ist, wie wir es heute ansehen, dabei nicht schlecht gefahren ...

Die andere Seite der Frage, die des ut des, wurde von der ‚Daily Mail' aufgeworfen. In einem Leitartikel in auffälliger Schrift — es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Artikel von Lord Northcliffe persönlich inspiriert war — wird die englisch-deutsche Freundschaft auf der Grundlage einer Flottenverständigung befürwortet. Die Tonart des Artikels unterscheidet sich bei weitem von dem, was man von früher her von der ‚Mail' gewohnt war; und der Eindruck blieb: es war der ‚Mail' wirklich ernst um ein Abkommen. Der ‚Daily Telegraph' faßte beides, das do und das ut des, zusammen: deutsche Expansion in Afrika und Lösung der Flottenfrage.

Nun blicken wir zurück auf einen Passus in der Rede von Sir Edward Grey. Er sprach sich gegen eine weitere britische Expansion in Afrika aus. Und er fügte folgende Einschränkung hinzu:

‚Natürlich gibt es gewisse Gebiete in Afrika, die absolut an der Grenze britischer Besitzungen liegen, namentlich der südafrikanischen Union, die wir — falls territoriale Veränderungen stattfinden sollten — nicht in andere Hände kommen lassen dürften; und wenn andere große territoriale Veränderungen stattfinden

sollten, so würde es in der Nachbarschaft britischen Gebietes andere Fragen in der Art von Grenzberichtigungen geben.'

Danach ist es deutlich, daß nicht nur in der öffentlichen Meinung Englands, sondern auch bei der britischen Regierung der Gedanke sich durchgesetzt hat, daß man deutschen Bestrebungen in Zentralafrika entgegenkommen würde. Die Gegenleistung läge auf dem Gebiete der Flottenrüstungen. Im Laufe des letzten Jahres habe es sich gezeigt, daß sich England mit unseren bisherigen Flottenrüstungen abgefunden hat. Aber eine neue deutsche Flottenvorlage würde eine neue Situation schaffen, und auf die ganzen Beziehungen zwischen den beiden Ländern die weitesttragenden Wirkungen haben. Vor allem würde eine schleunige Einbringung einer Flottennovelle die jetzige günstige Stimmung in England für ein business arrangement völlig zerstören. Wenn wir sie auch nur um einige Monate aufschöben, würden wir wenigstens so viel Zeit gewinnen, um festzustellen, ob England auf der Basis der Anerkennung deutscher Ansprüche in Afrika für ein business arrangement bereit ist, und wie diese Basis im einzelnen aussehen würde."

* * *

Indessen ist es Tatsache, daß England in diesem Sommer zweimal drauf und dran war, uns an die Gurgel zu springen. Mochte Herr Edward Grey immerhin die Schwatzhaften, die uns diese freundschaftlichen Gelüste enthüllten, als „Alkoholiker" blosstellen, so gibt er damit doch nur seinem Ärger darüber Ausdruck, daß die Weinseligen den vorlauten Schnabel nicht halten konnten. Daß Ende Juli die gesamte englische Flotte kriegsmäßig rüstete, daß in Chatam mit Tag- und Nachtschichten gearbeitet wurde, daß in Sheerneß sogar die Promenaden für Zivil gesperrt werden mußten, das alles wußten wir bereits.

Aber noch ein zweites Mal, behauptet die Tägl. „Rundschau" — und davon hat Faber nichts erzählt —, holte England zum Schlage aus:

„Dieses zweite Mal wieder in einem Moment, wo Frankreich in den Berliner Verhandlungen nachgiebig zu werden schien, so daß die ‚Gefahr' vorlag, daß Deutschland am Ende doch noch ein leidliches Geschäft machen könnte. Das war Ende September. Just zu der Zeit, wo bei uns der älteste Jahrgang der Marinemannschaften zur Reserve entlassen wurde, also kein ‚Alkoholist' auf den Gedanken kommen konnte, wir trügen uns mit aggressiven Gedanken, wogegen England sich sichern müsse.

Diesmal sollte der Überfall gleichzeitig in allen Meeren erfolgen. Es wird genügen, wenn wir einen kleinen Ausschnitt daraus wählen.

Für die englischen Kriegsschiffe in Ostasien war Mitte September der Reiseplan veröffentlicht. Die Panzerkreuzer ‚Minotaur' und ‚Monmouth' sowie die geschützten Kreuzer ‚Astraea' und ‚Newcastle', die vor Weihaiwei lagen, sollten danach — nicht im Verbande, sondern schiffsweise — nach verschiedenen japanischen und koreanischen Häfen gehen. Das Programm war bis in den November hinein festgelegt. Der Panzerkreuzer ‚Kent', am 13. September in Hongkong,

hatte Order für Aden. Die ostasiatische Zerstörerflottille schließlich hatte eine sechswöchige Reise nach Port Arthur, Dalnij und anderen Häfen vor. Mit einem Wort: Auseinanderziehen der Schiffe, weit auseinander führende Einzelreisen in ganz Ostasien.

Es kam anders. Am 22. September erhielten die Schiffe Befehl, in der Japan-See zu sammeln und dann geschlossen nach Weihaiwei zurückzudampfen.

Schon am 24. traf die Flottille dort ein und füllte sofort Kohlen und Vorräte auf. Am 26. kamen die vier Kreuzer an. Der ‚Kent' aber wurde von der Ausreise nach Aden zurückgehalten. In Weihaiwei, nur 200 Seemeilen von Tsingtau entfernt, ballte sich die englische Macht, — ‚nur eine Lage von äußerstem Ernst könne solche kriegerischen Maßnahmen rechtfertigen', bemerkte der Korrespondent, der diese Nachrichten einer Portsmouther Tageszeitung und einem Londoner Fachblatt übermittelte.

Kurz darauf wurden auch die meisten Schiffe der australischen Station in einem Hafen (Sidney) zusammengezogen. Während die englischen Seestreitkräfte so zum Überfall — unter plötzlicher Aufgabe des öffentlich bekanntgegebenen Reiseplanes — sich staffelten, waren unsere Panzerkreuzer ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau', die geschützten Kreuzer ‚Leipzig', ‚Emden', ‚Nürnberg' sowie die beiden Torpedoboote ‚S. 90' und ‚Taku' planmäßig in Tsingtau zu Dockungen und Instandsetzungsarbeiten nach der Sommerreise, also in friedlichster Tätigkeit, ‚so recht hübsch beisammen'. Sie zusammenzuschießen, wäre dem Gegner eine Wonne gewesen. Leider warf die Politik aber die Sache über den Haufen.

Die Lage war nämlich vom 27. September ab wieder ‚entspannt'. Wir hatten die Kongo-Fühlhörner noch ein bißchen mehr eingezogen.

Der britische Leu hat in diesem Jahre zweimal zum Sprunge angesetzt, obwohl er satt und nicht gereizt war. Ob Frankreich uns mehr oder weniger von seiner Kongokolonie abtrat, konnte ihm gleichgültig sein, denn es gibt dort keine britische Interessensphäre. Jetzt können wir uns vorstellen, wie es sein wird, wenn einmal deutsche und englische Interessen wirklich miteinander kollidieren sollten. Der Überfall unserer Küste würde a tempo erfolgen. Mitten im Frieden. Binnen Nacht und Tag.

Wir wollen Gott danken, daß er uns dies hat erkennen lassen. Danken — und dann Klar Schiff machen. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hatten wir unser Jena zu Lande. Wir wollen das zwanzigste nicht mit einem Jena auf der Nordsee einleiten. Wenn Sir Edward Grey es als aggressiv hinzustellen beliebt, daß wir neben unserer Armee auch noch eine Flotte besitzen zu wollen uns anmaßen, so können wir ihm nur erwidern, daß seine ‚Alkoholisten' im Weine die Wahrheit für uns entdeckten. Wir wissen jetzt, wer der große Angriffslustige war."

Auch die „Kreuzzeitung" möchte nicht mehr bezweifeln, daß England gegebenen Falles mit allem Nachdruck versuchen werde, unsre Flotte gleichzeitig mit der Kriegserklärung anzufallen und zu vernichten. „Die Einleitung des russisch-japanischen Krieges durch den Angriff der Japaner auf die Russen vor Port Arthur hat Schule gemacht. Damals hieß es, ein asiatisches, halb kultiviertes Volk wäre mit anderem Maßstabe zu messen, man könne von ihm kein Verfahren erwarten,

wie es zwischen Kulturvölkern üblich wäre. Aber die Einleitung des italienisch-türkischen Krieges hat dem Verfahren der Japaner sehr ähnlich gesehen; scheint es doch erwiesen, daß ein türkisches Torpedoboot noch in Unkenntnis von dem Beginn der Feindseligkeiten von den Italienern angefallen ist. Inwieweit die Engländer sich diese Verfahren zum Vorbild genommen haben, darüber werden schwerlich aktenmäßig beglaubigte Beweise beizubringen sein... Für Deutschland kann es genügen, daß solche Pläne bestehen oder bestanden haben, und wir werden daraus die Lehre ziehen müssen, daß wir jederzeit eines Überfalls durch die englische Flotte gewärtig sein müssen. Ob etwas derartiges einmal zur Tat wird, läßt sich niemals übersehen, es hängt von der rücksichtslosen Entschlossenheit weniger maßgebender Personen ab. Man kann diesen nicht ins Herz sehen, sie wechseln auch oft rasch und unvermittelt. Man möchte also sagen, daß unsere Hochseeflotte, wenn sie ausläuft, jederzeit einen englischen Angriff erwarten kann. Inwieweit dies auf das Beisammensein englischer und deutscher Schiffe in fernen ausländischen Häfen einwirken muß, läßt sich noch nicht übersehen, auch wenn man nicht von Gespensterfurcht befallen ist. Wir deuten das nur an, und man wird daraus seine Lehren ziehen müssen. Daß also die englischen Pläne zu einer Erleichterung des internationalen Verkehrs beigetragen haben, wird kein Mensch behaupten können...

Daß England geneigt gewesen wäre, in einen französisch-deutschen Konflikt mit seinem Landheere zugunsten Frankreichs einzugreifen, darüber sind nach allem, was in den letzten Monaten in die Öffentlichkeit gedrungen ist, Zweifel kaum noch möglich. Nach den als zuverlässig bekannten ‚Loebelschen Jahresberichten' soll die Stärke des für Auslandsoperationen bestimmten englischen Expeditionskorps 100 000 Mann betragen. Diese nach dem Kontinent überzusetzen, ist zwar keine ganz einfache Aufgabe, aber England verfügt über eine so gewaltige Handelsflotte, die Seereise ist nur kurz, sie wird also rasch zu bewältigen sein. Aber schon die ersten Vorbereitungen für den Seetransport werden von Deutschland als Kriegsfall angesehen werden müssen, wenn wir sicher sein wollen, unsre ersten Entscheidungen mit Frankreich ohne die Anwesenheit unsrer lieben englischen Vettern zu erledigen. Interessant ist auch die verbreitete Nachricht, daß die Landung des englischen Hilfskorps in Belgien in Aussicht genommen wäre, als ob die vertragsmäßig festgestellte Neutralität dieses Staates gar nicht bestünde; ein nicht unwichtiger Fingerzeig für das deutsche Verhalten. Frankreich wird allerdings fragen dürfen: Ob sie wohl kommen werden? Die Engländer nämlich. — Vielleicht ‚dienen' Wind und Wetter — wie der Seemann sagt — gerade zur Zeit der Einschiffung nicht, ein Ministerium ist gestürzt, ein mit ganz andern Auffassungen die Politik leitendes ist am Ruder? Wer will das vorhersagen! Gleichviel, Deutschland muß damit rechnen, ein englisches Hilfskorps, wenn auch nicht zu Beginn, so doch im Laufe des Feldzuges sich gegenüber zu finden.

Das braucht uns nicht zu schrecken, wenn wir die Lage klar erkennen und gewillt sind, ihr entschlossen zu begegnen; sie erkennen, nicht nur in der hohen Diplomatie, sondern im deutschen Volk in seiner Gesamtheit. Deutschland



muß sich heute mehr als je sagen, daß der Weltfriede an einem sehr dünnen seidenen Faden hängt und daß England schon im Sommer geneigt war, diesen Faden zu durchschneiden. Fehlerhaft wäre es deshalb, irgend etwas zu versäumen, was uns in einem Kriege, der um unsere Existenz geht, von Nutzen sein könnte. Wir rechnen dahin in erster Linie nicht sowohl ein neues Flottengesetz, das doch erst in viel späterer Zeit wirksam werden könnte, und uns auch dann niemals Englands Vorsprung zur See einholen kann. Dagegen wäre es fehlerhaft, die an sich schon bescheidenen Neuaufstellungen, die nach dem Quinquinnatsgesetz von 1910 vorgesehen sind, die aber auf fünf Etatsjahre verteilt werden sollen, auf die lange Bank zu schieben. Wenn wir im kommenden Jahre in kriegerische Verwicklungen geraten, nutzt uns die Beruhigung nichts, daß wir in einigen späteren Jahren militärischen Kräftezuwachs zu erwarten hätten..."

* * *

Der Respekt vor uns ist rapide gesunken. Auf dem Papier sind wir sogar schon längst besiegt und mausetot. Noch in seiner im Sommer erschienenen aufsehenerregenden Schrift „Das siegreiche Frankreich im Kriege von morgen" dachte sich der aktive französische Oberst Boucher die Kriegführung gegen Deutschland als Defensive. Diese Auffassung teilten auch alle anderen hervorragenden französischen Militärschriftsteller. Das hat sich unheimlich schnell geändert. In seiner zweiten Schrift, die sich selbst schon durch ihren Titel „Die Offensive gegen Deutschland" kennzeichnet, will Herr Boucher Frankreich nicht einmal erst die russische Freundeshilfe abwarten, sondern aus eigener Kraft sofort zum Angriff gegen Deutschland vorgehen lassen.

„Der Verfasser, Oberst Boucher, war Chef des Operationsbureaus im Generalstabe, und daher verdient die Schrift eine Beachtung, wie sie verhältnismäßig wenig derartigen Schriften sonst zugemessen werden kann. In seiner dienstlichen Stellung sind Boucher die amtlichen Grundlagen für derartige Betrachtungen natürlich zugänglich gewesen, und man ersieht auch aus der Schrift, daß er sie zugrunde legt. Sie ist während der Marokkoverhandlungen entstanden und daher auch von politischen Erwägungen getragen. Diese gipfeln darin, daß

‚die Entsendung des «Panther» nach Agadir, die als geschickter Schachzug bezeichnet wurde, sicher einen der schwersten Fehler bildet, an dessen Gewicht Deutschland lange zu tragen haben wird'.

Echt französisch ist nun wieder die Anschauung, daß diese Entsendung

‚vom ersten Tage an die Veranlassung zu einem finanziellen Bankerott und einer völligen Kopflosigkeit des deutschen Volkes geführt hat'.

Weiter rechnet Herr Boucher mit dem Generalstreik der Sozialdemokraten bei einer Mobilmachung ... Dann aber zieht er sogar die Bündnistreue der süddeutschen Staaten, vor allem Bayerns, in Zweifel. Das würde dann allerdings zu derselben verhängnisvollen Täuschung führen wie 1870.

In Frankreich aber ist die Folge des Marokkohandels nach seiner Darstellung eine noch nie dagewesene Einigkeit in der Kriegsstimmung.

‚Heute, und das ist es, was man bis in den entferntesten Winkel feststellen kann, rufen der Bauer und der Handwerker, die bisher um keinen Preis vom Kriege reden hören wollten, laut: «Wir haben genug davon, das muß ein Ende nehmen. Da wir einmal losgehen müssen, so wollen wir auch losgehen.»‘

Aus diesen Verhältnissen schließt Herr Boucher weiter, daß die deutschen Heere jetzt mit einem gegen 1870 verminderten, daß französische Heere dagegen mit erhöhtem sittlichen Wert ins Feld ziehen werden.

Auf Italien dürfe Deutschland infolge der tripolitanischen Unternehmung so gut wie gar nicht rechnen, und da Herr Boucher annimmt, daß Deutschland den Krieg erklären wird, auch auf Österreich nicht, da dies ja nur bei einem Angriff Deutschlands von seiten Frankreichs zur Hilfe verpflichtet ist. Rußland und England stehen natürlich fest zu Frankreich.

Für die Verteilung der deutschen Streitkräfte nimmt Boucher an, daß gegen Rußland mindestens 3 Korps, das 1., 17. und 5., stehen bleiben werden; er schließt das hieraus, daß diese 3 Korps

‚als 6. Armeeinspektion einem so hervorragendem Kriegsmann, wie es der Feldmarschall v. d. Goltz ist, anvertraut sind‘.

Wahrscheinlich wird nach seiner Meinung aber auch noch das 6. Korps an der russischen Grenze verbleiben. So rechnet er, daß Deutschland Frankreich

‚nicht mehr als 19 aktive Korps entgegenstellen kann‘.

Für Frankreich rechnet er jetzt auch an das 14. und 15. Korps aus Lyon und Marseille, die er in seiner ersten Studie noch als gegen Italien notwendig betrachtete. So kann Frankreich nach ihm in Lothringen über 21 Armeekorps, also über 2 mehr als die Deutschen, verfügen.

In seiner ersten Studie hatte Herr Boucher noch angenommen, daß Deutschland wegen der Langsamkeit der russischen Mobilmachung und der österreichischen Hilfe seine 4 Korps von der Ostgrenze vorläufig auch gegen Frankreich verwenden werde, da eine russische Offensive nicht vor dem 30. Mobilmachungstage zu erwarten sei. Er rechnete damals also noch mit 23 deutschen Korps zu Anfang der Operationen, wie er auch nur 19 französische annahm. Da jetzt nach seiner Rechnung 4 deutsche weniger, aber 2 französische mehr erscheinen werden, so hat sich die Lage um 6 Korps zugunsten der Franzosen verschoben. Dies ist es denn auch, was ihnen das sofortige Ergreifen der Offensive gestattet, während in der ersten Studie Frankreich zur Offensive erst übergehen konnte, nachdem sich die Deutschen an den französischen Stellungen die Köpfe blutig gestoßen hatten. Daher jetzt auch ‚die Offensive gegen Deutschland‘, während es damals nur bescheiden das ‚siegreiche Frankreich im Kriege von morgen‘ hieß.

Auf eine Hilfe durch ein englisches Landungskorps rechnet Boucher nicht und unterscheidet sich dadurch bedeutend von vielen seiner Landsleute. Dagegen will er die französische Flotte sofort mit der englischen im Kanal vereinigen und die deutsche vernichten. Denn ‚der Hauptfeind auf dem Meere ist Deutschland‘, und zwar nicht nur für Frankreich, sondern auch für England, das seine Truppen zur Verteidigung seiner ausgedehnten Küsten selbst braucht. Erst wenn die deutsche Flotte vernichtet ist, gehen Frankreichs und

Englands Schiffe in das Mittelmeer, wo die Interessen Frankreichs und Englands ‚zeitweise etwas geopfert werden müssen'. Dann werden im Mittelmeer die italienische und österreichische Flotte im Schach gehalten und das 19. Korps aus Algier und die afrikanischen Truppen nach Frankreich befördert.

Für die Operationen in Lothringen kommt Boucher nun auch auf den Fall zu sprechen, daß Deutschland die Neutralität Belgiens verletzen und durch dies Land vorgehen wolle. Er legt hierfür die Betrachtungen zugrunde, wie sie General v. Bernhardi in einer Studie angestellt hat. Danach würden hierzu 7 Korps und 2 Kavalleriedivisionen verwendet, die, von der Basis Aachen—Trier ausgehend, durch Belgien und Luxemburg gegen die Linie Montmédy—Mézières vorgehen würden, um so die französische Armee in Lothringen in ihrer linken Flanke zu umfassen. Nach einer eingehenden Erörterung der belgischen Organisation kommt Boucher zu dem Schluß, daß die Deutschen mindestens 2 Korps gegen Lüttich und Namur stehen lassen müßten und dann am 14. Mobilmachungstage mit 5 Korps an der belgisch-französischen Grenze an den Ardennen eintreffen könnten. Inzwischen wären hier aber 8 französische Reservedivisionen aufmarschiert, auch die 4 belgischen starken Felddivisionen würden inzwischen in der rechten Flanke der Deutschen erscheinen, deren 20 Brigaden nun hier von den 24 französischen und 12 belgischen Brigaden

‚ein deutsches Sedan, ganz nahe dem französischen Sedan, bereitet wird'.

Daß die Belgier sich den Franzosen anschließen, ist für Herrn Boucher natürlich selbstverständlich, denn nur so können sie vor der ‚Annexion' durch die Deutschen bewahrt werden.

Da in Lothringen in diesem Falle nur 13 deutsche Korps verblieben sind, so haben die dort befindlichen 21 französischen Korps natürlich leichtes Spiel mit ihnen, und sie sind schon am 16. Mobilmachungstage vernichtet und aus Elsaß-Lothringen hinausgeworfen. Aber auch wenn die Deutschen nicht durch Belgien vorgehen und sich so in Lothringen schwächen, können die Franzosen dort zur Offensive vorgehen, da sie über 2 Korps mehr verfügen. Boucher nimmt an, daß die Deutschen zwischen Metz und den Vogesen am 9. Mobilmachungstage aufmarschiert sind, aber es fehlen ihnen dann noch ihre Trains und Kolonnen, und so rechnet Herr Boucher, daß sie nicht vor dem 12. Tage ihre Offensive beginnen könnten. Die Franzosen aber sind, da sie die näheren Wege haben, am 9. abends fertig. Ihre ‚Luftaufklärer' haben sie natürlich über die Stellungen der Deutschen ganz genau unterrichtet.

Herr Boucher schildert auch das Gelände der deutschen Stellungen bei Saarburg sehr genau und sieht deren größte Schwäche in den Vogesen, die den Franzosen die Umgehung erleichtern. Diese soll durch die Alpenbataillone, die durch ihre Übungen in den Alpen ja die Kampfweise in den hohen Bergen genau kennen, bewirkt werden, und Herr Boucher hat gar keinen Zweifel, daß ihnen dies mit Leichtigkeit gelingt. So endete die Schlacht bei Saarburg natürlich für die Deutschen unglücklich, und sie müssen schleunigst zurück.

Der Rückzug geht durch die Pfalz auf Mainz, und die verschiedenen

Stellungen, die die Deutschen hier nehmen können, werden sogar mit Rücksicht auf ihr Verhalten während ihres Aufmarsches 1870 dort genau untersucht. Zunächst haben sie, da Metz in diesen ersten 10 Tagen nach Herrn Boucher seine Armierung noch nicht vollendet und seine volle Kriegsbesatzung nicht empfangen hat, 2 aktive Korps nach Metz abzugeben. Ihre erste Stellung, die sie eventuell hinter der Saar bei Saarbrücken—Saargemünd finden würden, wird durch die weiter fortgesetzte Umgehung durch die französischen Alpentruppen in ihrer linken Flanke von den Vogesen her unhaltbar. So geht's alsbald weiter zurück hinter den Erbach bei Zweibrücken. Gegen Metz rücken nun inzwischen die bei Sedan—Stenay versammelten 8 französischen Reservedivisionen vor und schließen dies vom 20. Tage an ein. Ebenso werden gegen Straßburg die Reservedivisionen aus den südlichen französischen Korpsbezirken zur Einschließung vorgesandt. Wenn diese Einschließung genügend weit vorgeschritten ist, nimmt die Offensive gegen die Deutschen in der Pfalz ihren Fortgang.

Hier rechnet nun Herr Boucher schon darauf, daß die Bayern und Württemberger sich in ihre Heimat zurückziehen werden, da sie sich ‚aus Liebe zu Preußen' nicht einschließen lassen, sondern ihr Vaterland davor bewahren werden,

‚durch ein einziges französisches Kavallerieregiment übel behandelt zu werden'.

Ihr Rückzug hat natürlich den Rückzug der übrigen deutschen Korps oder, wenn diese stehen bleiben, deren Vernichtung zur Folge.

‚Mit andern Worten', so schließt Herr Boucher zuversichtlich, ‚sobald wir in der Pfalz festen Fuß gefaßt haben, werden wir auch den Weg nach Berlin schon so gut wie sicher haben.'

Den gesamten Schluß seiner Betrachtungen bilden die Worte, daß die ‚ewige Gerechtigkeit' es nicht versäumen wird, uns die ‚verdiente Lehre' zu erteilen. Unterzeichnet hat Boucher seine Weissagung mit dem 14. Oktober und will damit wohl den Tag von Jena zart andeuten. Denn ein Jena ist es ja, was uns ja ohne Zweifel bereitet wird.

Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen. Ob aber, trotz alles Umherwerfens mit dem ‚Geiste der Kühnheit und der Offensive' nach Clausewitz und Moltke, auch alles so klappen wird, dürfen wir billig bezweifeln. Zunächst: wo bleiben die deutschen Reservedivisionen? Wir hören hier immer nur von den deutschen aktiven Korps, denen die französischen aktiven als gleich stark gegenübergestellt werden, und dann erscheinen die ungezählten französischen Reservedivisionen, ohne daß von den deutschen die Rede ist. Also die Berechnung der Stärkeverhältnisse leidet an erheblichen Mängeln. Dann die Umgehung der deutschen linken Flanke durch die Alpentruppen in den Vogesen, auf deren Gelingen ja die Katastrophe der Deutschen bei Saarburg beruht. Wer garantiert diesen Erfolg, den Herr Boucher nur durch die Übung der Alpenbataillone in den Alpen als sicher betrachtet? Von dem Abfall der Bayern und Württemberger brauchen wir nicht zu sprechen, auf den Herr Boucher im stillen schon von Anfang an, sicher aber nach der Katastrophe bei Saarburg rechnet. Auf die auch hier zutage tretende Überschätzung der ‚Luftaufklärung' wollen wir ebenfalls nur hinweisen, da ja die Franzosen in dieser ‚vierten Waffe' eine bedeutende Überlegenheit zu haben glau-

ben, was sich doch auch anders herausstellen könnte. Immerhin ist es doch gut, wenn diese sogenannten ‚ernsten' Erörterungen, die wir nur in ihren Hauptzügen haben geben können, in deutschen Kreisen recht weit bekannt werden ..."

* * *

Soll und darf aber dieses Spiel mit dem Feuer in allewege und in aller Gemütlichkeit so weiter getrieben werden? Und wir? Tragen wir selbst gar keine Schuld an dieser bald erstickenden Anhäufung von Zündstoffen, die, wenn ihnen kein anderer Abzug verschafft wird, sich in einer Katastrophe entladen müssen, von deren fürchterlichen Verheerungen auch unsere ausschweifendste Phantasie sich keine annähernde Vorstellung machen kann? Können wir an unserem Teile nichts, garnichts anderes aus der Marokkoaffäre lernen, als rüsten und nur immer wieder rüsten?

„Unsere Nationalisten", antwortet hierauf Walther Schücking in der „Christlichen Welt", „unsere Nationalisten sagen: Deutschland ist in der Marokkoaffäre nicht zu seinem Recht gekommen. Wenn es irgendwo in der Welt ein großes Land aufzuteilen gibt, weil die Bevölkerung nicht aus eigener Kraft ein Staatswesen aufrichten kann, unter dessen Schirm und Schutz eine wirtschaftliche Erschließung des Landes möglich ist, warum sollte ein Kulturvolk wie das deutsche, mit einem Geburtenüberschuß von beinahe einer Million, von diesem Lande nicht ein Stück mitbekommen? War doch durch den unseligen Algeciras-Vertrag, der sich mit seiner Grundlage der Souveränität des Sultans von Marokko als höchst unpraktisch erwiesen hatte, unserem Reiche das Recht gegeben, über das weitere Schicksal Marokkos mitzubestimmen. Warum in aller Welt sollte nun dieses ganze ungeheure Gebiet Frankreich zufallen, dem es an Menschen zur Besiedelung fehlt und das bisher, von Algier abgesehen, überhaupt von seinem ausgedehnten Kolonialbesitz keinen rechten Gebrauch zu machen gewußt hat? Ich glaube, da haben unsere Nationalisten recht. Und weiter, auch ich habe es als eine Demütigung empfunden, daß wir, ein Volk mit mehr als vier Millionen waffenfähigen Staatsbürgern und der zweitgrößten Flotte der Welt es erleben mußten, daß trotz des Algecirasvertrags die Franzosen nach Fez marschierten und den souveränen Sultan zum mindesten de facto unter ihr Protektorat stellten. Schlimmer aber war es noch für unser deutsches Nationalempfinden, daß, als wir uns dann endlich, wenn auch etwas geräuschvoll, zum Worte meldeten, die liberale, angeblich so friedensfreundliche Regierung Englands durch Lloyd George offen mit Krieg drohte ...

Die Nationalisten haben aus jenen Ereignissen natürlich den ihnen sympathischen Schluß gezogen. Sie verlangen, daß wir uns stärker machen. Die 1²/₃ Milliarde, die wir einschließlich der Verzinsung der für militärische Zwecke gemachten Schulden und der Pensionen jährlich für Heer und Flotte ausgeben, genügen ihnen nicht. Sie verlangen neue Schiffsbauten, und das zu einer Zeit, wo jährlich noch 350000 Säuglinge und 65000 Mütter im Wochenbett bei uns zum weitaus größten Teile an Vernachlässigung sterben und die Vertreter der Reichsregierung anläßlich der Beratung der Reichsversicherungsordnung offen erklären, die ganze

Neuordnung sei für die Regierung unannehmbar, wenn auf den Leistungen für jene Kreise bestanden würde, die von der Sozialdemokratie in Übereinstimmung mit dem Verein für Säuglingspflege, gestützt auf autoritäre Gutachten, für dringend erforderlich erklärt werden. Es ist den wenigsten deutschen Staatsbürgern bekannt, wie bescheiden die Leistungen des Reichs für das Versicherungswesen sind, weil alle öffentlichen Mittel für Heer und Flotte verschlungen werden. Die ungeheuren Lasten der öffentlichen Versicherung werden größtenteils von den Beteiligten selbst aufgebracht. Für 1909 stehen mir die amtlichen Zahlen zur Verfügung. Danach wurden ausgezahlt in runden Zahlen 810 Millionen Mark, davon aber trugen die Arbeitgeber 415 Millionen, die Arbeiter beinahe 343 und das Reich nur 51 Millionen. Die ganzen Ausgaben des Reichs für die öffentliche Versicherung betrugen also nur ungefähr ebensoviel wie die Kosten eines Riesenpanzers...

Niemand wird verkennen, welchen Wert eine möglichst starke Kriegsmacht für den Staat hat, um seine politischen Interessen durchzusetzen. Aber dann muß man auch das robuste Gewissen haben, um überall dort, wo durch die Maschen des Netzes, das auswärtige Diplomaten spinnen, ein deutsches Interesse gefährdet ist, loszuschlagen, dann muß man mit Bismarck sagen: ‚Sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, würde ich unsere Truppen mit derselben Genugtuung auf die französischen, russischen, englischen und österreichischen feuern sehen.'

Dieses robuste Gewissen ist den besten Kreisen des deutschen Volkes längst abhanden gekommen: mit Genugtuung würden wir unsere Soldaten heute überhaupt nur noch dann schießen sehen, wenn wirklich die Ehre, die Unabhängigkeit und das Lebensinteresse unseres Staates gefährdet wäre. Ist das aber der Fall, wenn man uns statt eines Stückes Marokko ein Stück Kongo anbietet, mag es auch einen minderen Wert haben? Ich glaube nein. Und würde man sich nicht immer fragen, ob es auch wirklich eine wohldurchdachte Politik ist, im Sinne Bismarcks, die sich schließlich nicht anders als mit einem Weltkrieg zu helfen wüßte? Denn darüber besteht kein Zweifel, daß bei der gegenwärtigen Konstellation der Krieg nicht an der Grenze Elsaß-Lothringens lokalisiert werden könnte. So sehr wir uns auf unsere Kriegsmacht auch für einen solchen Weltkrieg verlassen könnten, es taucht doch die Frage auf, ob sein Siegespreis die pekuniären Opfer lohnte und ob uns ein solcher Krieg nicht wieder in die wirtschaftliche Misere zurückwerfen würde, in der wir uns bis vor wenig Jahrzehnten befanden.

Vermehren wir aber abermals unsere Rüstungen, ohne bei der nächsten besten Gelegenheit auch loszuschlagen, so vermehren wir nur die internationalen Reibungsflächen und ketten unsere Gegner nur um so enger zusammen. Denn so paradox es klingt, unsere Stellung in der internationalen Welt ist schon heute so schlecht, weil wir so stark sind. Selbst Friedrich Dernburg, meines Wissens ein Anhänger der nationalliberalen Partei, die doch niemals Forderungen für Heer und Flotte ablehnte, hat jüngst über unsere Beziehungen zu England das treffende Wort geprägt: Man glaubt nicht, daß wir so

friedlich sind, weil wir so stark sind. Das ganze Problem läßt sich überhaupt nur historisch begreifen. Die Geschichte des deutschen Volkes ist eine Leidensgeschichte gewesen seit mehr als 600 Jahren, wie Bismarck so treffend bei der Eröffnung des norddeutschen Reichstags gesagt hat. Und die Schwäche der innerpolitischen Struktur Deutschlands ist von unsern Nachbarn weidlich ausgebeutet worden. Jahrhundertelang ist immer wieder der deutsche Boden getränkt worden von deutschem Blute durch fremdländische Eroberer. Wie Bismarck einmal anläßlich des letzten deutsch-französischen Krieges gesagt hat: es gibt in Deutschland Familien, wo seit Jahrhunderten jede Generation die Flinte auf den Rücken genommen hat, um das Vaterland gegen Frankreich zu verteidigen. Aber auch England erntet, was es früher gesät hat, wenn es glaubt, es werde durch uns gezwungen, immer wieder seine Rüstungen zur See zu verstärken, um sein historisches Übergewicht der Flotte zu behaupten. Ich erinnere daran, daß noch im Zeitalter des deutschen Bundes Lord Palmerston zu sagen gewagt hat, England werde die deutsche Flagge nicht anerkennen; ich erinnere an die Intrigen Englands in der schleswig-holsteinischen Frage, um zu verhindern, daß wir den für eine Marine so vortrefflich geeigneten Kieler Hafen bekämen, ich erinnere endlich, daß, als das junge Reich unter die Kolonialmächte ging und in völkerrechtlich völlig unanfechtbarer Weise herrenloses Gebiet in Afrika okkupierte, in England an maßgebender Stelle das berüchtigte Wort ‚Hände weg von Afrika' gefallen ist. England hat sich mit diesen Erwerbungen nur abgefunden, weil Bismarck als Gegenleistung gegenüber der englischen Okkupation Ägyptens eine wohlwollende Haltung einnahm. Und aus solchem Zeitalter von Jahrhunderten der schlimmsten Demütigungen und Schädigungen hat uns der preußische Militärstaat emporgeführt. Kein Wunder, daß die Parole des deutschen Patrioten von heute die ist: ‚Rüsten, Rüsten, und wieder Rüsten', und daß das Rüstungsfieber eben so groß ist, wie bei der überwiegenden Mehrzahl der Deutschen der ehrliche Wille zum Frieden, mit dem uns Wilhelm II. ein leuchtendes Vorbild ist.

Aber im Auslande versteht man diese Gedankengänge des Deutschen nicht. Man hat die eigenen Sünden zu schnell vergessen und man glaubt, wenn die Rüstungen immer stärker würden, dann stecke auch die geheime Absicht dahinter, eines Tages über den Rivalen herzufallen. Man weiß nicht, daß man durch innere Kolonisation in Deutschland selbst noch zwanzig Millionen Menschen unterbringen könnte und daß wir überhaupt infolge unserer glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung nicht zuviel, sondern zu wenig Hände im Lande haben, so daß noch für Hunderttausende von Ausländern Arbeit ist. So aber ist namentlich England von einem tiefen Mißtrauen gegen kriegerische Absichten Deutschlands erfüllt, und das, nehmen wir zur Ehre der englischen Staatsmänner von heute an, ist der einzige Grund, weshalb das britische Weltreich uns nicht einmal ein bescheidenes Stück von Südmarokko gönnt, ohne daß freilich ihre Tonart damit gerechtfertigt wäre. Man fürchtet, daß wir dadurch eine militärische Position im Mittelmeer erhielten, die wir angriffsweise gegen England ausnützen könnten. Auch der berühmte Jurist Kohler, dem man bei seinen zahlreichen internationalen Beziehungen wohl ein maßgebendes Urteil

zugestehen wird, hat sich nach seinen eigenen Worten von dem Argwohn überzeugt, unter dem wir bei den andern Völkern leiden, als ob unsere Friedensliebe nicht ernsthaft wäre und wir es nur darauf ablegten, andere Nationen mit überlegener Militärmacht anzugreifen und zu überwinden. Das Oderint dum metuant sei ein falscher Grundsatz der Politik; mit dieser Lebensregel habe man Mißtrauen und jene eigenartige Nervosität gegen Deutschland erweckt, die er selbst in England und die Professor Manes sogar in den australischen Kolonien habe beobachten können.

Das Resultat der Marokko-Affare scheint demnach das zu sein: Wir müssen uns mehr Freunde machen auf der Welt. Insbesondere die westlichen Kulturmächte müssen wir zu Freunden gewinnen. Und dazu ist kein Mittel geeigneter wie die verständinsvolle Mitarbeit Deutschlands an den Haager Konferenzen, dem Resultate der internationalen Strömungen der Gegenwart. Gerade daran hat es Deutschland bisher fehlen lassen. Auf der ersten Haager Konferenz hat das Zugeständnis eines auch nur fakultativen Schiedsgerichts Deutschland mühsam abgerungen werden müssen. Wie Zorn erzählt, hat der stimmführende diplomatische Delegierte des Deutschen Reichs, Fürst Münster, aus seiner persönlichen Überzeugung, daß die ganze Schiedsgerichtsbewegung ‚leeres Stroh' sei, nie und gegen niemand ein Hehl gemacht. Man vergleiche damit die Worte, mit denen der Belgier Descamps in seinem allgemein anerkannten Kommissionsberichte sich zum Dolmetscher der Empfindungen der übrigen Konferenzteilnehmer gemacht hat:

‚Die Einrichtung eines ständigen Schiedsgerichtshofes kommt den tiefsten Wünschen der zivilisierten Völker entgegen; dem Fortschritt, der sich in den Beziehungen der Staaten vollzogen hat; der modernen Entwicklung des internationalen Gemeinschaftsgefühles; der Not, die die Völker unserer Tage eine vollkommenere Gerechtigkeit in einem weniger zweifelhaften Frieden suchen läßt. Diese große Einrichtung kann ein mächtiges Hilfsmittel sein zur Festigung des Rechtsgefühls in der Welt.'

Klarer wie aus dem Gegensatz dieser Meinungsäußerungen des Fürsten Münster einerseits und des offiziellen Kommissionsberichterstatters andrerseits kann der Zwiespalt zwischen dem Deutschen Reiche und den übrigen Kulturstaaten, wie er auf der ersten Haager Konferenz zutage getreten ist, nicht erkannt werden. War es damals schließlich durch die Nachgiebigkeit Deutschlands gelungen, diese Kluft einigermaßen zu überbrücken, so klaffte sie auf der zweiten Haager Konferenz bekanntlich nur um so breiter auf. Indem das Deutsche Reich den Vertrag über das obligatorische Weltschiedsgericht (mit Ehrenklausel) zu Fall brachte, so daß die Verhandlungen über dieses ‚große zentrale Problem der ganzen Konferenz' (Zorn) ‚in einer vollständigen Verwirrung' (Zorn) endeten, hat das Dentsche Reich abermals die übrigen Kulturstaaten vor den Kopf gestoßen. Nach der mir gewordenen Angabe eines der führenden und angesehensten wissenschaftlichen Konferenzteilnehmer des Auslandes hat über Deutschlands reaktionäre Haltung auf der zweiten Haager Konferenz allgemeine Entrüstung geherrscht. Die prophetischen Worte Frieds un-

Heinrich von Kleist

M. v. d. Osten


(Mit Erlaubnis des Kunstverlags Grauert & Zink, Berlin W.)

mittelbar nach der zweiten Haager Konferenz: ‚daß die offiziellen Verhandlungsprotokolle der Haager Konferenz dem Publikum den Schlüssel für manche künftigen Vorgänge des internationalen politischen Lebens geben würden, mit denen Deutschland keine Ursache haben könnte, zufrieden zu sein‘, sind prompt in Erfüllung gegangen. Aber wenn ich seinerzeit zum Beweise auf die im Frühjahr 1908 auf unsere Kosten erfolgte Aussöhnung zwischen England und Rußland in Reval und die sogenannte ‚Einkreisung‘ verweisen konnte, deretwegen unsere Nationalisten dann wieder einen ‚Präventivkrieg‘ forderten, so treten dem jetzt als zweiter Beweis die schlechten Erfahrungen der erneuten Marokko-Affäre hinzu. Die ‚Verbesserung der internationalen Luft und des internationalen Lebens‘, die wir nach Zorns klugen Worten durch eine verständnisvolle Nachgiebigkeit in der Frage des obligatorischen Weltschiedsgerichts auf der zweiten Haager Konferenz erreicht hätten, wäre wahrscheinlich auch unsern Ansprüchen in der Marokko-Affäre zugute gekommen. Dabei sehe ich ganz davon ab, welch ungeheure Möglichkeiten politischer Vorteile in einem weitergehenden Entgegenkommen gegen pazifistische Ideen des Auslandes gegeben wären, z. B. in der Frage der Rüstungsbeschränkung. Bekanntlich *hat Deutschland sogar eine bloße Besprechung* dieses Problems auf der zweiten Haager Konferenz *vereitelt*. Und doch werden von jeder fortschrittlichen Regierung, die sich vor die größten sozialpolitischen Aufgaben gestellt sieht, die sich fortgesetzt steigernden Rüstungslasten als *verheerend* empfunden. Meines Erachtens müßte ein moderner Diplomat zu England sagen: ‚Was erhalten wir von Marokko, Abessinien, Persien usw., wenn wir drei Jahre *keine* Schiffe bauen?‘

Ein so intimer Kenner des politischen Lebens wie der Fürst Bismarck hat immer wieder auf die Bedeutung der *Imponderabilien* im Staatsleben hingewiesen. Man unterschätze deshalb die Bedeutung der Tatsache nicht, daß Deutschlands Stellung zu den internationalen Problemen der Gegenwart die andern Kulturnationen gegen uns erbittert. Ein Diplomat einer der Westmächte hat mich einmal in einer höchst interessanten Unterredung von der Notwendigkeit überzeugt, daß wir mit England und Frankreich in solchen Kulturfragen wie denen vom Haag zusammengehen. Bekanntlich gibt es auch in England und Frankreich extreme Nationalisten und Chauvinisten: nun gut, gerade diese, die in Deutschland den wirtschaftlichen Konkurrenten vernichten oder Rache für 1870/71 nehmen und Elsaß-Lothringen wieder erobern wollen, werden durch Deutschlands Verständnislosigkeit gegenüber den Problemen des Internationalismus gestärkt und möglicherweise einmal wieder zur Herrschaft emporgeführt. Mögen sie lügen oder mögen sie irren, sie deuten unsere Zurückhaltung aus dem Drang militaristischer Eroberungslust, um dann als die Retter des Vaterlandes das Staatsruder in ihre Hand zu bekommen.

Meines Erachtens kann also nur ein völliger Umschwung in der Haltung Deutschlands in den internationalen Fragen der Gegenwart unsere Stellung in der Welt verbessern. *Es geht nicht an, daß wir seit Jahren in der Defensive stehen.* Dabei kommen wir zu schlecht weg, auch wenn wir so leicht nicht überrannt werden möchten. Wir müssen *aktive Politik* trei-

ben, indem wir uns mit den führenden Staaten verständigen. Es genügt nicht, daß wir den Frieden wollen, wir müssen in ganz anderm Maße bereit sein, an einer Organisation dieses Friedens mitzuarbeiten, die dem Zeitalter des Internationalismus im Verkehrs- und Wirtschaftssystem entspricht."

* * *

Ist die Friedensidee in der Tat eine bloße Wahnidee? Schlicht und einfach: „leeres Stroh"? Und der Krieg, wie wir ihn heute verstehen und kennen, eine ewig gottgewollte „Ordnung"? „Ursprünglich", wird in der „Frankfurter Ztg." ausgeführt, „war der Krieg nichts weiter als Kraftentfaltung und Kräftemessen. Mit dem Kriege wurde die physische Kraft zum obersten Prinzip der Entscheidung erhoben; der Krieg stand außerhalb jedes Rechts; er hob alles Recht auf. ‚Inter arma silent leges'; damals hatten wirklich keinerlei Rechtssätze in den Krieg hineinzureden. Erst allmählich drang das Recht auch in die Sphäre des Krieges ein. Der Krieg ist heute nicht mehr lediglich Kraftentfaltung, sondern zugleich Rechtsverhältnis; es gibt heute ein ‚Kriegsrecht'. Dieses Kriegsrecht hat zur Herabminderung der Schrecken des Krieges außerordentlich viel geleistet, und es kann bei richtiger Ausgestaltung noch ungeheuer viel mehr leisten; nur eines kann es nicht: den Krieg selbst hebt es nicht auf; es reguliert ihn nur. So hat das Eindringen des Rechts in den Krieg am Ende doch nur jenen Widerspruch geschaffen: das Recht hat die organisierte Anwendung des rechtsfeindlichen Prinzips der bloßen Macht anerkennen müssen. Und doch liegt gerade in der Weiterführung der bisherigen Entwicklung die Möglichkeit einer Überwindung dieses Widerspruchs. Lange Zeit hindurch hat die Durchtränkung des Krieges mit rechtlichen Gesichtspunkten sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Art der Kriegsführung zu regeln; aber schon sind manche Ansätze dafür vorhanden, auch die Voraussetzungen und den Eintritt des Krieges rechtlich zu ordnen. Wenn die schiedsgerichtliche Bewegung die Fortschritte macht, die viele von ihr erwarten, so wird der Eintritt des Kriegsfalles mit mehr und mehr Hemmungen umgeben werden, und diese Entwicklung führt, vollständig zu Ende gebracht, an einen Punkt, wo dem Krieg rechtlich der letzte Spielraum genommen und an seine Stelle ein lückenloses Gefüge obligatorischer Schiedsgerichtsmaßnahmen gesetzt wäre. Damit wäre der Krieg als Rechtsinstitution — nicht als tatsächliche Erscheinung — beseitigt; der Krieg wäre nicht mehr Recht, sondern völkerrechtswidrig. Die Gesetzlichkeit würde ihn, als Rechtsinstitution, getötet haben.

Man kann, ohne ein Schwärmer zu sein, diese Entwicklungslinie in Gedanken ziehen und als das praktisch erstrebenswerte Ziel der Weiterführung des Völkerrechts begreifen; — aber man muß sich darüber klar sein, daß die Erfüllung dieses Ziels, obwohl es sich hier zunächst lediglich um die juristische Qualifizierung des Krieges, gewissermaßen um seine Illegalisierung, handelt, ein einigermaßen neues Weltbild voraussetzen würde. Streitfragen rein juristischer Natur könnten gewiß, wenn die Beteiligten die Bereitwilligkeit dazu besitzen, ohne allzu große Schwierigkeiten durch Schiedsgerichte erledigt werden; die Rechtsentwicklung, die hierzu notwendig wäre, würde vielleicht nicht besonders schwer zu be-

wältigen sein. Wie aber sollen wirklich große Interessengegensätze zwischen den Völkern nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge durch ein Schiedsgericht endgültig und ausnahmslos aus der Welt geschafft werden können? Ohne Zweifel haben die Schiedsgerichte schon in der Gegenwart, wenn die Regierungen und Völker nur wollen, eine ungeheure Wirkungsmöglichkeit; der Gedanke des Schiedsgerichts verdient deshalb die allerenergischste Propaganda. Nur vor einem muß man sich hüten: davor, das Schiedsgericht voreilig zum obligatorischen letzten Erledigungsmittel für alle internationalen Streitigkeiten machen zu wollen, bevor die notwendigen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Denn dann müßte sich der schwache Punkt eines solchen Schiedsgerichtswesens offenbaren: das Schiedsgericht müßte den status quo zum alles beherrschenden Gesichtspunkt machen; es wäre die konservativste und in manchen Fällen gewiß auch reaktionärste Institution, die die Weltgeschichte je gekannt hätte. Jede Entwicklung und jede Neuorientierung, jede Korrektur früheren Unrechts und jedes Vorwärtsdrängen junger, zukunftreicher Kräfte wäre unmöglich gemacht, wenn so das Schiedsgericht einen zufälligen status quo verewigen wollte, weil es ihm naturgemäß an jedem anderen Maßstabe für seine Rechtsentscheidung fehlen würde. Wenn hier eine rationale Rechtsprechung auch nur denkbar sein soll, so müßte ein allgemeines Völkergericht eine allgemeine Völkerorganisation zur Grundlage haben. Es müßte eine Interessengemeinschaft der Staaten, eine Organisation der Welt geschaffen sein, die imstande wäre, das historisch Gegebene den Bedürfnissen der Gegenwart und Zukunft anzupassen und hinter die so sich ergebenden Entscheidungen eine Exekutive mit Zwangsgewalt zu stellen. Ist die Menschheit auf dem Wege zu solcher Universal-Zusammenfassung der Nationen? Die internationalen Verbindungen werden immer vielgestaltiger, und das Gemeinsamkeitsgebiet zwischen den Ländern wird immer reicher, aber wenn man die Entwicklung der diplomatischen Beziehungen und die Stimmung der Völker nüchtern betrachtet, so muß man erkennen, daß die psychologischen und sonstigen Voraussetzungen für eine Gesamtorganisation heute noch nicht gegeben sind. Wie leicht die nationalistischen Gefühle der Völker zu wecken sind, und wie kritiklos sie auf jeden Anstoß reagieren, das hat man ja eben jetzt in Italien, aber in kleinerem Maßstabe auch in Deutschland beobachten können.

Die Schwierigkeiten, die hier auftauchen, brauchen die Freunde des Friedens nicht zu entmutigen. Denn wenn die Schaffung eines Weltstaatenkartells und die auf solcher Grundlage mögliche Überwindung des Krieges als einer Rechtsinstitution in weitem Felde liegt, so kann deshalb doch an der tatsächlichen Einschränkung des Krieges mit Erfolg gearbeitet werden. Die Entwicklung des als allgemeines Völkergesetz anerkannten Völkerrechts ist ja bisher fast immer der tatsächlichen Entwicklung erst nachgefolgt; was das Völkerrecht als Rechtssatz stipulierte, war meist längst vorher tatsächlich in Geltung gewesen. So wird man die ‚Illegalisierung‘ des Krieges nicht abzuwarten brauchen, bevor man die praktische Einschränkung der Kriegsgefahr betreibt. Dazu genügt es, die nationalistischen Instinkte auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, den Willen zur Vernunft, die ethischen Triebkräfte, die Entwicklung eines

rechten Augenmaßes für die Beurteilung der internationalen Streitfragen zu fördern und den Geist der Diplomatie ein wenig zu modernisieren. Trotz des Kriegslärms, der eben jetzt wieder die Welt durchhallt, bleibt doch wohl die Erwartung berechtigt, daß mit der fortschreitenden technischen und kulturellen Entwicklung der Nationen die dem Kriege entgegenstehenden Hemmungen im ganzen stärker werden, daß man sich weniger leicht als in früheren Zeiten zum letzten Mittel, dem Kriege, entschließen wird. Die Arbeit, die dieser Entwicklung gewidmet wird, ist von höchstem kulturellen Wert. Und warum sollte nicht wirklich in Zukunft mit der fortschreitenden Organisierung der Welt einmal eine Zeit kommen können, da der Krieg völkerrechtlich unmöglich (illegal) und tatsächlich so überwunden wäre, wie heute das Faustrecht?

Somit würde dann wirklich die Herrschaft des ‚ewigen Friedens' angebrochen sein? Um den ewigen Frieden handelt es sich hier nicht. Der ewige Friede ist ein Glaubenspunkt; man mag an sein Kommen glauben wie an das Tausendjährige Reich; ein politischer Begriff ist er nicht. Denn solange das Tausendjährige Reich sich nicht erfüllt haben wird, ist er einfach eine Utopie. Niemals wird man eine Garantie dafür haben, daß die Menschen und Völker dauernd friedlich sein und sich der jeweils geltenden Ordnung der Dinge fügen werden. Und außerdem ist der Friede, so unendlich wichtig er ist, doch nicht das höchste und letzte Ideal, nach außen so wenig wie im Innern. Immer wird es Fälle geben können, wo die ursprüngliche, gesunde Kraft eines Volkes sich erhebt gegen alle erstarrten ‚Organisationen' und ‚Institutionen', wo die Natur aufsteht gegen eine wurmstichig gewordene Kultur oder gegen die lähmende Macht von Traditionen und historischen Abhängigkeiten. Und immer wird es in solchen Fällen — juristisch gesprochen — ein Notwehrrecht der Völker geben gegen formales Recht, wenn es materiell unerträgliches Unrecht ist. So gut wie im innerstaatlichen Leben das Recht der Revolution als letztes Menschenrecht anerkannt wird, so gut wird in den außerstaatlichen Beziehungen für solche Fälle das Nationalrecht des Krieges immer seine Gültigkeit behalten. Ein Widerspruch gegen die Auffassung des Krieges als einer völkerrechtswidrigen Unternehmung würde darin nicht liegen. Auch die Revolution ist rechtswidrig; es gibt heute kein ‚Recht auf Revolution' in dem vulgären Sinn, wie es in der Gegenwart ein Recht auf Kriegführung gibt; es gibt kein ‚Revolutionsrecht', wie es ein Kriegsrecht gibt. Aber so gut ein gewisses Notwehrrecht der Revolution trotzdem bestehen bleibt, so gut würde auch der Krieg selbst in jenen erträumten Zeiten einen letzten Rest von Daseinsberechtigung nicht verlieren. Aufgabe aller vorwärtstreibenden Kräfte würde es dann sein, dahin zu wirken, daß dieser letzte Rest Theorie bliebe und nie praktisch zu werden brauchte.

Sicher darf man hoffen, daß in künftigen Zeiten einmal der Krieg für alle Regelfälle ein rechtlich wie tatsächlich überwundenes Mittel der Selbsthilfe sein wird. Mit der zunehmenden Vervollkommnung und Verfeinerung des Gesellschafts- und Staatengefüges wird man einmal an einen solchen Punkt gelangen können. Wenigstens ist es denkbar, daß man es dahin bringe. Denkbar ist aber auch, daß dann schließlich wiederum in einer späteren Zukunft eines Tages dieser



wundervolle Bau einfach infolge seiner Feinheit und Kompliziertheit zusammenbricht. Wie wenn Kinder mit den Steinen eines Baukastens ein stolzes Gebäude aufführen und dann plötzlich die ganze Herrlichkeit ineinanderfällt, weil das Werk den kleinen Baumeistern über die Kraft ging."

Die Dinge liegen eben nicht immer so einfach, daß sie sich auf die handliche Formel „Entweder — oder" festlegen ließen. Möchten sich die Anhänger der einen wie der anderen Idee das doch zum Bewußtsein bringen und eine Verständigung auf halbem Wege suchen, es würde dann mehr praktische Arbeit gefördert werden als mit dem jetzt auf beiden Seiten noch überwiegenden, ebenso bequemen wie naiven Radikalismus. Nicht an der Oberfläche haften! Tiefer suchen! ...

* * *

Das eine tun und das andere nicht lassen. Den rauhen Forderungen des Tages genügen, ohne die Ideale eines höheren Menschentums darum preiszugeben oder geringzuschätzen, weil sie sich heute noch nicht verwirklichen lassen, weil wir selbst die Frucht unserer Arbeit nicht ernten werden. Ernten wir denn überhaupt alles, was wir aussäen? Bewußt oder unbewußt säen wir viel mehr für andere als für uns selbst, mögen wir nun wollen oder nicht. Wir müssen ja alle mehr anderen Zwecken dienen als den selbstgewollten und selbsterkannten. So will es das Gesetz, dem hoch und niedrig gehorsamen müssen, dem wir leben und sterben. Denn es bleibt in alle Ewigkeit das Wort bestehen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn", ob auch kein Erdgeborener seine Tiefen je ergründet hat noch ergründen wird ...

Bestellen wir zuallererst unser eigenes Haus. Nur durch das Herz der Nation geht der Weg zum Herzen der Menschheit. Und da meint nun der „Hammer", auf „das Wichtigste" hinweisen zu müssen, was die deutsche Nation aus den heurigen Ereignissen zu lernen habe. Dieses Wichtigste sei: es dürfe nicht so weitergehen, daß e i n Mann über das Wohl und Wehe des Reiches und seine ganze Zukunft zu entscheiden habe. „Es muß herausgesagt werden: die Verfassung des Reiches ist ein Übel, eine Gefahr, ein Verhängnis. Es hat sich erwiesen, daß alle Faktoren, auf die sich die Hoffnung der Nation noch gerichtet hatte — Bundesrat und Reichstag — versagten und nichts ausrichteten gegen den e i n e n Willen, dem das geltende Recht die letzte Entscheidung über die Anwendung des letzten Mittels zuweist. Daß Bayern den Vorsitz im Ausschusse für auswärtige Angelegenheiten führt, nimmt sich geradezu als ein trauriger Scherz aus; tatsächlich ist das Übergewicht Preußens und der von ihm abhängigen Staaten doch im Bundesrate entscheidend, und so bleibt es ausgeschlossen, daß jemals eine andere Außenpolitik gemacht werde, als der König von Preußen, er ganz allein, durch den von ihm nach eigenem Willen berufenen Kanzler zu bestimmen geruht. Diese Verfassung mag für einen Friedrich den Großen und einen Bismarck geschaffen sein, für Männer mit Mittelmaß ist sie gefährlich, und unter eigenartig gerichteten Regenten eine Pandorabüchse des Unheils.

Die Zeit der führenden Dynastien ist um, sogar in China, und in Deutschland erst recht. Man verkenne nicht die Zeichen der Zeit. Alte Eifersüchteleien, süd-

deutsche Sympathien, katholische Vorherrschaftsgedanken sind an den Höfen der Serenissimi noch so lebendig wie nur je; die Gottesgnadenlehre Wilhelms II. hat die alten Gespenster mit neuem Leben füllen geholfen ... Deutschland, vielmehr die deutsche Nation, ist noch lange nicht am Ziele, ja nicht einmal am Anfange: das Reich von 1871 genügt dem Lebenswillen der Nation in keiner Hinsicht, nicht durch seinen Umfang, nicht durch seine Verfassung.

Wir haben so große, wertvolle Überlieferungen, die sich als trefflicher Unterbau verwenden ließen, um die ewige Feste unseres Volkstums auf ihm zu errichten: Stämme, Einzelstaaten, Dynastien — aber in der Art, wie diese Bausteine jetzt verwendet sind, stützen sie den Oberbau nicht. Das zeigen die Ereignisse, die wir erlebt haben, und die inneren Gefahren, die vor uns auftauchen.

Die allgemeine Entwickelung der Staaten, insbesondere der führenden Kulturmächte, geht in der Richtung erweiterter Volksrechte, und es wird nie möglich sein, den Drang auch der deutschen Nation nach mehr Selbstregierung aufzuhalten. Es geht auf die Dauer nicht, daß der Deutsche unmündiger und untertanenhafter gehalten werde als der Franzose, Engländer oder Amerikaner. In welcher günstigen Lage sind wir aber, die Volksrechte auf das höchste Maß zu bringen, ohne daß wir unsere alten wertvollen Güter preisgeben müssen! Wir sind ja Bundesstaat! Jeder einzelne Staat kann und soll für sich ungestört sein inneres Leben seinen Überlieferungen gemäß gestalten, dynastische, ständische, besondere, militärische, religiöse und andere ererbte Eigenheiten nach seiner Art pflegen und entwickeln. Nichts braucht aufgegeben zu werden, und dennoch kann das Reich, das da kommen muß, die Volksgemeinschaft der hundert Millionen Festland-Deutschen (mit den eingeschlossenen Fremdstämmen) auf der Grundlage voller Freiheit, auf einer gesunden Verfassung beruhen, ein dem Volkshause verantwortliches Reichsministerium für alle Zweige der gemeinsamen Verwaltung besitzen.

Und dabei haben wir den Vorteil, daß die Verfassung nicht wie in England den Weg zu einer uferlosen Demokratie einschlagen kann, indem das Oberhaus zur rechtlosen Jasagemaschine herabgedrückt werden könnte; denn der Bundesrat, unser natürliches Oberhaus, als Vertretung der Einzelstaaten, würde sich nie beiseite schieben lassen. Das würde schon der in dieser und mancher anderen Hinsicht wertvolle Partikularismus niemals dulden. Die Volksgemeinschaft hat zwei feste und verläßliche Pfeiler, und die Nation ist in der Lage, in wohlausgeglichener Freiheit ihre Geschicke zu leiten und jene Männer auf die höchsten Posten zu stellen, denen sie ihr Vertrauen schenkt. Der Kanzler ist der Ministerpräsident, der Kaiser der erbliche Präsident und Kriegsherr der Nation. Auf die Geschicke des Ganzen aber haben dynastische oder selbstherrliche Einflüsse zu wirken aufgehört, und alle Reichsämter sind von den Ämtern des Präsidialstaates getrennt, der sich im Innern ebenso unabhängig vom Reiche ausleben kann wie jeder andere Staat. Auf diese Weise muß das Reich und seine Verfassung ausgebaut werden, unter dem Gesichtspunkte: volles Selbstbestimmungsrecht der Gesamtnation in ihrer weltpolitischen Betätigung, Wahrung und Entwickelung der wertvollen alten Güter und Überlieferungen im Innern.



Nur eines ist nach allem, was wir erlebten, ausgeschlossen: daß wir den Einheitsstaat anstreben, ja auch nur ihn für wünschenswert halten dürfen. Er käme nur durch die Auflassung aller stammestümlichen Eigenart, die uns Deutschen so besonders teuer ist und uns so reich macht, zustande. Er müßte zur ungezügelten Demokratie führen, die bei der deutschen Parteisucht die Nation in die erbittertsten inneren Kämpfe, in dauerndes Unglück und Verderben stürzen würde. Nie ist es denkbar, daß ohne sichern konservativen Unterbau die deutsche Nation eine stetige und glückliche Entwicklung nehmen könnte. Unser Nationalcharakter läßt den Gedanken an einen zentralen Einheitsstaat mit Volkssouveränität einfach nicht zu.

Aber nach der andern Richtung, nach der freien Bundesrepublik der festländischen germanischen Staaten, muß unablässig gestrebt und gearbeitet werden.

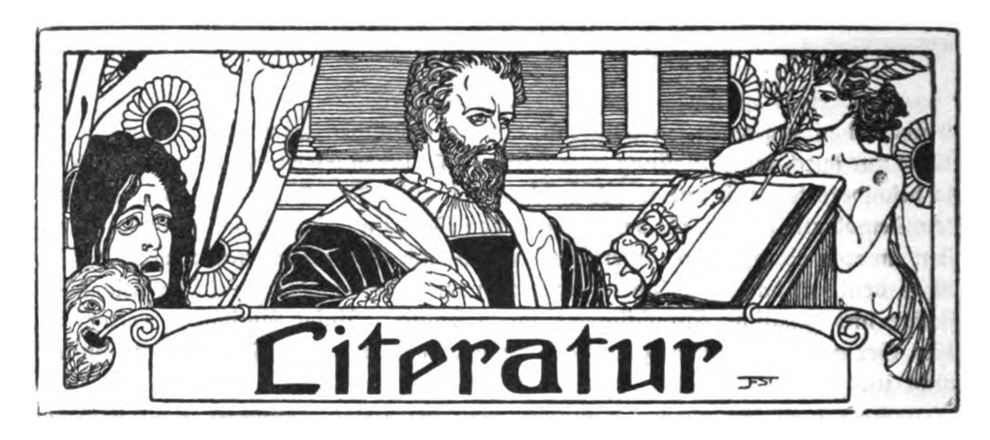
Einem Reiche mit solcher Verfassung könnten Staaten, die einer dynastischen Vorherrschaft sich nie unterwerfen würden, wie Österreich, Holland, Vlamland, die Schweiz, ohne Bedenken sich anschließen. Und erst dann haben wir wirklich ein Deutsches Reich, wenn diese Staaten ihm angehören; jetzt ist es ein Teilgebilde, das sich als zu schwach erweist, die Weltgeltung der Nation zu erkämpfen und zu behaupten."

Österreich, Holland, Vlamland, die Schweiz —: alle unter einem Hut mit dem Deutschen Reiche: kann das mehr sein als eine blühende und nicht ernst zu nehmende Phantasie? Und ist es nicht zudem eine höchst ketzerische, gefährliche Lehre? Freilich, freilich: es ist noch gar nicht so lange her, da gab es auch so eine „höchst gefährliche Lehre", nämlich die „von der Einheit Deutschlands", und doch ist sie Tat geworden, und doch würde h e u t e als Hochverräter hinter Schloß und Riegel gesteckt werden, wer g e g e n diese Lehre kämpfte? — Ja, Bauer, das ist aber auch ganz was anderes.

Warum?

Darum.





Die deutsche Nationalbühne

Von Dr Karl Storck

In unmittelbarer Nachbarschaft feiert das deutsche Volk zwei Gedenktage: den hundertsten Todestag seines Dichters Heinrich von Kleist und den zweihundertsten Geburtstag seines großen Königs Friedrichs II. Des Königs letzte Lebensjahre leuchteten mit ihrem ruhigen Glanze noch über den Kindheitsjahren des Dichters, der für sein höchstes Schaffen den Glauben sich aus dem Hinblick auf den großen König gewann und am Leben, an der Kunst und an sich verzweifelte, als er nicht mehr daran glauben konnte, daß das unter den Eisenfäusten des Korsen, aber mehr in den verweichlichten Händen der eigenen Machthaber zusammengebrochene Werk Friedrichs des Großen zu neuem Leben erwachen würde

So haben die beiden Tage geistig einen viel engeren Zusammenhang, als man nach ihrem zeitlichen Auseinanderliegen vermuten mag. Friedrich der Große hat die Möglichkeit einer geistigen Nationalkultur erst wieder geschaffen. Keiner hat das stärker gefühlt, als der Miterleber Goethe. „Betrachtet man genau," so heißt es im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit", „was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel ... Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Heinrich von Kleist aber hat am stärksten von allen deutschen Dichtern sein Werk auf dieses nationale Kulturbewußtsein seines Volkes gebaut, so daß er in seinem Stärksten und Besten nur aus diesem nationalen Empfinden heraus zu verstehen ist. Er ging zugrunde, weil das nationale Empfinden versagte.

Es liegt ein ungeheurer Fortschritt darin, daß ich hier von deutschen Gedenktagen sprechen darf, von einem deutschen König, einem deutschen Dichter, und nicht von Preußen zu reden brauche, trotzdem beide so stark ihr Preußentum betonten. In dieser Tatsache kommt zum Ausdruck, daß wir das geworden sind, was jene beiden — jeder in seiner Art von Heldentum — zu schaffen

strebten: eine Nation. Aber als Gegensatz zu dieser Freude erhebt sich für den ehrlichen Frager die betrübende Tatsache, daß unsere geistige Nationalentwicklung mit der politischen nicht Schritt gehalten hat. Nicht so, daß ich etwa unsere politische Volkserziehung so hoch ansetzte, — das stände einem in den Tagen des Marokkovertrages sehr übel an. Auch weiß ich wohl, daß die geistigen und künstlerischen Leistungen der Deutschen in aller Welt bereits längst einen guten Klang hatten, als unsere staatlichen und politischen Zustände dieser Welt nur zum Gespött dienten. Aber immerhin, das deutsche Volk als politische Nation hat das Jahr 1870 ermöglicht, und wenn es die Höhe, auf die es ein gigantischer Führer im Sturme gehoben, nicht zu behaupten vermochte, — selbst in der Niederung der letzten Tage hat es doch die Fähigkeit zur nationalen Entrüstung bewahrt, als die berufenen Hüter seiner Ehre ihre Pflicht nicht getan haben. Gewiß will die im Sack geballte Faust nicht allzuviel bedeuten, und bei den vielen Entrüstungsreden fehlt die Tat. Aber immerhin, es ist weit mehr, als was unser Volk an Betätigung eines geistigen Nationalgefühls aufbringt.

Wo in unserem geistigen und künstlerischen Leben gewahren wir den würdigen Stolz und das strenge Verantwortlichkeitsgefühl eines wirklich nationalen Empfindens? — In hundert Reden wurde am Gedächtnistage Heinrich von Kleists betont, daß seine Zeitgenossen ihn nicht verstanden, daß das damalige deutsche Volk ihm die verdiente Heimstätte seiner Kunst nicht gewährt habe, daß seine Zeit eine schwere Schuld gegen diesen Dichter auf sich gehäuft habe, daß auf sie eigentlich der Fluch falle für die Verzweiflung, mit der der herrliche Mensch und gottbegnadete Künstler sein Leben hinwarf und in dieser Möglichkeit des Wegwerfens dieses für unsere geistige Nation so unvergleichlich kostbaren Gutes noch das höchste Glück erblicken mußte!

Solche Worte sind pharisäerhaft, sind eine vielleicht unbewußte, aber durch ihre] Gedankenlosigkeit nicht weniger unwürdige Heuchelei. Wir haben an unsere Brust zu schlagen, wir sind nicht weniger schuld als das deutsche Land vor hundert Jahren! Fünfzig Jahre nach Heinrich von Kleists Tode stand das andere große dramatische Genie des neunzehnten Jahrhunderts vor dem Selbstmord als einzigem Auswege, und Richard Wagner ist nicht durch die Teilnahme des deutschen Volkes, sondern durch „das Wunder“, daß ein deutscher Fürst einmal im höchsten Sinne Kunstförderer geworden, der Welt erhalten geblieben. Und heute, hundert Jahre nach Kleists Tode, wo fände — so frage ich — heute ein Kleist die Heimstätte für sein künstlerisches Schaffen? Wo fände ein Dichter, der so unbekümmert ist um Mode und Zeitgeschmack, der so gar nicht gewillt ist zu Zugeständnissen irgendwelcher Art, der das Tiefste der deutschen Seele, das Heiligste der deutschen Lebensnot, das Hehrste der deutschen Sehnsucht gestaltete, — wo fände der eine Heimstätte für sein Werk? Etwa an unseren sogenannten literarischen Theatern, die breit offen stehen für schwächliche Zerfaserung pathologischer Gemütszustände, für perverse Umdeutungen altnationalen Sagengutes? (Hardts „Tantris“ hat man mit dem zwiefachen Schillerpreis gekrönt.) Oder an jenen ob ihrer Regiekünste berühmten Bühnen, an denen die Dichtungen nur das Turngerät für die Affenkünste einer nach sensationellen Überraschungen gierenden Ausstattungs-

mache sind? Oder an jenen Hunderten von Theatern, die ängstlich vor jedem Werke zurückschrecken, das an geistige und seelische Mitarbeit der Hörerschaft irgendwelche Ansprüche stellt? Oder etwa gar an unseren Hoftheatern, die im faulen Behagen des Besitzes nur das Altbewährte wiederkäuen und vom Neuen nur die Unterhaltungsware für unreife Töchter und überreife Tanten heranziehen? Oder endlich an jenen vielen Bühnen, die überhaupt auf das Schaffen des eigenen Volkes verzichten und in sicherer Kenntnis des unnationalen Geschmacks das Unterhaltungsfutter aus der Fremde beziehen?

Wo an allen diesen Theatern hätte ein Kleist von heute Platz?! Ein Kleist von heute, wo noch nicht einmal der vor hundert Jahren ins Grab Gesunkene seinen Platz hat? Trotz Literaturgeschichte, trotz Festreden und lärmenden Feiern!! Denn besitzen wir etwa „Die Hermannsschlacht"?! Ist das Werk unser, dessen Besitz gerade von nationalem Bewußtsein zeugen würde? War nicht das Hauptwerk, mit dem der Gedenktag gefeiert wurde, die „Penthesilea", die der Schöpfer nicht auf dem Theater sehen wollte? Und was hat zu diesem Werke hingeführt, wenn nicht die Sucht, „bearbeiten", Psychologisches und Pathologisches aus- und umdeuten zu können? Darum mußte man auch so kläglich an dieser Aufgabe scheitern, weil der wirklich große, der starke nationale Geist nicht mitarbeitete, weil man modischen Tagesstimmungen entgegenzukommen trachtete, weil man sich suchte, nicht aber den Dichter und sein Werk.

Das so troftreich stolze Wort, das Goethe seinem hingeschiedenen Dichterfreunde ins allzufrühe Grab nachrufen konnte, „denn er war unser", hätte an der Selbstmördergrube draußen am Kleinen Wannsee keiner sagen können, auch wenn es einen gegeben hätte, der die Bedeutung des darin lieblos Verscharrten ermessen hätte. Aber auch heute nach hundert Jahren, wo an der nach langer Verwahrlosung von literarischen Vereinen sorgsam gepflegten Grabstätte Kleists zahllose Kränze und Blumen hingen, können wir noch nicht die uns von der nationalen Schuld ihm gegenüber befreienden Worte aussprechen: „Denn er ist unser." So treten wir wenigstens mit dem festen Willen zur Tat und zur Mitarbeit zu dem Gelöbnis zusammen: „Er wird unser sein!" Denn das liegt nur bei uns.

Leider sieht es so aus, als ob auch dieser Gedenktag nur mit Reden, nicht mit Taten gefeiert werden sollte. Unser geistiges Nationalbewußtsein schläft, oder besser: es ist noch niemals wirklich wach gewesen. Es lebt auch nicht in dem einzigen literarisch praktischen Ergebnisse, das die Feier des hundertsten Todestages Kleists nach sich gezogen hat: in dem bereits vielbesprochenen Aufrufe zu einer Kleist-Stiftung. Nachdem auch hier auf die Schuld der Vergangenheit hingewiesen worden, heißt es in dem Aufrufe:

„Auch die Literaturgeschichte schließt, wie die politische, tiefernste Lehren in sich, und das Gedächtnis der Kleistkatastrophe sollte mit seiner ätzenden Schärfe dem nationalen Willen den Entschluß einprägen: Nie wieder soll ein Genie unseres Volkes durch Mitschuld einer stumpfen Umgebung ein gleiches Schicksal erleiden, wie es den Unvergleichlichen mit ungehemmter Rauheit erfaßt und in der Vollkraft gefällt hat. Aus solchen Empfindungen heraus ist der Plan erwachsen, für den wir, überzeugt von Ihrer uns entgegenkommenden Gleichstimmung, Ihre

Förderung erbitten. Wir wollen zum Gedächtnis des Dichters eine Kleist-Stiftung ins Leben rufen, die ringende poetische Talente durch rechtzeitige Hilfe davor bewahren soll, im Lebenskampf unterzugehen. Im Gegensatz zu anderen Stiftungen, die vielfach an formale Bedingungen der Vorbildung geknüpft sind, reife Leistungen von den Bewerbern heischen oder ein Maß bereits erworbener Anerkennung zur Voraussetzung ihrer Wohltat machen, soll hier nichts entscheiden als die Erkenntnis des entwicklungsfähigen Talentes und die Absicht, ihm die Bedingungen der Entwicklung zu gewähren, indem ihm für einige Zeit eine Sicherung gegen den lähmenden Druck der wirtschaftlichen Sorgen geboten wird. Die Kleist-Stiftung soll insbesondere jene Talente retten und schützen, die gemäß ihrer inneren Veranlagung oder infolge ihrer Lebensverhältnisse sich in den wirtschaftlichen Organismus des Alltagslebens noch nicht hineinfinden können und dennoch die Bürgschaft eines bedeutenden Könnens in sich tragen."

An sich ist eine solche Unterstützung junger Talente immer zu loben, und wenn der Aufruf, wie es heißt, schon jetzt lebhaften Erfolg gefunden hat, so freuen auch wir uns dessen. Aber mit keinem Worte ist in dem Aufruf gerade der nationale Gedanke betont, der von Kleist, seinem Schaffen und seinem Schicksal, unzertrennlich ist. Nirgendwo ist von einer Kunst die Rede, die wieder die Fühlung sucht mit unserm deutschen Volke, die dadurch im höchsten Sinne national wäre, daß sie Ausdruck wäre des deutschen Volkstums. Denn eben diese Kunst fehlt unserer Bühne, oder richtiger: unser Theater versagt sich dieser Kunst. Daran wird die Kleist-Stiftung nichts ändern. Schon der Aufruf zeigt das. Man will jene Talente unterstützen, „die sich in den wirtschaftlichen Organismus des Alltagslebens noch (!!) nicht hineinfinden können". Ich gehe jede Wette ein, daß diese Talente nur in seltenen Ausnahmefällen stark nationaler Art sein werden.

Schon die Liste der Unterzeichner des Aufrufes gibt zu denken durch die Namen, die in ihr stehen, und fast noch mehr durch jene, die darauf fehlen. Von den in der deutschen Schriftstellerzeitung genannten Unterzeichnern sind gut die Hälfte uns rassefremd, dafür fehlen bis auf verschwindende Ausnahmen Männer, die als bewußte Vertreter des Deutschtums bekannt sind. Ich stelle hier nur die Tatsache fest und folgere aus ihr, wie aus dem Wortlaut des Aufrufs, daß die Tragik des Genies Kleist die Bewegung veranlaßt hat, nicht aber die Tragik des deutschen Dichters, worin gleichzeitig die Tragik des künstlerischen Deutschtums liegt.

Soll aber eine Anklage erhoben werden, so darf sich diese sicher nicht richten gegen jene, die unter dem Aufruf stehen, sondern nur gegen jene, die da fehlen. Es mag wohl sein, daß die „nationalen Kreise" von den Veranstaltern des Aufrufes gar nicht aufgefordert worden sind. Aber darin liegt ja eben das Schlimme, daß sie so übergangen werden können. Mancher mag in dem Aufruf die Betonung des Nationalen vermißt und deshalb seine Unterschrift verweigert haben; andere mögen vor der oben charakterisierten Zusammensetzung der Unterzeichnerliste zurückgeschreckt sein. Wie dem auch sei, es bleibt bei der Anklage: das alles wäre nicht möglich, wenn die nationalen Kreise auf künstlerischem Gebiete, in diesem besonderen Falle für das Theater ihre Pflicht erfüllten, wenn sie tätig oder doch wenigstens zu passivem Widerstande fähig wären.



Aber nichts von alledem geschieht. Es wird höchstens über das Theater geschimpft, wacker geschimpft entweder mit einem billigen Antisemitismus oder mehr literarisch und ethisch gegen die Ausländerei und die Versumpfung. Aber für eine Besserung der Zustände geschieht nichts. Es herrscht in nationalen Kreisen weder Unternehmungsgeist für das Theater, noch auch eine zielbewußte Kunstpolitik, die entweder die Berücksichtigung des nationalen Schrifttums durchsetzt oder das Theater überhaupt boykottiert. So sind nicht einmal die Hoftheater für ein bewußt nationales dramatisches Schrifttum zu haben, das freilich mit Hurrastimmung und Byzantinismus nichts zu tun hat.

Ist es Trägheit, ist es müder Verzicht: man hat offenbar in den weitesten deutschnationalen Kreisen vor lauter sogenannter Realpolitik kein Verständnis mehr für die Werte, die hier auf dem Spiele stehen, und gibt das Theater reuelos denen preis, die darin ihr Geschäft auch im geistigen und volksethischen Sinne suchen.

Aber wenn dann eine solche das Gewissen aufstachelnde Gelegenheit kommt, wie jetzt die Todesfeier Kleists, da wird geredet und geklagt, geschimpft und gescholten und wieder — nichts getan.

Soll uns nicht endlich dieses Zusammentreffen der beiden Nationalgedenktage an Kleist und den großen Friedrich zur Tat anspornen! Friedrich war nicht der grundsätzliche Verächter einer deutschen Literatur, als der er oft hingestellt wird. Wohl vermochte er das bis zu seiner Zeit Geschaffene nicht zu schätzen, was ihm nicht sehr verübelt werden kann. Aber er hatte die feste Zuversicht zu dem kulturellen Können seines Volkes. Daß in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit die „schönen Tage unserer Literatur" nicht, wie der König meinte, noch zu nahen brauchten, sondern zur herrlichen Gegenwart erblüht waren — wußte Friedrich nicht, weil er das nationale Schaffen nicht genügend verfolgte. Wäre das möglich gewesen, wenn jene deutschen Bevölkerungskreise, die zur nationalen Vertretung berufen sind, wesentlich mehr von der nationalen Kulturtätigkeit gewußt hätten, als der arbeitsüberlastete König? Wäre es möglich gewesen, wenn die Deutschen dem in fremder Kultur herangewachsenen König gegenüber mit stolzem Bewußtsein ihre nationale Kultur vertreten hätten? Nein! So ist auch dieser Fall zu buchen als Schuld der zu Hütern und Pflegern der nationalen Kultur berufenen Kreise des deutschen Volkes.

Vermehren wir nicht die alte Schuldenlast! Tilgen wir zunächst einen Posten, der seit Friedrichs Zeiten auf seine Auslösung harrt: verwirklichen wir endlich die deutsche Nationalbühne! Als Lessing die Hoffnungen des Hamburger Nationaltheaters begrub, tat er es mit bitterem Spott „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind". Joseph II., der in manchem Betracht Friedrichs geistiger Erbe war, sah seine Bemühungen um ein nationales Singspiel aus dem gleichen Grunde scheitern. Unerfüllt blieben die Bestrebungen der Mannheimer Bühne, trotzdem Schiller an ihr die Feuerbrände seiner Jugenddramen entzündete. Trotz Schiller und Goethe, trotz Weimar fand Kleist keine Stätte für seine Werke. Die Kunst und auch die großen Persönlichkeiten allein vermögen die Erfüllung nicht zu schaffen, dazu bedarf es einer kulturbewußten Nation.

Wir Deutschen sind jetzt eine Nation. Darum ist es auch Richard Wagner möglich gewesen, sein Bayreuth zu gründen, was vor Bismarcks Einigungstat ein wahnwitziger Traum geblieben wäre. Sollte, was dem ungeheuren Willen eines einzelnen gelang, dem ganzen Volke unerreichbar sein? Nimmermehr, wenn es ernstlich will.

Das heimliche Verlangen, die Sehnsucht nach einer echt deutschen Bühne, nach dem Theater, das endlich die ihm von Schiller gewiesene hohe Aufgabe als edelster nationaler Bildungsstätte erfüllt, lebt in unserem Volke. Wecken wir die schlummernde Sehnsucht zu klarem Bewußtsein, zum festen Willen, zur opferwilligen Tat! Feiern wir die Gedenktage Kleists und Friedrichs mit der Gründung des deutschen Nationaltheaters! Ein Herold dieses Gedankens, Paul Schulze-Berghof, hat mit Recht die jetzige Stunde für geeignet gehalten, seinen Werberuf ins Land zu schicken. („Die Nationalbühne und Volksfeier für Friedrich den Großen." Berlin, Wiegandt & Grieben.) Möge er zunächst im kommenden neuen Reichstag Gehör finden und von dieser Stelle hinausschallen ins Volk. Dann aber auf ans Werk: „Der Worte sind genug gewechselt. Laßt mich auch endlich T a t e n sehn."



Namhafte Leute

(B e r l i n e r T h e a t e r - R u n d s c h a u)

Während des letzten Rundgangs des Mondes um die Erde tauchte kein Dichtername auf den Theaterzetteln Berlins auf, der nicht schon einen literarischen Kurswert hatte. Die Kunst-Sozialisten schreien: Herunter mit den beati possidentes! Und in jeder Premiere sieht man die sauren Mienen mißvergnügter Dichter, die das fremde Küken schlachten möchten, weil sie selbst ihr Ei nicht legen durften. Die Aussperrung aller namhaften Autoren von der Bühne ist ihr bescheidener Wunsch. Eine solche Losung wäre natürlich Unsinn. Bis zu einem gewissen Grad und mit gehörigen Vorbehalten kann man das Entgegenkommen begreifen, das die Bühnenleiter solchen Dramatikern beweisen, die schon gewisse Bürgschaften geleistet haben. Zumal der Mut des Leonidas nicht gerade einem Theaterdirektor eingeboren sein muß. Man treibt es freilich ein bißchen arg mit der Mutlosigkeit. Man erschwert es den Namenlosen allzusehr, namhaft zu werden. Das Schicksal Kleists, dessen Sehnsucht nach der Bühne an der Feigheit seiner berufenen Zeitgenossen scheiterte, ist eine Warnung, die nicht beachtet wird. Noch immer sterben Begabte, deren Blüte ein bißchen Sonne entfalten würde, in Dunkelheit an Entmutigung. Und wenn nun wenigstens der gute Name eines „Eingeführten" immer auf redliche Weise zustande käme! Doch welche außerkünstlerischen Schiebungen wirken da zuweilen mit! Die leidige Protektion, die Herrscherin eines harmloseren Zeitalters, war doch noch häufiger auf Würdigkeit bedacht als ihre Nachfolgerin in der Gegenwart: die Konnexion. Sie ist eine Form des absoluten Egoismus, der sich um ein öffentliches Interesse nicht kümmert. Den vornehmen Berliner Bühnen kann man ein unreinliches Gebaren gewiß nicht nachsagen. Aber wenn sie, oder doch einzelne unter ihnen, nur d e n Autor gelten lassen, der bereits gilt, so verstärken sie, wissentlich oder unwissentlich, das Managertum, den Rummel und die Reklame, aus deren Schößen ein gut Teil unserer Berühmtheiten hervorgeht.

* * *

Die Suche nach berühmten Namen ist in den jüngsten Wochen sehr bezeichnend in Erscheinung getreten. Es wiederholte sich dreimal, daß man nicht mehr den Befähigungs- oder richtiger: Theatererfolgsnachweis verlangte, sich vielmehr damit begnügte, daß der Autor, den man vor die Rampe zerrte, auf einem anderen Gebiete, etwa auf dem des Romans, sich einen populären Namen gemacht hatte. Das ist das System, mit dem man schon vor Jahrzehnten bei dem Scharfrichter Krauts anlangte, der in seiner historischen, wenn auch höchst scheußlichen Leibhaftigkeit auf einer Bühne des Berliner Ostens als große Zugkraft verwendet wurde! Die jetzt auf die Bretter verirrten Romandichter hatten weniger Glück als der Mann mit dem blutrostigen Henkerschwert. Mit einigen von ihnen beschäftigte ich mich schon in der letzten Rundschau. Besonders grimmig war der einschlägigen Erlebnisse letztes. Georg Hermann hat den Roman „Jettchen Gebert" geschrieben, ein allbekanntes und sogar ein entzückendes Buch. Daß er von der Bühne, ja vom dramatischen Urelement keine blasse Ahnung hat, kann ihm kein gesunder Mensch verargen. Es mindert sein dichterisches Ansehen nicht. Denn: muß ein Birnenbaum Äpfel tragen? Und welcher Vater ist nicht blind? Aber die Direktion des Berliner Theaters, die nun im ehemaligen Hebbeltheater Literatur macht, hatte begriffen, was sie den Zuschauern und dem Dichter zufügte. Ja, ja, Meinhard und Bernauer sind kluge Herren, sie hatten begriffen ... „Tut nichts!" dachten die bösen Buben — und: „Her mit dem berühmten Namen! Er wird die Missetat decken, den Erfolg bringen" ... Es war ein Irrtum. In der Schlacht versagte der kugelsichere Panzer des literarischen Kredits. Er schützte den verehrten Verfasser nur gegen einen lauten Durchfall, den die trostlose Ödnis seines Werkes am Ende verdient haben würde. Ein hübscher Reiz ist übrigens dem Lustspiel eigen: sein Titel „Der Wüstling oder Die Reise nach Breslau". Das klingt so niedlich altfränkisch wie etwa Kotzebues „Der Verschwiegene wider Willen oder die Reise von Berlin nach Potsdam" ... Ausgerechnet das brave Breslau und ein Wüstling! Die Zusammenstellung schien Perspektiven in die breiten Ebenen des Philisteriums, die ein boshafter Fremdling durchwandert, eröffnen zu wollen. Es kam anders. Nicht daß ein hemdärmeliger Kegelschieber in Georg Hermanns Lustspiel der einzige anständige Mensch ist, reizte zum Widerspruch. Denn warum sollte nicht ein feiner Kopf einmal das Liebenswürdige des Spießbürgers entdecken und es den Naseweisen entgegenhalten, die, weil sie tüchtig schmälen können, es so herrlich weit gebracht zu haben meinen? Die peinliche Überraschung bestand leider darin, daß Georg Hermann keineswegs lächelnd über den Parteien stand, vielmehr selbst — er, der Dichter! — in Hemdärmeln die Kegelkugel nach den geistigen Idealen warf. Wie einst der behäbige Herr Otto Ernst kühlte auch Georg Hermann sein Mütchen an den Kaffeehaus-Ästheten und meschuggen Blaustrümpfen, die ein langes Lustspiel gar nicht wert sind, — nicht einmal ein so langweiliges. Wie Herr Otto Ernst versäumte auch Georg Hermann, die ernsten Ideen von den Marodeuren ihres Siegeszuges zu scheiden. Indessen: dem Lustspieldichter ist viel, ist alles erlaubt, wenn er nur herzhaft launig ist und frohe Laune weckt. Konservative und fortschrittliche Zuschauer waren einig im Gähnen.

* * *

Anders liegt der Fall Karl Sternheim, dessen neue Komödie „Die Kassette" (das Buch ist im Inselverlag, Leipzig, erschienen) im Deutschen Theater nicht ohne Beifall aufgeführt wurde. Der Verfasser war vor Jahr und Tag dem Publikum von der Polizei-Zensur warm empfohlen worden. Die Wächterin der Sitte hatte, obwohl eigentlich nur Sansculotten für staatsgefährlich gelten, beanstandet, daß Sternheims erste Komödie nach dem Kleidungsstück getauft war, das nun einmal Hose heißt. Wieder bewährte sich das Sprichwort: „Kleider machen Leute." Denn dem sonderbaren Hosenverbote dankte der junge Dichter ein lebhaftes Beachtetwerden in höherem Maße als den sicheren Talentproben seines Erstlings. Man weiß nicht, allwomit sich ein menschlicher Magen und ein literarischer Ruf ernährt! Doch der Fall Sternheim hat noch eine andere prinzipielle Bedeutung. Um des Autors bloßer Wohlgenannt-

heit willen würde das Deutsche Theater nicht seine kostbaren Kräfte der neuen Komödie geopfert haben. Hier wirkte ein stärkerer Magnet: jener krankhafte Mystizismus des „Stils“ nämlich, der leider — das muß einmal gesagt werden — mit der einfühlsamen Pflege eines dem echten Kunstwerk eingeborenen, wenn auch noch so dunklen und kapriziösen Stils verwechselt wird. In der Stilkunst haben die Bühnen Reinhardts gar oft ihr schönstes Neuland entdeckt; doch es entstanden aus den inneren Erfolgen auch die Gefahren einer Entdeckungsmanie des Stilisierens. Ein schlimmes Beispiel bot unlängst die Darstellung von Lessings „Nathan“, an dem solchermaßen herumgedoktert wurde, daß seine gesunde Urgestalt kaum mehr zu kennen war. Ein weiteres Beispiel erblicke ich in der Aufführung der „Kassette“, eines sehr stillosen Bühnenstücks, das den Regisseur in der Schumannstraße mit allerlei symbolistischen Faxen und Grimassen geblendet, verlockt und über seinen höchst gewöhnlichen Charakter getäuscht hat.

Denn man denke: ein Gymnasiallehrer vom Durchschnittsmaß der Kinderschrecke ist der Held. Er besitzt außer seinem mageren Gehalt nur noch eine scheußliche alte Erbtante, der er in unappetitlichen Raufszenen gelegentlich den Chignon vom Kopfe reißt. Die Fortnade zähmt ihn; sie läßt ihn glauben, daß seine Gefügigkeit mit der Universalerbschaft belohnt werden wird. Der Bursche ist niedrig genug, für diese Hoffnung alle Manneswürde, ja sogar die Liebe und den Alleinbesitz seiner jungen Frau hinzugeben. Er betört sich bis zur Grenze pathologischen Irrsinns am Anblick der Erb-Kassette. Das boshafte alte Weib jedoch setzt heimlich in ihrem Testament die Kirche als Erbin ein. — Die Moral von der Geschichte ist seit Augiers „Goldprobe“ vielhundertmal dramatisiert worden, und ihr besonderer Stoff reicht zur Not für einen kurzen Schwank aus. Sternheim blähte die Haut seiner miserablen Menschenkinder mächtig auf, legte ihnen die bedeutsamsten Redensarten auf die Lippen, zog geheimnisvolle Schattenrisse eines wirren Weltbildes und machte aus dem ordinären Kerl, dem geizig-gierigen Erbschleicher, ein Gefäß des großen Dämons. In Monologen erschüttert dieser Knirps die Weltordnung, in dunkler Nacht führt er gespenstische Schattentänze auf ... Dämonisch? Im Gespräche mit Eckermann bestritt G o e t h e, daß der Mephistopheles dämonische Züge habe. „Er ist ein viel zu negatives Wesen,“ sagte er, „das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.“ Das Nichts des Gymnasiallehrers mit der Potenz des Mephisto verglichen, ergibt sich die Summe von Anmaßung, die in den höchst dämonischen Posen des Jämmerlings steckt. Gewiß, Molière hat einen Geizigen über das Mittelmaß hinausgehoben; aber sein Harpagon ist aus dem Erz, das weißglüht in Leidenschaft, — und stammte diese Leidenschaft vom Mordteufel und nicht vom Dämon des Goldes, aus dem Harpagon wäre ein großer Kriegsheld geworden. Sternheims Herr Lehrer läßt sich ins Gesicht spucken und sagt: „Es regnet.“ Und Ibsen hat im Hjalmar Ekdal den sich mit hohen Worten berauschenden Zwerg hingestellt. Ibsen deckte den gemeinen Ursprung einer verlogenen großen Gebärde auf; Sternheim dagegen, der Mystifax, suchte einer kleinlichen Kreatur die echte Gebärde dämonischer Leidenschaft zu verleihen. Weil der Verfasser der „Kassette“ trotzdem in manchem Zuge den klugen Kopf verrät, und weil in seinem Stück, diesem Sammelbecken aller Stilgattungen, neben dem rohesten Realismus des Schimpfens und Prügelns ein gar nicht realistischer, vielmehr höchst pathetischer Dialog geführt wird, so dachte ich eine Strecke lang: das Ganze sei, unter dem ausdehnsamen Begriff der Groteske, als Parodie gedacht und mißlungen. Aber was hätte denn parodiert sein sollen? Etwa die alten Erbtanten-Schwänke? Kanonen gegen Mücken! Nein, als Aufsitzer war das Stück nicht g e m e i n t! Aufgesessen ist dennoch der Regisseur des Deutschen Theaters, der den Posen der unglücklichen Komödie Glauben schenkte und sie sogar noch geflissentlich steigerte. Dabei kam allerdings in manchen Szenen ein grandioses Solospiel Albert Bassermanns zustande; nur mußte man, um bei so starker Schauspielkunst nicht respektlos zu lachen, vergessen, wie beschaffen der armselige Mensch vom Dichter gezeugt war, dem der Darsteller, im Widerspruch mit Logik und Psychologie, seinen eigenen Dämon einhauchte

*   *   *

Das Suchen nach immer neuen szenischen Stilformen hat Max Reinhardt zur mittelalterlichen Mysterienbühne geführt, die er im Zirkus Schumann aufbaute. Neu ist ja alles Alte, das aus dem Grab der Geschichte auferweckt wird. (Auferweckt?) Außerdem trug der Drei-Stockwerk-Bau, der sich wie eine Ziehharmonika verlängern und verkürzen ließ, mit all seinen architektonischen, dekorativen und aus den elektrischen Scheinwerfern fließenden Licht-Reizen, durchaus das Gepräge des Modernisten, so daß die frommen Klostermönche vergangener Jahrhunderte das schlichte Gerüst ihres kirchlichen Theaters hier nicht wieder erkannt hätten. Das Theater der Athener nachzuahmen, war die Rotunde des Zirkus geeignet; die Dimensionen und der Grundriß der Arena konnten angedeutet werden. Die weite Runde paßte aber zum Charakter des frommen Spiels weit weniger. Man mochte das räumliche Riesenmaß aus dem internationalen Ausdehnungsbedürfnis Reinhardts erklären. War doch die Berliner Aufführung des Mysteriums „Every-man" eine Art Generalprobe für die bevorstehende Londoner Sensation. Den Engländern wird der merkwürdige Mischling, dieser in einer Ausgabe vereinigte Holz- und Goldschnitt, wohl behagen. Denn sie haben einen kuriosen Kunstgeschmack ... Auch ist das Mysterium „Jedermann", das Hugo von Hofmannsthal in deutschen Knüttelversen „erneuerte" (das Buch ist bei S. Fischer, Berlin, erschienen), englisches Nationaleigentum; bedingtermaßen freilich nur, denn die Geschichte von den guten Freunden, die den reichen Gastgeber, sobald Not und Tod bei ihm anklopfen, treulos verlassen, stammt aus vor-christlichem Altertum. Ein englischer Priester des fünfzehnten Jahrhunderts hat aus ihr das christliche moral-play gemacht.

Gott der Herr zürnt den sündhaften Menschen. Er sendet seinen Boten, den Tod, zur Erde, damit er den reichen Jedermann vor den höchsten Richterstuhl hole. (Ist Reichtum etwa jedem Menschen beschieden ...?!) Mitten in des Jünglings weltliche Freuden tritt der Tod. Zähneklappern und Heulen! Herr Jedermann hat Furcht vor der weiten Reise. Er sucht einen Begleiter. Die Geliebte, die Freunde, die Verwandten lassen ihn im Stich. (Aufrichtig: die Zumutung, daß ein Genosse mit ihm sterben möge, scheint mir nicht sehr sinnvoll.) Da erscheint eine blasse, kranke, verkrüppelte Frau. Sie stellt Jedermanns „gute Werke" vor. Darum ist sie denn auch so schwach, daß sie ihren Wunsch, Jedermanns Reisekamerad zu sein, nicht ausführen kann. Doch ruft sie ihre Schwester (?), den Glauben. An diese Lichtgestalt klammert sich nun Jedermann. Muß es ein ethisches Gemüt nicht verdrießen, daß dieser Jüngling aus bloßer Todesfurcht gläubig wird?! Er betet, beichtet, büßt. Und siehe, die hinfällige Person, Jedermanns „Werke", wird gesund und strahlend. Ora et labora! — lautet der Spruch. Hofmannsthal strich das „labora", ein Übeltäter hat gut getan, wenn er bloß betet ... Die Werke begleiten den erlösten Jedermann ins Jenseits. Ich denke, sie bleiben von jedem Menschen auf Erden zurück ...

Echte Frommheit ist dem nachempfindenden Kunstmenschen willkommen; aber ein Schmarren wird durch Weihrauch nicht kunstheilig. Hofmannsthal, der Dichter voll geheimnisvoller Schönheit, diese weichtönende, komplizierte Seele, war von der Natur nicht berufen, die derbe, gläubige Einfalt der Legende wiederzugeben. Er konnte Ödipus und Elektra aus der Hysterie der Hellenen in die unsere übersetzen und des Altengländers Otway „Gerettetes Venedig" mit seinem dunklen Blut erfüllen. Die christliche Moralität kopierte er im Stil, dabei verlor er seine Persönlichkeit und dichterische Ehrlichkeit — wenige Stellen ausgenommen (darunter das Bacchanal im Blumenkranz und Lichterglanz, das aber, sehr bezeichnend, den Charakter des Mysteriumspiels verleugnet und einen Duft des Rokokos verbreitet). Bedenklicher ist, daß Hofmannsthals Erfindung versagte. Sie, die bei keuscher Schonung der Schlichtheit des alten Spiels diesem ein moralisches Daseinsrecht für unsere Tage hätte verleihen sollen. Des Dichters Notdurft an Gestaltungskraft erweist sich zwiefach: in der Unfähigkeit, aus schemenhaften allegorischen Figuren Menschen zu machen, die uns brüderlich bewegen; und in den verblüffenden Anlehnungen an andere Dichtungen. Selbstverständlich kann sich Hofmanns-

thal darauf berufen, daß er nicht aus dem Faust, vielmehr Goethe und er aus der gleichen Legendenquelle schöpften, wenn uns hier beim Zwiegespräch zwischen Gott und Tod das Vorspiel im Himmel einfällt, und wenn wir förmlich erschrecken, die Szene, in der Mephisto von den Engeln um Fausts Unsterbliches geprellt wird, im „Jedermann“-Spiel wiederzufinden. Die stärksten Anleihen hat Hofmannsthal bei sich selbst gemacht. Aus seinem tiefe Schönheit rauschenden Jugendgedicht „Der Tor und der Tod“ sind alle Gestalten in das neue Werk übersiedelt (der reiche Jüngling, der Tod, die gütige Mutter, die Geliebte, der Freund), — doch unterwegs hat ein jedes den Klang seiner Seele verloren. Der Tod, jetzt ein Gespenst, war dort der milde Herr des Lebens, der Genius aus des Dionysos, der Venus Sippe. Der reiche Jüngling ist in seines Dichters Lebensjahren nicht reifer geworden; aber jetzt, da er die Schuld der Menschheit sühnen muß, erkennen wir, daß seine Persönlichkeit wenig oder nichts bedeutet. Wenn Jedermann eben diesen Mangel an Persönlichkeit als Schuld verantworten müßte, dann hätten wir eine Variation des Ibsenschen Peer-Gynt-Problems. Doch bei Hofmannsthal wird er, der gar kein Bösewicht ist, wie ein Bösewicht behandelt.

Die sinnlich-übersinnlichen Mächte, über die Reinhardts Zepter gebot, sicherten dem hohlen Spiel viel Schau- und Hörlust.

* * *

Der Jungberühmten Jüngster ist Ernst Hardt. Auf der Bühne des Lessingtheaters, der Stätte seines nachhaltigen „Tantris“-Erfolges, erschien er mit der Tragödie „Gudrun“ (Buchausgabe: Inselverlag, Leipzig); und diesmal dünkte mir der Enthusiasmus des Publikums begreiflicher. Denn ein schlank gebautes Drama ist diese „Gudrun“, eine Marmorburg, deren weißer Stein von Feuersglut gerötet wird. Sie gewährt mindestens jene Schönheiten des Augenblicks, die unsere Hingebung erobern, mag auch kühlere Nachprüfung zu ernsten Bedenken gelangen. Ich habe mir den Sieg des „Tantris“ über Zuschauer und Preisrichter viel weniger aus dem lyrischen Glanz der Verse und dem heißen Atem einzelner Szenen, denn aus der aufregenden Paarung sexueller und grausamer Unerhörtheiten erklärt. Daß der nackte Leib der Isolde den Aussätzigen preisgegeben wird, das war eine Deutlichkeit, die offenbar schwerer ins Gewicht fiel als in der anderen Wagschale die Unklarheit und (im letzten Akt) der Widersinn von Charakterzeichnung und Handlung. Aber in „Gudrun“ ist nichts verworren. Folgerichtig schürzt und löst sich der tragische Knoten. Die Wucht der einzelnen Szene ist auch hier bedeutend. Schließlich freilich bleibt jedem die Entscheidung seines psychologischen Gefühls offen in der Frage, ob er dem inneren Konflikt der Heldin Glauben schenken oder verweigern muß.

Ernst Hardt hat nicht mit sklavischem Gehorsam das Gudrunlied, den lieblich-hehren Schatz der deutschen Volksdichtung, dramatisiert. Zwar auch seine Königstochter der Hegelinge verlobt sich dem Dänenkönig Herwig und wird von dem jungen Normannenkönig Hartmut geraubt. Auch seine Gudrun wird von der Liebe König Hartmuts umworben, und weil sie dem Verlobten die Treue wahrt, muß sie ein hartes Magdlos dulden in der Gefangenschaft. Einfach sind im alten Epos die Kräfte gesichtet: hie Liebe und Treue, hie Versuchung und feindlicher Druck, — und nichts steht dem heiteren Ausgang im Wege, als der Dänenkönig kommt, siegt und Gudrun heimführt. Die Liebe des Normannen war auch so fürchterlich nicht, daß er sich nicht an Weibes Busen trösten könnte.

Anders hat der späte Dichter Gudruns Horoskop gestellt. Der Golfstrom der Leidenschaft dringt aus Hartmuts, des Normannen Brust in das Innere der gefangenen Königstochter ein. Doch sie gesteht ihr Liebeserwachen weder dem Werber noch irgendwem, noch sich selbst. Liebe und Treue sind in ihr widereinander gestellt. Treu dem beschworenen Bunde (ach, das unerwachte Weib hatte zu rasch gewählt!), bekämpft sie, als die untreue Liebe ihr bewußt wird, mit Haß das eigene Gefühl, da sie doch den nicht hassen kann, der ihr die Verwirrung bereitet. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hilft ihr den Trotz gegen sich selbst stärken,

da sie, diese blinde Fanatikerin der Mutterliebe, den Trotz der Jungfrau gegen den Sohn mit rauher Gewalt beugen will. Die Gestalt des bejahrten Weibes, in der alle Instinkte und Willenskräfte auf eine einzige Energie gesammelt sind, ist groß gedacht. Leider vergriff sich Hardt, weil er dem berühmten Bilde aus dem Epos, „Gudrun, des Nachts am Strande die Wäsche waschend", nicht entsagen wollte, in den Mitteln, die er der mütterlichen Wut leiht. Mit kleinlichen Quälereien und Dienstaufträgen durfte seine Gerlind nicht ihr Auskommen finden. Auch stellt sich hier die einzige logische Lücke des Dramas ein: Kann König Hartmut, der sieghafte Held, der Gudrun so liebt, daß „ein Haar von ihr ihm mehr ist als euer aller Leben", kann er denn der erniedrigenden Behandlung der Geliebten ruhig zusehen?! Den größeren Zug gewinnt Mutter Gerlind, als sie ein Äußerstes ihrer eigenen Frauenscham abringt: sie schickt eine Magd in des Sohnes ungeweihte Brautkammer und befiehlt Gudrunen, um sie in Schmach und Eifersucht zu stürzen, daß sie dem König an der Schwelle leuchte! Gudrun hebt die Fackel, und stumm, wie sie den Kampf im Herzen trug, bricht sie zusammen. Dieses Schweigen ist Hardts stärkste Sprache. — Daß es für Gudrun aus den Klammern des Konflikts keine Erlösung außer durch den Tod gibt, fühlen wir, ob wir uns nun zu dem Konflikt glaubenswillig oder skeptisch verhalten. Noch jauchzt die Treue der Gudrun dem siegend vordringenden Dänenkönig zu, aber schon verzweifelt die Liebe ihres Herzens, da der nächste Augenblick das Scheiden von Hartmut erzwingen will. Sie reizt den Haß Mutter Gerlindens, bis der in Bereitschaft stehende Tod den Arm der Feindin mit dem Dolch bewaffnet. Verblutend löst Gudrun ihr Schweigen, und sie spricht zu der irrenden Mutterliebe: „Nun schau aufs Blut und lerne, nach wem es rinnt ..."

Das Liebesempfinden in der Tragödie „Gudrun", sowohl das des Weibes, wie das stürmische und doch auch ethisch gebändigte des Mannes, stammt aus unserer Zeit. Dagegen ist unserer reiferen Herzensethik der Begriff einer unverbrüchlichen „Liebestreue ohne Liebe" (der Widerspruch der Natur spricht grell aus dieser Wortefügung!) sehr fremd. Wir wissen, daß schwerste Sünde ist, was einst vielleicht höchste Tugend schien: eine durch Lüge entheiligte Form über die innere Wahrheit zu stellen. Zumal Gudrun, die nicht einmal von gesellschaftlichen Banden (Ehe), geschweige denn von Gewissenspflichten, so der Kindersegen auferlegt, an ihr Verlöbnis gebunden ist, würde nach unserem ungeschriebenen Sittengesetze zur Frevlerin am Geiste, wenn sie dem Buchstaben, der Formel des voreiligen Verlöbnisses ihr Herz und das Schicksal des geliebten Mannes unterwürfe. Nur der historische Sinn geleitet uns zum Verständnis der Hardtschen Gudrun. Wir müssen eben ein anderes Sittengesetz unterstellen und uns dieser Voraussetzuug fügen. Genau so haben wir in Hebbels „Gyges"-Drama die Mord und Vernichtung verschuldende körperliche Schamhaftigkeit der Rhodope als ein zeitliches Axiom hinzunehmen und das Menschliche der Dichtung von der unmenschlichen Prämisse abzuleiten. Die Willkür Ernst Hardts geht allerdings weit, da er mit der starren Eidestreue des Heroenzeitalters die empfindsame Liebesfähigkeit unserer Herzenskultur in einer Menschenseele mischt. Der historische Schlüssel wird dadurch unbrauchbar, und es bleibt nichts übrig, als schließlich der Phantasie des Dichters ein übergroßes Recht einzuräumen. Gelingt uns das, so empfinden wir die Größe einer heroischen Frau, die ihrem heiligen Glauben (gleichviel, ob er uns der „rechte" dünkt!) ihr Glück und ihr Leben opfert. Es war des Dichters gutes Schicksal, daß seine Gudrun bei der in einfachen Linien groß angelegten Aufführung des Lessingtheaters in Lina Lossen eine Darstellerin fand, die das Herbe, Eigensinnige, Fremde, ja die Verbindung von Feuer und Eis als Natureigentümlichkeit nachempfinden ließ.

* * *

Auch Herbert Eulenberg ist ein Vielgenannter. Aber nicht die Mode hebt ihn empor, sondern Liebe und Haß streiten um seine Zukunft. Die Neue Freie Volksbühne, die in 21 Jahren so manchen Schatz gehoben hat, holte aus Eulenbergs schon zehnjähriger Vergangenheit eine der stärksten Bürgschaften seiner wilden Kraft hervor, das vorher in Berlin

nicht aufgeführte Trauerspiel „Leidenschaft“ (erschienen bei Ernst Rowohlt in Leipzig). Im Neuen Volkstheater brachte das frühe Werk seinem Dichter einen ersten unbestrittenen Erfolg. Man gab das Schauspiel im Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts, und man wurde damit seinem Wesen gerecht. Denn obwohl es ewige Gefühle in das Gewand moderner Kampfideen kleidet, hat es einen seltsamen Patinaglanz, so daß man meinen könnte, es stamme aus dem Jahrhundert, in dem Revolution und poetische Idylle sich nachbarlich vertrugen. Die Technik des Stücks ist voll kindlicher Mängel. Doch einen tiefen Blick hat der jugendliche Poet in eine reife, große Frauenseele getan, und die dionysische Leidenschaft, die den Menschen erhebt und zerschmettert, ist ihm eigen, wie nur wenigen in unserem frühalten Geschlecht. Von Leidenschaft zittert dieses Stück in allen Fugen.

Es gibt ein Müssen, vor dem die Welt versinkt und die Vernunft verstummt. Irene, die Hochherzige und Wohlbehütete, muß dem Geliebten folgen, den Frieden ihres trauten Elternhauses fliehend verlassen. Muß, weil es ihr bestimmt ist, „an sich zu verbrennen“ und „sich zu verschenken, um sich zu finden“, den Unglimpf der Welt auf sich nehmen um ihres freien Liebesbundes willen. Sie muß in Schmerzen dem Gram ihres gütigen Vaters widerstehen. Den Alten tötet der Kummer.

„Ein Tropfen Gift, bezahlt mit fremdem Leid,
Bleibt Schuld und Sünde bis in Ewigkeit.“ —

Ist dieses Wort des Maurice von Stern auf Irenens Schicksal geprägt? Nicht Selbstsucht, nicht Glückshunger ist ihre Liebe. Und doch ist ihr das schwerste Leid beschieden: nach allen Opfern die Enttäuschung. Welch einem Menschen wurde sie von ihrer Leidenschaft zur Beute hingeworfen! Keinem Bösewicht, o nein! Aber einem charakterlosen Piraten des Genusses, einem gewissen- und zügellosen Alltagsgesellen, auf den, um ihn zu zeichnen, ich wieder ein Dichterwort entlehne (aus einer der Meisternovellen von Mite Kremnitz): „Nicht schlecht war er, aber schlechter als schlecht, nämlich — nichts.“ In dämmerndem Bewußtsein spricht Irene: „Das Frauenherz ist wie umnachtet, das lieben muß, lieben, wo es verachtet ...“ Und als sie hell sieht, erschießt sie sich. Dem Leben kann sie entfliehen, nicht der Leidenschaft. Dieser Tod hat nichts von Schwäche. Die Hand der Selbstmörderin zittert nicht. Nicht Werthers Schwermut, ein fester Wille begrenzt den Zweck eines Daseins und endigt es. Alle Verbogenheit und Kasuistik der Szenenfolge verzeiht man dem Dichter um seines großen Wurfes willen.

* * *

Das Haupt eines großen Toten tauchte auf. Das Haupt Leo Tolstois. Von seinem Nachlaßdrama „Die lebende Leiche“ (Verlag Ladyschnikow, Berlin) waren da und dort deutsche „Bearbeitungen“ aufgeführt worden. Man hatte die zwölf Szenenbilder zusammengezogen und weggeschnitten, was nicht „Handlung“ war. Was ergab sich? Ein billiger Kriminalroman. Tolstoi — und eine Hintertreppengeschichte: ist es zu fassen?! Nun wurde im Neuen Volkstheater (Neue Freie Volksbühne) das Erbe Tolstois behoben, unbefleckt, wie die Hände dieses guten Hirten es zubereitet haben. Der selbst auf der Drehbühne nicht überwindlichen Schwierigkeit fortwährender Verwandlungen begegnete der künstlerische Leiter (Edgar Licho), indem er einen kleinen Bühnenraum bloß mit einer rasch vertauschten dekorativen Gardine abschloß. Der Gewinn dieses Entsagens auf alle bühnentechnischen Reize war ein Eindruck, der Andacht genannt werden muß.

Wie ein Ararat erhob sich Tolstois reines Menschentum aus den schmutzigen Wogen der Zeit. Wie ein Ararat steht der schöne Wille seines letzten Werkes über den vielen kleinen Problemen der Tagesliteratur. Ja, es ist „spannend“, daß Fedja Protassow, der sich selbst Opfernde, den Selbstmord nicht ausführt, den er seiner Gattin und seinem Freunde in einem Briefe angekündigt und den er ernsthaft beabsichtigt hat, damit die beiden, die sich lieben, sich vereinigen könnten. Es ist „spannend“, daß nun Fedja und die beiden, die nach irrtümlicher Agnostizie-

rung einer verwesten Leiche tatsächlich geheiratet haben, der Justiz verfallen, die eine vorsatzlose Bigamie und einen edelsten Willen bestrafen und — welch ein Widersinn! — es ahnden wird, daß eine von den sittlichen Gesetzen verpönte Tat, der Selbstmord, nicht begangen worden ist. Hinter dieser „Spannung“, die der wahrheitsliebende Betrüger Fedja im Gerichtssaal endlich mit einem Pistolenschuß in sein Herz löst, liegt die ewige Schönheit der Güte, die das Leben mit seinen aufregenden Verworrenheiten trübt. Der „Fall“ zeigt, wie kompliziert das Leben doch ist, und er lehrt, was schon Christus gelehrt und auch Ibsen in der „Nora“ ausgestaltet hat: das „Summum jus, summa injuria“. Verstehen, nicht richten, — ruft Tolstoi. Die Tücke menschlichen Geschicks erprobt sich an dem lautergesinnten Fedja, der sich selbst töten wollte, weil er die ihm für ein gerichtliches Scheidungsverfahren zugemuteten Lügen nicht auf sein Gewissen nehmen wollte und kein dritter Weg übrigblieb, seine störende Existenz dem Glücke der anderen aus dem Wege zu räumen; und der dann, durch Umstände gezwungen, von seiner Lügenscheu in den Betrug hineingetrieben wird. Dieser Fedja ist ein innerlicher, aber haltloser Mensch, wie sie in den Einsamkeiten der russischen Steppe nachtwandeln. Die Bibel spricht von „Geistlichtoten“. Fedjas Ehe war unglücklich infolge übler Gesellung der Temperamente und durch des Mannes Schuld. Abseits von seinem Hause sich umtreibend, im Trunk verkommend, bleibt er in allem Elend das Gefäß einer göttlichen Seele. Er findet ein Mädchen, das ihn liebt, das er selbst in den strahlenden Mantel seiner Dichterliebe hüllt. Weil er Sascha liebt, hat er, der Vagabund, die Kraft, sie zu schonen. Er tut der kleinen Sascha nur Gutes. In seinem Herzen blüht ein Wissen auf: Wir lieben die Menschen des Guten wegen, das wir ihnen tun, und wir können sie nicht lieben, wenn wir ihnen Böses zugefügt haben ... Also sprach Tolstoi.

Hermann Kienzl



Goethe gegen Kleist

Daß Goethe sich gegen Kleist ablehnend bis zum unverhohlenen Widerwillen verhielt, ist erst jüngst wieder in den zahlreichen Aufsätzen zu Kleists 100. Todestage aufs Tapet gebracht worden. Über die Gründe dieser immerhin auffallenden Erscheinung — man möchte sagen: Idiosynkrasie, macht Margarethe Siebert in der Münchener Wochenschrift „März“ bemerkenswerte Feststellungen.

„Die Nachkommen haben sich gewöhnt, sich nach dem Weimar von Goethes Zeiten wie nach einem geistigen Dorado zu sehnen. Da wohnten Goethe und Schiller, Herder und Wieland, umgeben von einem andachtsvollen Kreis, in dem nur ein Streben, das nach Bildung, zu gelten schien. Aber dem, der die vielen Briefe aus dieser Zeit liest, der die vielen Bilder aufmerksam betrachtet, ihm möchte mitunter viel eher wehe als wohl werden. Da diese so unendlich breite Weisheit träufelnden Männer, diese so fürchterlich wichtig schwatzenden Frauen, die sich ihres dokumentarisch beglaubigten sittigenden Einflusses, ihrer schönen Seelen so absolut sicher fühlten, um auf alle schwere Mühe um eine wirklich ernsthafte Bildung zu verzichten! Enge Wände nach allen Seiten, politisch, moralisch, intellektuell. Wer sie ausdehnte wie die Romantiker, forderte in vieler Hinsicht zur Betonung des Entgegengesetzten heraus.

Goethe fügte sich bewußt in die Enge. Um welchen Preis? Man lese einmal Werthers Leiden und gleich danach die Wahlverwandtschaften und Wahrheit und Dichtung. Der Kunst in allen diesen Werken ist schwer mit Worten gerecht zu werden. Aber die furchtbare Kälte im Stil der Wahlverwandtschaften, von Wahrheit und Dichtung, die Trockenheit in jedem Satz, die für den Dichter des Werther, der Briefe an die Frau von Stein nur mit allen Opfern ungeheurer Selbstüberwindung erreichbar war, sie bezeugen das grenzenlose Weh, die nicht



abzumessende Enttäuschung, aus der Goethe mit aller Anspannung seines Willens dennoch Leben gerettet hatte.

In dieser Zeit kam Kleist an Goethe heran.

Auch Kleist tauchte in die Antike, um bei ihr zu suchen. Aber er war um ein Menschenalter jünger als Goethe und fand die Fülle dessen vor, was Goethe und die Dichter und Denker um ihn geschaffen hatten. So konnte er ganz anders zur Antike kommen. Goethe unternahm die Wallfahrt als ein Dienender. Kleist kam als Freibeuter. Ihm war vielmehr die Antike die Dienerin seiner Kunst. Und es war ihm vollkommen gleichgültig, ob sie bei diesem Dienst gut oder schlecht wegkam. Da waren also von einem glücklichen Zeitalter wirksame Stoffe gebildet worden. Sehr gut; mit dieser Arbeit brauchte man sich nun nicht mehr aufzuhalten. Da waren große Formen. Man entnahm ihnen den Maßstab. Im übrigen machte man alles anders.

Uns erscheint antikes Leben um sehr viel realistischer als dem Zeitalter Goethes, ihm selbst, Schiller, Thorwaldsen, Winkelmann, Humboldt, vielen anderen. Wir sehen es als viel leidenschaftlicher, wilder an. Wir meinen, daß die Griechen nicht so abgeklärt, so ganz auf das schöne Maß gestellt waren, wie sie damals gesehen wurden. Uns scheint Kleist mit seiner Auffassung ebenso das Richtige zu treffen wie Goethe und die um ihn. Schließlich ist da jede Auffassung eines bedeutenden Menschen gültig; die Griechen gehen uns nur insoweit etwas an, als sich unser Geist aus ihrer Kultur zu speisen vermag.

Aber in Goethe wirkte die Kraft gewaltig, die ihn aus so mageren Beispielen eine so großartige Einheit konstruieren ließ. Und er schätzte sie, die viel mehr im Gefühl wurzelte, als Erkenntnis. Hatten sich ihm aber Wahrheiten der Erkenntnis, also absolute, erschlossen, so mußte sich an der Wahrheit versündigen, wer sie nicht anerkannte. Abgesehen davon, daß es eine unerhörte Anmaßung bedeutete, wenn ein einziger junger Mensch, dessen Bildung nicht im entferntesten an die der älteren heranreichen, der ernst zu nehmende Untersuchungen über so wichtige Dinge überhaupt nicht veranstaltet haben konnte, wenn der es unternahm, anderer Meinung als sein ganzes Zeitalter zu sein.

Ein Verkennen so großer Dinge entstammte also einem Charakterfehler. Dann aber mußte sich dieser im ganzen Werk, nein, in jeder Zeile dieses Schriftstellers offenbaren. Was er ja auch tat. Daß es sich bei Kleist um eine allerdings sehr andere Fronde als zum Beispiel bei Byron handelte, das ist sicher wahr. Gerade Byrons gesuchte Bizarrerie bewies, wie viel ihm dennoch an dem brüskierten Philistertum lag. Kleist wäre auf derlei nie verfallen. Solche Leute auch noch zu ärgern, — welche Zeit- und Kraftvergeudung!

Aber jedes Wort von Kleist erhob Protest. Nicht gegen dies und das, nicht gegen Philister oder was dafür galt. Byrons Individualität war viel zu schwach, als daß sein Protest wirklich in den Kern treffen konnte. Kleist aber untersuchte den Grund, die ganze Lebensauffassung. Und da kam er zu anderen Schlüssen als Goethe ...

Und nun nahte sich Kleist.

Er kam allerdings zuerst mit einem Lustspiel. Nur daß es eins war, das den Tragödiendichter schon fertig gereift enthielt, das sich auf Voraussetzungen aufbaute, die nur deshalb nicht tragisch waren, weil sie der Todessprung ins Transzendentale rettete. Goethe hat von der Gefühlsverwirrung gesprochen, auf die Kleist ausgehe, und hat ihm damit das Etikett aufgehängt, unter dem er für die meisten noch heute herumläuft. Dennoch ist das Wort nicht richtig. Kleist will kein Gefühl verwirren. Aber er nimmt auch nicht das reinste und größte ununtersucht hin. Sondern gerade es stellt er auf die schärfste Probe. Ihn schreckt nichts in seiner Untersuchung.

Das aber erschien Goethe als der Anfang vom Ende. Das bedeutete Zersetzung, Atomisierung in lauter einzelne, und mochten sie genial wie Luzifer sein, in ihrer Vereinzelung ganz ohnmächtige und bedeutungslose Individuen. Goethe wußte, daß sogar der Maßstab für alle Größe nur der Allgemeinheit entnommen wird.

Die Zeit nach ihm hat vor allem untersuchende Geister gebracht. Auch die kühnste Fragestellung hat für uns den Schrecken verloren. Uns ist, an sie gewöhnt, in Kleist viel mehr die Synthese auffallend, daß er die Zersetzung überwand, oder daß von Zersetzung überhaupt nicht die Rede bei ihm sein kann. Denn vor ihm steht nicht die Analyse als Ziel, sondern, fertig vor jedem Anfang, die Einheit der großen, allumfassenden Empfindung. Alle Untersuchung sollte nur dazu dienen, die ganze Herrlichkeit des Zieles vollkommen erscheinen zu lassen. Er war niemals Individualist in dem Sinne, daß es ihm Ziel war, sich, seine Meinung, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu bringen. Das war ihm sogar ganz gleichgültig. Sondern um seine Sache rang er; alles persönliche Empfinden wurde nur als Hebel eingesetzt.

Noch einer ist vor Goethe getreten, der alles Bestehende einer neuen Weltenschöpfung zuliebe verwerfen wollte: N a p o l e o n. Und für ihn hatte Goethe nur schrankenlose Bewunderung. So sehr, daß er fast die innerliche Haltung verlor, daß er die eigene richtige Meinung auch vor sich selbst an den Irrtum des andern preisgab, so sehr, daß es ihm unerheblich war, wenn er sich da bewundernd in Gegensatz mit allem Leben um ihn, mit dem, was seinem Leben bisher Grund und Grenze bedeutet hatte, ja, mit seinem Volk setzte. Da wußte er nur eins: ihm war vergönnt worden, doch einmal vor einem Menschen seines Maßes zu stehen.

Aber Napoleon kam auch als Sieger.

Kleist? Da trat er auf und erhob nur Anspruch. Wie wäre der unreife Napoleon wohl dem älteren Goethe vorgekommen? Vielleicht hätte er väterliche Freude auch an den Zeichen der noch nicht bewiesenen Kraft gehabt. Ihn haben ja auch die Temperamentsäußerungen bei Byron als Merkmale von Bedeutsamkeit entzückt.

Aber weder Napoleon noch Byron dachten auch daran, Goethe eines Irrtums zu zeihen. Sie störten ihm nicht die Kreise seines ureigenen Gebietes. Goethe glaubte nun und nimmermehr, was Kleist ohne weiteres annahm, daß sie beide recht haben könnten. Dieser bedeutungslose junge Mensch, von einer so ungereiften Heftigkeit? Goethe hatte in seinem ganzen Leben an zeitgenössischer Literatur bisher nur die Erfahrung eines ungeheueren Abstandes nach unten hin gemacht.

So blieb für Kleist nur der Widerwille, von Mitleid verstärkt — denn wehe dem Künstler, der Mitleid auf sich herabzieht —, daß hier eine vergiftete Anmaßung Gift auch in alle Weite zu streuen bemüht war. Und die Ablehnung war um so schroffer, als sich angesichts dieser verwegenen Kühnheit dennoch alte Wunden bitter zu rühren anfingen, längst ruhende Keime noch einmal schmerzhaft Dasein bezeugten, die ihm eine erbärmliche Welt so schnöde hatte verkümmern lassen. Sogar ihm. Der junge Goethe dichtete an Prometheus. Der ältere faßte seinen Verzicht auf die Tragödie in klare Worte. Kleist und ein Prometheus? Ist die Penthesilea sehr weit davon?

Kleist ist vierunddreißigjährig zugrunde gegangen. Auch Napoleon mußte der Welt, die er zerschlagen wollte, zum Beweis ihrer Stärke dienen.

Nun, sie kam auf ihn zurück. Und heute, nach hundert Jahren, steht Kleist wie am wahren Anfang seines echten Lebens ..."

Goethe hat dann noch einmal über Kleist gesprochen, am 16. Juli 1827, mit dem Kanzler von Müller. Und da tadelte er Rezensionen, die Kleist nicht gerecht wurden. Hat er selbst sich ihm später dann doch noch genähert? -s.



Der Zug der Toten

Zu tiefst im Wellentale, als sich die Jahreswoge im Zeitenstrome eben zu neuem Aufstieg anschickte, warf der Tod sein Netz aus und hat einen reichen Fang getan. Allerdings, die er da dem Wasser des Lebens entriß, durften ihm nicht zürnen, daß er ihnen die Lebensfrist grausam beschnitten hätte. Nur J. V. Widmann ist nicht ganz siebzig Jahre alt geworden, und das ist insofern eine Ungerechtigkeit gegen einen deutschen Dichter, weil er erst zum siebzigsten Geburtstage „entdeckt" zu werden pflegt. Zum 20. Februar 1912 wären sicher unzählige Federn gezückt worden, um die Lebensarbeit dieses Mannes zu würdigen, um dem gerührt aufhorchenden Volke der Dichter und Denker zu verkünden, daß die Zahl dieser Dichter und Denker wieder um einen vermehrt sei. Nun ist Widmann unerwartet gestorben, und es haben offenbar nicht einmal die Nekrologe für ihn bereit gelegen.

Um der ernsten deutschen Literaturfreunde willen ist es zu bedauern, daß so der verdiente Hinweis auf den Dichter nicht stark genug geschieht. Denn Widmann gehört zu den ganz wenigen, deren Bücher auch der im Berufe gehetzte Leser sich sorgsam in den Schrank einstellt zu jenen Leckerbissen, die man sich für geruhige Zeiten aufbewahrt. Eine tragische Ironie liegt insofern in diesem Verhängnis, als Widmann volle dreißig Jahre, wie kaum ein zweiter, dem Schaffen der Zeit den Weg zu bahnen bestrebt war. Gerade darum kam wohl auch sein Tod so unerwartet. Wie konnte man denken, daß der Mann, dessen Feder schier Tag für Tag unermüdlich, dabei immer jugendlich frisch und aus reicher Lebensfülle heraus die Spalten unter dem Strich des Berner „Bund" füllte, schon an der Schwelle der Siebzig stand? Besaß er doch die Aufnahmefähigkeit eines Jünglings, die Schwungkraft und leidenschaftliche Teilnahme der blühendsten Lebenszeit! Und das noch jetzt, wo ihm schon 1886 Gottfried Keller schrieb: „Sooft ich den ‚Bund' in die Hand nehme, lieber Freund, steigt mir immer ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen müssen." Widmann ließ damals dieses Bedauern nicht gelten: „Ich bin Journalist aus Temperament."

Freilich hat er zuzeiten doch auch den Zwiespalt zwischen dem künstlerischen Wollen und dem journalistischen Müssen stark empfunden. Es zeugt für das echt Künstlerische seiner Natur und für sein philosophisch gefestigtes, durch echte Güte verschöntes Menschentum, daß er selbst eine künstlerische Lösung dieses Problems gab, und zwar ohne Bitterkeit in seinem Drama „Die Muse des Aretin". Auch in „Aretin" geraten das journalistische Temperament und die höhere Anlage in Widerstreit. Aber es ist bezeichnend, daß der Dichter den Journalismus nicht als milchende Kuh ansah, sondern eben als eine Temperamentsnotwendigkeit. Dieser Einstellung haben wir es auch zu verdanken, daß dieser „Mann im Lärm der Welt, dem eine stille Mußestunde nur selten wie vom Himmel fällt", solche Glückszeiten so ganz ohne Zwang und mit verdoppelter Ergiebigkeit auszunutzen verstand.

J. V. Widmann, der lange Jahre so etwas wie ein schweizerischer Literaturpapst war, wenn er auch dauernd von Unfehlbarkeitsdünkel frei blieb, war kein Schweizer. Seine Wiege stand in Mähren, aber die Schweiz war ihm Vaterland aus Wahl. Er hat sie innig geliebt, sich um ihre geistige Kultur stetig gesorgt und gemüht, wobei er immer zu denen gehörte, die bei aller Schätzung der Werte, die für die Schweiz im Nebeneinander des germanischen und romanischen Elementes liegen, doch die geistige Reichseinheit mit der deutschen Kultur hochhielten. Österreichs Erbe war wohl Widmanns Formgewandtheit. Anders als bei den andern Schweizern, als auch seinem Freunde Karl Spitteler, für den er unentwegt gekämpft, fügt sich Widmann die Sprache weich und geschmeidig zum Verse. Er braucht nicht zu hämmern wie Spitteler. Er glättet nur die schon bei der ersten Formgebung im wohligen Linienfluß hingleitenden Sprachzeilen. Dieses Wohlbehagen an der feingeschliffenen Form mag es mitverursacht haben, daß es Widmann weniger zur Prosaepik zog, die sonst den Schweizer Dich-

tern das natürliche Ausdrucksmittel ist. Widmann war nicht umsonst ein enger Freund von Johann Brahms, für dessen Kunst er manches dichterisch fein aufdeutende Wort geprägt hat, mit dem er die Liebe zur klaren Linienschönheit Italiens teilte, das beide oft in gemeinsamen Wanderungen aufsuchten.

Auch Widmann sah in der strengen Form ein Schutzmittel gegen das Herumschweifen und Sich-verlieren der Gedanken, die er in schwerer Fülle in seine Werke hineinbannte. So hat er auf dem Gebiet der Versepik einige vollwichtige Werke geschaffen (Buddha, Mose und Zipora; An den Menschen ein Wohlgefallen, und vor allem die Versnovelle „Bin, der Schwärmer"). Entgegen auch den Schweizern zog es ihn unwiderstehlich zum Drama. Er hat eine lange Reihe dramatischer Werke geschaffen, so wenig ihm dar Bühnenglück hold war. Den Weg zum breiten Volksfestspiel, das in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten aufgeblüht ist, konnte er, der in einem „Orgetorix" bereits 1867 ein nationales Schweizer Drama zu schaffen versucht hatte, aus seinen strengen Formanschauungen heraus nicht mitgehen. Eher trieb es ihn zu gemmenhaft scharf geschnittenen und fein ziselierten Gebilden („Lysanders Mädchen", „Ein greiser Paris"), die er wohl als „moderne Antiken" bezeichnen durfte. Freilich, den harten Bühnenforderungen unterwarf er sich auch nicht gern. Und so nutzte er die dramatische Zuspitzung des Gespräches am liebsten im Geiste des alten Dialogs zu einer möglichst lebendigen, die verschiedenen Standpunkte schon äußerlich charakterisierenden und durch die Vermeidung alles epischen Beiwerks besonders eindringlichen Klärung und Auseinanderbreitung von Weltanschauungsproblemen.

Auf diesem Felde liegen seine zwei besten Werke, die in der gesamten deutschen Literatur eine besondere Stellung einnehmen: die „Maikäferkomödie" und „Der Heilige und die Tiere". Ist das erste Werk reich an feingeschliffener Ironie und lustig schillernder Bosheit, wenn hier im Bild des Tierlebens das ganze Menschendasein sich spiegelt, so ist „Der Heilige und die Tiere" ein vom Besten des buddhistischen Geistes befruchtetes Weltanschauungsgedicht. Man darf wohl sagen, daß trotz Kiplings Dschungelbüchern seit der altgermanischen Tiersage keiner sich tiefer, eigenartiger und ergreifender in die Tierseele hineingelebt hat, als Widmann. Es ist jetzt nach des Dichters Tode von seinem Verleger ein Gedicht veröffentlicht worden, das den tiefen Ernst, mit dem Widmann sich an diese letzte große Aufgabe seines Lebens gemacht hat, überzeugend bekennt. „Berufung" hat er das Gedicht überschrieben und ihm, als er es 1909 dem Verleger schickte, folgende Bemerkung beigefügt: „Ich schrieb es an einem Septemberabend des Jahres 1903 auf dem Thunersee, einsam im Schiffchen, als ich zum ersten Male die Dichtung ‚Der Heilige und die Tiere' in der Idee und in den Hauptumrissen vor mir stehen sah und davon so erfüllt war, daß ich der Illusion erlag, als ob ich sie in einem höheren Auftrag schreiben müßte." Die Verse lauten:

Nimm den Menschengriffel, Menschenkind!
Schreib' es auf als Mann in grauen Haaren,
Gib's dem Sonnenschein und gib's dem Wind,
Was in fernen Jünglingsjahren
Ahnend schon dir durch die Seele zog,
Wenn die Brust der Schöpfung Atem sog.

Schreib' es, wie das Ruder streift den Spiegel
Deines See's, der dunkel schweigend ruht:
— Stummes Leben birgt die glatte Flut —
Schreib' als offnen Brief es ohne Siegel,
Daß vielleicht ein Himmelsauge trifft
Aus der Höhe deine Menschenschrift.
Denn nicht Leidenschaft noch Menschenlaunen
Führen dir bei diesem Spiel die Hand.
Das ist deines Herzens leises Raunen,
Was des Liedes ernste Töne fand.

Das ist nicht die Lust nur am Gestalten,
Jener ew'ge Promethidentrieb;
Das ist mit der Gottheit Zwiesprach halten
Über etwas, das sie schuldig blieb:
Ist ein Aufrecht-in-den-Tempel-Treten,
Der von Sonnengold und Schönheit schimmert,
Ist ein heißes und ein zornig Beten,
Weil's in seiner Krypta stöhnt und wimmert.
— — — — — — — — — — —
Wenn du das vollendet, wirst du sterben
Und verstehen, daß die letzte Not
Deinem Werk das Siegel muß erwerben:
Bruderkuß der Kreatur im Tod.

* * *

Vor einem Parkett von Schriftstellern, meinte Widmann einmal, würde sein Drama „Die Muse des Aretin" wohl Erfolg haben, weil der heutige Schriftsteller schwer unter dem darin geschilderten Problem, dem Widerstreit eben des journalistischen Temperaments mit der höheren künstlerischen Anlage, leide. Nicht nur der Schriftsteller, — unsere ganze Literatur leidet unter diesem Zwiespalt. Man faßt die Klage darüber gewöhnlich in das Wort, daß unsere dichterischen Talente zu rasch und zu viel produzierten, und daß ihnen deshalb so selten vollwichtige Werke gelängen, die begründete Aussicht auf länger dauernde Wirkung hätten. An diesen Tatsachen ist nicht zu zweifeln, aber ich glaube doch, daß man oft die Beweggründe verkennt. So gewiß manches gute Talent dadurch zugrunde gerichtet wurde, daß eine günstige Kombination für den Erfolg ausgenützt werden sollte, im großen und ganzen hat die rasche Arbeitsweise fast aller neueren Schriftsteller nicht solche materiellen Gründe. Die letzte Ursache liegt vielmehr im journalistischen Temperament dem sich heute nur ganz wenige schriftstellerische Naturen zu entziehen vermögen. Dieses journalistische Temperament zwingt zur Stellungnahme zu den Problemen der Zeit, zu den hastig sich drängenden, aber darum im Augenblick nicht minder tief einen aufwühlenden Fragen des Tages. Da ist der wohl glücklich zu preisen, der gleich Widmann diese journalistischen Stimmungen in ausgesprochenem Journalismus auslebt und sein künstlerisches Schaffen davon ganz freihält. Aber es gibt eben nur ganz wenige, die die hohe Energiespannung zu solcher künstlerischen Doppelnatur aufbringen. Den meisten geht es so, daß sie vor lauter journalistischer Betätigung nicht zur künstlerischen Arbeit gelangen und im günstigsten Falle durch ihre schöpferische Kraft den Journalismus zu stärkeren Wirkungen heben, oder daß sie eben ihre künstlerischen Schöpfungen so rasch hervorbringen, daß sie mit diesen noch in das Leben des Tages einzugreifen vermögen. So entstehen dann Werke — es sind zumeist Romane —, die einen beim Lesen tief packen wie vollwertige echte Kunstwerke und doch nach wenigen Jahren wieder vergessen sind, die man auch nicht zum zweitenmal lesen mag. Sie trafen eben auf die verwandte Stimmung im Leser und nachher, wenn die Zeitströmung, die sie so rasch an die Oberfläche trug, wieder verflossen ist, fehlt ihnen trotz guter künstlerischer Eigenschaften das Erdreich, in dem sie Wurzel schlagen können. Diese nachdenksame Tatsache verdüstert sich zur Tragik, wenn man sich überlegt, wie wenig von den langen Bändereihen tüchtiger, von warmherzigem Kunstempfinden getragener und hingebendem Lebenstemperament erfüllter Werke, die uns jedes Jahr bringt, auch nur die nahe Zukunft des nächsten Jahrzehnts erleben werden.

Der Dichter, bei dem das Kennwort „unheimliche Fruchtbarkeit" bereits zur literaturgeschichtlichen Etikette geworden ist, Wilhelm Jensen, ist in den letzten Novembertagen, fast fünfundsiebzig Jahre alt, gestorben. Man wird nun gerade bei Jensen nicht leicht an ein journalistisches Temperament denken, und doch ist er in seinen besten Mannesjahren ein trefflicher und leidenschaftlicher Journalist im strengsten Sinne als Redakteur an Tageszeitungen gewesen. Es wäre auch nicht schwer, für eine große Zahl seiner erzählenden Werke Zusammenhänge

zwischen ihrem geistigen Hauptgehalt und Zeitströmunegn nachzuweisen, so daß also doch auch hier von einer journalistischen Temperamentsentladung zu sprechen wäre. Jensen war da ganz das Gegenspiel von seinem Freunde Wilhelm Raabe, und es findet sich auch in den im Raabe-Kalender mitgeteilten Briefstücken folgende bezeichnende Stelle vom 31. Dezember 1884: „Was Du, lieber Freund, über den gegenwärtigen üblen Geruch im deutschen Volke sagst, muß Dir freilich aus mißmutig betrübter Seele kommen. Ich für mein Teil habe Dich schon Anno 1870 gewarnt, unsere Nation nicht zu sehr zu loben. Wenn mir etwas in meinem Autorenleben eine Genugtuung gewähren könnte, so wäre es dieses, daß ich damals unter all dem Augenblickspathos gelassen den Dräumling habe schreiben können. Wir sind am Feiertag wahrlich nicht besser als andere Völker, und am Werktag wahrhaftig auch nicht.“ Weil er von seinem Volke und von der Zeit so viel weniger erwartete, wurde Raabe auch nicht enttäuscht, und trotz gelegentlicher scharfer Ausfälle gegen die Gesamtentwicklung und insbesondere die literarische, ist Raabe wohl niemals wirklich bitter oder gar gehässig geworden und hat andererseits warme Worte für manche „moderne“ Erscheinung der Literatur gefunden. Anders Jensen, der in seinen Kriegsliedern, mit denen er die Ereignisse des Jahres 1870/71 begleitete, einer der modernsten (im besten Sinne) Dichter gewesen ist, den wir überhaupt jemals hatten. Ein Dichter nämlich, der es verstand, aus den Geschehnissen des Tages die Anregung zu Gebilden von dauerndem geistigen und seelischen Gehalt zu gewinnen, der dabei sich freimachte von klirrendem Pathos, aus der Siegeslust zu dem tiefsten sozialen Mitleid sich hindurchrang, der überhaupt die innersten und stärksten Wünsche der Nation ausdrückte. Als aber dann der Krieg nicht die Volksfreiheit brachte, die Jensen von ihm erwartet hatte, vermochte er die Enttäuschung nicht zu verwinden und hat von da ab einen gewissen Widerwillen gegen alle Gegenwart nie verleugnet. Freilich entsagte er auch jetzt nicht ganz der Beschäftigung mit Tagesproblemen. Aber er hüllte sich dann lieber in das Gewand der Vergangenheit und griff historische Verhältnisse auf, die als Parallelen der zeitgenössischen dienen konnten. So hat ihn noch zuletzt die Sorge um die steigende nationale Zerfaserung unseres Volkes veranlaßt, die großen Zeiten nationalen Empfindens der Gegenwart mahnend vorzuhalten, in den Romanen „König Friedrich“ und dem vor hundert Jahren spielenden „Deutsche Männer“.

Zu seinem Glück besaß aber Jensen auch eine schier unvergleichliche Fähigkeit, sich von der Welt draußen abzusperren und in seine eigene einzuspinnen. Und dieser Eigenschaft verdankt er die stärksten Wirkungen seiner Kunst. Seine außerordentliche Fruchtbarkeit, in der er es auf über hundertsechzig stattliche Bände erzählender Werke gebracht hat, muß also andere Gründe haben. Sicherlich darf man auch bei Jensen hier nicht nach materiellen Ursachen suchen. War er auch immer gezwungen, ums Brot zu schreiben, — mißbraucht hat er seine Kunst nie. Er ist auch nie ein Vielschreiber im üblen Sinne des Wortes gewesen, und wenn in seinen Werken viele schwache Stellen sind und manches öfter in Manier erstarrt, so war er doch sicher auch bei diesen nicht weniger mit seinem ganzen Sein dabei. Der tiefe Grund für diese außerordentliche Fruchtbarkeit lag vielmehr darin, daß Jensens Dichtertum sich bei allen seinen Werken nur in einzelnen Teilen auslebte. Immer in der Naturstimmung, daneben fast überall in einzelnen, mit erstaunlich starker Phantasie gesehenen Episoden. Die gesamte Handlung des Geschehens dagegen, die Art der Charaktere, die epische Entwicklung, die wurde vom außerordentlich geschickten Erzähler und Fabulierer bestritten, der seine Stoffe aus der Geschichte, aus dem Alltagsleben in Überfülle zu nehmen wußte und an ihnen kaum tiefer greifende dichterische Arbeit vollzog. Er besaß in der Hinsicht ein ganz fabelhaftes Talent des Malens von Hintergründen. Ein noch so buntes Geschehen, noch so mannigfaches Gestalten wird hier durch einen Gesamtton zusammengebunden, daß es von ganz zwingender Einheitlichkeit ist und den nur einigermaßen willigen Leser unbedingt mit in dieses Gesamtempfinden hineinzieht. Um so packender, überwältigender wirken dann aus diesem Hintergrunde heraus die mit besonderer Sorgfalt in leuchtenden Farben und mit einer ganz unheimlichen Glut des Empfinden hersausgearbeite-

ten Einzelheiten. So durchaus als Erzähler sich Jensen bewährt hat, so daß wenigstens neun Zehntel seiner Werke auf das Gebiet der Prosaepik kommen, so ist doch sein hohes Dichtertum, das ihm nur Unkenntnis absprechen kann, lyrisch und dramatisch. In der Lyrik sind ihm ja vollwertige Leistungen gelungen. Ich habe den trefflichen Sammelband „Vom Morgen zum Abend“, der in keiner besseren Hausbücherei fehlen dürfte, gelegentlich des siebzigsten Geburtstages Jensens hier im Türmer eingehend gewürdigt (IX, 1. Bd., 707). Auf dramatischem Gebiet ist Jensen kein gleichwertiger Wurf gelungen, obwohl seine „Juana von Kastilien“ nicht nur sprachlich von fesselnder Schönheit ist, sondern auch in der Problemstellung des Hinaustragens des eigenen Glückes in die Welt für Jensens eigene Weltanschauung, ja für sein persönliches Erleben außerordentlich aufschlußreich ist. Aber lyrisch ist in seinen erzählenden Werken diese in den besten Stücken für mein Gefühl unvergleichliche Stimmungskraft, dramatisch die geradezu grausige Lebendigkeit, mit der in einzelnen Worten und Handlungen plötzlich ein bis dahin kaum beachteter Mensch aus dem dunkeln Hintergrunde in die grellste Beleuchtung hervortritt.

Die zeitgenössische Kritik und in noch höherem Maße jene Literarhistoriker, die die Literatur bis zur Gegenwart bereits von der Warte der Geschichte aus zu beurteilen strebten, haben ihre auffällige Gleichgültigkeit gegen Jensen durch den Vorwurf mangelnder Eigenart zu begründen gestrebt. Sie verwiesen dabei auf die verschiedensten Vorbilder, für Einzelheiten auf Wilbrandt, Heyse, Geibel, Wilhelm Raabe, in der Hauptsache aber auf Theodor Storm. Dabei sind diese Vorwürfe wohl kaum jemals so ausgesprochen worden, daß es sich um Nachahmungen handele, sondern mehr derart, daß man eben an die Genannten erinnert werde und sich also die betreffende Art literarischen Genusses lieber an der Quelle selber hole. Es ist aber ein derartiges Urteil nur erklärlich aus einer voreingenommen ungünstigen Stimmung, die ihre Gründe in der Unbequemlichkeit Jensens haben dürfte, der mit seiner Riesenreihe von Werken ein vollständiges Studium seiner Persönlichkeit fast unmöglich macht, andererseits durch seine seltsame Stimmungskunst die eigentliche kritische Tätigkeit beim willigen Leser geradezu lahmlegt, während die kühle Natur überhaupt nichts bekommt. Es liegt in dieser Stimmungskraft Jensens etwas Narkotisches; man wird in einen Bann geschlagen, wie von einem Hypnotiseur des scharf zusehenden Bewußtseins beraubt, und wenn man später an diese Bücher zurückdenkt, so liegen jene starken und schönen Stellen einem im Sinne wie vergangene Träume. Da Jensen diese Kraft mit besonderer Gewalt dort ausübt, wo eine kaum erklärliche schwere Stimmung auf Zeit und Menschen lastet, so hat diese Seite seiner Kunst manchmal etwas beängstigend Lähmendes. Selbst sein barocker Humor wirkt da nicht befreiend, und für ein Buch wie das in unserer Literatur wohl einzig dastehende Bild aus dem Ausgang der Ritterzeit „Auf der Ganerbenburg“ wüßte ich nur Parallelen in den Groteskfiguren eines Callot oder in einer Mischung der Gemälde-Erinnerungen von Teniers, Breughel und Ostade.

Diese Stimmungskunst Jensens steht auf der Abstammungslinie von Storm, wie denn der Dichter selber uns erzählt hat, daß gerade Storms weiche Novellistik ihn zuerst in Bann geschlagen, und daß er, als er seine zuerst veröffentlichte Novelle „Magister Timotheus“ in der Hand hielt, „unwillkürlich einmal auf dem Umschlag nach dem Autornamen sehen mußte, denn mir war's plötzlich, als habe die löbliche Verlagshandlung sich vergriffen und mir Exemplare einer Novelle meines lieben Landsmannes Storm zugeschickt“. Wäre es nun schon kein Kleines, ein Stimmungswerk zu schaffen, das in der Reihe der besten Arbeiten Storms als echt stehen könnte, so hat doch Jensen in den meisten seiner Werke einen eigenen Stimmungston gefunden. Wie schon gesagt, ist die Quelle alles künstlerischen Schaffens bei Jensen die Natur. Alle seine Menschen wachsen aus der Natur heraus und behalten eigentlich etwas Symbolisches. Das ganz allein Jensen Angehörige ist nun, wie sich eine denkbar scharfe, geradezu wissenschaftliche Betrachtung des Naturlebens zwanglos mit der Symbolik verbindet. Es sei nur auf ein bekanntes Beispiel aus einem der meistgelesenen Bücher Jensens verwiesen, auf die Schmetterlingsszene am Eingang des Romanes „Karin von Schweden“.

Wo in Jensens historische Romane eine geschichtliche Persönlichkeit oder ein zeitliches Fühlen in dieser Weise in eine Naturstimmung hineingestellt wird, da hat er eine geradezu hellseherische psychologische Deutungskraft des Empfindens der Vergangenheit, die auch, ich möchte sagen in wissenschaftlicher Hinsicht reichlich entschädigt für sonstige Willkürlichkeiten gegen die streng historischen Tatsachen.

Dieser Phantast, dieser beseligte und beseligende Träumer war in seiner Weltanschauung unerbittlicher Realist. Wir haben keinen zweiten Dichter, der so oft, so scharf und allerdings doch auch wieder so schön, wie Jensen, der Überzeugung Ausdruck verliehen hat, daß mit dem Tode endgültig alles vorbei sei, daß wir in ein wesenloses, taten- und erinnerungsloses Nichts hinübergehen. Daß er trotzdem für seine praktische Lebensbetätigung zu einem so hohen Idealismus der Tat gelangte, daß er im Kern immer so voll Liebe und Güte zu den Menschen und zur Welt blieb, daß er ein so treuer Arbeiter, ja ein solch rastloser Wucherer mit dem Pfunde seines Talentes war, wäre ein psychologisches Rätsel, wüßte man nicht, welche Wunder jene wirklich große, das ganze Leben ausfüllende Liebe zu verrichten mag. Diese Liebe hat der Dichter bei seiner Gattin gefunden, und die schönsten seiner Lieder gelten ihr, mit der er seit fünfundvierzig Jahren im glücklichsten Ehebunde vereinigt war. So nimmt auch darin inhaltlich seine Lyrik eine eigene Stellung ein in der Gesamtdichtung, in der die Gattin nicht gerade oft als Muse der lyrischen Dichtung auftritt.

Und wie so die Liebe ihn vor dem verzehrenden Pessimismus bewahrte, der gelegentlich in seinen Werken dräuend das finstere Haupt erhebt, so hat ihn die unermüdliche Schaffens- und Schöpferlust über alle Bitterkeiten des Lebens hinweg dauernd bei der Arbeit erhalten.

* * *

Noch wollen wir zweier Schriftsteller gedenken, deren Lebenswerk fast ganz dem ausgesprochenen Journalismus angehörte und darum auch wohl mit ihnen der Vergessenheit anheimfallen wird. Weniger noch, als dem Mimen, flicht die Nachwelt dem Journalisten Kränze. Freilich tut es auch die Mitwelt selten genug, zumal bei uns in Deutschland, wo der Tagesschriftsteller bis in die jüngste Zeit hinein fast immer hinter der Zeitung verschwindet, der seine Feder dient, wo wir uns ganz daran gewöhnt haben, nicht davon zu reden, was der und der sagt, sondern was die und die Zeitung sagt. Daß die beiden Journalisten, die jetzt der Tod in hohen Lebensjahren noch aus dem vollen Dienst abberufen hat, schon in der Zeit, in der diese Anonymität der Presse fast ohne Ausnahme dastand, bekannte, scharf umrissene Gestalten waren, zeigt, daß sie nicht nur Personen, sondern eben Persönlichkeiten waren.

Ludwig Pietsch, der siebenundachtzig Jahre alt geworden ist, war seit Menzels Tod vielleicht die bekannteste Erscheinung Berlins. Er war auch eine lebendige Chronik dieser Stadt, war er doch seit Jahrzehnten überall dabei gewesen, wo „man" dabei gewesen sein muß. Über alle diese Geschehnisse des gesellschaftlichen Lebens, aber auch über die Geschehnisse der größeren und engeren Öffentlichkeit hat er mit gutmütig plaudernder Feder geschrieben. Persönlich in scheinbar schwächlichem Körper von stählerner Gesundheit und einer fast legendären Elastizität, die ihm bis zum Tode die unermüdliche Teilnahme auch am nächtlichen Gesellschaftsleben Berlins gestattete, war er eine glückliche Epikureernatur, die selbst das Schwere leicht zu nehmen verstand. Es war darum recht begreiflich, daß, als vor einigen Jahren der Kaiser den damals Achtzigjährigen nicht nur mit einem Ehrengehalte auszeichnete, sondern auch geradezu als den General der deutschen Journalistik feierte, die ernst und schwer mit der Zeit und ihren Problemen ringende Schriftstellerwelt gegen diese Kennzeichnung lebhaften Widerspruch erhob. Mancher stritt damals entrüstet dem alten Lebenskünstler, dessen Kopf ein ausgezeichnetes Modell für einen lustigen altrömischen Faun abgegeben hätte, die Kollegenschaft ab. Jetzt am Grabe wird das wohl keiner mehr tun.

Die Presse, wie sie sich nun einmal entwickelt hat, fordert Erscheinungen seiner Art, und wenn wir den Nachwuchs gerade auf diesem Gebiete betrachten, etwa Alfred Holzbock, die

Größe von August Scherls Gnaden, so lernt man den alten Pietsch auch noch als Schriftsteller und Mann schätzen. Denn eine recht mannhafte Gesinnung hat er dauernd auf dem anderen Gebiete seiner journalistischen Tätigkeit, auf dem der Kunstkritik, bewährt. Pietsch war selbst ein sehr bedeutendes Zeichnertalent und steht als keiner der Geringeren unter denen, die hier die Gefolgschaft Menzels bilden. Als Kritiker war auch er einmal revolutionär, damals, als die Kunst eines Begas revolutionär wirkte. Auf diesem Standpunkte blieb er dann stehen und hat bis zuletzt als einer der einflußreichsten Gegner der sogenannten malerischen Moderne gewirkt. Auf diesem Gebiete freilich zeigte sich in bedenklichem Maße, daß er so ganz Journalist war. Es fehlen seiner Kunstkritik die wirklich großen Gesichtspunkte. Er ist auch hier nicht eigentlich Kritiker, d. i. Bewerter der Erscheinungen, sondern vom Tag für den Tag Urteile prägender Berichterstatter.

Persönlich weniger bekannt, aber als Schriftsteller eine schärfer umrissene Gestalt war Friedrich Dernburg, der Bruder des berühmten Pandektisten, der Vater des meteorgleich vorübergezogenen Kolonialsekretärs. Ursprünglich Jurist, hat er die scharfe Dialektik des Rechtsanwalts auch als Schriftsteller beibehalten. Wenn man als Gegenstück zum bekannten Wiener Feuilleton von einem Berliner Feuilleton sprechen möchte, so würde man Dernburg als dessen Schöpfer und charakteristischen Vertreter bezeichnen. Er plauderte nicht wie die Wiener, sondern er sprach scharf, oft herausfordernd, gerade als ob er immer einen Prozeßgegner vor sich hätte. So hat er viele Jahre lang eine Fülle von Persönlichkeiten, Lebenserscheinungen, Stimmungen und Geschehnissen im „Berliner Tageblatt“ in scharf gezeichneten Bildern festgehalten. Ein Vertreter jenes Geistes, der gewillt ist, stets modern zu sein, der sich leicht einlebt in alles Neue und für dieses von selbst die Wärme des Großstädters mitbringt, für den erst so recht die Erfüllung für Cäsars die Gallier charakterisierendes Wort: „Novarum rerum cupidus“ (nach neuen Dingen begierig) zutrifft. Wertvolle Güter einer mit starkem Erleben gewonnenen Weltanschauung hatte er da nicht zu verteidigen, wollte er auch nicht erobern: darin eben so recht eine journalistische Natur, deren Element der Tag ist. In seinem Innern muß freilich auch eine künstlerische Sehnsucht nach Bleibendem gewesen sein: so hatte er schon lange die erfolgreiche Tätigkeit des politischen Journalisten gegen das Feuilleton vertauscht, und oft taucht hier ein elegischer Ton auf, der sein gutes Erzählungsbuch: „Die Overstolze“ mit charakterisiert.

Karl Storck



Jahrbücher und Kalender

Es ist dem Menschen eigen, daß es ihn immer eigentlich in der gegenwärtigen Stunde am wenigsten leidet. Goethe hat für diese eigentümliche Einstellung des Menschen im „Faust“ die wunderbare Lösung geprägt, daß dieser Glücksucher als höchste Erfüllung des Lebens ansehen wollte den Augenblick, von dem er das Verweilen verlangen würde. Sonst treibt es den Menschen so sehr zu Rückblick und Ausblick, daß ihm die Gegenwart zumeist zu nichts anderem dient, als zum Standort für einen der beiden und zur rechnerischen Grenzscheide. So kann es uns denn auch nicht wundern, daß der Kalender von jeher bis auf den heutigen Tag das beliebteste Volksbuch geblieben ist, und daß andererseits die Ausbildung des Kalenders zum Jahrbuch sich für gleichstrebende Verbände immer mehr einbürgert. So ist man im ersten Augenblick geradezu verwundert, daß die so trefflich organisierten Frauenvereine erst mit diesem Jahre ein Jahrbuch erhalten, das unter dem Titel „Jahrbuch der Frauenbewegung 1912“ im Auftrage des Bundes deutscher Frauen-

vereine herausgegeben wird von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner (Leipzig, B. G. Teubner. 3 M). Die Überzeugung, daß es heute kaum mehr für die ganz in der Bewegung Stehenden möglich ist, das riesige Gebiet, das man mit „Frauenfrage" zu bezeichnen pflegt, zu übersehen, hat den Zentralverband veranlaßt, die Herausgabe eines solchen Buches, das auch das ganze statistische Material über die angegliederten Vereine, die abgehaltenen und bevorstehenden Tagungen enthält, selbst in die Hand zu nehmen. Im übrigen hat man sich bei der Auswahl der Mitarbeiter von Einseitigkeit freigehalten und aus den verschiedensten Richtungen Kräfte gewonnen. Wir erhalten eine Kritik der Frauenbewegung im abgelaufenen Jahre; den Stand der Frauenbildung untersucht Helene Lange; es folgen dann Abhandlungen über die Frau im bürgerlichen Rechts- und Berufsleben, im öffentlichen und kirchlichen Leben und in der karitativen und sozialen Arbeit. Auch eine Übersicht über die Frauenliteratur des abgelaufenen Jahres ist beigegeben. Besonders lesenswert ist der Beitrag „Zur Psychologie der Gegner" von Gertrud Bäumer. Das Buch enthält ein Kalendarium mit ausgiebigstem Raum zu Notizen.

Ein Altbekannter ist bereits das Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, in Gemeinschaft mit E. von Schenkendorff und F. A. Schmidt herausgegeben von Prof. H. Raydt (Leipzig, B. G. Teubner. 6 M). Unter den Abhandlungen sind besonders wichtig die Denkschrift des Vorsitzenden von Schenkendorff über nationale Erziehung durch Leibesübungen und der die schlimmste Zeit in der Entwicklung der männlichen Jugend behandelnde Aufsatz von Dominicus „Fürsorge für die schulentlassene Jugend". In seinen sechs übrigen großen Abteilungen bringt das Buch außer den Berichten über die Tätigkeit des Jahres eine bunte Fülle von Aufsätzen über das ganze weite Gebiet des die körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen steigernden Spiels.

Einer besonders wichtigen Form dieses Spiels im höheren Sinne gewidmet ist das Deutsche Wanderjahrbuch, herausgegeben von Fritz Eckardt. (Leipzig, B. G. Teubner. M 1.40.) Eingeleitet wird das Buch durch eine Sammlung von Aussprüchen und Dichtungen über das Wandern. Dann werden allerlei Anregungen und Neuerungen, dabei auch Gegenstimmen über die Gesamtbewegung des jugendlichen Wanderns beigebracht. Ein dritter Teil berichtet über bemerkenswerte Wanderereignisse des vergangenen Jahres. Die beiden letzten Abteilungen enthalten mehr das statistische und rein chronistische Material.

Ein Sondergebiet sportlicher Übungen enthüllt sich uns im Deutschen Fußball-Jahrbuch, das vom Deutschen Fußballbund im Selbstverlag herausgegeben wird. (Dortmund. M 1.25.) Das Buch enthält neben den Berichten und dem amtlichen Teil eine Reihe sehr bemerkenswerter Aufsätze über den Sportbegriff, dann Sport und Sportlichkeit als ethisches Problem, Sport und Berufssport und Leibesübung und Kunst. Es ist nicht zu verkennen, daß in den eigentlich maßgebenden Kreisen eine Gesinnung vorhanden ist, die uns wohl vor den Ausartungen des Sportes bewahren könnte. Vielleicht bedarf es nur der in dem Buche selbst vielfach gewünschten und nach für und wider erwogenen Teilnahme der breiteren Öffentlichkeit und des Volkes überhaupt, um hier eine gesunde Form durchzuhalten. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die Tonart bei den Berichten nicht immer mit der des ersten Teiles des Buches übereinstimmt. Darin offenbaren sich die Gefahren der Bewegung, andererseits aber auch für weitere Kreise die Notwendigkeit, nicht gleichgültig abseits stehenzubleiben.

Zu einem eigenen Jahrbuch hat es auch bereits gebracht die Rhythmische Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze zu Dresden-Hellerau. Das Jahrbuch hat den Titel „Der Rhythmus" (Jena, Eugen Diederichs. M 1.50) und wird in den nächsten Bänden sicher einen viel breiteren Ausbau erhalten. Denn erst jetzt ist die Anstalt selbst zur Tatsache geworden, und ich glaube, daß man die Hoffnung an das dort zu Leistende kaum überspannen kann. Jedenfalls gehen wir nach meiner festen Überzeugung, herrlichen Überraschungen entgegen. Der vorliegende Band bringt zwei Aufsätze aus der Feder des Genfers Adolf Appia über den Ursprung und Anfang der rhythmischen Gymnastik und über ihre Beziehungen zum Theater

Dr. Wolf Dohrn, der Leiter der Gartenstadt Hellerau, hat seine Rede zur Grundsteinlegung des Instituts beigesteuert. Von Jaques-Dalcroze ist eine Ansprache an seine Schüler und Schülerinnen mitgeteilt, aus der das einzigartige Verhältnis dieses pädagogischen Genies zu den jungen Menschen, die das Glück haben, seinen Unterricht zu genießen, in überzeugender Weise herausklingt. Den übrigen Inhalt bilden Berichte und Mitteilungen. Einige Abbildungen geben eine Vorstellung von dem so viel besprochenen und im Grunde sehr wenig gekannten Arbeitsgebiet dieser Anstalt.

Ich schließe einige Jahrbücher an, denen der Berichtcharakter fehlt, die aber in ihrem alljährlichen Erscheinen längst zu beliebten und sehnsüchtig erwarteten Stammgästen in vielen Häusern geworden sind. Es genügt also eigentlich auch die bloße Anzeige. Dahin gehört das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. (Berlin und Stuttgart, W. Spemann. ℳ 7.50.) In bunter Abwechslung folgen sich hier Erzählungen, Abenteuer, Berichte von Reisen, Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, mit wissenschaftlichen Abhandlungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und Technik, und dann noch allerlei kleine Mitteilungen über Kuriositäten und Seltsamkeiten im Leben der entfernten Völker. Ein ausführliches Schlagwortregister erleichtert die Benutzung des Bandes, der eine Fülle von unterhaltendem und belehrendem Stoff enthält und vor allen Dingen unseren Knaben zu empfehlen ist. Eine große Zahl von Vollbildern und Textabbildungen bringen Nahrung für Phantasie und Geist.

Altbewährt sind die für die weibliche Jugend berechneten Jahrbücher: Töchter-Album und Herzblättchens Zeitvertreib. (Berlin und Glogau, Karl Flemming.) Von Thekla von Gumpert begründet, haben sich die Unternehmungen unter der sehr ernsten und verständigen Leitung von Berta Wegner-Zell zum mindesten auf der alten Höhe gehalten. Der Inhalt ist sehr bunt und mannigfaltig, in dem für die Kleinen bestimmten „Herzblättchens Zeitvertreib" echt kindlich, dabei niemals läppisch, im „Töchter-Album" auch vor der Behandlung ernsterer Probleme nicht haltmachend.

Wenden wir uns zu den eigentlichen Kalendern, so begegne ich immer wieder mit großer Freude dem Schweizer Heim-Kalender, der mit vollem Recht den Untertitel: Volkstümliches Jahrbuch führt. (Zürich, Arno Bopp. 1 Fr.) Der Herausgeber, Oskar Frei, hat von Anfang an den Grundsatz betätigt, seine Leserschaft hoch einzuschätzen. Er bietet ihr an Belletristik, an gediegenen wissenschaftlichen Abhandlungen, in der Art der Betrachtung der Ereignisse des vergangenen Jahres ernste, vollwertige Arbeit, deren Volkstümlichkeit nicht in äußeren Erscheinungsformen, sondern im inneren lebendigen Gehalt gesucht wird.

Auch der „Schütting", das heimatliche Kalenderbuch für Niedersachsen (Hannover, Adolf Sponholtz, 60 ₰), ist ein sehr erfreuliches Unternehmen und bekommt mit jedem Jahre ein natürlicheres, ich möchte sagen ein selbstverständlicheres Aussehen. Klaffte früher noch gelegentlich ein Zwiespalt zwischen der hohen ästhetischen Einstellung einzelner Mitarbeiter und betonter derber Volkstümlichkeit manches Stoffes, so scheint das heute ausgeglichen. Bild und Wort gehen jetzt prächtig zusammen.

Ein schönes Heimatbuch ist auch der Altnassauische Kalender, der offenbar auch sein Publikum gefunden hat, da er nun schon mehrere Jahre erscheint. (Wiesbaden, L. Schellenberg. 75 ₰.) Diesmal steht im Mittelpunkt der künstlerischen Darstellung das Lahnstädtchen Diez, von dem in glücklichen Strichzeichnungen von Rudolf Fuchs einige außerordentlich malerische, in der Raumgestaltung fesselnde Ansichten gezeigt werden. Die belletristischen Beiträge stammen aus bewährten Federn. An erster Stelle sind zu nennen die Erzählungen von Fritz Philippi und Heinrich Bertelmann.

Vierzehn sehr malerisch gesehene und mit feinem Stift festgehaltene Ansichten aus Potsdam bringt der zweite Jahrgang des Potsdamer Kalenders. (Potsdam, Stiftungsverlag. 1 ℳ.) Die Bilder stammen von W. Thiele. Den Inhalt beherrscht ganz Friedrich der Große.



Bereits im achtzehnten Jahrgang steht der kunsthistorische Prachtkalender „Altfränkische Bilder". (Würzburg, Universitätsdruckerei H. Stürtz.) Dieses Mal werden Kunstschätze der beiden Städte Kulmbach und Kronach vorgeführt. Daneben finden wir einen Artikel über Taufsteine, drei alte Madonnendarstellungen und mehrere Kleinigkeiten. Den Umschlag bilden die farbig sehr gut wiedergegebenen Nachbildungen von zwei Handschriften, die einst Kaiser Heinrich II. dem von ihm gegründeten Bamberger Bistumsitz geschenkt hat.

Mit Freude begrüßen wir das Wiedererscheinen des Goethe-Kalenders (Leipzig, Diederischsche Verlagshandlung. ℳ 1.50). Als die Leitung dieses Kalenders aus den Händen des früh verstorbenen Otto Julius Bierbaum in die des bekannten Goetheforschers Karl Schüddekopf überging, mochte wohl mancher fürchten, daß sich der Kalender allzusehr ins Philologische umwandeln würde. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Und wenn der Herausgeber mit Glück danach getrachtet hat, den ganzen Jahrgang als ein in sich geschlossenes Gebilde vorzulegen, so wird man gerade bei Goethe dieses Verfahren einer wechselvollen Buntheit vorziehen. Jedenfalls ist der erste Versuch ganz bedeutsam gelöst. Es wird nämlich die Frage des Verhältnisses Goethes zu den Frauen durchaus nur mit Worten Goethes klargestellt, und zwar so, daß einmal die wichtigsten Aussprüche aus Goethes Werken über die Frau zusammengestellt sind, sodann alle wichtigen Frauengestalten aus Goethes Leben, von der Frau Rat angefangen bis zu seiner Enkelin Alma, an uns vorüberziehen, eine jede charakterisiert durch ein Gedicht, eine Briefstelle, ein Gespräch oder sonstiges Urteil. 24 Tafeln schmücken das Buch, dessen Kalendarium nicht nur ausgiebige Sentenzen, sondern auch in geschickt angeordneter Weise Raum zu Bemerkungen bietet. So kann einem der Kalender selber zu einer Art von Tagebuch werden.

Den im gleichen Verlage erscheinenden Fritz-Reuter-Kalender hat sein Herausgeber, Karl Theodor Gaedertz, wieder überreich mit eigenartigen Text- und Kunstbeiträgen auszustatten gewußt. Unbekanntes von Reuter steht neben einigen literaturgeschichtlichen Forschungen. Sehr willkommen sind die vielen Beiträge zur Beurteilung Fritz Reuters als Zeichner. Ein Bericht über die letztjährige Jubiläumsausstellung schließt dann noch das gesamte Material zusammen. Dieser Kalender ist eine richtige Fundstätte für Humor und mag seinen Besitzer manche Stunde im Laufe des Jahres erheitern.

Als neuer Dichter-Kalender kommt dies Jahr hinzu ein Wilhelm-Raabe-Kalender, herausgegeben von Otto und Hans Martin Elster. (Berlin, Grothesche Verlagsbuchhandlung. ℳ 1.80.) Der Kalender soll einerseits ein Werber für die Werke und die Weltanschauung Wilhelm Raabes, die ja beide unserem Volke noch lange nicht vertraut genug geworden sind, sein, andererseits aber soll er auch dem Kenner Raabes Material zur genaueren Kenntnis des Dichters beibringen. Und auch hier ist ja noch sehr viel zu tun. Der vorliegende Band setzt sehr gut ein. Ein feiner Beitrag des nun ja auch verstorbenen Wilhelm Jensen eröffnet den Band. O. Elster verfolgt die Spuren der Jugendheimat des Dichters in seinen Werken. Eine beträchtliche Auswahl von Briefen, auch sie vorzugsweise an das Ehepaar Jensen, bringen willkommene Kenntnis Raabes nach dieser Richtung hin. Andere Beiträge schließen sich würdig an. Vom Bildschmuck des Bandes werden vor allen Dingen einige Zeichnungen Raabes freudig überraschen. Daß der Dichter auch als Zeichner ein ganz hervorragendes Talent war, hat sein Maler Hans Fechner schon früher bekanntgemacht. Hier erhalten wir einige, wenn auch vorerst nur dürftige Belege dafür, wie berechtigt seine hohe Einschätzung von Raabes zeichnerischen Fähigkeiten war. Wir dürfen wohl hoffen, daß vielleicht schon der nächste Jahrgang des Raabe-Kalenders nach der Richtung reichen Aufschluß gewähren wird.

Ein gutes Zeichen für die wachsende Teilnahme weiterer Kreise an stiller und echter Kunst ist der Erfolg, den der im Verlage von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, erscheinende Kalender „Kunst und Leben" gefunden hat. Nun liegt er schon im vierten Jahrgang in der bewährten Anordnung vor, bei der eine Schwarzweiß-Zeichnung mit dem immer eine

Woche umschließenden Kalendarium abwechselt, wobei diese Kalenderblätter als sorgsam gewählten Schmuck Sprüche von Dichtern und Denkern tragen. 53 Originalzeichnungen deutscher Künstler bietet auch der neue Jahrgang. Kaum eines der Blätter wird den Betrachter gleichgültig lassen, manche werden sich ihm tief einprägen. Der Kalender ist bekanntlich so angeordnet, daß sich die Zeichnungen ohne Beschädigung sammeln lassen. Der Preis von 3 M ist im Vergleich zum Gebotenen nicht hoch.

Das Schönste habe ich bis zuletzt verspart: den „Immerwährenden Kalender" von Hans Thoma (Künstlerbund, Karlsruhe. 20 M). Der Meister hat von seinen nur in wenigen Exemplaren verbreiteten Lithographien diese neue Ausgabe veranstaltet, die nun als herrliches Festgeschenk in manches deutsche Haus Eingang finden wird, wo noch Sinn vorhanden ist „fürs Kalendermachen". So nannte man bei uns daheim ein launiges Sinnieren und sinniges Launenspiel, ein In- und Durcheinander von Planen, Hoffen, Erinnern und Wissen, ein Kunterbunt von Weisheit und Narretei, Glauben und Aberglauben, Ernst und Spott. Von alledem nennt der alte Thoma ein ganz gerüttelt Maß sein eigen. Er hat nicht nur die Fülle des Herzens die Güte des Geistes, die Tiefe des Herzens, — er hat's auch faustdick hinter den Ohren. Wer sollte nicht gern mit ihm zusammen sitzen, um „Kalender zu machen". K. St.



Lese

Aus einem Verlagskatalog

Man muß sich zu helfen wissen. Der Verlag von Eugen Diederichs sucht seine vielfältige und beachtenswerte Produktion in innerem Zusammenhang darzulegen. Da schreibt er denn im Katalog:

„Zu einem gesunden Instinktleben gehört das deutliche Bewußtsein germanischen Rassengeistes, der Treue und des Mutes zur Wahrheit. Darum hat sich der Verlag die Herausgabe der ältesten deutschen Volksliteratur zum Ziel gesetzt und beginnt mit seinem großen nationalen Unternehmen „Thule", das die isländische Kultur vor tausend Jahren, den Höhepunkt germanischer Kultur ohne Einschlag des Südens uns zugänglich macht. Ergänzt werden die Anregungen dieser germanischen Welt durch wichtige Schriften aus — (na, woraus denn nun wohl?) — aus der chinesischen Kultur und durch Quellenbücher des Lebens aus der Antike und Renaissance ..."

Island, China, Antike und Renaissance — nicht übel! Wenn ich nur wüßte, was das „ergänzt" bedeuten mag? Germanische Kultur durch chinesische „ergänzen"? ... Ich lese da immer „ergänzen" und zerbreche mir vergeblich den Kopf ... —r—

* * *

Die Schlegelsche Shakespeare-Übersetzung teilweise unecht —

Zu diesem überraschenden Ergebnis kommt Hermann Conrad in der „Deutschen Revue" und zwar auf Grund eingehender Prüfung der von der Dresdener Königlichen Bibliothek aufbewahrten Manuskripte. Diese enthalten in ihrem noch nicht druckfertigen Zustand eine Fülle von Fassungen neben der schließlich in den Druck übergegangenen. Es waren das Übersetzungsmöglichkeiten, von denen Schlegel vor dem Druck die ihm als die beste erscheinende noch zu wählen hatte. Aus dem Manuskript des „Kaufmanns von Venedig" läßt sich nun nachweisen, daß nicht Schlegel selbst diese letzte Auswahl getroffen hat, sondern seine Frau Karoline. Im vierten und fünften Akt des Kaufmanns sind alle Fassungen bis auf eine durch-

strichen, so daß dieser Teil für die Druckabschrift fertig gemacht ist. Aber die Striche sind nicht von der feinen, leichten Hand Schlegels und mit seiner blassen Tinte gezogen, sondern von der derben Hand Karolinens und mit noch heute tiefschwarzer Tinte. Und der erste Druck von 1799 enthält die Fassungen, welche s i e gewählt hat. Aber sie hat sich leider noch mehr gestattet. Oft hat ihr keine Schlegelsche Fassung gefallen; dann hat sie alles durchstrichen und ihre eigene Fassung darübergeschrieben. Auch diese findet sich in dem landläufigen sogenannten Schlegelschen Text, als ob sie von Schlegel wäre. Da nun ihre dichterische und stilistische Begabung tief unter der ihres Gatten stand, so sind ihre Fassungen der überwiegenden Mehrzahl nach Verschlimmbesserungen. Es sind tatsächlich — aus Conrads zahlreichen Beispielen ergibt sich das mit überzeugender Klarheit — eine Menge von Fassungen in den Text übergegangen, die Schlegel nicht gewollt hat und nicht gewollt haben kann, weil sie zum Teil logisch töricht, zum Teil geschmacklos sind. Da nun höchstwahrscheinlich Karoline auch die andern Handschriften durch Abschriften, ähnlich wie den vierten und fünften Akt des Kaufmann, zum Druck vorbereitet hat, so ist in ihnen ihre Eigenmächtigkeit nicht geringer gewesen; und das, was man heute in zahllosen Ausgaben den Schlegelschen Text nennt, ist kein authentischer Text, sondern voll von unechten Stellen. Da die erste Ausgabe keine authentische ist, so sind alle Ausgaben, die auf diese allein und nicht auf Schlegels Manuskripte gegründet sind, wertlos.

* * *

Die „geschätzte Feder"

Sie ist, plaudert Hermann Hesse im „März" („Vom Schriftsteller") eine Erfindung jenes leider anonym gebliebenen Redakteurs, der schon vor Jahrzehnten das sogenannte „persönliche Element" als den Krebsschaden des Journalismus erkannte. An Stelle der Persönlichkeit schob er bekanntlich den „Namen", und belehnte jeden brauchbaren „Namen" mit einer „geschätzten Feder", von welcher er nun unter aller Schonung der Autoreneitelkeit bestellte Arbeit zu beziehen wußte. Diese Technik beherrscht heute das ganze Zeitungsfeuilleton, soweit es dem Kultus des Unpersönlichen nicht unter der nobleren Form absoluter Anonymität huldigt.

So ist es gekommen, daß zum Beispiel der Dichter eines erfolgreichen Romans durch folgende Depesche eines Weltblattes überrascht werden kann: „Erbitte umgehend Plauderei aus Ihrer geschätzten Feder über mutmaßliche Entwicklung der Flugtechnik; Höchsthonorar garantiert." Für den Redakteur nämlich kommt jeder halbwegs bekannte Autor nur als „Name" in Betracht, und er kalkuliert so: die Leser wollen interessante und aktuelle Überschriften, sie wollen ferner berühmte Namen, also kombinieren wir beides! Was dann eigentlich in dem bestellten Artikel steht, ist ganz einerlei: man kann ja, wenn man eine geschätzte Feder hat, ganz wohl eine Plauderei über Gerhart Hauptmann durch einen dekorativen Einleitungssatz über Zeppelin eröffnen. Es gibt überaus geschätzte Federn, die bequem von diesem Schwindelbetrieb leben ...

Dazu gehören auch noch die „Rundfragen", in welcher nach Art einer maskierten Gesellschaft sich Professoren übers Theater, Schauspieler über Politik, Dichter über Volkswirtschaft, Gynäkologen über Denkmalspflege äußern. Alles in allem ein harmloser und spaßhafter Betrieb, den niemand ernst nimmt und der wenig schadet ... Es kommen dann, mit den Jahren wachsend und wechselnd, noch gar viele unerwartete private Korrespondenzen hinzu. Von den Bettelbriefen will ich nichts sagen, die bekommt jedermann. Aber daß mir einst ein eben entlassener Sträfling mit 35 Vorstrafen die Mitteilung seines Lebenslaufs zu beliebiger literarischer Verwertung gegen eine einmalige Entschädigung von tausend Mark anbot, überraschte mich doch. Daß jede kleine Bibliothek und mancher mittellose Student annimmt, ein Autor mache sich ein Vergnügen daraus, seine Bücher in Menge wegzuschenken, ist weniger erfreulich. Und daß alljährlich sämtliche Vereine Deutschlands zu ihrem Jahres-

fest und sämtliche muli Deutschlands zu ihrer Abiturientenfeier literarische Beiträge aller deutschen Dichter haben müssen, ist auch merkwürdig. Daneben spielen die Wünsche der Autographensammler, selbst wenn sie durch beigelegtes Rückporto zur Antwort nötigen, kaum eine Rolle.

Alle Verleger, Redaktionen, Abiturienten, Backfische, Vereine der Welt zusammen aber geben einem Schriftsteller noch nicht so viel zu tun wie die Kollegen, von dem sechzehnjährigen Schüler, der einige hundert schwer leserliche Gedichte zu recht ausführlicher Prüfung und Beurteilung einschickt, bis zu dem routinierten alten Literaten, der aufs höflichste um eine günstige Rezension seines neuen Buches bittet und dabei so deutlich wie vorsichtig zu verstehen gibt, er werde es, im guten wie im bösen Falle, an Gegendiensten nicht fehlen lassen ...

* * *

Dichter und Mensch

Ist der eine von andern zu trennen? Mit diesem auch in unseren Tagen oft erörterten, noch öfter mißverstandenen Problem hat sich schon Friedrich von Sallet († 1843) in seinen „Kontrasten und Paradoxen" auseinandergesetzt: „Es ist mir von jeher total sinnlos und vollkommen unbegreiflich erschienen, in ein und demselben, konkret ganzen Individuum, den Dichter vom sittlichen Menschen zu trennen, beide zu vergleichen, oder gar einander gegenüberzustellen. Denn was in aller Welt ist denn ein Dichter anders als das, wohinein er sein ganzes Fühlen und Denken ausgeströmt, worin er die Quintessenz seines Ichs verkörpert hat, nämlich seine Werke? Und was in aller Welt sind denn diese seine Werke anders als er selbst? Woher hat er sie genommen? Etwa aus dem Monde oder aus der Champagnerflasche? O nein! Seien Sie versichert, was nicht in ihm war, als sein innerster Kern, von Ursprung an, das vermag er auch nicht als Kunstwerk außer sich hinzustellen."

* * *

„Die Räuber" von Schiller!

Einen amüsanten Theaterzettel gräbt die „Neue Theaterzeitschrift" aus. Er beleuchtet die Geschäftsgepflogenheiten jener auch heute noch hier und da existierenden Schmieren, wie sie Dickens im „Nikolaus Nickleby" mit so verständnisvollem Humor gezeichnet hat. Es handelt sich um die Ankündigung, in der der artistische Leiter des Kunsttempels von Bopfingen in Württemberg im Schillerjahr 1859 am 21. April das kunstsinnige Publikum des Städtchens über Wert und Bedeutung sowie über Entstehung der Schillerschen „Räuber" aufklärte. Nach der literarhistorischen Einleitung, aus der wir erfahren, daß der zwanzigjährige Schiller das Stück in Karlsruhe schrieb und daß er dafür auf dem Hohenasperg eingesperrt, aber durch den badischen Gesandten befreit wurde, heißt es weiter: „Kommt nun und seht das Stück; ich führe es so auf, wie Schiller es geschrieben. Ich selbst spiele zu meinem Benefiz den Franz Moor, den größten schleichenden Intriganten, den noch die Bühne gezeigt hat. Den Karl spielt ein Urenkel Schillers, Herr Machler aus Ulm, mit erschütternder Wahrheit. Die Räuberszenen im Walde sind in gräßlicher Wahrheit dargestellt. Die Schloßszenen mit Amalia und Franz und dem alten Moor atmen verwüstetes Familienglück und heuchlerische Tücke. Die Szene, in welcher sich Franz Moor mit der Schnur von seinem Hute erhängt, spiele ich getreu nach dem Originale. Schweizer, ein Haupträuber, rettet mich, indem er durch das brennende Schloß hereinstürmt und mich abschneidet, dafür kommt Roller direkt vom Galgen, mit dem Strick um den Hals, auf einem Abdeckerkarren. Eine herzzerreißende Szene! Hermann, mein Rabe, wird in der Tat von Herrn Rabe gespielt. Den Kapuziner spielt Herr Kirchmeyer, mehr sage ich nicht. Den Räuberchor singen junge, angehende Dilettanten."

* * *

Was man zum Schriftsteller braucht

In seinen im Oktoberheft des Istoritschesli Westnik veröffentlichten Memoiren erzählt J. K. Berkut, wie man Schriftsteller wird. „Ich wünschte sehr, mich Gogol enger anzuschließen," so sagte eines Tages der Schriftsteller Graf Sollogub zu dem Verfasser der Aufzeichnungen, „doch wollte es mir lange nicht gelingen, da er zu unzugänglich war. Aber ich verlor den Mut nicht, setzte meine Taktik fort und erreichte schließlich, was ich gewünscht hatte. Eines Tages sprach ich zu Gogol: „Sag doch, bitte, wie kamst du zu der Fähigkeit, so leicht und gut zu schreiben? Wenn man eine deiner Erzählungen liest, scheint einem alles so einfach, als könnte man es auch selbst schreiben; setzt man sich dann aber hin, so wird nichts daraus: man zerbeißt einige Federn, beginnt zu schreiben, streicht das Geschriebene durch, beginnt wieder, streicht wieder durch und ist am Ende genau so weit wie am Anfang." — „Oh!" erwiderte Gogol, „man braucht dazu nichts weiter als Übung und Gewohnheit. Man muß nur eine gewisse Fertigkeit zu erlangen suchen. Mach es dir zur Regel, täglich zwei bis drei Stunden zu schreiben. Lege dir Papier, Feder und Tinte zurecht, merke dir, wieviel Uhr es ist — und dann schreibe ..." — „Ja, was soll man denn schreiben, wenn einem nichts in den Kopf kommt?" — „Dann schreibe nur auf: Es will mir nichts einfallen. Morgen wirst du noch etwas hinzufügen, übermorgen wieder etwas; so wirst du die nötige Fertigkeit erlangen und Schriftsteller werden!"

Also: nur etwas Übung und Gewohnheit, das weitere machen dann schon Papier, Feder und Tinte. Wer's jetzt noch nicht kann ...

* * *

Hölderlins Griechentum

Im Anschluß an eine Schrift von Friedrich Gundolf über Hölderlins „Archipelagus" gelangt Will Scheller in der „Frankf. Ztg." zu einem von der überlieferten Auffassung grundsätzlich abweichenden Urteil über Hölderlins „Griechentum", damit aber auch über dessen Gesamtpersönlichkeit:

Ein Irrtum ist es immer gewesen, das Tragische in Hölderlins Leben darauf zurückzuführen, daß er sich aus Schwäche vor den Härten des äußeren Daseins in eine sinnliche, phantastische Welt geflüchtet habe, daß er im Sinne der Romantik sich vom Leben entfernt und in eine Gefühlsverwirrung versenkt hätte. „Das ist falsch. Hölderlins seelische Kraft, in seinen Werken manifestiert, ist eine der größten, die unter Deutschen je sich hervorgetan ... und nicht an seiner Schwäche ist er zugrunde gegangen, sondern gerade an seiner unerbittlich starken, keines Kompromisses fähigen Reinheit." Hölderlins Griechentum ist keine Philologie, es ist nichts Angelerntes, nichts Angenommenes in diesem Gefühl. Hellas ist ihm a priori gegeben, „der griechische Wille und Weg aus dunkelstem Rausch zu klarstem Traum war auch der Hölderlins", und seine Verse sind nicht leere Nachahmungen antiker Metren, nicht Beispiele eines erlernten Könnens, sondern das von innerster Notwendigkeit hervorgerufene Aussprechen dessen, was zu sagen seines Amtes war. Nicht schalt er auf seine Umgebung, weil er sie unschön fand, sondern sie genügte ihm nicht, weil er Hellas als einen Bestandteil seines Blutes im höchsten Grade gegenwärtig empfinden mußte. Das Göttliche des hellenischen Weltgefühls ward ihm offenbar, und es war seine „Qual, in seiner Zeit nimmer die Offenbarung dieses Göttlichen an einer begeisterten Gesamtheit zu erleben". Es ist etwas Seherisches in der Gestalt Hölderlins, es war in seinem Wesen eine Berufung, von dem unverlierbar Göttlichen zu sagen in einer Zeit, die sich nicht damit befassen konnte, und seine Art, diesen Zwiespalt zu ertragen, seine Art, den unermeßlichen Reichtum seines Innern nicht zu verschließen, aber auch nicht zu vergeuden, sie machte ihn zum Heroen.





Künstler unter den heutigen deutschen Berufsphotographen

Von Käte Cajetan-Milner

Ein Lieblingskind des neuen Jahrhunderts ist die künstlerische Lichtbildnerei. Seit sie aus dem Schoße des Handwerks in einzelnen kräftigen und entwicklungsfähigen Blüten emporgeschossen ist, haben sich Hunderte von Fachphotographen mit oder ohne Erfolg bemüht, ihren Aufnahmen einen künstlerischen Anstrich zu geben. Mit Hilfe technischer Mittel gelingt ja immer einiges, aber es ist dann nichts als ein äußerlicher Schein erreicht, der nur den trügen kann, der keinen Begriff vom wahren künstlerischen Wesen hat.

Wie kompliziert die äußerliche Verbindung der Photographie mit der Kunst ist, kann man nur ermessen, wenn man sich etwas mit der Entwicklungsgeschichte des Lichtbildes, besonders seiner Stadien in den letzten Jahrzehnten, vertraut gemacht hat. Blickt man nur auf die Resultate weniger zurückliegender Jahre, so erscheint es eine so einfache Sache, daß künstlerische Intuition, künstlerisches Schauen, mit selbständiger Gestaltungskraft verbunden, auf dem Boden der mechanischen Aufnahme fruchtbar werden konnte, daß es möglich wurde, mit Hilfe der toten Kamera und der unbeseelten Linse lebendige, beseelte Bilder zu schaffen, die nicht nur ein Reproduzieren des Gegebenen sind, sondern ein in Wahrheit persönliches Kunstschaffen.

Es wird vielleicht mit keinem andern Begriff, mit keinem festgeprägten Sinn so viel Mißbrauch getrieben wie mit dem des Künstlers. Jedes Handwerk hat ihn für sich in Anspruch genommen, und wir begegnen an allen Orten den Tafeln, die uns einen Haarkünstler, Zahnkünstler u. a. anpreisen. Aber nicht zuletzt sind es die Berufsphotographen gewesen, die so viel Unfug mit der Bezeichnung getrieben haben, daß die Verachtung aller wahren Künstler und Kunstverständigen ihnen besonders zuteil wurde. Was sie in ihren sogenannten Ateliers in der „Porträtkunst“ zutage förderten, das konnte an Geschmacklosigkeit, an Unnatur gar nicht

übertroffen werden. Zwar dürfen wir nicht vergessen, daß die Bildnisphotographie gerade zu blühen anfing, als das vergangene Jahrhundert seine geschmackloseste und unkünstlerischste Zeit hatte, wenigstens auf deutschem Boden. Es war, als habe sich nach dem Kriege mit Frankreich alle gute Kraft des Volkes auf eine Zeitlang nur dem Vaterland zugewendet. Das starke Interesse in allen Kreisen galt der Politik, und die Kunst war mehr als je brotlos geworden. Darum hatte sich das Handwerk so breit machen können, und es trieb seine traurigen Blüten in den Werkstätten und vertrieb den Stil und Kunstsinn der Väter aus den Wohnungen der Menschen. Die Geschmacklosigkeiten, mit denen man sich damals umgab, sind in den Kulissen und Staffagen der photographischen Ateliers typisch geworden, ebenso wie die dazu gehörigen ausdruckslosen, lächelnden Puppenfiguren. Dies ist nicht allein die Schuld der Photographen, sondern auch die des Publikums, das jene meist sinnlose Zusammenstellung von Dingen als Folie für die eigene Gestalt nicht nur duldete, sondern forderte, und sich auch später, in einer besseren Zeit nicht dagegen sträubte. Man hatte einen großen Autoritätsglauben an den Photographen und nahm alles hin in der Überzeugung, immer ein recht schönes Konterfei zu bekommen, und man schien kein Gefühl dafür zu haben, daß die steife, kalte, unpersönliche Pose, in die die Menschen mit Hilfe von Schraubstöcken gezwungen wurden, die Bilder lächerlich und wertlos machte.

Als die Kunst um die Wende des Jahrhunderts sich wieder neu belebte, da spottete und schalt sie viel über die photographischen Porträtkünstler, aber ohne sich ihrer anzunehmen. Der Amateur war es, der der Sache eine neue Richtung gab, durch künstlerisches Empfinden zuerst dem Lichtbild neue Bahnen wies. Er nahm den Menschen mitten aus dem Leben, aus seiner Umgebung heraus auf die Platte. Unbewußt erst, später bewußt, schuf der Amateur dann das photographische Genre- und Stimmungsbild — und wie oft hinderte mangelhafte Technik das Gelingen! Einen großen Vorstoß machte die künstlerische Photographie, als Männer der Wissenschaft und der Kunst sich ihrer annahmen, sie in ihren Bestrebungen durch ihr Wissen und Können unterstützten und förderten, wie z. B. besonders der Berliner Professor H. W. Vogel und der Hamburger Ästhetiker Lichtwark.

Aber viel Zeit verging, ehe die künstlerischen Tendenzen von den Fachphotographen beachtet wurden. Eines der ersten Ateliers, das mit dem Hergebrachten brach, war das Atelier Elvira in München. Es war ein Anfang, das ewig Schablonenhafte zu vermeiden und zarte, ästhetisch anmutende Bildnisse zu schaffen. Eine ganz starke neue Note aber brachte der Berliner Photograph Rudolf Dührkoop — eine wesentliche Änderung des Fachphotographentums insofern, als er mit dem Atelier an sich brach, den stereotypen Glaskasten ganz aufgab mit allem, was dazu gehörte. Er stellte sich neue Aufgaben, neue Ziele, für die er nun sein ganzes technisches Können und Wissen aufbot. Mit seiner ganzen Energie und Kraft ging er auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts, ein Pionier für die moderne deutsche Lichtbildkunst. Sein Ideal war, lebendige, charakteristische Bilder zu erreichen, und er suchte alles zu vermeiden, was dem Ausdruck, der Haltung Zwang antun mußte. Er eignete sich eine ganz neue Aufnahmetechnik an, die es ihm möglich machte, die besonderen Schwierigkeiten des Milieus photographischer Objekte

zu überwinden. Dabei ward er ein scharfer Beobachter des Eigentümlichen einer Persönlichkeit, das er dann im richtigen Moment festzuhalten verstand. In diesem Arbeiten und Streben wurde er von seiner Tochter wesentlich unterstützt, deren fein ausgeprägtes künstlerisches Gefühl, deren tiefer und rasch erfassender Blick für das Seelische im Ausdruck eines Menschen, in der Schule ihres Vaters herangebildet, nun eine starke, selbständig schaffende Kraft wurde. Frau Minya Diez-Dührkoop ist ganz Künstlerin; es ist bewundernswert, wie sie ihre Bilder unter den oft denkbar schwierigsten Raum- und Lichtverhältnissen sicher und ruhig aufzunehmen versteht. Sie lebt sich augenblicklich in die Situation hinein und verarbeitet den inneren Eindruck mit den äußeren gegebenen Möglichkeiten, so daß eine geschlossene Komposition, ein harmonisches Bild entstehen kann.

Wie jeder Künstler nach einer gewissen Seite hin sein ganz spezielles Gebiet hat, so auch Frau Diez-Dührkoop. Sie ist so recht eigentlich schöpferisch gestaltend in dem Genre Mutter und Kind. Ihr Kompositionstalent entfaltet sich hier in der edelsten und zugleich vielseitigsten Weise. Immer wieder findet sie zu den neuen Modellen ein anderes Motiv. Sie wird dabei von einem sicheren Stilgefühl geleitet, und so hat sie, je nach der Art der Aufzunehmenden, Bilder geschaffen, die einer klassischen Madonna vergleichbar sind, Bilder, deren frische, einfache Natürlichkeit das unkomplizierte, glückliche Alltagsleben verkörpern, und Bilder, die in sehr charakteristischer Weise die subtil nüancierte moderne Mutter zeigen.

Psychologische Vertiefung des Ausdruckes und das Lebensvolle des Blickes charakterisieren die Bildnisse der Frau Diez-Dührkoop. Ihr ist Photographieren kein mechanisches Arbeiten, kein schablonenhaftes Aufnehmen mit der Kamera, sondern ein Schaffen mit Einsatz der persönlichsten Kraft. Nur so konnten Porträts entstehen wie z. B. das von Dehmel oder von der Malerin Thea Schleusner. Man kann wohl sagen, daß in diesen Bildern das Höchste erreicht ist an Treue der Wiedergabe eines Menschen und das Persönlichste an Kunst in der heutigen Lichtbildnerei.

Künstlerisch gleichwertig, jedoch in ganz anderer Richtung bedeutend sind die Bildnisse Nicola Perscheids. Auch bei ihm ist ein stark entwickeltes Stil- und Raumgefühl vorhanden, mehr Kunst vielleicht noch in der Linie, in der Bewegung, im Rhythmus der Komposition, aber weniger seelischer Gehalt. Ich möchte sagen, es ist eine kältere Kunst. Perscheid ist nicht so einfach in seinen Mitteln wie Diez-Dührkoop. Bei ihm ist z. B. dem Licht eine viel größere Rolle zugeteilt, und seine Bilder sind im allgemeinen heller und nüancierter als die Dührkoopschen, die fast alle dunkel gehalten sind. Auch legt Perscheid größeren Wert auf das Milieu, die Umgebung, und hat im Freilichtbild viel erreicht. Es gibt da von ihm ausgezeichnete Aufnahmen, in denen sich Mensch und Landschaft harmonisch verbinden. Eine bedeutende Leistung sind seine farbigen Lichtbilder. Ich habe da Studien von ihm gesehen, die in ihrer Zartheit und im koloristischen Zusammenklang von außerordentlich malerischer Wirkung sind. Es ist zu bedauern, daß die technische Herstellung farbiger Photographien noch so überaus kompliziert und kostspielig ist, so daß Perscheid in der letzten Zeit davon abgesehen hat. Es wäre ein Gebiet gewesen, auf dem seine künstlerische Begabung sicher reiche Früchte getragen

hätte. Sehr schöne, malerische Lichtbilder gibt es auch von dem Münchener Hofphotographen Grainer. Er hat ästhetischen Sinn und Blick und ihm ist eine gewisse Atelierkunst vertraut, die sich durch einen guten artistischen Geschmack auszeichnet. Auch er hat Stil in seinen Bildern, und es gibt von ihm entzückende Photographien der bayerischen Thronfolgerprinzen, die an van Dycksche und Gainsboroughsche Königskinder erinnern.

Auch das Atelier Elvira in München hat, wie ich schon erwähnte, besonders unter Sophie Goudstikker vorzügliche Porträts geschaffen, die Leben atmen.

Eine reine und überzeugende Kunst ist auf dem Gebiete der Lichtbildnerei außerordentlich selten. Viel gutes Wollen ist da, viele Ansätze, manches Talent. Es gibt in Berlin verschiedene Ateliers, die reizvolle Bilder zeigen, z. B. Hanni Schwarz, von der ich feine Kinderaufnahmen kenne, oder Siri Fischer-Schneevoigt, die manchmal mit Geschick und Geschmack arbeitet. Aber sie erreicht selten eine wirkliche Lebendigkeit des Ausdruckes, sondern wirkt mehr durch interessante, spielerische Atelierlichteffekte, die den künstlerischen Ernst bei den Arbeiten nicht recht glaubhaft werden lassen.

Ich darf hier nicht vergessen, die photographische Lehranstalt von Erwin Quedenfeldt in Düsseldorf zu erwähnen, deren Leiter es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Lichtbildnerei auf die Höhe der Kunst zu erheben, Künstler unter den Berufsphotographen heranzubilden. Er hat schon mit gutem Erfolg gearbeitet. Das hier abgebildete häkelnde Mädchen ist eine Aufnahme seines begabtesten früheren Schülers und Mitarbeiters an der Lehranstalt, Ferdinand Freytags. Es ist in seiner stillen Anspruchslosigkeit und friedlichen Stimmung, der jeder kleine Zug, jede Einzelheit sich unterordnet, ein ganz einheitliches und malerisches Bild, das weit über das Niveau einfacher Photographie hinausragt.

Dieses Zusammenwirken aller Einzelheiten ist ein wesentliches Kennzeichen der Tendenzen Quedenfeldts und seiner Schule. Er geht darin vielleicht manchmal etwas zu weit, was ja leicht bei konsequenter Durchführung einer Tendenz geschieht, so daß durch eine gelegentlich ausgedehnt angewandte Retouche der Wert des Bildes als absolut photographische Leistung beeinträchtigt wird.

Die Entwicklung der Lichtbildkunst ist noch nicht beendet. Durch die fortwährend hinzukommenden technischen Vervollkommnungen öffnen sich immer noch Wege und weitere Möglichkeiten, und es könnte eines Tages geschehen, daß man etwas ganz Unerhörtes findet, was jene seltsame Freude erwecken wird, die den ersten Entdecker der camera obscura erfüllte, als er durch eine kleine runde Öffnung im Fensterladen die Welt von draußen in sein verdunkeltes Zimmer hereinzauberte.

Die Photographie hat heute in ihrer praktischen Anwendung eine große kulturelle Aufgabe, doch braucht sie dazu keine Künstler. Diese aber müssen wir wünschen, ja sie sind sogar notwendig, speziell für die weitere Entwicklung des Porträts. Wie wertvoll ist es, wenn immer mehr auch den weniger begüterten Menschen, die oft die wertvollsten sind, die Möglichkeit geboten wird, ein treues, lebendiges Bild den Nachkommen vererben zu können, wo früher ein dilettantisch gemaltes Porträt oder eine schlechte Photographie, die sich beide an Unwahrhaftigkeit nichts nachgaben, die einzige äußere Überlieferung blieb.

Ich bin überzeugt, die Photographie müßte ihren schlechten Ruf bald ganz überwunden haben, wenn noch mehr Photographen Künstler würden. Sie wären dazu berufen, eine Lücke in unserer Kultur auszufüllen, indem sie gerade die intime Porträtkunst mitten ins volle Leben hineintrügen, dem sie bis jetzt so unerreichbar fern geblieben ist.

Im Hinblick auf die technischen Fragen scheint es mir vor allem wünschenswert, daß der farbigen Photographie noch mehr Kräfte und Mittel zugewendet würden, die zu einer rascheren Lösung der vielen Schwierigkeiten beitragen könnten. Denn so wertvoll auch ein Ton in Ton gehaltenes Bild sein kann, so ist doch gerade in manchen Fällen der Hauptreiz eines Menschen, eines Raumes, einer Landschaft auf seine Farben zurückzuführen, und da sollte die Möglichkeit, auch diese zu reproduzieren, nicht ausgeschlossen bleiben. Wir sind doch eben in einer Zeit des allergrößten Fortschrittes auf allen Gebieten der Technik, warum also hier ein Stillstand? Sonst steht die ganze Lichtbildnerei ja auch stark im Zeichen des Aufstieges, und die Künstler unter den heutigen Berufsphotographen sind als Bahnbrecher zu betrachten, die uns noch nicht ihr letztes und bestes Können gegeben, sondern von denen wir noch weiter Starkes und Besonderes zu erwarten haben.



Altbürgerliche Porträtkunst

Das verblichene Bild der künstlerischen Kultur der Großväter und Urgroßväter, das nur mehr in einzelnen Zügen zu ergreifen ist und, je mehr es schwindet, um so köstlicher und liebenswerter erscheint, ist im Porträt aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu finden. Das war eine kunstfrohe Zeit, Großmutters Jugendtage. Aus allen Familien sind von damals Bildnisse überliefert, Ölporträte, Pastelle, Miniaturen, Lithographien Kupfer- und Stahlstiche, Zeichnungen und Holzschnitte. Dieselben Personen mehrmals, in verschiedenen Lebensepochen dargestellt, und zwar nicht nur die Großen der damaligen Zeit, sondern, was viel bemerkenswerter ist, die Unberühmten und Namenlosen, deren Bildnisse nur Familienwert haben und die Bedeutung einer ausnahmslos guten Qualität, die auch den Bildern unbekannter und kleiner Meister eigentümlich war. Diese Kunstblüte ist, soweit sie volkstümlich war, untergegangen. Sie war genährt von den wenn auch bescheidenen, aber immerhin künstlerischen Bedürfnissen jener Zeit, deren ästhetische Freude in bezug auf das Porträt kein Geringerer als Goethe in den Aufsätzen „Der Sammler und die Seinigen" sehr anmutig geschildert hat. Die feine Kultur jener Tage steckt in dem artigen Stimmungsbild, das selbst einem der einst so beliebten Familienporträte wesensverwandt ist und in diesem Zusammenhang die Charakteristik des altbürgerlichen Porträts seelisch ergänzen und vertiefen hilft. Der Sammler, von dem bei Goethe die Rede ist, hat nebst der Liebe zu den alten Gegenständen ein warmes Herz für die lebende Kunst seiner Zeit, was insofern bemerkenswert und vorbildlich ist, als die meisten heutigen Kunstsammler zwar den alten Trödel lieben, aber der Kunst ihrer eigenen Zeit vorurteilsvoll oder teilnahmslos gegenüberstehen. Also des Goetheschen Sammlers Neigung ging dahin, sich selbst und seine Familie in natürlicher Größe porträtiert zu sehen. „Denn wie jeder Vogel, jedes Insekt, das vorgestellt wurde, genau ausgemessen ward und außer seiner übrigen Wahrheit auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch, akkurat wie er sich im Spiegel

sah, auf der Leinwand dargestellt sein. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt: ein geschickter Mann fand sich, der sich auf eine Zeitlang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es ans Malen, und man hatte nicht an einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich weder über Erfindung noch Zusammensetzung einigen konnte."

Der Sohn des Malers, der ebenfalls Künstler war, machte der Verlegenheit ein Ende.

„Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild etnsprang. Da stand sie nun, wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare teils in die Stirn fallend, teils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arme, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt, und eine Pfirsiche in der Hand von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte ...

Jede Person ward nun gemalt mit allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde insofern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabakdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nählade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hatte, sie stellte sich mit eben der Gebärde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht genau.

Neben der ganzen Familie war in der Zeit von einem Jahre nun fast der ganze Hausrat abgemalt ..."

Diese Art, von der Goethe in den Propyläen erzählt, war für die Malerei der damaligen Zeit im allgemeinen und für das bürgerliche Porträt besonders bezeichnend. Die Bildnisse wurden gemalt, wie man die Blumen, Schmetterlinge, Muscheln und alles, was in der Küche, im Garten und im Felde Merkwürdiges vorkam, malte, nämlich als genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die zur Freude des Liebhabers und des Naturforschers mit möglichster Genauigkeit durch den Pinsel auf Papier oder Leinwand fixiert wurden. Man verlangte von dem Künstler, daß er die Menschen ebenso wie seine Blumen oder Stilleben nach Form und Farbe glücklich zusammenstelle, eine gutgemalte Großmutter mußte zu den Tapeten, den Möbeln und dem übrigen Zimmerschmuck gut passen und das ganze Bildnis als naturgetreues leibliches und geistiges Abbild mußte mit allem, was drum und drauf war, bis auf die unscheinbarsten Einzelheiten eine Spezialkritik aushalten und den Künstler, den Liebhaber und dene Seelenforscher in gleicher Weise befriedigen. Das Porträt ist Geschichtsmalerei im höchsten Sinne, was von dem Porträt der damaligen Zeit insofern gilt, als es zwar von dem Künstler nichts, aber von dem Porträtierten alles aussagt, oder zumindest alles das, was diesem angenehm war, während das moderne Porträt von dem Dargestellten nichts, dafür aber von dem Künstler oder seiner Kunst alles aussagt. In diesem Unterschied liegt die gänzliche Veränderung der Stellung der Kunst zum Leben. Das damalige Porträt also war Kulturgeschichte. Die dargestellte Persönlichkeit lebt in einem wohlgefügten Rahmen von Gegenständen, Liebhabereien, Gedanken und Beschäftigungen und wollte in Harmonie mit diesen Dingen dargestellt sein. Diese Persönlichkeit mit ihrer Kultur sprach in dem Werke, der Künstler mit seiner Individualität kam erst in zweiter Reihe zu Wort und in vielen Fällen gar nicht.



Was uns selbst heute noch an dem Porträt dieser Zeit fesselt, ist das künstlerische Wesen des Bildinhalts, nicht das Künstlerische der Malerei selbst. Wie die Menschen in diesen Bildern mit ihrem Leben formal fertig wurden, woran ihr Geist, ihre Liebe, ihre Tugenden und auch ihre Schwächen hingen, erfüllt uns heute, da wir ihre fliehenden Schatten kaum zu bannen vermögen, mit immer regerem Interesse, mit einem Worte, der Grad ihrer Kultur, an dem natürlich auch der Maler seinen gehörigen zeitlichen Anteil hatte, und der ihn zwar zur tüchtigen, anständigen Arbeitsleistung, keineswegs aber immer zur Kunst befähigte. Diese anständige Qualität im allgemeinen und im Porträt im besonderen ist ein starkes Merkmal der unstreitig hohen Kultur, von der die alten Bildnisse erzählen. Und mit welcher Bildung und Grazie das immer geschieht! Diese unbeschreiblich holde Geste, mit der all die klugen, feinen Frauen und Mädchen in den Rahmen treten, zwischen ihren Möbeln oder im Kreise der Kinder sitzen, bei der Handarbeit oder beim Buch, im Hause oder im Garten, ist nicht weniger entzückend als die Tracht, die Frisur, die Stoffe, das Geschmeide und die Art, wie sie das Geschmeide zu tragen wissen, all der edle Anstand, der in den Menschen liegt und folglich auch in den Dingen, die von ihnen hervorgebracht oder von ihrer Liebe umschlossen sind. Darum hält an diesen Bildern das Sachliche den Beschauer in starkem Banne, alle Gegenstände als Beiwerk, das mit derselben Wichtigkeit und Genauigkeit behandelt ist wie die eigentliche Hauptfigur, in dem richtigen Gefühl, daß es zur Charakteristik der Personen unerläßlich ist. Man kann in diesen Bildern die Freude der Menschen an gut und zweckmäßig und eben darum schön gearbeiteten Dingen nachfühlen und herausspüren, daß sie die tüchtige Leistung des Arbeiters, der den Stuhl, den Schrank, den Schmuck, den Ledereinband usf. fertigte, nicht geringer im Ansehen hielten als die Arbeit des Künstlers, der von den Personen und Sachen das Porträt anfertigte. Darum strömt aus diesen alten Bildnissen noch immer ein lebenswarmer Hauch und eine feine Mahnung, daß in diesen verjährten und verschollenen Beispielen auch ein guter Geist steckt, von dem die Enkel innig wünschen können, daß er im Leben und im Schaffen wieder lebendig werde. Es ist auch nicht zu vergessen, daß es keineswegs die Hochgestellten sind, deren Porträte ausschließlich Interesse erregen; interessant ist vielmehr, daß an diesem Kulturzustand die Allgemeinheit des Volkes teilhatte, daß wir in den besten Porträten mancher Bauersfrau begegnen, und daß, um auf ein naheliegendes Beispiel hinzuweisen, Schillers Eltern und Anverwandte, die dem kleinen Mittelstande angehörten, in guten Porträten dem Andenken erhalten blieben. Und nun ziehe man einen Vergleich mit den künstlerischen Bedürfnissen des heutigen Mittelstandes und denke sich etwa einen ehrsamen Selchermeister samt Gattin oder ähnliche Vertreter des heutigen wohlhabenderen Mittelstandes von dem Wunsche getrieben, ein gutes Porträt ihrer eigenen schätzbaren Persönlichkeiten zu besitzen — das ist heute nicht mehr denkbar. Das Porträt ist der Gipfelpunkt der Malerei geworden, hohes, aber vereinzeltes Künstlergut; von diesem abgesehen hat im allgemeinen der Porträtmaler keine Aufgaben mehr, und gute Porträtkunst hat aufgehört, Gemeingut der Künstler zu sein. So ungeheuer groß der Zivilisationsfortschritt seit damals ist, so groß ist aber auch der Rückgang und Verfall der inneren persönlichen Kultur. Im Porträt ist das deutlich zu erkennen, namentlich wenn man den Durchschnitt von einst und jetzt vergleicht. Jos. Aug. Lux





Friedrich der Große und die Musik

Von Dr. Karl Storck

Fritz ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Friedrich Wilhelm hätte bei diesem harten Urteil über seinen Sohn sich auf die geschichtliche Erfahrung berufen können, daß Herrscher, die sich allzu eifrig der Kunst geneigt zeigten, gewöhnlich dem staatlichen Wohl ihrer Völker viel schuldig geblieben sind. Und besonders gefährlich scheint die Pflege der Musik. Sie ist die unwirklichste aller Künste, sie entfernt den Geist allzuleicht von den strengen Forderungen des Tages, sie nimmt ihn für Empfindungen und Stimmungen in Beschlag, die selten mit dem zusammengehen, was politische und soziale Forderungen eines Volkswohls verlangen. Und daß Friedrichs Beispiel gegen diese aus theoretischen Erwägungen gewonnene und durch geschichtliche Erfahrung bestätigte Regel spricht, ist ein neuer Beweis dafür, daß für die geniale Persönlichkeit eben überhaupt andere Gesetze gelten als für den Durchschnittsmenschen.

Den mit der ganzen Welt im Kampfe liegenden Preußenkönig sich in der schwersten Kriegsnot des Siebenjährigen Krieges flötespielend zu denken, ist eine künstlerisch und menschlich viel tiefer ergreifende Vorstellung als der junge Napoleon, der durch seine Feldzüge Goethes „Werther" in der Brusttasche mit sich führte. Denn die Musik ist bei Friedrich so recht Trösterin der Betrübten. In ihr vergißt er die harten Schicksalsschläge, ihre sanften Weisen beschwichtigen die aufgewühlten Gedanken, die von Furcht und Hoffnung hin und her gerissene Seele, bis der Feldherr und Herrscher wieder zum Philosophen wird und im Gleichmaß des Seelischen und Geistigen zu neuen Taten die Kraft findet.

Es gibt viele Leute, für die das Pfeifen eine merkwürdig stark beruhigende Wirkung ausübt. Da damals das Klavizimbel schon eine gesellschaftlich sehr vornehme Stellung einnahm, da die rasch angewachsene junge Klavierliteratur in so hohem Maße den musikalischen Bedürfnissen des einzelnen entgegenkam, wirkt es

überraschend, daß der junge Preußenprinz von Kind an sich für die Flöte entschied. Es muß doch ein Instinkt da mitgewirkt haben, daß man dieses Instrument immer und überall bei sich führen konnte, daß man an ihm einen Begleiter in der stillsten Einsamkeit besaß. Der Vater, der die Hofmusik mit einem Federstrich beseitigt hatte, bekämpfte erst erbittert des Sohnes musikalische Neigung. Erst als er die ihn überraschende Erfahrung gemacht hatte, daß bei seinem ihm so ungleichen Sohne der Dienst der Musen sich mit ernstester staatswissenschaftlicher Arbeit merkwürdig gut vertrug, wurde er nachsichtiger und ließ sich doch wohl absichtlich täuschen, wenn ihm in Rheinsberg die Orchestermusiker des Kronprinzen als Lakaien und Soldaten eingeredet wurden. Denn an Angebern, die den strengen Alten über die Wirklichkeit aufklärten, hat es doch sicher nicht gefehlt.

Den entscheidenden musikalischen Eindruck hatte Friedrich 1728 in Dresden erlebt. Der Dresdner Hof besaß eine vorzügliche Kapelle und war unter Führung von Adolf Hasse eine Hauptpflegestätte der italienischen Oper. Des „caro sassone“, wie die Italiener den jungen Meister anschmeichelten, Oper „Cleofide“ weckte in dem jungen Prinzen den Plan, dereinst selber die musikalischen Mittel zu besitzen, derartige Herrlichkeiten ins Leben zu rufen. Zunächst trieb es ihn vor allem zur eigenen Musikübung, und da in Dresden der beste Flötenspieler seiner Zeit, J. J. Quantz, wirkte, bemühte sich der Prinz sofort um seinen Unterricht. Der sächsische Kurfürst war allerdings nur zu kurzen Urlaubszeiten zu bewegen, und der preußische König wollte bald gar nichts mehr von dem Flötenkünstler wissen, so daß dieser nur unter persönlichen Gefahren, die er in seinen „Erinnerungen“ ausführlich schildert, dem Prinzen die ersehnten Unterrichtsstunden geben konnte. Dann kam die Zeit des schlimmsten Kampfes zwischen König und Kronprinz, die diesen ja ins Gefängnis führte, wo ihm nur das Mitleid seiner Wärter den Genuß der geliebten Musik ermöglichte. Wie stark die Kunstliebe des Kronprinzen auf Musiker wirkte, bezeugt nicht nur die spätere Treue seiner Orchestermusiker, sondern auch die Art, wie sein Begleiter in dieser Zeit, der Hoboist Fredersdorf, sich nachher von Friedrich nicht mehr scheiden mochte und als Kammerdiener bis zum Tode bei ihm blieb.

Als es dann 1732 zum Frieden zwischen Vater und Sohn kam, begann auch für die Musikfreude des letzteren eine bessere Zeit. Er bildete sich in Rheinsberg eine eigene kleine Kapelle, in der er trotz der geringen Mittel, die er dafür aufwenden konnte, einige vorzügliche Musiker hatte. Besondere Erwähnung verdient Karl Heinrich Graun, ein ausgezeichneter Sänger und auf dem Gebiete der italienischen Oper ein würdiger Rivale Hasses. Die Zeitgenossen rühmten dem letzteren die höhere dramatische Gewalt, Graun die sinnigere und einschmeichelndere Melodik nach. Friedrich erhielt von ihm theoretischen Unterricht und damit ein gewiß ganz einseitig ausgebildetes, aber doch ziemlich tiefreichendes Verständnis seiner geliebten Kunst. Nach abenteuerlichster Laufbahn kam auch der große Geiger Franz Benda in die Rheinsberger Kapelle. Ihm ist wohl vor allem die treffliche orchestrale Schulung der Instrumentalisten zunächst hier in Rheinsberg und später in Berlin zu danken, auf die die besondere Stärke Berlins auf dem Gebiete der Instrumentalmusik hauptsächlich zurückgeht. Benda war einer der größ-

ten Geiger aller Zeiten. Er hat später noch drei weitere Brüder, alle tüchtige Musiker, in die Berliner Kapelle nachgezogen. Auch er hing mit solch inniger Liebe an Friedrich, daß selbst sein körperliches Befinden von den Glücksumständen des Herrn abhing und er auch noch vor Friedrich die Augen für immer schloß, als er hörte, daß des Königs Krankheit von den Ärzten für unheilbar erklärt worden war.

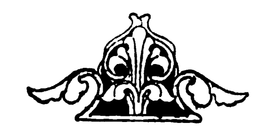
Es war ein köstliches musikalisches Treiben im Rheinsberger Schloß. Die Künstler fühlten sich hier wohl, weil sie vom Kronprinzen in einer Tonart behandelt wurden, die sie damals nur selten gewohnt waren. Freilich erfuhr der junge Gebieter auch schon die Schwierigkeit der Behandlung des so leicht erregbaren, freiheitsdurstigen Künstlervolkes. Es gelang ihm damals leichter, Frieden zu stiften, als in späteren Jahren, wo sich im König immer mehr der absolute Herrscher entwickelte, der, wo er doch auf so vielen Gebieten Freiheit verkündigte, seltsamerweise gerade auf dem der Kunst mit den Jahren immer enger, ja tyrannischer dachte.

Das muß eben die historische Gerechtigkeit betonen: so rührend das Bild des im Lager die Flöte spielenden Feldherrn ist, so künstlerisch fein der bildhafte Eindruck der Kammermusikkonzerte draußen in Sanssouci wirkt, wo der König mit einer Reihe ausgezeichneter Musiker die Abendstunden dem Dienste Polyhymnias weihte, — für die Musik als Kunst hat der König Friedrich nicht gehalten, was der Kronprinz versprochen hatte. Zunächst allerdings schien es, als sollte eine Blütezeit heranbrechen. Man denke, daß der junge König im Feldlager Zeit fand, sich um den Opernhausbau in Berlin eingehend zu kümmern, daß er als junger Herrscher nichts eiliger zu tun gehabt hatte, als die Bildung einer eigenen Operntruppe, die Erstellung des Orchesters und die ganze Einrichtung des recht umständlichen großen Theaterbetriebes in Angriff zu nehmen und in hohem Maße persönlich zu betreiben. Daß das alles ausschließlich der italienischen Oper zugute kam, war wohl Fluch der Zeit. Denn wo sind um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Taten der deutschen Oper, die zur Gefolgschaft hätten verlocken können? Aber daß auch die italienische Oper in ihrer Leistungsfähigkeit nicht auf der Höhe blieb, und daß an dieser Berliner Oper nur wenig freudig gearbeitet wurde, daß die Künstler oft genug nur mit Gewalt festgehalten werden konnten, ist schon bedenklich. Denn das beruhte doch zum großen Teil auf Friedrichs Halsstarrigkeit und Besser-wissen-wollen. Sehr bedauerlich dann blieb es, daß dem König doch offenbar auf allen Gebieten das Empfinden für die neuaufstrebende deutsche Kunst fehlte. Er fühlte durch das tappige Gebaren hindurch nicht die Edelnatur des deutschen Singspiels. Es bedurfte nur geringer Anstrengungen einiger italienischer Intriganten, um Friedrich durch ein Zerrbild der Absichten und der Kunst Glucks dauernd den gewaltigen Neuerungen dieses Meisters auch dann noch zu verschließen, als Paris sich bereits dem deutschen Genius beugte.

Wir haben die schöne Erinnerung an den Besuch des großen J. S. Bach in Potsdam. Aus allem geht hervor, daß der König mit leidenschaftlicher Aufregung dem Titanen entgegensah und in ehrlichster Bewunderung sich den Bekundungen seiner Genialität beugte. Das war allerdings 1747, und damals war der König noch ein junger Mann. Die schweren Zeiten, die nachher auf ihm lasteten, haben es

ihm wohl unmöglich gemacht, mit der Entwicklung der Musik Schritt zu halten. Ich dlaube sogar, daß der tiefste Grund darin lag, daß Friedrich selber so leidenschaftlich die Musik ausübte. Da es ihm nicht gelang, die engen Grenzen des Dilettantismus hinter sich zu bringen, wollte er von einer Kunst, die er selbst nicht bemeistern konnte, offenbar nichts wissen. Denn es ist doch recht auffällig, daß die zwei bedeutendsten musikalischen Geister Norddeutschlands, die er in seinen Dienst gezogen hatte, sich hier keine Stunde wohlgefühlt haben, daß sie auch niemals ihrer deutschen Wesensart gemäß beschäftigt wurden. Phil. E. Bach, des großen Sebastian bedeutender Sohn, hat ohne alle Freudigkeit und sichtlich mit einer gewissen Geringschätzung die unzureichende Betätigung der Musikliebe im Schloß von Sanssouci mitgemacht und hat die Berufung nach Hamburg als eine Erlösung angenommen. F. Reichardt mußte in Berlin seiner Natur und seiner Überzeugung entgegen im italienischen Fahrwasser schwimmen und konnte seine bedeutenden Fähigkeiten so wenig ausleben, daß er jede Gelegenheit ergriff, sich auf Urlaubsreisen von seiner beruflichen Wirkungsstätte zu entfernen.

So klafft denn auch auf musikalischem Gebiete der verhängnisvolle kulturelle Zwiespalt zwischen dem großen Preußenkönig und seinem Volke, der auch auf literarischem Gebiete die beiden nicht zusammenkommen ließ und nur auf dem der bildenden Kunst insofern überbrückt wurde, als hier für die frohe Sinnlichkeit der französischen Kunst, die Friedrich sammelte, die Zeit des fröhlichen Genießens, wenn auch viel später, kam. Man kann da nicht von Schuld sprechen. Auch diese Tatsache gehört in die so lange Reihe von Verhängnissen, mit denen die Entwicklung einer deutschen Kunst zu kämpfen hatte. Daß der Preußenkönig, der zweifellos die höchste künstlerische Begabung und den feinsten Kultursinn von allen Preußenherrschern hatte, in einer Zeit wirkte, in der die eigene Volkskunst ihm nichts geben konnte, so daß er den Hunger bei den älteren Kulturen fremder Völker stillte, hat es bewirkt, daß auch diese Gelegenheit eines hohen Mäcenatentums unserer Kunst verloren ging. Es ist wohl zu ihrem Glück gewesen; denn dadurch, daß sie so mühsam sich durchringen mußte, ist die deutsche Kunst zwar langsamer herangereift, aber in um so höherer Eigenart. Selbst die nüchternen Geschichtszahlen führen da oft eine beredte Sprache. Am 18. Mai 1786, drei Monate vor Friedrichs Tode, wurde in Berlin mit einer bis dahin unerhörten Beteiligung aller im Volke vorhandenen Musikkräfte Händels „Messias“ aufgeführt. Der deutsche Musikgenius, der zum erstenmal nach Jahrhunderten der Welt die Eroberkraft deutschen Geistes kundgetan hatte, hielt seinen Einzug in der Hauptstadt des Königs, der diesen deutschen Kunstgeist niemals verstanden hatte, der ihm aber durch seine Tat die nationalen Vorbedingungen künftigen kräftigen Wachstums geschaffen hatte.



Ein schwäbischer Tondichter des Klaviers: Adolf Ruthardt

Bei Adolf Ruthardt, der seit 1888 als angesehener Klavierpädagoge am Leipziger Konservatorium wirkt, aber als Komponist immer noch nicht nach Gebühr geschätzt wird, bewährt sich aufs neue die oft bewiesene Vererbung der musikalischen Begabung. Er entstammt beiderseits alten Musikergeschlechtern. Sein Vater war der treffliche Hofmusiker Friedrich Ruthardt aus Herrenberg, den Friedrich I. nach alter Sitte auf eigene Kosten aus einer Filiale der Karlsschule, dem Waisenhaus, herausholte und zum Musiker ausbilden ließ. Durch die Mutter ist er mit den Häsers eng verbunden, zu denen sich wie von selbst der Name Goethe gesellt, der zum Großvater Adolf Ruthardts, dem Weimaraner Hofoperndirektor, Kirchenmusikdirektor und Seminarlehrer August Ferdinand Häser in Verkehr trat, während der Urgroßvater Johann Georg, gleichfalls ein Bekannter Goethes, als Leiter des Nikolaikirchenchors und Konzertmeister am Gewandhause mit Alt-Leipzig in Beziehung trat. Die Reihe ließe sich noch vermehren.

Man sieht: Adolf Ruthardt mußte Musiker werden. Wer ihn kennt, verkennt den Schwaben nicht. Das ist ganz der gerade, kraftvolle und ein starkes, weiches Herz ängstlich verschließende knorrige Alemanne, dem der Schalk immer im Nacken sitzt. Trotz langer und glücklicher Genfer Jahre blieb dieser urdeutsche Kern unangetastet. Der schwäbelnde gemütliche Dialekt hat sich wohl leis, das Wesen trotz aller romanischen Anregungen niemals gewandelt. Er blieb ein schwärmerisch die Natur, das Volk seines Landes liebender Schwabe, der Jahr für Jahr nun Versäumtes nachholen und den Norden kennen lernen will, und immer wieder mit vergnüglichem Entschluß in Stuttgart, in der Schweiz landet.

Mit resigniertem Humor lobt Adolf Ruthardt sich gern, mit schalkhaftem Augenzwinkern als „grundgediegenen und gangbaren Etüdenkomponisten“. In der Tat ist dieser Ruthardt, wozu noch der Ruthardt als treuer und über eine staunenswerte Klavierliteraturkenntnis verfügender Vollender Eschmanns („Wegweiser durch die Klavierliteratur“) kommt, der allgemein bekannte. Hier, wo es sich darum handelt, die auch dem Musikfreunde zugängliche Hausmusik Ruthardts — unsrem Empfinden nach das Wertvollste seines Schaffens — auszumünzen, können wir das meiste dieser zahlreichen Etüden- und übrigen instruktiven Werke beiseite lassen. Glaube aber nur keiner, daß das nun alles „Etüden“ im schulmäßigen Abschreckungssinne sind! Diese Spezialetüdenstudienwerke müssen fast durchweg als poetisch inspirierte Charakterstücke in Etüdenform gelten. Das gilt namentlich von den Oktavenstudien op. 41, den von Stück zu Stück an Charakter und Interesse wachsenden Studien polyphonen Stils (15 Präludien) op. 43, den Zwölf Etüden op. 48 (sämtlich bei Otto Forberg, Leipzig), den schönen Etüden op. 50 (Peters) und den Pedalstudien op. 56 (Robert Forberg, Leipzig), in technischer Beziehung durchweg Aufgaben für gereifte Spieler. Die zum Konzertvortrag in Separatausgabe erweiterte edle und in düsterer Melancholie anhebende Passacaglia aus op. 41, das pompöse Präludium und Fuge „Einkehr im Münster“ aus op. 56, die polyphonen Studien op. 43 belegen beispielsweise zugleich eine charakteristische Seite Ruthardtscher Art: die starke, Bach in romantisch-neuzeitlicher Auffassung wieder belebende polyphone Ader seines Schaffens. Sie bricht frühzeitig durch in den Draeseke gewidmeten „Sechs Präludien“ op. 14 (Siegel), prächtigen und Bachschen mit Schumannischem Geist mischenden Charakterstücken, die die alten Formen der Allemande und Gigue geistvoll neu beleben. Sie fließt auch in den beiden „Präludien und Fugen“ op. 15 (Siegel) unverkennbar von Bach her; aus der inneren Entwicklung der in der Stimmung an die grandiose Melancholie der Bachschen Es-Moll-Fuge erinnernden As-Dur-Fuge, aus der wuchtigen, trotzigen Kraft der G-Moll-Fuge spricht aber der Künstler unsrer Zeit. Das sind wieder einmal echte Fugenthemen



von gedrungener Plastik, die alle Leidenschaft und tiefe Klage in die Präludien zurückdrängen.

Das alles sind auch für Konzertzwecke und zum Vortrag geeignete Sachen für an Bach gebildete Spieler, die in ihren früheren Opuszahlen zugleich als schöne und verdienstliche Zeugnisse dafür gelten können, wie Ruthardt schon Ende der sechziger Jahre durch seine Schüler in dem kulturell französierten Genf den deutschen Altmeister Bach in Lehre und Ton mit Erfolg einzuführen suchte. Wer sich noch auf den unteren Stufen der endlosen, zur Urmonade musikalischer Vollkommenheit führenden Treppe befindet, wird den Studienfreund Ruthardt neben der ausgezeichneten Elementar-Klavierschule (O. Forberg) vornehmlich in seinen Sonatinensammlungen (op. 36, 37, 57), allerlei kleinen Rondos (op. 17, Siegel), den kleinen, netten Vortragsstückchen op. 11 (Hug) und den schon höhere Ansprüche stellenden Variationen op. 32 (Schuberth) finden. Das letzte dieser Art ist zugleich das reizendste: die Poetischen Studien für die Jugend, op. 61 (Otto Forberg). An vierhändigen kleinen Sachen wären hier namentlich op. 27 (Kistner) und 55 (O. Forberg) anzureihen. Man sollte diese Sachen für die „musikalische Kinderstube" nicht herabsetzen. Das alte Wort vom Meister, der sich in der Beschränkung zeigt, trifft hier vollauf zu. Leicht und doch formvoll, wohlklingend und nicht trocken schreiben, das ist eine der schwersten Künste auch in der Klavierkomposition. Auch kleine Dinge können uns entzücken: in diesen spricht ein Meister durchsichtigen Klaviersatzes, klassischer Form, neckischen und volkstümlichen Humors, ein musikalischer Filigranarbeiter, wie man ihn in dem herben Charakterkopf der größeren Werke gar nicht vermutet. Besonders auf op. 57 und 61 sei aufmerksam gemacht, die zu den köstlichsten Genre-Miniaturen moderner Klavierliteratur gehören.

Damit sind wir an die eigentliche Hausmusik Ruthardts gelangt — denn ich glaube nicht, daß viele Spieler sich an seine beiden größten und wertvollsten Konzertwerke, die Sonata quasi Fantasia in einem Satz, für zwei Klaviere, op. 31 (Siegel) und das schon seiner seltenen Zusammensetzung halber interessante und fesselnde Trio für Klavier, Oboe und Bratsche op. 44 (Siegel) wagen werden. Wie bei fast allen Romantikern, prägt sich in der Hausmusik kleinerer Form — Charakterstücke, Genre, Miniatur — auch Ruthardts künstlerische Art am schärfsten aus. Wie wir schon beim Menschen sahen, ist sie durchaus süddeutsch und zugleich alemannisch in ihrem volkstümlich-romantischen oder heimlich archaisierenden Gepräge. Ruthardt erfindet oft nicht nur in jener volkstümlich-treuherzigen Art, wie sie dem echten Süddeutschen eigen ist, sondern weiß in reizender Weise Volksweisen, die er wiederum am liebsten aus Schwaben holt, ins Ganze zu verweben. So fein, wie seit Hellers Paraphrasen kaum etwas geschrieben wurde.

Was man von dieser Hausmusik kennen müßte? Von den früheren, zumeist noch in Genf geschriebenen Werken unbedingt die entzückenden, etwa auf der Linie Gade-Kirchner erwachsenen, an metrischen Feinheiten überreichen Aquarelle (Rotschy, Genf, 1869/70). Die Genfer „Sechs Walzer" (1883, Siegel) reichen den zehn Jahre später in Leipzig veröffentlichten „Sechs Ländlern" (Schuberth) die Hand zum Reigen. Wer Schuberts Deutsche Tänze, Jensens Berchtesgadener Ländler kennt, wird diese Nachgeborenen doppelt lieb gewinnen. Die Verfeinerung der Arbeit ist gegenüber den früheren, vielfach ins noble Salongenre einschlagenden Sachen erstaunlich und auch in dem „Zneinanderweben" der beiden Hände durchaus kirchnerisch. Der Charakter ist kerndeutsch: bei aller kräftigen Heiterkeit doch immer wieder ins Versonnene oder Elegische und Aufbegehrende umschlagend, kleinmalerisch, von feinem Humor. Und, namentlich in den prächtigen Ländlern, mit neckischen oder barocken Klangimitationen des „Zith'rschlag'ns und Klampfens" im Klaviersatz. Weiter muß man kennen die beiden Idyllica: die Scherzo-Idylle op. 29 (Kistner) und die Idylle in As-Dur (1894, Schuberth). Namentlich die erste ist ein ganz persönliches Stück, völlig aufgelöst in Bewegung und Farbe zartester Art, locker und beweglich gesponnen. Lyrischer und

melodischer gibt sich die zweite, eine Gelegenheitsminiatur von reizender Farbe und sanfter Wärme. Die „Ballade vom Rhein“ op. 25 (Kistner), eine in sanftes Wellenrieseln sich auflösende, in Chopins und Brahmsens Harfen greifende, doch wohl etwas locker gefügte Elegie, mit einem wunderbaren, edel-volkstümlichen Trio — wir zählen es trotz seiner Kürze zum Schönsten der romantischen Klavierliteratur überhaupt — führt uns zur „Mondscheinfahrt auf dem Rhein“, aus den durchweg prächtigen, in Stuttgart geschriebenen „Sommer-Idyllen“ op. 52 (Otto Forberg), einem weiteren Höhepunkt von Ruthardts hausmusikalischen Zyklen. Vor der Naturschilderung tritt die Charakterschilderung in ihnen fast ganz zurück. Mir bedeuten Stücke wie „Die schöne Buche“ (Mörike), „Der Tanz im Freien“, „Der Berge Abschiedsgruß“, mit seinem leisen Ländlerton, ein kleines musikalisches Testament schwäbischer Natur, und die Worte „innig und beschaulich“, dazu noch das ebenso echt schwäbische „behaglich“ gelten für dieses ganze Stück edel volkstümlicher Heimatkunst, die „im kühlen Grunde“ das liebe alte Volkslied in das Plätschern und Rauschen der Mühle hineinverwebt. Diesem Zyklus nahe, doch nicht auf gleicher erfinderischer Höhe stehen die „Sechs Vortragsstücke op. 51 (ebendort), die man wegen der feinpsychologischen Charakterschilderungen in ihren beiden lyrischen Nummern nicht umgehen wird. Dort das „Geständnis“ zu Vogelgezwitscher und Bachesmurmeln, hier „Der Mutter Wiegenlied“, mit frommem Abgesang, sind zarte und tiefempfundene kleine Poesien von eigenem Klangleben. Die viersätzige „Militärische Suite“ op. 60 (Rob. Forberg) — zwei weitere Suiten liegen, hoffentlich nicht mehr lange, noch im Pult — ist ein weiterer Beleg für Ruthardts volkstümliche Ader. Der zweite Satz verwertet die trauliche süddeutsche Volksweise „Steh ich in finstrer Mitternacht“. An Marschmusik gewöhnlichen Schlages darf man freilich nicht denken. Das frische Werk ist vielmehr eine poetisch-musikalische Verklärung von Krieg und Frieden, fein im Kolorit und von außerordentlicher Feingliedrigkeit und Lebhaftigkeit in Rhythmus und Metrum.

Unter Ruthardts vierhändiger Hausmusik stehen zwei außerordentlich schöne und wirklich einmal wieder gleich ursprünglich vierhändig gedachte mittelschwere Sammlungen der „Gedenkblätter“ op. 30 (Kistner) und der „Drei Fantasiebilder“ op. 33 (Kahn Nachfolger) obenan. Auch in sie spielt breit die Natur, der Wald, die Sage hinein.

Die „Linkshändigen“ finden in dem von launig eigenwilligem Schwabenhumor gewürzten Menuett op. 47 (Otto Forberg), mit gesangvollem Trio, und in den Etüden op. 48 (ebendort) artige Nüsse zu knacken.

Der Bearbeiter Ruthardt ist namentlich durch seine zahlreichen und mustergültigen Ausgaben der Edition Peters zu bekannt, als daß er hier noch der Erwähnung benötigte. Man wird seinen Namen auf fast allen Neuausgaben älterer Etüdenwerke, Auswahlen klassischer und romantischer Tondichter für Klavier finden, und damit die Gewähr ausgezeichneter Revision haben. Im Vorübergehen muß aber doch wenigstens seiner Auswahl der berühmten Cramerschen Etüden, mit geistreich ersonnenen thematischen Vorübungen, ihres pädagogischen Scharfsinns halber mit besonderer Auszeichnung gedacht werden.

Den Musikschriftsteller Ruthardt kennt alle klavierspielende Welt aus seinem aus dem Eschmannschen hervorgegangenen, aber seit mehreren Auflagen schon sein ausschließliches geistiges Eigentum darstellenden „Wegweiser durch die Klavierliteratur“ (Hug), dem verbreitetsten und unvergleichlich gediegensten und unabhängigsten seiner Art, der neben seinem pädagogischen Inhalt eine Fülle von fein und scharf behauenen Bausteinen zur Charakteristik aller bedeutenderen Klavierkomponisten, zur Geschichte der Klaviermusik beibringt, und damit zugleich auf ein früher in demselben Verlag erschienenes instruktives Schriftchen: „Das Klavier; geschichtlicher Abriß des Ursprungs sowie der Entwicklung des Stils und der Technik dieses Instruments“ (Leipzig 1888) lenkt. So nimmt Ruthardt in der deutschen Klaviermusik einen Ehrenplatz ein, als scharf geprägter Charakterkopf, ein echter Heimatkünstler, und eben darum frei von Enge. Dr. Walter Niemann







Pius der Unentwegte

Das eine muß man Papst Pius, dem zehnten seines Namens, lassen: er geht den Weg, auf dem er das Heil der ihm anvertrauten Kirche wähnt, unentwegt und ohne Rücksicht auf die Welt zu Ende. Er wird darum schon jetzt in den rein religiös eingestellten streng katholischen Kreisen wie ein Heiliger verehrt. Man sieht dort in ihm einen Mann, der die Kirche von lauen Elementen säubert, der lieber über eine kleine Herde unbedingt Getreuer, als über ein Riesenheer verfügt, in dem Kompromißler mit dem modernen Leben die Überzahl bilden. Nach der alten (freilich gefälschten) Papst-Prophezeiung des Erzabtes Malachias führt der jetzige Papst den Beinamen: ignis ardens. Einem „glühenden Feuer“ vergleichen ihn denn auch die Frommen, das alles Weichliche und Unklare in der Kirche verzehre und aus allerlei weltlichem Geschlacke den reinen Katholizismus herausglühe. Diese Frommen sehen nicht, daß ihr Held kein Führer ist, sondern ein Geführter; daß er nicht der schöpferische Meister ist, sondern ein Werkzeug in klugen Händen, die etwas ganz anderes wollen, als dem Papst als persönliches Ideal vorschwebt. An der menschlichen und priesterlichen Ehrlichkeit Pius' X. zweifelt wohl niemand, und wenn sein Geist scharf zu Ende denken könnte, was sein innerstes Herz empfindet, so würde er wohl nach Kirchenformen streben, die ganz das Gegenteil von dem sind, was die M a ch t-gier seiner Ratgeber begehrt. Aber diese Ratgeber sind dem einfachen, geraden Papste, der auch in der weißen Soutane im Grunde ein simpler Landpfarrer geblieben ist, an Klugheit unendlich überlegen und nutzen nun gerade die rein geistlichen Eigenschaften des Oberhirten zu ihren Zwecken weltlicher Macht. Noch kein Papst hat Andersgläubige, die ihn gar nicht beleidigt oder herausgefordert hatten, tiefer verletzt und schroffer herausgefordert als Pius X., der sich zuvor sein Leben lang als friedfertiger und verträglicher Mann erwiesen hatte (Borromäus-Enzyklika). Noch kein Papst hat gerade die tiefgründigen religiösen Naturen in seiner Kirche, jene, die in heiligem Bemühen die höchste Lebendigkeit des katholischen Glaubens durch den Ausgleich mit der Wissenschaft suchten, so unsicher gemacht, so in Zweifel und Seelenkampf hineingeschleudert und zuletzt so feil vor sich selbst erniedrigt, wie Pius X., dem alle das wohlwollende Gemüt des guten Hirten, den gütigen Geist des echten Seelsorgers nachrühmen, die ihn kannten, bevor die Tiara sein Haupt belastete (Antimodernisteneid). Jawohl, belastete! Darin liegt die psychologische Erklärung für sein Verhalten. Seine Bescheidenheit gegenüber seiner Stellung, seine Einfachheit angesichts der verwickelten Aufgaben des schwierigsten Herrscherpostens liefern ihn denen aus, die sich diese Eigenschaften zunutze zu machen wissen.

Wer mit dem ruhigen Blick des sachlichen Psychologen die so vielen Lärm auslösenden Amtshandlungen des persönlich so „gemütlichen“ Papstes verfolgt, findet unschwer den Urgrund, aus dem sich das alles ergibt. Als Melchiore Sarto wider alles Erwarten und gegen jeden Wunsch den päpstlichen Thron

besteigen mußte, bewirkte dieser ungeheure Wechsel, daß er alles persönliche Sein aufgab, um nur Träger und Vollstrecker seines Amtes zu sein. Dieses aber gebietet ihm Wahrung der Herrlichkeit, Reinheit und Größe — er wird sagen: Heiligkeit — seiner Kirche. Es spricht für die reine Gesinnung des Papstes, daß er dieses Ziel mit kirchlichen Mitteln zu erreichen strebt und die klugen Wege der Diplomatie verschmäht. Die katholische Kirche war unter seinem diplomatisch gewiegten Vorgänger zu einer Machtstellung in der Welt gelangt, wie kaum zuvor. Diese Machtstellung schien um so größer, als in der katholischen Kirche selbst scheinbar volle Einheit herrschte, als die Gegner der Kirche, durch die friedliche Haltung beruhigt, die Feindseligkeiten gegen sie einstellten.

Pius entzündete überall den Kampf: nicht nur gegen die Andersgläubigen, auch in der eigenen Kirche. Ignis ardens! Er wollte nicht die Flamme des Hasses schüren, er wollte ein Feuer der Läuterung entzünden. Die Idee der Kirche beseelt ihn vollkommen, die Kirche in der Reinheit ihrer Idee herzustellen, ist sein Ziel.

Alle seine Handlungen sind aus diesem Gedanken entsprungen. Der Glaube an die alleinige Echtheit des katholischen Christentums muß zur schroffen historischen, ethischen und moralischen Verurteilung aller andern christlichen Bekenntnisse führen. Der Glaube an den vollkommenen Wahrheitsbesitz der Kirche macht die theologischen Forschungen des Modernismus nicht nur überflüssig, sondern geradezu verbrecherisch.

Auf dieser Linie liegt auch das neueste Motuproprio vom 9. Oktober „über diejenigen, welche Kleriker vor den weltlichen Gerichtshof" ziehn. Dieses Motuproprio ist nichts anderes als die scharfe Aussprache dessen, was die katholische Kirche immer gelehrt hat und lehren — mußte, wenn sie ihre Auffassung vom Priestertum folgerichtig ausgestalten wollte. Wenn das bislang nicht klar gewesen ist, so lag das an den diplomatischen Künsten und Verschleierungen der Klugen in der Kirche. Pius X. ist nicht klug, aber er hat den Bekennermut zu dem, was ihm Wahrheit ist.

Es ist Dogma der katholischen Kirche, daß es nach dem Willen ihres göttlichen Stifters zwei Stände in der Kirche gibt, den Kleriker- und den Laienstand, und daß dem ersteren das Lehr-, Priester- und Hirtenamt übertragen sei. Wie könnte da der Laienstand dazu kommen, über den ihm unendlich übergeordneten Kleriker zu Gericht zu sitzen?! Kein Nichtkatholik kann sich eine Vorstellung davon machen, welche Erhabenheit dem Priesterstand in der Anschauung des Katholiken eignet. Kein absoluter Herrscher hat jemals eine so starke Überzeugung von seinem Gottesgnadentum gehabt, wie es nach der Meinung jedes gläubigen Katholiken jeden Priester seiner Kirche auszeichnet. Mit der menschlichen Person des Priesters hat das gar nichts zu tun, wie es denn auch dem einmal geweihten Priester nach katholischer Kirchenlehre unmöglich ist, sich zu entpriestern (man verzeihe das Wort!). Das kann er durch kein Verbrechen, durch keine Sünde, nicht durch Abfall. Er bleibt Priester und häuft nur fortgesetzt Sünde um Sünde auf sein geweiht bleibendes Haupt, weil er menschlich gegen die göttliche Weihe frevelt.

Der Gedanke dieses Priestertums ist so großartig, daß man wohl begreifen kann, daß es einem für sein Kirchentum glühenden Papste notwendig erschien, wieder einmal diese Sonderstellung zu betonen.

Die Katholiken werden sich darum, sobald sie den ersten Schrecken über das „Unzeitgemäße" überwunden haben, mit dem Erlaß sehr leicht abfinden; bald wird er begeistert gepriesen werden. Für die Praxis des katholischen Lebens ändert er nach meiner Überzeugung nicht allzuviel: einmal, weil schon bislang die kirchentreuen Katholiken fast durchweg so handelten, wie es das Motuproprio verlangt; sodann weil auch hier nicht so heiß gegessen wie gekocht wird. Auch kirchliche Gesetze sind dazu da, kommentiert zu werden. Und noch mehr, als vor den Kommentaren der weltlichen Gesetze, steht der Laienverstand vor den Kunststücken der Kirchenrechtler stille. Diese sind schon eifrig am Werke. Wer einen Vorgeschmack vom Kommenden haben will, vergleiche die Kommentare der Professoren

Dr. Heiner und Dr. Triebs. Jener, Kanonist und Auditor am höchsten Gerichtshof in Rom, beweist haarscharf, daß das Motuproprio vom 9. Oktober für Deutschland keine Geltung habe. Der Breslauer Kirchenrechtslehrer Dr. Triebs widerlegt das, bringt aber eine Erklärung des Erlasses zustande („Tag“ Nr. 286 u. 287), wonach ganz Deutschland dem Papst dafür eigentlich zum größten Danke verpflichtet wäre. —

Wenn aber nun im Grunde alles so bleiben wird wie zuvor: warum ist denn das Motuproprio erlassen worden, das so viel böses Blut macht, das die Kluft zwischen Katholiken und Andersgläubigen wieder aufreißt, wo sie halbwegs geschlossen war, und noch vertieft?!

Die trostlose Antwort lautet: Gerade diese fluchwürdige Wirkung war der Zweck des Erlasses. Nicht in den Augen des Papstes, wohl aber derer, die ihn dazu trieben. Diese wollen keinen Frieden, keine Verträglichkeit. Die weltliche Macht des fanatischen Priestertums und vor allem des Priesters als Einzelwesens kann heute nur noch gedeihen, wenn eine fanatisch-einseitige Gefolgschaft hinter ihm steht, die im bewußten Widerspruch steht zur ganzen modernen Welt.

In der oben erwähnten Papstliste des Malachias steht als Kennwort für den Nachfolger Pius' X.: ecclesia depopulata. Ja, die Kirche wird immer mehr entvölkert werden von wahrhaft religiösen Menschen, die des Heilands oberstes Gebot der Liebe als Leitstern ihres Lebens anerkennen. Der äußeren Kirchenfülle wird das freilich wenig schaden. Es bleibt die Masse der Schafe, die weiden, wohin man sie führt, und das Geschorenwerden als Lebensziel ansehen; es wächst stetig die Zahl derer, die in diesem Zank und Streit auf ihre geschäftliche Rechnung kommen.

Nikodemus

*

Reichstagskandidat Posadowsky

Kandidatenreden pflegen bei uns zulande (und anderswo wohl auch) zu dreizehn aufs Dutzend zu gehen. Man stellt die Dinge — nicht immer, aber in der Regel — unter ein Vergrößerungsglas und sagt im Plakatstil fünfzig- oder hundertmal dasselbe. Und nun erleben wir das wunderliche Schauspiel, daß bei den Reden eines reisenden Reichstagskandidaten die ganze Nation aufhorcht. Eines Kandidaten zudem, der ein Johann ohne Land ist; hinter dem keine Partei steht, und der, wenn er so unbekümmert fortfährt, wie er begonnen, sicherlich noch um sein Mandat sich redet. Zwar ist dieser Kandidat, der um die Gunst seiner Wähler wirbt, indem er den Parteien, die ihn auf den Schild hoben, allerlei bittere Wahrheiten sagt, ein gewesener Minister. Aber der Artikel ist in Preußen-Deutschland nicht mehr so rar, und wenn Herr v. Studt oder Herr v. Möller zu ihren Wählern sprächen, würde vermutlich niemand aufhorchen. Dieser hier rührt an die Herzen. Es ist also doch nicht so, daß bei uns zulande nur der Purpursaum des hohen Staatsamts Respekt erzwänge. Wenn der Graf Arthur Posadowsky in den letzten Jahren der Läuterung und Befreiung im Reichstage sprach, hörte auf ihn das ganze Volk. Und heute, da er seit einem Lustrum den Staatsgeschäften fern ist, steht es nicht viel anders. Wieder ist es uns, als ob wir die Stimme des Predigers in der Wüste vernähmen, der dies Geschlecht von Erfolgsanbetern, Klüngelsüchtigen und kleinen Nützlichkeitsmännlein an das Ethos im Staatsleben mahnt.

Aber ob, wenn man ihn wirklich wählte, dieser Graf im Barte eine Renaissance des Parlamentarismus heraufzuführen vermöchte? Die „Kreuzzeitung“ hat schon kürzlich mit kühlem Behagen darauf verwiesen, daß in den Parlamenten die Einer nur gelten, wenn ihnen die genügende Zahl von Nullen sich gesellte. Dort scheiden sich die angeblichen Geister nach den Paragraphen der Parteiprogramme und den Glaubensbekenntnissen der verschiedenen Wirtschaftsvereinigungen. Wer nicht für mich ist, heißt's einfach, ist wider mich. Wer nicht einen Weizenzoll von 6,50 ℳ für erforderlich hält, ist ein schlechter Kerl, und wer nicht in jedem verkrachten Kommis, der hinter rötlich blinkenden Laternen als Bierwirt waltet, ein respektables Mitglied der staatserhaltenden Stände ver-

ehrt, hat keine Ideale. Zwischen Lattmann und Müller-Meiningen ist für Persönlichkeiten großen Stils wirklich nur noch verschwindend wenig Raum. R. B.

*

Auch eine Notabelnbewegung

In München haben sie vor ein paar Wochen den Produktionen einer sogenannten Nackttänzerin ein Ende gemacht; haben auch (die Dame selber, die trotz des von ihr bevorzugten Gewandes paradiesischer Unschuld von einem starken Mißtrauen gegen Polizei und Gericht erfüllt sein mochte, hatte sich ins Ausland in Sicherheit gebracht) den Theaterdirektor, der ihr die Stätte bereitete, und den Impresario ins Gefängnis gesteckt. Das alles mag für die Betroffenen nicht gerade erfreulich gewesen sein; der unverbildete Sinn des natürlichen Menschen, der darum beileibe noch kein augenverdrehender Frömmler zu sein brauchte, wußte darauf doch nur die eine Antwort: Hart, aber gerecht. Spät, aber doch gottlob noch nicht zu spät. In München scheinen Männer, die wir zu den Höchstgebildeten zu rechnen einigen Anlaß hatten, darüber anders empfunden zu haben. In diesen schweren Zeitläuften, wo wir Deutsche weiß Gott Gewichtigeres zu betreuen hatten, erlebten wir wegen der geflüchteten Nackttänzerin eine rechtschaffene Notabelnbewegung. Maler, Bildhauer, Schriftsteller von Rang und Ansehen traten auf den Plan; schüttelten dem inhaftierten Theaterdirektor in Rührung und Verehrung demonstrativ die Hände und bekannten laut: so Göttliches hätten sie noch nicht gesehen. Und schalten die banausische Polizeigewalt, die mit rauher Faust diesen späthellenischen Dienst der Schönheit störte. Es ist schwer, mit diesen Notabeln, weil sie fortgesetzt offene Türen einzurennen belieben, ernsthaft zu reden. Natürlich wirkt die Nacktheit an sich noch nicht unkeusch, und der Eifer unserer Nuditätenschnüffler, die am liebsten jeder Venus und jedem Apoll einen Schurz umhingen, beruht in neun Zehntel aller Fälle auf versteckter, wenn auch bisweilen unbewußter Perversität. Es mag auch zugegeben werden, daß ein edelgeformter Menschenleib, wenn er in der Stille eines Ateliers die letzte Hülle von sich streift, bisweilen in dem beschauenden Künstler ein Gefühl wie von dankbarer Verehrung für Gottes Schöpferkraft, die solch Gebild entstehen ließ, auslösen kann. Nur soll man uns nicht einreden, daß in einem Theatersaal, wo Alte und Junge, Männlein und Weiblein, neugierig halb und halb lüstern, nebeneinander hocken, solche Empfindungen überhaupt aufkeimen können. Die suchen sich für ihr teures Geld ganz anderes zu ergieren, und selbst die paar, denen es um den Schönheitskult ernst ist, werden schließlich von dem Fluidum, das durch so einen parfümierten Raum streicht, mit ergriffen.

Man soll es überhaupt einmal rund und ohne alle Umschweife aussprechen: diese Preziösen leben in einer erträumten Scheinwelt. Behagt's ihnen da, so wollen wir sie nicht daran stören. Nur sollen sie sich nicht vermessen, hochmütig und belehrend, als unerträgliche Besserwisser in unsere Ordnung der Dinge hineinzureden. Denn die ist für die Gesunden und Normalen, für die Unverbildeten mit noch nicht erschlafften Geschmacksnerven. Und diese Gesunden und Unverbrauchten sind immer noch die Mehrheit. R. B.

*

„Staatserhaltend"

Gustav v. Schmoller hat vor ein paar Wochen sein goldenes Doktorjubiläum gefeiert. Fern von Berlin, in stiller, nur wenigen bekannter Einsamkeit. Nicht weil seiner Art, der das Weltmännische, vielleicht sogar das Höfische immer viel Freude bereitet hat, das laute Festefeiern zuwider gewesen wäre. Aber er hat (ebensowenig wie Adolf Wagner und Sering es getan haben) mit dem Ministerium des Herrn Trott zu Solz noch keinen Frieden gemacht, und es widerstand ihm offenbar, sich von denselben Leuten nun mit Superlativen bedienen zu lassen, die vorm Jahr um des Herrn Bernhard willen ihn öffentlich mißhandelt hatten. Darüber geriet die gute „Post" allwiedermal in staatserhaltenden Zorn. „Schmoller

schmollt“, witzelte sie höchst geistreich, und berichtete dann, auf daß ihre Leser um die Zeit der Martinsgans noch schnell das Gruseln erlernten: Schmoller sei der „weitaus gefährlichste aller Kathedersozialisten“. Seine und des Vereins für Sozialpolitik Schuld wäre es, daß „die Sozialreform seit Bismarcks Rücktritt eine einseitige, zum Teil radikale Richtung“ eingeschlagen hätte. Schmoller stünde zudem „politisch auf demokratischem Standpunkt“. Um so bedenklicher sei's, daß aus seiner Schule eine „unübersehbare Reihe von bürgerlichen Sozialisten hervorging, die innerhalb der Regierungen und auf den Kathedern in Schmollerschem Geiste wirkten“. Ich habe es schon neulich hier gesagt: Mit den Herren von der „Post“, denen es grundsätzlich auf eine Handvoll Notennnicht ankommt, ist überhaupt nicht zu diskutieren. Natürlich ist Gustav Schmoller, obschon es an sich noch kein Fehler wäre, nie Demokrat gewesen; ist vielmehr — auch unter den veränderten Zeitläuften — der Altliberale geblieben, der er in seinen Halleschen Anfängen geworden war. Aller Radikalismus, jedwedes Überspannen der Doktrin war seinem realistisch geschulten, historischen Sinn je und je fremd, und nie hat, selbst Treitschke nicht ausgeschlossen, ein Universitätslehrer seine Schüler mehr Achtung und Respekt vor dem gegebenen Staat und mehr Verständnis und Liebe für ihn gelehrt, als dieser ins Preußische verschlagene Schwabe. Eines freilich ist richtig: Seine Schüler sind zu Hunderten über Regierungskanzleien, Universitäten und Redaktionen verstreut, und alle bewahren sie — die einen mehr, die anderen weniger — diese Erkenntnis: daß die unteren Schichten nicht einfach das Fußgestell der höheren sein dürfen; daß sie vollwertige Volksgenossen sind, deren Nöte, Bedürfnisse, Wünsche zu erforschen und, soweit die Interessen der Gesamtheit es gestatten, zu stillen und zu befriedigen mit der wesentlichste Inhalt jeder wahren Staatskunst bleiben muß. Das haben wir, die wir zu den Füßen des verehrten Mannes sitzen durften, immer als in eminentem Sinne staatserhaltend empfunden. Und glauben noch heute, daß die Rezepte der „Post“ und ihrer Leute bei konsequenter Anwendung zur Staatsauflösung führen müßten. R. B.

*

Der Automobilgötze

Eine herzerquickende Notiz ging kürzlich durch die Zeitungen. Darnach hat der Kanton Graubünden, der innerhalb seiner Grenzen namentlich das Juwel des Ober-Engadin mit seiner herrlichen Umgebung an Gletschern und Hochgipfeln umfaßt, den Mut gehabt, die Automobile aus seinem Gebiet zu verbannen. „Hier herrschen also nur Eisenbahnen, gewöhnliche Wagen und die zuverlässigste Maschine, die menschlichen Gehwerkzeuge, als Verkehrsmittel. Man ist gespannt darauf gewesen, wie das Automobilverbot auf den Fremdenbesuch in Graubünden wirken würde, und auch die Behörden haben sich guten Erfolges wohl kaum ganz sicher gefühlt. Dennoch läßt sich schon jetzt sagen, daß ein solcher eingetreten ist, denn in diesem Jahre sind die Hauptanziehungspunkte Graubündens stärker besucht gewesen als je. Infolgedessen scheint die Feindschaft (?) gegen die Automobile in der Schweiz weiter um sich zu greifen, und mehrere andere Kantone erwägen, ob sie dem Beispiel Graubündens folgen sollen. Vorläufig werden die Leute, die sich einer solchen Maßregel freuen würden, wohl noch in der Mehrzahl sein, namentlich alle, die den Touristen zu Fuß noch als den vornehmsten Reisenden in der Schweiz betrachten. Wer in den letzten Jahren beispielsweise am Vierwaldstätter See gewesen ist, wird den Automobilverkehr auf der schmalen, gewundenen Felsstraße am Ostufer dieses herrlichen Alpengewässers als höchst unangenehm und auch als schlechthin gefährlich empfunden haben. Vielleicht wird es sogar einmal zu einem Bundesgesetz gegen die Automobile in der Schweiz kommen. Der Kanton Zürich hat die Absicht, vorläufig für die Sonntag-Nachmittage den Automobilverkehr auf sämtlichen Kantonalstraßen zu verbieten. Ausgenommen sollen nur die Stadtbezirke Zürich und Winterthur sein.

Außerdem soll für die Nachtstunden eine Beschränkung eintreten.

Selbstverständlich (?) haben sich die Automobilisten zu einem Protest zusammengetan, aber es hat den Anschein, als ob sie dabei den kürzeren ziehen werden."

Aufgeklebt ist der Notiz die irreführende und unzutreffende Marke: „Die automobilfeindliche Schweiz". Man braucht ganz und gar kein „Automobilfeind" zu sein, um die Auswüchse des Automobilismus und die Anmaßung, mit der er für sich ein souveränes Recht auf die Straße in Anspruch nimmt, höchst ungehörig und durch nichts begründet zu finden. Es ist auch keineswegs „selbstverständlich", daß den Herren Automobilisten nichts näher lag, als sich in sittlicher Entrüstung zu einem „Protest" zusammenzutun. „Selbstverständlich" wäre es gewesen, wenn sie sich bemüht hätten, den berechtigten Wünschen der leidtragenden Bevölkerung entgegenzukommen. In der Großstadt ist es heute schon an dem, daß man sich vor dem Staub und Stank herumrasender Benzinwagen überhaupt nicht mehr retten kann, von der ständig drohenden Lebensgefahr ganz zu schweigen! Flieht man selbst in entfernte Vororte, um die Lungen einmal in reiner Luft zu baden, so wird man auch dort gezwungen, die gleiche Pest zu schlucken. Wohin sich aber auf dem Lande ein regerer Verkehr hinzieht, da ist auch bald jeder erquickende Spaziergang, jede beschauliche Wagenfahrt mit Pferden eine Mär von gestern. Nicht weichenwollende Qualm- und Staubwolken über der Chaussee lassen keinen Zweifel aufkommen, daß auch hier die „Kultur" ihren siegreichen Einzug gehalten hat. Das ist gewiß nur die Kehrseite der Medaille, die aber dem Automobilgötzen ganz energisch unter die Nase gerieben werden muß. Die glänzende Seite, der unbestreitbare Nutzen und die vielen Annehmlichkeiten des Automobils, brauchen nicht erst aufgezeigt zu werden, da es niemand einfällt, sie zu bestreiten. Die Sache liegt doch einfach so, daß jeder Staatsbürger ein gewisses Maß an reiner, frischer Luft, persönlicher Ausspannung und Sicherheit als sein einfaches Menschenrecht beanspruchen, keinesfalls aber gezwungen werden darf, überhaupt darauf verzichten zu müssen. Wo steht denn geschrieben, daß jemand mit dem Kauf oder der Miete eines Automobils das Ausnahmerecht erwirbt, zu seinem Vergnügen der übrigen Menschheit den Aufenthalt in Gottes freier Natur zu verpesten, ihn gesundheitsschädlich oder gar lebensgefährlich zu machen?

Wenn das stramme Vorgehen der Schweiz sich als das erste Grauen einer Automobilgötzendämmerung erweisen sollte, so dürfte sie einer wahren Kulturtat sich rühmen. J. E. Frhr. v. Gr.

*

Ins Stammbuch

Allen unseren Französlingen, die nicht eher schlafen können, als bis sie ihr ehrliches deutsches Ladenschild in falsches Französisch übertüncht haben, was ein deutscher Student der „Tägl. Rundschau" aus Paris schreibt:

Ich bewohne als Student nun ein Jahr das Quartier Latin in Paris. Hören Sie die Unterhaltungen der Studenten, ob republikanisch, royalistisch oder gleichwelcher politischen Gesinnung! Lesen Sie die Bleistiftgeschmiere auf den Wänden der Schulen und an allen Orten, wo sich Gelegenheit bietet. Unterhalten Sie sich einige Augenblicke mit den zehnjährigen Buben und selbst den Mädchen der Elementarschule; Sie werden hören, wie ihnen der Haß gegen die „Prussiens" eingepaukt wird! Lesen Sie die Geschichtsbücher dieser Schulen. Ist nicht in allen französischen Schulklassen „Elsaß-Lothringen" noch als zu „Frankreich" gehörig eingezeichnet. Schimpfen sich die Kinder nicht gegenseitig „sale Prussien". Hören Sie den Refrain der „Marseillaise" jemals anders singen als: „Hachez les prussiens et faites en du boudin" (Hacket alle Preußen und macht Blutwurst davon).

Mein Freund ist Lehrer und gibt deutschen Unterricht. Er annonciert oft in den Zeitungen. Wie oft kommt es vor, daß er infolge dieser Annoncen Briefe bekommt, die von Beleidigungen strotzen. Fragen Sie die deutschen Kaufleute, was sie hier zu leiden

haben, sie müssen ihre Nationalität verleugnen, wenn sie Geschäfte machen wollen. Haben nicht letzthin sich französische Häuser geweigert, deutsche Reisende, deutsche Vertreter zu empfangen (z. B. die Spitzenfabrikanten Plauens)? Ich will nicht sprechen von den deutschfeindlichen Angriffen der Pneumatikfabrik Michelin. In vielen Unternehmungen hat man deutsche Arbeiter gekündigt, so in den Elektrizitätswerken. Und nun als letzte Niederträchtigkeit des „Matin“, der bekanntlich vor keiner Gemeinheit zurückschreckt: Der Feldzug gegen die deutschen Kellner. Ist es diesem Blatt nicht gelungen, den Minister zu bestimmen, die deutschen Placierungsbureaus zu schließen? Schweigen will ich von all den deutschfeindlichen Artikeln, die Sie jeden Tag in fast jeder Zeitung finden können, nicht nur im „Patrie“ und „Matin“, die an der Spitze stehen.

Alles dies soll jeder Deutsche wissen, der im allgemeinen eine viel zu hohe Meinung von den Franzosen hat, dank der unparteiischen oder vielmehr freundlichen Beurteilung der Franzosen und überhaupt alles dessen, was französisch ist, in der deutschen Presse. Und das ist meine Meinung und die all meiner Freunde: Jeder junge Deutsche sollte einmal sechs Wochen in Paris zubringen! Hier lernt er sein deutsches Vaterland lieben und schätzen und kehrt als „guter Deutscher“ in seine Heimat zurück, wenn er es früher nicht gewesen sein sollte. Ich selbst, ich bekenne es offen, hatte früher vielmehr sozialistische Ideen. Doch seitdem ich Frankreich gesehen —?

*

Gottesdienst im Zirkus

Hans Sachs hat ein mittelalterliches Spiel nachgedichtet: Wie „Jedermann“ vom Tode geladen wird. Es ist Frömmigkeit in jener Dichtweise; ohne Frömmigkeit sind solche mittelalterlichen „Moralities“ nicht denkbar. Hofmannsthal hat dieses christliche Stück bearbeitet, der Dichter der „Salome“ und „Elektra“; die Dramaturgen Holländer und Kahane haben es eingeleitet; Reinhardt hat es im Zirkus aufgeführt. Wenn man sachlich erwägt: Hofmannsthal, Reinhardt, Holländer und Kahane sind israelitischen Stammes — so liegen hier Quellen des Humors.

Und nun kommt zu den vieren der fünfte Jude und macht sich über diesen „westlichen Gottesdienst“ lustig. Es schreibt im „Tag“ der witzige Kerr:

„Vor Weihnachten. Mancher Blick lenkt sich nach innen. Manches Gemüt erhebt sich. Dies vor allem war die Aufgabe vergangener Moralities.

„Wenn Holländer und Kahane zur Mette läuten. Wenn Hofmannsthal einen Rothschildwitz in hanssachsisch-christlichen altertümblichen Verslein mit umbständlicher Sprechweis gereimt und klug ausdrückt. Wenn die frumben Aktionäre voll Krippenschlichtheit im Zirkus vor vergüldeten Heiligenscheinen mießer Engel gottversenkt bei einand' sitzen: dann gibt es Stil. Stil ... Und die Zukunft des Dramas, auf das es ankommt, breitet sich vor meinen Augen.

„Ich wußte nicht, was uns immer gefehlt hatte. Es hatte der Zeit was gefehlt. Das war dies gläubige Spiel in der (teils mit dem Automobil, teils mit der elektrischen Untergrundbahn zu erreichenden) Manege. Das festgestellt, wird man gern die Stil-Anmut von Bildern, sonderlich eines Balletts (will sagen: Reigens) in der Mitte des westlichen Gottesdienstes anerkennen. Und am Schluß, als immer größere Kindlichkeit, vor den arglosen Sperrsitzen und Huträdern, von geschminkten Angestellten aufgemacht wurde, schien gewissermaßen anheimgestellt zu wernen, ob unser Städtchen an der Ammer belegen sei. Was von bayerischen Landleuten, mag schon etliche Berechnung walten, tragiert wird, dafür läßt sich Achtung erbringen; weil in Oberammergau Überlieferung redet. Für das, was ich im Zirkus an falscher Schlichtheit und hergeholtem Getue sah, scheint in berlinisch-jüdischem Jargon [das Wort ‚Oberchammergau‘ ... gewiß zu herb; doch Reinhardt möge sich hüten, einer so komischen Luftschicht zu nahn. Man lasse die Gefühle denen, zum Donnerwetter, die sie haben!“

Ganz gut gesagt, Kerr, ganz gut! S.

*

„Bleiben Sie sitzen, junger Mann ...“

Warum die Frauen auf die Galanterie verzichten sollten, nein, warum sie sich's verbitten sollten —

Eine Frau stieg in die vollbesetzte Straßenbahn. Ein junger Mann stand auf und bot ihr seinen Platz an.

„Bleiben Sie sitzen, junger Mann“, sagte die Frau. Sie war eine Frauenrechtlerin. Der junge Mann errötete. Der ganze Trambahnwagen war empört über diesen Refus. Ich auch. Aber dann — es war eine lange Fahrt — fiel mir ein:

Ist die Galanterie nicht eine freundliche Arabeske im Leben der Geschlechter? Mag sein, das *war* sie. Aber heute? Heute ist sie nur ein Schnörkel, der — ein weniges verlängert — zu einem Fragezeichen wird und — noch mehr verlängert — sich zu einer häßlichen, häßlichen Linie verbiegt.

Beweis?

Hier ist er, der Beweis:

1. Die Straßenbahnen unserer Stadt sind Linien von höchstens drei Kilometern. Knapp so lang ist auch die Höflichkeit der jungen Männer gegen Frauen. Vier Kilometer, wenn er stehen müßte, schmölze die Galanterie wie die Butter an der Sonne. Die Höflichkeit hat ihre Grenzen, über vier Trambahnkilometer geht sie nicht hinaus. Gegen müde Kniegelenke kommt auf die Dauer die Galantheit nicht mehr auf.

2. In der Eisenbahn zum Beispiel. Den Platz, den er beim Antritt seiner Reise hat, betrachtet auch der galanteste Ritter als eisernes Eigentum. Er denkt gar nicht daran, ihn aufzugeben, zu stehen, auch nicht dem schönsten Fräulein zuliebe. Nicht einmal, daß er auf lieblich flötendes Ersuchen den wohlerworbenen Fensterplatz gegen einen andern tauschte.

3. Das Täschchen, das Schirmchen, das Jakettchen ihrer Liebsten tragen sie mit Anmut auf den Straßen. Doch wo die Bürde wirklich angeht? Auf einem Bergweg in Tirol steigt ein Bauernpaar den steilen Weg hinauf. Schweigend in der heißen Sonne. Vorn die Frau mit einer Kruke auf dem krummen Rücken. Bis oben hinauf steckt die Kruke voller Sachen. Dahinter geht der Mann frei und unbelastet. Er besorgt das Seufzen. „Herrgott, is heut wieda a Hitz,“ sagt er, zieht sein Bauernjackerl aus und legt es sorgsam über die Kruke vorn. „Sobala, sobala“, sagt er.

4. Als ich Student war, hatte ich meinen Platz im Olymp des Hoftheaters. Sitzplätze gab es nur in der vordersten Reihe. Die übrigen neun Zehntel mußten stehen. Herrgott, war das jedesmal ein Rennen, die sieben Schneckengänge der Wendeltreppe hinauf, wenn geöffnet wurde! Einmal rannten sie ein kleines Fräulein nieder. Da lag sie, und die wilde Jagd sprang drüber weg. Ich half ihr aufstehen und — verlor den Sitzplatz in der ersten Reihe.

„Schafskopf“, sagten meine Freunde.

„Na, aber —“, suchte ich einzuwenden.

„Ach was, fünf Stunden stehn bei Tristan und Isolde, da hört die Galanterie halt auf, verstehst du“, wurde ich belehrt.

Und ich war gelehrig. Natürlich. Denn wenn man die Wahl hat, Schafskopf genannt zu werden, nicht wahr, da —?

5. In Paris brannte ein Bazar ab. Männer und Frauen kamen dabei um. Augenzeugen sahen, wie die Ritter — Barone waren es und Grafen —, wie die Ritter die Frauen von den rettenden Türen wieder rückwärts rissen, um sich selber erst hindurchzuzwängen.

Die Frauenbewegung ist eine gute Sache. Auch wenn sie nur das eine täte: hohlgewordene Formen hohl zu heißen und sie zu behandeln, wie sie es verdienen. Fr. M.

*

Fremdsprachensnobs und Gedächtnisakrobatiker

Einst galt es für gebildet, möglichst viele Fremdwörter zu gebrauchen, heute wird für ein Zeichen von Bildung gehalten, wenn man möglichst viele Sprachen spricht. Diese Sucht geht so weit, daß wir unsere eigene Sprache zu beherrschen verlernen. Tatsächlich ist heute die Muttersprache für viele nur ein Mittel, die eigenen Gedanken und Empfindungen zu verbergen. „Wir sind eben“,

schreibt Heinrich Pudor im „Heimgarten", „in einer erschreckenden Weise auf der einen Seite automatische Maschinen, auf der anderen Gehirnkrüppel geworden, bei denen das Herz, die Seele und das Gemüt verödet, abgestorben und abgetötet sind. Aus diesem Grunde werden wir befähigt, fremde Sprachen zu lernen, und offenbar wird derjenige, welcher am leichtesten Fremdes annimmt, am wenigsten eigenes festhält und am geringsten eigenes Empfinden besitzt, am leichtesten fremde Sprachen lernen."

Das Fremdsprachentum hängt aber noch mit etwas anderem zusammen: mit der Gedächtnisakrobatik, zu der man uns systematisch erzieht, wobei noch betont wird, daß die Fähigkeit eines möglichst guten Gedächtnisses etwas sonderlich Arisches oder Germanisches sei. Das Gegenteil ist der Fall! „Diese Fähigkeit ist etwas sonderlich Phönizisches, sie deutet auf Händlertalent. Wer Werte verteilt und weitergibt, hat natürlich ein Interesse daran, möglichst alles im Kopfe zu behalten, und er wird seine ganze Energie darauf verwenden, ein möglichst ausgiebiges Gedächtnis zu bekommen. Der schaffende Arier dagegen, der neu schafft und Neues schafft, hat kein Interesse daran, ‚olle Kamillen', Preise und Werte im Kopfe zu behalten. Sein Gehirn wird nicht reproduktiv-mnemotechnisch wie beim Händlervolk, sondern produktiv-impulsiv oder produktiv-enthusiastisch gezüchtet. Es wird deshalb auch für Fremdsprachentum wenig übrig haben."

*

Die Geheimnislosigkeit der Zeit

In der „Straßb. Post" spricht Frau Alberta von Puttkamer beachtenswerte Zeitbedenken aus.

„Ich will heute", sagt sie, „nicht von den positiven Seiten, den Vorteilen und Segnungen des Verkehrslebens reden; sie liegen sehr klar zutage und sind auch schon oft und hymnisch genug gepriesen worden, sondern von den negativen, den peinlichen Nachteilen ... Diese liegen fast alle auf ethischem Gebiete ... Ein Tempo furioso beherrscht alle Aktionen unserer Zeit und bringt in der ungeheuer eiligen Vermittlung der Verkehrskräfte ein verwirrendes Angebot von geistigen Stoffen ... So entsteht ein oberflächliches Hintasten, ein flächenhaftes Aneinanderreihen der Eindrücke, ohne Vertiefung, und aus dieser Oberflächenhaft entwickelt sich leicht Nervosität."

Und dann kommt die Verfasserin auf einen besonders störenden Zug zu sprechen.

„Das ist der Zug, der zur Durchleuchtung, Erforschung und Ausfragung aller Verhältnisse drängt. Das Wesen des Röntgenstrahls ist sinnbildlich dafür: das bisher undurchdringlich Erscheinende wird lichtvoll und restlos erkannt und dann in Konsequenz des regen Verkehres: Eigentum der Öffentlichkeit. Das bedeutet eine Bekämpfung, teilweise sogar eine völlige Verneinung des Geheimnisses. Das Geheimnis ist eine Verhüllung von bestehenden konkreten oder abstrakten Zuständen. Es stellt also einen Schutz dar vor fragenden Augen, horchenden Ohren, tastenden Händen; mit einem Wort: Schutz vor Erforschung und Erkenntnis. Nun werden die Hüllen der Heimlichkeit, wie das ja selbstverständlich ist, ebenso um böse, häßliche, unerlaubte Dinge gezogen, als um schöne, edle und erlaubte. Es ist ohne weiteres klar, daß im ersten Falle das erforschende Wesen des modernen Verkehrs seine heilsame Kraft erweist. Wo Schmutz, Irrtum, Aberglaube, Unsittlichkeit, Verbrechen, still brütender Verrat hausen, da sollen die hellsten Fackeln der Durchleuchtung ihr Lichtwerk üben.

„Über das ‚man sagt' habe ich einmal ein Epigramm geschrieben, das mir nicht ohne herbe Wahrheit zu sein scheint:

Das ist der fürchterlichste ‚Man',
Der tausendköpf'ge, der jedem entschlüpft,
Der vielzüngig flüsternd vergiften kann,
Und, greifst du ihn, höhnisch zur Seite hüpft.
Die Sprache schon zeigt es mit feinem Sinn,
Es fehlt ihm ein Etwas zum vollen Mann,
Ein Zeichen, ein ‚N' nur — viel Deutung liegt drin:
Der ‚Man' ist ein Riese und doch kein Mann.

Der rege Spür- und Erfindungssinn der Zeit begnügt sich nicht damit, eine Transparenz des Privatlebens anzustreben, sondern er will Linien, Tiefen und Verschwiegenheiten

durchleuchten, die das natürliche, schönmenschliche Gefühl ewig in die webenden Dämmer des Geheimnisses weist. Ich meine, wie ich schon oben andeutete: das Geschlechtsleben, Liebe, Fortpflanzung, Menschwerdung, Mütterlichkeit. Ich berühre damit das Kapitel der ‚sexuellen Aufklärung‘. Wissen ist eine Macht, ein Gebot und ein Gut der Kultur und ein Hebel des Glücks. Aber es gibt weite seelische Gebiete, ethische und ästhetische, auf denen das Erklären und Beleuchten einer Zerstörung gleichkommt, auf denen das, was die volle Erkenntnis des Wissens bringt, nicht einen bereichernden Wert, sondern eine Minderung bedeutet: das ist die gesamte Welt des zarteren Empfindungslebens. Hier gewinnt das Mallarmésche Wort: ‚Nennen heißt zerstören‘ seine lebendige Wahrheit.“

In der Tat ist eine Entartung oder Überreizung des Wissenstriebes festzustellen. Wißbegier ist zur **Neugier** geworden.

„Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich ausspreche, daß solcher Neugier ein zu breiter Raum in der Kultur von heute gegönnt ist und daß dies im sozialen und politischen Leben mit unliebsamem Wesen spukt. Hier möchte ich auch erwähnen, daß die in letzten Jahren stark hervortretende und sehr übertriebene Tendenz, Memoiren und Briefwechsel zu veröffentlichen und zu lesen, mir viel mehr von Neugier, Spürlust und Sensationsbedürfnis diktiert zu sein scheint, als von rein historischem Sinn und ernster Wißbegier. Sehr fragwürdige Bücher, die mehr oder minder gut vorgetragenen Klatsch bringen, werden da oft fälschlich zu ‚Dokumenten der Zeit‘ oder der ‚Kultur‘ gestempelt. Sogar aus dem Leben wahrhaft bedeutender Menschen werden oft Unbedeutendheiten mit großem Ton serviert, die gar nichts Wesentliches zur Erkenntnis beitragen und eher Denk—unwürdigkeiten als Denkwürdigkeiten genannt zu werden verdienten.“

Und so geht noch etwas Feines verloren, was den Verkehr der Menschen untereinander adelt: die **Diskretion**.

*

Der Autographensammler von Byzanz

Die Briefmarken- und die Autographensammler haben ihre eigenen Börsen. Vom sportmäßigen Betrieb zum geschäftsmäßigen ist oft nur ein kleiner Schritt. Leute, die Handschriften drauflos sammeln, nur um mit einer möglichst großen Sammlung prahlen zu können, hegen nicht immer ein Übermaß von Pietät. Die Eitelkeit des Besitzers ist gewiß bei manchen stärker als die Innigkeit der Gefühle, denen Mörike und Goethe Ausdruck gaben. **Mörike**:

„Sei, was er schrieb auf das Blatt, auch nur ein Wörtchen, es haftet
Doch vom Leben des Manns immer ein Teilchen daran.“

Und **Goethe** vor einer Handschrift Friedrichs des Großen:

„Das Blatt, wo seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil ihm, dem großen Toten.“

Immerhin anerkennen die Autographensammler, indem sie die Handschriften geistig bedeutender Persönlichkeiten im Kurswerte steigern, auch ein graphologisches Interesse. Und nicht bloß die besondere Seltenheit der Schriftzüge irgend eines berühmten Mannes, mehr noch sein Rang in der Republik der **Geister** entscheidet für den höheren Wert. Man glaubt im Autogramm des genialen Menschen ein Gepräge seines Wesens zu erblicken.

Seltsame Verwirrungen kommen vor; Verwechslungen von Weltlich und Geistig, die dem graphologischen Prinzip, das der Urgrund der Handschriftensammlung sein sollte, Hohn sprechen. Ich will mich hier nicht des Ansehens der Autographensammler annehmen. Es würde ihrer Sache und der Menschheit kein Schaden zugefügt, wenn etwa ein Müßiggänger den Spleen hätte, sich die Handschriften sämtlicher Pelzhändler Deutschlands zu verschaffen. Doch der Spezialist, der mir in die Arme lief, verdient Beachtung; nicht als Persönlichkeit, sondern als Typus; nicht als Mitglied der Sammlerzunft, sondern

als Bürger von Byzanz. Sein unberühmter Name ist ohne Belang; sehr bezeichnend für ihn und Tausende seinesgleichen (die nicht alle just Autographensammler sein mögen) sind die Sätze eines Briefes, der mir vorliegt und der an eine mit Hofkreisen in Verbindung stehende Persönlichkeit gerichtet wurde. Sie lauten:

„Ich bin im Besitze einer nach 80 Büchern zählenden, überaus wertvollen Autographensammlung, zu welcher mir u. a. bisher 38 Majestäten, die regierenden Großherzöge, Herzöge und Fürsten Europas nebst Höchstderen Gemahlinnen, mehr als 800 Prinzen und Prinzessinnen souveräner europäischer Fürstenhäuser usw.... Beiträge gespendet haben.“ Im Anschluß an diese Zeilen trägt der Briefschreiber die Bitte vor, der Adressat möge ihm Personalien von einigen bei Hof angestellten Personen, darunter auch Kammerfrauen, verschaffen, von denen er Briefe oder Unterschriften besitze. „Begreiflicherweise“, heißt es weiter in dem Bittschreiben, „lege ich Wert darauf, die Namen und Titel richtig anzugeben.“ Also: Was nur irgend im Strahlenkranze eines fürstlichen Hofes webt, wird mit Titel und Orden künftigen Jahrhunderten überliefert. Ihr glücklichen Urenkel!

Mörike hat recht: An dem kleinsten Wörtchen, das ein Mensch niederschrieb, kann eine Spur seines Geistes haften. Welch ein Schatz für die Kultur, diese Inschriften von 800 europäischen Prinzen und Prinzessinnen! Und wären unter ihnen einige Knaben und Mädchen, denen man beim Schreiben noch die Hand geführt hat: der in gewissem Sinne wirklich kulturhistorischen Bedeutung der Sammlung tut das keinen Abbruch. —l.

*

Zur Nachahmung!

Wie man auch über die Amerikaner denken mag, — auf einem Gebiete sind sie dem alten Europa jedenfalls um etliche Pferdelängen voraus: auf dem des Vogelschutzes. Erst im vergangenen Jahre hat das Parlament von New York ein Gesetz genehmigt, das den Verkauf und das Tragen von Reiherfedern mit schweren Strafen belegt. Mit dem 1. Oktober dieses Jahres ist dieses Gesetz nun in Kraft getreten, und die Behörden sorgen mit der größten Strenge dafür, daß seine Bestimmungen innegehalten werden. Kürzlich ist die Staatsanwaltschaft gegen einen New Yorker Kaufmann eingeschritten, der in einer Zeitung Reiherfedern annonciert hatte. Es wurde festgestellt, daß er tatsächlich Reiherfedern verkaufte, und das Ergebnis war die sofortige Verhaftung. Mit vieler Mühe konnte der Angeklagte durch Hinterlegung einer Kaution von 2000 Mark seine vorläufige Freilassung erlangen. Die Strafen, die das Gesetz für das Tragen und den Verkauf von Reiherfedern vorsieht, sind erfreulich streng. Wer Reiherfedern zum Verkauf anbietet, wird mit einer Geldstrafe von 240 Mark und mit einer weiteren Strafe von 100 Mark für jede bei ihm vorgefundene Reiherfeder belegt.

Damit vergleiche man den infamen Massenmord, den unsere Dreibundsgenossen, die Italiener, an unseren deutschen Singvögeln alljährlich gewerbsmäßig verüben. Dabei sind diese gefiederten Sänger schlechthin unersetzliche Insektenvertilger, durch deren Ausrottung unserer Landwirtschaft, unserem Obst- und Gartenbau von Jahr zu Jahr größerer, man kann dreist sagen: unberechenbarer Schaden zugefügt wird. Gr.

*

„Das siegreiche Frankreich im Kriege von morgen“ und „Die Offensive gegen Deutschland“

(Vgl. Tagebuch S. 553)

Die Pariser Wochenschrift „Opinion“ veröffentlicht eine Statistik der Ignoranz, die in einem französischen Regiment mittels einer Prüfung der jungen Soldaten aufgestellt worden ist. Von 50 Soldaten, die mindestens fünf Jahre die Schule besucht hatten, haben 11 keine Ahnung von Napoleon gehabt, 12 wußten nicht, was Elsaß-Lothringen, 9 nicht, daß 1870 ein Krieg gewesen sei, 17 kannten Bismarck nicht und 4 hielten

ihn für einen Franzosen, 6 wußten nicht, was sie sich unter dem „Vaterland“ vorzustellen hätten und 6 hatten keine Antwort auf die Frage, was die Fahne sei. Davon, daß es 1789 eine große Revolution gegeben habe, wußten 25 — also die volle Hälfte — nichts. „Diese Resultate“, bemerkt der „Vorwärts“, „beweisen sicher, wie wenig die pomphaften Redensarten der Bourgeoisrepublikaner über die Ideale und Ergebnisse der Volkserziehung bedeuten; aber sie zeigen nicht minder deutlich, welcher Schwindel sich hinter den patriotischen Phrasen verbirgt, die den freigeistigen und den klerikalen Bourgeois gemeinsam sind. Da schreiben die Zeitungen jeden Tag, die ‚Nation‘ sei über diese oder jene Bagatelle, die sich in Afrika zugetragen hat, ‚erregt‘, Minister halten tönende Ansprachen über die Bereitschaft des ganzen Volkes, unter die Fahnen zu eilen, und nun stellt sich heraus, daß so und so viele Soldaten dank der herrlichen Fürsorge, die das ‚Vaterland‘ für sie gehabt hat, nicht einmal die Existenz dieser liebevollen Mutter kennen ...“

*

Presse und Pogrome

Die „Vossische Zeitung“ meldet aus Wien: „Der italienische Botschafter am Wiener Hofe ersuchte im Auftrage der italienischen Regierung den Vertreter der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, Dr. Alfred Stern, die Gemeinde möge ihren Einfluß auf die Wiener Presse geltend machen, um im Interesse der Abwehr des Antisemitismus von Italien die freisinnigen Zeitungen von kritischen Bemerkungen über die italienische Kriegsführung abzuhalten.“

Gerade das höchst Plausible dieser abenteuerlichen Maßregel, welche die Federn der Wiener Presse von der israelitischen Kultusgemeinde aus dirigieren will, bemerkt hierzu zum ersten der „März“, sichert ihr eine beträchtliche Humorwirkung. Zweitens: die italienischen Diplomaten sind auf dieses Mittel verfallen. Drittens: die italienische Regierung scheut sich nicht, durch dieses Hintertürchen zu schlüpfen, um nur die ‚Kritik‘ abzustellen. Daß die italienische Scheu vor Kritik solche Formen annimmt, muß als ein trostloses Symptom eines nationalen Zustandes gemerkt werden. Die italienische Regierung versucht also, eine bei aller Komik sehr interessante Pression auf das weltbekannte jüdische Rassengefühl auszuüben. Das Interessanteste an dem Verfahren ist, daß das italienische Volk seinerseits wohl nicht so genau informiert sein dürfte über den Zusammenhang zwischen Judentum und freisinniger Presse in Österreich. Man müßte wohl erst eine Devise ausgeben. Und das italienische Volk würde voraussichtlich dieser Devise gehorchen. So daß man sich mit einiger Phantasie folgende hübsche Wechselwirkung ausdenken könnte: Kritik in Wiener Zeitungen und Pogrome in Italien ...“

*

Eine erfolgreiche Kur

In dem Waldpark eines großen Luftkurortes, der von der sogenannten eleganten Welt viel besucht wird, fand ein Leser der Zeitschrift „Der Zwiebelfisch“ diesen beweiskräftigen Anschlag:

„Alle Damen, die genötigt sind, sich gegen die üblen Ausdünstungen ihres Körpers zu parfümieren, werden höflichst ersucht, diese Wohlgerüche nur mit Maß zu verwenden, damit dem Waldpark seine Eigenschaft als Luftkurort gewahrt bleibt.“ Die Kurdirektion.

Die Parkwächter verschafften dieser Vorschrift dadurch unerwarteten Gehorsam, daß sie sich vor jeder parfümierten Dame, die ihnen in den Weg kam, demonstrativ die Nase zuhielten. Und bald war das Ozon von allen fremden Düften gesäubert.

Das ist „starker Tabak“, aber auch der stärkste strömt noch die Wohlgerüche Arabiens aus gegen die Gerüche der Damen, die — na, „die genötigt sind“ ... wie eine löbliche Kurdirektion sich zartfühlend und entgegenkommend ausdrückt.

Wie sagte doch der Kaiser vor Jahren? — „Seife, Seife!“ Gr.

*

Kultur. Zweimal drei Tatsachen

Dreißig Musikschriftsteller tifteln dreißig Jahre lang an einem Brief von Beethoven herum. Wen er wohl gemeint hat mit der „Geliebten Freundin“?

Fünfzehn Gelehrte schreiben fünfzehn Abhandlungen über die Genesis eines Spinnenbeines in dem Sinne, daß ... und fünfzehn andere Gelehrte schreiben fünfzehn andere Abhandlungen darüber in dem Sinne, daß nicht ...

Die Forschungen des berühmten Ägyptologen Jx ergaben, daß Rhamses dem Zweiunddreißigsten der Gebrauch des Haaröls unbekannt war.

Das sind kulturelle Forschungsergebnisse.

Und es ist verständlich, daß der Mensch in diesem Sinne tätig ist.

Hunderttausend lebenswarme Tiere werden täglich für uns totgestochen. Einfach aus dem Grunde, weil wir Messer haben und sie keine.

Dreißigtausend Näherinnen müssen täglich mit gebeugtem Rücken sticheln, auf daß eine Handvoll Straßenpfauen mit den Roben durch die Gassen stotzen.

Hundertfünfzig Millionen Menschen werden täglich durch Depeschen und Gesandschaftsnoten auf des Messers Schneide gestellt, ob sie sich morgen wegen einer Interessensphäre in Marokko ihre Bajonette durchs Gedärme rennen müssen.

Und auch dieses sind Kulturgesetze.

Und es ist verständlich, daß der Mensch in diesem Sinne tätig ist. Fr. M.

*

Straßenbilder

Wenn man jetzt die Promenade hinuntergeht, wo die feine Welt sich ergeht, sieht man Toiletten, Toiletten ...

Himmel, Herrgott, noch in der Erinnerung wird einem schlecht davon. Verkehrte Welt — anstatt daß es den behängten Puppen selber schlecht würde, bei ihrer Magenabschnürung, ihrer Hochstöckelkrankheit, den engen Hüpferöcken und den siebenunddreißig andern Naturwidrigkeiten, womit sie sich ihren Körper verhunzen, um eine Handvoll perverser Falter und Schmeißfliegen anzulocken.

Gestern bin ich, um einem Trio dieser verbogenen Puppen auszuweichen, mit einem Sprung in eine Seitenstraße geschlüpft. Da kam mir ein betrunkener Hallodri entgegen. Betrunkene sind nicht schön, gewiß nicht. Aber gegen jene Weiberparodien gehalten, muten sie noch fast versöhnlich an. Und jedenfalls natürlicher. Fr. M.

*

„Bilder vom Tage“

Es ist höchst reizvoll, zu beobachten, was alles von den illustrierten Blättern in dieser Rubrik zusammengetragen wird. Der berühmte, soeben verstorbene Gelehrte findet sich mit dem dicksten Baby der Welt, die neueste Prinzenmomentaufnahme mit einer getreuen Abbildung der die Schlafkrankheit erzeugenden Tsetsefliege zusammen. Man muß es nur verstehen, die kaleidoskopartig vorüberflitzenden Ereignisse der Woche illustratorisch auszuschlachten. Ist es nicht bodenlos interessant, das Konterfei der „temperamentvollen Operettendiva“ Mizzi Wirth zu sehen, die jüngst in den Kleidern ihrer Zofe der Gläubiger Meute entfloh? In der Tat, einen sehr lehrreichen Anschauungsunterricht gewährt dem Publikum dieses in dem gelesensten illustrierten Wochenblatt der Reichshauptstadt zur Schau gestellte Porträt des Fräulein Rosenwasser (Wirth wurde erst später daraus): betrügerische Schulden in der Höhe von etwa sechs Monaten Gefängnis kontrahieren und dann auskratzen genügt, um der Aufnahme unter die „Bilder des Tages“ würdig befunden zu werden.

*

Entweder — oder

Der preußische Eisenbahnminister hat verfügt, daß die weiblichen Beamten von ihrem Vorgesetzten zuerst gegrüßt werden.

Ich bin ein Freund der Frauenbewegung. Jeder, der gerecht ist, muß es sein. Es ist ein Unding, auf die Dauer die frauliche Hälfte der Welt von der freien Selbstbestimmung auszuschließen.

Gleichberechtigt also. Gut. Gleichberechtigt aber um einen Preis. Nämlich um den Preis der Trinkgeldkonzessionen.

Daß der Mann die Frau zuerst begrüßen müsse auf der Straße, ist eine solche Trinkgeldkonzession.

Daß der Mann den Frauenmantel und den Frauenschirm und das Ladenpaket auf der Straße tragen müsse, ist ein andres Trinkgeld.

Daß der Mann die Frau an seiner rechten Seite gehen lasse,

daß er wie vom Skorpion gestochen vom Sitzplatz in der Straßenbahn in die Höhe fahre, sobald nur eine Dame irgendwo am Horizonte auftaucht,

daß ein tüchtiges Männergespräch sofort ins Lächelnde und ins Süßliche umzuschlagen habe, wenn eine Frau hinzutritt,

alles das sind Trinkgelder, die die beherrschte Frau bisher vom Herrscher Mann empfing. Als Schmerzensgeld dafür empfing, daß sie in ernsten Dingen nicht als voll betrachtet wurde, daß sie im Grunde, wo die Entscheidungen fielen, nirgends was zu sagen hatte.

Künftig soll sie was zu sagen haben, soll ernst genommen werden. Ernst in ernster Arbeit, Seite an Seite mit dem Manne. Dann aber muß sie sich auch dazu entschließen, auf das Trinkgeld zu verzichten. Ein Kellner, der zu meinem Freund, zu meinem Kameraden aufrückt, nimmt kein Trinkgeld mehr von mir.

Die weiblichen Beamten waren schlecht beraten, als sie dem Minister obigen Erlaß erpreßten. Man kann nicht zu einer und derselben Sache ja und nein sagen.

Die Frauen wollen Gleichwertigkeit — das ist ein Ja für Frauenwürde. Die Frauen fordern leere Galanterie dazu — das ist ein Nein für Frauenwürde.

Entweder — oder. Es gibt kein drittes.

Fr. M.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße** 8, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. Januar 1912 Heft 4

Zwei Klavierstücke

von

Adolph Ruthardt

1
PRÄLUDIUM

Op. 43, II., No. 15

Allegretto con moto (♩. = 88)

PIANO

dolce

Ped. *

Ped. *

cresc.

p

leggiero

ten.

f

Mit Genehmigung des Verlages Otto Forberg in Leipzig den 15 Präludien (Studien polyphonen Stils) entnommen

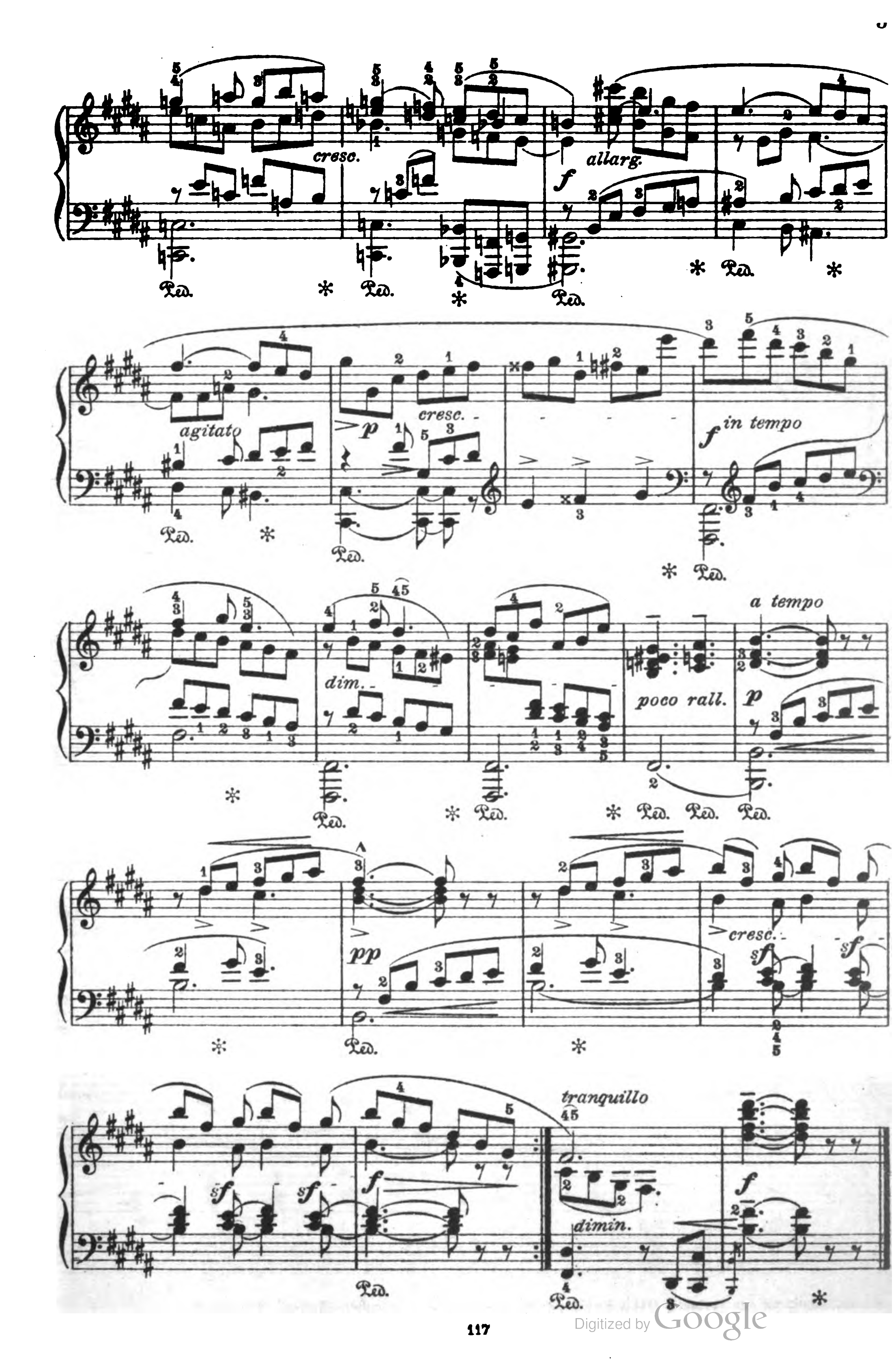
dim.

mf
Ped.
Ped.

dim.
sfp cresc. sf sf sf

mf
Ped.
Ped.





cresc.
allarg.
f
agitato
p
cresc.
f in tempo
dim.
poco rall.
a tempo
p
pp
cresc.
sf
f
tranquillo
dimin.
f

2

DIE SCHÖNE BUCHE

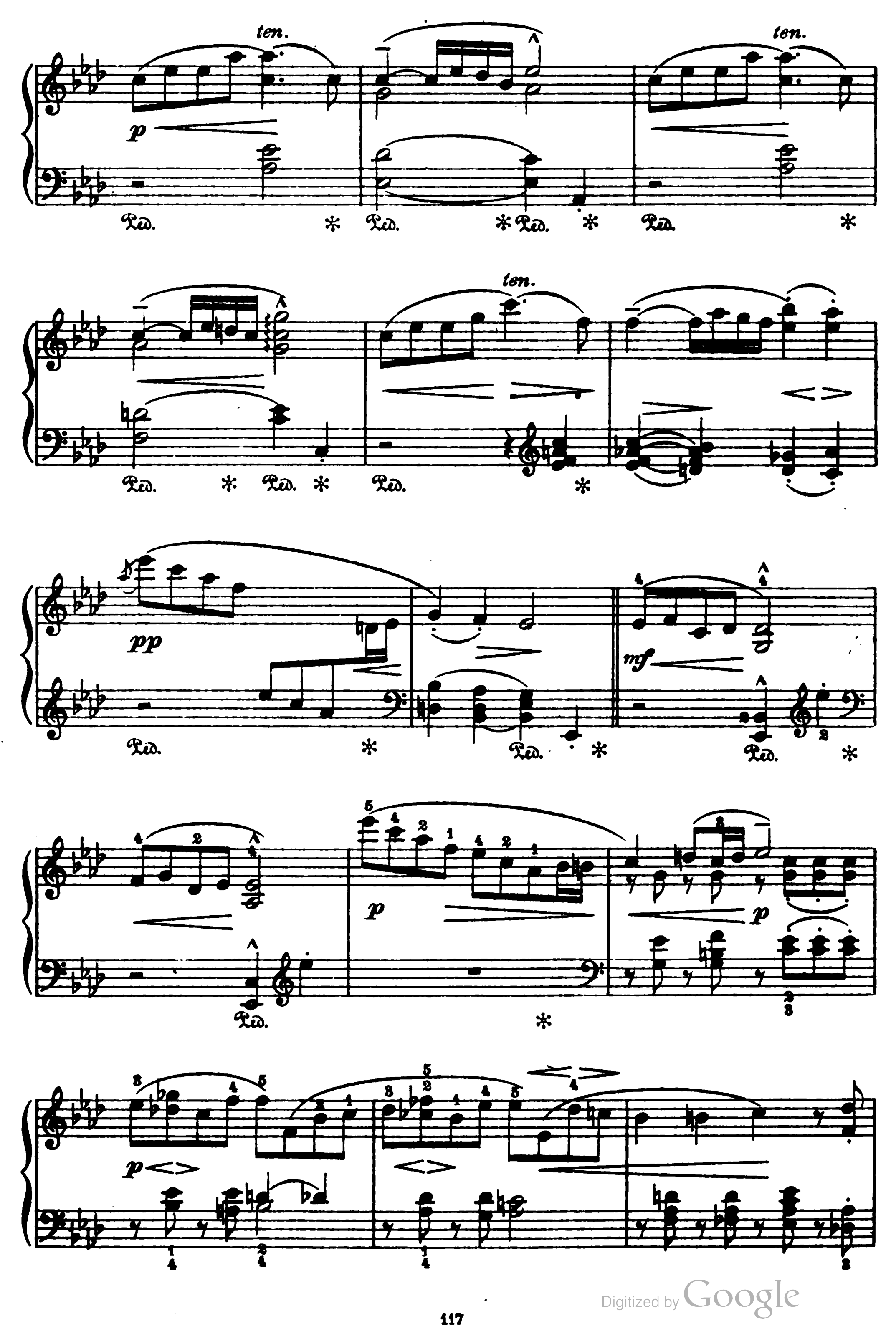
Nach E. Mörike

Nachdruck verboten

Op. 52, No. 1



Mit Genehmigung des Verlages Otto Forberg in Leipzig den „Sommer-Idyllen“ entnommen


ten.
p
Ped.
*
ten.
pp
mf
p


cresc.
p
sf
p
Ped.
accelerando
sf
f
decresc.
rallent.
a tempo
cresc.
tranquillo
f
pp
mf
più mosso

Frauenchiemsee



Wilhelm Trübner



XIV. Jahrg. Februar 1912 Heft 5

Dunkle Bilder aus dem Kongolande

Von Fr. Bell

Das Land, dem der Kongostrom den Namen gegeben, ist jetzt in aller Munde, und das Interesse wird wachsen, seitdem wir Deutsche selber Besitzer eines Stückes Kongoland geworden sind. Möchte dem Deutsch-Kongolande ein anderes Schicksal bestimmt sein als dem belgischen Kongostaat, dessen Besitzer des größten Verbrechens in der menschlichen Geschichte schuldig sind. Der Fluch des Bluts, der Abscheu eines jeden ehrlichen Menschen lastet auf dem Kongostaat, denn das Blut von Tausenden von wehrlosen Eingebornen. die um des schnöden Mammons willen von dem weißen Manne hingeschlachtet sind, schreit zum Himmel!

Ehe wir auf die entsetzlichen Greueltaten blicken, welche aller Menschlichkeit hohnsprechen, hören wir etwas von der Gründung des Kongofreistaats; wir werden dann sehen, inwiefern Deutschland an jenem Lande interessiert ist, und welches verbriefte Recht, ja welche Pflicht es hat, eine Änderung der bestehenden Verhältnisse zu verlangen.

Die Gründung des Kongostaates wurde durch die Forschungsreisen Stanleys vorbereitet, dem es 1877 gelang, das Gebiet am Kongo von den großen Seen an bis zur Mündung zu erforschen. Der kürzlich verstorbene König Leopold von Belgien wußte den kühnen Forscher seinem Interesse dienstbar zu machen,





XIV. Jahrg. Februar 1912 Heft 5

Dunkle Bilder aus dem Kongolande

Von Fr. Bell

Das Land, dem der Kongostrom den Namen gegeben, ist jetzt in aller Munde, und das Interesse wird wachsen, seitdem wir Deutsche selber Besitzer eines Stückes Kongoland geworden sind. Möchte dem Deutsch-Kongolande ein anderes Schicksal bestimmt sein als dem belgischen Kongostaat, dessen Besitzer des größten Verbrechens in der menschlichen Geschichte schuldig sind. Der Fluch des Bluts, der Abscheu eines jeden ehrlichen Menschen lastet auf dem Kongostaat, denn das Blut von Tausenden von wehrlosen Eingebornen, die um des schnöden Mammons willen von dem weißen Manne hingeschlachtet sind, schreit zum Himmel!

Ehe wir auf die entsetzlichen Greueltaten blicken, welche aller Menschlichkeit hohnsprechen, hören wir etwas von der Gründung des Kongofreistaats; wir werden dann sehen, inwiefern Deutschland an jenem Lande interessiert ist, und welches verbriefte Recht, ja welche Pflicht es hat, eine Änderung der bestehenden Verhältnisse zu verlangen.

Die Gründung des Kongostaates wurde durch die Forschungsreisen Stanleys vorbereitet, dem es 1877 gelang, das Gebiet am Kongo von den großen Seen an bis zur Mündung zu erforschen. Der kürzlich verstorbene König Leopold von Belgien wußte den kühnen Forscher seinem Interesse dienstbar zu machen,

um ein Kolonialreich zu schaffen, das an Größe Europa ohne Rußland gleichkommt. Im Auftrage des Königs verhandelte Stanley, welcher „Morgenröte der Zivilisation in das Dunkel des kummervollen Afrika“ hineinleuchten lassen wollte, mit den eingebornen Häuptlingen und konnte einer neu gegründeten „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“, deren Präsident König Leopold war, 450 Verträge mit den Häuptlingen überreichen. Letztere glaubten nur die Erlaubnis zur Anlegung von Stationen gegeben zu haben und ahnten nicht, daß diese Verträge das ganze Land, das bisher unbestrittene Eigentum von 20 Millionen Menschen, den Weißen auslieferten.

Mit hochtönenden Phrasen von Menschenliebe wandte sich Leopold an die Mächte mit dem Ersuchen, dem zu bildenden Staat die Anerkennung der Nationen zu gewähren. Der belgische Premierminister versprach dabei: „Der Staat, dessen Herrscher unser König sein wird, wird eine Art internationaler Kolonie sein. Dort werden keine Monopole, keine Privilegien existieren!“ Und diesen Versprechungen schenkten die Vertreter Europas, die am 20. Februar 1885 zur Berliner Konferenz zusammentraten, Glauben. In der Generalakte dieser Konferenz, welche „im Namen des allmächtigen Gottes“ aufgestellt wurde, ist ausdrücklich die Monopolisierung und die schrankenlose Ausbeutung des Landes ausgeschlossen. Es sollte den Eingeborenen ermöglicht werden, in einer beiden Teilen, Käufern wie Verkäufern, gerecht werdenden Art und Weise die Landesprodukte gegen europäische Waren einzutauschen. Die Nationen Europas nahmen noch die feierliche Verpflichtung auf sich, über die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und über die Hebung ihrer moralischen und materiellen Lebensbedingungen zu wachen und zusammen zu wirken, um den Sklavenhandel und die Sklaverei zu unterdrücken.

So wurde unter großem Jubel der Kongostaat gegründet. Bismarck selbst stand gleichsam Pate bei diesem neuen Schützling und Mündel Europas. Er verkündete den Weihespruch: „Der neue Kongostaat ist berufen, einer der hauptsächlichsten Förderer des Werkes der Zivilisation zu werden, das wir erstreben, und ich bete für seine gedeihliche Entwicklung und die Erfüllung der edlen Bestrebungen seines erlauchten Begründers.“

So vollzog sich die Geburt des Kongostaats. Keiner ahnte, daß damit das erste Glied zu einer Kette der scheußlichsten Verbrechen geschmiedet war, von Verbrechen, die in der Geschichte der Menschheit beispiellos dastehen, von Verbrechen, an welchen wir Deutsche mitschuldig sind, weil Deutschland sein Versprechen, für die Hebung der Lage der Eingeborenen einzutreten, nicht gehalten hat.

Unter den Augen Europas übertrat Belgien einen Artikel des Berliner Vertrages nach dem andern. Schon zwei Jahre nach der Berliner Konferenz wurden alle Landteile des Kongostaates, welche nicht tatsächlich durch die Eingeborenen besetzt waren, als Eigentum des Staates beansprucht. Alle Waldungen, Ebenen und Felder, bisher der freie Jagdgrund der Eingeborenen, mit allen ihren Produkten wurden durch einen einzigen Federstrich in Brüssel konfisziert, den Eingeborenen blieb nur der dürftige Boden, auf dem die Dörfer standen. Nachdem man so das Land und seine Produkte annektiert, legte man seine Hand auf die Arbeitskraft der Eingeborenen. An sich war das kein Unrecht; das geschieht in

allen Kolonien. Es sollte ja nach dem Berliner Vertrage der Tauschhandel in einer beide Teile befriedigenden Art und Weise betrieben werden. Hier aber begann ein Frondienst, der die Eingeborenen unter Sklaven erniedrigte. Oder diente es zur Hebung des materiellen Wohls der Eingeborenen, wenn man ihnen das freie Jagdrecht und den Fischfang untersagte? Noch schlimmer war das strenge Verbot an die Eingeborenen, die Früchte des Waldes, vor allem den Kautschuk, zu eigenem Gebrauch einzusammeln. Ohne sich eines Diebstahls schuldig zu machen, darf kein Schwarzer Kautschuk im Besitz haben. Das Sammeln der Produkte wird nur unter der Bedingung erlaubt, daß man alles dem Staat überläßt, und zwar zu einem Preis, den dieser bestimmt. Und welche Preise zahlte man für das so wertvolle Gummi? Für das Kilo wird in Europa etwa 6 M bezahlt. Wenn drei Eingeborene vierzehn Tage angestrengt arbeiteten, so konnten sie etwa 7 Kilogramm abliefern im Wert von etwa 40 M. Als Entschädigung erhielten sie Waren im Wert von etwa 1 M! Und das nannte man Schutz des materiellen Wohls der Eingeborenen!

Natürlich würden sich die Eingeborenen bald geweigert haben, solchen Tauschhandel fortzusetzen, ein Tagelohn von zirka 2 ₰ für angestrengte Arbeit hätte auch die anspruchslosen Schwarzen zum Streik getrieben. Darum wurden Zwangsmaßregeln für notwendig erachtet. Nachdem das Land in Distrikte eingeteilt war, wurde ein Milizheer gebildet, das sich aus den benachbarten, vielfach kannibalischen wilden Stämmen rekrutierte. In jedes Eingeborenendorf wurde ein Trupp dieser wilden, gut bewaffneten Krieger unter Anführung eines „Capitas“, eines Aufsehers, gelegt. Aufgabe dieses Aufsehers war es, die „Gummisteuer“ von den armen Eingeborenen zu erpressen. Und diese Capitas haben eine Schreckensherrschaft eingeführt, wie sie nicht entsetzlicher gedacht werden konnte. Vielleicht konnten sie vielfach nicht anders vorgehen, lieferten sie nicht das nötige Quantum Gummi ab, so wurden sie von den weißen Schurken selbst gefoltert. Gesetzlich sollte der Eingeborne nicht länger als 40 Stunden im Monat arbeiten, um die ihm auferlegte Gummisteuer aufzubringen; tatsächlich mußte man 25 bis 28 Tage im Monat hart arbeiten, um den harten Herrn zu befriedigen! Und die Eingeborenen arbeiteten unter den furchtbarsten Bedingungen. Der Kautschuk in der Nähe ihrer Wohnungen war bald erschöpft. Jetzt gilt es, neue Kautschuklianen zu suchen, weit, weit weg vom Heimatsdorf. Mühseliges Suchen nach dem fluchbeladenen Saft der Kautschuklianen, bald in knietief, hüftentief unter Wasser stehendem Urwald, bald durch morastige, stinkende Sümpfe gilt's zu waten, bei jedem Wetter, zu allen Jahreszeiten, immer, jederzeit, Tag für Tag, jahraus, jahrein, bis der Tod in irgendeiner Form, durch Gewalt, Erschöpfung, Entbehrungen oder Krankheit aus Kummer und Verzweiflung die Zeit dieser ewig dauernden Prüfung zum Abschluß bringt. Dort die Armen in der Nacht im Urwald, mit ihrem unendlichen Suchen noch nicht zu Ende, hocken zusammengepfercht zitternd in einer eiligst aufgeschlagenen, aus ein paar Palmblättern bestehenden Hütte, um ein Feuerchen, fern von Weib und Kind, alles nur, damit ihre weißen Tyrannen dreihundertprozentige Gummiaktien verhandeln können! Die Nächte sind kalt im Urwald, der Regen durchdringt ihren dürftigen Schutz, jeder Tropfen ruft ihnen zu: Ohne Ende, ohne

Ende! Der Nachtwind macht ihre nackten, durch Rheumatismus und Fieber geplagten Körper erschauern, wie Musik klingt sein Pfeifen: Bald zu Ende, bald erlöst!

An was denken diese schweigenden Männer? Einst waren sie freie Männer, jagten in eigenen Jagdgründen, fischten im eigenen Strom, abends kehrten sie heim in ihr friedliches Dorf — bis der weiße Mann kam, der versprochen, für das materielle und moralische Wohl des Eingeborenen zu sorgen!

Draußen im Urwald sitzt der gebrochene Mann! Ach, was ist aus seinem friedlichen Heim geworden! Weib und Kinder sind der Laune, der Grausamkeit, der Begierde der bewaffneten Banditen überliefert, die der weiße Mann in die Hütten der Schwarzen gelegt. Und was hat er selber noch vom Leben zu erwarten? Endlose Fronarbeit, keine Ruhe. Wenn er nur seinen vierzehntägigen Tribut an Kautschuk zusammenbekommt! Ach, und die Lianen sind immer schwerer und schwerer zu finden! Bald ist der Tag da, an dem er seine 2 Kilogramm Gummi abliefern muß! „Ohne Ende, ohne Ende!“ ruft ihm der Regen zu; ach, möchte doch das Pfeifen des Sturmes recht behalten: „Bald zu Ende!“

Nach unerquicklichem Schlaf draußen im Urwald erwacht er zu dem Bewußtsein, daß sein Korb erst halb voll ist, und daß er bald seinen zweitägigen Heimmarsch antreten muß, um bei der Kontrolle und beim Kautschukmarkt zugegen zu sein. Erst halb voll der Korb! Verzweifelnd wirft er den Korb auf den Boden und stürzt immer tiefer in den Urwald, fort, nur weit fort von seinen Peinigern, nur eins blindlings ersehnend: von seinem Dasein und allem, was es bedeutet, erlöst zu sein! Der Urwald dehnt sich rings um ihn nach allen Seiten aus mit seinen Schrecken bei Nacht, mit seinen Entbehrungen bei Tage — aber nur fort, nur fort! Erschöpft rastet er. Da kommt ihm der Gedanke: „Was wird aus den Meinen zu Hause, wenn ich nicht am Kontrolltage erscheine?“ Im Geist sieht er das Geiselhaus vor sich. Eine lange Reihe armer, abgemagerter Frauen, einige von ihnen bloße Skelette, müssen dort von früh bis spät arbeiten. Sie müssen Wassergefäße tragen, in Rotten trotteln sie einher mit einem Strick um den Hals, mit Seilen aneinander gefesselt. Unter keinen Umständen werden sie für irgendeinen Zweck abgeseilt — ein entsetzliches Los im Geiselhaus, arme Opfer wilder, grausamer Wachtposten!

An alles denkt der Schwarze, müde erhebt er sich und schleicht zurück, er will wieder zurück zur Arbeitsstätte. Doch der Aufseher hat sein Fehlen schon bemerkt, starke Hände ergreifen ihn, den Wehrlosen. Welches Los erwartet ihn? Das Geringste ist die Bekanntschaft mit dem „Chicotte“, dem Folterwerkzeug des Beamten — auch ein Mittel zur moralischen Hebung der Eingeborenen! Es ist das eine furchtbare Waffe, aus rohem Flußpferdleder gefertigt, mit messerscharfen Kanten und hart wie Holz. Ein paar Schläge ziehen schon Blut. Nach fünfundzwanzig Hieben ist das Opfer in der Regel besinnungslos, und die entsetzlichen Narben dieser furchtbaren Folter nimmt der Geschlagene mit ins Grab.

Der arme Deserteur kann froh sein, daß an ihm nicht die entsetzliche Praxis der Verstümmelung zur Anwendung gekommen ist, eine der furchtbarsten Früchte der Politik der Förderung der moralischen und materiellen Hebung der Eingeborenen.

Um der geringsten Vergehen willen werden den Eingeborenen die Hände abgehackt! Der Missionar Harvey berichtet hierüber: Ich habe selbst Männer mit Bündeln abgehackter Hände gesehen, die sie zur Station brachten, um ihren Diensteifer zu bezeugen. Die Hände hatten Männern und Frauen angehört, aber auch kleinen Kindern! Entsetzliche Einzelheiten berichtet ein anderer Missionar in einem Bericht an den Stationschef: „Wie Sie wissen werden, nahmen Ihre Wachen vor einiger Zeit elf Kanoes mit flüchtigen Eingeborenen gefangen und erschossen die meisten. Als Beweis ihrer Tat brachten sie viele Hände zur Station, unter denen sich diejenigen dreier kleiner Kinder befanden. Von einem der Ruderer hörte ich, daß das eine Kind nicht tot war, als ihm die Hand abgeschnitten war, aber wir glaubten die Geschichte nicht. Drei Tage später wurde uns gemeldet, das Kind liege noch lebend im Busch. Ich schickte vier meiner Leute aus; sie brachten mir ein kleines schwarzes Mädchen, dessen rechte Hand abgehauen war. Man hatte sie im Busch liegen lassen, damit sie dort sterbe. Ich habe den Arm zurecht operieren lassen und hoffe, das Mädchen am Leben zu erhalten. Aber eine solche Grausamkeit sollte hart bestraft werden."

Noch Entsetzlicheres berichtet der schwedische Geistliche Sjoblom im Jahre 1897: „Wenn die Eingeborenen sich weigern, Gummi zu liefern, wird Krieg erklärt. Soldaten werden nach verschiedenen Richtungen ausgesandt. Die Leute in den Ortschaften werden angegriffen. Wollen sie in den Wald laufen und versuchen, sich zu verstecken, werden sie von den Soldaten aufgestöbert. Ihre Reisgärten werden zerstört und ihre Vorräte fortgenommen. Ihre jungen und noch nicht Früchte tragenden Plantagen werden niedergehauen, oft werden ihre Hütten niedergebrannt und alles, was Wert hat, fortgenommen. Ich selbst weiß von 45 Dörfern, die gänzlich in Asche gelegt wurden. Öfters werden die Eingeborenen gezwungen, großes Lösegeld zu entrichten. Die Häuptlinge müssen oft viel Messingdraht und Sklaven zahlen, und wenn die letzteren nicht den vollen Betrag ausmachen, verkauft man die Frauen, um den Restbetrag zu erschwingen. Auf einer meiner Reisen nach dem Innern war ich wohl ein wenig weiter gegangen, als der Kommissar erwartet hatte, und sah etwas, das er wohl gern meinen Augen ferngehalten hätte. Es war in einer Ortschaft namens Ibera, einem der Kannibalenplätze, die vorher kein weißer Mann jemals betreten hatte. Ich traf nach Sonnenuntergang ein, nachdem die Eingeborenen von ihrer Suche nach Gummi zurückgekehrt waren. Sie sammelten sich in großen Haufen, neugierig, einen weißen Mann zu sehen. Außerdem hatten sie gehört, daß ich ihnen gute Nachricht zu bringen habe, nämlich das Evangelium. Als der große Haufe versammelt war und ich mich gerade anschickte zu predigen, stürzten die Wachen dazwischen und ergriffen einen alten Mann. Sie zerrten ihn zur Seite, und der Postenführer kam zu mir und sagte: ‚Ich will den Mann erschießen, denn er hat heute auf dem Flusse gefischt und kein Gummi gesammelt.' Ich sagte: ‚Ich habe nicht die Befugnis, dich zu hindern, denn ich habe mit diesen Dingen nichts zu tun. Aber diese Leute sind gekommen, um zu hören, was ich ihnen zu sagen habe, und ich will nicht, daß du es vor meinen Augen tust.' Er antwortete: ‚Gut, ich werde ihn bis morgen früh gefesselt halten, bis Sie fortgegangen sind; dann werde ich ihn töten!' Aber ein

paar Minuten drauf lief der Mann voller Wut zu dem Gefangenen und erschoß ihn vor meinen Augen. Dann lud er seine Flinte von neuem und legte auf die anderen an, die wie Spreu vor dem Winde auseinanderstoben. Er befahl einem kleinen, acht oder neun Jahre alten Knaben, die rechte Hand des Erschossenen abzuhauen. Aber der Mann war noch nicht ganz tot, und als er das Messer fühlte, versuchte er, seine Hand fortzuziehen. Nach einiger Mühe säbelte der Knabe die Hand herunter und legte sie vor einem gefallenen Baume nieder. Etwas später wurde die Hand vor einem Feuer geröstet und dann dem Kommissar gesandt."

Können wir uns etwas Furchtbareres denken als das Bild dieses Kindes, wie es die Hand des Sterbenden abhackt auf Befehl des Scheusals, das auch sicherlich das Kind ermordet haben würde, wenn es gezögert hätte, dem Befehl nachzukommen? Diese Szene ist wohl eine der teuflischsten, die der Kongo hat hervorbringen können. Welch gräßlicher Kommentar zu dem Evangelium Christi, das der Missionar hat predigen wollen! Die erwähnten Greueltaten sind nur einzelne dunkle Bilder aus dem Kongo; den, der mehr von diesen Verbrechen hören will, verweisen wir auf die Schrift von Doyle, „Des Kongo Verbrechen" (Berlin, Reimer). Auf dem Titelblatt dieses Buches stehen die Bilder einzelner Opfer mit abgehauenen Händen, darunter die Inschrift: „Die Verantwortung trifft euch!" Wir stellen all diesen Greueltaten das Wort König Leopolds gegenüber: „Unser einziges Programm — ich trage Sorge, dieses zu wiederholen — ist das Werk moralischer und materieller Wiedergeburt"!

Und welches Entgelt haben die europäischen Meuchelmörder dem ausgepreßten Lande für die vielen Millionen gegeben, die der Gummihandel ihnen gebracht? So gut wie nichts! Die Verkehrswege sind in furchtbarem Zustande. Ein Besuch der Ortschaften zeigt uns nur Schmutz und Elend in den verfallenen Hütten. Ortschaften, die früher blühten, sind entvölkert. Zu Stanleys Zeiten zählte Bolobo, das er ein großes Zentrum für den Elfenbein- und Farbholzhandel nannte, 40 000 Einwohner, heute kaum 7000!

Es hat nicht an Protesten beim belgischen Hof gefehlt, namentlich hat England wiederholt Einspruch gegen die Greueltaten am Kongo erhoben. Wiederholt sind Kommissionen eingesetzt, welche Reformen herbeiführen sollten. Aber der einzige Erfolg ist der gewesen, daß die Schandtaten etwas verringert sind. Die Lage der armen Eingeborenen hat sich nur wenig gebessert, denn die Gummiausfuhr hat nicht wesentlich abgenommen.

Die Duldung solcher unmenschlichen Grausamkeiten bleibt ein Makel für alle die Völker, die einst im Namen des allmächtigen Gottes das Wohl der Eingeborenen zu schützen versprachen. Die Millionen, die nach Brüssel fließen — Blutgeld bringt keinen Segen! Das Gewissen Europas aber sollte nicht ruhen, bis diejenigen bestraft sind, die durch ihre Ungerechtigkeit und Grausamkeit Christentum und Zivilisation besudelt haben und noch immer in den Schmutz ziehen. Das Gerechtigkeitsgefühl verlangt dann auch gebieterisch, daß auch die geschwollenen Geldsäcke der mit 300 % protzenden Gesellschaften Entschädigungen hergeben für die Witwen und Waisen ihrer Gemordeten, Verstümmelten und Vernichteten.

Eine Blutschuld hat Belgien auf sich geladen — soll sie nie getilgt werden? Soll das zwanzigste Jahrhundert dieselben Greuel sehen wie sein Vorgänger?

Wir Deutsche besitzen jetzt auch Land am Kongo. Das mindeste, was wir von unsern belgischen Kongo-Nachbarn verlangen können, ist die völlige und endgültige Abschaffung der Zwangsarbeit, und hierzu ist nötig, daß die deutsche Regierung möglichst in Übereinstimmung mit anderen Mächten Schritte unternimmt, um den Eingeborenen des Kongo die gleichen Rechte und Freiheiten zu sichern, auf welche sie als menschliche Wesen Anspruch haben, und die ihnen feierlich durch internationale Verträge gesichert wurden.



Lieber Dickens! · Von Luise Hartmann

In dem Ofen muntres Prasseln,
Vor den Fenstern dicker Schnee,
Manchmal fern ein Wagenrasseln,
In dem Kessel summt der Tee.

Alte Lampe brennt so traulich,
Würdevoll die Möbel stehn,
Von den Wänden still beschaulich
Alte, liebe Bilder sehn.

Hängt am Bücherschrank mein Auge,
Gleitet durch die Bücherreihn,
Was für diese Stimmung tauge:
Winterabend — Lampenschein.

Und da langen schon die Hände,
Langen sie mechanisch fast
Sich herab die Dickensbände —
Lieber Dickens, sei mein Gast!

Und erzähl bei Feuers Knistern,
Bei der Pfeife blauem Dampf,
Bei des Tees Gesumm und Flüstern
Deines David Lebenskampf,

Von Herrn Pickwicks Abenteuern,
Von dem Tod der kleinen Nell,
Daß die Tränen sich erneuern,
Und das Lachen, herzlich, hell.

Was du Tausenden gegeben,
Tausenden ins Herz gesenkt,
Das erwacht zu neuem Leben
Heute, da man dein gedenkt.

Nicht bei festlichem Gelärme,
Nein, in stiller Winternacht
Sei aus tiefster Herzenswärme,
Lieber Dickens, dein gedacht.

Summe, Kessel, summe, brumme,
Alte Lampe, leuchte mild
Auf die Feier, diese stumme,
Für ein teures Dichterbild!





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

16.

Der Torner im Vorturm erwartete, vom Knappen beraten, Gertrudis bereits auf der Schlagbrücke. Den Gästen seines Herrn zu Ehren hatte er gewaltige Fackeln ans Gemäuer gesteckt, die nun mit phantastischem Geflacker den Weg in die inneren Räume erhellten.

Gertrudis aber befahl einem alten Diener, der mit einer Hornlaterne am Tore stand, ihr seitwärts durch Vorburg und Garten eine freie Stiege hinaufzuleuchten, an deren Ende sich ein eisernes Gatter befand, das unverschlossen war. Der Alte tat kopfschüttelnd nach ihrem Willen; er war es gewöhnt, den Launen seiner jungen Herrin ohne Murren nachzukommen.

„Nun folgt mir," sagte Gertrudis zu Herrn Walter, „es geht wohl etwas steil, aber die Mühe wird sich lohnen."

Nun lachte wieder der frühere Schalk aus ihrer Stimme, und Herr Walter atmete auf.

Der Diener führte die beiden eine hohe hölzerne Treppe empor, worauf sie neuerdings vor einem Türchen standen, dessen Schlüssel Gertrudis nunmehr ihrer Gürteltasche entnahm. Sie wies den Alten an, sie hier zu erwarten, und machte sich mit Vorsicht am Schloß zu schaffen.

„Wenn es knackt, seid Ihr verloren und müßt noch heute sterben", flüsterte sie Herrn Walter schelmisch zu.

Doch ging das Türchen ohne zu kreischen auf, und nun bot sich Herrn Walter ein wunderlicher Anblick, auf den er keineswegs gefaßt gewesen war. Er stand mit Gertrudis hoch oben auf einem winzigen Erker, der in das dunkle Dachgestühle eines ungeheuren Saales hinausgezimmert war. Tief unten brauste Gespräch und Gelächter weinseliger Männer, und nun gewahrte er beim Schein der Fackeln und schwelenden Kerzen des Burggrafen von Säben Tafelrunde. Er sah die Becher und Humpen der wackeren Zecher blinken, er sah ihre Schilde an die Wand

gehängt, Rund neben Rund, wie ritterlicher Brauch es übte, und eilige Knechte liefen mit gefüllten Kannen hin und wieder und brachten Früchte und Speisen herbei.

„Sie können uns von unten nicht gewahren," flüsterte Gertrudis. „Hier pflege ich mich oft heraufzustehlen und den Gastereien meines Vaters beizuwohnen. Oft weiß er davon und oft auch nicht. Oft aber deucht es mir schicklich, bald wieder zu gehen, denn nicht alles, was Männer beim Trunke sprechen, taugt für Frauenohren. Heute aber sind es edle Gäste, denen wir wohl vertrauen können."

Und nun begann Gertrudis, als wollte sie mit eifrigem Gespräch die Verworrenheit der vergangenen Stunde lösen, Herrn Walter die Ritter der Tafelrunde zu nennen, Namen aus alten erbeingesessenen Geschlechtern, teils freie Edelherren, teils adelige Dienstleute von fern und nah, aus dem Inn- und Wipptal, dem Eisack- und dem Pustertal, Namen von erzenem Klang: Herr Hugo von Tuvers, Herr Otto von Welfsberg, Herr Walter von Porta, Herr Nikolaus von Egna, Herr Odolrick von Grünsberg, Herr Rupert von Neuenburg, Herr Waltmann von Klausen, Herr Berchthold Skaf — —"

„Wo aber bleibt Albertus Zant?" schloß Gertrudis ihre Deutung, der Herr Walter lächelnd gefolgt war.

Es war nun sonderbar, daß auch von unten eine Stimme erscholl: „Wo bleibt Albertus Zant?"

„Vor etlichen Tagen noch traf ich ihn an des Bischofs von Trient Hofe!" rief eine andere Stimme.

„Dann weiß er mehr als wir", bemerkte ein dritter. „Denn auch des Bischofs von Trient Gnaden, Herr Friedrich von Wanga, ist seit kurzer Frist mit etlichen Getreuen verschollen. Man sagt, er sei in Wehr und Waffen ins untere Etschland geritten. Es weiß aber keiner, wohin."

„Nächtlicherweile, ganz unversehens, sollen sie aufgebrochen sein. Es gehen seltsame Gerüchte um."

„Wenn der Bischof den Ketzer Albertus Zant hat rufen lassen", lachte einer, „so müssen gewichtige Dinge im Spiele sein, die auch dem Zanter an die Nieren gehen. Er weicht doch allem aus, was geistlich ist. Was also war's, worin die beiden sich verstanden?"

„Am Ende stieg Seine bischöfliche Gnaden in die Brentafelsen, den Steinbock jagen? Wer kennt die wilden Stege in den Bergen besser, als Albertus Zant?"

„Da wird er sich hüten, den Bischof zu führen, und der Bischof wird sich hüten, dem Zanter zu folgen. Für jagdliche Freuden sind des Zanters Dienste nicht feil!"

Da sprang der Burggraf von Säben auf und rief in das Stimmengewirr: „Der Torvogt meldet, der Zanter sei da!"

Und eine Weile später sah Herr Walter den Mann durch die Türe treten, von dem so eifrige Rede ging. Er war halb weidmännisch, halb kriegerisch gekleidet, ein ärmelloses Kettenhemd saß ihm über grünem Jagdgewand, ein langer, gleichfalls grüner, mit Grauwerk gefütterter Wettermantel umhing seine breiten Schultern.

Er war von reckenhafter Gestalt, sein angegrauter, nach Altvätersitte in zwei Zöpfe geflochtener Bart berührte fast den Gürtel. Der Mann sah wild und waldlich aus im Kreis der andern Ritter, die sich fast alle bartlos trugen, wie welsche Sitte es damals verlangte.

„Wir wußten, daß Ihr kommen werdet, Albertus Zant“, rief ihm der Burggraf zu und wies ihm seinen Platz an der Tafelrunde an.

„Um heute noch zu kommen, ritt ich zwei Gäule krumm“, murrte der Angesprochene. Er setzte den Humpen an und tat einen tiefen Zug. Dann wischte er den Bart und sagte mit seiner tiefen Stimme:

„Auch kam ich heute noch, um euch Botschaft zu bringen, euch und allen im Gebirge, die noch deutsche Männer sind: Das Reich hat einen neuen Kaiser! Was sagt ihr nun dazu?“

Da fuhren sie alle in wilder Neugier empor, umringten und umtobten ihn.

„Geduld, Geduld, ihr Wackern!“ überdröhnte sie der Zanter. „Gebt eurer Meinung Urlaub und horchet gefälligst der meinigen!“

„Erzählt, Albertus Zant, erzählt!“

Herr Walther und Gertrudis lauschten gespannt in die Tiefe hinab. Herr Walther hatte erregt des Mädchens Hand erfaßt, und Gertrudis entzog sie ihm nicht. So ging des Blutes Wärme hin und wieder, und beide vernahmen mit pochendem Herzen in gleicher Beklommenheit die stürmische Botschaft eines großen Weltgeschehens.

Albertus Zant erzählte:

„Ahi, das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß der schmächtige Staufer-jüngling klettern kann wie eine Gemse. Er flog euch die Zinken und Risse empor, daß wir Männer im Gebirge wie lahme Rösser hinter ihm keuchten. Und sind wir Berggewohnten nicht ein Leben hindurch geübt, der tückischen Schluchten und Schründe Herr zu werden? Wo hat wohl das zarte Knäblein solche Kunst gelernt? Wohl kaum im sizilischen Federbettchen, in Königin-Mütterchens Armen, beim näselnden Wigelaweia des päpstlichen Vormunds. Und seht, dieser blasse Jüngling mit den flammenden, tatendurstigen Königsaugen, er flog euch über die Berge, sehnig wie ein Edelhirsch, tollkühn wie ein Gerfalk. Er war den andern stets voran, die blonden Locken flatterten ihm im Gletscherwind. Mir aber schrie das Herz vor Stolz, denn es galt den Staufer zu führen, auf Pfaden, die keiner kannte als ich, die donnernden Schluchten des Bernina empor, in die stille, kristallene Einsamkeit, durch die starrende Öde der Karenfelder, an schauerlich gähnenden Felsen entlang, durch Eis und tiefen Schnee und grauenhafte Schutthalde. Und gleich dem jungen Kaiser hielten auch die geistlichen Fürsten sich wacker, der Erzbischof von Bari, des Papstes Legat, und unser Bischof von Trient. Wir waren nur wenige, die es gewagt hatten, den Kaiser nach Chur zu bringen.

Denn es galt, müßt ihr wissen, alle üblichen Pässe zu meiden und auf unbekannten Pfaden über die Berge zu schleichen. Wußten wir doch nicht, welche welfischen Herren auf Kaiser Ottos Befehl dem Stauferjüngling aufzulauern gedachten. Mein Herz aber schrie und schrie: Nun führe ich deinen Enkel dem Reiche zu, o Kaiser Rotbart! Die Treue, die ich dir einst zur heiligen Meerfahrt gelobt,

sie hält auch noch dem Enkel zum Fluge über das eisige steinerne Meer! Nun aber laßt euch sagen: Schon zog Kaiser Friedrich über St. Gallen im festen Konstanz ein, und alle edlen Fürsten und Grafen aus dem Thurgau, aus Schwaben und vom Rhein, sie alle begrüßten den Staufer frohlockend als ihren geliebten Herrn. So glüht des alten Barbarossas Krone wieder auf und bringt dem Reich ein neues Morgenrot!"

Da fuhren sie alle mit Ungestüm empor und klirrten mit den Schwertern und schrien: „Heil dem jungen Staufer und Heil seinem Führer Albertus Zant!"

Herr Walther spähte aus seiner einsamen Höhe, die warme Hand des lieben Mädchens in der seinen, auf das freudetrunkene Gewirr hinab, das im Qualmen der flackernden Lichter fast gespenstisch fremd erschien. Große Dinge waren es, die er da vernommen hatte, und doch — er hörte sie wie aus weiter Ferne, als wären sie nur ein Phantom, nur Worte, Worte, so daß er selbst keinen Augenblick darüber erschrak, warum es ihn nicht tiefer berühre. Nun wollte sich vollziehen, was er längst erwartete: der junge Staufer hatte mit kühnverwegener Hand des Reiches Krone an sich gerissen und durchstürmte nun die südlichen Länder seines alten Erbes, den päpstlichen Legaten sich zur Seite. Ein alter deutscher Traum begann sich zu erfüllen, doch sollte er auch den Frieden für das Reich bedeuten? Hatten nicht Untreue, Verrat und Lüge ihren Samen allzu tückisch ausgestreut auf allen Wegen? Wie konnte des Reiches und des Volkes Not gelindert werden, solang sich Kaiser um eine Krone stritten? Die Kaiser kämpften um eine Krone, aber das Volk, das schrie nach Brot und nach Gerechtigkeit. Die Kaiser begehrten, die Kirche begehrte, die Fürsten verkauften sich dem und jenem, und nirgends fanden sich Maß und unverbrüchliche Treue, ohne die des Friedens stille Saaten nimmer gedeihen mögen. Was konnte es da bedeuten, ob dieser herrschte oder jener, so lange er dem Reiche kein Friedenbringer war?

Da hörte Herr Walter Gertrudis' sanfte Stimme neben sich:

„Vernahmet Ihr des Zanters schöne Worte: Des alten Barbarossas Krone wird uns wieder glühn und dem Reiche winkt ein neues Morgenrot?"

„Ich hörte es und hörte es auch nicht", versetzte Herr Walter, aus trübem Sinnen erwachend. „Oft leuchtet Morgenröte wie Blut, und auch des Feuers gieriger Schein verschlingt den Himmel oft wie Morgenröte. Verzeiht, daß ich kein Krieger bin, ich würde sonst fühlen wie diese dort unten. So aber, da ich nur ein Sänger bin und allzu sehr am Denken kranke, kann mir des Augenblicks gaukelndes Flammenspiel nicht allzu viel bedeuten. Mir dämmert hinter seiner Asche der morgige Tag."

Da löste Gertrudis ihre Hand mit leisem Zittern aus der seinen, und plötzlich fühlte Herr Walter ihre schlanken Arme fest um seinen Nacken. Ihre Lippen lagen warm und innig auf den seinen. Dann aber sagte sie, und ihr Haupt sank schwer an seine Brust:

„Darum ja bin ich dir so gut, dieweil du nur ein Sänger bist, du törichter Mann!"

*

17.

In dieser Nacht begehrte Herr Walter keinen Schlaf. Er hatte den Laden seines Kämmerchens geöffnet und saß in der Fensternische, den nächtlichen Choral der Wälder unter sich, und über sich den brausenden Tanz der Sterne. Er hielt den Blick zu Gottes rätselhaftem Dom erhoben und fühlte im Angesicht der kreisenden Welten des lieben Mädchens kindlichsüße Lippen auf den seinen, und es schien ihm alles von gleicher Bedeutung, dort oben das ewig unbegreifliche Spiel und hier der scheue Gruß des bebenden Mädchenmundes, der willenlos den gleichen dunklen Gewalten gefolgt war, wie die seligen Tänzer dort oben am Firmament.

Er sprach den lieben Namen „Gertrudis" und breitete die Arme aus. Da lag das Mädchen an seinem Herzen, und nun waren sie beide nur ein Geschöpf, und Tod und Leben hatte nur einen Sinn.

Die Stunden verrannen wie Augenblicke, und erst im Frühgrau des Morgens, da Sterne und Träume fröstelnd in sich verglommen, warf sich Herr Walter aufs Lager zu kurzem, fieberndem Schlaf. Da begrüßte ihn ein seltsamer, stiller Traum. Er sah über sammetschwarzen Tiefen schwebend eine purpurne Rose auf schlankem Stil, mit zarten grünen Blättern. Sie sagte plötzlich: Ich heiße Gertrudis. Er aber erwiderte: O liebe Herrin mein! Da sagte die Rose: Ich werde nie verwelken, sieh da! sieh da! Und nun gewahrte Herr Walter mit wehem Herzen und doch des seligsten Staunens voll, wie die Rose allmählich mit leisem, himmlischem Klingen ins Dunkel sich zu lösen begann, immer mehr und mehr an Farbe und Gestalt verlierend, bis endlich der letzte rosige Schein in tiefe Nacht entflohen war.

Da fuhr Herr Walter mit wehem Herzen empor: „Gertrudis!" schrie es in ihm, „Gertrudis!"

„Entfliehe mir nicht, Gertrudis!" stöhnte er, das heiße Haupt in die Kissen vergrabend. „Entflieh mir nicht, wie du einst meiner armen Jugend entflohen bist. — — Du bist Gertrudis, die ich einstens liebte, und bist es nicht, und bist es doch. Nun weiß ich erst, wie viel du meiner Jugend warst, Gertrudis. — — Bist du es nicht, der ich einst das erste Veilchen brachte am Frühlingsfest zu Wien? Du sahst mich an mit goldigbraunen, minniglichen Augen, und nahmst mein Herz zum Pfand und gabst es nicht zurück. — — Du warst es doch, Gertrudis? Und als ich dir das Lied vom „süßen Wahn" bei Hofe sang, vor des Herzogs strengem Angesicht und dem lichten Tag voll schöner Frauen, da sah ich einzig nur ins goldige Leuchten deiner Augen, Gertrudis. Ich sang die kecken Worte, du weißt es noch:

„Möge keiner raten mir,
Daß ich scheiden soll von diesem Wahne.
Kehrt' ich jetzt mein Herz von ihr,
Wo fänd' ich also eine Wohlgetane?

Du aber lächeltest mit deinem roten Mündlein, hell wie Maienwonne, und schautest sehr vergnügt. Da wähnte mein törichtes Jünglingsherz, dir seien meine Dienste genehm, Gertrudis, und da sang ich dir nun Lied für Lied, und alles zum Preise deiner Schöne und milden Zucht. — —

Dann aber mußte ich inne werden, es habe dir alles nur zum müßigen Spiel getaugt! Dein Mündlein lachte mir nicht mehr, und bald, o weh, verwehrtest

du mir auch der lieben Augen heimatlichen Schein. — Da irrte mein Herz in die Fremde, Gertrudis, und weinte lange und konnte dich nie vergessen.“ — —

Herr Walter schreckte wirr aus seinen Träumen auf. Wie war ihm doch? Vor wenigen Stunden, was war ihm da an Süßestem, an Seligstem geschehen?

Ihm brauste fieberndes Blut zum Herzen, seine Schläfe hämmerten wild. Nun lagen wieder des lieben Mädchens unsäglich innige Lippen auf den seinen, es türmten sich, wildaufkochendem Meere gleich, neue Liebesfluten den alten entgegen in seinem bebenden Herzen, und wieder schrie es in ihm: „Gertrudis! Wie süß deine Lippen waren, Gertrudis! O Mägdlein, liebes Mägdlein! Nun kann ich wieder das Haupt erheben, frohlockend, als ein stolzer Mann, denn lieben Weibes minnigliche Wunder gaben mir Wert und Adel zurück. So viel vermochtest du mit deinem scheuen Kuß, Gertrudis!“

Herr Walter starrte vom Lager auf — er war allein. Er hörte Stimmen vom Hofe und Pferdegewieher und manchen Lärm des arbeitheischenden Morgens. Er griff sich an die Stirn — sie brannte heiß vom Wogen ungebärdiger Träume. Da draußen aber flimmerte und lockte zu Klarheit und kühler Besinnung der laute, unabweisliche Tag.

18.

Unter den edlen Kastanien und Pfirsichbäumen im Gärtchen der Vorburg hatte sich Gertrudis eine Laube aus wilden Rosen gezogen. Dort pflegte sie gerne an schönen Vormittagen vor ihrem Rahmen zu sitzen und mit bunter morgenländischer Seide verschiedentliche kleine Abenteuer zu sticken, die sie sich selbst erdacht und entworfen hatte. So fand sich diesmal in einem köstlich grünen Waldgehege allerlei Getier in wahrhaft paradiesischer Weise zusammen: Zur Rechten und Linken eines greulichen Lindwurms saßen eine Hindin und ein Eberschwein, und hinter ihnen ein Löwe inmitten zweier Rehlein, indes, wo sonst sich noch ein friedliches Plätzchen ergeben wollte, fröhliche Hasen, Füchse und allerlei Geflügel und Gewürm durcheinander spazierten und sich befreundeten. Nie hatte sich ein reines, mit seinem Schöpfer zufriedenes Mädchengemüt ein sanfteres Bild des Daseins zusammengewünscht. Und, um noch ein übriges zu tun, hatte Gertrudis, weil sie wohl wußte, wie sehr Herr Walter den kleinen gefiederten Sängern zugetan war, in die Ecke ihres Rahmens je ein anmutiges Singvögelchen gestickt, einen Zeisig, eine Drossel, eine Lerche und eine Nachtigall, wobei sie mit den Farben keineswegs geizte und manches in ihrer Güte bunter bedachte, als am fünften Schöpfungstage vorgesehen worden war.

Mit Gertrudis auf dem gleichen Bänklein saßen ihr Bruder Leuthold und Herr Walter. Der junge Leuthold hatte nun schöne Tage; auf Gertrudis besondere Bitte war er vom gräflichen Vater, der sonst in solchen Dingen keinen Spaß verstand, für einige Zeit vom Knappendienst und mancher ritterlichen Belehrung befreit worden, und selbst der gestrenge Burgkaplan hatte im Unterricht der „sieben freien Künste“ und des „kanonischen Rechtes“ für ein Weilchen innehalten müssen. Denn auch in der Führung der edlen Geige und im höfischen Sang sich zu üben erschien in jenen Tagen ein gottgefälliges Werk, und so leuchtete es Herrn Pur-

chardt von Säben ein, daß des berühmten Meisters gastlicher Aufenthalt auf seiner Burg nicht unbenützt verstreichen dürfe.

So sprach Herr Walter nun zu Leuthold manches gute und stille Wort über den tieferen Wert seiner lieben Kunst, über Wort und Ton und Weise. Auch lehrte er ihn, die seelischen und geheimen Dinge nicht allsogleich beim plumpen Begriff zu nennen, wie alltägliche Rede es pflegt, sondern aus Gottes weiter und schöner Welt einen guten Vergleich hiezu zu finden, so daß dem Hörer, wenn er hierauf die leisen Zusammenhänge ahnt, zugleich ein lebhaftes und ergreifendes Bildnis vorschwebe, auf daß sich eins am anderen ergänze und solcherart an Kraft und tieferem Sinne gewinne. „So sangest du“, meinte er zu Leuthold, „in einem deiner letzten Liedchen an den Maien:

Wohl dir Mai, wie du beglückest
Alles rings umher,
Wie du schön die Bäume schmückest
Und die Heid' noch mehr.
Seht der Blüten Schnee!
Seht die Blümlein auf der Wiese,
Leuchtend wie im Paradiese
Rings auf grünem Klee.

Da singst du wohl von Gutem, was der Maien uns beschert, denn mancherlei Farben hat er in seinem Kram, aber doch dünkt es mir nicht lebendig, nicht fröhlich, dem menschlichen Herzen nicht nahe genug. Es ruft nach höherer Bildlichkeit. Ich will's versuchen, dir zu zeigen, wie ich's meine.“

Herr Walter sann ein Weilchen nach, dann prüfte er die Silberkehle seiner Fiedel und summte lächelnd vor sich hin:

„Wohl dir Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit.
Wie du schön die Bäume schmückest,
Gabst der Heid' ein Kleid.
War sie bunter je?
Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.“

Da lachte Gertrudis noch heller als der Silberton der Geige von ihrem Stickrahmen auf. „Wie sagtet Ihr, Herr Walter? Ach Gott, das ist doch lustig über alle Maßen:

Ich bin kurzer, du bist langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Doch ihre Blicke sagten ihm: O Meister, lieber Meister!

Herr Walter aber verirrte sich in das Labyrinth dieser goldtiefen Augen und dachte: Du liebes, liebes Mägdlein du!

Auf dem Wege, der durch mancherlei Buschwerk zur Rosenlaube führte, näherten sich vorsichtige Schritte. Ein jüngerer Mann im dunklen Habit eines

Geistlichen stand plötzlich vor Herrn Walter. Aber er begrüßte ihn nicht, und sah, als wäre er und Gertrudis gar nicht vorhanden, mit finsterer Strenge auf den Knaben Leuthold.

„Es ziemte dir besser, du säßest an meiner Seite und lerntest Gefüge und Moraliteit. Es mag dir wenig nützen, von Blumen und dem Klee zu fiedeln, wohl aber könnte es dir frommen, dem Worte des Herrn zu lauschen, der da spricht durch den Evangelisten: Jeder Baum wird einst an seiner Frucht erkannt. Von den Dornen sammelt man keine Feigen, keine Weintrauben von den Hecken. Wie du säest, so wirst du ernten. Auch sprach er durch Matthäi: Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafpelzen zu euch kommen. Inwendig sind sie wie reißende Wölfe.“

Nun warf er seinen düster flackernden Blick auch auf Gertrudis. Dann wandte er sich und ging.

Herr Walter hatte nicht übel Lust, zu lachen, doch bezwang er sich, des Knaben wegen. Gertrudis aber blickte ernst, ja fast bekümmert vor sich hin.

„Er gilt bei meinem Vater viel“, sagte sie leise. „Auch meint er es mit Leuthold gut, trotz seiner gestrengen Art. Herr Bischof Konrad hat ihn uns empfohlen, das ist nun schon zwei Jahre her. Sein Vorgänger im Amte, unser guter Pfarrer Heimo, betraut jetzt unser Kapellchen unten auf Branzoll. Was ist das für ein frohgemuter, uns allen treu ergebener Mann! Zwar donnert er in seinen Sonntagspredigten, wie ein alter Kriegsmarschall, und flucht dazu wie ein Waffenschmied, aber wir wissen es alle, sein Herz ist ehrenfest und reich an Güte.“

Herr Walter verstand, was dieses Lob des einen für den anderen bedeuten sollte.

Er schickte sich eben an, in Leutholds Unterweisung fortzufahren, als vom unweiten Pfauengehege Gespräch und Gelächter sich näherte.

„Ihr saht ihn doch, mon cher Chevalier de Clusa, oder saht Ihr ihn nicht?“ neckte Frau Utas Stimme. „Ihr müßt ihn doch gesehen haben, wie erbost er dreinsah, als ich ihm den Spiegel vorhielt, dieser Männerschönheit von einem Pfau. Es schien ihn schwer zu kränken, daß noch ein zweiter so herrlich gefiedert sei wie er. Ich denke, den werden wir bald verspeisen. Doch seht, da sitzen sie ja in der Rosenlaube. Guten Morgen, Gertrudis! Guten Morgen, Herr Walter!“

Frau Uta von Tirol erschien, zur Rechten Herrn Gerhard Atze, zur Linken Herrn Rupert von Clusa. Und der ihr kunstgerecht den Mantel nachtrug, das war kein Geringerer als der Knabe Ulrich von Lichtenstein. Wie kam der Junge unter Frau Utas Gesinde?

Sie vermittelte indessen, halb mütterlich, halb schwesterlich vertraulich, die Bekanntschaft der beiden schwärmerischen Jünglinge.

„Ich lege für meinen Ulrich ein Wort bei Euch ein, Herr Vogelweider“, sagte sie. „Auch dieses edle Kindelin hat Sehnsucht nach dem Kranz des Sängers. Verhelfet ihm ein wenig zu dieser Werdekeit, die ihm höher steht als Schildesamt. Da Ihr Leuthold unterrichtet, fällt wohl auch ein fruchtbar Körnchen für den Ulrich ab.“

Dann fuhr sie leiser fort: „Es ist mir doch gelungen, wie Ihr seht, den Knaben eine Weile mitzunehmen. Er ging ungern genug. Nun will ich mich bemühen, ihm die tollen Gedanken an Herzogin Beatrix auszutreiben. Noch ahnt die Gute nichts, und vielleicht vermag ich es, ihr den verwegenen Garçon geheilt zurückzubringen. Doch ist meine Hoffnung nicht allzu groß. Er nahm sich, denkt Euch, vom Tafelwasser seiner Herrin eine große Feldflasche mit und trinkt nun täglich des Morgens und Abends ein winzig Schlücklein, als wär's heilkräftige Medizin. Ich hoffe, das Wasser wird nicht lange reichen. Doch seht, jetzt nimmt er Leutholds Geige und will uns etwas zum besten geben. Da mögt Ihr gleich erwägen, was er kann."

Der junge Lichtensteiner hatte sich wirklich der Geige Leutholds bemächtigt und stellte sich nun ohne Furcht und Zagen in der Mitte der Rosenlaube auf. Es war ihm offenbar darum zu tun, Herrn Walter zu zeigen, daß er seiner Unterweisung nicht unwürdig sei. Vielleicht geschah es auch dem Rat Frau Utas gemäß, kurz — der Jüngling begann vorerst ein zierliches Präludium in pizzicato und bewegte sich dabei in anmutiger Weise immer einige Schritte vor und wieder zurück, das Haupt im Takte wiegend, wobei er solcherart sein lebhaft bewegtes Liedchen als sein eigener Tänzer begleitete und bestärkte. Dann sang er mit weicher, fast mädchenhaft biegsamer Stimme:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein.
Auf der Heide blühen schöne
Blumen zu des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut
Im Bewußtsein ihrer Güte,
Die mir reich macht das Gemüte,
Wie ein Traum dem Armen tut.

Die viel Süße, Wohlgetane,
Frei von Trug und treu und stet,
Lasse mich im lieben Wahne,
Wenn es jetzt nicht anders geht,
Daß die Freude lange währ',
Ich vor Weinen nicht erwache,
Nein, dem Trost entgegenlache,
Der von ihrer Huld kommt her.

Es war nun, trotz der leisen Lächerlichkeit des allzu verfrüht im Herzen Erkrankten, seltsam rührend zu sehen, wie ihm, je länger er sang, um so zahlreicher große Tränen die vollen Backen hinabrollten. Er hielt dabei seine Blicke wie verzaubert zur Rosenhecke empor, als luge dort das vornehm blasse Antlitz der erlauchten Herrin aus lieblicher Umrahmung. So zeigte er sich dieserart als ein klägliches und doch ergreifendes Opfer von Frau Minnens Mächten, das alle nachdenklich stimmte.

Nur Herr Rupert von Clusa näselte: „Parbleu, nicht übel, mein Junge. Aber merke dir: Mit solcherlei Geschluchze und Seufzerlein erwirbt man nicht attendierenden Weibes Zärtlichkeiten. Der Damen Herz steht weniger nach blassen Kanzonen, als nach roten Küssen. Gedulde dich, bis du ein ganzer Chevalier wirst, und wisse sie dann mit starken Armen zu embrassieren, dann wird es dir an Huld nicht fehlen, mon cher petit —"

„Ihr spendet plumpe Lehre," fiel ihm Herr Walter erregt ins Wort. „Die Frauen, die Ihr meint, sind jene, die Ihr kennt. Wie arm und niedrig denkt Ihr von den Frauen! Wenn dem so wäre, wie Euch dünkt, dann ginge längst Frau Welt aus allen Fugen, denn, ob Ihr es glaubt oder nicht, im Tiefsten ist es edlen

Weibes Maß und Zucht, was all unser Leben im Reich zusammenhält. Wo niedere Minne im Lande siegt, gedeiht auch sonst nichts Hohes mehr. So lange aber edle Frauen sich selbst noch ehren, werden sie ihre Minne stets dem Würdigsten zu spenden wissen und also einen Teil der göttlichen Gerechtigkeit bedeuten, die seit Urzeiten hohle Spreu vom Weizen zu sondern gewußt hat."

Der von Clusa bemühte sich, sarkastisch zu lächeln. „Ihr hättet Fastenprediger werden sollen, mein werter Troubadour, denn Ihr wißt Eure Worte so glatt ins Erhabene zu wenden, wie man Gott eine Messe dedizieret. Ich aber goutiere das Schmachten nicht und nehme die Frauen wie sie sind!"

„Das heißt, wie sie Euch erscheinen!" erwiderte Herr Walter ruhig. „Ihr tut mir leid, Ritter Clusa, denn Ihr habt in der Fremde vergessen, wie man deutsche Frauen ehrt. Und das ist schade! Wenn Ihr den Glauben an höhere Minne verloren habt, so ging gar viel auch in Euch selbst verloren. Es ist mit den Frauen wie mit Gott und allem Schönen auf Erden: Wißt Ihr nur recht an sie zu glauben, so sind sie bald aufs innigste bei Euch. So liegt es nur in Eurer Hand, ob Ihr reich sein wollt oder arm."

„Du aber bist auf dem richtigen Wege", fuhr Herr Walter fort, dem Knaben Ulrich zugewandt, wobei er ihm den Arm liebkosend um die Schultern legte. „Laß die Freude an den lieben Frauen stets in deinem Herzen sein, und wenn dir andere sagen, daß du Torheit treibst, so sage ihnen, daß auch Torheit süß sich opfert auf solch lieblichem Altar!"

„Klüger aber wäre es, mon petit garçon", höhnte Ritter Clusa, „du bliebest des Spruches des alten Kürenbergers eingedenk:

„Die Frauen und das Federspiel
Die werden leicht wohl zahm,
Weiß man sie recht zu locken,
So folgen sie dem Mann."

„Mäßigt Euch vor diesem Knaben", raunte ihm nun Frau Uta entrüstet zu. „Müßt Ihr überall zerstören?" Ihre dunklen Augen blitzten den Frechen in ungestümer Empörung an.

„Zerstören möchte ich wohl", flüsterte dieser heiß zurück. „Blüht doch Euer Mündlein heut' so schwellend rot, herztraute Gräfin, als hättet Ihr eben ein Röslein verspeist. O, mon Dieu, hier wäre süß zerstören!"

Frau Utas schönes Antlitz ward einen Augenblick von jäher Röte überflammt, dann aber wich ihr alles Blut aus den Wangen, und ihre feinen Nüstern bebten.

„Man wird Sorge tragen müssen, Euch zur Besinnung zu bringen", sagte sie mit eisiger Würde. „Ich wünsche von Euresgleichen nicht mehr belästigt zu werden. Versteht Ihr mich wohl?"

Der von Clusa verbeugte sich in erzwungen scherzhafter Ehrerbietigkeit, aber sein Lächeln schien häßlich verzerrt und seine Augen blitzten heimtückisch auf.

„Heute zu Abend wird es heiter auf Branzoll", lenkte Frau Uta ab. „Fahrende Gaukler sind über den Brenner gekommen und künden Zauberspiele und sarazenische Tänze an, die sie im heiligen Land erlernten, wie sie behaupten. Dein Vater, Gertrud, ließ im Hofe alles würdig vorbereiten."

„Ich liebe diese Spiele nicht sonderlich", versetzte Gertrudis. „Diese armen Leute quälen sich zum Gotterbarmen, und hinter all ihren Künsten und Flittersprüngen grinst die blanke Not. Doch will ich mit dem Vater sprechen, daß man sie gut bewirte."

Frau Uta hatte sich indessen wieder zu den Pfauen begeben, und die beiden Kavaliere waren ihr gefolgt. „Wir wollen zum Imbiß," sagte Gertrudis, sich erhebend, und reichte Leuthold ihren Rahmen und das elfenbeinerne Kästchen, worin sie ihre Seide verwahrte. „Trag' dies in meine Kemenate, Leuthold, du kannst den Weg durch den Baumgarten nehmen und dem Lichtensteiner deine Sperber zeigen."

Kaum aber hatten die Knaben sich entfernt, ergriff Gertrudis Herrn Walters Rechte und barg ihr erglühendes Antlitz darin, als wollte sie ganz von dieser Hand umschlossen und behütet sein. Dabei entrang sich ein weher Seufzer ihrer Brust, so herzenswund und tief bekümmert, daß Herr Walter erschrocken auffuhr: „Gertrudis! Was ist Euch, liebe, liebe Gertrudis?"

Sie aber preßte seine Hand heiß gegen Stirn und Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Edle Frauen, die sich selbst noch ehren, wissen ihre Liebe dem Würdigsten zu spenden. So meintet Ihr doch? Ach, Herr Walter, sie tun es, selbst wenn es ihr Unglück bedeutet." — — —

Am frühen Nachmittag ritt Gräfin Uta nach Branzoll zurück, wo sie die neuen Prunkgemächer im Pallas bewohnte. Herr Atze war schon früher hinabgegangen, und so mußte sie sich wohl oder übel Herrn Rupert Clusas Begleitung gefallen lassen. Aber ihr sonst so frohes Antlitz blickte fremd und abweisend, so daß Herr Rupert kein freches Wörtchen mehr auszuspielen wagte. Der Säbener Burgweg mit seinen gefährlichen Steilen bedingte es aber, daß der Ritter abzuspringen und das Roß der Dame zugleich mit seinem eigenen am Zaumzeug zu führen hatte. Und, ob es nun des Tieres Ungeschicklichkeit mit sich brachte, oder Rupert selbst dafür gesorgt hatte — es begab sich plötzlich an jäher Wegeswende, daß das Roß Frau Utas strauchelte und die schöne Frau mit leisem Angstschrei aus dem Sattel glitt.

Aber schon hatte sie Herr Rupert mit starken Armen erhascht, und im selben Augenblick brannten seine Lippen auf den ihren, wie rasend, in stöhnender Leidenschaft.

Aber es war nur ein Augenblick. Denn gleich darauf stießen ihn die starken Arme Frau Utas mit aller Heftigkeit von sich, und nun ließ sie, noch ehe er es hindern konnte, ihre Reitgerte mit solcher Wucht auf seine wohlrasierte Backe niedersausen, daß allsogleich ein flammendes Mal darauf erstand.

Dann blieben sich die beiden eine Weile gegenüber, Aug' in Auge, schwer atmend, keines Wortes mächtig. Zum gelb und blutig flackernden Panier des Hasses hatte sich nunmehr entrollt, was früher nur ein harmlos flatterndes, rosiges Fähnlein höfischen Liebesgeplänkels gewesen war. Der Mann, todblaß im Angesicht, zum Sprung wie ein Raubtier geduckt, um die grenzenlose Schmach zu rächen, die Weibeshand ihm angetan. Das Weib, die schmiegsame Waffe in der kleinen, festgeballten Faust, jeden Augenblick bereit, ihre Ehre aufs neue grimmig zu verteidigen.

Doch hätte es einen bösen Kampf für die arme Frau Uta gegolten, wenn sich nicht talwärts plötzlich Stimmen genähert hätten, die den wutschnaubenden Galan ein wenig zur Besinnung brachten. Knechte waren es, die Schlachtvieh zur Höhe trieben und nun Mühe hatten, an den Pferden der beiden vorbei zu kommen. Da galt es mitzuhelfen und die Tiere zu beruhigen, und indessen verlor der Augenblick seine Furchtbarkeit. Auch kamen Mägde aus Säben hinter den beiden zu Tal, und so konnte Frau Uta beruhigter sein. Herr Rupert aber knirschte ihr aus wutblassen Lippen zu: „Euer stolzes Mündchen, tapfere Gräfin, wird in Bälde die Schandmarke küssen, die Ihr mir heute zugefügt. Das schwör' ich Euch, so wahr ich der von Clusa bin."

„Ihr werdet noch heute Branzoll verlassen," sagte Frau Uta kalt, ohne ihn anzublicken. „Und so Ihr jemals noch vor meinen Augen erscheint, werden des Grafen von Tirol Gerichte Euch zu fassen wissen."

(Fortsetzung folgt)



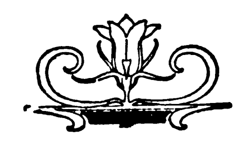
Der Augenblick des Menschen · Von Ernst A. Bertram

Einmal spült die Woge dich empor
Aus der Wesen immer gleichem Leid,
Einmal lebt Musik in deinem Ohr,
Einmal schaust du in die Seligkeit.

Aus dem alten schwer verworrenen Traum
Gehst du einmal wissend hier im Licht,
Einmal rührst du an der Gottheit Saum,
Blickst in deines Freundes Angesicht.

Trinke du die Schale, die er gibt,
Schenke jede Stunde, die du hast,
Morgen schleppst du, der du kaum geliebt,
Tierisch unter Tieren deine Last.

Hege Gärten, die du nicht mehr siehst,
Baue dir ein Grab, das nicht verfällt:
Dumpfen Wesen, die du heute fliehst,
Morgen bist du ihnen beigesellt.





Hat er Geld?
Von Fritz Müller (Zürich)

Ich weiß keinen höheren Beruf, als ein Arzt zu sein. Ich weiß noch — als ich ein Kind war: zu keinem Menschen, zum Pfarrer nicht, zum Lehrer nicht, habe ich mit solchem Verehr hinaufgeblickt wie zum Doktor.

Der Doktor, der die Menschen heilte, der Doktor, der mit sicherer Hand den Vorhang von der Krankheit zog, damit die scharfe Brille die Krankheit selbst durchblitzen konnte, der Doktor, der zu meinem kranktraurigen Vater nur zu sagen brauchte: „Herr Müller, Ihnen fehlt nichts, kreuzgesund sind Sie“, damit der Vater wieder fröhlich wurde wie nie zuvor — ein solcher Mann i st zum Verehren.

Später ging mein Weg selbst durch die Wartezimmer der Doktoren. Die gläubigste Zuversicht, die nur ein Arzt sich wünschen kann, habe ich mitgebracht. Und ich habe mein Jugendbild vom Arzt mit manchem menschlich schönen und gütigen Pinselstrich ergänzen dürfen. Auch heroische Lichter sah ich über Doktorstirnen blitzen.

Aber auch subtrahieren hab' ich müssen. Vier schwere Subtraktionen. Nur sah ich später ein, daß ich sie im Schuldbuch des Staates, des Staates, nicht des Arztes zu verbuchen hätte. Ich will schlicht erzählen: erstens, wie es war, und zweitens, wie es kam.

„Darf ich bitten?“ — „Der Nächste!“

Ein Doktorzimmer mit drei Türen. Vor der einen warten die Privatpatienten. Vor der zweiten harren die Leute von der Krankenkasse. Durch die dritte in der Mitte gehen die einen wie die andern wieder fort, wenn sie behandelt worden sind. So oft ein Kranker durch die dritte Türe weitergeht, öffnet der Arzt immer wieder die Türe Nummer eins. Die Türe, hinter den Privatpatienten ...

„Darf ich bitten?“ sagt er. Und solange da noch jemand sitzt und wartet, denkt er nicht daran, die Türe Nummer zwei zu öffnen. Die Türe, hinter der die Leute von der Krankenkasse ... Erst wenn das erste Zimmer völlig leer ist, ruft des Doktors Stimme in das zweite Zimmer:

„Der Nächste!“

Später sah ich die Statistik einer Krankenkasse. Einen Posten davon habe ich nie vergessen. Es ward darin berechnet, daß auf x Besuche von Kranken bei den Ärzten y Mark an Gebühren entfallen waren. Und darunter stand: Pro 1 Besuch 22½ ₰.

Man bittet, sogleich zu bezahlen.

Das Ordinationszimmer eines „Wasserdoktors". Über des Arztes Schreibtisch hängt ein Bildchen von Pfarrer Kneipp in Oktavformat. Und darüber in doppeltem Folioformat ein Plakat: „Man bittet, sogleich zu bezahlen."

„Also nehmen Sie nur tüchtig Wassergüsse," sagt zu mir der Doktor, „je mehr, je besser."

Pause.

„Und nun ..." Der Doktor sieht angestrengt auf das Plakat über dem Pfarrer Kneipp.

„Was bin ich schuldig, Herr Doktor?"

„Fünf Mark."

Ich ziehe das Portemonnaie und erschrecke. Es sind nur mehr vier Mark darin.

„Ich habe nicht so viel bei mir, Herr Doktor."

„Hm! Können Sie in einer Stunde wieder hier sein mit — mit dem Rest?"

„Gewiß, Herr Doktor, gewiß."

Ich bin heimgelaufen. Gelaufen, nicht gegangen. Nie mehr wieder habe ich eine schuldige Mark so schnell bezahlt wie damals. Gebrannt hat sie mich, die Mark in der Hand. —

Später einmal saß ein Arzt bei uns am Stammtisch. Das Gespräch kam auf die „schlechten Zahler".

„Wieviel Prozent vom Umsatz rechnen Sie," fragte der Arzt einen Kaufmann, „daß Ihre Kunden durchschnittlich nicht bezahlen?"

„Ich glaube," sagte dieser, „daß ein Warengeschäft mit zwei bis drei Prozent Delkredere Verlust wohl rechnen muß."

„Da sind Sie besser dran wie ich. Meine Patienten bleiben mir im Durchschnitt gut an die zwanzig Prozent der Honorare schuldig. Ich muß mich nach der Praxis noch redlich mit Zahlbefehlen und Rechtsanwaltskorrespondenzen herumschlagen. Helfen tut es freilich nicht viel ..."

„Bitte, deponieren Sie ..."

„Prof. Dr. S., Privatdozent und Spezialist für physikalische Heilmethoden" steht auf dem blanken Messingschild neben der Nachtglocke. Im Vorzimmer hängen Diplome herum. Ein Jesusbild ist da: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Eine Glocke läutet aus dem Zimmer des Professors. Seitdem er Professor ist, öffnet er die Vorzimmertüre nicht mehr selber. Die Elektrizität muß die Patienten zu ihm hereinklingeln.

„Herr Professor, mir fehlt das und das."

„Sind Sie hier ansässig?"

„Ich habe hier ein Jahr zu arbeiten, dann ...“

„Dann bitte ich, draußen bei meinem Sekretär ein Depositum von dreißig Mark zu erlegen, bevor ich Sie behandle — es ist — es ist Prinzip, wissen Sie.“

Er drückt wieder auf die Klingel — das Zeichen für den nächsten Patienten. Und ich stehe draußen vor der Türe beim Sekretär und ziehe mein Portemonnaie. —

Später war ich zu einem Kommers der Alma mater eingeladen. Neben mir saß ein Medizinstudent. Privatdozent Professor Dr. S., Spezialist für physikalische Heilmethoden, hatte eben eine launige Rede gehalten.

„Der war nicht immer so fröhlich“, sagte mein Nachbar.

„...?“

„Blutarm war er, als er anfing zu studieren, wissen Sie. Schulden über Schulden mußte er machen bis zum Examen. Die drückten ihn noch lange nachher, bis die Patienten kamen und das Renommee. Aber ich weiß, heute noch zahlt er ab ...“

Am Telephon.

Oben auf der ... spitze hat sich ein Tourist im Schnee verirrt. Es ist frühes Frühjahr. Vernünftige Leute machen um diese Zeit noch überhaupt keine Hochgebirgstouren, sagen die klugen Leute — nachher. Aber vorher, jetzt, als der Tourist im Schnee da droben steckt, rettet ihn diese Erkenntnis nicht. Er ruft. Da unten, tief unter ihm, liegt das Berghotel am See. Ein kleiner Punkt ist es. Er ruft, er schreit mit ganzer Macht. Die klare, reine Luft trägt weit. Meine Schwester hört die dünnen Rufe. Meine Schwester ist Beschließerin im Berghotel. Sie alarmiert die Holzknechte. Die steigen und steigen. Hinauf über die weißen Halden, über die Schroffen, den Rufen nach. Sie bringen ihn. Es ist ein blutjunger Leutnant. Halb erfroren ist er. Eine Nacht im Schnee da droben macht auch ein junges, warmes Blut gerinnen. Sie legen ihn in heiße Tücher. Meine Schwester geht ans Telephon. Denn der nächste Arzt wohnt drei Stunden weit weg.

„Herr Doktor, bei uns liegt ein Halberfrorener.“

„Erfroren? Wo?“

„Bei einer Hochtour. Kommen Sie gleich, Herr Doktor ...“

„Warten Sie, Fräulein — Fräulein ...!“

„Was, Herr Doktor?“

„Hat er ... hat er Geld?“

Sie nimmt den Hörer weg vom Ohr. Sie schaut ihn an, den Hörer, ungläubig, empört. „Hat er Geld?“ Ja, ja, klar und deutlich hat die Membrane die drei Worte an ihr Ohr weitergegeben. Was liegt dem Kupferdraht daran, was für Worte er auf seinem blanken Rücken weitertragen muß! —

Ich habe jahrelang am Fuße jenes Schneeberges gewohnt. In demselben Ort, wo jener Arzt am Telephon zum Berghotel hinauf sich nach dem Geld erkundigt hat. Es ist wahr, eine schmale Praxis hatte dieser Doktor. Die Leute weit und breit in dieser Gegend waren zu gesund. Unverschämt gesund. Später verzog der Arzt in eine große Stadt. Seinen Hausrat ließ er versteigern. Wir erwarben einen großen, schönen Tisch bei der Versteigerung. Lange stand er schon

im Wohnzimmer, dieser Tisch, als unser kleiner Hansl, der überall in der Wohnung herumkriecht, eine kleine runde Marke daherbrachte.

„Funden, Papa, Hansl funden dees“, sagte er.

Es war eine Pfändungsmarke. „Gepfändet. Gerichtsvollzieher X.“, stand darauf.

„Woher hast du das, Hansl?“

„Wohnzimmer, droßer Tisch, unten“, erklärte er wichtig. — — — — — — —

Das sind die vier Subtraktionen, von denen ich eingangs sprach. Sie sind erlebt, nicht konstruiert. Aber ich weiß ja schon und gestehe nur zu gern: das „Wie es war“ wird aufgewogen durch das „Wie es kam“. Und mehr als aufgewogen, viele Male aufgewogen durch das Gute, Liebe, Heroische, das ich auch auf der Vorderseite der ärztlichen Medaille erleben und ersehen durfte.

Und dennoch —: Gibt es nichts, gibt es wirklich nichts, das diese Flecken auf der andern Seite ein für alle Male tilgen könnte?

Laßt uns sehen.

In Deutschland gibt es 200 000 Lehrer, 5000 Gerichtsvollzieher, 35 000 Ärzte.

Die Lehrer sind nicht mehr, wie einst im Osten, auf Naturaliengaben von den Eltern ihrer Schüler angewiesen — der Staat bezahlt sie.

Die Gerichtsvollzieher leben seit zehn Jahren nicht mehr von dem Prozentbetrag der Summen, deren Pfändung ihnen gelang — der Staat bezahlt sie.

Und die Ärzte?

Wie lange noch werden sie auf den Geldbeutel ihrer Kranken angewiesen bleiben?

Wo bleibt da der Staat?



Indische Sprüche · Von Râmakrischna

Ein Avatâr begibt sich ins Meer des Lebens. In irgendeinem Lande taucht er auf, und die Leute rufen: Krischna, Krischna! Er verschwindet und taucht wieder auf in einem andern Lande, und die Leute rufen: Christus, Christus!

*

Ein heiliger Mensch bringt durch Sand und Geröll und bringt verschüttete Brunnen wieder zum Fließen. Ein gottgesandter Genius aber läßt Quellen springen, wo vordem keine waren.

*

Um so lauter der Ton, je leerer der Krug, der unter dem Brunnen steht. Um so mehr Geschrei, je weniger einer wirklich weiß von Gott. Alle Eitelkeit vergeht dem, der ihn schaute. Stille ist er und selig.

*

Das Boot mag im Wasser sein, aber das Wasser soll nicht im Boot sein. Du magst wohl in der Welt leben, aber die Welt soll nicht in dir leben.





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

13. Margret

Günther Hilen hatte es sehr gut getroffen. Der Doktor und Wolf zur Nedden waren die, welche ihm den Übergang aus dem engen, heiligen Kreise seiner Heimat in den weiten, lebendigen Raum ermöglichten. Als er in die Pfingstferien fuhr, machte stolze Freude sein kleines Herz höher schlagen. Denn er hatte wirklich etwas Neues, was er seinen Lieben zeigen konnte. Er hatte eine neue Macht erobert und hatte sie spielend erobert, eine Macht, die ihm freundliche Liebe bisher in Mölln und Sophienhof weit ferngehalten hatte. Er hatte einen Kampf ausgefochten, den wir alle auskämpfen müssen. Und je älter wir werden, so stumpfer werden die Waffen. In Sophienhof hatten sie ihren Jungen ängstlich vor solchen Dingen bewahrt und hätten es weiter getan. Er war hinausgezogen wie ein Königssohn aus seines Vaters Reich, und hatte eine fremde Welt erobert, und kam heim, die Freude der Eroberung auf seines Schwertes Spitze. In seines Vaters Reich war er eins gewesen mit all seiner Umgebung. Seine Gedanken waren ihre Gedanken gewesen und seine Wege waren ihre Wege. Was er gesungen, war ihre Lust, und was seine Umgebung geweint hatte, war sein Schmerz gewesen. Er war der Angelpunkt aller Interessen gewesen, und alles war sein Interesse. Dann war der Königssohn ausgezogen. Nicht allein, an der Spitze seines Heeres zog er einher, das hatten ihm Elternliebe und Freundessorge gerüstet. Die Eltern setzten ihre heiße Hoffnung auf die Truppen, aber er kannte seine Stärke nicht. Er war ausgezogen und war in ein Land gekommen, wo er nichts war, nur ein Atom in tausendfachem Staub, der wirbelte in gleichgültiger Hast um ihn herum. Er war fremd unter Fremden. Er stand abseits und war keines Menschen Sorge, keines Menschen Kummer und Freude, keines Menschen Liebe. Da stritten seine Truppen, und der Königssohn eroberte neue Länder; er stellte sich hinein in die Sorge der Menschen, er rollte sein Panier auf und ward Freude den Menschen, er zwang sich Liebe. Neue Menschen waren es, die er eroberte. Gott hatte ihm diesen ersten

Kampf leicht gemacht, denn der Königssohn war sein Liebling, und hatte ihm gute Menschen in den Weg geschickt. Nun aber der Streit im ersten Siege gewohnt war, waren auch die Waffen zu schwereren Kämpfen geschärft. Nun kehrte der Königssohn heim, seinen Königseltern die Pracht seines neuen Reiches zu schildern und zu zeigen. Die herrlichste Macht hielt er in Händen, seine Freundschaft.

Der Sieg wird Erkenntnis nach Sophienhof bringen und süßen Trost. Er wird die Erkenntnis bringen, daß der Königssohn hinausziehen muß aus seines Vaters Wohnung, wenn er neue Reiche erobern will, wenn er wachsen will und will stark werden und tüchtig, die Krone zu tragen. Er wird die Erkenntnis bringen, daß der Königssohn nicht alles von seiner Mutter lernen kann, daß ein Königssohn Feinde braucht, wenn er ein Held werden will. Wie könnte ihm die ein Mutterherz schaffen? Und der Sieg wird den Trost nach Sophienhof bringen, daß der Königssohn der Königssohn geblieben ist, und daß er ihr süßer, kleiner, lieber Junge bleiben wird, immer und immerdar ihr Junge.

Günther sprang mit großem Satze aus dem Abteil des Zuges auf den Bahnsteig von Mölln. Wolf sprang ihm nach. Die Reisenden wurden nicht zornig, wenn sie harte Stöße bekamen und vor dem drängenden Knabenkörper zur Seite weichen mußten. Der Schaffner lächelte, als er sich bücken mußte, um die Fahrkarte aufzuheben, die ihm der Herrensohn von Sophienhof zugeworfen hatte. Draußen aber, draußen, was war es ein Lärm!

„Packer! Wolf, das ist Packer!“ rief Günther. Da war der Jagdhund mit tobendem Gebell auf seinen jungen Herrn zugesprungen, beide Tatzen nahm Günther in seine Hände und riß den Jagdhund an sich, der schaute seinen Herrn treu an und webelte mit dem Schwanze. Er ließ seinen Herrn nicht wieder aus den Augen, er ging in engen Kreisen, klaffend und immer wedelnd, um ihn herum, als nun Hein Reeck herbeikam. Der Junge sprach kein Wort, er kam still und ein wenig bedrückt herzu.

„Hein! Hein Reeck!“ jubelte Günther. „Das ist aber fein!“

Da faßte Hein seines Herrn Hand, sprach nur den Namen seines Herrn, wandte sich und wischte die Tränen aus seinem Auge.

Er hatte seit Wochen nach diesem Augenblick gebangt.

Günther begrüßte die Pferde, strich ihnen das Haar vor der Stirne glatt.

„Hast du kein Stück Zucker, Hein?“ fragte er, als die Gäule nach seinen gewohnten Händen schnubberten.

Hein war glücklich, daß er daran gedacht hatte. Günther sah kritischen Blickes die Stränge nach, prüfte hier die Stärke des Knotens und legte dort die Leine zurecht auf dem Rücken des Pferdes. Dann sprang er auf den Kutschersitz des hochbeinigen gelben Jagdwagens, Wolf kletterte zu ihm hinauf. Hein saß im Wagen.

„Nun fahren wir rasch zum Onkel Pastor vor“, sagte Günther, schnalzte mit der Zunge, schlug mit der Leine, und die Pferde zogen in vollem Trab an.

Hein stand im Wagen aufrecht hinter den Freunden und sprach:

„Der Herr läßt dir sagen, du sollst nicht zu dem Herrn Pastor vorfahren, sondern gleich nach Sophienhof.“

„Schön!“ sagte Günther und lenkte die Pferde rechts von der Straße ab.

„Donnerwetter, Günther, du kannst ja ordentlich fahren!" rief Wolf voll neidischer Bewunderung.

Günther lachte in zufriedenem Stolze. In Lübeck war wohl Wolf der Führende unter den Freunden gewesen. Hier aber galt sein Recht.

„Warum soll ich nicht zum Pfarrer?" fragte Günther, und wendete leicht den Kopf.

„Es geht Margret sehr schlecht", antwortete Hein leise.

Günther zog scharf die Leine an, daß die Pferde unwillig die Köpfe hochwarfen.

„Wie ist es denn? Ich weiß nichts? Was fehlt ihr denn?" fragte er hastig.

Aber Hein schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht", antwortete er, denn so lautete seine Instruktion. Günther hatte auch bald anderes zu erfragen.

„Frißt Hannibal ordentlich?"

Und hatte seinem Freunde Wolf unendlich viel zu erzählen.

„Da ist die Kirche," sagte er und wies mit dem Peitschenstiel darauf hin, „und da hinten der Voßberg. Hier ist der Schützenhof. Warte, wenn ich mein Tesching heraushole" — Packer bellte laut nebenher —. „Und gleich kommen wir in den Wald."

Eine Weile ließ Günther seine Pferde dort Schritt laufen. Aber das hielt die Ungeduld nicht lange aus. Sie mußten bald wieder traben. Und dann ratterten die gelben Räder an dem Stier auf dem Torpfeiler vorbei in den Gutshof und vor die Freitreppe. Davor stand der Vater und fing seinen Jungen auf, der ihm vom Bock herab aufjauchzend in die Arme fiel. Aber er zappelte und zwängte sich aus seinen Armen heraus, als er zur Mutter wollte, und der Vater ihn nicht lassen konnte.

Des Vaters Heiterkeit und der Mutter Freundlichkeit halfen auch Wolf rasch über seine handküssende Verlegenheit hinweg.

Am andern Vormittag fuhren unsere beiden Freunde, die auch Hein Reed mitnahmen, durch den frühlingsgrünen Buchenwald, der wie weiche Riesenkissen die Seen schwellend umstand, nach Mölln.

„Ihr dürft ja nicht lange bleiben", hatte die Mutter ihnen nachgerufen.

Sie waren auf die Trübsal vorbereitet, die sie treffen sollte. Margret Freund war krank. Der zarte Körper des Kindes hielt nicht mehr stand, wenn die Krankheit ihn schüttelte. Wenn der erste Lenzsturm knabenhaft wild durch die Wipfel saust, dann lachen die stämmigen Gesellen, die den Herold ihrer Freude erkennen, der den großen Erdensaal für den heranziehenden König der Kraft reinfegt. Dann bricht nur, was trocken an dem alten Gesellen geworden ist, auf daß frisches Grün in ewiger Jugend triumphieren kann; dann zergeht nur, was faul war an den knorrigen Alten, auf daß neues Blut und frischer Saft die Glieder recken und dehnen kann. Sie lachen des Lenzwindes und packen den pausbäckigen Burschen an seinem lockigen, wilden Blondkopf und ziehen ihren Liebling an sich und schließen ihre alten, festen, weiten, weichen Arme um den Wildfang. Der aber reißt sich lärmend los und bläst den Zärtlichen mitten ins Gesicht, und springt und tollt weiter zu anderen Freunden. Das sind die Alten. Die Kleinen aber unter ihnen, die

Kinder, beugen sich mit geschmeidigen Gliedern, tief, bis ihr fliegendes Haupt den nassen Boden berührt, die weichen mit ängstlichen, zitternden, flehenden und schlotternden Zweigen dem Lenzwinde aus. Wo der Wilde sie mit aller seiner täppischen Wucht packt, da reißt er ihnen die jungen Arme aus, da knickt er ihre frischjunge Lebenslust.

Der König war seinem Boten gefolgt, aber des Mädchens zarter Körper, durch winterliche Kränklichkeit geschwächt, hatte seinem trotzigen Werben nicht Kraft genug entgegenstemmen können. Die Knaben waren darauf vorbereitet, eine Kranke zu finden, die mit größter Rücksicht genommen werden mußte. Daß das Bäumchen schon geknickt war, daß es keine neuen Säfte mehr aus dem Erdboden ziehen konnte, daß es nur noch weitergrünte, vom Safte der verlorenen Gesundheit zehrend, daß sein Blühen ein Verblühen, sein Leben ein Sterben war, das wußte Sophienhof, aber den Knaben war dieser Stein nicht mit auf den Weg gegeben worden.

So fuhren denn die drei Knaben, von denen Günther schweren Gedanken nachsann, von denen Wolf nicht satt wurde, mit glänzenden Augen um sich zu schauen, weil Mutter Hilen, die alliebe, dem armen Jungen von Anfang an das selige Gefühl geschenkt hatte, das ihm so sehr fremd war, das Gefühl, zu Hause zu sein, von denen Hein Reed still lächelnd hinten im Wagen saß, weil er nur Augen hatte für seinen jungen Herrn, dem er sich mit seiner ganzen Seele und seinem weichen Herzen hingegeben hatte; so fuhren die drei Knaben im gelben Jagdwagen durch den Wald. Die Gäule freuten sich altgewohnter Zügelung, aber vermißten die Sprünge des bellenden Packer, den Günther vor der Ausfahrt neben Hannibal, seinem kleinen Reitpferd, eingeschlossen hatte, damit Hannibal sich nicht langweile, und weil sie ausfuhren, die Krankheit leise zu besuchen.

Vor dem Pfarrhause in Mölln hielt Hein die Pferde. Günther und Wolf stiegen die Steintreppe hinauf, beide mit klopfendem Herzen. Günther hätte fliegen mögen, seinen alten, lieben Lehrer zu begrüßen, aber hielt verschüchtert an sich. Und die Begrüßung war sehr still. Sie trafen den Pfarrer in seinem Studierzimmer. Er saß am Schreibtisch, aber er starrte vor sich hin, wo seit Jahren vor seiner täglichen Arbeit die Bronzefigur des betenden Knaben stand. Der Adorant war das traurige Abbild seines vergeblichen Sehnens. Heute mehrte der Anblick des Bronzegusses ihm eine Bitterkeit, mit der er seit Tagen kämpfte, und die niederzuringen ihm auch in heißen, gewaltsamen Gebeten nicht ganz gelingen wollte. Als die Knaben eintraten, zwang er seinen Blick zu ihnen hin, aber die Lider senkten sich schwer über seine düsteren Augen. Er stand langsam auf und gab seinem Günther still die rechte Hand, legte die linke drückend auf des Knaben Blondkopf und antwortete lange Zeit seinem frohen Willkommengruß nicht.

Doch dann nahm er sich zusammen und begrüßte auch den Freund seines Lieblings.

„Ich werde dich sehr lieb haben, Wolf, weil du Günthers Freund geworden bist“, sagte er. Und nach einer Weile fuhr er fort:

„Du mußt dich hier zu mir setzen und mir sehr viel erzählen, was ihr arbeitet und wie ihr spielt. Günther geht wohl so lange in das Krankenzimmer.“

Günther hatte schon die Türklinke in der Hand. Und der Pfarrer sprach trübe hinter ihm her:

„Du mußt dich nicht erschrecken!“ Und als er sein gewohntes „mein Junge“ hinzusetzte, zitterte seine Stimme.

Günther klopfte zaghaft an die Tür zu jenem großen Schlafzimmer an, das schon Ostern als Krankenstube gedient hatte. Tante Pastor kam und öffnete ihm.

Einen Augenblick stand der Knabe befangen und bedrückt von dem schweren Duft der Krankheit, der sich ihm auf Puls und Atem legte. Mit einer Anstrengung, die ganz kläglich umsonst war, strebte des Mädchens Oberkörper ihm entgegen. Ein leiser, kraftloser Hustenanfall beantwortete des Kindes Bewegung. Tante Pastor lief an das Krankenbett und richtete mit weichen Händen die Kissen des Töchterchens her, daß es halb aufrecht sitzen konnte. Sie wies dem Knaben einen Stuhl zur Seite des Bettes, auf dem sie bisher gesessen hatte, bald über die Kranke sich beugend, bald stille Märchen erzählend, bald stumm mit irgend einer vergessenen Näharbeit beschäftigt und immer sorgend und sich kümmernd. Dorthin wies sie den Knaben.

„Nun müßt ihr euch ein wenig erzählen“, sagte sie. „Ich hole dich nachher wieder ab, wenn es genug ist.“ Und dann ging sie hinaus.

Günther faßte mit furchtsamer Zärtlichkeit die Hand seiner Freundin und streichelte leise die durchsichtige, aber er wagte nicht, ein Wort zu sprechen.

Heiser und stoßweise, in quälend kurzen Atemzügen begann Margret:

„Daß du wieder da bist, Günther. Weißt du, in den großen Ferien, wenn du da wieder kommst, dann wollen wir tüchtig spielen.“

Günther nickte.

„Dann bin ich sicher wieder ganz gesund“, sagte das Mädchen wieder.

„Ja!“ sagte Günther leise. Es kam ihm wie Weinen in die Kehle.

Des Mädchens Gesicht wurde ängstlich, halb und halb unmutig.

„So erzähle doch, was wir dann spielen wollen“, flüsterte sie.

Da begann der Knabe hastig zu reden. Er zwang die Worte und die Vorstellungen und wußte, daß alles eine Lüge war.

„Ich werde meinen Freund dann wieder mitbringen,“ sagte er, „der heißt Wolf zur Nedden und ist aus Rußland. Du ahnst gar nicht, Margret, was der dann alles aufstellen wird. Wir in der Untertertia tun immer alles, was der will. Und es ist immer sehr etwas Lustiges.“

Margret hörte mit still seligem Lächeln zu.

„Wenn wir auf die Jagd gehen, dann sollst du immer mitkommen. Und reiten sollst du auch lernen auf dem Hannibal. Das macht einen sehr kräftig. Paß nur einmal auf, wie gesund du dann werden wirst. Und Wolf muß auch erst reiten lernen, denn der kann es auch noch nicht. Ich freue mich schon darauf, wenn er herunterfällt. Aber du sollst gar nicht fallen. Ich will immer nebenher laufen und will dich festhalten. Was, das wird fein!“

Der Kranken Augen waren brennend geworden und schauten mit einem großen Lächeln in die Weite, ihre schmalen, blutlosen, trockenen Lippen öffneten sich halb, die kleine, schmale, dünne Nase zitterte leicht. Und wie träumend sprach das Mädchen:

„Gestern abend, wie Mutter da eben eingeschlafen war, und ich hörte noch Vaters Schritte in der Studierstube, immer auf und ab, und die Nachtlampe brannte ganz tief, da ist der liebe Herr Jesus durch die Tür zu mir gekommen und ist an mein Bett gekommen und ist zu mir gekommen.“ Margret nickte leise mit ihrem Köpfchen. Günther ergriff erschrocken ihre Hand.

„Und ist zu mir gekommen. Ja, und hat meine Hand gefaßt, und da hatte ich gar keine Schmerzen mehr. Und da hat der liebe Herr Jesus gesagt: ‚Du kommst bald zu mir!‘ Und dann hat er ganz lieb mir zugenickt, und dann ist er weggegangen. Aber in der Tür hat er sich noch einmal umgedreht und hat mir noch einmal zugenickt. Ja. Siehst du?“

Günther wagte nicht, zu reden, wagte kaum zu atmen.

Noch einmal flüsterte Margret:

„Siehst du, Günther, wenn du nun wieder kommst, dann bin ich schon beim lieben Herrn Jesus. Und darauf freue ich mich sehr.“

Es war nur ein Würgen, als Günther antwortete:

„Wir wollen doch miteinander spielen.“

„Ja,“ sagte Margret, „das wollen wir tun.“

Da trat Tante Pastor wieder in das Zimmer und forderte den Knaben auf, zu gehen.

Günther beugte sich über die Kranke und küßte sie.

„Nichts verraten!“ flüsterte Margret.

Und Günther ging halb taumelnd zu dem Onkel Pfarrer. Im Studierzimmer hörte er den Pfarrer zu Wolf sagen:

„Da hatte der König das Glück nicht, weil er es nie gehabt hatte, und er hatte auch nicht mehr die Puppe des Glückes, weil ihm die der harte Gott auch noch genommen hatte. Und es war nur noch Not und Elend und Kummer und Sorge in seinem Königreich. Siehst du, mein Junge, wenn du aus einem Wasserkruge das Wasser ausgießest, dann ist nur noch tönerne Leere in dem Kruge, und dann kannst du den Krug eben so gut gleich entzwei schlagen. Und wenn du gnädig sein willst, dann mußt du ihn auch entzwei schlagen. Aber du siehst, mein Junge, Gott ist nicht immer sehr gnädig.“

Das sagte der Pfarrer und sah den hereintretenden Knaben.

„Aber da ist ja Günther. Dann müßt ihr wohl wieder nach Sophienhof fahren.“

Wolf stand sofort auf, drehte seine blaßrote Mütze in der verlegenen Hand und stellte sich neben seinen Freund. Auch der Pfarrer stand auf und vor die beiden:

„Dann müßt ihr gehen und müßt zu Hause vielmals grüßen. Ihr seid beide liebe Jungen. Aber, nicht wahr, wiederkommen müßt ihr nicht.“

Damit schob er die beiden zur Tür hinaus und flüsterte leise:

„Ich kann ja nicht in die Sonne sehen!“

Sie sprachen lange kein Wort, als sie nach Hause fuhren. Sie waren schon im Walde, als Wolf begann:

„Ist Margret sehr krank?“

Günther nickte.

„Der Herr Pfarrer ist sehr traurig", sagte Wolf.

„Ja", antwortete Günther. Und nach einer Weile fragte er:

„Was hat er denn gesagt?"

Wolf sprach:

„Er hat mir eine Geschichte erzählt, die war ganz sonderbar, — von Gott und von Glück, und Gott war sehr grausam."

14. Raubritter

Das war Pfingsten.

Aber die Schule begann wieder, und begann mit Kummer und Not.

Die Heimat war in aller Pfingstpracht und in weißem Kleide zu Günther gekommen und hatte sich gedreht und gewendet, daß er ihre Schönheit bemerke, wie ein feines junges Mädchen, das vor seinem Bräutigam steht, und hatte ihn mit ihren Augen lange und innig angesehen.

„Mein Junge, kannst du mich so leicht vergessen?"

Der Stier auf dem linken Torpfeiler von Sophienhof hatte ihn trotzig angeglotzt.

„Wie oft hast du auf meinem Rücken gesessen und hast meine Seiten bearbeitet?"

Und die Dielen und Decken, und die Treppen und Teppiche alle, die Schränke und Bilder hatten ihn angesehen.

„Von jetzt an bleiben wir bei dir", hatten sie gesagt. „Wir werden dich quälen, daß du uns so leicht hast vergessen können."

Der Junge hatte geweint, als ihn der schwarzbebrillte Vater zu Ostern mit nach Lübeck genommen hatte, allen möglichen Erwartungen entgegen. Aber die Neugier und die ängstliche Hoffnung hatten die Tränen gehemmt. Nach den kurzen Pfingstferien fuhr der Junge nichts Neuem entgegen, aber sein Herz hing an dem, von dem er sich trennen sollte. Da waren der Tränen viele geflossen, und die Mutter konnte sie mit keiner Liebe aufhalten. Die Größe ihrer Liebe war es ja, was die Tränen preßte, und sie waren der Reichtum der Liebe.

Der Schimmer der Freude und aller Glanz des Neuen war verblaßt, die Farben der Heimat, des Elternhauses und der Elternliebe leuchteten in der tiefen Wärme der Erinnerung. Und was die Wochen zwischen Ostern und Pfingsten ausgeblieben war, was über die ganze Zeit der vielen Eindrücke draußen vor des Knaben Herz gestanden hatte, was bisher vergebens mit dem dürren Finger dort an die Tür geklopft hatte, jetzt schlüpfte es hinein in das junge Herz und sah sich patzig in der Kammer um und setzte sich breit nieder und sprach:

„Hier bin ich Herr, hier hätte ich schon lange sein sollen!"

Das war das bittere Bangen nach Hause. Was hatte doch der Pfarrer gesagt, als der Knabe vor Wochen von ihm Abschied nahm? War es nicht die Erkenntnis gewesen, die uns noch nach Jahrzehnten mit inniger Dankbarkeit erfüllen wird?

„Ein Knabe wie du scheidet nicht ohne Heimweh."

Wir kennen wohl alle jenen sehr blassen Jungen, der nie in seinem Leben Heimweh hatte. Warum hatte er kein Heimweh? Und wir streichen ihm sanft die Hand, weil unser Herz des Mitleids voll ist. Es ist das Beste in unserer Seele, das nach der Heimat verlangt. Und nie darfst du einen Menschen schlecht nennen, der noch des Heimwehes fähig ist. Heimweh ist die Dankbarkeit unseres Herzens. Heimweh ist das Glück unserer Seele. Heimweh ist die Hoffnung unserer Zukunft. Heimweh ist die Liebe. Sie sagen, Heimweh sei eine Krankheit; wir aber wissen, daß ein Herz faul ist, das kein Heimweh kennt; wir wissen, daß die Blume zertreten wird, die dem duftigen Strauße entfiel. Sie sagen, Heimweh erschlaffe, und sie sagen, daß das Herz, welches nach Hause verlangt, nichts wirken könne in dieser Welt; wir aber wissen, daß der Baum fällt, wenn ihm die Wurzeln abgeschlagen werden; wir wissen, daß unser Vaterland immer voller Heimweh gesteckt hat und nur durch sein Heimweh groß geworden ist. Heimweh ist der Stolz unseres Volkes, wie das Wort der Reichtum unserer Sprache ist.

Sophienhof war wieder erstanden, und Lübeck hatte seinen Reiz für den Knaben verloren.

Da war die Mutter gewesen und war sanft und still mit dem Knaben umgegangen. Ihre Liebe war leise gewesen und ihre Sorge selbstverständlich. Nun war da wieder Frau Faber in der Pension und war in der besten Meinung eifrig dabei, die drei Knaben, die ihrer Fürsorge anvertraut waren, zum besten zu erziehen. Ihre Leitung war laut, und ihre Liebe redete mit großen Worten. Sie jagte hinter den Knaben her und war unausstehlicher als je zuvor. Ihr Anzug war geschmacklos und die Farben ihres Kleides schrien. Aber sie war geschmacklos und laut in allem, was sie tat. Sie nahm es sehr ernst damit, ihre Pflicht zu erfüllen. Doch sie verkündete es laut, daß sie ihrer Aufgabe gerecht würde. Es fehlte ihr überall die Selbstverständlichkeit. Ihre Befehle hatten nicht die Selbstverständlichkeit des Gehorsams, und ihre Sorge nicht die Selbstverständlichkeit des dankbaren Herzens. Darum waren ihre Befehle streng, und ihre Sorge war sehr laut.

Günther aber hatte Heimweh und verlangte nach seiner, seiner Mutter.

Schule und Pension, Kameraden und Freundschaft, sie waren dem Knaben nicht mehr das eine, das alle Gedanken gefangen nahm. In all das hatte er sich eingelebt, leichter als seine Freunde zu Hause gedacht hatten. Aber sie hatten nicht Zeit gehabt, so tief Wurzel zu schlagen, daß sie in seinem Herzen blühten, wie die alte Liebe, die seit Jahren darin gepflegt war. Wehrt sich doch auch die alte Buche des Waldes gegen den zudringlichen Nachbar.

Und es war niemand, der dem Knaben ein Tröster war. Sollte er zu Frau Faber laufen, sein Herz auszuschütten, wo er der Verständnislosigkeit sicher war? Er wußte es nicht, und der Gedanke kam ihm nie, daß Frau Hermine Faber ihn nicht verstehen würde. Er dachte überhaupt nicht an Frau Faber, denn Knaben sind sehr feinfühlend. Oder sollte er zu Onkel Theodor laufen, den er besuchen konnte, wann er wollte, der Spaß mit ihm trieb und der scherzhafteste Onkel war und nie ernst zu ihm redete? Der Hauptlehrer war noch da, aber der war kränker

als sonst, mit seinem alten Magenleiden, war mißgestimmt und sehr übelgelaunt. Der Vater in Sophienhof war auch krank. Günther vergaß jetzt nicht, was er einst auf winterlicher Freitreppe gehört hatte und nicht hatte hören sollen. Aber sein Vater war mutig und heiter gewesen auch in den Pfingstferien, auch bei der schwarzen Brille, und auch, wenn ihn die Augen schmerzten. Aber wo war sein lieber Lehrer, den er verehrte? Konnte der ihm nicht helfen? Sah der denn nicht, was dem Jungen fehlte, wenn er konfuse Antworten gab, wenn er so sehr leicht weinte, so oft ihn nur ein harter Blick traf? Ach, der Doktor war drei Tage nach Schulanfang wieder mit längerem Urlaub in seine entfernte Heimat gereist, wo sein eigener Vater plötzlich und ganz unerwartet gestorben war und ungeordnete Verhältnisse hinter sich gelassen hatte. Da war der Vater gestorben und war gar nicht krank gewesen. Aber sein Vater, Günthers lieber Vater in Sophienhof, hatte die kranken Augen, und er, der Knabe, war hier in der Fremde. Wenn nun der Tod käme und streckte seine Hand nach Sophienhof aus, wenn er nun käme und Günther wäre nicht da!

Günther hatte Heimweh.

Und niemand konnte ihm helfen. Auch die Knaben nicht. Georg wußte nicht, was Heimweh ist, denn er saß im warmen Neste. Aber Wolf wußte es, Wolf kannte die ganze wehe Bitterkeit des Heimwehs. Das Bangen nach Hause hatte nach dem raschen Herzen dieses Knaben gegriffen und hatte es geschüttelt, hatte sein heißes Blut in wildes Fieber gejagt und hatte nicht nachlassen wollen. Ihm war das Heimweh wohl unter den blühenden Ranken seiner Phantasie begraben, das Feuer verglühte, wenn das angeregte Leben mit Kameraden und in der Schule Asche darauf warf. Aber es glimmte weiter und loderte zu prasselnden Flammen auf, wenn die Freunde in die Ferien reisten und ihn in seiner trostlosen Einsamkeit zurückließen. Der arme Junge haßte die Ferien. Verlöscht schien das Feuer des Wehes erst zu sein, als er den Freund seines Herzens und dort eine zweite Heimat gefunden hatte, und zurückgeblieben war die leuchtende Wärme tief inniger und innerlicher Heimatliebe. O ja, Wolf zur Nedden kannte das Heimweh. Unendliches Mitleid dehnte sein Herz, als er seinen einzigen Freund leiden sah. Er plagte seine Phantasie nach immer neuen Heilmitteln. Er versuchte Spiel und Streit und war voller Hoffnung, wenn es Hilfe versprach, und voller Verzweiflung, wenn Günther in alles Weh zurückfiel. Sein letzter Versuch sollte ihm übel ausschlagen.

Wolf war ein Ritter, so mußte er auch ein Schwert haben, wie es die Ritter tragen. Er ging mit Günther zum Tischlermeister Thieme, der in der Dankwartsgrube wohnte und gelegentlich für den Hauptlehrer Tobias Faber arbeitete. Der machte ihnen die Schwerter aus dem besten Holz, mit breiter Parierstange.

Sie waren ja kleine Ritter, die beiden, der Doktor hatte sie ja so getauft, und der Hauptlehrer Tobias Faber nannte sie so, wenn er guter Laune war; aber er war das jetzt selten. Es sollte jetzt kommen, daß sie Raubritter gescholten wurden. Mit den Ritterschwertern wollte Wolf den bösen Feind, das Heimweh, in die Flucht schlagen, daß es nimmer wieder daran denken sollte, ihn und seinen treuen

Dame mit Fächer



Wilhelm Trübner

Freund zu quälen. Oskar Wennigen und Walter Meyer und Hermann von Blohm wußten schon von Wolfs kühnem Plan und hatten begeistert ihre Mitarbeit zugesagt. Sie gingen auch an diesem selben Nachmittag zu ihrem Tischler oder Stellmacher oder Geschäftsfaktotum und Rademacher, sich Schwerter zu schmieden als stolze Knaben und Ritter. Den kleinen Georg Faber aber, da er so sehr leicht heulte, hatten sie aus ihrem Spiel gelassen.

Und am nächsten frühesten Nachmittage zogen die fünf Knaben mit den wildesten Prahlreden aus und lagerten sich am Rande des Lauerholzes, Ritter zu sein.

Auf einem Hügel lag die Burg. Wolf und Günther verteidigten sie. Ein Taschentuch ward als stolze Flagge gehißt, aber noch eben zu rechter Zeit, als schon die drei anderen Knaben zum Sturme schreiend heranzogen, erkannte Wolf die verräterische und ganz unstatthafte Weiße des Taschen- und Fahnentuches.

„Halt!“ schrie er den Stürmenden entgegen. „Das geht nicht, das ist ja eine Parlamentärflagge.“

„Hallo!“ jubelte Oskar Wennigen. „Die wollen sich schon ergeben. Die haben jetzt schon Angst.“

Aber Wolf antwortete zornig:

„Die Neddenburg ergibt sich nicht, das werdet ihr schon merken.“

„Was machen wir nun?“ fragte Günther. „Hat einer ein buntes Taschentuch?“ Aber das hatte keiner, sie waren alle mehr oder weniger weiß.

„Dann nehmt doch ruhig das weiße Taschentuch“, meinte Hermann von Blohm, wurde aber mit Entrüstung abgewiesen.

„Wartet!“ rief plötzlich Wolf. „Ich hab's.“

Und er nahm die Stange, an deren Spitze das weiße Taschentuch befestigt war, tauchte es erst gewaltig in das Wasser des Medebaches, warf es dann in den Sand des Waldweges, trampelte gehörig darauf herum, wobei ihm alle Knaben lachend halfen. Aber auch dann war die Farbe noch nicht die gewünschte. Da nahm Günther das nasse und schmutzige Tuch und wischte energisch seine sehr reinlichen Stiefelchen damit ab und reichte es seinem Freunde.

„So,“ sagte er, „nun putze dir die Nase!“

„Tu's selbst“, antwortete Wolf, war aber mit der Fahne zufrieden.

Wieder hißte Wolf die Flagge auf der Spitze des sandigen Hügels, den sie die Neddenburg hießen, und Günther senkte paradierend den Degen. Und dann stürmten heulend die Feinde.

„Auf, alle Mannen!“ schrien die Verteidiger, und packten ihre Schwerter in feste Fäuste.

„Gehen Sie, Graf,“ rief Wolf, „gehen Sie mit fünfzig Knechten in die Vorburg!“ Und Günther winkte mit großartiger Gebärde seinen fünfzig Knechten und stellte sich an die eine Seite des Hügels.

Heran stürmten tausend Feinde, eine gewaltige Übermacht, und die Schwerter prasselten zusammen.

Oskar und Hermann griffen die Vorburg an. Wolf hatte mit Walter Meyer genug zu tun.

„Schicken Sie mir Hilfe, Graf Nedden!“ schrie Günther, und schlug verzweifelt um sich.

„Sofort, Graf!“ antwortete Wolf. „Nur noch zwei Stunden müßt ihr aushalten.“

Dann warf Wolf seinen Angreifer, der schon den Hügel erstürmt hatte, mit einer hitzigen Anstrengung kopfüber die Anhöhe hinunter, daß er sich im Sande überschlug. Unterdessen hatten aber Oskar und Hermann den tapferen Grafen Günther mitsamt seinen fünfzig Knechten, die wie die Löwen fochten, den Hügel herabgerissen. Da stürmte Wolf wie der Sturmwind herbei.

„Wacker, Graf Hilen, wacker!“ schrie er und prallte auf die beiden siegreichen Feinde und schlug ihnen sein breites Holzschwert um die Schienbeine, daß sie schleunigst von Günther abließen. Triumphierend führte Wolf seinen befreiten Freund auf die Burg zurück und sah sich auf der Höhe herrisch um, breit auf sein Schwert gestützt.

„Ich meine, Herr Herzog, wir müssen sie aushungern“, sagte Oskar zu Hermann von Blohm.

„Dann will ich mit hundert Reitern die Vorburg bewachen“, sagte der Herzog, „und Sie, Herr Markgraf, legen sich mit Ritter von Meyer und seinen Leuten hinter die Burg.“

Und alle fünf Knaben lagerten sich sehr malerisch und erzählten und prahlten und protzten von ihren Heldentaten.

„Das war ein prächtiges Stück, als meine Leute die Sturmleiter des Ritters von Meyer umwarfen. Brav, meine Knappen, ich werde euch ein großes Fest rüsten“, sprach Wolf.

Aber Oskar prahlte:

„Ha, aber wir, als wir den Grafen Hilen von seinem Pferde herabgestoßen hatten und ihn gefangen nahmen —“

„Ihr waret ja auch zwei gegen einen!“ rief Günther entrüstet.

Dann erhob sich Wolf.

„Wie wäre es, Graf Hilen,“ sagte er, „wenn wir unsere letzte Kuh schlachteten und das Fleisch über die Mauer würfen?“

„Haben wir bloß noch eine Kuh?“ fragte Graf Hilen erschrocken.

„Ha, die haben wir bald ausgehungert!“ triumphierte unten Oskar, aber Wolf herrschte ihn zornig an:

„Ihr könnt gar nicht hören, was wir hier reden. Ihr wißt gar nicht, wieviel Kühe wir haben.“

„Wir haben ja doch Kundschafter.“

„Die haben wir alle an die Bäume aufgeknüpft“, rief Wolf. „Seht, da hängen sie.“ Und er schlug mit dem Schwerte an den Ast der Eiche über dem Hügel.

„Wahrhaftig!“ sagte Herzog Hermann.

„Also wir schlachten unsere letzte Kuh,“ fing Wolf wieder an, „und werfen das Fleisch über die Mauer, und kleben einen Zettel daran, darauf steht, daß wir zu viel Fleisch haben. Dann glauben das die Belagerer und können nicht mehr hoffen, unsere Burg zu erobern, und ziehen ab.“

„So dumm sind wir nicht", rief Oskar, aber Wolf und selbst Günther entschieden:

„Ihr müßt das glauben. Die Geschichte ist einmal so."

Walter Meyer hatte währenddem nicht allzu viel gesagt. Ihm taten die Knochen noch von seinem Sturze weh. Jetzt machte er einen Vorschlag.

„Wollen mal Frieden schließen."

Aber Wolf und Günther wollten nicht.

„Wenn wir Frieden schließen," sagte Herzog Hermann, „dann muß einer von euch meine Tochter heiraten und bekommt die Hälfte meines Königreiches."

Dafür war Wolf begeistert.

„Du mußt sie heiraten!" sagte er zu Günther.

„Warum ich?" fragte der. Und Wolf antwortete:

„Weiß Gott, ich täte es selbst gerne. Aber ich bin doch der Herr hier in der Neddenburg, darum heißt sie doch so. Und wenn ich der Herr bin, dann habe ich natürlich schon eine Frau. Die sitzt da oben in der Kemenate." Und er zeigte in die Blätter der Eiche. Da war Günther einverstanden.

Die Tore wurden geöffnet, die Zugbrücke aufgezogen, die Burg neu verproviantiert und ein großes Fest gefeiert. Danach lagerten sich alle fünf Knaben um die Eiche herum und ruhten sich aus.

Nach einer Weile sagte Wolf:

„Nun müssen wir alle einmal Raubritter sein!"

„Hurrah!" riefen die andern.

Dann nahmen sie ihre Holzschwerter — Oskars Schwert war im Kampfe zerbrochen — und schlichen gebückt quer durch den Wald. Als sie an die Chaussee kamen, versteckten sie sich im Busche und hielten scharf Ausguck.

„Wenn ein reicher Kaufmann mit seiner Karawane kommt, nehmen wir ihn gefangen und pressen ihm viel Lösegeld ab."

Da kam eine Frau mit einer Tragkiepe vorbei.

„Los!" flüsterte Hermann, der seine Herzogswürde niedergelegt hatte.

„Dummkopf!" rief Wolf.

„Ich dachte, es sei eine Karawane", entschuldigte sich Hermann. Aber Wolf blieb dabei:

„Wir können doch keine Dame überfallen."

„Schöne Dame!" brummte Hermann.

Dann aber kam ein fremder Knabe auf einem Fahrrade daher. Als der dem Versteck der Raubritter gegenüber war, sprang Wolf auf und schwang sein Schwert. Auch die andern sprangen auf und brachen aus dem Busch heraus auf den Radfahrweg. Der fremde Knabe erschrak gewaltig und wandte das Rad ängstlich zur Seite, fuhr aber schon unsicher. Als dann die fünf Raubritter mit Wutgeschrei und geschwungenen Schwertern auf den armen Radfahrer losstürzten, schrie der laut um Hilfe und stürzte. Wolf und Günther und Oskar nahmen den Knaben gefangen.

„Papa, Papa!" schrie und weinte der.

Hermann und Walter ergriffen das Rad. Aber da erscholl nahes Klingeln

einer Radfahrglocke, und die zornige Stimme eines erwachsenen Mannes schrie die Raubritter an:

„Ihr Halunken, wartet, ich will euch kriegen!“

Da flohen die fünf Helden, aber was sie noch hörten, jagte ihnen bleiches Entsetzen in die Glieder:

„Ich werde es eurem Direktor melden!“

Betrübt schlichen die fünf Herzöge, Grafen und Raubritter nach Hause, erhielten dort ihre Schelte wegen ihres beschmutzten Anzuges, steckten die aber gleichgültig ein, da noch weit erschrecklicher war, was sie für morgen erwartete.

Das Heimweh kam nicht, als Günther an diesem Abend im Bette lag. Er war viel zu sehr voller Furcht, als daß er hätte heimlich in die Kissen weinen können.

Und der ergrimmte Vater eines in den Staub der Landstraße geworfenen Söhnleins war schon beim Herrn Direktor gewesen und hatte ihm entrüstet sein Leid geklagt.

„Wissen Sie, wer die Knaben gewesen sind?“ hatte der Direktor gefragt.

„Nein, aber sie hatten alle ganz hellrote Mützen auf.“

Da hatte der Direktor gesagt:

„Dann waren es Untertertianer, und dann weiß ich auch schon, wer der Anführer gewesen ist.“

Und am Morgen waren die Knaben zur Schule geschlichen. Günther hatte zwar anfangs schwänzen wollen und hatte gewaltig über Zahnschmerzen gestöhnt, als Frau Hermine Faber ihnen den Kaffee einschenkte. Aber da hatte Wolf, als schon Frau Faber den Knaben wieder ins Bett hatte schicken wollen, seinem zaghaften Freunde zugeflüstert:

„Sei nicht feige!“

Da war Günther mit zur Schule gegangen, und Wolf war froh, nicht allein in die Hölle des Gerichtes gehen zu müssen.

Und die Knaben hatten in der ersten Stunde auf ihren Bänken gesessen und hatten die Köpfe in die Schultern gezogen, und konnten nicht aufpassen, und erwarteten den Blitz, der sie treffen sollte.

„Wenn's nur erst vorbei wäre!“ dachte Wolf.

Und die Jungen zuckten heftig zusammen, als es an die Tür klopfte, und schielten scheu zur Seite, als die Tür sich öffnete, und verloren die Hälfte ihres Atems, als der Direktor das Klassenzimmer betrat.

Alle Knaben schnellten von ihren Sitzen empor, aber fünf wagten nicht, aufzusehen. Der Direktor stand vor den Knaben und sah sie eine Zeitlang stumm an. Dann rief er:

„Nebden!“

Wolf sank in sich zusammen, ward heißrot und beugte seinen Kopf und seinen Oberkörper tief auf die Bank. Der Gewaltige sprach:

„Komm einmal mit mir!“

Wolf trat vor, fand aber nicht den Mut, sich aufzurichten.

Aber der Direktor ging noch nicht. Er sah noch die Knaben an. Günther sah bleichen Antlitzes mit hilfesuchenden Augen auf Wolf. Da sagte der Direktor:

„Hilen kann auch mitkommen!"

Günthers Augen füllten sich mit großen, großen Tränen.

So folgten die Lämmer dem Richter und Opferpriester in den allerheiligen gefürchteten Raum des Direktorzimmers. Dort standen die Knaben vor ihm, Wolf brennend rot und tief gebückt, Günther bleich, seine eckigen Schultern zuckten, seine Lippen zitterten, und immer neue Tränen rollten die Backe herab.

Der Direktor sprach nur ein Wort:

„Nun!"

Dies eine Wort war aber so lang, länger als der allerlängste Rohrstock, und war so scharf, schärfer als selbst Kneifzangen.

Ein wenig hob Wolf seinen Kopf, stoßweise brachte er sein Gebet zwischen den Zähnen hervor:

„Ach, bitte, bitte, Herr Direktor, schlagen Sie mich nicht!"

Der war sehr erstaunt:

„Was?" fragte er gedehnt.

Und Wolf flüsterte wieder bebend:

„Ich — ich — ach, bitte, bitte, nicht schlagen!"

Da brach der Sturm bei Günther los. Alle Furcht und alle Sehnsucht, alles Zittern und alles Bangen, alles Unbehagen und alles Heimweh vereinigten sich in seinem kleinen Herzen zu einem tollen Angriff. Und es fing in seinem jungen Körper ein so herzbrechendes Schluchzen an, das seine Schultern schüttelte und Tränenströme die zuckenden Backen hinuntergoß, ein solches wehes Herzeleid, daß der Direktor sogleich den Jungen fest an beiden Oberarmen packte, ihn hart auf einen Stuhl niederdrückte und dann lange mit sanfter Stimme tröstend auf ihn einsprach. Es dauerte Minuten, ehe der Junge sich beruhigt hatte. Dann entließ ihn der Direktor und sprach nur noch wenige eindringliche, ernste, aber immer gütige Worte mit Wolf.

(Fortsetzung folgt)



Fahrt · Von Rudolf Leonhard

Über ragende Brücken
Tragen schaukelnde Wagen
Uns Staunende; und wir bücken,
Die Augen niedergeschlagen,

Den Kopf tief durch die Scheibe
Und sehn ganz kleine Wellen
In wimmelnd blauem Getreibe
An den Pfeilern zerschellen.

Und sehn die Masten ragen,
Und viele Schiffe gleiten,
Und Lasten dahin getragen
Über des Stromes Breiten.

Unsere Gedanken schweifen
Unsere Seele lauscht:
Wir können es nicht begreifen,
Wie reich das Leben rauscht —!





Das Österreich des Offiziers

Von Hermann Kienzl

Schon einer hat dem Soldaten mit dem Tschako zugerufen: „In deinem Lager ist Österreich!" (Grillparzer, An Feldmarschall Radetzky.) Damals gab es noch ein kaiserlich-königliches Heer. Heute ist es längst kaiserlich u n d königlich geworden. Diese Unterscheidung scheint lächerlich subtil, doch das, was sie wahrnimmt, ist nichts Geringeres als ein staatshistorischer Entwicklungs-, oder sagen wir: Abwicklungsprozeß. Das Wort des Dichters:

„Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch" —

kann nur mehr bescheidentlich angewendet werden auf das Abstraktum einer gemeinsamen deutschen Armeesprache, die auf dem Papier steht, und die der Mann in Tschechien bald ebensowenig verstehen wird wie heute der Mann in Madjarien. Das Habsburgerreich zerfällt in zwei Staaten, und der eine dieser Staaten heißt zwar im Volksmunde „Österreich", staatsrechtlich aber wird er mit der sehr umständlichen und bedeutsamen Formel angesprochen: „die im österreichischen Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder". In diesem vielspältigen Österreich-Ungarn ist immerhin auch jetzt noch die Armee das Symbol und die Klammer des Zusammenhangs. Es gibt zehn Millionen Deutsche, es gibt Polen, Tschechen, Slovenen, Italiener, Ruthenen in Österreich; aber der österreichische Offizier ist — Österreicher. Der deutsche, der tschechische, der polnische Mensch in Österreich will Deutscher, will Tscheche, will Pole sein. Der Beruf des österreichischen Offiziers und der ihm mit dem Reglement eingepflanzte Wille ist von seinem Volkstum losgelöst, dem internationalen Staate hingegeben. Er, der die Bestimmung hat, in ernster Stunde die heimische Scholle mit dem Einsatz seines Lebens zu verteidigen, teilt in Österreich mit dem katholischen Geistlichen das seltsame Los, außerhalb der Bluts- und Eidgenossenschaft seines Volkes stehen zu müssen. Außerhalb der Blutsgemeinschaft? Läßt sich die Natur unterdrücken?

Diese Fragen streift ein sozialer Standesroman, der, von einem erfahrenen Mann geschrieben, österreichisch-ungarische Offiziere deutscher, polnischer, tschechischer, italienischer, kroatischer und madjarischer Herkunft in enger Kameradschaft vorführt. Ihrer typischen Eigentümlichkeit nach sind sie trotz der Uniform und der beschworenen Einseitigkeit als Angehörige ihrer Nationalitäten gesondert. Während aber die Offiziere deutschen Stammes gar nicht oder nur vereinzelt zum Bewußtsein gelangen, daß sie ein Naturgefühl, ja ein Naturgesetz ausgetauscht haben für einen historisch-politischen Begriff, bleiben die österreichischen Offiziere anderer Nationalität mehr oder weniger mit ihrem Volke wünschend, hoffend, leidend verbunden. Der heißblütigste unter ihnen ist der Tscheche. „Nun frag' ich dich auf Ehr' und Gewissen," so spricht zu ihm ein Kamerad, „mit welchen Gefühlen bist du vor kurzer Zeit bei den Straßenunruhen in Prag vor der Front deiner Mannschaft gestanden? Du solltest bereit sein, die scharfe Ladung gegen deine eigenen Brüder zu richten. Hast du da innerlich deinem Schicksal geflucht, das dich auf solchen Posten gestellt? Deine Augen weichen aus und bekennen deine begreifliche Schuld. Deine Nation pocht an dein Herz und will es sprengen, die Pflicht rebelliert im tiefsten Winkel, und dein Gewissen beginnt zu zittern." — Und an einer anderen Stelle vergleicht der Deutsche im österreichischen Offiziersrock sein Österreichertum mit dem des tschechischen Kameraden: „Wenn wir so tief in unserem Volke wurzelten wie dieser Tscheche in dem seinen, dann gäb's keine österreichische Armee mehr ... Es ist ein Glück für dieses wunderschöne polyglotte Vaterland, daß wir über unserer Nation stehen ... Ob es aber auch ein Glück für unsere Nation ist? Und ob es ein Glück für das Österreich der Zukunft sein wird?" — Und noch ein drittes Mal klingt es an: „Besinne dich, es gibt nur eines: Du mußt als Offizier nicht für deine Nation, sondern für deinen Kaiser kämpfen. Daß ich's nur gestehe — wir Ärmsten der Armen haben keine Nation mehr."

Dennoch ist es, wenigstens bei den feineren Naturen, nicht bloß die Trias von Drill, dogmatischem Eifer und Eidespflicht, was den österreichischen Offizier zum Österreicher macht. Auch einem freien österreichischen Manne, der nicht die Arme verschränkt, wenn die Völker Österreichs aufeinanderschlagen, ist eine undefinierbare Empfindung vertraut, die man „österreichisch" nennen muß, weil sie sich von dem Heimats- oder Vaterlandsgefühl der Bürger anderer Länder unterscheidet. Die Staatsgeschichte ist nicht die Quelle dieser Empfindung — und wieviel Menschen haben denn überhaupt ein historisches Gedächtnis? Überdies verpflichten gewisse historische Erinnerungen keineswegs zum Danke. Von einer gemeinsamen, etwa die Deutschen und die Südslawen umfassenden Kultur kann nicht die Rede sein. Ein dynastischer Enthusiasmus ist es nicht, und das Palladium der Freiheit und des sozialen Fortschritts, das allen Österreichern gleich teuer wäre, ist es leider auch nicht. Aber seltsam: Während die Völker sich an den Sprachgrenzen im Innern Österreichs um jeden Fußbreit nationalen Besitzes die Köpfe blutig schlagen und dem Slawen der deutsche Boden, dem Deutschen der slawische für Feindesland gilt, schwingt sich das Gefühl über die nationalen Abgrenzungen hinweg, zur Luft empor, die über allem österreichischen Land so weich und eigen-

tümlich ist. Ungefähr hat Hermann Bahr dieser österreichischen Empfindung Ausdruck gegeben in seiner „Dalmatinischen Reise", als er eines Abends in Ragusa stand und zum Stradone hinblickte: „Siehst du, in der Getreidegasse (Salzburg), wenn das zittrige Glockenspiel herüberklingt, und in den bunten Goldmacherhäuseln des Hradschin, und vor dem Tuchhaus in Krakau, wo der Mickiewicz steht, und auf dem Platz in Trient, wo der Dante seine Hand zum Norden hebt, und in Bozen auf dem Platz des Vogelweiders, und hier im Abglanz der Kommenen fühlst du dich zu Haus, dies alles ist dein Heim, dies alles zusammen erst bist du, siehst du jetzt, was ein Österreicher ist?"

Es war ein glücklicher Einfall des jungen Dichters Ludwig Huna, der den früher schon erwähnten Soldatenroman „Offiziere" schrieb (erschienen bei Axel Juncker in Berlin), jenes weite und breite österreichische Zuhause mit einem Bündel von Menschenschicksalen zu verknüpfen. Der Roman wandert von Garnison zu Garnison. Er zieht aus von Wiener-Neustadt, wo die Nesthocker zu flüggen Leutnants ausgebildet werden, und macht sich heimisch in dem kleinen galizischen Orte Oléjow wie in der Residenzstadt Wien; im goldenen Prag wie in Graz, der baumrauschenden Stadt der deutschen Steiermark; auf dem Kärntner Grenzfort des Predil, hoch über dem dunklen Bergauge des Raibler Sees, wie in der alten Königsstadt Krakau, wo das europafremde Ghetto mächtig unseren Poeten ergreift, der dann nicht minder treulich den stillen Frieden um das Kamaldulenserkloster von Bielamy in seine Seele aufnimmt; und wir lagern in Ungarn und im welschen Südtirol und stehen auf der Zauberhöhe von Opcina, zu unseren Füßen die blaue Adria und das in Schönheit glühende Triest, das Österreichs furchtsames k. k. Hofratsherz als ein Teufelsnest der Irredenta verleugnet, statt es mit glücklicher Liebe fest und fester zu umschlingen.

Dieses in Hunas Roman durchlebte Land wäre also Österreich? Da stock' ich schon ... Eine Art Österreichs ist's. Das Österreich des Soldaten. Nicht das Österreich des Bürgers, des Gelehrten, des Künstlers. Ziemlich scharf scheidet sich in jenem Staat die Welt der geistigen Berufe vom Offiziersstand, und ein Vorrang in der gesellschaftlichen Ordnung wird dort dem Militär nicht eingeräumt. Der Gegensatz zwischen bewaffneter Staatsgewalt und Volk artete in mancher Garnisonsstadt zu offener Feindseligkeit aus. Und dann: der Bildungs- und Interessenkreis vieler österreichischer Offiziere galt bis zur jüngeren Zeit für besonders eng. Noch heute ist das zweifarbige Tuch in den Zirkeln und Salons der akademischen Gesellschaft die Ausnahme. Man mag dagegen einwenden, daß die kaiserliche und königliche Armee eine Anzahl von Rekruten an die Republik der Geister abgegeben hat. Die Dichter Bartsch und Ginzkey waren noch vor kurzem Offiziere. Doch legten sie, um frei zu sein, des „Kaisers Rock" ab, und gleich ihnen auch Ludwig Huna, der Verfasser des österreichischen Offiziersromans.

Die künstlerischen Eigenschaften des Hunaschen Buches unterziehe ich an dieser Stelle nicht einer genaueren Betrachtung, obwohl ich gerne glauben will, daß der Verfasser gerade nur auf diese Würdigung Anspruch erhebt. Denn er ging sichtlich nicht von der Absicht aus, einen theoretischen Beitrag zur Soziologie des österreichischen Offiziersstandes zu liefern; noch weniger beherrschte ihn eine

bestimmte oder gar eine gehässige Tendenz gegen den Stand, der ihm zwar zu eng geworden war, dem aber einst der Herzschlag seiner Jugend gehörte, und dem noch jetzt die Pietät seines Gemüts anhängt; am wenigsten endlich hat sein Werk, das von einer vornehmen Gesinnung getragen ist, Verwandtschaft mit dem sensationellen Pamphlet des ehemaligen preußischen Leutnants Bilse, obwohl auch in Hunas galizischer Garnison der Venusberg steht und böse Dinge geschehen. Das umfassende gesellschaftliche Bild des militärischen Österreich ist es, dem ich hier die Aufmerksamkeit zuwende, ein mit kundiger Hand entworfenes Panorama, nach dem Leben gezeichnet, das ohne lehrhafte Kommentare die Kritik an gegebenen Zuständen weckt. Es versteht sich von selbst, daß solch ein Lebensbild nur einer schaffen kann, der ein Maler, ein Künstler ist. Das ist Huna, ob auch seinem ersten großen Wurf der strenge Aufbau und die harmonische Abrundung, die Bemeisterung der üppig vordrängenden Lyrik und die straffe Form noch ermangeln. Nur so viel sei noch, weil ja die sozialen Wirkungen dieses Buches von dessen künstlerischen Kräften ausgehen, dem literarischen Steckbrief entnommen, daß Hunas temperamentvoller, von Geist und Gemüt bewegter Stil wie ein frischer Quellbach die Banalität öder Flächen des Milieus durchzieht. Das Steppen- und Heideland einer Offiziersjugend, die vielfach den vulgärsten Genüssen und einer minderwertigen Lebensführung verfallen ist, durfte nicht mit Potemkinscher Schönfärberei gefälscht werden! Ein verständnisvoller Realismus gibt dem Buch kulturellen Wert. Dichter sein heißt nicht Schattengestalten aus Schaum und Traum bilden. Dichter sein heißt die Welt der Erscheinungen treulich festhalten und zugleich eindringen in die individuellen Gesetze der menschlichen Naturen. Das ist Huna gelungen. Gibt es etwas, das so gleichmacherisch wäre wie die Armee mit ihren Uniformen und tausend Normen, dieser ideale Schmelzlöffel des Ibsenschen Knopfgießers? Dazu das Einerlei der äußeren Verhältnisse in einer kleinen Garnison! Und die Helden des Hunaschen Romans sind Leutnants, stehen also in einem Lebensalter, in dem man ausgeprägte und differenzierte Charaktere selten findet. Dennoch hat der Verfasser in diesen jungen Leuten die Spuren der Persönlichkeiten gefunden und in der Masse — Menschen entdeckt. Die Schicksale der einzelnen in ihrer Abhängigkeit von dem gemeinsamen Stand ergeben das wahrhafte Kulturbild des österreichischen Offiziers; ergeben ein sozial- und zeitgeschichtliches Dokument.

Der Verfasser der „Offiziere" hatte es schwerer als Rudolf Hans Bartsch, dessen „Zwölf aus der Steiermark" zweifellos anregend auf Huna einwirkten, als er seinem Roman den Grundriß gab. Die jungen Leute bei Bartsch, die zwölf Grazer Studenten, sind ideale Schwärmer, Himmelsstürmer, Weltverbesserer; unreife Menschen auch sie, aber interessant und Gefäße, in die der Dichter sein eigenes Fühlen goß. Die acht Wiener-Neustädter Kadetten Hunas, eine Tafelrunde von Schulfreunden, die am gleichen Tage als Leutnants „ausgemustert" werden, haben, bis auf einen, der später die Kaserne verläßt und Maler wird, mit der Innenwelt des Verfassers geringe Berührung. Doch gerade deshalb ziehen diese acht Lebenswege nicht bloß durch ein Bekenntnisbuch, eröffnen sie auch weite Ausblicke auf das Land einer Wirklichkeit, auf das militärische Österreich.

Jeder von den acht trägt Mosaiksteine zu dem großen Bild einer Klasse herbei — mit dem, was er erlebt und w i e er lebt. Aus jedem dieser Schicksale fallen unwillkürlich kritische Lichter auf den Gesamtzustand.

Die Mehrzahl der jungen Offiziere verbringen wenigstens die ersten Leutnantsjahre auf eine ziemlich gleichartige Weise: im strammen Dienst, voll Ambition und Hoffnung, ohne daß das Einerlei der Kompaniebeschäftigung, des Kommiß durch geistige Beschäftigungen unterbrochen wird, in den Kleinstädten auch ohne anderen gesellschaftlichen Verkehr als den eintönigen kameradschaftlichen; und das Verständnis für des Lebens Freuden erschöpft sich für die meisten im Kartenspiel, in Zechorgien und in wüster Dirnenwirtschaft. Die Prostitution spielt eine große Rolle bei vielen jungen Offizieren, bei anderen wird sie abgelöst durch das Verhältnis mit einem Bürgermädel, und bei einigen, zumal in einsamen Militärstationen, durch bedenkliche Hausfreundschaften. Militärgesetzliches Standesvorurteil und Kautionszwang erschweren auch dem reiferen Manne im Offiziersstand die Liebesheirat, drängen ihn zur Geldheirat-Spekulation oder zum Konkubinat. Die mehr oder minder gewissenhaften Gewissensehen sind besonders in den nordöstlichen Garnisonen der Monarchie eine geduldete Einrichtung, und ziemlich häufig geschieht es, daß der Offizier, sobald er Pensionist geworden ist, die ihm längst verbundene, aber für den Waffenrock nicht „standesgemäße“ Frau zu seiner Gattin macht.

Einer von den acht Leutnants Hunas zieht ein schlimmeres Los. Gerade er, der maßlos leichtsinnige, sinnliche, gutmütige und ritterliche Sanguiniker, ist die glänzende Inkarnation eines österreichischen Typus. Im Schlamm seiner Ausschweifungen und in der Hochflut seiner Schulden ist er dem Ertrinken nahe. Doch deckt und rettet ihn die in diesen Dingen weitherzige Gesinnung der Standesgenossen. Er geht auch nicht daran zugrunde, daß er den Becher der Sünde mit der verbuhlten Gattin eines älteren Kameraden leert. Doch als er sich aus Liliths Armen gerissen, sich besonnen und aufgerüttelt, als er in der Liebe eines treuen Mädchens sich gereinigt hat, da ereilt ihn sein Schicksal. Nicht daß die andere Frau, die verlassene Teufelinne, ihren eigenen Gatten und die Moral des Offizierkorps gegen die freie Ehe des Leutnants aufhetzt, kommt hier prinzipiell in Betracht; wohl aber, daß in einem solchen Fall sich die Haltlosigkeit eines allgemeinen Zustands zeigt. Während die schlimmsten geschlechtlichen Dinge nicht beanstandet werden, wenn nur kein öffentliches Ärgernis erregt, keine Anzeige erstattet wird, während im Offizierskreise die Demimonde wie eine selbstverständliche Lebensnotwendigkeit respektiert wird, genügt der böse Wille eines Feindes oder einer Feindin, den Herzensbund, also den sittlichen Bund zweier Menschen zu zerstören, die nur deshalb die staatliche Form der Ehe nicht sich zu eigen machten, weil dem Offizier verboten ist, ein Mädchen aus den sogenannten unteren Volksschichten zu heiraten ...! Die Mutter seines Kindes soll der junge Offizier — so gestaltet Huna den typischen Fall — preisgeben, oder er soll seinem Beruf entsagen! und hat doch nicht die Fähigkeit und die Kenntnisse, sich in anderen Sielen das Brot zu erwerben.

Auch die sieben übrigen Schicksale der Hunaschen Acht sind charakteristisch. Der eine stirbt an Jod und Quecksilber. Der Zweite, der Begabteste, verfehlt die

Generalstabskarriere, weil er seinem Drang, die Welt aus eigener Anschauung kennen zu lernen, folgte und als stummer Zuhörer (in Zivilkleidung) einer sozialdemokratischen Versammlung beiwohnte. Der Dritte hat den Mut, die Herausforderung eines sportmäßigen Raufbolds abzulehnen, und ohne daß ein Ehrenrat seinen Fall rechtzeitig untersucht hätte, ist es um seine Offizierscharge geschehen. Der Vierte (der Pole) verheiratet sich mit einem Rittergut. Der Fünfte rückt schweren Herzens aus seinem Regiment hinüber in die Schreibstube der Intendantur, weil dort von dem Heiratskandidaten eine Kaution nicht gefordert wird. Der Sechste, einst in der Kadettenschule als fauler Dickkopf bekannt, gewinnt in der Kriegsakademie durch Schmiegsamkeit und stumpfen Eifer die Protektion, die man zu großer Karriere braucht. Der Siebente endlich, der Tscheche, fühlt sich zwischen Staat und Volk gestellt, und der Konflikt lastet schwer auf ihm. Er klimmt verdrossen und langsam als Frontoffizier die Stufen des Avancements empor.

So wäre dieses Soldatenbuch ohne soldatische Freudigkeit? O nein! In ihm schlägt ein echtes Soldatenherz. Als die serbische Kriegsgefahr droht, will der Maler, dem man seiner Duellweigerung wegen den Offizierscharakter nahm, mit einem Freiwilligenkorps unter die Waffen treten. Kein österreichischer Patriot hat Ursache, dem Schriftsteller zu zürnen, der sein Vaterland so aufrichtig liebt, daß es ihn mit Gram erfüllt; der so von ganzer Seele Offizier ist, daß er den geliebten Stand gereinigt sehen möchte von kulturloser Oberflächlichkeit, hohlem Schein, Überhebung, Barbarei und allen schlimmen Atavismen

Das Buch „Offiziere“, das auch außerhalb Österreichs Interesse erwecken muß, verdient den ehrlichen Dank des denkenden österreichischen Offiziers. Aber der dumme Vogel Strauß in Österreich steckt schon wieder den Kopf in den Sand! Man glaubt zu töten, was man totschweigt. Man will nicht verstehen, daß es ein Ruhm für jedes Land und für jeden Stand ist, aufrechte Charaktere hervorzubringen. „Es lohnt sich,“ sagt Ludwig Huna, „über Hohlheit und Scheinbegriffe hinwegzuschreiten zu ernster Kulturauffassung und Wahrheit.“



Trost · Von Paul Enderling

Das wird auch vorübergleiten
In dem dunklen Strom der Stunden.
Mal ein Ruf in Dämmerzeiten —
Und ein Brennen alter Wunden —
Schatten an der Wegeswende —
Füße, die zur Ferne schreiten — —
Alles fließt zum Meer: zum Ende!
Dies wird auch vorübergleiten ...





Dickens über sich selbst

Die nachstehenden Schilderungen und Bekenntnisse sind zwanglose Auszüge aus der dreibändigen Biographie „Charles Dickens' Leben" von John Forster, dem intimsten Freunde des großen Humoristen (in deutscher autorisierter Übersetzung von Friedrich Althaus, Berlin 1875, Verlag der Kgl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei R. v Decker). Sie sprechen für sich selbst.

Von seinem Vater — in manchem Zug der Mr. Micawber im „David Copperfield" — entwirft der Sohn ein ihn selbst ehrendes Charakterbild: „Ich weiß, daß mein Vater ein so warmherziger und edler Mensch ist, als irgendeiner, der je auf der Welt lebte. Sein ganzes Benehmen gegen seine Frau, seine Kinder und seine Freunde, soweit ich mich dessen erinnere, ist über alles Lob erhaben. Bei mir hat er, wenn ich als Kind krank war, Tag und Nacht, unermüdet und geduldig, gewacht. Er unternahm nie ein Geschäft, einen Auftrag oder eine Verantwortlichkeit, ohne sie eifrig, gewissenhaft, pünktlich, ehrenhaft zu erfüllen. Er war immer unermüdlich fleißig. Er war in seiner Weise stolz auf mich und bewunderte meinen komischen Gesang sehr. Aber bei der Leichtigkeit seines Temperaments und dem Mangel an Geldmitteln schien er um diese Zeit jeden Gedanken an meine Erziehung völlig verloren und sich der Vorstellung, daß ich irgendwelche Ansprüche an ihn habe, völlig entschlagen zu haben. So sank ich dazu herab, daß ich morgens seine und meine Stiefel putzte und mich bei den Geschäften des kleinen Hauses nützlich machte und nach meinen jüngern Brüdern und Schwestern sah (es waren unsrer im ganzen sechs) und die kläglichen Bestellungen ausrichtete, die bei unsrer kläglichen Lebensweise auszurichten waren."

Ein Vetter, James Lamert, der auf sein Offizierspatent wartete, wohnte damals bei der Familie und hatte weder seinen Geschmack für die Bühne noch seinen dahin schlagenden Erfindungsgeist verloren. Von Mitleid für den einsamen Knaben erfüllt, verfertigte er und malte ein kleines Theater für ihn. Es war die einzige poetische Wirklichkeit seines damaligen Lebens; aber es konnte ihm nicht ersetzen, was er am schmerzlichsten entbehrte: den Verkehr mit Knaben von seinem eigenen Alter, mit denen er an den Vorteilen einer Schule hätte teilnehmen und um deren Preise hätte kämpfen können. Seine Schwester Fanny wurde um diese Zeit als Schülerin in die Kgl. Musikakademie aufgenommen, und er erzählte dem Freunde, welch ein Stoß durchs Herz es für ihn war, als er, im Gedanken an seine eigene verwahrloste Lage, sie unter den tränenvollen guten Wünschen sämtlicher Hausbewohner fortgehen sah, um ihre Erziehung anzufangen. ...

* * *

Der Knabe war die ganze Zeit über beständigen Krankheitsfällen unterworfen und aus diesem Grunde selbst für sein Alter ein sehr kleiner Knabe. Seines Vaters Geldmittel waren so gering, daß ein Versuch gemacht werden sollte, ob seine Mutter nicht helfen könnte. Sie wollte eine Schule einrichten. Dadurch würden sie alle reich werden. Und dann, dachte der kranke Knabe, „könnte vielleicht sogar ich selbst zur Schule gehen". Ein Haus wurde bald in Nr. 4 Gower Street gefunden. Ein großes Messingschild an der Tür kündigte „Mrs. Dickens' Institut" an, und den Erfolg schilderte Dickens wie folgt: „Ich gab an sehr vielen anderen Türen sehr viele Zirkulare ab, die auf die Verdienste des Instituts hinwiesen. Doch niemand kam je in die Schule, noch erinnere ich mich, daß jemand sich bereit erklärte zu kommen, oder daß die geringsten Vorbereitungen gemacht wurden, jemanden zu empfangen. Aber ich weiß, daß wir uns sehr schlecht mit dem Fleischer und dem Bäcker verstanden, daß wir sehr oft nicht zuviel zum Mittagessen hatten, und daß endlich mein Vater verhaftet wurde."

Der Knabe wurde nun zu Botschaften zwischen dem Hause und dem Schuldgefängnis benutzt. „Mein Vater erwartete mich in der Wohnung des Türhüters, und wir gingen in sein Zimmer hinauf. Er gab mir weinend allerhand Warnungen und riet mir, zu bedenken, daß, wenn jemand zwanzig Pfund jährliches Einkommen hätte und neunzehn Pfund neunzehn Schilling und sechs Pence davon ausgebe, es ihm gut gehen werde, wenn er aber einen Schilling mehr ausgebe, so werde er ins Elend geraten. Ich sehe das Feuer, vor dem wir saßen, noch jetzt: es waren zwei Ziegelsteine in dem rostigen Kamingitter angebracht, einer auf jeder Seite, um zu verhüten, daß zu viele Kohlen verbrannt wurden. Ein anderer Schuldgefangener, der später hereinkam, teilte das Zimmer mit ihm, und da das Mittagessen auf gemeinsame Kosten hergestellt wurde, schickte man mich hinauf zu Kapitän Porter mit Mr. Dickens' Empfehlung, und ich wäre sein Sohn, und ob er, Kapitän Porter, mir ein Messer und eine Gabel leihen könne. Kapitän Porter lieh mir das Messer und die Gabel und schickte seine Empfehlungen. In seinem Zimmer befanden sich eine sehr schmutzige kleine Dame und zwei abgezehrte Mädchen, seine Töchter, mit dickem, buschigem Haar. Ich dachte, ich hätte Kapitän Porters Kamm nicht gern leihen mögen. Der Kapitän selbst befand sich im letzten Stadium der Schäbigkeit. Ich sah sein Bett in einer Ecke aufgerollt und die in seinem Besitz befindlichen Teller und Schüsseln und Töpfe auf einem Brett, und ich wußte, Gott weiß wie, daß die beiden Mädchen mit dem dicken buschigen Haar Kapitän Porters natürliche Kinder waren, und daß die schmutzige Dame nicht mit Kapitän Porter verheiratet war. Mein scheuer, erstaunter Standpunkt auf seiner Schwelle wurde nicht mehr als ein paar Minuten innegehalten, aber ich kam wieder in das Zimmer meines Vaters zurück mit allen diesen Dingen ebenso gewiß in meinem Bewußtsein, als mit Messer und Gabel in meiner Hand." Wie das Mittagessen am Ende doch etwas Angenehmes und Zigeunerhaftes hatte, und wie er dem Kapitän Messer und Gabel zurückbrachte, und wie er nach Hause ging, um seine Mutter mit dem Bericht über seinen Besuch zu trösten, hat David Copperfield genau erzählt. Zu Hause folgten dann viele elende tägliche Kämpfe. Fast alles wurde allmählich verkauft und verpfändet, und der kleine Charles war bei diesen traurigen Vorgängen der Hauptvermittler. Die Geschichte seines Knabenalters schließt sich des weiteren immer mehr den Schilderungen im Copperfield an. Der arme, kleine Junge, der im Alter von zehn Jahren in einen „arbeitenden Knecht" im Dienste von Murdstone & Grinby verwandelt wurde, und dem es schon sehr seltsam vorkam, wie man sich seiner in einem solchen Lebensalter so leicht hatte entledigen können, war in der Tat er selbst. Er durchlebte die geheime Seelenqual, der Genosse von „Mick Walker und Mealy Potatoes" geworden zu sein, und seine Tränen mischten sich mit dem Wasser, womit er und sie die Flaschen ausspülten und wuschen. Es war, berichtet Forster, alles als Tatsache niedergeschrieben, ehe er daran dachte, einen andern Gebrauch davon zu machen, und erst mehrere Monate später, als der Gedanke zu „David Copperfield", der ihm selbst durch das nahegelegt wurde, was er über seine Jugendleiden aufgezeichnet, in seinem Geiste Gestalt zu gewinnen anfing, entsagte er seiner

ersten Absicht, sein eigenes Leben zu schreiben. Jene Erfahrungen im Warenhause schlossen sich dann dem von ihm gewählten Gegenstande so bequem an, daß er der Versuchung, sie sofort zu gebrauchen, nicht widerstehen konnte; und seine Aufzeichnungen darüber, die nur den ersten Teil dessen ausmachten, was er hatte schreiben wollen, wurden der Hauptsache nach in das elfte und die früheren Kapitel seines Romans aufgenommen. Aus der dadurch zum Fragment gewordenen Selbstbiographie Dickens' teilt Forster u. a. mit:

„Ein Vetter des (schon erwähnten) Lamert, namens George Lamert, ein Mann von Vermögen, hatte sich kurz vorher auf eine seltsame kommerzielle Spekulation eingelassen. Diese Spekulation war eine Konkurrenz mit ‚Warrens Schuhwichse Nr. 30 Strand', die damals sehr berühmt war. Ein gewisser Jonathan Warren machte den Anspruch, der ursprüngliche Erfinder oder Eigentümer des Schuhwichserezepts gewesen und von seinem berühmten Verwandten abgesetzt und schlecht behandelt worden zu sein. Endlich machte er Anstalten, sein Rezept und seinen Namen für eine Leibrente zu verkaufen, und ließ durch seine Agenten bekanntmachen, daß etwas Kapital ein großes Geschäft daraus machen werde. Der Mann mit etwas Vermögen fand sich in George Lamert, dem Vetter von James. Er kaufte das Recht und den Anspruch und begab sich in das Schuhwichsegeschäft und das Schuhwichsehaus. In einer bösen Stunde für mich, wie ich oft mit Bitterkeit dachte. Der Hauptgeschäftsführer, James Lamert, schlug vor, ich solle in das Schuhwichselager eintreten und mich dort so nützlich machen, als ich könne, für einen Lohn von, wie ich glaube, sechs Schilling die Woche. Jedenfalls wurde der Vorschlag von meinem Vater und meiner Mutter sehr bereitwillig angenommen, und eines Montagmorgens begab ich mich in das Schuhwichselager, um mein Geschäftsleben zu beginnen.

Es ist mir wunderbar, wie man mich in einem solchen Alter so leicht in die Welt hinausstoßen konnte. Es ist mir wunderbar, daß selbst nach meinem Herabsinken zu der Stellung des armen, kleinen Sklaven, der ich seit unserer Ankunft in London gewesen war, niemand Mitleid genug hatte mit mir — einem Kinde von hervorstechenden Fähigkeiten, aufgeweckt, lernlustig, zart und körperlich und geistig leicht verletzt —, um zu befürworten, daß man, wie ganz gewiß möglich gewesen wäre, etwas erübrigen könne, mich in eine gewöhnliche Schule zu schicken. Unsre Freunde hatten wahrscheinlich die Geduld verloren. Niemand gab ein Lebenszeichen von sich. Mein Vater und meine Mutter waren ganz zufrieden. Sie hätten es kaum mehr sein können, wäre ich zwanzig Jahre alt gewesen und, nachdem ich mich auf dem Gymnasium ausgezeichnet, nach Cambridge auf die Universität gegangen.

Das Schuhwichselager war das letzte Haus an der linken Seite der Straße. Es war ein sonderbares, wackliges, altes Gebäude, das, wie sich von selbst versteht, an den Fluß stieß und wörtlich von Ratten wimmelte. Seine holzbekleideten Zimmer und seine verrotteten Fußböden und Treppen und die alten grauen Ratten, die unten im Keller umherschwärmten, und der Klang ihres Gequieks und Gezänks, der zu allen Zeiten die Treppe hinaufscholl, und der Schmutz und Verfall des Hauses steigen sichtbar vor mir auf, als ob ich wieder dort wäre. Das Kontor war im ersten Stockwerk, von wo man die Kohlenschiffe und den Fluß überschaute. Es befand sich eine Nische darin, in der ich sitzen und arbeiten sollte. Meine Arbeit bestand darin, daß ich die Schuhwichsetöpfe bedeckte, zunächst mit einem Stück Ölpapier und dann mit einem Stück blauen Papier, einen Faden darumband und dann das Papier ringsum genau und nett abschnitt, bis es so schmuck aussah wie ein Salbetopf aus einem Apothekerladen. Wenn eine gewisse Anzahl Gros von Töpfen diesen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatte, mußte ich auf jeden ein gedrucktes Etikett kleben und dann wieder mit neuen Töpfen anfangen. Zwei oder drei andere Jungen taten dieselbe Arbeit um ärmlichen Lohn unten im Hause. Einer von ihnen kam an dem ersten Montagmorgen in zerlumpter Schürze und einer Mütze von Papier herauf, um mir den Kunstgriff beim Gebrauch des Fadens und dem Knüpfen des Knotens zu zeigen. Er hieß Bob Fagin, und ich nahm mir die Freiheit, von seinem Namen lange nachher in „Oliver Twist" Gebrauch zu machen.

Unser Verwandter hatte es freundlich übernommen, mir während der zum Mittagessen bestimmten Stunde einigen Unterricht zu geben, ich glaube von zwölf bis ein Uhr täglich. Aber eine Anordnung, die sich so schlecht mit dem Kontorgeschäft vertrug, geriet bald in Verfall, ohne seine oder meine Schuld, und aus demselben Grunde verschwanden mein kleiner Arbeitstisch und meine Gros Töpfe, meine Papiere, Bindfaden, Kleistertopf, Scheren und Etiketten eins nach dem andern aus der Nische im Kontor und leisteten den andern kleinen Arbeitstischen, Gros Töpfen, Papieren, Bindfaden, Scheren und Kleistertöpfen unten im Hause Gesellschaft. Es dauerte nicht lange, so arbeiteten Bob Fagin und ich und ein andrer Junge, der Paul Green hieß, von dem man aber allgemein glaubte, er sei Poll getauft worden (ein Glaube, den ich lange nachher auf Mr. Sweedlepipe in „Martin Chuzzlewit" übertrug), gewöhnlich zusammen. Bob Fagin war eine Waise und wohnte im Hause seines Schwagers, eines Bootführers. Poll Greens Vater besaß die erhöhte Auszeichnung, ein Spritzenmann zu sein, und war im Drury Lane Theater angestellt, wo eine andre Verwandte Polls, ich glaube seine kleine Schwester, in den Pantomimen Kobolde darstellte.

Keine Worte können die geheime Seelenqual ausdrücken, die ich erduldete, als ich zu dieser Kameradschaft herabsank, diese alltäglichen Gefährten mit denen meiner Kindheit verglich und meine frühen Hoffnungen, ein gelehrter und berühmter Mann zu werden, in meiner Brust zusammenstürzen fühlte. Der tiefe Schmerz, den ich bei dem Gedanken empfand, völlig verwahrlost und hoffnungslos zu sein, die Scham über meine Lage, das Elend meines jungen Herzens bei dem Gedanken, daß Tag auf Tag alles, was ich gedacht und gelernt und woran ich Freude gehabt und meine Phantasie und meine Nacheiferung begeistert hatte, mir entschwand, um nie wiederzukehren, läßt sich nicht beschreiben. Mein ganzes Wesen war so von dem Schmerz und der Demütigung dieses Gedankens durchdrungen, daß ich selbst jetzt, berühmt, geliebt und glücklich, wie ich bin, in meinen Träumen oft vergesse, daß ich ein liebes Weib und Kinder habe, und trostlos in jene Zeit meines Lebens zurückwandre.

Meine Mutter und meine Brüder und Schwestern (mit Ausnahme Fannys in der Kgl. Musikakademie) lagerten noch, mit einem kleinen Dienstmädchen aus dem Armenhause in Chatam, in den beiden Wohnstuben in dem ausgeleerten Hause in Gower Street. Der Weg war zu weit, um ihn in der für das Mittagessen bestimmten Stunde hin und her zu gehen, und ich nahm mein Mittagbrot entweder von Hause mit oder kaufte es mir in einem benachbarten Laden. In dem letzten Falle bestand es gewöhnlich aus einer gekochten Wurst und einem Pennybrot, zuweilen aus einem in einem Fleischerladen gekauften Gericht Rindfleisch für vier Pence, zuweilen aus einem Gericht Brot und Käse und einem Glas Bier, aus einem kläglichen alten Bierhaus auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, dem „Schwan". Einmal nahm ich, wie ich mich erinnere, mein eigenes Brot, das ich mir von Hause mitgebracht, in ein Stück Papier gewickelt wie ein Buch, unter den Arm und ging in das beste Eßzimmer in Johnsons à la mode Beef-Haus in Clare Court, Drury Lane, und bestellte mir zu dem Brote großartig einen Teller à la mode Beef. Was der Kellner dachte, als er eine so seltsame kleine Erscheinung allein eintreten sah, weiß ich nicht, aber ich sehe ihn noch jetzt, wie er mich anstarrte, während ich mein Fleisch aß, und daß er einen andern Kellner auf mich aufmerksam machte. Ich gab ihm einen halben Penny Trinkgeld und wünsche jetzt, ich hätte es nicht getan."

* * *

Die Verhältnisse seines Vaters verschlimmerten sich immer mehr, so daß schließlich seine Mutter die Wohnung aufgab und das Schuldgefängnis bezog. „Der Schlüssel des Hauses wurde an den Hausherrn zurückgeschickt, der sich sehr freute, ihn zu bekommen, und ich wurde als Mietwohner einer verarmten alten Dame überwiesen, die unsrer Familie lange bekannt gewesen war und Kinder aufnahm und beköstigte, was sie schon früher in Brighton getan, und die, mit einigen Abänderungen und Ausschmückungen, ohne es zu wissen, für Mrs. Pipchin in „Dombey & Sohn" zu sitzen anfing.

Damals standen ein kleiner Junge und seine Schwester, die natürlichen Kinder von irgend jemand, für die sehr unregelmäßig bezahlt wurde, und der kleine Sohn einer Witwe unter ihrer Aufsicht. Die beiden Jungen und ich schliefen in dem selben Zimmer. Mein eigenes ausschließliches Frühstück, bestehend aus einem Pennybrot und Milch für einen Penny, besorgte ich selbst für mich. Ein andres kleines Brot und ein Viertelpfund Käse hatte ich auf einem besondern Bord in einem besonderen Schranke und machte mein Abendessen davon, wenn ich abends nach Hause kam. Ich weiß gut genug, daß sie ein Loch machten in die sechs oder sieben Schilling, und ich war den ganzen Tag in dem Schuhwichselager und mußte von dem Gelde die ganze Woche leben. Die Miete für die Wohnung wurde, glaube ich, von meinem Vater bezahlt, wenigstens bezahlte ich selbst sie nicht, und ebenso gewiß hatte ich keine andre Hilfe (die Verfertigung meiner Kleidungsstücke ausgenommen) von Montagmorgen bis Sonnabendabend. Kein Rat, keine Ermutigung, kein Trost, keine Unterstützung von irgend jemanden, dessen ich mich erinnere, so wahr mir Gott helfe. Die Sonntage brachten Fanny und ich in dem Gefängnis zu. Ich holte sie um neun Uhr morgens von der Akademie ab, und abends gingen wir zusammen dorthin zurück.

Ich war so jung und so kindisch und so wenig fähig — wie hätte es anders sein können ?—, die ganze Sorge für meine Existenz zu übernehmen, daß ich, wenn ich morgens nach der Fabrik ging, dem in den Konditorläden auf Präsentiertellern zu halbem Preise ausgestellten abgestandenen Gebäck nicht widerstehen konnte und oft dafür das Geld ausgab, was ich für mein Mittagessen hätte behalten sollen. Dann aß ich zu Mittag nichts oder kaufte mir eine Rolle Brot oder ein Stück Pudding. Es waren zwei Puddingläden da, zwischen denen ich je nach dem Stande meiner Finanzen wählte. In dem einen Laden wurde der Pudding mit Korinthen gemacht und war eine besondere Art von Pudding, aber teuer. Der in dem andern Laden war ein kräftiger und gesunder Pudding mit großen Rosinen, die in großen Entfernungen voneinander darinsteckten. Er kam alle Tage um Mittag heiß in den Laden, und manchen, manchen Tag habe ich mein Mittagessen davon gemacht. Wir hatten, glaube ich, eine freie halbe Stunde zum Tee. Wenn ich Geld genug hatte, ging ich in einen Kaffeeladen und kaufte mir ein halbes Nössel Kaffee und eine Scheibe Butterbrot. Wenn ich kein Geld hatte, ging ich spazieren. Ich entsinne mich deutlich eines Kaffeeladens, und daß sich in der Türe eine ovale Glasplatte befand mit den darauf gemalten, der Straße zugekehrten Worten: Kaffee-Stube. Wenn ich mich jetzt in einer ganz andern Art von Kaffeestube befinde, wo eine solche Inschrift auf Glas steht, und dieselbe auf der umgekehrten Seite von rückwärts lese: EBUTS-EEFFAK (wie ich damals in trüben Träumereien oft tat), schießt es wie ein elektrischer Strahl durch mein Blut.

Ich weiß, daß ich nicht unbewußt und unabsichtlich die Kargheit meiner Mittel und die Schwierigkeiten meines Lebens übertreibe. Ich weiß, daß ich, wenn jemand mir einen Schilling oder so gab, ihn für Mittagessen oder Tee verausgabte. Ich weiß, daß ich von Morgen bis Abend mit gemeinen Männern und Jungen arbeitete — ein schäbiges Kind. Ich weiß, daß ich versuchte, aber ohne Erfolg, mein Geld nicht im voraus zu verausgaben und die ganze Woche damit auszukommen, indem ich es, in sechs kleine Pakete gewickelt, deren jedes dieselbe Summe enthielt und die Aufschrift eines verschiedenen Tages trug, in einer Schublade, die ich im Kontor hatte, beiseite legte. Ich weiß, daß ich ungenügend und unbefriedigend genährt durch die Straßen schlenderte. Ich weiß, daß ich, was die Teilnahme anging, die mir bewiesen wurde, ohne Gottes Gnade leicht ein kleiner Dieb oder ein kleiner Vagabund hätte werden können.

Aber ich nahm auch in dem Schuhwichselager eine Stellung ein. Abgesehen davon, daß mein Verwandter in dem Kontor tat, was ein Mann, der sich mit einer so anormalen Beschäftigung befaßte, tun konnte, um mich anders zu behandeln als die übrigen, sagte ich nie einem Mann oder Jungen, wie es kam, daß ich dort sei, oder machte die geringste Andeutung, daß es mir leid tue. Daß ich insgeheim litt und aufs tiefste litt, wußte nie jemand außer mir selbst. Wieviel ich litt, fühlte ich mich völlig unfähig zu sagen. Keines Menschen Einbildungs-

Dame in braunem Kleide  Wilhelm Trübner

kraft kann die Wirklichkeit überschreiten. Aber ich nahm mich zusammen und verrichtete meine Arbeit. Ich wußte von Anfang an, daß, wenn ich meine Arbeit nicht so gut machen könne wie einer der andern, es mir unmöglich sein werde, einer geringschätzigen Behandlung zu entgehen. Ich wurde bald mindestens ebenso flink und geschickt mit meinen Händen wie die beiden andern Jungen. Obgleich ich mich ganz freundschaftlich zu ihnen stellte, waren mein Benehmen und meine Manieren doch von den ihrigen verschieden genug, um eine Scheidewand zwischen uns zu erhalten. Sie und die Männer sprachen von mir immer als von dem „jungen Herrn". Ein Mann (ein ehemaliger Soldat) namens Thomas, der Vormann war, und ein anderer mit Namen Harry, der Fuhrmann war und eine rote Jacke trug, nannten mich mitunter Charles, wenn sie mit mir sprachen; aber dies war meist, wenn wir sehr vertraut miteinander waren und wenn ich mich bemüht hatte, sie bei der Arbeit mit Erinnerungen an meine frühere Lektüre zu unterhalten, die meinem Gedächtnis schon rasch zu entschwinden begann.

Den Gedanken an meine Befreiung aus diesem Leben gab ich als völlig hoffnungslos auf, obgleich ich überzeugt bin, daß ich nie, auch nur eine Stunde lang, damit ausgesöhnt war und mich anders als elend, unglücklich fühlte. Ich empfand es aber tief, daß ich so von meinen Eltern und Geschwistern getrennt war, und daß ich, wenn mein Tagewerk vorüber war, in eine solche traurige Leere heimging, und dies wenigstens, schien mir, ließ sich ändern. Eines Sonntagabends sprach ich mich hierüber gegen meinen Vater so pathetisch und mit so viel Tränen aus, daß seine gutmütige Natur nachgab. Er fing an zu denken, daß es nicht ganz recht wäre. Er hatte dies, glaube ich, nie vorher gedacht oder überhaupt daran gedacht. Es war die erste Beschwerde, die ich je über mein Los vorgebracht hatte, und vielleicht enthüllte sie etwas mehr, als in meiner Absicht gelegen. Eine hinten hinaus liegende Dachkammer wurde für mich in dem Hause eines Agenten des Gerichtshofes für Zahlungsunfähige gefunden, der am südlichen Themseufer logierte, wo viele Jahre später Bob Sawyer (eine Figur der Pickwickier) logierte. Bettzeug wurde für mich hinübergeschickt und auf dem Fußboden zu meinem Lager bereitet. Das kleine Fenster hatte eine angenehme Aussicht auf einen Holzhof, und als ich von meinem neuen Aufenthaltsorte Besitz nahm, dachte ich, es sei ein Paradies."

* * *

Nachdem seines Vaters Bemühungen, eine gerichtliche Einigung mit seinen Gläubigern zu erzielen, fehlgeschlagen waren, mußte man sich sämtlichen Zeremonien unterziehen, die nötig waren, um der Vorteile der Parlamentsakte für zahlungsunfähige Schuldner teilhaftig zu werden, und bei einer dieser Zeremonien hatte auch der kleine Charles seine Rolle zu spielen. Eine Bedingung der Akte war, daß die zurückbehaltenen Kleidungsstücke und persönlichen Effekten den Wert von zwanzig Pfund Sterling nicht überschreiten sollten. „Es war als Sache der Form notwendig, daß der amtliche Taxator die Kleidungsstücke sah, die ich trug. Ich bekam einen halben Tag frei, um ihm zu der ihm passenden Zeit in seinem Hause meine Aufwartung machen zu können. Ich erinnere mich, daß er mit einem vollen Munde und einem starken Biergeruch herauskam und gutmütig sagte, das sei hinreichend und ‚es sei alles in Ordnung'. Sicherlich würde der härteste Gläubiger nicht geneigt gewesen sein, sich meines armen weißen Hutes, meiner Jacke oder meiner Hosen von Barchent zu bedienen. Aber ich hatte eine fette alte silberne Uhr in meiner Tasche, ein Geschenk meiner Großmutter vor jenen Schuhwichsetagen, und ich hegte meine Zweifel, ob dieser wertvolle Besitz mich nicht über die zwanzig Pfund hinausbringen möchte. So fühlte ich mich denn sehr erleichtert und machte eine dankbare Verbeugung, als ich hinausging." Einen andern charakteristischen kleinen Zwischenfall nahm er später unter Davids Erfahrungen auf: „Ich war solch ein kleines Kerlchen mit meinem armen weißen Hut, kleiner Jacke und Barchenthosen, daß oft, wenn ich an die Barre eines Bierhauses kam, um die Wurst oder das Brot, die ich in der Straße gegessen, mit einem Glase Bier oder Porter hinunterzuspülen, die Leute es mir nicht geben wollten. Ich entsinne mich eines Abends, als ich in ein Bierhaus trat und zu dem hinter der Barre stehenden Wirt sagte: ‚Was kostet ein Glas

von Ihrem besten, Ihrem allerbesten Ale?' (Denn es war eine festliche Veranlassung — ich vergesse, aus welchem Grunde. Es mag mein oder eines andern Geburtstag gewesen sein.) ‚Zwei Pence', sagte er. ‚Dann', sage ich, ‚haben Sie die Güte, mir ein Glas davon zu ziehen, mit tüchtigem Schaum darauf.' Der Wirt sah mich zur Antwort mit einem seltsamen Lächeln auf seinem Gesicht von Kopf zu Fuß über die Barre an und sah, statt das Bier zu ziehen, um die Schirmwand herum und sagte etwas zu seiner Frau, die, mit ihrer Arbeit in der Hand, dahinter hervorkam und mich ebenfalls von Kopf zu Fuß ansah. Hier stehen wir nun alle drei in meinem heutigen Studierzimmer vor mir. Der Wirt, in Hemdsärmeln, lehnt gegen den Rahmen des Barrefensters, seine Frau blickt über die kleine Halbtür herüber, und ich blicke sie in einiger Verwirrung von meinem Standpunkt außerhalb der Barre an. Sie richteten viele Fragen an mich: wie ich hieße, wie alt ich wäre, wo ich wohnte, wie ich mich beschäftigte usw., worauf ich, um niemanden zu kompromittieren, passende Antworten erfand. Sie bedienten mich mit dem Ale, obschon ich der Meinung bin, daß es nicht das stärkste war, was sie hatten, und die Wirtin öffnete die kleine Halbtür und bückte sich zu mir nieder und gab mir einen Kuß, der halb bewundernd und halb mitleidig, aber, wie ich fest glaube, ganz mütterlich und gut war."

* * *

Ein späterer, nicht minder charakteristischer Zwischenfall der wahren Geschichte dieser Zeit fand ebenfalls drei oder vier Jahre, nachdem er beschrieben wurde, in nur wenig veränderter Gestalt in seiner berühmten Dichtung Platz. Der Vorgang ereignete sich kurz vor der Entlassung seines Vaters, nachdem er eine ziemlich bedeutende Erbschaft von einer Verwandten gemacht hatte. Die Szene entstand auf Veranlassung einer Petition, die er, bevor er das Gefängnis verließ, abgefaßt hatte, und in der er nicht, wie David Copperfield erzählt, um die Abschaffung der Schuldgefängnisse nachsucht, sondern um die weniger würdevolle, aber erreichbarere Gnade eines Geldgeschenkes an die Gefangenen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden sollten, bei Seiner Majestät herannahendem Geburtstag Seiner Majestät Gesundheit zu trinken. „Die Petition war auf einem großen unter dem Fenster befindlichen Bügelbrett ausgebreitet, das Nachts in einem andern Teil des Zimmers als Bettstelle benutzt wurde; die inneren Anordnungen des Zimmers in bezug auf Reinlichkeit und Ordnung und die Vorkehrungen einer Gaststube in einem Bierhause, wo alle, die einen sehr kleinen Betrag zahlten, heißes Wasser und Kochmaterialien und ein gutes Feuer bereit fanden, waren durch einen aus den Schuldgefangenen gebildeten Ausschuß, in dem mein Vater damals den Vorsitz führte, vortrefflich besorgt. So viele von den Ausschußmitgliedern, als in dem kleinen Zimmer Platz fanden, standen um meinen Vater herum vor der Bittschrift, und mein alter Freund Kapitän Porter (der sich gewaschen hatte, um einer so feierlichen Gelegenheit Ehre zu machen) stellte sich ganz dicht davor, um sie allen vorzulesen, die mit ihrem Inhalt unbekannt waren. Die Tür wurde sodann geöffnet, und die Schuldgefangenen fingen an, in einer langen Reihe hereinzukommen; mehrere warteten auf dem Petitionsplatz draußen, während einer jedesmal eintrat, die Petition unterschrieb und hinausging. Zu jedem einzelnen sagte Kapitän Porter: ‚Möchten Sie, daß ich sie Ihnen vorlese?' Wenn dann jemand schwach genug war, das geringste Verlangen danach kundzutun, gab Kapitän Porter ihm in einer lauten, sonoren Stimme jedes Wort zu hören. Ich entsinne mich eines gewissen wollüstigen Klanges, den er in solche Worte legte, wie ‚Majestät', ‚gnädige Majestät', ‚Ew. gnädigen Majestät unglückliche Untertanen', als wären die Worte etwas Wirkliches in seinem Munde und lieblich für den Geschmack, indes mein Vater mit einem Anflug von der Eitelkeit eines Autors zuhörte und (mit nicht zu strengem Ausdruck) die Zinken auf der gegenüberliegenden Mauer betrachtete. Was komisch und was pathetisch an dieser Szene war, bemerkte ich, wie ich aufrichtig glaube, in meiner Ecke damals ebensogut, als ich es jetzt bemerken würde, ob ich es nun zeigte oder nicht. Ich entwarf mir meinen eigenen kleinen Charakter und meine eigne Geschichte von einem jeden, der seinen Namen auf das Papier setzte. Ich könnte das jetzt vielleicht mit mehr Naturwahrheit tun, aber nicht mit mehr

Ernst und mit tieferem Interesse. Ihre verschiedenen Eigentümlichkeiten in Kleidung, Gesichtsbildung, Gang prägten sich meinem Gedächtnis unauslöschlich ein. Wenn ich, während Mr. Pickwicks Gefangenschaft, mit dem Auge meines Geistes in das Fleetgefängnis hineinblickte, so glaube ich kaum, daß ein halbes Dutzend Leute aus jenem Haufen fehlten, der bei dem Klange von Kapitän Porters Stimme hereindefilierte."

Kurze Zeit nachdem die Familie das Gefängnis verlassen hatte, wohnte Charles einer Preisverteilung an die Schüler der Kgl. Musikakademie bei, unter denen sich auch seine Schwester Fanny befand. „Ich konnte es nicht ertragen, an mich zu denken — außerhalb des Bereiches alles solchen ehrenvollen Erfolges, wie ich stand. Die Tränen flossen mir die Wangen hinab. Mir war, als wolle mein Herz brechen. Ich betete, als ich jenen Abend zu Bett ging, um Erlösung aus der Demütigung und Verwahrlosung, in der ich mich befand. Ich hatte nie vorher so viel gelitten. Von Neid war dabei keine Rede."

* * *

Endlich geriet sein Vater eines Tages in Streit mit James Lamert. „Sie stritten sich brieflich, denn ich selbst brachte ihm den Brief van meinem Vater, welcher die Explosion veranlaßte, aber sie stritten sehr heftig. Es war meinetwegen. Es mag sich teilweise auf meine Beschäftigung am Fenster bezogen haben. Alles, was ich weiß, ist, daß mein Vetter, bald nachdem ich ihm den Brief gegeben, mir sagte, man habe ihn meinetwegen aufs heftigste insultiert, und danach sei es unmöglich, mich länger zu behalten. Ich brach in Weinen aus, teils weil es so plötzlich kam, und teils weil er sich in seinem Zorn heftig über meinen Vater äußerte, obgleich er gegen mich freundlich war. Thomas, der alte Soldat, tröstete mich und sagte, er sei überzeugt, es sei so das Beste. Mit einem seltsamen Gefühl von Befreiung, das mehr wie Niedergeschlagenheit war, ging ich nach Hause.

Meine Mutter unternahm es, den Streit zu schlichten, und es gelang ihr den Tag darauf. Sie kam nach Hause mit der Bitte an mich, den nächsten Morgen wieder zu kommen, und einem ausgezeichneten Zeugnis über mein Betragen, das ich sicherlich verdiente. Mein Vater sagte, ich solle nicht wieder hingehen, sondern in die Schule. Ich schreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin, aber ich vergaß nie nachher, werde nie vergessen, kann nie vergessen, daß meine Mutter sich mit Wärme dafür erklärte, daß ich zurückgeschickt werden sollte.

Von jener Stunde bis zu dieser, in der ich schreibe, ist kein Wort über den Teil meiner Kindheit gegen irgendein menschliches Wesen über meine Lippen gekommen. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, ob ein Jahr oder viel mehr oder weniger. Von jener Stunde bis auf diese sind mein Vater und meine Mutter stumm darüber gewesen. Ich habe von keinem von beiden nie auch nur die entfernteste Anspielung darauf gehört. Ich habe nie, bevor ich es diesem Papier mitteilte, in keinem Ausbruch des Vertrauens gegen irgend jemand, selbst mein Weib nicht ausgenommen, den Schleier gelüftet, den ich damals, Gott sei Dank, fallen ließ.

Ehe der alte Hungerford-Markt niedergerissen, ehe die alten Hungerford-Stairs zerstört wurden und der gesamte Grund und Boden selbst eine andere Gestalt annahm, hatte ich nie den Mut, an die Stelle zurückzukehren, wo meine Knechtschaft begann. Ich habe sie nie wieder gesehen. Ich konnte es nicht ertragen, mich ihr zu nähern. Viele Jahre lang ging ich, wenn ich an jener Stelle des Strand vorbeikam, auf die andere Seite der Straße hinüber, um einen gewissen Geruch des Zements zu vermeiden, den man auf die Wichsekorke tat, und der mich daran erinnerte, was ich ehemals war. Es währte lange, ehe ich Chandos Street hinaufgehen mochte. Mein alter Heimweg auf der Südseite der Themse brachte mir noch die Tränen ins Auge, als mein ältestes Kind sprechen konnte. Auf meinen nächtlichen Spaziergängen bin ich seitdem oft dort gewesen, und allmählich bin ich dahin gekommen, dies zu schreiben. Es ist nicht ein Zehntel von dem, was ich hätte schreiben können, oder was ich zu schreiben willens war."

* * *

Bei keinem anderen Werke kostete es Dickens eine so schmerzliche Überwindung, zum Schlusse zu kommen, als bei dem Schicksal der kleinen Nell im „Raritätenladen". Er bediente sich aller möglichen Entschuldigungen, seine Hand davon abzuhalten, und dehnte die Zeit, innerhalb deren es vollendet werden mußte, bis an die äußerste Grenze aus. Als Forster ihn mahnte und fragte, ob er fertig sei, antwortete er: „Fertig! Was denkst du? Ich werde nicht vor Mittwoch abend fertig sein. Ich fing erst gestern an, und, glaube mir, über diesen Teil der Geschichte kann man nicht rasch hinwegeilen. Ich glaube, es wird herrlich werden — aber ich bin der Elendeste der Elenden. Es wirft den furchtbarsten Schatten über mich, und das Höchste, was ich tun kann, ist, mich nur überhaupt fortzubewegen. Ich bebe viel mehr, mich dem Orte zu nähern, als Kit, viel mehr als Mr. Garland, viel mehr als der ‚einzelnstehende Herr'. Ich werde mich lange nicht davon erholen. Niemand wird sie entbehren, wie ich sie entbehren werde. Es ist so tief schmerzlich für mich, daß ich meinen Kummer nicht auszudrücken vermag. Alte Wunden bluten von neuem, wenn ich nur daran denke, wie ich es tun soll; was das wirkliche Tun sein wird, weiß Gott. Ich kann mir nicht den Trost des Schulmeisters vorpredigen, ob ich es auch versuche. Meine teure Mary starb erst gestern, wenn ich an diese traurige Geschichte denke."

* * *

Ende September 1842 schreibt Dickens über die Eindrücke, die er auf seiner Amerikareise bei der Überfahrt von Quebec nach Montreal unter den Auswanderern gesammelt hatte:

„So scheinheilig wir uns stellen mögen und bis ans Ende aller Dinge stellen werden, — es ist sehr viel schwerer für die Armen, tugendhaft zu sein, als für die Reichen, und das Gute, das in ihnen ist, glänzt aus diesem Grunde um so heller. In manchem Palast wohnt ein Mann, der beste der Gatten und Väter, dessen persönlicher Wert in beiden Beziehungen mit Recht zum Himmel erhoben wird. Aber man bringe ihn hierher, auf dieses gedrängte Verdeck. Man nehme seiner schönen jungen Frau ihr seidenes Kleid und ihre Juwelen, man löse ihr geflochtenes Haar, man präge ihrer Stirne frühe Runzeln ein, falte ihre Wange mit Sorge und Entbehrung, kleide ihre abgemagerte Gestalt in ein grob zusammengeflicktes Gewand; man lasse ihm nichts als seine Liebe, sie auszustatten und zu schmücken, und man wird diese wirklich auf die Probe stellen. Man ändere seine Stellung in der Welt so, daß er in jenen Kleinen, die an seinem Knie emporklettern, nicht Zeugen seines Reichtums und seines Namens sieht, sondern kleine Kämpfer, die ihm sein tägliches Brot abringen, Wilddiebe seines spärlichen Mahls, Zahlen, die jede Summe seiner Behaglichkeit teilen und den kleinen Betrag noch mehr verringern. Statt der Reize der Kindheit in ihrer holdesten Gestalt häufe man auf ihn alle ihre Schmerzen und Mängel, ihre Krankheiten und Leiden, ihre Verdrießlichkeit, Launenhaftigkeit und zänkische Beharrlichkeit; ihr Geschwätz rede nicht von heiteren Kinderphantasien, sondern von Kälte und Hunger und Durst — und wenn seine väterliche Liebe dies alles überlebt und er geduldig, wachsam, zartfühlig ist, für das Leben seiner Kinder Sorge trägt und immer an ihren Leiden und Freuden teilnimmt, dann schickt ihn ins Parlament und auf die Kanzel und in die Gerichtshöfe zurück, und wenn er schöne Reden hört über die Verdorbenheit derjenigen, die von der Hand in den Mund leben und hart arbeiten, um das tun zu können, dann trete er hervor als einer, der etwas davon weiß, und erkläre jenen Großmäulern, daß sie, im Vergleich mit einer solchen Klasse, in ihrem täglichen Leben engelgleiche Geschöpfe sein und endlich den Himmel nur demütig belagern sollten — —! Wer von uns kann sagen, was er sein würde, wenn sein Zustand mit geringer Besserung und Veränderung sein ganzes Leben hindurch so beschaffen wäre! Indem ich unter diesen Leuten umherblickte, weit von der Heimat, ohne Wohnort, dürftig, auf der Wanderung, müde von der Reise und von hartem Leben, wie sie waren, und sah, wie geduldig sie ihre kleinen Kinder hegten und pflegten, wie sie deren Bedürfnisse immer zuerst zu Rate zogen, dann ihre eigenen halb befriedigten; welch milde Dienerinnen der Hoffnung und des Glaubens die Frauen waren; wie ihr Beispiel den Männern zugute kam, und wie sehr, sehr selten auch nur eine augenblickliche Heftigkeit und rauhe

Klage unter ihnen ausbrach, so fühlte ich eine stärkere Liebe und Hochachtung für mein Geschlecht mein Herz durchglühen und wünschte zu Gott, es wären viele Atheisten dagewesen, um diese einfache Lehre in dem Buch des Lebens zu lesen."

* * *

In einer öffentlichen Diskussion, an der Dickens im Sommer 1851 teilnahm, sprach er die Überzeugung aus, daß weder Erziehung noch Religion von wirklichem Nutzen für soziale Verbesserungen sein könnten, ehe ihrer Tätigkeit durch Reinlichkeit und Anstand der Weg gebahnt worden. Er nahm den Fall eines armen Kindes an, das aus den ekelhaften Orten, wo es sein Leben zubringe, in eine der „Lumpenschulen" gelockt werde, und fragte, was einige Stunden in der Schule gegen die immer erneute Lehre eines ganzen Lebens ausrichten könnten. „Aber man gebe ihm und den Seinigen eine Ahnung des Himmels, durch etwas von seinem Lichte und seiner Luft, man gebe ihnen Wasser, man helfe ihnen, reinlich zu sein, man helle die schwere Atmosphäre auf, in welcher ihr Geist verkümmert, und welche sie zu den unempfindlichen Geschöpfen macht, die sie sind; man nehme den Körper des toten Verwandten aus dem Zimmer, wo die Lebendigen bei ihm wohnen und wo eine so ekelhafte Vertraulichkeit den Tod selbst seiner Schrecken beraubt — und dann, aber nicht eher, wird man sie dahin bringen, gern von dem zu hören, dessen Gedanken so viel bei den Elenden verweilten, und der Mitleid fühlte für jeden menschlichen Schmerz." Er schloß seine Rede mit einem Trinkspruch auf Lord Ashley, der den höheren Ehrgeiz, für die Armen zu arbeiten, dem Ehrgeiz einer Laufbahn im Staatsdienste, welche ihm offengestanden, vorgezogen, und der auch bei allen Gelegenheiten „den Mut gehabt habe, dem scheinheiligen Gerede die Spitze zu bieten, welches das schlimmste und gewöhnlichste von allen ist, dem scheinheiligen Gerede über die Scheinheiligkeit der Menschenliebe".

* * *

Auch heute noch beachtenswert für die Bewertung des Gegensatzes zwischen österreichischem und italienischem, d. h. deutschem und welschem Wesen ist, was Dickens 1853 über die österreichische Polizei schreibt: „Ich bin entschieden der Ansicht, daß unsere Landsleute in bezug auf die österreichischen Belästigungen von Reisenden, über die man sich beklagt hat, Tadel verdienen. Ihre Manieren sind so schlecht, sie sind so außerordentlich argwöhnisch, so entschlossen, von jedermann betrogen zu werden, und machen sich so anstößig. Nun ist allerdings die österreichische Polizei sehr strikt, aber sie versteht ihr Geschäft und tut es. Und wenn man sie wie Gentlemen behandelt, vergelten sie immer Gleiches mit Gleichem. Als wir die österreichische Grenze zuerst überschritten und auf das Polizeiamt geführt wurden, nahm ich meinen Hut ab. Der Beamte nahm sofort den seinen ab und war — während er unverrückt seine Pflicht tat — so höflich wie irgend möglich. Als wir nach Venedig kamen, waren die Anordnungen sehr strenge, aber so geschäftsmäßig, daß sie nicht mehr als die geringste mit Strenge verträgliche Unbequemlichkeit zur Folge hatten. Hier ist die Szene. Ein Soldat ist, ungefähr eine Meile von Venedig, in den Eisenbahnwagen gekommen, hat gegrüßt und mir meinen Paß abgefordert. Ich habe ihn abgegeben. Der Soldat hat wieder gegrüßt und sich von mir entfernt, wie er sich von einem Offizier entfernen würde. Aus dem Waggon ausgestiegen, begeben wir uns an einen Ort wie ein Backhaus, der mit Gas erleuchtet ist. Niemand poltert oder treibt uns dorthin, aber wir müssen hingehen, weil die Straße dort endet. Mehrere soldatische Schreiber. Ein sehr wachsamer Chef. Mein Paß wird aus einem innern Zimmer hereingebracht, mit der Bemerkung, daß er en règle ist. Der sehr wachsame Chef nimmt ihn, besieht ihn (er ist jetzt etwas länger als Hamlet), ruft aus: ‚Signor Carlo Dickens!' — ‚Hier bin ich, Sir.' — ‚Beabsichtigen Sie, lange in Venedig zu bleiben?' — ‚Vermutlich vier Tage, Sir.' — ‚Sie verstehen Italienisch. Sind Sie schon einmal in Venedig gewesen, Sir?' — ‚Schon einmal, Sir.' — ‚Damals waren Sie dann wohl längere Zeit hier, Sir?' — ‚Nein, ich kam

bloß, um es zu sehen, und ging wie ich kam.' — ,Wirklich, Sir? Darf ich annehmen, daß Sie über Triest gehen?' — ,Nein, ich gehe nach Parma und Turin und über Paris nach Hause.' — ,Eine kalte Reise, Sir; ich hoffe, daß sie angenehm ablaufen wird.' — ,Danke Ihnen.' — Er blickt mich von oben bis unten scharf an und wünscht mir eine gute Nacht. Ich wünsche ihm eine gute Nacht, und alles ist in Ordnung. Wenn diese Dinge überhaupt getan werden müssen, könnten sie nicht besser oder höflicher getan werden, obgleich ich zugebe, daß er, hätte ich die ganze Zeit über an einem Spazierstock gesogen oder mit meinen Landsleuten Englisch gesprochen, es nicht unnatürlicherweise anders hätte sein können. In Turin und Genua findet überhaupt kein solches Anhalten statt, aber in jedem andern Teil Italiens will ich lieber mit einem österreichischen Beamten zu tun haben als mit einem einheimischen. In Neapel geschieht es auf eine bettelhafte, linkische, stümperhafte, träge, gemeine Art; ich bin aber auch in meinem alten Eindruck bestärkt, daß Neapel einer der abscheulichsten Orte auf Erden ist. Die allgemeine Verderbtheit beklemmt mich wie verpestete Luft."

* * *

In Boulogne (1856) war in seinem Haushalt ein kleiner Krieg entbrannt, dessen Oberbefehlshaber sein Diener French war, während die Hauptmasse der streitenden Kräfte aus seinen Kindern bestand und die Angreifer aus zwei Katzen. Geschäfte führten ihn beim Ausbruch der Feindseligkeiten nach London, und als er einige Tage später zurückkehrte, wurde ihm die Geschichte des Krieges erzählt. „Die einzige Neuigkeit in unserm Garten ist, daß ein Krieg wütet gegen zwei ganz besonders tigerhafte und furchtbare Katzen, die unsern wunderbaren kleinen Dick (einen Kanarienvogel) fortwährend aus dunklen Ecken anglotzen. Da das Haus nach allen Seiten offen steht, ist es unmöglich, sie auszuschließen, und sie verstecken sich auf die schrecklichste Weise, indem sie sich wie Fledermäuse hinter Vorhängen anhängen und mitten in der Nacht mit furchtbarem Miauen hervorstürzen. Hierauf leiht French sich eine Flinte, ladet sie bis an die Mündung, schießt sie zweimal vergeblich ab und fällt durch den Rückschlag wie ein Hanswurst hintenüber. Aber endlich (während ich in London war) zielt er auf die liebenswürdigere der beiden Katzen und schießt dies Tier tot. Durch seinen Sieg unerträglich aufgeblasen, ist er jetzt von Morgen bis abend damit beschäftigt, sich hinter Büschen zu verstecken, um die andere Katze in seine Schußlinie zu bekommen. Weiter tut er nichts. Sämtliche Jungen ermutigen ihn und lauern dem Feinde auf, bei dessen Erscheinen sie einen Lärm machen, der dem Geschöpfe sofort zur Warnung dient, so daß es wegläuft. In diesem Augenblick liegen sie alle (für die Kirche angezogen) in verschiedenen Teilen des Gartens auf dem Leibe. Entsetzliches Pfeifen deutet der Flinte an, auf welchen Punkt sie sich richten soll. Ich fürchte mich auszugehen, um nicht etwa erschossen zu werden. Die Händler schreien, wenn sie die Allee heraufkommen: ,Me voici! C'est moi, boulanger, ne tirez pas, Monsieur Franche!' Wir leben wie in einem Belagerungszustande, und die wunderbare Art, wie die Katze sich den Ruhm bewahrt, die einzige Person zu sein, welche durch die Heftigkeit dieser Monomanie nicht beunruhigt wird, ist höchst lächerlich." In einem späteren Brief wird der Kriegsbericht fortgesetzt: „Ungefähr vier Pfund Pulver und eine halbe Tonne Schrot sind während der letzten Woche auf die Katze (und das Publikum im allgemeinen) abgefeuert worden. Das schönste ist, daß, sowie ich den edlen Jäger im Vordergarten nach ihr habe schießen hören, ich aus der Tür meines Zimmers in den Drawing-Room hineinblicke und ziemlich gewiß bin, die Katze in der ruhigsten Weise durch das Hinterfenster zur Vogeljagd hereinkommen zu sehen. Aus einer Quelle, auf die ich mich verlassen kann, ist mir die Nachricht zugegangen, daß French neuerdings den schändlichen Gedanken gefaßt hat, sie durch Fleisch und Freundlichkeit in die Wagenremise zu locken und ihr dort von einem großen Koffer aus den Kopf abzuschießen. Es ist meine Absicht, dies strenge zu verbieten, und zwar soll dies heute geschehen, als Werk der Frömmigkeit."

* * *

Im Jahre 1858 wurde Dickens zum Vorsitzenden eines Komitees gewählt, das einem Hospital für kranke Kinder das Fortbestehen ermöglichen sollte. Dickens wandte sich an die Mildherzigkeit unter anderem mit den Worten:

„Als ich vor einigen Jahren in Schottland war, machte ich mit einem der menschenfreundlichsten Mitglieder der menschenfreundlichsten Profession eine Morgenwanderung durch einige der ärmsten Viertel der alten Stadt Edinburg. In den Höfen und Gassen dieses malerischen Ortes (ich bedaure, Sie daran erinnern zu müssen, welche nahen Freunde das Malerische und der Typhus oft sind) sahen wir in einer Stunde mehr Armut und Krankheit, als manche Leute in einem ganzen Leben für möglich halten würden. Unser Weg führte uns von einer der elendesten Wohnungen zur andern; scheußliche Gerüche waren umher verbreitet; vom Himmel und von der Luft ausgeschlossen, schienen es bloße Gruben und Höhlen. In einem Zimmer eines dieser Orte, wo ein leerer Breitopf auf dem kalten Herde stand und eine zerlumpte Frau und einige zerlumpte Kinder auf der nackten Erde daneben kauerten — und ich erinnerte mich in diesem Augenblicke, wie selbst das Licht, von einer hohen, feuchtfleckigen Mauer draußen zurückgeworfen, zitternd hereinkam, als hätte das Fieber, das alles andere schüttelte, es selbst geschüttelt —, lag in einem alten Eierkasten, den die Mutter von einem Krämer erbettelt hatte, ein kleines, schwaches, abgezehrtes, krankes Kind. Mit seinem kleinen, abgezehrten Gesicht und seinen kleinen, heißen, abgemagerten, über der Brust gefalteten Händen, und seinen kleinen, hellen, aufmerksamen Augen kann ich es noch jetzt sehen, wie ich es mehrere Jahre gesehen habe, uns fest anblickend. Da lag es in seinem kleinen, zerbrechlichen Kasten, der gar kein übles Sinnbild des kleinen Körpers war, von dem es langsam Abschied nahm — da lag es, ganz ruhig, ganz geduldig, ohne ein Wort zu sprechen. Es schreie selten, sagte die Mutter; es klage selten; es liege da und scheine sich zu wundern, was dies alles bedeute. Gott weiß, dachte ich, als ich dastand nnd es ansah, es hat wohl Ursache, sich zu wundern — —. Manches arme, kranke und vernachlässigte Kind habe ich seit jener Zeit in London gesehen, manches habe ich auch liebevoll gepflegt gesehen in ungesunden Häusern und unter ärmlichen Verhältnissen, wo Genesung unmöglich war; aber immer sah ich dann meinen armen, kleinen, dahinwelkenden Freund in seinem Eierkasten, und immer hat er mir sein stummes Staunen kundgetan, was es alles bedeute, und warum im Namen eines gnädigen Gottes solche Dinge geschehen — —." „Aber, meine Damen und Herren," fuhr Dickens fort, „solche Dinge brauchen nicht zu geschehen, wenn diese Gesellschaft, die ein Tropfen des Lebensblutes des großen, mitleidigen öffentlichen Herzens ist, nur die Mittel zur Rettung und Verhütung annehmen will, die ich ihr zu bieten habe. Fünf Minuten von diesem Platze, wo ich rede, steht ein ehemals vornehmes altes Haus, wo blühende Kinder geboren wurden und aufwuchsen, um verheiratete Frauen und Männer zu werden, und wohin sie ihre eigenen blühenden Kinder zurückbrachten, um die alte eichene Treppe, die noch bis ganz vor kurzem dastand, hinaufzuklappern und die alten Holzschnitzereien der Kamine anzustaunen. In den luftigen Krankenzimmern, in welche die alten, stattlichen Säle und Schlafgemächer jenes Hauses jetzt verwandelt sind, wohnen solche kleinen Patienten, daß die Wärterinnen wie gezähmte Riesinnen aussehen und der freundliche Arzt wie ein liebenswürdiger christlicher Werwolf. Um die kleinen, niedrigen Tische in der Mitte der Zimmer herum befinden sich solche kleine Konvaleszenten, daß es scheint, als spielten sie, daß sie krank gewesen wären. In den Puppenbetten liegen solche winzige Geschöpfe, daß jeder arme kleine Dulder mit einem Brett voll Spielsachen versehen ist, und wenn man umhersieht, kann man merken, wie die kleine, runde, gerötete Wange die Hälfte der tierischen Schöpfung auf ihrem Wege in die Arche umgestoßen, oder wie ein kleiner Arm voll Grübchen sämtliche Zinnheere Europas niedergemäht hat. An den Wänden dieser Zimmer hängen anmutige, gefällige, helle Kinderbilder. Zu Häupten der Betten befinden sich Darstellungen der Gestalt, welche die allgemeine Verkörperung aller Gnade und alles Mitleids ist, der Gestalt dessen, der einst selbst ein Kind war, und ein armes. Aber ach!

wenn der Besucher dieses Kinderhospitals die Zahl der Betten zählt, die dort sind, wird er genötigt sein, etwas nach dreißig einzuhalten und mit Schmerz und Überraschung hören, daß selbst diese im Vergleich mit diesem gewaltigen London so kläglich geringe Zahl nicht erhalten werden kann, wenn das Hospital nicht besser bekanntgemacht wird. Ich beschränke mich darauf, zu sagen: Besser bekannt, weil ich nicht glauben will, daß es in einer christlichen Gemeinschaft von Vätern und Müttern, Brüdern und Schwestern besser bekannt werden und nicht auch gut und reichlich ausgestattet werden kann."

* * *

Alle Schriftsteller von Genie, denen ihre Kunst zur zweiten Natur geworden ist, sind zuweilen imstande, zu tun, was der große Haufe für die Folge einer „Sinnestäuschung" halten mag, aber Sinnestäuschung wird nie als Erklärung dafür dienen. Nachdem Scott seine „Braut von Lammermoor" angefangen hatte, bekam er einen seiner schrecklichen Krampfanfälle, doch inmitten seiner Qualen diktierte er diesen Roman; und als er sich vom Lager erhob und das gedruckte Buch ihm in die Hand gegeben wurde, „erinnerte er sich", so versicherte James Ballantyne ausdrücklich an Lockhart, „keiner einzigen Begebenheit, keines Charakters und keiner Unterhaltung, die es enthielt". Als Dickens die größte Prüfung seines Lebens durchmachte und Krankheit und Kummer sich um die Herrschaft über ihn stritten, schrieb er an Forster: „Von meinem Schmerz will ich nicht mehr sagen, als daß er in schrecklichem, furchtbarem, entsetzlichem Verhältnis gestanden hat zu der Lebendigkeit der Talente, an die Du mich erinnerst. Aber ist es nicht verzeihlich, daß ich ein wunderbares Zeugnis für meinen Beruf als Künstler darin erkenne, daß, wenn ich, inmitten dieser Unruhe und Schmerzen, mich an mein Buch setze, eine wohltätige Macht mir alles zeigt und mir Interesse dafür abgewinnt und ich es nicht erfinde — nein, wahrhaftig nicht —, sondern es sehe und so niederschreibe. Erst wenn es alles verblichen und entschwunden ist, fange ich an zu ahnen, daß diese augenblickliche Befreiung mich etwas gekostet hat."

* * *

Bei seinem zweiten Besuch in Amerika las Dickens in Brooklyn aus seinen Werken in einer Kirche. Der Zudrang war besonders stark, und die Billetthändler warteten stundenlang auf die Billette. Dickens berichtet darüber: „Jeden Abend wird eine ungeheure Fähre mich und meinen Staatswagen (nicht zu reden von einem halben Dutzend Lastwagen und zahllosen Leuten und einer beträchtlichen Anzahl von Pferden) über den Fluß nach Brooklyn bringen und mich ebenso wieder zurückführen. Der Verkauf der Billette dort war eine staunenswerte Szene. Die edle Armee der Spekulanten (dies ist wörtlich wahr, und ich rede ganz im Ernst) ist jetzt männiglich mit einer Strohmatratze, einem kleinen Brot- und Fleischsack, zwei wollenen Decken und einer Flasche Whisky versehen. Mit dieser Ausrüstung legen sie sich die ganze Nacht, ehe die Billette verkauft werden, reihenweise auf das Pflaster nieder, gewöhnlich schon um zehn Uhr abends. Da es in Brooklyn sehr kalt war, machten sie ein gewaltiges Feuer in der Straße an — einer engen Straße mit hölzernen Häusern —, und als die Polizei das Feuer auszulöschen versuchte, entstand eine allgemeine Schlägerei, aus der die in der Reihe am weitesten entfernten Leute, wenn sie eine Möglichkeit sahen, andre, die näher an der Türe waren, zu vertreiben, blutend hervorstürzten, ihre Matratzen an den so gewonnenen Stellen niederlegten und sich an dem eisernen Geländer festhielten. Um acht Uhr morgens erschien Dolby (der Geschäftsführer) mit den in einem Mantelsack verpackten Billetten. Er wurde sofort begrüßt mit einem lauten Geschrei: ‚Holla, Dolby! Karlchen hat dir also seinen Wagen geliehen. Hat er, Dolby? Wie geht es ihm, Dolby? Laß die Billette nicht fallen, Dolby! Mach schnell, Dolby!' usw. — in dessen Mitte er zu seinem Geschäft schritt, das er, wie gewöhnlich, unter allgemeiner Unzufriedenheit beschloß."

* * *

In Washington traf Dickens mit dem Kriegsminister Stanton zusammen. Dieser, der sich sehr vertraut mit Dickens Büchern zeigte, machte ihm eine seltsame Mitteilung über den Präsidenten Lincoln. Dickens hat sie später in einem Briefe wiedergegeben: „Am Nachmittage des Tages, an dem der Präsident erschossen wurde, fand ein Ministerrat statt, bei dem Stanton den Vorsitz führte. Stanton, der damals Oberbefehlshaber der um Washington konzentrierten nördlichen Truppen war, kam ziemlich spät. In der Tat wartete man auf ihn, und als er ins Zimmer trat, brach der Präsident mitten in einem Satz ab und bemerkte: ‚Zu unserm Geschäft, meine Herren!‘ Stanton sah dann mit großer Überraschung, daß der Präsident mit einem Ausdruck von Würde auf seinem Stuhle saß, statt, wie sonst seine Gewohnheit war, sich in den wunderlichsten Attitüden darauf herumzuräkeln, und daß er, statt zwecklose und zweideutige Geschichten zu erzählen, ernst und ruhig war, ein ganz verschiedener Mensch. Als Stanton den Ministerrat mit dem Generalfiskal verließ, sagte er zu diesem: ‚Das ist die befriedigendste Kabinettssitzung, bei der ich seit langer Zeit zugegen gewesen bin. Welch außerordentliche Veränderung ist in Lincoln vorgegangen!‘ Der Generalfiskal erwiderte: ‚Wir alle sahen es, ehe Sie hereinkamen. Während wir auf Sie warteten, sagte er mit dem Kinn auf der Brust: „Meine Herren, etwas sehr Außerordentliches wird geschehen, und zwar sehr bald.“ Worauf der Generalfiskal bemerkt hatte: „Hoffentlich etwas Gutes, Sir!“ und der Präsident sehr ernst antwortete: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, aber geschehen wird es, und zwar sehr bald.“ Da ihnen allen seine Art und Weise auffiel, nahm der Generalfiskal die Sache wieder auf: „Haben Sie vielleicht Nachrichten erhalten, Sir, die uns noch unbekannt sind?“ „Nein,“ antwortete der Präsident, „aber ich habe einen Traum gehabt. Und ich habe jetzt den selben Traum dreimal gehabt. Einmal in der Nacht vor der Schlacht bei Bull Run. Einmal in der Nacht vor — irgendeiner andern Schlacht, die auch gegen den Norden ausfiel.“ Sein Kinn sank wieder auf seine Brust, und er saß nachdenklich da. „Dürfte man fragen, was für ein Traum das war, Sir?“ „Nun,“ antwortete der Präsident, ohne den Kopf zu erheben oder seine Stellung zu verändern, „ich bin auf einem großen, breiten, rollenden Fluß — und bin in einem Boot — und ich treibe dahin — und ich treibe dahin! — Aber das gehört nicht zu unserem Geschäft!“ unterbrach er sich, indem er plötzlich den Kopf erhob und sich an dem Tische umblickte, als Stanton eintrat; „zu unserem Geschäft, meine Herren!“‘ Stanton und der Generalfiskal sagten, als sie zusammen fortgingen, es werde interessant sein, zu sehen, ob etwas hierauf geschehen werde, und sie kamen überein, achtzugeben. Am selben Abend wurde er erschossen.“

* * *

Dickens religiösen Glauben beleuchtet ein Brief, den er an das jüngste seiner Kinder schrieb, als es, im September 1868, die Heimat verließ, um dem Bruder nach Australien zu folgen. Es heißt darin: „Ich lege ein Neues Testament unter Deine Bücher, aus den selben Gründen und mit den selben Hoffnungen, die mich veranlaßten, eine leichtverständliche Darstellung seiner Lehren für Dich zu schreiben, als Du ein kleines Kind warst. Weil es das beste Buch ist, das die Welt je gekannt hat oder kennen wird, und weil es Dich die besten Vorschriften lehrt, durch welche ein menschliches Wesen, das wahr und pflichtgetreu zu sein versucht, geleitet werden kann. Als Deine Brüder einer nach dem andern fortgingen, habe ich für jeden von ihnen Worte geschrieben, wie ich sie jetzt für Dich schreibe, und habe sie alle gebeten, sich durch dieses Buch leiten zu lassen, ohne Rücksicht auf menschliche Deutungen und Erfindungen. Du wirst Dich erinnern, daß Du zu Hause nie mit religiösen Observanzen oder bloßen Formalitäten belästigt worden bist. Ich habe immer Sorge getragen, meine Kinder nicht durch solche Dinge zu ermüden, ehe sie alt genug waren, sich selbst Ansichten darüber bilden zu können. Du wirst es daher um so besser verstehen, wenn ich Dir jetzt die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Religion, wie sie von Christus selbst kam, und die Unmöglichkeit, weit vom Rechten abzuweichen, wenn Du sie demütig, aber von Herzen achtest, feierlich einpräge. Nur noch

eine Bemerkung über diesen Gegenstand. Je mehr es uns mit dem religiösen Gefühle Ernst ist, desto weniger sind wir geneigt, darüber Reden zu halten. Gib nie die heilsame Gewohnheit auf, morgens und abends im stillen für Dich allein zu beten. Ich selbst habe sie nie aufgegeben, und ich kenne ihre Tröstungen. Ich hoffe, Du wirst immer in Deinem späteren Leben sagen können, daß Du einen gütigen Vater gehabt hast. Du kannst Deine Liebe zu ihm nicht besser zeigen, als indem Du Deine Pflicht tust."

In gleichem Sinne drückte er sich zwölf Jahre früher aus, und wieder am Tage vor seinem Tode, — in beiden Fällen als Antwort an Korrespondenten, die ihm als Schriftsteller geschrieben hatten. Einem Geistlichen hatte der Choral in der Weihnachtserzählung „Das Wrack der goldenen Marie" einen Eindruck gemacht. „Ich danke Ihnen", antwortete Dickens am Weihnachtsabend 1856, „für Ihren willkommenen Brief — nicht minder willkommen, weil ich selbst der Verfasser bin, auf den Sie sich beziehen ... Es gibt, glaube ich, nicht viele Menschen, die eine demütigere Verehrung für das Neue Testament empfinden oder eine tiefere Überzeugung von seiner Allgenugsamkeit haben als ich. Wenn ich (wie Sie meinen) je in bezug hierauf irre, so ist es deshalb, weil ich alle zudringlichen religiösen Bekenntnisse und jedes Handeltreiben mit der Religion als eine der Hauptursachen, warum das wahre Christentum in der Welt verzögert worden ist, mißbillige, und weil meine Lebenserfahrungen mich einen unsäglichen Widerwillen empfinden lassen vor jenen ungebührlichen Zänkereien über den Buchstaben, die den Geist aus Hunderttausenden heraustreiben." Und ganz ähnlich schrieb er an einen Leser Edwin Droods, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Anwendung einer Zeile aus der Bibel als Redefigur zu Mißverständnissen Veranlassung bieten könnte, am 8. Juli 1870 aus Gadshill: „Es würde mir ganz unbegreiflich sein, daß irgendein verständiger Leser in jener Stelle eine biblische Hinweisung finden könnte, wenn Ihr Brief nicht diese Ansicht ausspräche. Ich bin aufs höchste verwundert, daß ein Leser ein solches Versehen machen kann. Ich habe mich in meinen Schriften immer bestrebt, Ehrfurcht vor dem Leben und den Lehren des Erlösers auszudrücken, weil ich sie empfinde und weil ich jene Geschichte von neuem schrieb für meine Kinder, deren jedes sie durch meine Erzählung kannte, lange ehe sie lesen und fast ehe sie sprechen konnten. Aber ich habe das nie von den Dächern verkündet." Gr.



Europäische Kriegsmöglichkeiten

Auf die zahlreichen Weltfriedenskundgebungen der letzten Jahre ist in Europa eine Zeit gefolgt, da man von der Möglichkeit, von der Wahrscheinlichkeit, ja von der Unvermeidlichkeit eines großen Krieges spricht.

Sind die Kriegsbesorgnisse oder auch Kriegserwartungen begründet?

Von vornherein läßt sich diese Frage weder verneinen noch bejahen. Die Beziehungen einiger großen Völker untereinander sind gespannt, aber doch nicht so, daß daraufhin kriegerische Zusammenstöße unvermeidlich wären. Indessen können Zwischenfälle eintreten und die Spannung zur Entladung bringen. Auch im äußersten Falle kommt es auf den Willen zum Frieden an. Nur die Notwendigkeit sollte den Krieg begründen können.

Im Juli und September 1911 war die Möglichkeit eines Krieges zwischen England, Frankreich und Deutschland nahegerückt. Von England her wurde die stärkste Kriegslust bekundet, ja der Seekrieg vorbereitet. Vielleicht nur als Bluff. England ist immer eifersüchtig auf die jeweils stärkste Macht des Festlandes und möchte sie niederringen. Aber es kann und will den Krieg nicht selbst führen, sondern sucht sich, wie Bismarck einmal drastisch sagte, einen „großen, starken und dummen Kerl" dazu.



Eine solche Hilfskraft scheint es nun zwar in Frankreich gefunden zu haben. Allein bei aller Gefügigkeit scheuen die französischen Politiker vor einem Kriege selbst Hand in Hand mit England gegen das Deutsche Reich zurück. Von England hat Frankreich keine Hilfe zu erwarten. Auf seinem Rücken würde gekämpft werden. Es hätte schließlich die Kosten zu bezahlen. Und die leitenden Politiker in Paris würden unter allen Umständen weggefegt werden: im Falle einer Niederlage durch den Umsturz, im Falle eines Sieges durch den ruhmgekrönten General.

Am liebsten ist es den Engländern, wenn sie ohne Krieg zum Ziele kommen wie im Sommer 1911 nach Agadir.

Eine Zeitlang schien es, als ob es den Engländern gelingen werde, Italien vom Dreibunde loszulösen. Das steht kaum noch zu erwarten, nachdem die Italiener den Vorstoß nach Tripolitanien unternommen und englische Kreise im Mittelmeer wie in Nordafrika gestört haben.

Dagegen ist eine bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Spannung zwischen Italien und Österreich-Ungarn denkbar und könnte England und Frankreich einerseits, Deutschland andrerseits in Mitleidenschaft ziehen.

Für Deutschland wäre die Kriegsmöglichkeit gegen England-Frankreich ebensowenig bedrohlich wie die Kriegsmöglichkeit im Bunde mit Österreich-Ungarn gegen Italien-England-Frankreich. Denn ganz undenkbar ist es, daß Rußland dabei den Westmächten zu Hilfe kommt. Das wäre Selbstmord.

Schwieriger würde die Lage für Deutschland werden, wenn infolge der unfertigen Staatszustände auf der Balkanhalbinsel ernste Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und Rußland hervortreten sollten. Dann würde Deutschland nach zwei Seiten hin zu kämpfen haben: gegen Frankreich, den Verbündeten Rußlands, und zugleich gegen dieses Reich selbst, an der Seite Österreich-Ungarns. England würde die Gelegenheit benützen, um die deutsche Flotte anzugreifen und den deutschen Handel zu zerstören.

Diese Kriegsmöglichkeit könnte durch englische Ränke herbeigeführt werden. Indessen war sie nach der Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn Anfang 1909 schon einmal da und ist überwunden worden. Doch nicht etwa, wie ein vielschreibender deutscher Diplomat außer Diensten behauptet hat, durch deutschen Bluff, sondern im tiefsten Grunde, weil sich die französische Regierung damals weigerte, die Auflegung einer neuen russischen Anleihe an der Pariser Börse zu gestatten, oder doch nur unter der Voraussetzung, daß Rußland die Einverleibung Bosniens anerkannte. Rußland sah sich danach außerstande, einen großen Krieg zu führen, und mußte nachgeben.

Damals war es die Pariser Hochfinanz, die für den Frieden eintrat, um ihre großen, nach Milliarden zählenden Außenstände in Rußland und den Balkanländern nicht aufs Spiel zu setzen.

Die politischen Einflüsse der großen Geldmacht sind geheim, sie entziehen sich dem Urteil der öffentlichen Meinung, sie reichen aber hoch hinauf, sind nicht zu unterschätzen und auch für die Zukunft in Betracht zu ziehen.

Im allgemeinen wird die internationale Hochfinanz mit Rücksicht auf ihre Geschäfte für die Aufrechterhaltung des Friedens wirken, aber nicht immer und nicht unbedingt. „Mexiko und Ägypten“, sagte Moltke einmal, „sind von den europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der Hochfinanz einzuziehen.“ So war es auch in Algerien und Marokko. Wegen Marokko entstanden daraus europäische Kriegsgefahren, aber erst als die englische Einkreisungspolitik eingriff und über Deutschland hinweg Marokko vergab, „als ob es kein Gewicht im Rate der Völker hätte“. Dieser Wendung bediente sich Lloyd George in seiner Drohrede gegen Deutschland nach Agadir. Als ob Deutschland über England und nicht umgekehrt England über Deutschland hinweggegangen wäre!

Trotz der unleugbar vorhandenen Kriegsmöglichkeiten glaube ich nicht an ihre Verwirklichung. Gerade das bestehende System von Bündnissen und Ententen drängt die Mächte zur Verständigung und schreckt ihre Leiter davor zurück, die Verantwortung für einen Krieg zu übernehmen, der ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen müßte und mit seinen militärischen, politischen, finanziellen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen für jede Macht unberechenbar sein würde.

Paul Dehn

Die Camorra

Ein Kulturausschnitt aus dem modernen Italien

Während die Presse Italiens mit so viel Lärm dem durch den Krieg überraschten Europa die Rolle des Apenninenstaates als Kulturträger im schwarzen Erdteil begreiflich zu machen versucht, geht in einer kleinen Stadt, nicht weit von Rom entfernt, ein Prozeß seinen langsamen Gang weiter, der wenig dazu geeignet ist, den Glauben an den Beruf des italienischen Königreiches als des Verbreiters abendländischer Kultur zu befestigen. Es ist der Camorraprozeß in Viterbo, der erste energische Versuch staatlicherseits, diese furchtbare Verbrechergesellschaft unschädlich zu machen.

Man wird sich kaum noch des Kernes dieses vor Monaten begonnenen Prozesses erinnern. Ein Neapolitaner namens Cuocolo, nicht eigentlich ein Mitglied der Camorra, war samt seiner Frau ermordet worden, weil er im Verdacht stand, ihm bekannte Geheimnisse dieser Gesellschaft ausgeplaudert und zwei Camorristen an die Justiz ausgeliefert zu haben. Cuocolo diente der Camorra als „basista“. Ein basista ist eine Person, die im bürgerlichen Leben eine ehrenvolle Stellung einnimmt, aber gewissermaßen als Nebenbeschäftigung das Ausfindigmachen günstiger Gelegenheiten zum Raub oder zur Erpressung betreibt. Mit diesem Amt verband Cuocolo dasjenige eines Hehlers. Diese beiden Stellungen machten ihn nach und nach zum Mitwisser aller Geheimnisse der Camorra, und schließlich wurde er dieser zu allwissend. Eines Tages nun geriet der basista in Streit mit zwei Camorristen wegen der Verteilung der Beute; drei Tage später wurden die beiden Camorristen verhaftet. Der eine, namens Arena, war überzeugt davon, daß er diese Verhaftung der Rache des basista zu verdanken habe, und er schrieb seine Ansicht vom Gefängnis aus dem „Großen Rat“; dieser beschloß kurzerhand die „Hinrichtung“ des schon lange verdächtigen Cuocolo. Der basista wurde dazu verleitet, in einer Juninacht sich in Gesellschaft zweier Camorristen nach der Vorstadt San Giovanni a Teduccio zu begeben; von dort lockte man ihn an eine einsame Stelle des Meeresstrandes, wo das „Todesurteil“ an dem Verräter vollzogen wurde. Gennaro, einer der Mörder, brachte die Nachricht der geglückten „Hinrichtung“ dem Haupt der Camorra, dem capintesta Enrico Alfani, in das Gasthaus Mimi al Mare, wo Alfani mit seinen Freunden soupierte. Kurz darauf kehrten zwei der Mörder nach Neapel zurück, Sortino und Salvi, und ermordeten dort die Frau des Cuocolo in deren eigener Wohnung in der Via Nardones — „der Gerechtigkeit war Genüge getan“, wie einer der Hauptverbrecher während der Verhandlung aussagte.

Dieses für die Wesensart der Camorra charakteristische Verbrechen, das sich anhört wie das dunkelste Kapitel eines Hintertreppenromans, kam durch die Aussagen eines ehemaligen Camorristen, des Abatemaggio, an den Tag.

Wie man sieht, verfügt diese Verbrecherorganisation über eine eigene Gerichtsbarkeit mit rasch arbeitender Exekutive und über eine Administration, die nicht der Origina ität entbehrt. Es soll hier versucht werden, die Eigenart dieser Gesellschaft zu schildern, wobei die Ergebnisse des Viterboprozesses und die umfangreiche Camorraliteratur als Basis dienen

mögen. Denn wie diese Gesellschaft ihre eigenen Gebräuche, ihre eigenen Institutionen und ihre eigene Justiz hat, so hat sie auch ihre eigene wissenschaftliche Literatur, zu der bedeutende Gelehrte aller Länder, als erster aber Lombroso, ihren Teil beigetragen haben.

Verbrecherorganisationen gleichen, wie es der eben genannte Kriminalanthropologe und Psychiater richtig bemerkt, in ihren Hauptzügen allen primitiven Gemeinschaften, und ihr Wachsen folgt den allgemeinen Gesetzen der Evolution. Entstanden durch gemeinsame Instinkte, Bedürfnisse und Sympathien, bildet sich in einer solchen Organisation bald eine Art von Aristokratie, eine Auslese der „Besten", die die Herrschaft in absolutem Sinne an sich reißt. Dieser Herrschaft folgt eine eigene Verwaltung, eine eigene Strafjustiz und eine eigene Sprache, die alle sich scharf von derjenigen der großen Gesellschaft abheben und unterscheiden. Die Camorra darf nun als die charakteristischste der existierenden bekannten Verbrechergesellschaften dieser Art betrachtet werden, sie bietet das reine Bild eines Staates im Staate.

Begreiflicherweise liegt der Ursprung der Camorra zeitlich im Dunkel, da Organisationen dieser Art erst dann bemerkt werden, wenn sie schon eine gewisse Bedeutung erlangt haben. Die meisten Autoren nehmen an, daß die Camorra von der spanischen „compagnia della garduna" abstammt und bei der Eroberung des Königreichs der beiden Sizilien nach Neapel mitgebracht wurde. Diese spanische Verbrechergesellschaft, die übrigens auch von Cervantes erwähnt wird, wurde im Jahre 1417 begründet. Ihre Tochtergesellschaft, die Camorra, stellte aber bald die Mutter in den Schatten und wuchs sich dank der liederlichen Regierung der Bourbonen zu einer Verbrecherkorporation aus, die eine absolute Monopolstellung erlangte. Tatsache ist es, daß sie jedes unabhängige „Arbeiten" des den Dolch auf eigene Faust handhabenden Verbrechers in Neapel unmöglich machte oder einen solchen rasch der Justiz überlieferte, falls er der Camorra nicht starken Tribut entrichtete. Eben so fest steht aber auch die Tatsache, daß sich derjenige, der sich mittels einer gewissen Summe in den Schutz der Camorra eingezahlt hat, in ihr einen besseren Wächter findet, als in jeder staatlichen Behörde.

Genauer als die Zeit der Entstehung der Camorra können wir deren Geburtsort bestimmen: die Camorra ist ein Kind des Kerkers, in ihm wurde sie geboren und in ihm hat sie die ersten Jahre der Entwicklung verbracht. Die schweren und geriebeneren Verbrecher der spanischen und italienischen Gefängnisse besteuerten die Neueingebrachten mit einer geringen Taxe, das heißt, diese mußten eine Art von „Einstand" zahlen, und als sie ihre Freiheit wieder erlangt hatten, übertrugen sie dieses System mit Energie und blutiger Hand auf ihre Umgebung. Anfänger und Anhänger fanden sich leicht unter der den Tag auf den öffentlichen Plätzen verlungernden neapolitanischen Großstadtjugend. Die Novizen hatten eine gewisse Eintrittssumme zu bezahlen, und damit waren sie aufgenommen. Derart war der frühere Brauch. Heute jedoch ist auch bei dieser Gesellschaft der Zutritt bei weitem nicht mehr so leicht. Der Aspirant muß sich zunächst bei dem camorrista seines Stadtquartieres melden und diesem seine Wünsche und seine bisherigen Verdienste vortragen, die einer scharfen Prüfung unterliegen. Während einer gewissen Zeit hat nun der camorrista die Aufgabe, den hoffnungsvollen Jüngling besser auszubilden und mit sorgsamer Hand die etwaigen Lücken des Aspiranten auszufüllen: Er muß das Messer besser handhaben lernen, er muß lernen, vom „sgarro" zu leben, das heißt von Diebstahl oder Raub. Es wird ihm auch eingeschärft, daß er von nun an alle Familienbande als gelöst betrachten muß, da die ehrenwerte „società" ihm Eltern und Verwandte sein wird, und da er ihr Leib und Gut zum Opfer bringen muß. Verschwiegenheit, Mut und vor allem unbedingter Gehorsam sind Grundbedingungen. Der Titel des Aspiranten während der Prüfungszeit ist „giovinotto onorato", und kurz vor der endgültigen Aufnahme „picciotto di sgarro". Oft dauert dieser Übergangszustand als giovinotto onorato jahrelang, oft nur einige Wochen, je nach der Fähigkeit des Aspiranten. Ist aber diese Erziehung zum berufsmäßigen Verbrecher beendet, so krönt eine mit altertümlicher Pracht und

Zeremonie gehaltene Aufnahmefeier den Strebenden, und damit hat er die volle Würde eines „camorrista“ oder „proprietario“ erreicht.

Mit der Zunahme dieser Gesellschaft an Zahl stellte sich naturgemäß das Bedürfnis nach einer weitgehenden Verwaltung ein. Es wurden also verschiedene Hauptgruppen und dann wieder Untergruppen gebildet, die man „paranza“ nannte. Über allen steht eine Art von Großmeister, der dem durch die Vorsteher der Hauptgruppen gebildeten „Großen Rat“ präsidiert. Dieser Große Rat entscheidet über Fragen von allgemeinem Interesse, über Disziplinarvorfälle und dergleichen, und eine Berufung gegen ihn gibt es nicht. Die Entscheidungen des Großen Rates werden mit einem blinden Gehorsam ausgeführt, oft sogar kommt es vor, daß sich die Bewerber der Ehre eines solchen Auftrages wegen mit dem Messer in der Hand anfallen. Jede paranza hat ihr eigenes Leitungskomitee, das aus dem Präsidenten oder „capo di società“, dem Kassierer oder „contaiulo“, einem Seniormitglied und dem Sekretär oder „chiamatore“ besteht. Die paranza ist fernerhin in drei Kammern eingeteilt, die den drei Ständen der camorristi, der picciotti di sgarro und der giovinotti onorati entsprechen. Bei der Diskussion über neue Anschläge steht allen Mitgliedern der paranza das Wort zu; der Entscheid erfolgt durch Stimmenmehrheit. Finanziell sind die einzelnen paranze unabhängig voneinander, wenn sie sich auch oft gegenseitig unterstützen, vor allem bei der Ausübung der „vendetta“, der Blutrache. Jedes Mitglied hat seinen bestimmten Tagesdienst, so daß im Falle der Verhaftung eines Camorristen sofort dessen schon zuvor auf der Versammlung bezeichneter Stellvertreter einspringt und hierdurch die „Arbeit“ keine merkliche Unterbrechung erleidet. Es leuchtet ein, wie dies automatische Funktionieren der trefflichen Organisation der Camorra ein wirksames Eingreifen der Polizei erschweren muß: ist der eine Camorrist glücklich verhaftet, so steht schon der andere da, und nach diesem wiederum ein anderer, ohne Zeitverlust.

Auch die finanzielle Seite dieser Verbrechergesellschaft ist vorzüglich organisiert. Der Vorsteher jeder paranza händigt dem Distriktsvorsteher den Tagesgewinn ein, den dieser wiederum gegen Quittung dem Kassier abgibt, welcher die gesamten Summen für den Großen Rat verwaltet und bereithält. Die Gewinne werden „barattolo“ genannt, wenn sie von der Besteuerung der im Volke stark betriebenen Hasardspiele herstammen, oder „sbruffo“, falls sie aus einer anderen Quelle, meist Erpressung, Raub und Diebstahl, herrühren. Der Große Rat versammelt sich alle acht oder vierzehn Tage zur Verteilung der Beute. Zunächst wird ein gewisser Betrag der Beute für Gesellschaftsunkosten, das heißt meist für den Reptilienfonds, abgezogen, aus dem die Bestechungsgelder für die Polizei und für die Justiz fließen; ein weiterer Betrag dient zur Verteidigung der verhafteten Mitglieder durch geschickte Advokaten oder zur Auszahlung von Pensionen an Witwen verdienstvoller Camorristen. Wieder ein Teil wird an die Angehörigen verhafteter oder verurteilter Camorristen abgegeben, und der Rest schließlich an die camorristi oder proprietarii verteilt. Es kommt nur selten vor, daß die picciotti oder giovinotti für ihre Mühen durch etwas anderes als ein gemeinsam eigenommenes Freimahl entschädigt werden. Fälle der Auflehnung gegen diese Art der Verteilung sind niemals vorgekommen.

Als weitere Aufgabe fällt dem Großen Rat die Gerichtsbarkeit, d. h. die Strafjustiz, zu. Früher war der Kodex der Camorra einfach, grausam und rasch. Der unter dem Verdacht des Verrates stehende Novize wurde aus der Gesellschaft ausgestoßen; wußte er aber schon um die Geheimnisse der Camorra und streifte ihn auch nur der leiseste Schatten eines Verdachtes, so war er dem Tode verfallen, konnte er sich nicht völlig einwandfrei rechtfertigen. Heute ist auch diese Justiz milder geworden. Leichtere Vergehen, wie Streitigkeiten untereinander, Nachlässigkeit im Dienst, Sorglosigkeit gegenüber der Gefahr und damit Gefährdung des Gewinnes, Mitleid mit den Opfern der Gesellschaft werden mit Ausschluß aus der Gesellschaft (ein bis zwei Jahre) und dem berüchtigten „sfregio“ bestraft, d. h. mit dem kreuzweise

geführten doppelten Rasiermesserschnitt über das Gesicht, der dauernde Entstellung nach sich führt. Der Verrat der Geheimnisse der Camorra aber, Spitzeldienst im Sold der Polizei, Unterschlagung des Gewinnes, jeder Mord ohne Erlaubnis, Diebstahl oder Raub und Erpressung auf eigene Faust, Ungehorsam und erwiesene Feigheit werden mit dem Tode bestraft. Übrigens mag hier erwähnt werden, daß der Brauch des sfregio nicht auf die Camorra beschränkt ist, sondern sich über ganz Süditalien erstreckt und speziell als Bestrafung untreuer Frauen angewendet wird. Manche Camorristen haben sogar die nette Gewohnheit, ihre Auserwählten mit dem sfregio zu kennzeichnen, um anderweitige Bewerber abzuschrecken, und man sagt, die also Gezeichneten seien stolz auf ihr Mal...

So weit die Camorra als Organisation. Es ist nicht minder interessant, den einzelnen Camorristen als Menschen zu betrachten. Lombroso definiert ihn kurzerhand folgendermaßen: Ein durchdringendes und drohendes Auge, große Beweglichkeit und das Äußere eines Bullen. Besser als diese doch etwas zu summarische Charakteristik dünkt uns diejenige des Signor Longi, eines auf diesem Gebiet sehr beschlagenen Beobachters. Danach verfügen die meisten Camorristen über große Körperkräfte, obwohl gerade unter ihnen Ansteckungskrankheiten schlimmster Art sehr häufig sind. Viele leiden auch an Auszehrung und Herzkrankheiten, die man den vielen und langen Freiheitsstrafen zuschreibt. Besonders auffallend ist die Fähigkeit des Camorristen, körperliche Qualen zu überstehen: er verrät kein Anzeichen des Schmerzes, auch bei den schwersten Operationen. Nicht wenige unter ihnen sind Epileptiker, was sie aber mit allen Mitteln zu verheimlichen suchen. Wieder viele weisen in ihrer Psyche große Defekte auf und bekunden diese durch die seltsamsten Manieren. Dreiviertel aller Camorristen befinden sich in der Vollkraft ihres Lebens, sie sind 25 bis 45 Jahre alt. Von 200 Männern konnten 100 weder lesen noch schreiben, 60 konnten gerade ihren Namen unterzeichnen, und die übrigen 40 schrieben und lasen, mehr schlecht als recht. Nur 42 dieser 200 hatten weniger als 10 Bestrafungen auf der Sündenliste, 93 hatten 10—15 und 65 mehr als 15 Verurteilungen aufzuweisen. Alle Camorristen sind zu jeder beständigen, Ausdauer heischenden Beschäftigung unfähig, dafür allen Arten des Glücksspieles sehr ergeben; ihre Zuneigungen sind demonstrativ und unbeständig. Religiöses Gefühl ist stark unter ihnen verbreitet; besonders zugetan fühlen sie sich der Lieben Frau des Berges Carmel, die sie als ihre Schutzherrin betrachten, und dann den Seelen im Fegfeuer, die die Gabe besitzen, den Camorristen zur Belohnung für gelesene Messen für den Karabinier (Gendarm) unsichtbar zu machen. Ist der junge moderne Camorrist Atheist, so hängt er um so gläubiger irgend einer spiritistischen oder hellseherischen Glaubenslehre an. Das politische Fühlen des Camorristen beschränkt sich auf einen unbegrenzten Haß gegen die Justiz und auf Verachtung von deren Organen.

So verderblich und verwerflich die Camorra im ganzen ist, so groß ist oft ihr Nutzen im einzelnen Fall. Für eine gewisse, nicht allzu hohe Summe übernimmt sie die volle Verantwortung für die persönliche Sicherheit des Zahlenden, wie sie überhaupt oft das einzige Mittel ist, sich dieser oder jener Unannehmlichkeit zu entziehen. Der Prozeß zu Viterbo brachte hierüber eine drollige Geschichte zutage. In der Umgebung von Neapel befindet sich ein hochvornehmes Kloster, in dem die Töchter der besten Stände erzogen werden. Nach den Bestimmungen dieses Klosters sollten die jungen Damen täglich einmal ausgeführt werden. Dieser Spaziergang war aber unmöglich geworden, da die männliche Jugend der umliegenden Ortschaften die Spazierenden durch allerlei unziemliche Possen und Schabernack, wie Hahnenkrähen, Katergeschrei und dergleichen belästigte. Die Vorsteherin des Klosters beklagte sich bei der Polizei, aber umsonst. Doch gab man ihr dort (!) den guten Rat, sich doch an den capo-camorrista zu wenden, als dem Einzigen, der hier helfen könne. Die kluge Dame tat dies, der capo nahm seinen Sold, und seit diesem Tage stört nichts die jungen Damen in ihrer Beschaulichkeit.

Über eine Frage des Camorraunwesens herrscht jedoch bei den Soziologen völlige Zwietracht. Es handelt sich darum, welche Rolle der Camorrist bei einem alten und wenig

ruhmreichen Gewerbe spielt, das Heinrich Heine als horizontales Gewerbe bezeichnet. Nach englischen Soziologen ist der Camorrist meistens zugleich Zuhälter, der erbarmungslos seine weiblichen Opfer ausbeutet. Doch hierin belastet man die Camorra wohl zu unrecht. Daß der Camorrist in bezug auf den ihm eignenden point d'honneur sehr empfindlich ist, weiß jeder, der sich schon in den Osterien des neapolitanischen Hafenviertels aufgehalten hat und dort Zeuge der wort- und stichreichen Zänkereien zwischen Camorristen und Zuhältern war. Mir selber ist hier eine Szene in Erinnerung, die sich in der früheren Trattoria Toscana, einem Sammelpunkt des niederen neapolitanischen Volkes, abspielte. Ein Facchino hatte scherzend einem als Camorristen strengster Observanz bekannten Fischer den Vorwurf gemacht, dieser leihe wie alle die „andern" (Camorristen) seine Nina gegen Geld aus. Der Camorrist begegnete diesem Vorwurf durch einen wohlgezielten Messerstich, worauf er sich verabschiedete, nicht ohne vorher mit großer Ruhe bezahlt zu haben. Der Messerstich wirkte weniger überzeugend, dafür aber um so mehr der dem Camorristen gezollte frenetische Beifall des ganzen, sehr großen und immer überfüllten Lokales. Gerade diese Sonderstellung des Camorristen inmitten der moralischen Laxheit des neapolitanischen Volkes, das eine reinliche Scheidung zwischen echter und käuflicher Liebe nicht zu ziehen vermag, trägt zu der dem Camorristen entgegengebrachten Hochschätzung überaus viel bei, und so wird diese Tugend zur Stärkung der Plage.

Solche und ähnliche Vorfälle kann man in Menge anführen, und diese erklären zum großen Teil die Beliebtheit oder auch die mit Furcht vermischte Achtung, die das Volk Neapels der Camorra entgegenbringt. Ganz unter dem Banne dieser Gesellschaft steht aber die tiefste Schicht der Neapolitaner Bevölkerung, die in dem Camorristen eine Art von „teuflischer Blüte" sieht, schimmernd in den strahlendsten Farben und umwoben von berückendem Duft. Romantische Geschichten voller Edelmut und Ritterlichkeit flechten um das Haupt des gemeinen Verbrechers und Erpressers den Glorienschein des Helden, und neben ihm nimmt sich der durch ehrliche Arbeit sein Leben fristende kleine Beamte des Staates aus wie der Sperling neben dem Pfau.

Die Ergebnisse, die durch den Prozeß zu Viterbo über die Bedeutung der Camorra im sozialen Leben zutage gefördert wurden, sind einfach gräßlich. Es ergab sich, daß keine Schicht des öffentlichen wie gesellschaftlichen Lebens in Neapel frei von dieser Pest war. Neben dem direkt durch Raub erzielten Gewinn der Camorra setzt sich dieser aus den Steuern zusammen, die die Camorra auf die in Neapel üppig blühenden Spielhöllen legt. Dann aber wird in Neapel jede andere Art der Beschäftigung oder des Gewerbes des Volkes durch diese Verbrecherbande besteuert. Der Facchino im Hafen, der Droschkenführer, der Pferdehändler, die öffentlichen Auktionare, alle zahlen willig ihren Tribut. Die führenden Camorristen leihen Geld aus zu etwa dreihundert Prozent, und schließlich erpressen sie ungeheure Summen von Personen besserer Stände, die sich irgend etwas zuschulden kommen ließen und wovon die Camorra informiert ist. Der größte Skandal ist aber das Verhalten der Camorra bei den Wahlen, die z. B. im Jahre 1904 nicht eher vor sich gehen konnten, bis der offizielle Kandidat, der Graf Ravaschieri, der Camorra den Tribut entrichtet hatte.

Bei dem Viterboprozeß ragen aus der im üblichen eisernen Käfig eingesperrten Schar der Untersuchungsgefangenen besonders drei Personen hervor: Enrico Alfani, genannt Erricone; Maestro Rappi, und schließlich die dunkelste Gestalt, Don Ciro Vitozzi, bekannt als der geistliche Berater der Camorra. Erricone ist das anerkannte und erkannte Haupt dieser Verbrechergesellschaft, und ihm ist es zuzuschreiben, daß diese zu so hoher Blüte gelangte. Maestro Rappi, früher Professor einer Mädchenschule, besticht durch sein elegantes, weltmännisches Äußere und Benehmen. Er bewegte sich ausschließlich in der besten Gesellschaft, mit der delikaten Aufgabe betraut, junge und vermögende Leute in die Spielhöllen der Camorra zu locken. Der Vorsitzende des Prozesses, der den Maestro persönlich vor seiner Verhaftung kannte, gab selber an, daß er niemals einen unterhaltenderen und einnehmenderen Menschen in der Ge-

Knabe mit Dogge

Wilhelm Trübner



sellschaft getroffen habe als diesen durch hohe Kultur und vollendete Manieren ausgezeichneten Camorristen. Don Ciro Vitozzi, seiner Stellung nach Verweser des Friedhofes von Neapel, ist aber anscheinend die gefährlichste Figur der Gefangenen. Seine Macht in der Verbrecherwelt Neapels, der „mala vita“, war unbegrenzt. Wenn alle Hilfsmittel versagten, nahm die Polizei selber ihre Zuflucht zu dem allwissenden und allvermögenden Menschen. Sein Stand erlaubte es ihm, bis dahin zu dringen, wo sogar Maestro Rappi und Erricone hatten unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Er selbst steht unter der Anklage des Meineides zugunsten der Camorra; der anderen, noch weit schlimmeren Taten, deren er sich verdächtig gemacht hatte, konnte der schlaue Mensch nicht einwandfrei überwiesen werden.

Den Schlüssel für ein solches in unserer Zeit rätselhaftes gesellschaftliches Phänomen, wie die Camorra eines darbietet, kann nur die Kenntnis der Unkultur geben, in der Neapel und mit ihm die gesamte Bevölkerung Süditaliens steckt. Hier ist der Camorrist nichts anderes als die logische letzte Verkörperung einer Rasse, der infolge der Jahrhunderte andauernden Mißregierung jede gesunde Moral, jede Freude an der offenen und Schritt für Schritt getanen Arbeit verkümmert ist; einer Bevölkerung, deren heißer Phantasie und Impulsität jeder staatliche Zwang als eine Beeinträchtigung natürlicher Rechte erscheint, und die in dem Camorristen ebenso das Ideal der Männlichkeit und Freiheit erblickt, wie dies bei der niederen Bevölkerung der modernen Großstädte mit dem Helden des Kolportageromans der Fall zu sein pflegt. Der Prozeß zu Viterbo mag tief einschneiden in dieses Gebrechen. Die einzige radikale Heilung kann aber nur eine systematische, geduldige und mit großen Mitteln unternommene Hebung des gesamten Kulturzustandes jenes so schönen Landes bringen.

M. Ritzenthaler

Bebels Memoiren

August Bebel wird in diesem Monat zweiundsiebzig Jahre alt. Das Leben hat ihn von Erfolg zu Erfolg getragen. Die Jugend zwar war kümmerlich und die ersten Anfänge im Erwerb rechtschaffen beschwerlich. Aber dann hat er sich doch durchgerungen; ist durch Zähigkeit und eisernen Fleiß ein begüterter Mann geworden — ein berühmter, gefürchteter, verehrter dazu — und in seinen Schicksalen spiegeln im Grunde auch die Schicksale der Partei sich wieder. Als der junge Drechsler Bebel, damals noch ein Anhänger der bürgerlich demokratischen „Arbeitervereine“ und „geistiges Ehrenmitglied“ des Nationalvereins, sich in Leipzig um Niederlassung und Bürgerrecht bewarb, und in einem unheizbaren, auf dem Hof belegenen Schuppen seine erste Werkstatt aufschlug, war die deutsche Sozialdemokratie kaum erst im Werden. Heute aber marschiert ihre Wählerzahl auf die fünfte Million zu, und Bebel selber schreibt von ihr: „Wir sind in finanzieller Beziehung eine Bourgeoispartei geworden.“ Erfolge entscheiden im Leben; im parlamentarischen: Erfolge und Alter; beides. Wem weißes Haar sich an die Schläfen schmiegt, wer dazu noch Generationen von Abgeordneten kommen und gehen sah, den umgibt — und das ist ein menschlich schöner Zug, einer der wenigen, die das parlamentarische Treiben von heute noch bewahrte — die stille Verehrung auch der Andersmeinenden. Wie ein seltenes Stück, eine kostbare Rarität beginnt man ihn — versteht sich, ganz insgeheim und verstohlen — nun zu hätscheln. Bei Bebel kommt hinzu, daß er tatsächlich eine Macht bedeutet. Den mit diktatorischer, nicht auf Ordnungen und Satzungen basierter, aber in den Herzen und Gemütern einer autoritätshungrigen Menge dafür um so fester verankerten Gewalt herrschenden Gebieter der stärksten Partei Deutschlands.

Dennoch wird zu untersuchen sein, wieso er zu dieser Macht kam. August Bebel hat für seine Überzeugung gelitten. Hat um Vergehen, die keiner von uns heute mehr für strafwürdig zu halten geneigt sein wird, an die vier Jahre seines Lebens auf Festungen und in

Gefängnissen zubringen müssen. Das ist ehrenhaft; wie es in dieser Welt voll Strebern und Nützlichkeitsrechnern immer ehrenhaft bleibt, sich mannhaft und treu der Sache hinzugeben, die man für die rechte hält. Indes ist in jener sozialdemokratischen Heroenzeit auch manch anderer aus Gründen, die nicht triftiger waren, ins Gefängnis gewandert, und viele sind sogar darob aus Haus und Heimat vertrieben worden. Auch an seine Gaben soll man ihm nicht rühren. Er ist, so wie er ist, durchaus ein Mann eigener Schöpfung. Einer, der mit erstaunlicher Energie inmitten eines unruhigen Erwerbslebens und der zerstreuenden, zerfasernden Einflüsse der politischen Agitation Zeit gefunden hat, sich ein ansehnliches Wissen anzueignen. Trotzdem steht er auch in diesen Stücken nicht allein da. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie — und das ist ein stolzes Zeugnis für den in unserem Arbeitsvolk schlummernden Kern — verzeichnet noch mehr derartig aufsteigender Lebensläufe. Kennt manchen — man braucht nur an Ignaz Auer mit seinem sonnigen, lebfrischen Humor zu denken —, der bei gleichem Entwicklungsgang die natürlichen Gebreste des Autodidakten weit besser überwand, als der innerlich nie ganz frei gewordene Bebel. Den schätzen viele freilich als Redner von Gottes Gnaden. Schon — er erzählt es selber — als er im Leipziger „Deutschen Arbeiterverein" seine ersten Anträge begründete, hätten die Leute sich nach ihm umgeschaut und gefragt: „Was ist denn der, daß er so zu reden sich getraut?" Und Ende der sechziger Jahre, als der inzwischen zur Sozialdemokratie Abgewanderte im Norddeutschen Reichstag seine Jungfernrede hält, heißt es in einem Aufsatz der „Gartenlaube": es sei gewesen, als ob „der Sturmvogel der Revolution durch das Haus rauschte". Ein späteres, gleichfalls von dem Gepriesenen selbst überliefertes Zeugnis der „Augsb. Abendzeitung" spricht von den Proben „glänzenden Rednertalents", die er wieder einmal gegeben. Ich muß zu meiner Schande gestehen: Ich bin ein wenig skeptisch gegenüber derlei Aussagen. Für die damalige Welt war, obschon seit dem kommunistischen Manifest der Marx und Engels ein Vierteljahrhundert verstrich, die Sozialdemokratie noch etwas durchaus Neues. Auch die eigenartige Erscheinung Ferdinand Lassalles, der als ein am letzten Ende historischer Kopf zu den historischen Mächten doch ein ungleich anderes Verhältnis hatte, war an ihr meteorartig vorübergeglitten. Und schließlich blieb die Kenntnis von allem, was sich etwa seit der Mitte der sechziger Jahre auf dem Untergrunde der deutschen Arbeiterschaft zu regen begann, doch auf einen kleinen Kreis politisch und wissenschaftlich lebhaft Interessierter beschränkt. Erst die Reichstagsverhandlungen machten auch die weite deutsche Öffentlichkeit mit diesen Dingen bekannt, und da wirkten sie wie alles Neue zu wirken pflegt. Man war empört über die Zuchtlosigkeit der sozialdemokratischen Gedankengänge; über den Mangel an Pietät gegenüber allen überlieferten Begriffen und Institutionen. Aber man fand zugleich das alles doch unsagbar kühn und fing an, sich für die unerschrockenen Märtyrer ihrer Überzeugung zu interessieren.

Ich selber habe Bebels Reden nun bald an die zwanzig Jahre im Reichstage und bisweilen auch auf sozialdemokratischen Parteitagen von Berufs wegen mit anhören müssen und bin bei aller grundsätzlichen Toleranz gegenüber dem Andersdenkenden nie von ihm gepackt worden. Immer habe ich nur einen überaus leichtgläubigen, unkritischen Mann gefunden, der, je länger er redete, um so mehr die Herrschaft über sich selbst verlor. Der aus unendlichen Zetteln grauser Scheußlichkeiten eine unendliche Reihe zusammentrug und sie mit vor Zorn und Leidenschaft überschrillender Stimme Staat und Gesellschaft an den Kopf warf. Der aber nie — auch in seinen besten Stunden nicht — die Kraft gewann, den Unbefangenen, Leidenschaftslosen, nicht von vornherein ihm Anhangenden mit fortzureißen. Ein ehrlicher Fanatiker, ein tapferer Soldat; aber in seines Wesens tiefstem Grunde immer ein eifernder Philister, der nie sich über die Dinge erhob und dem auch an der Spitze einer der gewaltigsten Bewegungen der Menschheitsgeschichte (denn das bleibt die Aufwärtsbewegung des vierten Standes auf alle Fälle) nicht die Fähigkeit ward, historisches Werden zu erfassen und das Menschliche in ihm menschlich zu werten.

In diesem Urteil, das dem jungen Adepten schon in Umrissen vor der Seele schwebte, bin ich durch Bebels Memoirenwerk nur bestärkt worden. Eugen Richter ist Zeit seines Lebens ein unliebenswürdiger, den Fremden unzugänglicher Mensch gewesen. Aber seine Memoiren — die Jugenderinnerungen so gut wie die aus dem alten Reichstag — gehören zu den liebenswürdigsten Büchern dieser Literaturgattung. Von Bebel sind mir viele menschlich sympathischen Züge berichtet worden; aber seine Lebenserinnerungen sind eine wahrhaft entsetzliche Lektüre. Nicht so der erste Band, der Kindheit und Jugend behandelt und manchen freundlichen Zug bewahrte. Dafür weist der kürzlich erschienene (Aus meinem Leben. Stuttgart 1911, Dietz Nachf.) so ziemlich alle Merkmale auf, die an Bebel, dem politischen Redner, verstimmten. Erst schlägt er auf einhundertvierunddreißig Seiten den toten Jean Baptist von Schweitzer noch einmal tot; immer wieder von neuem, als könnte der in Unglück und Gebrochenheit Hingegangene je erwachen und Herrn Bebel die Herrschaft über die deutsche Arbeiterschaft abermals streitig machen. Und vermag trotz solchen staatsanwaltschaftlichen Eifers dem Unvoreingenommenen doch nicht die Verurteilung Schweitzers abzuzwingen. Denn was er gegen ihn vorbringt, um Schweitzers Käuflichkeit zu erhärten, sind entweder beweislose Behauptungen, die Gustav Mayer in seiner vor Jahr und Tag von mir hier angezeigten Untersuchung bereits abgetan hat oder es ist alberner Klatsch, wie die Geschichte von den Sektgelagen bei Kroll und dem demimondainen Verkehr in den Berliner Nachtlokalen. Aber diese philisterhafte Moralinsäure durchzieht das ganze Buch, das daneben noch einige dreihundert Seiten enthält. Bebel hat selbst gefühlt, daß er so kein eigentliches Memoirenwerk geliefert hat. Er entschuldigt sich in der Vorrede: Der Stoff sei ihm über den Kopf gewachsen und es sei eigentlich eine Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bis zum Sozialistengesetz geworden. Was Bebel bietet, ist ein unübersichtliches Durcheinander von Kongreß- und Versammlungsberichten; verstaubte Resolutionen werden aus dem Schutt gezogen und Reden, die er da und dort einmal gehalten, sorgfältig aufgeführt. Aber weder die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie wird einem dabei klar, noch die eigene des Erzählers. Dabei bewahrt der im Kleinen eitle Mann doch für allerlei Unbeträchtlichkeiten ein seltsam treues Gedächtnis. So berichtet er uns mit schmunzelndem Behagen, daß auf einer Festivität des Berliner Schneidervereins zu Anfang der siebziger Jahre er bei der Damenwahl der Umworbenste von allen gewesen. Und noch heute, nach rund vierzig Jahren, zürnt der Humorlose den Leipzigern, daß anno 71 auf einer Vorstadtbühne eine Posse „Nebel und Piepknecht“ aufgeführt worden ist.

Dr. Richard Bahr



Die Kunst des Zuhörens

Von der Kunst des Redens, so plaudert ein Mitarbeiter der „Straßburger Post“, weiß und lehrt man mancherlei. Zu einer Rede gehören aber überall mindestens zwei: einer, der redet, und einer, der zuhört. Daß auch das rechte Zuhören eine Kunst ist, wissen nicht viele Menschen, und noch geringer ist die Zahl der wirklichen Künstler des Zuhörens. Um sich von der unerfreulichen Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, braucht man nur einmal sich selbst und andere beim Gespräch unter dem Gesichtspunkt des rechten Zuhörens zu beobachten: man wird über die Barbarei erschrecken, die sich hier breitmacht. Unter zehn Gebildeten — wirklich Gebildeten — ist oft kaum einer, der es fertig bringt, einen Menschen, der mit ihm redet, auch ausreden zu lassen. Man denke sich aus, wie die genaue stenographische oder phonographische Reproduktion einer gewöhnlichen und unbefangenen Unterhaltung aussehen müßte! Die Anstandsregel, einen Redenden nicht ohne Not zu unterbrechen, bedeutet aber nur eine äußere Minimalforderung; die eigentliche Schwierigkeit der

Aufgabe beginnt erst jenseits dieser Grenze. Sie besteht darin, den Redenden nicht nur sprachlich zu voller Geltung kommen zu lassen, sondern auch dem Ganzen seiner Meinung und seiner Absicht — es handelt sich nur um Leute, die wirkliche Meinungen und wirkliche Ansichten haben — mit der ihr gebührenden Achtung und Sorgfalt entgegenzukommen. Nur diese Achtung und Sorgfalt erzeugt die Atmosphäre von Frische und Wohlbehagen, in der sich eine geistige Person darstellen und andere Personen zu gleichem höchsten Tun anregen kann. Was hier verlangt wird, ist nun nichts mehr und nichts weniger als der Besitz einer abgerundeten Lebensansicht und einer in sich vollendeten Begriffskultur, und damit verstehen wir, weshalb die wahren Künstler des Zuhörens so selten sind. Nur wer selbst einen festen Standpunkt in der geistigen Welt einnimmt und imstande ist, diesen Punkt begrifflich klar zu bestimmen (von seiner Weltanschauung und von jedem ihrer einzelnen Teile sich und anderen Rechenschaft zu geben), wird fremden Standpunkten und Denkungsweisen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der beschränkte Mensch — und dieser ist die Regel, der umfassende aber ist die Ausnahme — hat sozusagen seinen geistigen Dialekt. Er wird mit Staunen auftauen, wenn er diesen Dialekt von einem Menschen verstanden fühlt und geredet hört, der nicht seinesgleichen ist. Zu dem Verstehen eines geistigen Dialektes gehört aber, daß man mehr verstehe als nur ihn — und hierin liegt die Ursache, weshalb der beschränkte Mensch inmitten seines alltäglichen Umgangs ein solches „Auftauen“ nicht erlebt. Nur die Liebe und die Freundschaft wird ihm unter glücklichen und seltenen Umständen etwas Ähnliches verschaffen. Dem großen Lessing wird nachgerühmt, daß er die Fähigkeit besaß, jeden Menschen durch sein bloßes Zuhören zum geistvollen Sprecher zu machen. Ihm darin gleich zu sein, kann von uns Bürgern des Alltags nicht verlangt werden. Darum handelt es sich aber auch nicht, sondern nur um die Anzeigung einer Aufgabe. In der Tat gibt es auch innerhalb des Mittelmöglichen unendliche Etappen zu jenem Ziel, und wer die Spannweite eines objektiven Geistes vom Range Hegels (auch dieser war einer der erlesenen „Zuhörer“) nicht aufbringt, wird doch einstweilen in der Bescheidenheit, dieser Urtugend alles Wissens und Verstehens, Erhebliches leisten können. So beruht auch das laute Wesen, das die Menschen nicht zum Zuhören kommen läßt, auf einer gewissen Angst, ohne es nicht zur Geltung zu kommen, welche das lächerliche Gegenteil der Bescheidenheit ist. In dem bescheidenen Menschen wird sich eben vermöge seiner inneren Stille unvermerkt eine sehr substantielle Erfahrung ansammeln, und wenn er sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, wird man eines Tages von ihm rühmen, daß gut mit ihm reden sei, weil er gut zuhöre.

Das Gorgonen- oder Medusenhaupt

Zu ebenso überraschenden, wie wohlbegründeten Ergebnissen gelangt Dr. Th. Zell in einem soeben erschienenen Buche: „Wie ist die auf Korfu gefundene Gorgo zu vervollständigen?“ (Berlin 1912, Borussia.) Prof. Dr. K. F. Jordan teilt daraus in der „Kreuzzeitung“ mit:

Die bisherige Ansicht über das Schrecken und Grausen erregende, ja den Anschauenden versteinernde Antlitz der Gorgo oder Meduse ging dahin, daß es als ein Symbol aufzufassen sei, die Sage von ihm kein wirkliches, bestimmtes Ereignis betreffe, sondern der dichterischen Phantasie des Griechenvolkes entsprossen sei, das einen Naturvorgang bzw. eine Naturerscheinung damit umkleidete. Diese Auflösung aller Sage und zum Teil auch der Geschichte in Symbolik, die aus der Masse des Volkes geboren sein soll, ist ja ein in der Gegenwart sehr beliebtes Verfahren. So soll, um nur ein Beispiel herauszugreifen, Siegfried die Sonne oder der Frühling sein, der den Winter bezwingt; und nicht nur ein vorgeschichtliches Ereignis, sondern über-

haupt jeder tatsächliche menschliche Vorgang wird geleugnet, der der Siegfriedsage als Bestandteil zugrunde liegen könnte. Daß es sich hier um einen die Größen in der Menschheit nivellierenden Zug handelt, wird durch die gelegentlich scherzweise geäußerte Befürchtung bestätigt: man könne nach hundert Jahren dazu kommen, auch die wirkliche Existenz eines Napoleon oder eines Bismarck zu bestreiten und sie als mythische Erscheinungen symbolisch aufzufassen. Und wenn in der neuesten Gegenwart sogar die gewaltige Person Jesu, in dem sich eine neue Geisteswelt, aus göttlicher Offenbarung geboren, konzentrierte, geradezu zu verflüchtigen gesucht wird und die Schöpfung seiner Lehre, die uns die Neugeburt des Menschen — d. h. eine höher geartete Stufe der Gattung Mensch — vor Geist und Seele führt, auf die vieltausendköpfige Menge der Durchschnittsgeschöpfe „Mensch" übertragen wird, so zeigt sich auch hier nichts anderes als die Sucht des Nivellierens, das liberalisierende Trachten, alles als gleich anzusehen und als gleich zu werten. Im Gegenteil liegt die Wahrheit: eine Entwicklung gibt es nur, wenn wirklich Neues hervortritt, das sich bedeutsam und wesentlich von dem Früheren und Vorhandenen abhebt.

Doch ich kehre zur Gorgo zurück. Zwei Ansichten betreffs ihrer Deutung hatten sich bisher geltend gemacht: nach der einen sollte sie den Mond, nach der anderen das Gewitter personifizieren. Dr. Zell nimmt einen völlig abweichenden Standpunkt ein. Er vertritt die Meinung, daß der Gorgosage eine menschliche Tat, und zwar in Gestalt eines Aufsehen erregenden Jagdabenteuers, zugrunde liegt: Perseus überwindet ein bis dahin als unbesiegbar geltendes, überall, wo ihm Menschen entgegentraten, Schrecken verbreitendes Ungeheuer.

Welches Wesen ist dieses Ungeheuer? Wer ist die Gorgo? Zell antwortet: Der Gorilla! — Im ersten Moment mag diese Auffassung überraschen; treten wir indes den Gründen näher, die Zell, als Naturforscher auf Beobachtung fußend, dafür ins Feld führt, so kommt eine befreiende Erkenntnis über uns. In eingehender, aber stets fesselnder Weise geht Zell die Einzelheiten der Körpergestalt des Gorilla, besonders des Kopfes sowie seiner Lebensweise durch und weist nach, daß überall, zum Teil verblüffende, Übereinstimmungen mit dem, wie die Gorgo dargestellt ist, oder was über sie die Sage berichtet, in die Augen springen. Der kurze Hals, das runde Gesicht, die fast kreisrunden Augen, die dickwulstigen Lippen, die raubtierartigen Eckzähne, die vier quadratförmigen Schneidezähne, die abstehenden Ohren, die platte Nase — alles paßt zur Gorgo; die herabgezogene Unterlippe — halt! hier macht Zell eine geradezu verblüffende Entdeckung: solche Unterlippe findet sich ja nicht bei der Gorgo, sondern statt dessen wird das Gorgohaupt mit vorgestreckter Zunge dargestellt; aber diese Zunge zeigt sich bisweilen unter den Zähnen des Unterkiefers, worüber die Gelehrten der Philologie und Archäologie sich nicht klar werden konnten. Sie schoben diese naturwidrige Darstellung daher auf den Mangel an Kunstfertigkeit, während Dr. Zell gerade hierin die Genauigkeit der Künstler erkennt, denn das fragliche Gebilde ist gar nicht die Zunge, sondern die Unterlippe! Ferner entspricht der sogenannte Knielauf der Gorgo der typischen Fortbewegung des Gorilla; sein entsetzliches Gebrüll, sein wutverzerrtes Aussehen, sein Leben im dichten Urwald, und zwar im fernen Libyen, und selbst sein Name weisen mit überraschender Deutlichkeit auf die Gorgo hin. Was letzteren betrifft, so setzt Dr. Zell auseinander, daß der Name des Gorillas, der einem Reisebericht des Karthagers Hanno aus dem 6. oder 5. Jahrhundert vor Chr. entstammt, auf einem Mißverständnis beruht und eigentlich „Gorgadas" lautet. In großen griechischen Buchstaben geschrieben (= *ΓΟΡΓΑΔΑΣ*), konnte dieses Wort nämlich durch einen Fehler beim Abschreiben leicht in *ΓΟΡΙΛΛΑΣ* (Gorillas) übergehen. „Gorgadas" aber, also der eigentliche Name des Gorillas, ist zugleich eine von der alten Mythologie öfter angewandte Bezeichnung für die Gorgonen!



Staaten mit Frauenstimmrecht

Mit der Einführung des Frauenstimmrechts soll ja wohl überall das goldene Zeitalter anbrechen. Dieses herrscht auch schon, wie eine Frauenrechtlerin kürzlich „festgestellt“ hat, in den vier nordamerikanischen Staaten, wo Frauen die gleichen Rechte genießen wie die Männer: Wyoming (seit 1869), Kolorado (seit 1894), Utah (seit 1895) und Idaho (seit 1896). Wie steht es damit in Wirklichkeit? Ein sozialwissenschaftlicher amerikanischer Schriftsteller, Richard Barry, hat, wie Prof. Dr. Sigismund in der „Umschau“ mitteilt, diese Frage geprüft. Was Moral und Bildung anbetrifft, so weist Barry zunächst nach, daß in dem Frauenstaate Kolorado in den Jahren 1905/06 der staatlichen Besserungsanstalt 67 Kinder überwiesen wurden, 1907/08 war diese Zahl auf 197 gestiegen! Der Polizeichef von Denver räumt ein, daß die Verbrechen Jugendlicher in beunruhigender Weise zunehmen, und H. Summer kann die Tatsache nicht verschweigen, daß selbst von Anhängern des Frauenstimmrechts 7 v. H. Männer und 3 v. H. Frauen diesem Rechte eine üble Einwirkung auf Haus und Kinder zuschreiben. In den Frauenstaaten Wyoming und Kolorado kommt auf 118 bzw. 60 Einwohner je ein analphabetisches Kind, in dem dünn bevölkerten Männerstaate Oregon erst auf 240, und der Männerstaat Nebraska hat nur halb so viel analphabetische Kinder wie Kolorado, obgleich er doppelt so viel Einwohner zählt. Barry kommt zu dem Ergebnis, daß die Kinder in den Frauenstaaten schlechter geschützt sind als in den anderen. Nicht viel besser steht es mit der öffentlichen Sittlichkeit. Die Zahl der unehelichen Geburten nimmt in Denver bedenklich zu, die freie Liebe gewinnt immer mehr Anhängerinnen. Dürfen wir uns da wundern, wenn wir hören, daß das Band der Ehe in den vier Frauenstaaten genau so locker ist wie in den übrigen Staaten der Union? Sie erschweren nicht etwa die Scheidung, sondern erleichtern sie in jeder Weise. Als Scheidungsgrund erscheint z. B. „geistige Grausamkeit“, und einem Manne wurde es als „geistige Grausamkeit“ angerechnet, daß er beim Frühstück nicht mit seiner Frau gesprochen hatte!

Friedrich der Große und das Volk

Kurz vor seinem Tode, erzählt der Hof- und Garnisonprediger Friedrich Ehlert, der vom Freiherrn vom Stein an Friedrich Wilhelm III. empfohlen worden war, in einer 1842 erschienenen Schrift („Charakterzüge und Fragmente aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III.“), traf Friedrich der Große seinen Großneffen Friedrich Wilhelm III. im Park von Sanssouci. Er zog aus der Rocktasche eine Lafontainesche Fabel und forderte den Prinzen auf, ihm dieselbe zu übersetzen. Als der Knabe diesem Wunsche nachkam und, nachdem er mit seinem Großoheim auf einer Bank sich niedergelassen hatte, sehr geläufig die Fabel aus dem Französischen ins Deutsche übersetzte, erheiterte sich, wie Friedrich Wilhelm III. seinem Biographen erzählte, das bis dahin so ernste Gesicht Friedrichs des Großen. Doch lassen wir Friedrich Wilhelm III. selbst berichten: „So ist's recht,“ sagte mein Großoheim zu mir, „lieber Fritz, nur immer aufrichtig und ehrlich. Werde du etwas Tüchtiges. Ich bin am Ende meiner Carrière, mein Tagewerk ist bald absolviert. Doch fürchte ich, daß es nach meinem Tode pêle-mêle hergehen wird. Denn überall liegen Gärungsstoffe.“ Und indem er auf eine Pyramide in unserer Nähe wies, fügte er hinzu: „Sieh dir diese Pyramide genau an, lieber Fritz! Die höchste Spitze überschaut und krönt das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von dem Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebt und dir vertraut, nur dann kannst du stark und glücklich werden!“ Er reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!“ Es war das letztemal, daß ich ihn sah.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die gerettete Theologie

(Vgl. den Aufsatz „Theologie und Radiologie“, Heft 2, XIV. Jahrg.)

Wir lächeln heute über den Eifer und die ehrliche Anstrengung, womit einst die Juden zur Zeit des Philo sich bemüht haben, die wissenschaftliche Gleichwertigkeit, wenn nicht Überlegenheit ihrer Theologie gegenüber der griechischen Philosophie darzutun. Vor den absurdesten Sophistereien in Allegorese und Exegese schreckten sie nicht zurück, wo es galt, die Ehre ihrer Religion in den Augen der gebildeten Griechen und Römer zu rehabilitieren. Freilich, ihrer Religion haben sie damit nichts genützt, dafür aber ihrer Theologie einen Schaden zugefügt, an dem ihre Erbin, die christliche Kirche, noch heute krankt: durch sie ist die verhängnisvolle Verkennung des spezifischen Charakters des Religiösen und seine Vermengung mit Philosophie und Wissenschaft in die Welt gesetzt worden!

Mit diesen Bemühungen der alten Juden und vieler urchristlicher Apologeten scheint mir der Versuch von Dr. Lanz im Türmer eine ganz verzweifelte Ähnlichkeit zu haben. Freue dich, ehrwürdige Mutter Theologie: dir ist ein Retter und Anwalt erstanden mitten unter deinen Verächtern! — Doch halt! Sehen wir uns diesen Retter zuerst etwas näher an und fragen wir uns: Wird dieser Galvanisierungsversuch deinen Wert und deine Lebensfähigkeit auch wirklich zu heben vermögen?

Herr Dr. Lanz will uns also mit Entfaltung eines schrecklich gelehrt aussehenden theozoopsychophysiologischen Apparates beweisen, daß alle Mythologie, alle theologische Spekulation, ja im Grunde alle Religion ihre Wurzel in einer, freilich im Embryonalen steckengebliebenen Lehre von der Elektrizität und radioaktiven Strahlen habe, mit einem Wort: elementare Physik und Radiologie sei.

Herr Dr. Lanz hätte sich die Aufgabe, zu beweisen, daß viele Götter mit Gewitter, mit Blitz und Donner in Verbindung standen oder noch stehen, und daß auch Jahwe, dem Gotte Israels, der Blitz als Emblem beigelegt worden ist, bedeutend erleichtern können, wenn er das Resultat der modernen Theologie akzeptiert hätte, die zugibt, Jahwe als der Gott des Vulkanberges Sinai manifestiert sich ursprünglich in der Feuersäule, in der von Blitzen durchzuckten Vulkanwolke, im Erdbeben, im brennenden Erdgas (Dornbusch Mosis), im Gewitter. — Die von Dr. Lanz zitierten Stellen sind aber zum Teil so wenig überzeugend, daß er sich sehr hüten sollte, gestützt auf sie solch weitgehende Hypothesen aufzubauen! Wer z. B. auch nur ein wenig die bilderfreudige, alles personifizierende Sprache des Alten Testamentes studiert hat, wird in dem Ausdruck Deut. 32, 41: „Wenn ich den Blitz meines Schwertes geschärft habe ...“, wenn er nicht in seinem Entdeckereifer von jedem „Blitz“ elektrisiert wird, unter keinen Um-

ständen ein besonders hervorragendes Beispiel für die elektrische Wirksamkeit Jahwes finden. Darum halte ich es für ganz korrekt, wenn Kautzsch den Ausdruck mit dem ganz neutralen „blitzendes Schwert" übersetzt. Damit will ich, wie gesagt, gar nicht bestreiten, daß wirklich Jahwe sehr oft mit dem Blitz in Verbindung gebracht worden ist. Jede Bibel-Konkordanz liefert dafür Dutzende von Belegen. Dazu braucht man sich durchaus nicht auf solch ungewisse Argumente wie Jes. 40, 7, Ez. 1, 14 oder Gen. 32, 25 zu stützen. Mit der letzten Stelle aber hat es eine ganz besondere Bewandtnis, die klar zeigt, daß man doch nicht überall gleich Elektrizität zu wittern braucht.

Der Gott am Jabbok ist ursprünglich ein Flußgott. Durch den Übergang in seiner Ruhe gestört, überfällt er den Jakob, ringt mit ihm und wurde, worauf verschiedene Anzeichen schließen lassen, in der ursprünglichen Fassung von Jakob besiegt. (Die Gottheit sagt zu Jakob: „... du hast mit Gott ... gekämpft und bist Sieger geblieben ...") Der Mythus bildete sich sekundär als Erklärung des rituellen Brauches der Israeliten, gewisse Fleischstücke am Schenkel des Opfertieres nicht zu essen, und zugleich aus einer volkstümlichen Etymologie vom Namen „Jabbok" auf „âbak" = ringen. Man hat sich den Vorgang gar nicht als ein geheimnisvolles „Berühren", sondern ganz massiv als einen Ringertrick vorzustellen, wie ihn die handfesten Nomadensöhne oft im Kampfe werden angewendet haben: ein Schlag auf eine gewisse empfindliche Stelle des Schenkels, was, nota bene, nicht eine Lähmung, sondern eine regelrechte Verrenkung herbeiführte. So übersetzen denn auch alle guten wissenschaftlichen Verdeutschungen nicht mit „berühren", sondern mit „schlagen". Von einem elektrischen Schlag (der also von Jakob auf den Gott ausgegangen sein müßte!) kann hier nicht die Rede sein.

Herr Dr. Lanz geht aber in seiner Entdeckerfreude noch weiter: er findet in Deut. 32, 39 die endgültige Zusammenstellung der elektrischen Wirkungen der Gottheit! Ist man wirklich gezwungen, in diesem Spruch, der doch einfach die Allmacht Jahwes und schlechthin die Abhängigkeit der Menschen ausdrücken soll, nur die Manifestationen der Gottheit auf rein physischem Gebiet und auch hier wieder nur auf einem ganz eng begrenzten Raum zu sehen? Gewiß nicht! Jahwe, der sein Volk aus tausend Gefahren errettet, der es durch Meere und Wüsten geführt hat, der seine Feinde mit Seuche und Erdbeben, mit Hungersnot und Krieg heimgesucht hat, ist viel zu allseitig, nur dieser einen Kraft sich zu bedienen, um seine Macht zu beweisen!

Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Radiologie und der „animalischen Elektrizität", von denen uns Dr. Lanz im weiteren erzählt, sind ja an und für sich ganz interessant (genugsam bewiesen sind sie freilich nicht), aber was in aller Welt hat denn z. B. ein elektrogalvanischer Froschschenkel von Bose mit den Wirkungen der innersten geistig-religiösen Kräfte eines Menschenherzens zu tun? Ist es nicht, als ob man auf einer Trommel den Eindruck einer Beethovenschen Sinfonie erklären wollte? Auch zu der uns in Aussicht gestellten Messung und zu der Behauptung, durch geistige Arbeit werde die Einflußfähigkeit eines Menschen auf seine Umgebung gesteigert, wage ich ein bescheidenes Fragezeichen zu setzen. Nach dieser Theorie müßten also hervorragend gelehrte Menschen, wie z. B. Herr Dr. Lanz, infolge ihrer durch intellektuelle Arbeit erworbenen Lebenskräfte ganz besonders dazu disponiert sein, auf Geist und Körper ihrer Mitmenschen einzuwirken. Den Beweis dafür ist uns Herr Dr. Lanz noch schuldig! Wie aber erklärt er sich denn von seinem Standpunkte aus die große und unleugbare Wirkung, die Jesus ausübte, der ungebildete Zimmermannssohn, der seine Gedankenkräfte nicht an spitzfindigen theologischen Problemen „gekräftigt" hat, oder gar die Wirkungen seiner Jünger, jener schlichten Fischer und Bauern, die wohl alles mehr als Intellektualisten waren? Nicht auf Grund ihrer größeren Lebenskraft, die sich galvanometrisch messen läßt, nicht als Hellseher mit atavistischer Veranlagung sind sie das geworden, was sie geworden sind! Nein, gerade ihre einfältige Geistesart, die ganz erfüllt war von der einen genialen Gewißheit ihrer Gotteskindschaft, hat sie hingerissen zu jenem „furor Dei", in welchem sie sich von der höchsten Macht durchströmt und getragen fühlten!

Auch in den folgenden Ausführungen hat Herr Dr. Lanz vieles sehr hübsch deduziert, aber die Konstruktion, das von Anfang an fertige Resultat versteckt sich nur schlecht hinter den einzelnen „Beweisen".

So ist z. B. gerade der Satz, daß alle Völker an die ursprüngliche Gottähnlichkeit des Menschen glaubten, einfach eine ad usum konstruierte „Wahrheit" des Autors, die er sicher nicht belegen könnte! Und wenn dem doch so wäre? Ließe sich das Phänomen wirklich nicht anders erklären? Was die Menschen selbst sich als höchstes Gut wünschen, das legen sie ihren Göttern als Attribut bei. Es würde wohl niemand in den Sinn kommen, daraus, daß die Götter als fliegend oder doch schwebend vorgestellt werden, auf ein ursprüngliches Fliegvermögen der Menschen zu schließen. Warum sollte es sich in bezug auf das Hellsehen unbedingt anders verhalten? Daß sich aber die Menschen seit frühester Zeit einen hellen Einblick in die ungewisse Zukunft ebenso wie ewige Jugend oder ewiges Leben gewünscht haben, läßt sich sehr leicht begreifen (vgl. Gen. 2 und 3).

Mag es nun mit dem „Zyklopenauge" eine Bewandtnis haben, wie es will, sicher glaube ich behaupten zu können, daß das christliche Gottessymbol mit dem elektrooptischen Parietalauge nicht das geringste zu tun hat! Das Zeichen tritt in der christlichen Kirche nicht vor dem fünften Jahrhundert auf. Ursprünglich war es wohl nicht christlich, sondern das Zeichen einer orientalischen Himmelsgottheit. Die Sonne galt als das Auge des Himmelsgottes; wo er das andere Auge oder gar wo er Nase, Mund usw. habe, danach fragte das naive und durchaus nicht logisch denkende Volk nie. Die Strahlen, die Herr Dr. Lanz so gern als elektrische Strahlen ansprechen möchte, sind simple Sonnenstrahlen! Dieses Sonnenauge als Symbol des Himmelsgottes hat also die christliche Kunst mit andern heidnischen Symbolen übernommen und hat es, wenn mich nicht alles täuscht, durch das bekannte gleichschenklige Dreieck ihrer Auffassung vom dreieinigen Gott angepaßt. — Gar nun aus der Einzahlform in der Bibel auf die Ansicht vom einen Auge Gottes schließen zu wollen, ginge wohl zu weit, besonders da man dann der Gottheit konsequentermaßen auch Einarmigkeit, Einhändigkeit und, horribile dictu, Einfingrigkeit zuschreiben müßte.

Ganz oberflächlich scheint es mir, das Geheimnis eines religiösen Genius wie Moses oder Jesus mit dem Schlagwort „Atavismus" abtun zu wollen. Und geradezu erstaunlich ist die „wissenschaftliche" Art, mit der Dr. Lanz die Abnormität Jesu zu belegen sucht! Sollte er wirklich noch nichts davon gehört haben, daß dieses sein Zitat (Jes. 53, 2): „Er hatte weder Gestalt noch Schöne" keine messianische Stelle ist und auf Jesus durchaus nicht angewendet werden darf? Oder, wenn er unbedingt an der Echtheit dieser sog. Weissagungen festhalten will, was sagt er dann zu folgender messianischen Stelle (Ps. 45, 3): „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern"? Es ist ja wohl nicht zu bestreiten: oft bildet sich geistige Innerlichkeit auf Kosten des äußeren Menschen. Aber es scheint mir doch, hier Zusammenhänge mit einem ursprünglichen elektrischen Organ zu suchen, dazu haben wir zum mindesten keinen zwingenden Grund.

Ich will auf die Untersuchungen von Dr. Lanz, die sich auf das Gebiet des reinen „Aberglaubens" einlassen, nicht näher zu sprechen kommen. Immerhin zweifle ich stark, ob beglaubigte Fälle von Verschauen oder von „impotentia ex malefico" wirklich vorgekommen sind.

Und nun noch das neue Christusbild, das uns Dr. Lanz geschenkt hat! Jesus nannte sich selbst das „Licht". Wenn er heute leben würde und bei Dr. Lanz über Radiologie oder Elektrizität gehört hätte, würde er wohl schöner und gelehrter sagen: Ich bin die elektrische Kraftzentrale! Hat denn aber derselbe Jesus sich nicht auch ebenso nachdrücklich das „Wasser des Lebens", das „Brot des Lebens", den „Weg" und die „Wahrheit" genannt? Hat er nicht zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr seid das Salz der Erde"? Nur wer, wie der Autor, die farbenreiche Bildersprache der Bibel mit der Brille des voreingenommenen Naturwissenschaftlers betrachtet, kann zu solch monströsen Resultaten kommen da, wo eine „unlogische" Denkweise

um den adäquaten Ausdruck für das Höchste, für das religiöse Erlebnis ringt! — Ähnlich verhält es sich mit den Geistesflammen am Pfingstfest: sie sind ein unvollkommenes Bild wie die Taube oder der Sturmwind für die an sich unaussprechliche Natur des Heiligen Geistes.

Wie genial ist nun das neue Bild Jesu! Er war Hellseher, Wahrsager, Gedankenleser, stand im Bunde mit überirdischen Kräften und hat diese seine elektrische Hochspannung unter anderem auch einmal an einem armen Feigenbäumlein ausgelassen! Eine ärgere Verkennung des spezifisch Religiösen ist mir noch selten zu Gesicht gekommen. Wenn man die ehrliche Absicht, Retter der Theologie zu sein, nicht herausspüren würde, man wäre wahrlich versucht, vom Gegenteil zu sprechen!

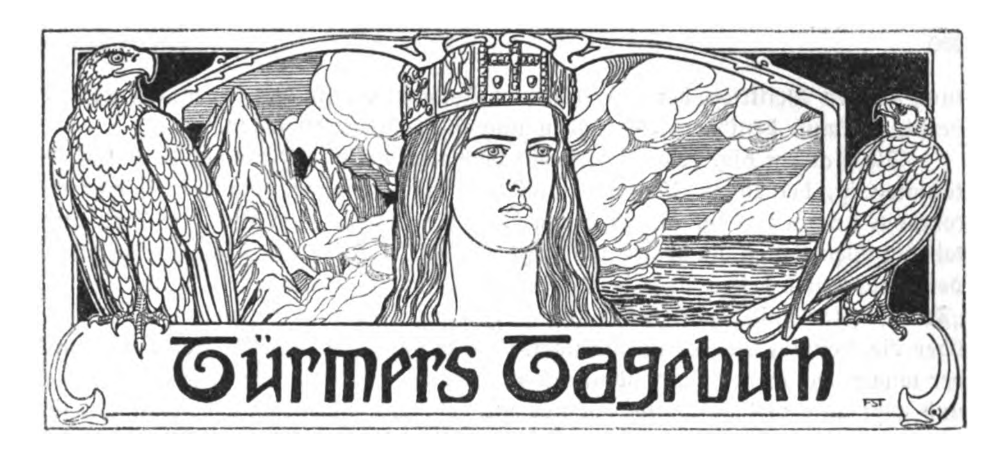
Die Heilungen aber, die Jesus bewirkte, und die wir als historisch annehmen dürfen, waren sämtlich Heilungen oder Besserungen von Geisteskranken, von hysterisch Gelähmten, kurz, von „Besessenen". Die Jesu zugeschriebenen Totenauferweckungen und Heilungen von Aussätzigen usw. sind Märchen, wie sie sich um jeden Heiligen in der Phantasie seiner begeisterten Verehrer gebildet haben.

Zufällig finde ich bei Lhotzky („Vom Erleben Gottes") folgende Stelle: „Man darf nicht glauben, Jesus oder irgend jemand in der Schrift habe etwa magische oder hypnotische Kräfte durch Handauflegen ausgeströmt und damit geheimnisvolle Wirkungen ausgeübt. Seine Mitteilung war eine innere Gemeinschaft im Geiste, der als höchstes und verborgenstes Sein des Menschen belebend, erlösend, beseligend auf die Umgebung strahlte. Das geschah oft ganz unbewußt und unbeabsichtigt!"

Wahrhaftig, wir hatten nicht nötig, auf die Enthüllungen des Herrn Dr. Lanz zu warten, um „in den alten Theologien" im tiefsten Sinne des Wortes „geoffenbarte Weisheit" zu finden!

O. L. Wiesmann





Bismarcks Erben · Wahljammer · Realpolitiker und Ideologen

Wir vergessen schnell, aber die Erfahrungen und Erlebnisse, die Lehren des vorjährigen Sommers werden wir — trotz allen Wahllärms — nicht so bald vergessen. „Die Stimmung im deutschen Volke", so durfte ihr Professor Zorn in der „Köln. Ztg." Ausdruck geben, „ist tiefernst, und gegenüber dem tiefen Ernst dieser Stimmung, der ins fernste Bergdorf reicht, in bezug auf die äußere Weltlage, sind selbst die Reichstagswahlen, mögen sie ausfallen, wie sie wollen, fast ein Kinderspiel zu nennen." Nun stehen wir Deutsche ja „in der großen welthistorischen Krisis dieser Zeit mit reinem Gewissen vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte. Wir haben endlich durch 1866 und 1870 die nationale Einheit und Kraft gewonnen, die England und Frankreich bereits seit Jahrhunderten besaßen; auf diese nationale Einheit und Kraft haben wir den gleichen welthistorischen Anspruch wie die Völker der Franzosen und Engländer. Wir begehren nichts, als diese Existenzbedingungen unseres Daseins zu erhalten und auszugestalten. Daß wir Frieden wollen, haben wir vierzig Jahre lang der Welt bewiesen und haben den lebhaften Wunsch, im Frieden mit der Welt fortzuleben. Aber um unsere nationale Einheit werden wir, wenn es notwendig ist, auch den Kampf mit der ganzen Welt nicht scheuen und stellen uns selbst in diesem Kampfe, wenn es unvermeidlich ist, vor die Alternative: Sieg oder Untergang. Und nach den Erfahrungen dieser letzten Zeit ist es ein selbstverständliches Erfordernis, daß unsere Wehrmacht in Heer und Flotte jede Stärkung erfährt, die nur irgend möglich ist ... Wir haben England auch nicht den mindesten Grund gegeben zu seinem Vorgehen; dies Vorgehen aber hat das deutsche Volk als tief verletzend empfunden. Es ist mit Recht gesagt worden: so, wie die Dinge heute liegen, können sie nicht bleiben ... Der Weltkrieg, der kommen würde, würde ganz unaussprechliche Werte ethischer und materieller Art vernichten. Wir haben getan, was wir konnten — ja vielleicht schon mehr! —, um ihn zu vermeiden. Was nun zu geschehen hat, ist die Sache Englands ... Eine schwerere Verantwortung vor Gott und dem Weltgericht der Weltgeschichte, als die Verantwor-

tung für den Weltkrieg, der uns in diesem Sommer drohte und der uns heute noch droht, ist kaum denkbar. Wir haben nun nichts mehr zu sagen."

Nach außen hin. Nach innen hin doch mancherlei. Denn daß es dahin gekommen ist, bei einem Welterbe an Macht und Ansehen, wie dem Bismarcks, kommen konnte, hat die Meinung, daß die Schuld nicht nur der Schlechtigkeit der Welt, bösen Nachbarn und falschen Vettern aufzuhalsen sei, zur herrschenden, kaum noch bestrittenen in Deutschland gemacht. Man würde auch, wie die „Frankf. Ztg." mit Recht betont, sehr irregehen, wenn man die tiefe Verbitterung über die Leitung unserer auswärtigen Politik nur dem Marokko-Abkommen und der langen Dauer der Verhandlungen zuschreiben wollte: „Sie ist schon viel älter und geht auch viel tiefer; sie hat nur die gebotene Gelegenheit benutzt, um sich einmal ordentlich Luft zu machen. Die Klagen über die Mangelhaftigkeit unserer auswärtigen Politik richten sich im einzelnen gegen die Unzulänglichkeit unseres diplomatischen Personals, die Rückständigkeit unserer diplomatischen Methoden, das Fehlen einer festen, zielsichern, gleichmäßig friedlichen und doch ihrer Stärke sich bewußten Politik. Und die Klagen kommen dann zu dem Ergebnis: es sei gar nicht zu verwundern, daß Deutschland in der großen Politik überall zu kurz komme und hinter allen andern Weltmächten zurückstehen müsse.

Ein Rückblick auf die vierzig Jahre, in denen das Deutsche Reich besteht, und ein Vergleich mit den andern Weltmächten lehrt allerdings, daß das Reich nicht in dem selben Maße sich ausgedehnt hat wie die Staaten, mit denen es im Wettbewerb steht. In der ersten Zeit, bis zum Jahre 1885, war freilich von einer Weltpolitik Deutschlands nicht die Rede, und Fürst Bismarck konnte sich mit einer rein europäischen Politik begnügen. Auf Grund des Berliner Kongresses von 1885 haben wir einige Stücke von Afrika bekommen und sind so zur Erweiterung unserer Politik gedrängt worden. Aber was wir bekamen, war verhältnismäßig nicht viel und nicht sehr wertvoll; es mutete uns große Opfer zu, und wir mußten in der Verwaltung beträchtliches Lehrgeld bezahlen, weshalb man anfänglich für die Kolonialpolitik wenig Lust und Sinn hatte. Das alles ist im Laufe der Zeit besser geworden, aber noch der erste Nachfolger Bismarcks hat gesagt, wir kämen in die größte Verlegenheit, wenn uns jemand ganz Afrika schenken wollte. Seit dem Jahre 1885 hat Deutschland nur ganz geringfügige Erwerbungen gemacht. Es hat Helgoland bekommen, aber nur gegen Hingabe eines Teils seiner ostafrikanischen Besitzungen [nicht zu vergessen — Sansibar! D. T.]. Es erhielt Teile der Samoa-Inseln, es kaufte einige Südseeinseln, für die sich sonst kein Käufer fand; es pachtete Kiautschou und hat jetzt durch das Marokko-Abkommen einen Zuwachs [und was für einen! D. T.] an der Grenze von Kamerun erhalten. Das ist alles. Vergleichen wir damit, was unsre eifrigsten Mitbewerber in der Weltpolitik, Frankreich und England, in der selben Zeit sich zugelegt haben. Frankreich hat die Insel Madagaskar, das Kongo-Gebiet, Senegambien, Dahomey, Mauretanien, den ganzen Zentral-Sudan und neuerdings Marokko, ferner in Ostafrika einen Teil des Somalilandes und in Asien Teile von Siam erworben, zusammen ein Gebiet, das mindestens zehnmal größer ist als Frankreich selbst. Auch England hat

sich ungeheuer ausgedehnt. Es hat sich in den unbestrittenen Besitz von Ägypten gesetzt, es hat sich die Burenstaaten einverleibt, es hat den ägyptischen Sudan und das portugiesische Zentralafrika (Rhodesia) sich angeeignet, es hat in Ostafrika Uganda und Sansibar, in Asien Teile von Birma und die chinesische Pachtung Weihaiwei erworben, und gegenwärtig legt es Hand auf Südpersien und wichtige Teile Arabiens. Beide, England und Frankreich, haben jetzt viel mehr Kolonien, als sie unter normalen Bedingungen besiedeln und verwalten können; namentlich Frankreich, dessen Bevölkerungs- und Handelsziffern nicht wachsen, ist nicht imstande, seinen Kolonien mehr zu bieten als die militärische Eroberung und die politisch-wirtschaftliche Ausbeutung durch Beamte und Spekulanten, während Deutschland mit seinem riesigen Überschuß an Bevölkerung, an Tätigkeitstrieb und Organisationstalent sich mit unbedeutenden Strichen, sozusagen mit den Abfällen vom Tische der großen Kolonialreiche begnügen muß. Vornehmlich von diesem schreienden Mißverhältnis rührt es her, daß mancher Deutsche unmutig sich fragt, wozu wir denn die erste Militärmacht der Welt seien und jährlich nahezu anderthalb Milliarden für unsere Rüstung zu Wasser und zu Land aufwenden, wenn wir so zurückstehen, zu kurz kommen und beiseite geschoben werden sollen.

Die Antwort auf diese Frage kann nicht lauten, daß wir unsere Ansprüche durch einen großen Krieg hätten geltend machen sollen. Es gibt andere Mittel, durch die ein großes Volk sich durchsetzen und durch die es verhindern kann, daß es als ‚quantité négligeable' betrachtet wird. Das Deutsche Reich hat seit seiner Begründung den Beweis geliefert, daß es absolut friedlich gesinnt ist; es hat in vierzig Jahren nicht nur selbst keinen Krieg geführt, sondern auch zur Erhaltung des Friedens bei anderen Mächten wesentlich beigetragen. Seine Militärmacht ist eine ungeheure; es fürchtet keine einzelne Macht und fühlt sich sogar einer Koalition von Mächten gewachsen. Unsere Friedensliebe ist also kein Ausfluß der Schwäche; sie stützt sich auf sehr starke Gründe. Wie kommt es nun, daß wir trotz unserer unbestreitbaren Friedensliebe fast überall mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet werden, und zwar nicht bloß von den Großen, sondern auch von den Kleinen? Der Strom dieses Mißtrauens fließt aus verschiedenen Quellen zusammen. Die Völker vergessen in der Regel leicht, aber manchmal haben sie ein erstaunlich zähes Gedächtnis. Das Deutsche Reich ist durch drei große Kriege zustande gekommen; das haben die besiegten Dänen, Österreicher und Franzosen lange nicht vergessen können und haben es zum Teil heute noch nicht vergessen. Andere Völker, Holländer, Belgier und Schweizer, haben nur die Ereignisse von außen gesehen und sind von der Besorgnis ergriffen worden, daß das, was mit Eroberungen begann, auch mit Eroberungen sich fortsetzen werde. Die vierzig Jahre haben diese Befürchtung beträchtlich verringert, aber doch noch nicht ganz zerstreut. Fürst Bismarck legte wenig Gewicht auf die Zuneigung der Völker; er huldigte dem Grundsatz Caligulas: Oderint, dum metuant! Der Haß der Völker war ihm gleichgültig, wenn sie Deutschland nur fürchteten. Sein Ziel, die Befestigung der Macht des neuen Reiches, suchte Bismarck auf zwei Wegen zu

erreichen. Erstens schloß er Freundschaft und Bündnis mit denjenigen Mächten, bei denen dies möglich war; so schuf er zuerst das Drei-Kaiser-Bündnis mit Rußland und Österreich-Ungarn und dann, als dieser Bund über die orientalische Frage in Trümmer ging, das Bündnis mit Österreich-Ungarn, das sich durch den Beitritt Italiens zum Dreibund erweiterte. Aber auch so brach er die Brücke, die Deutschland mit Rußland verband, nicht ab, sondern schloß mit ihm den Rückversicherungsvertrag. Zweitens suchte er diejenigen Mächte, die er für ein Bündnis nicht zu gewinnen hoffen konnte, auseinanderzuhalten und zu verhindern, daß sie sich gegen Deutschland verbündeten. Während des Berliner Kongresses sagte Graf Schuwalow halb im Scherze, halb im Ernste zu ihm: ‚Vous avez le cauchemar des coalitions!' Bismarck leugnete nicht, daß die Verhinderung von Koalitionen seine größte Sorge sei. Wenn man die Politik, die er in den achtziger Jahren verfolgte, genau betrachtet, so findet man leicht, daß es sein Hauptbestreben war, England, Frankreich und Rußland zu isolieren und jede dieser drei Mächte in der Isolierung zu erhalten. Gegenüber Frankreich wechselte er einmal die Methode; in den siebziger Jahren betrieb er die Politik der ‚kalten Wasserstrahlen', die Frankreich in beständiger Furcht erhalten sollte, aber vom Berliner Kongreß an verwies er die Franzosen auf die Kolonialpolitik und unterstützte sie darin. Schon zum Kongreß von Madrid im Jahre 1880, der die Stellung der Ausländer in Marokko regelte, gab er dem deutschen Bevollmächtigten den Auftrag, in allem sich den Vorschlägen Frankreichs anzuschließen, und dann erleichterte er den Franzosen die Erwerbung von Tunesien, Tonkin und Madagaskar, ja er bot ihnen sogar Marokko an. Seine Hoffnung war dabei, die Franzosen würden sich durch die koloniale Eroberungspolitik, die ihren Ehrgeiz und Tatendrang befriedige, allmählich davon abbringen lassen, immer nur nach der Vogesengrenze zu blicken. Eine Hoffnung, die sich allerdings nicht erfüllt hat.

Man kann an der Politik Bismarcks mancherlei aussetzen, aber sie war wenigstens eine Politik; sie war ein wohldurchdachtes, umsichtig gehandhabtes und im ganzen auch erfolgreiches System. Die Verabschiedung Bismarcks machte diesem System ein Ende, ohne ein anderes, besseres an seine Stelle zu setzen. Die erste Tat des neuen Kurses war, daß der Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuert wurde. Ein Jahr darauf war die französisch-russische Allianz perfekt. Ein Dutzend Jahre später wurde die Entente zwischen Frankreich und England geschlossen, nach fünf weiteren Jahren verständigte sich England mit Rußland, und nun war die Triple-Entente fertig, auf die Deutschland überall stößt, wenn es in der Welt seine Arme recken will. Das ist das Ergebnis des neuen Kurses. Zwar zeigte er sich gegenüber Frankreich verschwenderisch liebenswürdig, aber ganz ohne Wirkung; zwar brach der Koalitionskrieg nicht aus, jedoch die Vogesenkluft wurde nicht überbrückt. Allerdings war die Lage Deutschlands auch aus anderen Gründen schwieriger geworden; die Weltpolitik stellte immer größere Anforderungen, und dazu bildete sich zwischen Deutschland und England ein Gegensatz heraus, den Bismarck nicht gekannt hatte, der sich aber allmählich verschärfte und sich schließlich in gefahrdrohender Weise zu einem Faktor ersten Ranges in der internationalen

Politik auswuchs. Dieser Gegensatz hatte verschiedene Gründe. Das Deutsche Reich war in der europäischen Staatenfamilie das jüngste Glied, das sofort gewisse Machtansprüche stellte und auch durchsetzte. Solche jungen Vettern sind bei den älteren Onkeln und Basen nicht beliebt. Dann kam der aufblühende Handel und die strebsame Industrie Deutschlands, durch die sich besonders England beeinträchtigt und benachteiligt fühlte. Endlich schuf sich Deutschland noch eine starke Flotte, in der England eine Bedrohung seiner Sicherheit und seiner maritimen Weltherrschaft erblickte. Aber der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands kann den Engländern kein Gegenstand des Hasses sein, denn sie sind im allgemeinen zu gute Kaufleute, um das Auftauchen einer Konkurrenz tragisch zu nehmen und um nicht zu wissen, daß sie mit uns ebenso gute Geschäfte machen wie wir mit ihnen. Auch die deutsche Flotte an sich kann ihnen kein Gegenstand des tödlichen Anstoßes sein, denn bei ruhiger Überlegung werden sie sich selber sagen müssen, daß ein großes Land mit einem so riesigen Welthandel wie Deutschland auch eine entsprechende Flotte haben müsse. Leider ist dieser Flottenstreit von Anfang an in unnötiger Weise verschärft und vergiftet worden, auf englischer Seite durch übertriebene Ängstlichkeit, Gespensterseherei und Hetzerei, auf deutscher Seite durch unvorsichtige oder wenigstens mißverständliche Äußerungen von höchster Stelle. Man kann das nicht oft genug wiederholen, denn hier liegt eine der Hauptursachen des Drucks, der auf den deutsch-englischen Beziehungen und infolgedessen auf der internationalen Lage überhaupt lastet. Wenn wir Deutsche uns einmal unvoreingenommen in die Stimmung der Engländer versetzen, so werden wir zugeben müssen, daß das Mißtrauen jenseits des Kanals nicht ganz ohne Grund ist; wenn wir solche Äußerungen aus dem Munde eines fremden Souveräns hören müßten, so würden wir auch stutzig werden und auf die Stärkung unseres Schutzes bedacht sein. Jetzt können wir den Engländern nur sagen, daß jene Äußerungen nicht so tragisch zu nehmen seien, denn wir haben schon längst die Erfahrung gemacht, daß den großen Worten keine großen Taten folgen; wir wissen, daß das Krüger-Telegramm, der Aufruf gegen die gelbe Rasse, die Rede von Damaskus, die Fahrt nach Tanger, die Sendung des ‚Panther' usw. nur äußerliche Gesten waren, die ohne entsprechende Folgen blieben, die aber allerdings die schlimme Wirkung hatten, daß sie auf der einen Seite Feindschaft und auf der anderen zuerst Hoffnung, dann aber, wie bei Buren und Mohammedanern, bittere Enttäuschung weckten, bei allen Unbeteiligten aber den Eindruck erzeugten, daß die deutsche Politik, wenn nicht gefährlich, so doch unverläßlich sei. In der letzten Zeit ist es allerdings insofern etwas besser geworden, als verfängliche Äußerungen der höchsten Stelle nicht mehr berichtet werden, aber wer da weiß, wie tief das Mißtrauen, wenn es einmal geweckt ist, in der Seele der Völker haften bleibt, der wird sich nicht darüber wundern, daß noch keine gründliche Besserung erzielt worden ist.

Hier ist eine der wundesten Stellen am Körper unserer auswärtigen Politik. Wir sagen den Engländern unaufhörlich: ‚Das deutsche Volk ist durchaus friedlich gesinnt und will mit England wie mit allen anderen Völkern in Frieden und Freundschaft leben!' Aber das macht auf sie keinen Eindruck, denn sie antworten

uns: ‚Wir glauben gerne, daß das deutsche Volk friedlich gesinnt ist, aber das deutsche Volk macht seine Politik nicht; diese wird an einer einzigen unverantwortlichen und unberechenbaren Stelle gemacht, und darum haben die Friedensbeteuerungen des deutschen Volkes für uns keinen praktischen, sondern nur einen platonischen Wert!‘ Was sollen wir darauf erwidern? Es ist zwar nicht richtig, daß der Kaiser allein die auswärtige Politik macht, denn für eine Kriegserklärung ist er an die Zustimmung des Bundesrats gebunden, und in den gewöhnlichen Geschäften folgt er vielfach der Meinung seiner Räte; aber nach auswärts macht das Auftreten des Kaisers doch den Eindruck, als habe er allein über Krieg und Frieden zu entscheiden, und leider ist es ja Tatsache, daß in der Hauptfrage, ob Krieg oder Friede sein soll, weder der Reichstag noch das deutsche Volk ein Wort mitzusprechen hat. Wir sind selbstverständlich fest davon überzeugt, daß der Kaiser durchaus friedlich gesinnt ist, aber er wählt nicht immer die richtigen Mittel, die geeignet sind, das Ausland von der Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe zu überzeugen und dem Deutschen Reiche, wenn nicht die Liebe, so doch das achtungsvolle Vertrauen der fremden Völker zu verschaffen. Wie machen es andere Staaten, etwa die Westmächte? England hat im vorigen Jahrhundert eine Reihe der hervorragendsten Staatsmänner gehabt: den jüngeren Pitt, Fox, Canning, Peel, Palmerston, Beaconsfield, Gladstone, Salisbury u. a., und auch von den jetzigen Staatsmännern Englands hat mancher das Zeug in sich, ihnen gleich zu werden. Sie alle sind aus der Hochschule des Parlaments hervorgegangen, nur Talent und Erfahrung hat sie an die leitenden Stellen gebracht, sie kennen ihr politisches und diplomatisches Handwerk gründlich, und vor allem: sie halten stets die engste Fühlung mit dem Parlament nicht bloß, sondern auch mit dem Volke, mit der öffentlichen Meinung des Landes, mit den bedeutendsten Strömungen des nationalen Willens, und so kommt es, daß die Aktionen der englischen Staatsmänner sich mit einer Wucht vollziehen, die eine Aktion nur dann hat, wenn ein großes Volk oder wenigstens eine große Partei einmütig hinter ihr steht. Da ist es denn kein Wunder, wenn Englands Politik so große Erfolge erzielt. Auch in Frankreich, wo die Hochschule des Parlaments nicht so gut ist wie in England, sind die leitenden Staatsmänner stark, weil und solange sie sich auf das Parlament und auf die Nation stützen. Daher auch die Erfolge Frankreichs in der auswärtigen Politik. Wie sieht es dagegen bei uns in Deutschland aus? Das Parlament, der Reichstag, ist keine Hochschule für Minister; die Helfer und Ratgeber des Kaisers werden nicht nach Talent und Erfahrung, sondern nach Rücksichten gewählt, die mit den Zwecken ihres hohen Amtes nichts zu tun haben; der eine wird Botschafter, weil er von hohem Adel und reich ist, der andere hat gewisse gesellschaftliche Fähigkeiten, und ein dritter wird auf den Reichskanzlerposten einfach kommandiert. Von einer Fühlung mit dem Reichstag, mit dem Volke, mit der öffentlichen Meinung bei wichtigen Angelegenheiten ist, wie man soeben wieder in der Marokkofrage erlebt hat, keine Spur vorhanden, man ist vielmehr oben sogar stolz darauf, daß man von unten weder Anregungen aufnimmt noch Winke beachtet. Das Ergebnis eines solchen Systems, wenn man es

Selbstbildnis  Wilhelm Trübner

noch ein System nennen kann, ist naturgemäß **Unfähigkeit, Stümperei und Erfolglosigkeit.**

Wie kann es besser werden? Nicht bloß durch neue Kriegsschiffe, neue Kanonen und neue Regimenter. Der Schaden liegt tiefer, also muß die Reform auch tiefer einsetzen. Unser Ansehen in der Welt reicht nur so weit, wie unsere Militärmacht reicht. Das aber ist es nicht allein, was die Größe eines Volkes ausmacht ... Die Völker betrachten uns mit Scheu, weil sie unsere Rüstung fürchten, aber sie glauben nichts Gutes von uns erhoffen zu dürfen. Zum Fortschritt der Welt tragen wir lange nicht so viel bei, wie man es eigentlich von uns erwarten sollte; haben wir es ja noch nicht einmal fertig gebracht, daß wir in der eines großen zivilisierten Volkes würdigen Weise regiert werden."

Nun wird insbesondere gegen unsere Diplomatie der Vorwurf erhoben, sie rekrutiere sich aus exklusiv aristokratischen Kreisen: nicht die Tüchtigkeit des Bewerbers entscheide, sondern sein Stammbaum und Konnexionen. Demgegenüber wurde, wohl halb offiziös, wiederholt darauf hingewiesen, daß gerade die Träger der bekanntesten Namen unserer Diplomatie: die Schoen, Stumm, Kiderlen, Mumm, Rücker-Jenisch, Treutler, Waldhausen, Mühlberg und viele andere, **nobilitierte Bürgerliche** seien und unmittelbar aus den Kreisen des Handels und der Industrie stammen.

Richard Witting im „Tag" scheint der Vorwurf in der angegebenen Formulierung nicht begründet, aber auch die Abwehr ziemlich verfehlt: „Es ist in der Tat nicht richtig, daß die diplomatischen Stellen fast ausschließlich durch sogenannte Junker-Deszendenz besetzt werden; richtig ist vielmehr, daß eine Kombination von Aristokratie und Plutokratie vorherrscht: Werdegang, Psyche, Weltanschauung der aus diesen Kreisen hervorgegangenen Anwärter ist ziemlich einheitlich — mögen sie nun bei den eigentlichen Feudalkorps oder denen der reichen Bourgeoisie aktiv gewesen sein; mögen sie als Reserveoffiziere die Epauletten der östlichen oder der westlichen Kavallerieregimenter tragen. Denn durch Jahrhunderte alte Tradition ist bei uns der Adel, speziell der Kleinadel, tonangebend und entscheidend: gesellschaftlich und politisch. Und da ist es ein soziologisches Gesetz, daß die andrängende Plutokratie nichts mehr erstrebt, als Gesinnungen und Gepflogenheiten der herrschenden Schicht möglichst aufzunehmen und sich zu eigen zu machen. Ich behaupte durchaus nicht, daß die jungen Männer dieser Herkunft an sich untüchtig sind; es gibt starke Intelligenzen darunter; so mancher bringt wertvolle Eigenschaften ins Amt, und fast alle sind liebenswürdige, verbindliche, sympathische Persönlichkeiten. Aber — sie sind nicht durch Auslese gewonnen, haben das wirkliche Leben mit seinen harten Kämpfen und Püffen kaum kennen gelernt und eine starke Exklusivität entweder mit der Muttermilch eingesogen oder später sich durch Erziehung angeeignet. Von vornherein sind sie dadurch in vielen Fällen den Diplomaten anderer Nationen gegenüber im Nachteil. Denn diese sind bei der ohnehin mehr demokratischen Struktur des außerdeutschen Gesellschaftslebens häufig viel inniger mit dem wirklichen Leben ihrer Nation verwachsen als der exklusive Deutsche. Der britische, amerikanische, französische Diplomat ist und bleibt, wenn er auch wohl oft ein bißchen viel Golf und Tennis spielt und nicht immer gern arbeitet, Brite,

Amerikaner, Franzose — nichts als das. Der deutsche Diplomat ist unzweifelhaft ein guter Deutscher — daneben aber wird er sich, namentlich in jüngeren Jahren, doch immer als ‚Kavalier‘ fühlen, als bevorzugte Standesperson.

Nun pflegt man darauf hinzuweisen, daß nur die jungen Leute aus den sogenannten allerbesten Familien sich in der großen Welt mit Anstand und Erfolg bewegen und eine entsprechende Stellung an den Höfen einnehmen können. Das ist heutzutage eine ungereimte Behauptung, die die tägliche Beobachtung widerlegt. Zunächst kann man ‚die Höfe‘ in den meisten Fällen ruhig fortlassen; ganz abgesehen davon, daß es in Paris, in Washington und Konstantinopel, in Lissabon, Rio, Buenos Aires, Mexiko usw. überhaupt keinen Hof gibt, spielen die Höfe in London, Rom, Madrid, Brüssel, Haag, Kopenhagen, Stockholm usw. heute eine recht bescheidene Rolle; auch in Peking wird fortan der Hof kaum noch viel bedeuten; die Zeiten des 18. Jahrhunderts sind eben unwiederbringlich dahin, Ja sogar in Wien und Petersburg ist das intime Studium höfischer Vorkommnisse heutzutage von geringer Wichtigkeit. Über die Beziehungen des alten Kaisers zu Franz Ferdinand erfährt man außerhalb des Parketts der Hofburg meistens viel eher Authentisches; an der Newa aber ist es mit der sogenannten Großfürstenpolitik ebenfalls so ziemlich vorbei. Hierzu kommt nun noch, daß in dem Deutschland von heute beinahe alles sich verändert hat. Vor dreißig oder vierzig Jahren zeigte man sich in Berlin noch einen elegant gekleideten Mann, und der mußte dann entweder ein Graf, ein Attaché oder — ein Offizier in Zivil sein. Heute sind sehr weite Schichten in unserem Volke tadellos gekleidet und können mit ihren Manieren und ihrem Takt sich überall sehen lassen. Bei unseren jungen Beamten, Kaufleuten, Industriellen, Ingenieuren, aber auch bei Anwälten, Ärzten, Schriftstellern, Künstlern und selbst bei Gelehrten ist der Typ des malpropren, schlecht erzogenen, verschüchterten Deutschen längst ausgestorben oder doch nicht häufiger als anderwärts. Und wenn man in Paris, in Italien und in der Schweiz noch deutsche Landsleute im Lodenkleid und Jägerhemd an ungeeigneter Stelle herumlaufen sieht, so bedenke man, daß in Deutschland Volkskreise auf Auslandsreisen gehen ..., die anderwärts ihre Heimat kaum verlassen. Dieser Reisedrang hat etwas Rührendes; man sollte nicht darüber spotten. — Jene Äußerlichkeiten also werden von der Intelligenz unseres Volkes durchaus geleistet, und für das heute Wichtige und Entscheidende, für das Studium von Import und Export, von Industrie und Bankbilanzen, von sozialen und Presseverhältnissen sind die Kavaliere der heutigen deutschen Diplomatie doch wohl nicht immer genügend vorbereitet und qualifiziert. Und allen Einwänden gegenüber von geschichtlicher Überlieferung, von traditioneller Eignung der Aristokratie und ähnlichem kann man doch nur auf die politischen Resultate hinweisen, die kaum besonders erhebend sind. Wir sind friedlich bis dort hinaus, wir verlangen nichts, haben keinerlei sichtbare politische Ziele, stören niemand und — sind in der ganzen zivilisierten Welt verhaßt und geschmäht. Ist denn da die Frage wirklich unberechtigt, ob das Werkzeug taugt, mit dem wir unsere Auslandpolitik betreiben, und ob es nicht doch vielleicht einer Reparatur bedarf? Es ist ganz wie im Innern: wir haben eine blühende Volkswirtschaft, ein arbeitsames Volk ohne politische Leidenschaft — die

‚Flammen‘ der Wahlkämpfe sind ja nur elendes Strohfeuer —, wir haben fleißige Beamte, Ordnung und Sauberkeit. Und doch haben wir eine Viermillionenpartei von Sozialdemokraten; die radikalste, intransigenteste, terroristischste und staatsfeindlichste auf dem bewohnten Erdball. Ist auch hier die Frage wirklich unberechtigt, ob alles immer nur die Schuld der Regierten ist, und ob bei den Regierenden doch vielleicht etwas nicht stimmt? ...

Nehmen wir an — das Beispiel ist natürlich rein akademisch gewählt —, es handle sich heute, als großes politisches, erst mit Zwischenaktionen zu erreichendes Ziel darum, die Dreibund-Konstellation durch eine Annäherung an Rußland zu ersetzen, Rußlands Wünsche in Persien und in den Dardanellen zu unterstützen, um daraus dann für unser Land zu gegebener Zeit günstige territoriale oder handelspolitische Resultate zu erringen. Diese Idee und dieser Plan müßte der Regel nach in der Seele des leitenden Staatsmannes entstehen, wenn er aus den Berichten seiner Diplomaten den Eindruck gewinnt, daß in den betreffenden Ländern entsprechende, solchem Plane günstige Stimmungen herrschen oder doch eventuell erzeugt werden können. Um aber richtige und nützliche — nicht etwa geistvolle und sensationelle — Berichte zu liefern, müssen die Diplomaten zunächst die Unterströmungen kennen, die vielleicht in den maßgebenden Schichten des fremden Volkes vorhanden sind, lange bevor sie in der Presse und sonstiger Öffentlichkeit hervortreten; sie müssen auch vorhandene latente Dispositionen zu benutzen verstehen; sie müssen in die Seele der anderen Nation eindringen, in ihre Geschichte, ihre geheimen Wünsche, ihre wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Bedürfnisse. Und wenn dann der Leiter der auswärtigen Politik sich den Operationszweck gesetzt hat, dann bedarf er zu seiner Einleitung und Durchführung — die ja meistens viele Stadien zu durchlaufen haben wird — einer starken Dosis bon sens, Verschlagenheit, psychologischer Praxis; er bedarf aber vor allem eines Einblickes in die realen wirtschaftlichen Zusammenhänge, von denen Völkerschicksale bestimmt sind. So etwas lernt man nun aber wiederum nicht in den aristokratischen Salons, in den exklusiven Klubs, bei den Tees, Diners und Routs. Und am allerwenigsten lernt es dort der deutsche Diplomat mit seinen ererbten oder erworbenen Kavaliersgepflogenheiten, seinen sozialen Anschauungen und mit dem erblichen Mangel an praktischer Psychologie. Der Deutsche hat an sich höllisch wenig Begabung für große Politik: Friedrich der Einzige und Bismarck ragen als einsame Riesen unter einem Zwergenvolk. Romanen und Slawen sind geborene Politiker, und die gelbe Rasse scheint ebenfalls von starken politischen Instinkten erfüllt. Dem Angelsachsen aber ersetzt nötigenfalls sein common sense, sein gesundes Machtgefühl und ererbte Rücksichtslosigkeit die politische Passion. Bei uns erwacht nur ganz, ganz allmählich — man sieht es aus den einstweilen nicht allzu seriösen ‚hochpolitischen‘ Debatten im Parlament — Sinn und Verständnis für die Probleme der großen Politik. Unsere Diplomaten sind meistens, gerade weil sie Deutsche sind, tüchtige Beamte; die Minen und Gegenminen der großen Politik sind ihnen an sich kein sympathisches Terrain, und die große Leidenschaft für das politische Metier fehlt oft ganz. Die auswärtige Politik aber ist das Feld mitleidlosester Feindseligkeit, die sich unter den Formen ausgesuchter Höflichkeit

verbirgt; wer dort mit Korrektheit und Loyalität Erfolge erreichen will, bleibt ein Stümper — was natürlich nicht ausschließt, daß jeder Spieler für sich die Wahrung strengster Rechtlichkeit nach außen in Anspruch nimmt. Unser deutsches politisches Leben ist durch und durch bureaukratisiert, heute weit mehr als vor fünfundzwanzig Jahren: die Minister fühlen sich durchaus als Beamte, sollen und wollen nur Beamte sein; Universitätsprofessoren und Geistliche nicht minder. Und selbst unsere Parlamentarier sind nicht sowohl Verfechter politischer Ideen, deren Durchsetzung sie sich weihen, sondern erachten sich zunächst zu positiver Mitarbeit — id est Fabrikation von Gesetzen — berufen und sind arg betrübt, wenn sie ‚ausgeschaltet' werden. Der Standpunkt gewissenhafter Stadtverordneter, nicht der von Politikern! Unter dem ‚Tyrannen' Bismarck gingen Fritz Eulenburg, Falk, Hobrecht aus dem Amt, als sie glaubten, ihre Ideen nicht mehr verwirklichen zu können; heutzutage wird ein Minister berufen und entlassen wie jeder Oberregierungsrat; daß er aus politischen Gründen freiwillig geht — so etwas gibt es kaum noch. Und als Lindequist ausschied — ob materiell mit Recht oder Unrecht, ist ganz egal —, weil ihm die Sache nicht mehr paßte, weil seine, vielleicht falschen, kolonialpolitischen Ideen zertreten wurden, da schimpften die offiziösen Messengerboys hinter ihm her, als ob er sich etwa an unsauberem Börsenspiel beteiligt hätte. Und wo haben wir denn bei uns in den führenden Stellen der Diplomatie Männer von politischem flair, wie die Franzosen Barrère, Jules und Paul Cambon, die Engländer Bertie, Hardinge, Nicolsson? Wo sind sie unter unseren Botschaftern? Marschall etwa ausgenommen. Sie fehlen, weil der deutsche Diplomat eben auch nur Beamter ist und meistens noch nicht gelernt hat, das ihm von Natur häufig versagte politische Talent — combinazione nennt es der Italiener — durch eine ganz andere Ausbildung in Theorie und Praxis zu ersetzen ...

Und das Fazit von alledem: Man mache die Tore weit auf, nehme für den diplomatischen Dienst unter den Tüchtigen die Tüchtigsten, auch wenn sie bloß ‚Schulze' heißen oder vielleicht nur ordinäre Handelssachverständige oder gar Journalisten gewesen sind; man bezahle sie auskömmlich und treibe ihnen, wenn's nötig ist, mit unerbittlicher Strenge die Exklusivitätsschrullen aus dem Kopf. Nicht der Stammbaum soll entscheiden und nicht das Portemonnaie. Dann wird freilich noch lange keine erfolgreiche Auslandspolitik erzielt — aber wir könnten wenigstens auf sie hoffen, wenn wir nur wieder erst einmal politische Ziele vor uns sehen, auf die sich große Parteien zu einigen hätten."

* * *

Ja, wenn —! Das ist ja aber unser deutscher Jammer, daß wir keine politischen Ziele vor uns sehen! Stumpfsinniger, trostloser konnte sich das wohl kaum fühlbar machen als in der Stimmung bei den letzten Wahlen! „Verärgerungswahlen" hat man sie genannt. „Vier Millionen reifer deutscher Männer", schreibt die „Berl. Morgenpost", „haben ihrem Unwillen über das in deutschen Landen herrschende Regierungssystem durch die Abgabe eines roten Stimmzettels

Ausdruck gegeben, vier Millionen von vierzehn Millionen Wählern! Wahrlich ein Verdikt, wie es vernichtender nicht gedacht werden kann, gerade im Sinne derer, die die Begriffe der Vaterlandsliebe und des nationalen Empfindens stets im Munde führen und sie herabgewürdigt haben zu hohlen Schlagworten, zur kleinen Scheidemünze, die in Krämerläden durch die schmutzigen Hände geht, derer, denen die Sozialdemokratie als eine Partei der Vaterlandsverräter gilt: wenn sich wirklich unter den vierzehn Millionen deutscher Männer mehr als vier Millionen befinden, denen das Vaterland durch unsere Regierenden bis zu dem Grade verleidet ist, daß sie bereit wären, es leichten Herzens preiszugeben, müßte das nicht in Wahrheit ein furchtbares Menetekel für sie sein?"

Gott sei Dank ist es denn doch nicht ganz an dem. „Die gefährlichsten Rebellen im neudeutschen Arbeiterstande", so schildern die „Deutschen Nachrichten" den „deutschen Proletarier", — „sie gehen nicht wie der Franzose, Italiener und Russe mit Dolch und Bombe bewaffnet auf die Straße und treiben ‚Propaganda der Tat'. Sie sitzen in den Winkeln der Mietskasernen, dichten, phantasieren, denken und träumen Gefährliches, denken Dolche und Bomben, und zuletzt, wenn ihnen von irgendwoher ein Erwecker kommt, dann nehmen sie die Feder und den Pinsel und schreiben oder zeichnen es auf. Die Mehrzahl aber von den Dichtern und Denkern, vier Treppen hoch in den dunklen Winkeln, die rebelliert nicht, die kämpft nicht mit Feder und Stift, die sehnt sich nur, sehnt sich nach Schönheit, nach Wald und Sonne, nach Anschluß und Verständnis. Und sie sehnen sich mit einer Kraft und einer Stärke von innen herauf, daß man stolz und begeistert wird für ein Volk, das in der harten Schule des modernen Industrialismus sich doch noch eine derartige Spannkraft erhalten, eine Spannkraft, die es möglich erscheinen läßt, die ärmsten und verlassensten Schichten der Nation fast ohne Vorbereitung zum Publikum seiner größten geistigen Führer zu machen. Die deutsche Arbeiterbevölkerung wartet auf jemanden, der es versteht, ihr den Weg zu ebnen. Millionen werden sich bereitwillig zu den höchsten Höhen des Idealismus führen lassen. Und man wird staunen, wie innig die tiefsten Gedanken der Kultur von den deutschen Massen begriffen werden können.

Heute scheint den breiten Massen des Proletariats der Sozialismus ein derartiger idealer Gedanke, er hat noch immer viel vom Wesen einer religiösen Sekte, und er wird es so lange haben, bis es geglückt ist, die Massen zu neuen Idealen fortzureißen und zu begeistern. Kommt der Sozialismus aber aus der bloßen Negation heraus, wie es sicherlich bald der Fall sein wird, entschließt er sich zur praktischen Mitarbeit, so wird die Sozialdemokratie nach und nach zu einer Partei, die am Bestehenden so stark interessiert ist, daß das Proletariat aus seiner heutigen scheinbaren Staatsfeindlichkeit sich bald so weit herausgemausert haben wird, daß die klugen und guten Köpfe, über die diese so vorzüglich organisierte Partei verfügt, bald zu wertvollen Mithelfern am Staatsganzen werden dürften."

Mit einem Gemisch von Bewunderung und Schrecken aber schreibt die „Kreuzzeitung": „Hier bildet sich ein vollkommen organisierter Staat im Staate,

der die Jugenderziehung in seinen Kreisen beherrscht, Steuern einzieht, ein Beamtenheer unterhält, Ehrenämter in großer Zahl zwangsweise besetzt, Truppen auf der Straße einexerziert, Gelehrte, Künstler, Dichter, Publizisten in seinen Dienst nimmt und einen Gemeinsinn pflegt, vor dem sich unsre vielgerühmten Bürgertugenden allmählich verstecken können. Welch eine Kraftleistung war die sozialdemokratische Agitation bei dieser Wahl! Jeder von uns wird davon erzählen können. In den Großstädten war meist das erste Flugblatt, das man mit Stimmzettel, Angabe des Wahllokals und der Listennummer erhielt, sozialdemokratisch. Weit hinkte die Fortschrittspartei nach, und spät erst kam die konservative Partei hinterher, die vor vielen Wahllokalen nicht einmal Stimmzettel verteilen ließ. Auf dem Lande fehlte es fast nirgends an sozialdemokratischen Flugblatt- und Zettelverteilern. Viele von diesen Sendlingen der Revolutionspartei arbeiteten im Ehrenamt und ließen sich nur die baren Auslagen ersetzen. ..“

Ja, was verleiht denn der Sozialdemokratie diese Stoßkraft, wenn nicht der Glaube, der Glaube an Ideale, mögen diese in ihrer parteipolitischen Formulierung auch das Gegenteil der unsrigen sein? Diese Leute können sich noch für Ideen begeistern, — wir aber? Wir „Intellektuellen“ insbesondere? Für die jüngeren bekennt Lothar Brieger-Wasservogel im „Allgem. Beobachter“ (Hamburg, Paul Richter), daß sie sich dem öffentlichen Leben gegenüber „sonderbar fremd“ fühlen: „Es rauscht draußen an unserem Sein vorbei in seiner eigentümlichen Mischung von Banalität und Entscheidendem und klopft mitunter fragend bei uns an, ohne daß je irgend etwas in uns den bescheidensten Widerklang gäbe. Wir kennen es fast nur aus den Vorwürfen unserer Väter, die uns der Gleichgültigkeit bezichtigen, und aus einem gewissen ruhestörenden Lärm, der regelmäßig vor Beginn der Wahlen in aller Stärke auch bis zu uns dringt und uns mit einem Rattenkönig klingender Phrasen angreift, deren geringer Gehalt unsere Logik zum Widerspruch reizt, deren protzige Form uns verletzt. Dann haben wir schon zu oft mit Grauen gesehen, wie jemand vor uns, der mit gutem Willen an die Politik herantrat, in all seiner Persönlichkeit mit Haut und Haaren vernichtet wurde ... Solches Erlebnis macht gerade die zur Kultur Gehörenden mißtrauisch in deutschen Landen und scharfhörend für die Untertöne der Rattenfängerflöte, welche lieblicher als je die ‚Intellektuellen‘ zur Teilnahme am öffentlichen Leben zu locken sucht. Die Missionäre der einzelnen Parteien wandern unter uns herum und beschwören uns mit großen Gebärden und hastigen Worten, unsere Rolle als die ‚geborenen Führer der Nation‘ nicht zu vernachlässigen. Jeden Monat fast entsteht ein neues Parteichen und läßt sein Wochenblättlein und seine gestaltlosen Umfragen als einzig mögliche Stimme des nationalen Gewissens auf unseren Schreibtisch flattern. Der Intellektuelle wird erst wieder aufatmen können, wenn jedermann seine eigene politische Partei gegründet hat und vertritt (das modernisierte Huhn Heinrichs IV.). Erst dann, nach alleräußerster Individualisierung der Politik, wird wieder eine allgemeine Teilnahme der Nation am geistigen Leben und an der Kultur möglich sein, die beide heute im Schlamme des nutzlosesten Tagesgezänks mit dem Erstickungstode kämpfen.

Dieser Schemen, dieses Phantom der Politik, etwas nicht Existierendes, mit dessen Vorspiegelung heute Hinz und Kunz ihre persönlichen Interessen verschönern, ist die größte Gefahr, welche der deutschen Kultur jemals drohte. Es absorbiert alle geistigen Kräfte und alle freie Zeit der Nation für seine ephemeren Zwecke, die je nach den ökonomischen und äußerlichen Umständen wie eine Windfahne wechseln, aber stets das einzige nationale Recht mit gleichem Pathos und mit gleichem Willen zur Macht für sich in Anspruch nehmen. Der Anhänger einer Partei muß wie ein Chamäleon heute der königstreueste Mann und morgen ein Murrer gegen den Thron sein, heute mit den Staatserhaltenden und morgen mit den wildesten Sozialdemokraten fraternisieren, weil es die Chimäre der Partei die oft nichts ist als der Einfluß einer Zeitung, also will. Dieser absolute Nonsens und Widersinn ist heute ein Dogma geworden und gleicht einem absolut steuerlosen Schiffe, das uns gerne glauben machen möchte, der einzig richtige Steuermann sei gerade bei ihm an Bord ...

Die moderne Staatenbildung ging von dem wundervollen Grundgedanken aus, jeden Stand, jeden Menschen in ihrem Rahmen zur gemeinsamen Arbeit und zu gemeinsamem Interesse heranzuziehen. Wer in Deutschland lebte, sollte dem Lande, das ihn gebar, nicht als etwas Zufälligem gegenüberstehen, zu lange hatte ein verschwommener Kosmopolitismus das deutsche Wesen schwankend und fragwürdig gemacht und immer wieder durch gefährliche Eigenbrötelei oder schlimme Gleichgültigkeit in Gefahr gebracht. Wer dazu gehörte, sollte auch ein Recht, ja noch mehr eine Pflicht haben, am Ganzen mitzubauen, so persönlich verschieden im Wesen und in ökonomischer Beziehung die einzelnen deutschen Menschen unter sich sein mochten, als Deutsche sollten sie das Gefühl gleichen Wertes, gleicher Art fühlen und bestätigen. Niemand sollte sich als ein Ausgestoßener in diesem Sinne empfinden. Über den kleinen persönlichen Aufgaben des winzigen materiellen Lebens war ein Höheres geworden, der deutsche Staat, der alle vertrat, dem alle angehörten, der die Realisierung eines Ideals bedeutete, für das Generationen mit Gut und Blut sich geopfert hatten. Ein Großes war gegeben, das in reinen Händen zu halten und zu bewahren eines jeden höchste Pflicht und Ehre bedeuten mußte. So empfand man beim Zusammentreten des ersten Parlaments. Der Reichstag, das war eine erlauchte Auslese des Volks, die, wie man das in England mit Bewunderung sehen konnte, und noch sieht, über dem Kleinlichen des Alltags die letzten und höchsten Ziele der ganzen Volksart zu vertreten und zu fördern hatte. Niemand im Lande durfte da ausgeschlossen sein, jeder Stand mußte sein Scherflein beitragen. Wie in England, wo, mochten nun Tories oder Whigs offizielle Macht ausüben, das ‚right or wrong — my country!‘ stets Gesetz war.

Nur der politisch Abseitsstehende hat heute noch in Deutschland den unbefangenen Blick für all diese Dinge, und was sich seinem Blicke bietet, kann nicht dazu beitragen, ihn irgendwie an einer Arbeit teilnehmen zu lassen, die sich fast schon in das Gegenteil ihres ursprünglichen reinen Zweckes verkehrt hat. Aus dem gemeinsamen Aufbauen sind in schneller Folge der vierzig Jahre zahlreiche politische Parteien geworden, und ständig werden ihrer verwirrend mehr. Wer je auf einer fröhlichen Überlandreise zufällig in die Wahlrede eines Reichstagskandi-

daten fiel, ist wohl trüben Sinnes weitergezogen und mit dem beschämenden Bewußtsein, daß diese Versprechungen an die Wähler, ihre ganz persönlichen Interessen im Parlament zu vertreten, mit dem ursprünglichen Bilde gar zu grell divergieren. Statt der freudigen Arbeiter am Reichsbau zeigt fast jede Session den teils wortreichen, teils gewalttätigen Zank ‚reiner Interessenvertretungen', die sich beim Teilen eines Löwenfells nicht einig sind, sondern sich um die Stücke balgen. Ohne etwas uns in ursprünglichem Sinne heilig Ernstes profanieren zu wollen, erinnert das Parlament uns gar zu oft an eine Börse, an der der Landwirt, der Kaufmann, der Arbeiter ihre Interessen mit List oder Kraft gegeneinandersetzen. Und die Regierung ist nicht in der schönen Lage des großen Bauherrn mehr, der flinken Händen am Werke nur die nötigen Winke zu geben braucht, sie muß des winzigsten Zweckes halber hierhin und dorthin paktieren und gerät in die traurige Situation eines mißtrauisch beobachtenden Kaufmannes, dem man die Ware nicht liefert, ehe man die Bezahlung in Händen hat. Deutschland ist zu einem Staate nicht mit seinen, sondern gegen seine Parteien geworden, und traurig wirkt es, alle Schuld auf die Regierung werfen zu wollen, wenn uns die Arbeit am Bau langsam und nicht immer befriedigend vonstatten geht, auch hier und da einmal etwas abbröckelt, weil die Arbeiter, die es stützen sollen, inzwischen abseits mit ihren privaten Affären beschäftigt sind. Alle unsere subjektiven Interessen sind in das Parlament hineingetragen worden, das nun doch das einzige große Objektive im deutschen Leben werden sollte, das einzige, in dem wir unselbstisch uns alle zusammenfänden.

Einst ist im alten Reichstage einmal ernsthaft der Vorschlag gemacht worden, eine Partei ‚Bismarck sans phrase' zu gründen, und solches war nichts anderes als der sehnsüchtige Ruf nach der Partei ‚deutsch sans phrase', ohne subjektives, ohne Klasseninteressen. Diese großdeutsche Partei war es, von der Bismarck selbst träumte, und es ist betrübend, gestehen zu müssen, daß sie heute in der Wirklichkeit völlig, sogar beinahe völlig im Willen fehlt. Ihre wahren Anhänger und Arbeiter aber sind eben jene politisch abseitigen Intellektuellen, gegen die der Vorwurf politischer Interesselosigkeit immer stärker anschwellt, fast als ob sie Reichsfeinde wären. Wer aber vermöchte wohl, mit einer großen Liebe zu Land und Volk im Herzen, heute wirklich mit ganzer Seele auf dem Boden einer politischen Partei zu stehen, welches diese auch immer sei —?"

* * *

Über solche „Ideologen" kann der „Realpolitiker" nur geringschätzig lächeln. Und welcher deutsche Politiker von heute möchte kein „Realpolitiker" sein? Nun ist, wie Hermann Popert in der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" (Leipzig, Georg Wigand) nicht ganz unzutreffend ausführt, „Realpolitik" zu deutsch eigentlich doch wohl nichts anderes als eine Staatskunst, die sich auf die Wirklichkeit der Dinge aufbaut. Darüber aber, „daß jede Staatskunst, daß überhaupt jedes menschliche Tun das soll, darüber werden kaum zwei Menschen verschiedener Meinung sein. Diese Forderung hat schwerlich die breite und tiefe Kluft gerissen, die da befestigt ist zwischen der Brahmanenkaste der Realpolitiker und



der Pariagesellschaft der Ideologen. Bei der Entstehung dieser Kluft muß es anders zugegangen sein.

Wie es zugegangen ist, das erkennen wir am besten, wenn wir frisch ein paar Dinge greifen, bei denen der Mund jener Brahmanen selbst uns oft bezeugt hat, wohin sie ihren Segen legen und worauf ihren Fluch:

Es ist Realpolitik, wenn Deutschland es duldet, daß nicht wenige deutsche Kaufleute europäische Waffen in großen Massen an Gelbe, Braune und Schwarze verkaufen. Denn ‚Handel und Verkehr' ist etwas Wirkliches, und höchst wirklich ist vollends das Geld, das dem weißen Händler im Kasten klingt. So aber einer meint, ebenso wirklich seien die Glieder unsrer Kolonialsoldaten, die von jenen Waffen einmal werden zerfetzt, und die Köpfe dieser Soldaten, die von jenen Waffen einmal werden zerschmettert werden, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe ...

Es ist Realpolitik, wenn das Deutsche Reich kein armes Wort des Widerspruchs dagegen findet, daß die Deutschen Österreichs von den Slawen dort erdrückt oder aufgesogen werden. Denn sonst könnte die gute Laune irgendeines tschechisch gesinnten Machthabers an der Donau getrübt werden, und die ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, wenigstens ebenso wirklich sei die Gefahr für das Deutsche Reich, wenn in zwei oder drei Geschlechterfolgen nun alles, was dort drüben jetzt noch deutsch ist, einmal slawisch denkt und fühlt, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn die großen Germanenstaaten Europas keinen Finger dagegen rühren, daß in den baltischen Provinzen eine Kultur, die ganz germanisch ist, und in Finnland eine Kultur, die wesentlich germanisch ist, von asiatischer Barbarei Stück für Stück zertreten wird. Denn das ungestörte Geschäft mit Rußland ist etwas Wirkliches. So aber einer meint, wenigstens ebenso wirklich sei die Gemeinbürgschaft der Germanen und die drohende Vernichtung ihrer treuen Vorposten im Osten, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Es ist Realpolitik, wenn ein Gegner der Sozialdemokratie fordert, daß diese Partei als eine Partei von Reichsfeinden außerhalb der Gesetze gestellt werde, daß ihre Organisationen mit Gewalt zerstört und ihre Führer als Hochverräter behandelt werden. Denn der Schaden, den er bei Durchführung solcher Forderung der gegnerischen Partei (vorläufig) zufügen würde, ist etwas Wirkliches. So ihm aber einer, — der braucht um nichts weniger Gegner der Sozialdemokratie zu sein — entgegnet, noch viel wirklicher sei die Tatsache, daß ein Reich, worin mehr als drei (vier! D. T.) Millionen seiner erwachsenen Männer wirklich ‚Reichsfeinde' wären, gar nicht mehr fähig wäre, zu leben, daß aber Deutschlands Reich und Volk, Gott sei Dank, sehr kräftig leben, und daß mithin jene Realpolitik doch wohl irgendwo ein Loch haben muß, — den treffe Verachtung, denn er ist ein Ideologe.

Daraus lernen wir: Wirklich ist die tote Sache und dreimal wirklich die Sache der Sachen, das Geld — unwirklich aber ist der lebendige Mensch. Wirklich sind die Mächte von gestern und allenfalls noch die von heute — aber unwirklich ist die Macht, die morgen kommen muß. Wirklich ist das Geschäft und unwirklich die Kultur; wirklich der Parteizwist und unwirklich die Volksgemeinschaft.

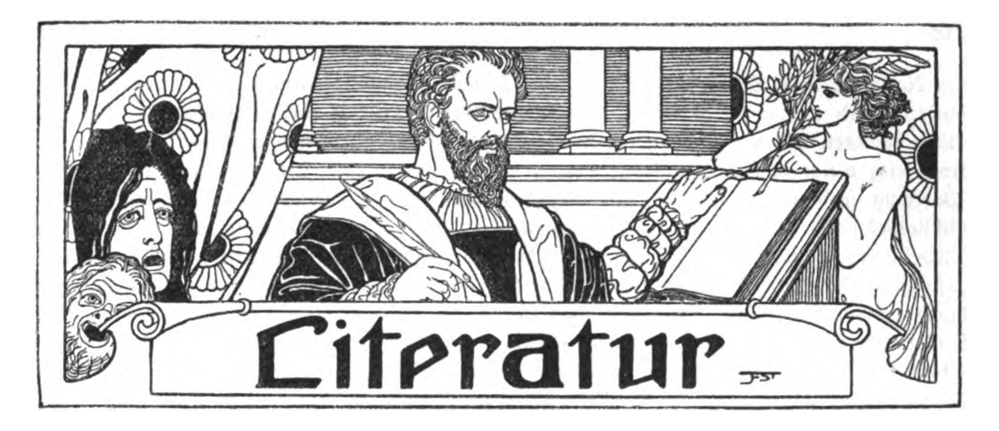
Und noch eines: zehnmal unwirklich ist jede Gemeinschaft zwischen zwei Völkern (und seien es die nächstverwandten und engstverbündeten) und jede Treue zwischen ihnen: daß die Völker der Erde Raubtiere sind, in deren Beziehungen zueinander zügellose Anarchie herrschen muß bis ans Ende der Dinge, das ist im Katechismus der Realpolitiker der höchste und tiefste Artikel. Dagegen ist ihnen kein Kraut gewachsen, da hilft kein Recht und kein Vertrag; was unter zwei Menschen, und wären sie Australneger, Schuftigkeit wäre oder Straßenraub oder Betrug: unter zwei Völkern heißt es ‚gesunde Realpolitik', — und das wird nie anders ...

So ist es: Realpolitik heißt Staatskunst des Wirklichen; aber dieses Wirkliche ist nicht die gemeine Wirklichkeit der Dinge, die Schlechtes und Gutes umfaßt, Niedriges und Hohes, Nacht und Sonne, Sumpf und Ackerland. Nein, was hier Wirklichkeit ist, das bestimmt die Brahmanenschaft der Realpolitiker und nur sie allein. Und ihr Richtscheit dabei ist der Satz des Glaubens, den sie predigt: Wo in der Welt das Gemeine gegen das Edle steht, der Stoff gegen den Gedanken, das Raubtier gegen den Menschen, das Gestern gegen das Morgen, da siegen unabänderlich die Gemeinheit und der Stoff und das Gestern und das Raubtier; und wer in der Welt handeln muß, der hat zu handeln nach dieser Erkenntnis, dann ist die Wirklichkeit der Dinge mit ihm und der Sieg.

Der Glaube schafft Götter. Dieser Glaube hat das Götterbild ‚Realpolitik' geschaffen. Und der Glaube macht die Gläubigen stolz und die Ungläubigen verächtlich: darum ist dem Realpolitiker der, der an seine Göttin nicht glaubt, ein Wesen, das ebenso tief unter ihm steht wie unter dem Gläubigen Mohammeds der ungläubige Frankenhund — wennschon kein Mekkapilger es fertigbringen wird, diesem Hunde einen Ekelnamen zu geben, in den er eine so abgrundtiefe Verachtung legen kann wie der Gläubige der Realpolitik in das Wort ‚Ideologe'...

Wo finden wir armen Ideologen Trost in solcher Verachtung? Nun, vielleicht in einem Blick auf die Weltgeschichte. Die, sonderbar genug, nicht aus der Wirklichkeit gewachsen ist, auf der der Sockel jenes Götterbildes steht, sondern aus der ganz gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Aus einer Wirklichkeit, in der nun einmal ein ganz eigensinniger Zug zum Vollkommenen steckt. Einer Wirklichkeit, die deshalb den Gedanken der Ideologen Schiller, Kant und Fichte die Macht verliehen hat, ein ganzes Volk zu ergreifen, das dann — kraft dieser ideologischen Gedanken — den gewaltigsten Realpolitiker aller Zeiten, den großen Korsen, niederwarf. Einer Wirklichkeit, die ein halbes Jahrhundert später den stärksten Mann dieses Volkes, Bismarck, zum Testamentsvollstrecker der Ideologen gemacht hat, die — von allen metternichtigen Realpolitikern ihrer Zeit verfolgt und verhöhnt — für den ideologischen Gedanken der deutschen Einheit gelebt, gearbeitet und gelitten hatten. Einer Wirklichkeit, die ihre einstweilen dauerhafteste Siegerkrone einem ‚Ideologen' verliehen hat, der — zum Trotz allen Realpolitikern seiner Zeit und aller kommenden Zeiten — als Richtschnur für alles Erdenleben die ideologische Weisung gegeben hat: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.'"





Charles Dickens

Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages

Von Ernst Freiherrn von Wolzogen

Dem Marinezahlmeister John Dickens in Landport bei Portsmouth wurde am 7. Februar des Jahres 1812 ein Sohn geboren, der sich zu einem richtigen Weltwunder unter den Schreibersleuten auswachsen sollte. Die Menschheit hat selten ein solches Glückskind gesehen, das, diesem unterernährten Zahlmeistersprößling gleich, aus ärgster Bitternis süßesten Honig zu saugen, simplen Dreck in lauteres Gold zu verwandeln und aus schwerer Not eine liebliche Tugend zu machen imstande gewesen wäre. Da Dickens bei dem heutigen Geschlechte einigermaßen aus der Mode gekommen ist, dürfte es nicht überflüssig sein, mit ein paar Worten an seinen seltsamen Werdegang zu erinnern.

Seine Kindheit währte nur bis zum Jahre 1820. Da aber doch füglich zwei Jahre für die allerunterste Entwicklungsstufe abgerechnet und zwei weitere, in einem düsteren Londoner Mietshause verbrachte, als unergiebig gestrichen werden müssen, so kommen eigentlich nur die vier Jahre in dem freundlichen Landhäuschen in Chatham für die Entwicklung des hübschen, liebenswürdigen und glänzend beanlagten Kindes in Betracht. Nur in diesen vier Jahren genoß er Luft und Licht, Freiheit und Liebe, würdige Spielkameraden und regelmäßigen guten Elementarunterricht. In diesen vier Jahren gewann er ein Verhältnis zur Natur, zu den einfachen Menschen, wie sie in gesunder, ländlicher Umgebung gedeihen — und auch zur Literatur; denn die kleine Büchersammlung seines Vaters umfaßte zu seinem Glück zufällig alles, was ein geborener Humorist, der als Engländer auf die Welt kommt, von Literatur zu wissen braucht: Roderick Random, Peregrine Pickle, Humphrey Clinker, Tom Jones, The Vicar of Wakefield, Don Quixote, Gil Blas, Robinson Crusoe, 1001 Nacht, die Feengeschichten und einige Jahrgänge des Spectator, des Idler, des Tatler und des Citizen of the World. Alles das stopfte der kleine Lesewüterich in sich hinein, und was er nicht verstand, beschwerte ihm den Magen nicht weiter. Mit dem übrigen aber mästete er sich gut an, wie ein Dachs, bevor er sich zum Winterschlaf verkriecht, und zehrte von dieser geistigen Speckseite all die trostlosen Jahre seiner übrigen freudlosen Jugend hindurch. Denn als der Vater wieder nach London versetzt wurde, kam das graue Elend und ließ den Vorhang fallen über dem lustigen ersten Akt einer wunderlich abwechslungsreichen Lebenskomödie. Der Vater vermochte die Vereinbarungen mit seinen Gläubigern nicht innezuhalten und wurde schließlich von ihnen ins Schuldgefängnis gesteckt. Hier, in dem berüchtigten M a r s h a l s e a, war denn auch der einzige Ort, wo der kleine Charles seine schon in Chatham viel bewunderten Künste

als Rezitator und Coupletsänger vor den Schicksalsgenossen seines Vaters zuweilen produzieren und wo er die Originale so mancher seiner späteren Meisterschöpfungen aus der Nähe studieren konnte. Ihn weiter in die Schule zu schicken fehlten die Mittel. Er mußte froh sein, wenn er leidlich mit satt wurde, denn es waren ihrer sechs Kinder in der elenden Wohnung beisammen, draußen im äußersten Norden von London. Die geliebte kleine Bibliothek hatte er selbst Stück für Stück zum Pfandleiher tragen müssen, und alle besseren Möbel und sonstigen nicht durchaus unentbehrlichen Habseligkeiten waren den lustigen Büchern gefolgt. Es mußte von der armseligen Familie als ein Glücksfall angesehen werden, daß sich durch verwandtschaftliche Beziehung eine Gelegenheit bot, den zehnjährigen Knaben schon seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu lassen. In Warrens Schuhwichsefabrik, Hungerford-Stairs Nr. 30, nahe dem Strand, wurde er mit sechs Schilling wöchentlich angestellt und hat da über zwei Jahre lang die Wichsetöpfchen zugebunden und etikettiert. Zweimal täglich mußte er den weiten Weg von seinem Heim nach dem Strand und zwischendurch noch nach dem Schuldgefängnis zurücklegen. Von seinem Verdienst beköstigte er sich selbst mit Brot und Käse, billigsten Wurstwaren, Puddings und Pasteten, wie sie in den Garküchen der kleinen Leute oder bei den fliegenden Straßenhändlern feil waren. Die schlechte Ernährung ließ ihn im Wachstum zurückbleiben, aber der Knirps war wohlgebaut, und sein schönes lockiges Haar, sein intelligentes offenes Knabengesicht erregten Aufsehen unter dem Stammpublikum der bedenklichen Wirtschaften, welche der sicher auftretende kleine Geschäftsmann mit seiner Kundschaft beehrte. Die Londoner Straße war seine eigentliche Schule während dieser Jahre. Und die ganze Welt des Elends und der Verworfenheit, die er etwa zehn Jahre später im Oliver Twist so packend geschildert hat, ist damals dem scharfblickenden Auge des Knaben aufgegangen. Als endlich der Vater einigermaßen aus seinem erdrückenden Schuldenwesen herauskam, durfte auch der kleine Charles die schrecklichen Wichstöpfe verlassen und wieder eine Schule besuchen, wo er zwar keineswegs eine abgeschlossene Bildung, aber doch wenigstens einen Hauch klassischer Luft in die Nase bekam, indem man ihm den nach englischen Schulmeisterbegriffen allein seligmachenden Virgil vorsetzte, trotz mehr als mangelhafter Vorbildung im Lateinischen. Auch dieser regelmäßige Unterricht währte nur drei Jahre. Da zwang die bittere Not den Fünfzehnjährigen abermals, sich nach einem Verdienst umzusehen. Er wurde Schreiber bei einem Rechtsanwalt. Während dieser Zeit bildete er sich in der Stenographie aus, und das wurde für ihn von großer Bedeutung, denn die Geschicklichkeit, die er sich in dieser Kunst aneignete, brachte ihn schon mit siebzehn Jahren dazu, sich als Reporter zu versuchen. Und da er hierfür großes Geschick zeigte, fand er bald eine Anstellung als Parlamentsberichterstatter. Er soll als Stenograph Außerordentliches geleistet haben, so daß er von seiner Zeitung, dem Mirror of Parliament, und später dem Morning Chronicle, zur Lösung schwierigster Aufgaben verwendet wurde. Wo irgend in dem Vereinigten Königreich ein Minister oder ein Parlamentarier eine bedeutungsvolle Rede hielt, wurde der junge Dickens hingeschickt. Wohlbemerkt, es war die Zeit vor Einführung der Eisenbahn! Und so war er von seinem 18. bis etwa 22. Lebensjahre im Eilpostwagen, auf dem Bock der romantischen alten Stage-Coach, häufiger zu finden, als auf seinen zwei Beinen oder in seinem Bett. Sogar die Übertragung seiner Stenogramme mußte er häufig in der wackelnden Kutsche vornehmen. Und Dutzende von Malen ist er bei den abenteuerlichen Unglücksfällen der forcierten Postfahrten in den Straßengraben geflogen oder im dicht besetzten Coupé in die Arme knochiger alter Jungfern gesunken, oder unter wohlgemästete Gutsbesitzer zu liegen gekommen. Aber diese oft recht schmerzhaften Abenteuer, die menschenschinderische Unrast seines Berufes, vermochten ihm keineswegs die gute Laune zu verderben. Im Gegenteil, er genoß den latenten Humor seines schüttelnd und stoßend bewegten Daseins mit innigstem Behagen, und wurde aus diesem humoristischen Behagen heraus der letzte klassische Schilderer altenglischer Landstraßen- und Wirtshauspoesie.



Während seiner Reporterzeit hatte er begonnen, kleine Bilder, vornehmlich aus dem Londoner Straßenleben, scharf gezeichnete Darstellungen typischer Erscheinungen des Alltags, zu veröffentlichen. Und diese Skizzen verschafften seinem Pseudonym Boz sehr bald eine solche Beachtung, daß ein intelligenter Verleger, Chapman, mit der Anregung an ihn herantrat, zu einer Serie bereits vorhandener Bilder aus dem Sportleben, von dem hervorragenden Karikaturisten Seymour, in vierzehntäglich erscheinenden Heften einen Text in lockerer Romanform zu schreiben. Auf diese Anregung ging nun zwar Dickens nicht ein, weil er mit dem Sportleben nicht genügend vertraut war; aber es erwuchs daraus die Idee der Pickwick Papers, die den fünfundzwanzigjährigen Autor mit einem Schlage berühmt machen sollten. Das erste Heft erschien in 400 Exemplaren — und vom fünfzehnten mußten bereits deren 40 000 hergestellt werden! Gravitätische Richter und Schusterjungen, die Ernstesten und die Oberflächlichsten, Junge und Alte, alle fanden sie diesen neuen Autor unwiderstehlich, und Thomas Carlyle wußte später eine „Schreckliche Geschichte" zu berichten, die ihm ein Erzbischof mit seinen eigenen hochwürdigsten Lippen erzählt hatte. Ein ihm untergebener Geistlicher hatte einem Schwerkranken feierlich eröffnet, daß es höchste Zeit sei, seine Rechnung mit dem Himmel zu machen, da er höchstens noch vierzehn Tage zu leben habe. Der Patient betete gottergeben mit seinem geistlichen Fürsprecher; aber als der sich der Tür zuwandte, hörte er den Kranken mit einem tiefen Seufzer ausrufen: „Na, Gott sei Dank, in zehn Tagen erscheint die nächste Pickwicknummer — die erlebe ich also doch wohl noch!"

Es ist kaum möglich, sich in unseren Tagen, in denen durch unzählige Zeitschriften und täglich anstürmende Neuerscheinungen das Interesse des lesenden Publikums so völlig zersplittert und abgestumpft wird, eine Vorstellung von einem solchen literarischen Erfolg zu machen. Im Grunde genommen war es aber auch kein literarischer Erfolg, und der junge Dickens nichts weniger als ein Literaturmensch. Von irgendwelcher systematischer oder gar akademischer Bildung war ja bei ihm gar keine Rede. Man kann ihn kaum einen Autodidakten nennen, denn zum eigentlichen Studium hatte er ja niemals Zeit gehabt. Das Leben allein war sein Lehrer gewesen, und zu einem schöpferischen Versuche hatte ihn allein die Erinnerung an seine fruchtbare Jugendlektüre und die Praxis seiner Reporterexistenz angespornt. Die Anregung, die der nüchterne Geschäftsmann ihm brachte, ging lediglich dahin, seine „gewandte Feder" als Kolportageschriftsteller zu versuchen. Es hieß also den Geschmack der Masse treffen, die Leser amüsieren und die spannendsten Momente geschickt für den Schluß der Hefte aufsparen, um die Neugier auf die Fortsetzung in Atem zu erhalten. Dickens ging so willig auf diese Anregung ein, weil ihm das point d'honneur des gebildeten zünftlerischen Künstlers gänzlich fehlte. Er fabulierte darauf los nach der Elle, ohne sich um die Komposition irgendwelche Sorgen zu machen. Die letzten Seiten jeder Lieferung wurden gewöhnlich erst fertig, wenn der Laufjunge der Druckerei schon ungeduldig hinter ihm stand. Und wenn er ein Heft abschloß, hatte er keine Ahnung, was im nächsten mit den von ihm erfundenen Personen geschehen würde. Diese sorglose, einem reifen Kunstverstande undenkbar erscheinende Arbeitsweise übte er zuweilen sogar noch aus, nachdem er schon von der ganzen Welt als ein Dichter von Gottes Gnaden anerkannt worden war.

Unsere moderne Welt, und sogar das in literarischer Beziehung einigermaßen rückständige England, hat seit Dickens' Tod im Jahre 1870 eine wahre Revolution des Geschmacks durchgemacht: der Naturalismus Zolas hat den Begriff der künstlerischen Wahrheit verändert, die unendlich feine Seelenanalyse der großen Russen und Skandinavier hat uns die Mittel einer bloß äußerlichen Charakteristik verachten gelehrt, und die ängstlich jeder Banalität ausweichende Wortkunst unserer modernen Preziösen hat unser Ohr unendlich feinhörig gemacht für das Persönliche im Stil der Darstellung. So werden wir Modernen mehr oder minder geneigt sein, dem großen französischen Kritiker H. Taine und dem schärfsten englischen Kritiker unseres Meisters, nämlich George Henry Lewes, rechtzugeben, die da beide behaupten,

daß es mit der vielbewunderten Natürlichkeit und Charakteristik bei Dickens ebensowenig weit her sei, wie mit seiner künstlerischen Komposition. Allerdings kann es auch dem harmlosesten heutigen Leser kaum mehr entgehen, daß der komischen Wirkung zuliebe der Dichter sich arge Übertreibungen gestattet, und daß seine Charakteristik wirklich vielfach nur darin besteht, daß er seine Personen irgend eine drollige Redewendung, eine wunderliche Handlung oder auch nur Geste, eine verrückte Meinung unendlich oft wiederholen läßt, — wie man es auch bei uns im älteren Familienlustspiel, im Volksstück und in der Lokalposse gewohnt war. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß die Mittel, mit denen Dickens komische, besonders aber rührende Effekte herbeiführt, denjenigen des englischen sentimentalen Melodramas verzweifelt ähnlich sehen. Er hat aber solche Mittel sicher nicht aus Spekulation auf den schlechten Geschmack der Masse angewendet, sondern ganz naiv als vollwertige Kunstmittel empfunden, weil er selbst als echtes Kind seines Volkes bis in seine reifen Jahre hinein an den derben Clownerien und der abgeschmackten Rührseligkeit des englischen Theaters seine helle Freude hatte. Was seinen Ruhm wirklich unsterblich macht, und was ihm auch die schärfste Kritik der Gegenwart nicht abzusprechen vermag, das ist die Tatsache, daß er alles, was ihm unter die Feder kam, greifbar lebendig zu machen wußte, die Menschen wie die Dinge. Jeder englische Leser glaubte den Geschöpfen dieser sprudelnden dichterischen Phantasie schon einmal in voller Wirklichkeit begegnet zu sein. Man kann von Dickens behaupten, daß er nie einen Menschen, der ihm einmal im Leben begegnet und durch irgend eine kleine Besonderheit aufgefallen war, wieder vergessen habe. Irgendwo in seinen Büchern tauchten sie wieder auf, aus Eigenem bereichert, drollig karikiert, mit mehr oder minder wichtigen Missionen betraut. Und eben weil die Modelle seiner Gestalten im Grunde lauter dutzendweise vorhandene Alltagsmenschen waren, so glaubte jeder Leser sie auch zu kennen, und empfand es als eine überaus liebenswürdige Herablassung des Dichters, ihm seinen bärbeißigen Onkel, seine geizige Tante, seinen Schlingel von einem Neffen, seinen Bäcker, Schuster, Schneider, Sargtischler usw. ihm quasi in bühnenmäßig wirksamer Ausstaffierung vorgeführt zu haben. Und dann war es nicht jene Welt, die den allermeisten Menschen ja doch ewig ein verschlossenes Gebiet bleibt, die heldische Welt der großen Kämpfe um die höchsten Güter, nicht einmal die Welt des Reichtums, der Eleganz, der feinsten Bildung, sondern die Welt des Mittelstandes, des kleinen Mannes bis hinab zu den Armenhäuslern und Verbrechern, in welche dieser lächelnde Fackelträger hineinleuchtete — hineinleuchtete, nicht um Strafgericht über sie zu halten, sondern vielmehr, um ihre verborgenen Reize, ihre bescheidenen Tugenden, ihre komischen Verbohrtheiten und liebenswürdigen Dummheiten ans Licht zu ziehen. Und dieses Licht erhellte nicht nur, sondern erwärmte auch, wie die liebe Sonne selbst. Des Dichters eigenes gütiges Herz war diese Sonne, und er ließ sie leuchten über Gerechte und Ungerechte, und hatte seine göttliche Freude über den Sünder, der Buße tat. Was keiner unserer modernen Entrüstungsfanatiker unter den Poeten fertig gebracht hat, nämlich die schreienden Mißstände, gegen die er mit der Feder zu Felde zog, in der Praxis wirklich abgestellt zu sehen, das ist dem Humoristen Dickens mit seinem festen Glauben an das Übergewicht des Guten in der Menschenseele mehrmals geglückt. Ihm ist es zu danken, daß das Schuldgefängnis abgeschafft, daß so schändliche Mißstände wie jene, die sein Nicolas Nicleby im Schulwesen aufdeckte, für die Zukunft unmöglich gemacht wurden, daß auch die gutsituierten Klassen aus ihrer Gleichgültigkeit gegen das Los der Armen, der Gefangenen, der Waisen aufgerüttelt und zur sozialen Hilfsarbeit herangezogen wurden. Wäre er mit der Geißel statt mit der Pritsche gegen das Laster und die Heuchelei zu Felde gezogen, hätte er Ekel und knirschende Entrüstung statt sanfter Rührung erweckt, so hätte er diese praktischen Erfolge sicher nicht gehabt. Er war auch ein viel zu echter Engländer, um mit der Rücksichtslosigkeit der Darstellung jemals die Grenzen zu überschreiten, welche die Landessitte einem respektablen Bürger und Gentleman vorschreibt. So wie ihm das Laster nur als Folie für die Tugend und als Abschreckungsmittel dient, so kennt er auch die Liebe

nicht als Naturkraft, sondern lediglich als Schrittmacherin des heiligen Ehestandes. Uns Heutigen, und vornehmlich uns Nichtengländern, mögen alle diese Rücksichtnahmen als Schwäche erscheinen; wäre er aber ein rücksichtsloser Idealist gewesen, der sich lediglich von künstlerischen Gesichtspunkten leiten ließ, so wäre er eben nicht das geworden, als was er für alle Zeiten fortleben wird: Der verklärende Gestalter der Biedermeierzeit in England.

Selbstverständlich kann Dickens als Humorist nur von Menschen englischer Zunge voll gewürdigt werden, weil ja das sprachliche Gewand für die humoristische Darstellungsweise von allergrößter Bedeutung ist, und komische Färbungen der Ausdrucksweise durch den Dialekt, durch den Doppelsinn von Worten, durch Tonfall und Rhythmus der Sprache der Übersetzung so gut wie unzugänglich sind. Dennoch war die Wirkung seiner Bücher auch im Auslande, und zumal bei uns in Deutschland, sehr stark. Zumal von der Technik seiner humoristischen Darstellungsweise sind auch unsere Erzähler nachhaltig beeinflußt worden. Das macht sich bei unserem Fritz Reuter sehr bemerkbar, und noch deutlicher vielleicht in Gustav Freytags ersten Romanen, in „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“. Auch der Schreiber dieser Zeilen verdankt Dickens um so stärkere Anregungen, als ihm die englische Sprache von Kindheit an geläufig war. David Copperfield, Master Humphreys Clock, Martin Chuzzlewit, Dombey and Son sowie die Pickwickier bildeten seine früheste, oft wiederholte Lektüre. Seine erste eigene Veröffentlichung war denn auch eine direkte Nachahmung einer Dickensschen Weihnachtsgeschichte. Das Rezept für den Stil und die äußerliche Charakteristik nachzuahmen, ist in der Tat leicht genug, wenngleich auch die geschickteste Handhabung der Dickensschen Technik heutzutage nicht mehr recht verfangen würde, schon weil sich mit dem gänzlich veränderten Tempo unseres Lebens die behagliche Breite der humoristischen Darstellung nicht mehr verträgt. Wir sehen das deutlich an unserem letzten großen Humoristen Wilhelm Raabe, der zwar zahlreiche ehrliche Bewunderer, aber nicht viele geduldige Leser mehr finden konnte — einfach darum, weil er noch im Postkutschentempo erzählt. Was aber für alle Zeiten Charles Dickens als Musterbeispiel eines geborenen Humoristen gelten lassen wird, das ist die Tatsache, daß er ohne jede Schwierigkeit und ohne jede Affektation seinen witzigen Kopf mit seinem heißen Herzen in treuer Verbrüderung durch Dick und Dünn, vom bubenhaften Schabernack bis zum schmerzhaft aufwühlenden Mitleid zu führen verstand. Wer solches nicht vermag, der kann ein noch so geschickter Schriftsteller sein, er wird niemals die befreiende und beglückende Wirkung des geborenen Humoristen hervorzubringen vermögen.

Ich glaube, diese Erinnerungsblätter nicht besser beschließen zu können, als indem ich eine Anekdote in Erinnerung bringe, die sein bester Freund, Biograph und Testamentsvollstrecker, John Forster, in seinem herrlichen Dickenswerke gelegentlich der ersten Amerikafahrt seines Helden im Jahre 1842 erzählt.

Kam da in irgend einem Nest ein Gesangverein, selbstverständlich mit einem deutschen Dirigenten an der Spitze, auf den Einfall, dem Gefeierten und seiner Gattin noch tief in der Nacht vor der Tür seines Schlafzimmers im Hotelkorridor eine Serenade zu bringen. Das Ehepaar Dickens lag schon im Bett, todmüde nach den unerhörten Anstrengungen des Tages, und verwünschte von ganzer Seele die Ruhestörung. Es waren aber ausgezeichnete Sänger, und als sie in der Stille der Nacht mit leiser Stimme und zarter Gitarrenbegleitung zu singen begannen von Heimat und fernen Lieben und anderen rührenden Dingen, da waren die schon halb zu Tode Gefeierten wirklich aufs tiefste bewegt. Mitten in seiner sentimentalen Rührung aber schoß dem Liebling zweier Welten ein Gedanke durch den Kopf, über den er so maßlos lachen mußte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich die Bettdecke vors Gesicht zu drücken. „Ach du grundgütiger Himmel“, sagte er zu seiner Käthe, „wie schauderös lächerlich und gemein müssen sich jetzt meine Stiefel vor der Tür ausnehmen! Gibt es überhaupt etwas Abgeschmackteres, als alleinstehende Stiefel unter feierlichen Umständen?“

Da haben wir das Geheimnis der humoristischen Wirkung enthüllt. Wer so echte Rührung und hellste Heiterkeit quasi in einem Atem empfindet, und mit seinen Tränen ebensosehr ein tief menschliches Gefühl besiegelt wie mit seiner Heiterkeit den Nagel auf den Kopf trifft, der ist ein Humorist — auch wenn er keine gescheite Zeile zu schreiben imstande wäre.

* * *

Ernst von Wolzogen, der Moderne, hat oben auf unsere Einladung hin sein Urteil über Charles Dickens, den nunmehr Hundertjährigen, abgegeben. Die Dickensverehrer — und deren gibt es in Deutschland wohl doch noch sehr, sehr viele — werden mit leiser Wehmut feststellen müssen, daß die Zusammenhänge zwischen dem Humoristen von heute und dem Altmeister des Humors von ehedem sich bedenklich gelockert haben. Wohl erkennt Ernst von Wolzogen den Einfluß des Dickensschen Geistes auf die ersten Entwicklungsstadien des eigenen Talentes an, wohl versagt er dieser und jener Seite der Dickensschen Gestaltungskraft die Bewunderung nicht, aber alles in allem erhebt er doch starke Zweifel an dem reinen Künstlertum und dem wahren Genie des Charles Dickens.

Gewiß: Äußerlich betrachtet hat der Erfolg sich ungemein früh bei ihm eingestellt. Aber all die Beifallsstürme, die er bereits von seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr an entfesselte, all die Kundgebungen der Liebe, die ihm mitten aus dem Volk heraus dargebracht, die Ovationen, die ihm auf seinen Vortragsreisen bereitet wurden — alles dies vermag nicht aufzuwiegen das furchtbare Elend seiner Kindheit bis zum siebenzehnten Jahr. „Die Tage unsrer Kindheit sind die Tage unsres Ruhms“, sagt Byron. Und wie hat Dickens unter den Erbärmlichkeiten jener Lebensspanne gelitten, unter welchen Qualen hat er seinen Bildungshunger bezähmen, mit welchem Schmerz die niedrigsten Beschäftigungen ausrichten müssen. In dem Fragment seiner autobiographischen Aufzeichnungen hat er selbst den Schleier von der Tragik seiner Jugend gezogen. (Einige der ergreifendsten Stellen finden die Leser in der „Rundschau“ zusammengestellt.) Es ist nun merkwürdig, zu beobachten, wie ein modernes Ästhetentum vom Schlage etwa Stephan Zweigs es dem Dichter förmlich verübeln möchte, daß er seine Ideale, daß er seinen goldenen Humor unversehrt aus diesen Bitternissen allen gerettet hat. Fast klingt es wie ein Vorwurf gegen ihn, weil er es unterließ, mit Keulen und vergifteten Pfeilen gegen die Mißstände seiner Zeit zu Felde zu ziehen ... Man kann anderer Meinung sein. Man kann es gerade als ein außerordentliches Zeichen der Souveränität seines Geistes nehmen, wenn er es über sich gewann, die bitteren Gefühle des Gedemütigten und Beleidigten zurückzuhalten und die Dinge in eine Beleuchtung zu rücken, in der sie ein befreiendes Lachen auslösen mußten.

Daß er mit seiner das Leben packenden Art den Geschmack der Masse traf, daß sich die Masse für ihn begeisterte, ist das wohl geeignet, die literarische Bewertung seiner Person herabzumindern, oder gar ihm einen literarischen Erfolg überhaupt abzustreiten? Sein urwüchsiges Talent brach sich, nachdem es eine sklavenhafte Jugend hindurch niedergehalten war, mit beinahe explosiver Gewalt Bahn und stieß durch einen glücklichen Zufall, wie ihn die Literaturgeschichte allerdings selten zu verzeichnen gehabt hat, auf die latente Empfänglichkeit des Volkes. Es ist unbillig, an einem reinen Naturgewächs zu bemängeln, daß es nicht die Merkmale einer auf künstlichem Dünger erwachsenen Zierpflanze aufweise. Dickens war zwar kein Literaturmensch, aber ein — Genie. Sein Material war die Sprache, die beherrschte er, und das genügte. Der Besuch eines neunstufigen Gymnasiums oder die Absolvierung der Hochschule hätten ihm wohl seine Lebenshaltung erleichtern, ebenso gewiß jedoch sein Talent nicht im mindesten fördern oder auch nur steigern können.

Charles Dickens hat sein Künstlertum auf das tiefste empfunden, und hier ist der Punkt, an dem der Humorist von heute seinem großen Vorgänger sicherlich unrecht tut. Wenn Dickens „drauflos nach der Elle, und ohne sich um die Komposition irgendwelche Sorge zu machen“, geschaffen hätte, nie und nimmermehr wäre ein in sich so ausgetöntes Werk wie etwa der „Copperfield“ entstanden. Nie hätte ein so komplizierter Roman wie „Bleakhouse“ durchgeführt werden

Charles Dickens



können, wenn der Plan dazu nicht vor der Niederschrift im Kopfe des Dichters fertig gewesen wäre. Und dann lese man im Forster, wie Dickens während des Schaffens das Schicksal seiner Gestalten mitlebte, lese man die ergreifende Stelle, an der er erzählt, daß er blutenden Herzens die kleine Nell habe sterben lassen. Nein, eine „sorglose“ Arbeitsweise war das gewiß nicht. Es kann auch keineswegs als unkünstlerisch bezeichnet werden, daß er in Lieferungen arbeitete. Er hatte sich, wie aus seinen Aufzeichnungen klar hervorgeht, vor Beginn jedes neuen Werkes die Marschroute festgelegt, und sein stets frischer Geist war darauf eingestellt, diese in bestimmten Etappen zurückzulegen. Die fieberhafte Teilnahme seiner gewaltig großen Leserschaft war ihm dabei ein willkommener Ansporn. Aber kein Fall läßt sich nachweisen, in dem er statt den eigenen künstlerischen Instinkten denen der Masse gefolgt wäre.

Es trifft ja auch nicht zu, daß Dickens sich lediglich auf die Darstellung des englischen Kleinbürgertums beschränkt habe. Seine Skala reicht viel tiefer hinab und viel höher hinauf. Das Verbrechermilieu im „Oliver Twist“ hat er mit eben so sicheren Strichen gezeichnet wie das des hohen Adels in „Bleakhouse“. Und eine zweite Skala, die des Psychologischen, dehnt sich zwischen den Seelenanalysen des Kindes Paul in „Dombey und Sohn“ und des abgefeimten Heuchlers Pecksniff im „Chuzzlewit“. Eine dritte Skala endlich: von dem kleinsten Schicksal der erbärmlichsten Nebenfigur bis aufwärts zu dem eines ganzen Volkes — wie es vor uns emporwächst in dem Revolutionsroman „Zwei Städte“, mit seinem ganz großen und ganz genialen Kapitel „Das Medusenhaupt“ ...

Doch genug. Vielleicht ist es heutzutage schon etwas altmodisch, Dickens zu lieben. Aber da es sich ja eigentlich um ein Geburtstagskind handelt, durfte dies wohl gesagt werden. Niemand wird es übelnehmen, am wenigsten, wie wir ihn kennen, — Ernst v. Wolzogen.

K. Schm.



Rund um die Kunst

(Berliner Theater-Rundschau)

Karl Immermann spricht in seinem Tagebuch den Wunsch aus, daß die Kritik die unentbehrliche Hausmannskost des Theaters nicht weiter beachten möge! Es leuchtet ein: die Theater brauchen Werktagsstücke, um sich für größere Aufgaben am Leben zu erhalten. Saure Wochen — frohe Feste.

Aber wenn die Zeichen sich mehren, daß die Kunst in ihrem Sonntagsrecht bedroht wird? Wer sein Gedächtnis wachruft, kann nicht leugnen, daß nach dem hohen Wellengang am Ende des vorigen Jahrhunderts jetzt Ebbe eingetreten ist. Publikum und Direktoren richten an die Stückeschreiber die Frage: „Nix zu lachen?!“ — und üppig gedeihen die „öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen“. Zu Berlin verringert sich die Zahl der Schauspielhäuser, die ein ernstes Programm pflegen, und manche verwandeln sich zu Tempeln der Muse Offenbachs. Eine um die Jahrhundertwende kaum mehr für möglich gehaltene Hausse der Operette macht die Partituren von Sudelköchen zu Wertpapieren. Soll es wieder so werden wie vor dreißig und einigen Jahren, als Anzengruber verdrossen seine Feder sinken ließ, weil der große Volksdramatiker keine Bühne fand? Fern von Berlin, auf mehreren kleinen Hoftheatern, hat sich der Zustand ein wenig gebessert, da und dort sind Scheuklappen gefallen. Das Königliche Schauspielhaus in Berlin jedoch erwirbt noch immer seine literarischen Verdienste und erntet hohe Auszeichnungen mit Stücken, die schon vor der Sintflut für läppisch und veraltet galten (Lubliners Lustspiel: „Die glückliche Hand“). Die preußische Polizeizensur verbietet zwar nicht mehr, wie vor hundert Jahren, Schillers „Wallenstein“, doch unterbindet sie die Aufführung neuer Kunstwerke (Franz Dülbergs „Korallenkettlin“). Den wenigen Privatbühnen, die in Freiheit — so weit dieses Wort in Preußen gestattet ist — „der Menschheit

Würde“ zu wahren suchen, soll man, wo sie irren, zürnend, aber helfend, nicht hassend, entgegentreten. Wenn dich das Auge Max Reinhardts ärgert, so reiß es nicht gleich aus! Was wäre am Ende die heutige Theaterstadt Berlin ohne diesen Erwecker von berechtigtem Widerspruch? Um ihn und um uns wär' es schade, wenn er uns an die Londoner verloren ginge! Ich denke dabei nicht an seine dauernde Übersiedelung; für gefährlicher hielte ich es, wenn er als ein vergrößerter Beerbohm-Tree das Deutsche Theater englisch machen möchte, wie's gewisse Symptome (die mystischen Ausstattungsblendwerke „Jedermann“ und „Das Wunder“) befürchten lassen. Unser Publikum? Ach, schleckt der Bär erst Zucker, so tanzt er auch!

Unser Publikum ... Unschuldig ist es nicht an den Wandlungen. Als man im Berliner Theater „Herodes und Mariamne“ erweckte, da blieb es weg, zu den „Bummelstudenten“ strömte es viele hundertmal. Die Vornehmen, die Reichen, die Gebildeten verdrängten Shaw, Wilde und die Russen aus dem Kleinen Theater, und ließen sich's behagen bei Herrn Molnars kitschigem „Leibgardisten“. Diesem Publikum, nicht dem Lessingtheater, das, so lange Otto Brahm regiert, im Neuen die alte Kraft bewährt, gilt die Entsagung Gerhart Hauptmanns, der es vorgezogen hat, sein stilles Drama „Gabriel Schillings Flucht“ dem stillen Leser anzuvertrauen.

* * *

Der Mahnung Immermanns eingedenk, eile ich an den Lustspiel- und Schwanknovitäten des Neuen Schauspielhauses („Heiligenwald“ von Alfred Halm und Robert Saudek), des Trianontheaters („Das kleine Café“ von Tristan Bernard) und des Lustspielhauses („Das große Geheimnis“ von Pierre Wolff) vorüber.

Die heiligen Böcke des Dionysos sind gewissermaßen die Urahnen der Tragödie. Und Bocksprünge machen unsere Schwank- und Possendichter. Doch wohl einen engeren Kreis um die Kunst zieht die Phantasie Karl Rößlers. Sein Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ (aufgeführt im ehemaligen Hebbeltheater) besitzt mindestens artige Reize des zeitgeschichtlichen Kolorits. Es führt uns in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in die freie Reichsstadt am Main, in die Frankfurter Judenstraße, in das Stammhaus der Rothschild. Ein historisches Rothschild-Lustspiel wird uns aufgetischt! Der alte Amschel, der reich gewordene Sohn des armen Hausierers, der Begründer der Welt-„Dynastie“, ist gestorben. Im schmucklosen Hause lebt seine Witwe, und bei der Mutter treffen sich die fünf Söhne, die in die Welt ausgeflogen sind, um in fernen Ländern ihre papierenen Throne zu errichten. Schon ist es so weit, daß die Könige der Erde ihre Schuldner sind, und daß Krieg oder Frieden der Länder von dem Willen der mächtigen Bankiers abhängen. In dieser Zeit der deutschen Duodezfürstchen, von denen mancher die königlichen Launen der französischen Ludwige unter Anhäufung hochgebirgiger Schulden nachahmt, reift der üppige Plan des eben baronisierten Wiener Rothschild, sich zum Schwiegervater eines regierenden Herzogs vom Taunus zu machen. Der Gedanke wäre aberwitziger, wenn ihm nicht die Realität eines leichtsinnigen und bankrotten Krönchenträgers und die Atmosphäre des Aufklärungszeitalters drei Finger einer Hand und drei Zehen eines Fußes geben würde. Der Untertanenbeherrscher, dem sonst nur mehr die Wahl (aber eine Wahl ohne Qual) bliebe, sich ins fidele Privatleben zurückzuziehen, willigt wirklich in das Heiratsgeschäftchen. Damit hat der Lustspieldichter gewiß einen eigenmächtigen Schritt über die historischen Tatsachen hinaus getan. Er mag sich übrigens auf zahllose „Liebesheiraten“ zwischen Börse und Hocharistokratie berufen und auf die begründete Überzeugung, daß es dem Welthaus Rothschild noch leichter als anderen jüdischen Familien hätte gelingen müssen, eine Tochter auf die strahlende Höhe etwa des Fürstenthrones von Monaco zu erheben, wenn nicht die Rothschilds dem Glanze eines kleinen Theaterstaates die Macht hinter den Kulissen des Welttheaters vorgezogen hätten ... Karl Rößler wird der souveränen Willensenergie der Rothschilds nicht einmal ganz gerecht, indem er ihren Ehrgeiz auf das Fürstenkrönchen richtet und also verkürzt. Immerhin aber führt dieser Lustspielplan zu einer vortreff-

lichen Szene; zu der sehr geistreich konzipierten Aussprache zwischen dem gekrönten Schuldner und dem ungekrönten Gläubiger. Von Otto Gebühr und Ludwig Hartau wurde die typische Bedeutung der Kontroverse mit feiner Ausgestaltung der beiden Wortführer erhöht. Der Fürst ist kein idiotischer Serenissimus, vielmehr ein rechtes Kind seiner Zeit, eine Mischung von Liederlichkeit und Vorurteilslosigkeit. Der Rothschild, sein Gegenspieler, ist ein Napoleon des Kontors, skrupellos und zielbewußt, wie nur irgend ein Feldherr. Also siegt er. Sein Triumph verwandelt sich zur Niederlage, weil die Tochter Lotte den moralischen Lustspielstrich durch die Rechnung des Hofbankiers zieht. Sie läßt sich nicht wie ein Wechselpapier austauschen. Sie nimmt sich ihren leiblichen Onkel, den geschäftsuntüchtigen, kunstsinnigen James zum Manne (früher hieß er Jaköble).

Der letzte Akt dieses stofflich aparten und mit viel Witz und Geist ausgestatteten Stücks mündet also leider in der Lustspielschablone. Das soll nicht blind machen vor der künstlerischen Linie, die durch eine geraume Strecke gezogen wird. Es ist die Linie, auf der auch eine fröhlich beobachtende Furchtlosigkeit schreitet, die sich von keinerlei Tendenz verwirren läßt. In den fünf Rothschildsprossen sind fünf Temperamente gegeben. Die fünf sind ferner auseinandergehalten durch die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Lebensvölker, an die sie sich akklimatisierten, und sie stellen die Richtungen dar, in denen sich der patriarchalisch einmütige Geist des Vaterhauses schon in der ersten Generation entwickelt. Jeder von den fünf, besonders der am stärksten hervortretende Wiener Rothschild (er, der herzoglicher Schwiegervater werden will ...) ist eine gutgemischte Bowle aus Ingredienzien der Rasse, der Kultur und individueller Eigenschaften. Heterogenes, schlagwörtlich gesagt: Gutes und Böses, Großzügiges und Inferiores, Gemütvolles (der Familiensinn!) und Kaltherziges verbindet sich in ihnen, und die inneren Gegensätze kommen in rascher, unvermittelter Folge zur Geltung. Vielleicht ging der Autor in seinem Licht- und Schattengemälde ein wenig weiter, als die menschliche Natur erlaubt. „Gemüt ist Schwäche", lautet der bewährte Leitspruch eines der fünf; und flugs unterliegt er selbst dem Gemüt. Er steht nämlich davon ab, das Herz der Tochter zu zwingen, und handelt am Ende menschlicher als mancher Bürgersmann von heute, der sein Kind einem Wappenträger, als mancher Junker, der es einem Geldsack opfert. Bei alledem ist die Geschäftsbrunst der Rothschildbarone ohne Schonung bloßgestellt. Nach jüdischer Art ironisieren und kompromittieren sie sich selbst mit witzigen Worten. Ihr Milieu wäre für Reinlichkeit liebende Zuschauer, der Heiterkeit ungeachtet, schwer zu ertragen, hätte Rößler nicht in der herzensklugen, schlichten Mutter der fünf, in dieser liebenden und geliebten Mutter, den besten Geist des Judentums aufgeweckt. Und da Maria Mayer der alten Judenfrau all ihre unverfälschte warme Güte lieh, konnte die Sympathie der Unbefangenen nicht am Zynismus des Judenwitzes erfrieren.

* * *

Nimmt Karl Rößler seinen Standpunkt über den Dingen ein, in der höheren Luftregion der Heiterkeit, so taucht Hermann Bahr mit seiner Posse „Das Tänzchen" (im Buch, Verlag S. Fischer, ein Lustspiel, auf dem Zettel des Lessingtheaters ein Schwank genannt) in die Wirbel der Aktualität. Schon die Anregung zu der sehr dünnen Handlung hat er von einer Begebenheit empfangen, die sich vor kaum Jahresfrist in Berlin zutrug und damals einen kleinen Sturm im Wasserglas erregte. Und seine Witzdynamik bezog er diesmal vom deutschen Reichstagswahlkampf, dessen äußerste Spannung, eine Woche vor der Wahlschlacht, der Berliner Première sehr zustatten kam. Man denke sich: der ganze erste Akt ist eine Wahlberatung der feudalen Häupter der konservativen Partei. Da knattern Bahrs Raketen und platzen wahre Bomben der Satire! Schon wie sie schmausen und schmatzen und zechen, die notleidenden Agrarier, ohne den Geist, der über ihnen schwebt, mit einem vernünftigen Wort zu stören, ist ein aufreizender Anblick. Und dann die ostelbische Rechtsphilosophie! Und die Proportion von Patriotismus und Kaste, Staat und Privileg! Wie ein Schuljunge

wird der königliche Landrat über seine pflichtgemäßen Parteidienste belehrt. Die wirksamsten, freilich auch billigsten Witze gelten der Doppelmoral der Weintrinker und Wasserprediger. Sie sind, die Ritter von der Bahrschen Tafelrunde, wackere Kämpen im Kampfe gegen die unsittliche Kunst und gegen Berlin, das neue Sodom. Der alte Probst Rochus von Rathen weiß sich aber vor Freude kaum zu fassen, wenn er auf dem Stettiner Bahnhof ankommt, und das erste, was er tut, ist, daß er zweimal auf dem Deck eines „Autobus" die Friedrichstraße entlang fährt! Schlimmer straft sich Joachim von Biest Lügen, M. d. R. und auch kein Jüngling mehr. Weitab von der sorglichen Gattin, finden wir ihn im zweiten Akt im Stübchen der jungen, schlanken Klavierlehrerin Frau Heydt. Und nun beginnt die Gemeinheit. Die des Herrn von Biest oder die des Stücks? Ich denke: Nicht der Charakteristiker, sondern der Humorist Bahr ist verantwortlich zu machen ... Der alte Biest ist in eine Mausefalle geraten. In der schwülsten Minute des Tête-à-tête flammt das Magnesiumlicht ins dunkle Zimmer. Eine photographische Aufnahme ist geknipst. Der Gatte der Circe lag im Hinterhalt. Er ist sozialdemokratischer Agitator und hat den Schöpfer der lex Biest (lex Heinze) fürs Wahlflugblatt photographiert.

Welch ein trauriger Coup! Von diesem üblen Ulk nährt sich bis zu seinem seligen Ende das ganze „Lustspiel". Es hat mit einem geistreichen Witzblattpasquill begonnen, es verplaudert sich ins Leere und rollt in den Schmutz einer zynischen Erpresseraffäre hinab, die in der Partei der anständigen Leute keine parteipolitische Genugtuung mehr aufkommen läßt. Eine gefährliche Sache überhaupt, die Szene zur Tribüne zu verwandeln! Nur engherzige Ästheten mögen es dem Drama verwehren, sich auch der politischen Fragen der Zeit zu bemächtigen. Doch die Erscheinung, die mit dem Tage verweht, und der politische Kleinkampf taugen höchstens dann als künstlerische Folie, wenn dem Lustspiel dauernde Typen und Charakterzüge eingeprägt sind. Keine Spur einer bemerkenswerten Charakterfigur weist die Bahrsche Komödie auf. Das Lumpig-Allzumenschliche wird mit duldsamem Lächeln als das Selbstverständliche hingestellt. Auch der Sozialdemokrat ist ein Gauner; er läßt sich zum Schlusse von den Konservativen kaufen, und Herr von Biest ist aus der Patsche. Eine Sammlung von Witzen und unappetitlichen Karikaturen: das ist noch kein Lustspiel. Es gereicht dem ästhetischen Verstand des Publikums (im Lessingtheater ist es freisinnig genug!) zur Ehre, daß es sich nicht vom Parteieifer fangen ließ, vielmehr nach dem zweiten Akte heftig opponierte. Gelacht wurde viel — und auch mit Recht. Denn Hermann Bahr hat mehr Witz, als er verantworten kann.

* * *

Erst mit dem künstlerischen Anspruch eines Schauspiels beginnt das Recht der Kritik. Peter Rosegger verurteilt es, daß die Rezensenten die leichte Unterhaltungsware ohne Blutzoll passieren lassen, dagegen einen strengen Maßstab an kunstgewillte Werke anlegen. Doch mit Immermann muß man erwidern: Das Theater als „Anstalt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen" ist mit der dramatischen Kunst nicht zu verwechseln, hat mit ihr nichts gemein, als den Bretterboden. Wird ein dramatisches Werk vom Kunsturteil der Verwerfung wert gefunden, so bedeutet das immerhin schon die Anerkennung, daß es bis zur Zone des schönen Geistes drang.

Diesen ihm innewohnenden höheren Willen wird man dem Schauspiel „Offiziere" von Fritz von Unruh nicht absprechen können. Die Tat des Dichters freilich blieb im Dilettantismus stecken. Der junge Verfasser führt in den ersten Akten das laute Leben in der Kaserne und im Kasino eines feudalen Regiments vor. Er hat den Alltag mit seinen ewig gleichen Formen, Scherzen und Typen sorgsam im Notizbuch aufgezeichnet. Eine dramatische Ordnung des Getriebes gelang ihm nicht. Nie noch so unmotiviert habe ich auf der Bühne ein paar Dutzend Menschen immerzu kommen und gehen gesehen! Die Figuren sind zum Teil Klischees, zum Teil unausgeformt. Dem Aufmerksamen gibt sich im Stümperhaften ein dichterischer Gestaltungsdrang kund; doch die Kraft des Verfassers reichte nicht aus, ein Spür-

chen von Konflikt in der Brust seines Helden deutlich zu machen. Dieser Oberleutnant von Schlichting hat wie die meisten seiner jungen Kameraden den Kriegsteufel im Leibe und leidet mehr als die anderen unter dem Gamaschendienst des Friedenssoldaten. Soldatische Naturen, die aus den Landsknechtzeiten stammen, würden in unserem Zeitalter tragisch zu nennen sein, wenn sie, was sich aber selten trifft, innerlich reich wären. Der Oberleutnant von Schlichting ist leider fabelhaft uninteressant, und mit seinem Friedensjammer empfindet man daher kein Mitgefühl. Jeder Zurechnungsfähige sagt sich: Wie! Bloß weil dieser Herr da gerne schlachten möchte, sollte unser Gefühl die Segnungen des Friedens, die Schätze der Kultur, das Leben von Tausenden, Glück und Erwerb Ungezählter willig opfern?! Dem jungen Säbelraßler, der mit der Schwermut eines Hamlet durch die Kaserne schreitet und im düsteren Haupte doch keinen anderen Gedanken als den Blutwunsch wälzt, ist es völlig gleichgültig, gegen w e n und um w e l c h e r idealen Güter willen vom Leder gezogen wird, wenn er nur endlich Pulverdampf riechen kann! Solche Sinnesart ist d i e geistig zurückgebliebener Menschen, und sie macht den Krieg, das höchste Opfer einer vaterländischen Gemeinschaft, zum Sportspiel des nichtswürdigen Egoismus. Kriegerische Regungen mögen manches tapfere Soldatenherz beschleichen; doch leicht bändigt sie der Gesittete. Ich will Herrn von Unruh nicht haftbar machen für den stumpfsinnigen Heldenmut des Herrn von Schlichting; aber der Dichter muß gestatten, daß wir seinem Liebling zürnen — um der drei Stunden willen, die wir im Theater gezwungen wurden, uns mit ihm zu beschäftigen...

Auch aus einem Rassesoldaten, wie er dem Dichter im Sinne lag, hätte sich etwas Menschliches herausschlagen lassen, wenn sein Schöpfer ihm außer dem Kraftgefühl des Raufers noch irgend ein anderes Gefühl verliehen haben würde. Der Dichter, der offenbar eine kindliche Vorstellung vom Heroismus hegt und es unschicklich finden mag, daß ein Soldatengemüt schwankt und ringt, gab dem Oberleutnant nur die Gelegenheit, besondere Gefühlsroheit zu beweisen. Der Offizier ist verlobt, und angeblich liebt er sein Mädchen. Trotzdem schleicht er wie ein krankes Huhn umher. Trotzdem ist er der erste, der sich rücksichtslos meldet, als die Freiwilligen gegen die Hereros aufgerufen werden. In Gegenwart der armen Braut erhebt der Tor mit wildem Gebrüll sein Glas auf den Tod, und als er von dem Mädchen scheidet, sagt er der Liebsten zum Trost, er w o l l e nicht wiederkehren, er wünsche sich ein „Heldengrab in Afrika“... So stellt sich der junge Unruh, der selbst Offizier ist, den dramatischen Konflikt zwischen kriegerischem Temperament und edler Mannesliebe vor! Laßt uns hier die Gedanken ablenken zu einem wahrhaften Helden, der ein wahrhafter Mensch ist: Wie schön verschlingen sich Mut und Liebe im Herzen des Prinzen von Homburg!... Die Erinnerung an Kleists guten Jüngling taucht nicht zufällig auf. Fritz von Unruh hat im letzten Akt seines Theaterstücks die vor der Schlacht bei Fehrbellin gegebene Situation haargenau nach Südwestafrika übersetzt und kurz vor dem letzten Fallen des Vorhangs das Kleistsche Drama eingeschoben. Auch der Oberleutnant Schlichting durchbricht die Disziplin, schlägt gegen den Befehl seines Obersten vorzeitig los, rettet die verdurstende Truppe und besiegt den Feind. Das Todesurteil, das der Kurfürst an dem Sieger vollziehen lassen will, ist bei Unruh ein Gebrumme des Obersten. Der neue Dichter ist eben fortschrittlicher als der alte; s e i n Drama gipfelt in der poetischen These, daß dem selbständigen Entschluß des Unterbefehlshabers im Notfall Bewegungsfreiheit eingeräumt werden müsse. Das ist für den militärischen Hörsaal recht gut, und die Bilder vom afrikanischen Kriegsschauplatz lassen der heranwachsenden Jugend den Besuch dieser Theatervorstellung empfehlen. Unruhs D r a m a indessen befriedigt nur Liebhaber von Zehnpfennigromanen. Wie man's von solchen rührenden Dichtungen her gewohnt ist, stirbt der kühne Held, indem er siegt, und seine Braut findet sich gerade noch rechtzeitig im afrikanischen Lager ein, um den Sterbenden zu umfangen...

Wo ist denn da der Wille zur Kunst? Ja, dennoch! Ein Hauch von Poesie schwebt über dem Deck des Ozeandampfers, der die deutschen Offiziere durch die Tropennacht in Not

und Tod führt. Dieser Akt auf dem Schiff ist ein lyrisches Zwischenspiel, etwa wie das Intermezzo in der „Cavalleria rusticana“. Er könnte ohne Gefahr für die Handlung gestrichen werden. Mir ist aber die ganze Handlung und das ganze Stück nichts wert, und nur diese überflüssigen Stimmungsszenen lassen mich die Bekanntschaft mit dem jungen Poeten nicht bedauern. Trotzdem kommt man auf geradem Wege nicht zur Lösung des Rätsels, weshalb Reinhardt das puerile Stück aufgeführt hat. Die Lust und Liebe der Schauspieler am Soldatenspiel und die zauberhaften Dekorationen Kninas sind ein zureichender Grund auch nicht.

* * *

August Strindberg, der weltverachtende Timon von Athen, der Mensch mit der Tigerpranke, ist unter den dichterischen Gestaltern, die heute leben, der gewaltigste. Ein Künstler ist er nicht. Wie Tolstoi, achtet auch er die Kunst kaum um ihrer selbst willen, sucht er nicht in ihr die Befriedigung eines metaphysischen Bedürfnisses. Sie dient ihm zu besonderen Zwecken. Sie dient seinem Hasse, wie sie Tolstois Menschenliebe diente.

Der Verein „Künstlerisches Theater“ brachte im Lessingtheater — mit auserwählten Schauspielern, unter Adolf Lantz' verständnisvoller Leitung — das Strindbergsche Drama „Der Scheiterhaufen“ zur Aufführung. Kein Strahl vom lieben Licht des Tages dringt in dieses Stück. Die Atmosphäre hat Leichengeruch. Wenn am Ende der Qualm der Feuersbrunst die armen Lebewesen des Dramas erstickt, wird es als Befreiung empfunden — von den Todgeweihten oben auf der Bühne, von den Qualgeweihten unten im Parkett.

Über Strindbergs grausenvoller Welt herrscht der Dämon Weib als ein Baalsgötze, dem der Monomane alle Opfer des Hasses und des Hohnes bringt. Die Menschenfrau, bald ist sie ihm Lilith, die Verführerin, der böse Erdgeist; bald die blanke Lüge, die Vergeuderin, die blutdürstige Bestie, die Schlauheit, die den geistigen Adel der Menschheit verfälscht. Im „Scheiterhaufen“ vergreift sich Strindberg an der Frau als Mutter. Wer sonst gegen das Weib ketzert, läßt vielleicht noch die weiblichen Verdienste der Häuslichkeit gelten; wer selbst diese Tugend bestreitet, ehrt doch die Instinkte der Mutter. Strindberg aber stellt uns seine Frau Elise hin. Diese Frau hat gelogen und betrogen vom ersten Tage an. Hat ihren redlichen Gatten ins Grab gekränkt. Hat die Ihren in kleiner Haushaltungsmünze um die Nahrung bestohlen. Die Banalität des Pfennigdiebstahls wirkt als scharfkomische Ironie in der fürchterlichen Familientragödie. Eine Mutter, die sich heimlich mit fetten Bissen mästet und ihre blutleeren, verkümmerten Kinder darben läßt! Frau Elise bestiehlt auch die Tochter um den Gatten, den Sohn um das Andenken seines Vaters.

Mit großer Genauigkeit hat Strindberg diese Frau bloßgestellt, so lebensvoll, daß man ihre Wirklichkeit nicht leugnen kann. Aber — sprießen aus der Erde nicht Azaleen und Belladonnen? Lasse man das Gebilde des Dichters als einen Irrtum der Natur gelten! Doch wo ist sein Recht, die Entartung für die Art zu nehmen?

Das Drama beginnt mit dem Tod des Hausvaters. Die Kinder lernen erkennen, wer ihre Mutter ist. Sie sinnen auf Vergeltung. Das Weib, ein krankes, verendendes Tier, zu schwach zur Abwehr, geht zugrunde. Die Kinder haben nicht die Kraft, weiterzuleben. In alkoholischer Verzweiflung zündet der Sohn das Haus an. Bruder und Schwester umschlingen sich und ersticken. Zum erstenmal vernehmen wir in der Wüste dieses Dramas Worte der Liebe. Sie kommen von den Lippen der sterbenden jungen Menschen und ergreifen tief.

Hinaus in die Nachtluft! Lieber, lieber Abendstern! Liebe, liebe Erde! Wie hold ist das Leben! Armer Strindberg!

Hermann Kienzl



Dichterpreise?

Die Einrichtung von Preisen oder Ehrengaben für lebende Dichter geht gewiß von edlen Motiven aus; aber sie hat noch nicht die Form gefunden, wie man denn nun eigentlich die besonders Hilfsbedürftigen und Würdigen ausfindig machen könne. Es ist damit wie mit den „verschämten Armen"; nur ist die Sache noch delikater.

Man spricht nun neuerdings von einer geplanten „Kleiststiftung"; man möchte ähnlich ringenden Poeten beizeiten zu Hilfe springen. Gewiß! Ein schönes Motiv reiner Menschlichkeit! Aber — es hängt doch dies alles sehr eng mit den herrschenden Geschmacksrichtungen zusammen, so daß ziemlich sicher wiederum der Bedeutende übersehen, der Mittelmäßige gekrönt werden wird, wie das so oft schon der Fall war. Man sucht übrigens Kleists Unglück einem Goethe aufzubürden; ach nein, der eigentliche Publikumsbeherrscher war damals neben Ifflands Mittelmaß Kotzebue. Eine Briefstelle von Abeken an Voß (Winter 1802/03) beleuchtet das schlagend: „Kotzebues Hussiten vor Naumburg sind hier (Berlin) mehr als zwanzigmal gegeben und man sieht sie noch immer mit vielem Beifall; dahingegen das Schauspielhaus bei der zweiten Aufführung der Iphigenie sehr leer war." Das ist doch wohl bezeichnend genug.

Und so ist es Anselm Feuerbach gegangen, als die Effekte Makarts und anderer den Zeitgeist beherrschten; er starb, ohne anerkannt zu sein. So ist Wilhelm Raabe siebzig Jahre alt geworden, bis er entdeckt wurde, nach einem langen Totschweigen und Nichtbeachten. Und wie heftig mußte Richard Wagner kämpfen! Welches offizielle Komitee hätte ihn wohl damals erkannt und unterstützt?

„An sich ist ja ein Dichterpreis eine undelikate Sache", meint mit Recht Franz Servaes im „Tag"; „es wäre besser, wenn die Dichter der Preise nicht bedürften..." Wer in aller Welt hat den Wahn aufgebracht, daß in diesem allgemeinen Lebensringen gerade die Dichter der „Preise bedürfen"? Traut man ihnen weniger Willenskraft im Lebenskampfe zu? Der Dichter will vor allen Dingen Verständnis; er sucht Liebe und Widerhall. Man kann ihm also nützen, indem man seinem Werke nützt. Also kaufe man, lese, verbreite seine Gedanken und Gebilde, so hat man ihm seelische Freude bereitet und ihn auch menschlich unterstützt!

Glaubt man aber etwa, daß der Träumling Peter Hille ein besserer Lebensbaumeister gewesen wäre, wenn man ihm eine offizielle Geldsumme geschenkt hätte? Unwürdige Lebenslage ist sicherlich ein Unglück; aber dieses Unglück hängt mit vielem zusammen, dem man eben offiziell nicht beikommen kann, höchstens von Mensch zu Mensch, also privatim. Da sollten die einzelnen Landschaften, Städte — wie es Hamburg getan — oder einflußreiche Privatpersonen das Ihrige versuchen und einen Ringenden stützen.

Aber da kreuzen und stören sich dann freilich zwei Gesichtspunkte: die Frage nach der Größe der Not und die Frage nach der Größe des Talents. Nun wird sicherlich das stärkere Talent die stärkere Unterstützung beanspruchen dürfen. Aber — wer ist das stärkere Talent? Da kommt ja eben die Trübung des Blickes durch die grade herrschende Geschmacksrichtung. Der eben genannte Servaes ist ein bedenkliches Beispiel dafür; er empfiehlt, vom Nobelpreis sprechend, als bedürftig Wedekind, Rilke, Heinrich Mann, Bernhard Kellermann im Gegensatz zum „wohlrangierten alten Herrn" Paul Heyse! Aus meiner eigenen Beobachtung sind mir als kämpfende, nicht vom Schicksal begünstigte Dichter Gustav Renner, Gustav Schüler, Julius Havemann, Eberhard König, Maurice von Stern aufgefallen — und es ließe sich leicht von jedem ein halbes oder ganzes Dutzend wenig beglückter und wenig erfolgreicher Dichter und Künstler nennen. Aber nun soll ein Komitee von einigen Herren urteilen, welche von diesen vielen Ringenden von „wirklich künstlerischen" Gesichtspunkten aus zu ehren seien? Was heißt denn „wirklich künstlerisch"? Und wie will man gerade die Stillsten finden? Und nach

welcher Ästhetik will man Bedeutend oder Unbedeutend unterscheiden? Es ist ja des Überandrangs von Stimmen und Wünschen fast zuviel.

In der sonst sehr besonnen geleiteten Münchener Wochenschrift „Die Lese“, einem volkstümlichen Literaturblatt, finde ich z. B. Hofmannsthal als einen unserer „Allergrößten“ bezeichnet — eine Wertung, der viele kopfschüttelnd widersprechen werden, weil sie eine dekorative und sprachliche Teilbegabung lobenswertester Art noch nicht als groß oder gar „allergrößt“ zu empfinden vermögen. Selbst über Dehmel oder Hauptmann, die sich ergiebig auszuleben Gelegenheit und Gunst hatten, haben sich die Urteile noch nicht fest kristallisiert: denn diese Begabungen sind mehr oder minder Repräsentanten einer bestimmten Zeitrichtung, die man, allgemein gesprochen, in das Wort Naturalismus wird zusammenfassen können. Ihnen entsprechen in der Naturwissenschaft etwa Häckel oder der vielgelesene Bölsche. Es gibt nun aber andre große Gruppen im deutschen Geistesleben, die auf eine solche Denkweise, und folglich auch auf die entsprechende Kunstform, nicht eingestellt sind, die vielmehr der Denkart etwa des Philosophen Eucken (Fortsetzung des klassischen Idealismus) oder der Bayreuther Empfindungsart nahestehen. Wie denn nun? Diese alle sehen ihr Tiefstes und Eigenstes, auch ihr Deutschestes, nicht ausgesprochen von Talenten wie Wedekind oder auch Hofmannsthal; stehen überhaupt in der Ecke; und die ihnen entsprechenden Talente — würden selbst von den Preisrichtern entweder nicht gesehen oder nicht als Talente anerkannt werden.

So ist heute die Sachlage im geistigen Chaos der modernen Zivilisation mit ihrer Überschätzung der sinnlichen Wirkung.

Daher gehört meine Sympathie, wenn ich subjektiv sprechen darf, den Ungekrönten: denen, die sich ohne jedes offizielle Mitleid in der Stille zu behaupten wissen. „Ich komme aus anderen Zeiten und hoffe in andre zu gehen“, sprach Grillparzer. Schiller ist hierin mit großem Beispiel vorangegangen; ihm war der Schmerz ein Erzieher zum Heroismus. Und wenn ich die Bemühungen um Dichterpreise im heroischen Lichte betrachte, so kommen mir diese Versuche sentimental vor. Glaubt man mit offiziellem Geld und mit offiziellen Komitees auch noch in diese Geheimkammern der menschlichen Tragik eindringen zu können? Als Graf Schimmelmann und seine edlen Freunde den leidenden Schiller unterstützten, geschah es in der Form privater Wohltätigkeit, persönlichen Dranges, seelischen Dankes, wovon ihr schöner Brief heute noch Zeugnis gibt. Mir ist ein Fall bekannt geworden, daß einem erzählenden Dichter von einer älteren Persönlichkeit seines Leserkreises eine Summe vermacht wurde, die ihn vor Sorgen schützte. In solchen Fällen handelt es sich also um Herzensregungen, die den Geber wie den Empfänger ehren: — und die Öffentlichkeit bleibt unbehelligt.

So zart sollten diese Dinge behandelt werden. Jede offizielle Geldgabe ist mehr oder minder auch eine geistige Anerkennung — also eine Vergewaltigung für den Geschmack anderer, etwa derer, die einen „Tantris der Narr“ (doppelter Schillerpreis!) gegenüber Schillers Denkart als Zerrbild empfinden. Und so greifen solche Komitees an auffallender Stelle in eine Entwicklung ein, die naturgemäß nur langsam vor sich gehen kann, wie alles Organische. In die Liebe und in das Verständnis eines Volkes wächst der Dichter hinein — das kann nicht „gemacht“ werden, auch nicht mit den bestgemeinten Geldsummen.

F. Lienhard



Felix Dahn

Wir alle haben als Gymnasiasten seinen „Kampf um Rom“ mit heißem Herzen und pochenden Pulsen gelesen. Wenn auf dem langen Wege, der sich durch die sechs zu vier dicken Bänden angeschwollenen Bücher hinschlängelte, die Teilnahme zu erlahmen drohte, dann kam immer ein unerwartetes Ereignis, das die Aufmerksamkeit wieder anstachelte; oder die Glut einer leidenschaftlichen Rede, in der man plötzlich einen Zeitgenossen leibhaftig neben sich spürte, fachte einen an; oder ein glänzendes Bild berauschenden Lebens riß einen selbst in den Rausch lärmvollen Welttreibens hinein. Wenn man dann zehn, fünfzehn Jahre später, vielleicht gar zu der Zeit, als wir alle, und sei es auch nur durch die Macht des Widerspruches, auf die psychologische Problemzerfaserung eingestellt waren, wieder einmal zufällig einen der Bände in die Hand bekam, so schüttelte man wohl verwundert den Kopf, daß man durch diese Theatralik wirklich einmal tief gepackt worden war, daß man die Unwahrscheinlichkeiten widerspruchslos hingenommen hatte und sich von der leeren Rhetorik hatte übertölpeln lassen. Damit war dann für einen der „Fall Dahn“ abgetan.

Ich habe nun gerade vor zwei Jahren die Erfahrung gemacht, wie ein greiser Mann und eine in jenen besten Jahren, die nicht mehr ganz gut sind, stehende Frau durch den Roman Felix Dahns aufs tiefste gepackt und dauernd gefesselt blieben. Es waren Österreicher, Menschen, die den Kampf der Völker und Rassen schmerzhaft am eigenen Leibe erleben. Literarisch kritischen Einwänden verschlossen sie sich mit dem Bemerken: Das Buch hat ein leidenschaftlich national empfindender Mann geschrieben, der das ewige Problem des Völkerkampfes so stark erlebt hat, daß er im Wechsel der äußeren Erscheinungen das dauernd Gültige mit zwingender Gewalt zum Ausdruck zu bringen vermochte.

Ich glaube, die deutsche Geistesgeschichte wird einmal Felix Dahn eine derartige Stelle anweisen. Und wenn wir es einmal zu einem starken Volksbewußtsein bringen, aus dem heraus wir alle bewußten Nationalitätskräfte zu einem Horte der Stärkung und zu einem Quell innerer Charakterbildung sammeln, so wird Felix Dahn eine Ehrentafel errichtet erhalten, wie sie ihm die Literaturgeschichte und vielleicht sogar auch die Gelehrtengeschichte niemals bewilligen könnte.

Die Literaturgeschichte wird ihm immer mit Recht vorwerfen, daß er das ihm verliehene Künstlertum nicht ausgebildet hat, sondern eher verkümmern ließ, daß er jedenfalls die bedeutenden ihm verliehenen Kräfte nicht durch Anspannung zu den ihm möglichen Höchstleistungen geführt hat. Es mag ja mit seinem Herkommen zusammenhängen — Vater und Mutter waren Schauspieler —, daß ihm die Theatralik so leicht die wirkliche Gefühlswelt ersetzte, daß er mit Kulissen und Dekorationen und Aufzügen so oft die Teilnahme von den eigentlichen Vorgängen ablenkte, oder einfach durch jene Theatermittel verdeckte, wie übel es im Grunde um die geschilderten Tatsachen stand. Daß er also überhaupt das Äußere oft über das Innere triumphieren ließ. Darüber hinaus ist nicht zu bestreiten, daß er, nachdem ihm der in jahrelangem Mühen geformte Roman „Der Kampf um Rom“ den großen Publikumserfolg gebracht hatte, mit schnell fertiger Hand nach stets gleichbleibenden Rezepten Jahr um Jahr seine kleineren und größeren historischen Erzählungen aus der deutschen Vergangenheit zusammenschneiderte. Auch was der Literaturfreund aus dem Schaffen Dahns auf der Gewinnseite bucht, wie manche starke Ballade, den großen Wurf in der alten Göttergeschichte „Odins Trost“, das schwungvolle Pathos mancher programmatischen nationalen Dichtung, wird von dieser gestrengen literarischen Kritik leicht dem Künstler Dahn zum Vorwurf gemacht werden können, insofern in alledem sich eben zeigt, daß er mit dem ihm anvertrauten Pfunde nicht im guten Sinne gewuchert hat. Auch die Gelehrtengeschichte wird Dahns Ruhm nicht widerspruchslos gelten lassen. So unbestreitbar seine Verdienste auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte, der Rechtsaltertumskunde und der Volkskunde überhaupt sind, so ist doch

nicht zu verkennen, daß es ihm auch hier oft an strenger Sachlichkeit gebricht, daß vielfach das leidenschaftliche Wollen des Patrioten die Ruhe des Forschers trübte.

Untadelig aber steht Dahn da als Patriot. Stark und unerschütterlich war sein Glaube an die Herrlichkeit alles Deutschtums, die er mit flammender Begeisterung pries, wie er gegen alle Schäden mit starken Worten zu Felde zog. Gerade weil ein bewußtes Volkstum bei uns verhältnismäßig selten ist, weil bei der Jugend unseres nationalen Seins ein starker Besitz an Volksstolz selten ist, ist es den skeptischen Elementen leicht geworden, ein freudiges Volksbewußtsein als äußerlich zu verdächtigen. Während jeder Krittler unserer deutschen Art ernst genommen wird, muß sich jeder scharfe Betoner deutschen Wertes darauf gefaßt machen, als oberflächlicher Deutschtümler oder äußerlicher Hurrapatriot abgetan zu werden. Die letzten Monate haben uns entsetzte Blicke tun lassen in die üblen Folgen, die diese nationale Vernüchterung und die bloß realpolitische, d. h. den nächstliegenden kleinen Gewinn berechnende Allerweltssimpelei herbeigeführt haben. So wird denn die Zeit nicht mehr fern sein, in der man sieht, daß bewußtes Volkstum zu der gleichen Art von Gefühlen gehört wie Heimat, Liebe, Schönheit. Das sind Gefühlsgrößen, bei denen scharf nachrechnende und kühl abwägende Kritik nichts zu suchen haben. Aus diesen Gefühlskräften erwächst in Zeiten der Not die Fähigkeit zur starken Tat.

Hier liegen die dauernden Verdienste Felix Dahns. Nicht nur, daß aus der langen Bändereihe seiner Werke einige gewonnen werden können, die vor allem bei der Jugend ein starkes Deutschgefühl zu erzielen vermögen, er hat auch als Quellenforscher und glücklicher Sammler das in fremden Quellen und im Wust auslandsseliger Gelehrsamkeit verschüttete Gut alter deutscher Art und starker nationaler Vergangenheit zusammengetragen und zur leichten Verwertung für kommende Geschlechter aufgehäuft. K. St.



Lese

Neue Dickens-Ausgaben

Gewisse Bücher haben äußerlich eine Physiognomie, die sich uns von Kindheit an einprägt. Es ist manchmal, als ob Einband und Papier etwas von dem Geist des Dichters in sich selbst eingesogen haben. Wer je einen der alten Dickensbände, wie sie Westermann in den vierziger Jahren in Deutschland verbreitete, in den Händen gehabt hat, wird sich gewiß bis auf heute einen besonders freundlichen Eindruck bewahrt haben. Es ist nun ein schönes Verdienst des Insel-Verlags (Leipzig), daß er uns diese anheimelnde Erinnerung neu hat erstehen lassen. Die Dickensverehrer werden zu ihrer Freude in diesen traulichen grünen Bänden mit Goldaufdruck (der Band kostet in Leinen 6 *M*, in Leder entsprechend mehr) auch die alten englischen Federzeichnungen wiederfinden. Der Preis kann als relativ niedrig bezeichnet werden, da selbst die umfangreichen Romane wie beispielsweise „Copperfield“ in einem Bande untergebracht sind. Den einzigen Schönheitsfehler der Ausgabe bildet unseres Erachtens die Vorrede von Stephan Zweig. Gerade in diesem Falle hätte einer das Vorwort schreiben müssen, der wirklich mit dem Herzen dabei war. Ein Gefühlsmensch, kein (wenn auch schätzenswerter) Verstandesmensch. Wer in Dickens nichts weiter sieht als den Dichter des Kleinbürgertums, der hat seines Geistes kaum einen Hauch verspürt. — Erschienen sind bisher von der Insel-Ausgabe: 1. David Copperfield; 2. Der Raritätenladen; 3. Nikolaus Nickleby; 4. Die Pickwickier; 5. Weihnachtserzählungen und Oliver Twist; 6. Martin Chuzzlewitt. — Der Langensche Verlag in München hat seine Dickens-Ausgabe mit dem „Nikolaus Nickleby“ fortgesetzt, der zwei

Bände umfaßt. Die Bücher entbehren des schmückenden Beiwerks, das den Liebhaber an den Inselbüchern reizt; sie bieten aber eine sehr sorgfältige und liebevoll in Dickens' Geist eindringende Übersetzung, die Gustav Meyrink besorgte.

* * *

Literatur als Geschäft

Schwere Anklagen gegen den unheilvollen Einfluß, den die heutigen Verleger auf die Literatur in Amerika ausüben, erhebt James Hopper in der Neuyorker „Sun". In der Besorgnis, sie könnten den Lesern mißfallen, sind die Verleger dahin gekommen, daß sie bei den Autoren nur noch Romane und Erzählungen „bestellen", die ganz über einen Leisten geschlagen sind. Das geht so lange, bis schließlich doch einmal ein Dichter mit einer neuen Art durchbricht und diese zur Herrschaft bringt. Eine Zeitlang beherrschte Jack London und die anderen Realisten das Feld; als dieses Thema erschöpft war, suchten die Verleger nur noch honigsüße Erzählungen, die dem Geschmacke eines großen Publikums entgegenkamen. Sobald ein Schriftsteller Kraft und Talent bewies und auffiel, verschwand sein Name von der Liste der gedruckten Autoren. Die amerikanischen Verleger und auch die Leiter der großen Zeitschriften sind Leute von beschränktem Geiste; es fehlt ihnen die literarische Feinfühligkeit, und ein leidenschaftliches Buch erscheint ihnen als gefährlich, da sie den Leser zu verletzen fürchten. Andererseits sind sie aber nicht imstande, zu sagen, was ihnen eigentlich gefällt; „nur der Haß gegen die Originalität ist bei ihnen sicher ..." Dagegen hat Hopper von dem literarischen Leben in der alten Welt, vor allem in Paris, von dem er eben erst zurückgekehrt ist, weit bessere Eindrücke erhalten. In Amerika ist man als Schriftsteller von den Geschäftsleuten wie von den Frauen verachtet, weil hier die Literatur als ein Geldgeschäft betrachtet wird. In Frankreich sagt sich der junge Dichter: „Ich werde zunächst für meine Kunst arbeiten; wie ich mein Leben dabei führe, darauf kommt es wenig an. Die Hauptsache ist für mich das, was ich tue." Er kann in einer Bodenkammer leben, niemand wird darauf achten; aber man wird immer den Künstler in ihm respektieren.

* * *

Beim Buchhändler

Eigenartige Erlebnisse aus seiner Sortimenterpraxis gibt ein Buchhändler im „Börsenbl. f. d. deutsch. Buchh." zum besten:

1. Es erscheint ein biederer Landbewohner. Wortlos und kopfschüttelnd sieht er sich im Laden um. Auf die Frage, was er wünsche, entflieht dem Gehege seiner Zähne die plattdeutsch gegebene Antwort: „Ach, was ich gebrauche, haben Sie wohl nicht, ich suche einen Globus von Braunschweig".

2. Am Tage vor Weihnachten betritt eine Komtesse den Laden. Sie hat es, wie alle Menschen so kurz vor dem Christabend, recht eilig und ist untröstlich, daß ein neues Testament mit recht großer Schrift zufällig nicht mehr auf Lager ist. „Können Sie es mir denn bis spätestens morgen mittag nicht mehr drucken?" fragt sie, in banger Erwartung der Antwort. „Wir werden alle Kräfte anspannen," sagt der resolute Gehilfe, und noch am gleichen Abend ist die schwierige Aufgabe vom Lager eines Kollegen erledigt.

3. Die Mama gehörte zu den geistig Armen, aber die Tochter hatte die beste Mädchenschule besucht und sollte Goethes Werke in einer schönen Ausgabe erhalten. Mama wurde befriedigt, sie hatte Geld, und auf den Preis kam's ihr nicht an. Im letzten Augenblicke aber drohte das Geschäft zu scheitern, denn zwischen Tür und Angel fragte die Käuferin ängstlich: „Es ist doch aber auch eine gute Übersetzung?"





Wilhelm Trübner

Seine Persönlichkeit und sein Schaffen

Von Albert Geiger

Trübner hat in seinem Buche „Personalien und Prinzipien" (Berlin, Bruno Cassirer) in seiner schlichten und ab und zu schalkhaften Pfälzer Art ein Curriculum vitae gegeben, das die Persönlichkeit im menschlichen wie im künstlerischen Sinn und die menschliche und künstlerische Umwelt des Künstlers mit knappen Strichen lebendig festhält. Als Goldschmiedsohn ist er im schönen Heidelberg 1851 zur Welt gekommen; „es war damit gewissermaßen das Horoskop für mich von vornherein auf die Kunst gestellt". Übersetzen wir diesen Satz in eine mehr nüchterne Fassung, so dürfen wir sagen: Wilhelm Trübner hatte das Glück, in einer Kultursphäre aufzuwachsen, welche sein künstlerisches Streben begünstigte wie eine gute Gartenerde ein tüchtiges Samenkorn, eine glückliche Rebberglage einen gedeihlichen Weinstock. Handwerklich-künstlerische Tradition pflanzte sich in ihm fort und war nicht zum geringsten Teile schuld an der mit verblüffender Sicherheit schon im Zwanzigjährigen hervorspringenden technischen Meisterschaft, die in den Bildern der siebziger Jahre, also zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr, eine Reihe von Werken höchster malerischer Kultur und strengster Sachlichkeit hervorgetrieben hat. Wie glücklich aber auch leuchteten die künstlerischen Sterne über seinem Leben! Keinen Geringeren als Anselm Feuerbach durfte er in Heidelberg zum Schutzherrn seiner malerischen Laufbahn haben, als der kritische Vater Bedenken gegen diese Berufswahl hatte. Dieser junge Maler, dieser scharf und zugleich fein blickende Heidelberger Goldschmiedssohn, trat sogleich unter die besten Meister der Zeit als Schüler und bald als Gleichberechtigter und Gleichgeachteter. Ein Canon nahm ihn in Stuttgart auf wie einen Sohn. Ein Leibl zeichnete ihn in München „mit den größten Lobeserhebungen aus". Hans Thoma lud ihn ein, in seinem Atelier in München zu arbeiten. „Die Eindrücke, die ich in Thomas Atelier empfing", so sagt Trübner in „Personalien und Prinzipien", „waren maßgebend für meine spätere Tätigkeit als Landschaftsmaler. Auf diesem Gebiete

habe ich ihm ebensoviel zu danken wie Canon und Leibl auf dem des figürlichen Faches. So waren mir gleich zu Anfang meiner Künstlerlaufbahn die vier größten Könner des Jahrhunderts, Feuerbach, Canon, Leibl und Thoma, zu Führern und Leitsternen geworden." „Die größten Könner" sagt Trübner. Wir dürfen sagen: die vier größten malerischen Kulturträger. Denn jeder der Genannten trug in sich einen bestimmten, fest abgegrenzten und doch wiederum in der Festigkeit und Lauterkeit des künstlerischen Willens brüderlich verwandten Teil künstlerischer und geistiger Kultur: Feuerbach den hohen Ton festlichen Ernstes, Canon die Kultur der menschlichen Physiognomie, die Seele des menschlichen Antlitzes in höchster geistiger Durchbildung, Leibl die holbeinsche Zähigkeit in malerischer Gestaltung der Gesamtheit menschlicher Erscheinung und ihrer kleineren und größeren Umgebung, Thoma endlich die Innigkeit und Beseelung der künstlerischen Objekte, zumal der Landschaft. So sind sie ein eiserner Bestandteil des künstlerischen Kulturschatzes Deutschlands geworden, dem man auch Trübner als einen solchen Kulturfaktor in seiner Art guten Mutes einreihen darf.

Diesen großen Lehrmeistern und Leitsternen gesellten sich eine Reihe anderer glücklicher Umstände hinzu, geeignet, Auge, malerisches Gefühl, künstlerisches Wissen, ästhetischen Geschmack, Charakter und Temperament zu schulen und zu bilden. Als Vierzehnjähriger schon hatte Trübner auf einer Reise nach Belgien die Brüsseler Gemäldegalerie gesehen. Eine Kunstreise führte ihn später zur Besichtigung der deutschen Galerien in Frankfurt, Kassel, Weimar, Gotha, Braunschweig und Berlin. Ob Trübner sich damals die Liebe zu den niederländisch gedämpften weichen, fließenden und doch so soliden, körperhaften Helldunkel-Tönen, die Vollempfindung der holbeinschen Größe und zugleich kleinmeisterlichen Treue der deutschen Altmeister geholt hat, die seine erste Epoche charakterisieren? Etwas vorher hatte Trübner in der großen Glaspalastausstellung München 1896, der „besten aller dort abgehaltenen Ausstellungen", die Werke deutscher Meister wie Feuerbach, Leibl, Canon, Viktor Müller, Böcklin usw., dann auch die Bilder bedeutender Franzosen, wie Couture, Courbet, Manet, Doré u. a., genau studiert. Das künstlerisch-praktische Ereignis für ihn war die Annäherung an Canon und Leibl, die von allen Künstlern dieser Ausstellung „die Fähigkeit, gute Köpfe zu malen, am deutlichsten offenbarten". Eine Italienfahrt: Venedig, Florenz, Rom, wo sich Trübner mit seinem hochbegabten Freunde und Schüler Schuch zu längerem Aufenthalt niederließ, gab ihm Gelegenheit, die Galerien auch dieser Städte auf das eingehendste zu besichtigen und die reiche und große Kultur der italienischen Malerei seinem geistigen Kulturschatze einzuverleiben. Damals, im Jahre 1873, nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, malte der Zweiundzwanzigjährige das mit souveräner Meisterschaft beherrschte Bild „Dame mit japanischem Fächer", das auch unser Aufsatz zeigt; eine Arbeit, die gleich vielen andern der siebziger Jahre immer wieder ein erstauntes Entzücken hervorruft. Den Jahren 1874, 1875, 1876, 1877, 1878 entstammte dann weiterhin eine imposante Fülle von prächtigen Werken, von denen Proben unserm Aufsatz beigegeben sind: 1874 der Atelierscherz „Dame mit weißen Strümpfen", 1876 die vornehm-preziöse „Dame in braunem Kleid", das lustige „Lachende Selbstporträt",

der eindringliche, sattgemalte „Weibliche Studienkopf mit Giselafransen", 1878 der „Knabe mit Dogge". Diese Bilder sprechen für die Reifheit und die Schaffenskraft des Künstlers in dieser Zeit in beredter Weise. Gleichsam um den Kreis seiner Studien zu vollenden, lernte er bei einem Aufenthalte die Kunstschätze Londons kennen und verkehrte mit den Malern Alma Tadema, Herkomer und Frederic Leighton. Es folgte eine Ruhepause, die zum Teil auf die Kühle zurückzuführen ist, die man seinem Schaffen entgegenbrachte, und in welcher, wie Trübner sich drastisch ausdrückte, „der Verbrauch an Farben und Leinwand bei ihm in jenen Jahren erheblich abgenommen hatte". Er spricht sich über die Gleichgültigkeit der Galerien und des Publikums in jener Zeit in den „Personalien und Prinzipien" mit bitteren Worten aus: „Alle die Bilder von mir, die heute in deutschen Galerien hängen, waren damals schon gemalt. Aber man kümmerte sich nichts darum. „Die Schuld lag nicht an mir, sondern an dem Verhängnis, daß das Kunstverständnis jener Zeit auf einer allzu niedrigen Stufe stand." Man wird auch diese Herbheiten des Lebens- und Schaffensganges unseres Künstlers nur zugunsten seiner künstlerischen Lebensbilanz buchen dürfen. Die Einzelstellung, zu der er mit Künstlern wie Leibl und Thoma verurteilt war, zwang ihn, seinen künstlerischen Willen mit um so strafferer Energie in Zucht zu nehmen, ungefährdet von den so oft schon zum Schaden der Künstler ertönten Schalmeienklängen des allzufrühen Berühmtwerdens. Gerade in dieser Vereinsamung reifte der künstlerische Charakter Trübners. Ward er ein starker, stiller, aufrichtiger Bekenner seines Künstlerglaubens. Und die Pausen, die ihm das Militärjahr in Karlsruhe, die ihm Reisen, die ihm das Mißvergnügen über mangelnde Anerkennung diktierten, sie waren nur scheinbare Hemmungen, die den Quell seiner Kunst dann lebhafter und sprudelnder hervordrängten. So walteten auch hier günstige Sterne über dem Schicksal des Künstlers. Künstlerfreude und Künstlerleid halfen den Ring seiner Lebensharmonie schmieden. Indessen war Trübner doch viel zu viel Kampfnatur, um „auf einen bemerkbaren Erfolg im Beruf zu verzichten". Größere Kollektivausstellungen zeigten seinen Willen, sich nicht totschweigen zu lassen; wie er sich ja auch einmal gelegentlich im Harnisch als gepanzerten Ritter abgebildet hat. Eine anonyme Broschüre „Das Kunstverständnis von heute" („Personalien und Prinzipien", S. 124 ff.) machte seinem Herzen Luft über die Stillosigkeit und Kunstverwirrung der Gründerzeitmalerei eines Makart und Piloty und gab seiner Meinung und seinen Prinzipien über wahrhafte Kunst beredten Ausdruck; er hatte die Freude, diese Prinzipien von andern geteilt und aufgenommen zu sehen. Den ersten großen Wurf aber nach der Gunst und Teilnahme der deutschen Kritik und des deutschen Publikums machte Trübner mit der gemeinsamen Ausstellung Leibl-Trübner in der internationalen Ausstellung am Lehrter Bahnhof in Berlin. Leibl wurde damals beherrschend in den Vordergrund gerückt. „Seine Bilder haben alles an die Wand gedrückt, was von in- und ausländischer Kunst auf der Ausstellung vorhanden war." Und ehrenvoll mit diesem Großen trat auch Trübner auf den Kampfplatz; zum ersten Male siegreich. Wie er in seinen „Personalien und Prinzipien" für Leibl eintritt, das ist für Trübners neidlose Anerkennung alles wahrhaft Guten und Tüchtigen

in der Kunst ein schönes Zeugnis. Sie sprechen zugleich auch das aus, was Trübner sich als Ideal der deutschen Kunst denkt: Leibls Bild „In der Kirche“ (die drei knienden Bäuerinnen) muß als das Bild der Bilder bezeichnet werden, „da es zwei Eigenschaften in sich vereinigt, die sich sonst gegenseitig bekämpfen, und weshalb eine derselben immer unterliegen muß: nämlich größte Strenge der Zeichnung und höchste koloristische Behandlung.“ Dieses Ideal war auch das Zeichen, in dem Trübner in seinen besten Werken Unvergängliches geleistet, deutsche Kunstkultur hat schaffen helfen. Denken wir tiefer den Zusammenhängen nach, so führt gerade in dem berühmten Werk Leibls unverkennbar der Weg zu Holbein zurück und von Holbein wiederum aufwärts zu der ernsten, großen, ehrlichen, gewissenhaften Kunst Leibls und Trübners, dessen Künstlerschaft ja auch nicht vom Himmel gefallen ist, sondern eigenkräftig fest und sicher auf den Schultern der Altvorderen steht.

Die „Personalien und Prinzipien“ berichten weiterhin mit lakonischer Kürze von Trübners Übersiedelung 1896 nach Frankfurt a. M. Jahre der geringeren Produktionskraft und Produktionslust, beides in Wechselwirkung miteinander, waren die achtziger Jahre bis gegen Schluß dieses Jahrzehnts gewesen. Auch die folgenden Jahre zeigen nicht die Fülle und Festigkeit der Produktion der siebziger Jahre. Erst die Übersiedelung nach Frankfurt a. M. brachte so eigentlich den neuen Auftrieb. In der „neuen persönlichen Umgebung“, mit dem „Wohlwollen der dortigen Kollegen“ fühlte Trübner, um seine lapidare Sprache zu gebrauchen, eine Wirkung, „wie frische Streu sie auf ein ermüdetes Pferd ausübt“. Vorher macht er von München noch die bittere Bemerkung: „Über fünfundzwanzig Jahre hatte ich an dem Triumphwagen der Münchener Kunst gezogen und immer hatte ich nur das Zusehen, wie die andern die Ehren dafür einheimsten.“ In Frankfurt, „unter den alten Freunden Hans Thoma, Albert Lang und Wilhelm Steinhausen, die sich dort ein zufriedenes und glückliches Dasein gegründet hatten“, in der alten, mit Kultur erfüllten Krönungsstadt, weiterhin im Taunus (Cronberg) und Odenwald ging ihm ein zweites, früchtereiches Leben auf. Es mochte wohl auch die Luft des Taunus und Odenwaldes sein, der Heidelberger Heimatluft so ähnlich, die den Künstler jung und frisch werden, die ihn ein verjüngtes Schaffen, eine neue, große und bedeutsame Epoche seines Schaffens erleben ließ, in welcher er und wir mit ihm noch mitten inne sind: seine eigentliche Freilichtepoche. Diese Epoche hatte sich schon in den achtziger Jahren vorbereitet. Der hauptsächliche Charakter dieser vorbereitenden Schaffensjahre bestand „in der Vielfältigkeit der tonischen Einheiten, in der zunehmenden Aufhellung und Glut der Farben unter zerstreutem Licht, gegenüber der gedämpfttonigen Malweise der ersten Epoche, in der Zerlegung der großen Formen in kleinere, flächige Farbeneinheiten, in der Vorliebe für vielfältige, sich überschneidende und verkürzende Linien, in der Innenausbildung aller dieser malerischen Ausdrucksmittel zu starken Farben- und Raumwirkungen. Im Landschaftlichen tritt mit den Raum- und Luftproblemen eine starke Vereinfachung des malerischen Vortrags ein.“ Die eigentliche, volle und ausgesprochene

Freilichtperiode, etwa seit 1891, umfaßt „die großzügige, sicher beherrschte Vereinfachung der Pinselführung, die raumbildnerisch so stark wirkende Zerlegung der Körper in breite Flächen, die starke Aufhellung der Farben durch das volle Freilicht bei breit behandeltem flächigen Vortrag, die eigenartige Farbenanschauung und die Erhebung der allmählich entwickelten malerischen Probleme zu ihrem malerisch-monumentalen Ausdruck. In der Landschaft führt die großartige Luft- und Raumdarstellung zur größten farbigen Vereinfachung und Helligkeit.“ (Dr. Jos. Aug. Beringer, Einleitung des Führers durch die Trübner-Ausstellung Karlsruhe, 2. Februar bis 2. März 1911.)

Man darf es Trübner gewiß und gerne glauben, wenn er sagt: sein impressionistischer Pleinairismus, seine Freilichtmalerei, sei von dem französischen und sonstigen Pleinairismus völlig unabhängig entstanden. Das ist richtig: denn diese neue Art von Malerei zeigt in ihrer Kraft und Leidenschaftlichkeit, in ihrem urwüchsigen Bekennertum eine durchaus deutsche und besondere Note. Dieser Pleinairismus ist aus deutscher Luft und Sonne, auf deutschem Boden entstanden. Dieses willig und freudig zugegeben, wird auch der Künstler gerne gestehen, daß diese seine Weiterentwickelung eine Welle in jenem mächtigen Strome ist, der die Malerei überhaupt aus den Ateliers in das Freie getragen hat, in die Luft, in das farbenentfesselnde Freilicht, in eine neue, tiefere und größere Raumgestaltung. Mit dieser Verjüngung in einem neuen Schaffensideal — 1897 hatte Trübner der alten Kampfeslust in einer Schrift „Die Verwirrung der Kunstbegriffe“ („Personalien und Prinzipien“, S. 45 ff.) Genüge getan und für seinen Künstlerglauben gezeugt — ging auch der äußere Erfolg Hand in Hand. Eine Kollektivausstellung in Frankfurt a. M. stellte ihn sofort in die vorderste Reihe der Anerkennung. Ein schönes Freundeswerk konnte er noch für den inzwischen verstorbenen Freund Schuch tun, indem er dessen Nachlaß sammelte und in die Öffentlichkeit brachte. Das Jahr 1900 schenkte dem lange Unsteten die Heimat in den Armen einer Gattin und einer künstlerisch reichen, traulichen Häuslichkeit. „Meine Frau“, sagt er, „wurde mir durch ihr großes Kunstverständnis zur schützenden Fee gegen den künstlerischen Unverstand, unter dem ich so viel zu leiden hatte ... Nachdem ich sie an meiner Seite wußte, mit der ich über alle beruflichen Anfeindungen mich lustig machen konnte, hatten diese für mich ihren Stachel verloren.“ 1903 wurde Trübner nach Karlsruhe berufen, um gleich Hans Thoma als Lehrer und Vorbild an der Akademie zu wirken. Hier entstanden die großen Pferdestudien und Reiterbilder, die Hemsbacher Schloßbilder, die in breitestem Impasto hingestrichenen vereinfachten Landschaften mit ihrer reinen und großen Ferne. Über diese neue zweite Epoche des Künstlers ein Gesamturteil zu fällen, möchten wir nicht gerne wagen. Die Ehrfurcht verbietet dies angesichts der Tatsache, daß der Fünfzigjährige nach reichlich vollbrachter Lebensarbeit noch einmal diesen gewaltigen Aufstieg genommen hat, getan aus dem Pathos einer kunstbegeisterten Seele heraus. Aber auch die besonnene Vorsicht des wahrhaften Kunstfreundes läßt uns zu einem solchen Urteil nicht kommen. Noch haben wir nicht die Distanz zu diesen Schöp-



Studienkopf — Wilhelm Trübner

fungen gewonnen. Ebensowenig wie wir dieses schaffensfrohe Wirken des Sechzigjährigen für abgeschlossen halten können.

* * *

Bescheidenheit ist die wahre Tugend des Künstlers. Sie lehrt ihn, hinter und zugleich über den Dingen zu stehen, und sie flößt ihm die weise Mäßigung und Beharrlichkeit ein, welche sich die Dinge langsam, aber gründlich zu eigen macht. Weder die Natur noch die Kunst kann man im Sturme nehmen. Die Bescheidenheit in der Kunst, die Mäßigung im Streben, sich die Natur zu eigen zu machen, die Beharrlichkeit, seinen künstlerischen Reichtum und sein Ausdrucksvermögen stetig und still zu vergrößern, ohne jede Persönlichkeitsmeierei, die nur zu oft zur Kunstfatzkerei führt — diese Eigenschaften belohnen sich ebenso ruhig und sicher, wie sie selbst sind. Nicht der kühne Wurf ist das eigentlichste Wesen der Kräfte; er ist eine Begleiterscheinung und nur zu oft eine üble. Die wahrhafte Grundlage selbst des größten Genius und seines Wirkens ist ein nie rastender, bescheidener, besonnener Fleiß.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint uns das Kunstwerk Wilhelm Trübners zugleich auch als vorbildlicher künstlerischer Kulturwert, die Frucht eines reinen und unablässigen Strebens. Bescheiden wie dieser Mann selbst und doch vieltönig und differenziert ist der Kreis seiner Motive, seiner künstlerischen Stoffe. Die verschiedenen Züge seines Wesens sprechen sich in seinen Bildern deutlich aus. Zunächst und vor allem ist es das Porträt, die menschliche Physiognomie, die ihm immer neuen Stoff zur Darstellung gibt. Sodann der menschliche Leib, der Akt, männlicher und weiblicher. Es ist bezeichnend, daß sodann Erinnerungen aus seiner Einjährigenzeit in Karlsruhe beherrschend für sein Schaffen geworden sind. Der kecke, lebenslustige Dragoner wird bei ihm typisches Selbstbildnis. Kameraden reihen sich in der malerischen Schilderung an. Gäule und Reiter spielen gerade in der letzten Schaffensperiode eine große Rolle. In der ersten Epoche der siebziger und folgenden Jahre sehen wir auch Phantasiestoffe und genrehafte, sogar historische Motive, die in Trübners Lebenswerk manchmal recht fremdartig anmuten. Die bewegte große Komposition ist nicht sein eigenstes Gebiet, obwohl auch hier das eine und andere von großer Anschaulichkeit und Kraft zeugt. Gegenüber diesen größeren Vorwürfen stehen dann in liebenswürdigem Gegensatz die vom echtesten pfälzischen Humor beseelten Hundebilder seines Cäsar, die in dem darin ausgesprochenen warmen Gefühl für die stumme Kreatur und ihr Leben einen schönen Zug echter Menschlichkeit bei Trübner verraten. Einzelne dieser Hundebilder, so die Dogge mit Würsten in der Karlsruher Galerie, sind Kabinettstücke. Dazwischen leuchtet da und dort ein mit größter Wahrheit gemaltes Stilleben auf. Dann ist es aber weiterhin die unbelebte Natur, die Landschaft, zuweilen mit Staffage, die ihn reizt. Die Seele der Landschaft in ihren verschiedenartigsten Spiegelungen darzustellen, das ist ihm immer und immer wieder eine große, mit allem Fleiß und aller Eindringlichkeit gesuchte und oft meisterhaft gelöste Aufgabe. Die in Karlsruhe im Februar 1911 zu Ehren des sechzigsten Geburtstages Trübners veranstaltete Ausstellung des badischen Kunstvereins bot ein reiches, farbiges Bild seiner malerischen Stoffe.

Betrachten wir zunächst die Trübnerschen Porträts. Trübner hat sich in „Personalien und Prinzipien“, und zwar in der Abhandlung „Die Verwirrung der Kunstbegriffe“ eingehend über seine künstlerischen Absichten beim Porträtieren ausgesprochen. Dabei hat er, wie man sich auch zu dieser Frage stellen mag, viel Gutes gesagt. Zunächst wird man gerne die These unterschreiben: „Das Köpfemalen und noch mehr das Händemalen kann man gewissermaßen als den Parademarsch des Künstlers erklären.“ Betrachtet man die Trübnerschen Porträts auf diese künstlerische Forderung hin, so wird man ihm ohne weiteres zugeben müssen, daß er es in diesem „Parademarsch“ zu höchster Vollkommenheit gebracht hat und für die Kultur der Malerei auf diesem so häufig vernachlässigten Gebiet vorbildlich geworden ist. Er spricht dann ferner von der Ähnlichkeit einige Worte, die sehr vieles für sich haben, immer vorausgesetzt, daß man es mit einem so bedeutenden „Könner“ zu tun hat, wie Trübner einer ist. „Über das höhere Können in der Porträtmalerei möchten wir nun auch noch einige Betrachtungen anfügen. Ein Porträt, welches nicht ganz ähnlich ist, kann dennoch ein großes und sehr wertvolles Kunstwerk sein, weil das Gegenständliche des Porträts, nämlich die Ähnlichkeit, bereits eine Mischung ist nach der Seite des laienhaften Lockreizes hin.“ Er spricht dann weiter davon, daß nach Verlauf von hundert Jahren niemand mehr imstande sei, die Ähnlichkeit nachzuprüfen, und daher das Porträt dann nur noch auf seinen künstlerischen Wert geprüft werden könne. „Hatte nun das Porträt seinen Vorzug in der Ähnlichkeit und in dem befriedigten Gefühl des Laien, also nicht in dem künstlerischen Darstellungsvermögen, so bietet dasselbe dem Betrachter nach hundert Jahren nur das, was in viel höherem Maße der Gipsabguß nach der Natur oder die Photographie nach der Natur bietet, nämlich das, was ein Arbeiter des photographischen Ateliers oder ein jeder Gipsformator besser geben kann als der Künstler. Hatte das Porträt jedoch seinen Schwerpunkt in der künstlerischen Darstellungsweise und guten Malerei, so wird dasselbe nach hundert Jahren ausschließlich als Kunstwerk geachtet, denn niemand kann dann mehr die Ähnlichkeit in Frage stellen und bezweifeln.“ So wenig man diese Sätze bestreiten wird und so wenig man ferner bezweifeln wird, daß die Forderung absoluter Ähnlichkeit in hohem Maße das eigentliche Kitschporträt hervorzubringen geeignet war und ist, so wenig wird man wünschen können, daß diese eines so hervorragenden Künstlers durchaus würdigen Worte nun Leitsatz für die malende Allgemeinheit werden sollten; das Übel nach der Seite des Formlosen und des geniedusselnden Schlendrians hin könnte ebenso gefährlich werden wie nach der Seite des „laienhaften Lockreizes“ der unbedingten Ähnlichkeit hin. „Eines schickt sich nicht für alle.“ Wir können Trübner vielleicht dahin ergänzen: über die unbedingte Ähnlichkeit des Porträts ist nicht nur das Handwerkliche der technischen Meisterschaft, also das rein Malerische, sondern auch die Herausarbeitung des seelischen Momentes zu stellen. Die Persönlichkeit in ihrer Eigenart und Wucht, die muß dominieren. Wo höchste malerische Kunst und höchste seelische Kunst sich einen, da haben wir das Meisterwerk der Porträtierkunst, wie auch Trübner es uns in seinen Porträts so oft mit überzeugender Gewalt vor Augen stellt. Da-

neben wird man freilich nicht in Abrede stellen, daß höchste Ähnlichkeit, höchste Beseelung und höchste Technik Hand in Hand gehen können. — Betrachten wir daraufhin unsere Bildbeigaben Trübnerscher Porträts, so wird uns nicht entgehen, wie hier in der ersten Schaffensperiode des Künstlers höchste technische Meisterschaft und Beseelung des Ausdrucks einen innigen Bund eingegangen haben, um Meisterwerke vornehmster Art zu schaffen. Dazu gehört in erster Linie die hier abgebildete „Dame mit japanischem Fächer", 1873 in Heidelberg entstanden (Kunsthalle Bremen), ein Kabinettstück feiner Malerei, das in seinen verhaltenen Tönen mit einer gedämpften Musik der Farbe zu uns spricht und seelisch jenen eigenartigen Unterton hat, den wir manchmal bei Trübnerschen Porträts finden. Würdig reiht sich daran die „Dame in braunem Kleid", 1876 in München (Besitzer: Schriftsteller Wilhelm Weigand, München). Sicherheit und zugleich Delikatesse der Malerei, Klarheit und Reinheit der Form, Wahrheit und Stärke des Ausdrucks sind hier in klug abgewogener Künstlerschaft zur Verkörperung gebracht. Es sind alte Werte und doch neue Werte. Alte Kultur durch ein urfrisches verjüngendes Temperament gegangen und so neue Werte und neue Prägungen geworden. Der „Knabe mit Dogge", 1878 in Heidelberg gemalt (Besitzer: Heinrich Neal, Konservatoriumsdirektor in Heidelberg), zeichnet sich aus durch einen aristokratischen Zug, die Sachlichkeit der Darstellung, besonders des Hundes, eben der schon erwähnten Dogge Cäsar, die mit dem in Sammet gekleideten, nachdenklich-träumerischen Knaben und der Tapisserie des Hintergrunds zusammen ein harmonisches Ganze mit einigen feinen Lichteffekten ergibt; ein echtes Galeriestück von den besten, die Trübner geschaffen. Sein Selbstporträt hat Trübner sehr oft gemalt. Als fröhlicher Kunstjünger, als Einjähriger, späterhin hoch zu Roß im Sportkostüm und in einer romantischen Velleität auch als geharnischter Ritter. Das Schalkhafte seines Wesens, der auch einem übermütigen Scherz nicht abgeneigt war, der echte „Pälzer" Humor des Heidelbergers, ist in dem von uns abgebildeten Selbstbildnis besonders in dem einen spitzbübisch schielenden Auge unverkennbar: „Selbstporträt, lachend", 1876 (im Besitz des Künstlers). Vergleicht man mit der Art und Stellung der Augen, auch mit der Gesichtsbildung dieses lachenden Kopfes das seltsame, malerisch äußerst feine Bild „Dame mit weißen Strümpfen", 1874 (im Besitz des Künstlers), und hält man dazu, daß dieser Gesichtsausdruck Trübners besonders in der Stellung der Augen auf seinen Selbstporträts oft wiederkehrt — die treffliche und reichhaltige Ausstellung des Karlsruher Kunstvereins gab zu solchen vergleichenden Studien Gelegenheit genug —, so ist die physiognomelle Beziehung zu diesem übermütig gewagten Gaminbild überraschend.

Wir möchten Trübner in seinem Aufsatz „Die Verwirrung der Kunstbegriffe" noch einmal zu Worte kommen lassen, und zwar wegen des bei einer Betrachtung seines malerischen Lebenswerkes besonders in Betracht kommenden künstlerischen Wertes des Häßlichen in der Kunst. Trübner sagt da: „Bei reinkünstlerischer Schaffensart liegt die Schönheit durchweg in der Darstellungsweise allein. Es kann daher auch eine von Natur aus sehr uninteressante oder häßliche Person durch die reinkünstlerische Behandlung

den höchsten ästhetischen Genuß gewähren." Dies ist die Betrachtungsweise der Niederländer Franz Hals und die Erklärungsweise der Berechtigung ihrer künstlerischen Eigenart; Trübner hat sie mit wenigen Worten klar ausgesprochen und auch für sich in Anspruch genommen. Die reinkünstlerische Behandlung, die Liebe zu dem dargestellten Gegenstand vermögen auch das Häßliche künstlerisch zu adeln. Wie einmal Goethe vor einer niederländischen Landschaft die Worte spricht:

Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —

Und nun betrachte man den „Weiblichen Studienkopf mit Giselafransen", 1876 (im Besitz des Künstlers), nach diesem Richtpunkt hin! Hier hat Trübner zweifellos eine „von Natur aus sehr uninteressante" und sogar „häßliche Person" gemalt. Und doch: welch eine suggestive Macht der Malerei! Welch eine zwingende Stärke und Klarheit der Technik! Welch eine Kraft der Lichtfülle in dem blöden Gesicht! Auch hier echte und große Kunst, die ästhetischer Abschätzung Trotz bietet, weil sie überzeugend wie das Leben selbst ist!

Trübner hat eine Fülle Porträts geschaffen. Besonders kernhafte Männerporträts. So das Bildnis des Bürgermeisters Hofmeister, Heidelberg, 1872, das erstaunlich ist in seiner lapidaren Sprache (Nationalgalerie, Berlin), oder das bekannte Porträt des Dichters Martin Greif. Wir wollen aber nicht verhehlen, daß uns seine Frauentypen interessanter und künstlerisch tiefer anmuten. Der Trübnersche Mädchen- und Frauentypus bildet eine besondere Note in der deutschen Malerei.

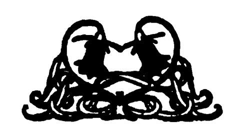
In eine neue Welt malerischer Empfindungs- und Ausdrucksweise führt uns der Akt „Mädchen mit Früchteschale", 1899 (im Besitz des Künstlers). Das Licht, das in den Bildern der ersten Epoche in der Weise des Helldunkels niederländischer Malerei sich auf das Gesicht, Hände und sonstige hervorleuchtende Details konzentrierte, flutet hier auf diesem Akt im Freien entfesselt und ungehindert über die weibliche Gestalt. Grüne, lichtdurchsonnte Blätterschatten — ein bei Trübners Akten im Freien besonders beliebtes Motiv — beleben die warme und saftige Malerei. Breit und fest, manchmal fast eine leise Brutalität verratend, sind diese Akte hingestrichen. Ein wahres Schwelgen in Farben zeichnete diese neue Periode aus. Bei den Pferden und Reitern kann sich Trübner in kräftigsten ungebrochenen Farben gar nicht Genüge tun. Vereinfachung ist hier sein höchstes Gesetz. Herb und derb steht Ton neben Ton mit strenger Notwendigkeit. Das Flächige der Behandlung geht Hand in Hand mit der Größe der Formate, z. B. in den Bildern des Großherzogs von Baden, 1905, und des Großherzogs von Hessen, 1905. Gegen diese Malerei mit ihrem beinahe jugendlichen Ungestüm erscheinen Kompositionsbilder aus den siebziger Jahren wie die „Gigantenschlacht", 1877 (Kunsthalle in Karlsruhe), oder der „Kampf der Kentauren und Lapithen", 1877 (Besitz des Künstlers), und die koloristisch feine „Kreuzigung" 1878 (Karl Malsch, Karlsruhe), zahm und zurück-

haltend. Sakrale Kunst hat Trübner wenig gemalt. Sein verkürzter „Christus im Grabe", 1874 (Besitz des Künstlers), ist meisterhaft; aber nicht eben sein Eigenstes.

Wir sprachen von dem individuellen Ausdruck der Trübnerschen Porträts. Wir können in gleichem Maße auch von einer Trübner-Landschaft sprechen, die ihr Spezifikum, ihr ganz bestimmtes Gepräge hat. Es ist mitunter wie schwermütiges Hineinhorchen in die Seele der Landschaft. Ein lyrischer Zug, ich möchte sagen: etwas Dichterisches ist darin unverkennbar. So in dem einfach schönen „Seeon mit Telegraphenstange", 1892; ein weich hingehauchtes Bildchen voll weniger, aber zu Herzen sprechender Töne, wie etwa ein Gedicht von Mörike. Ähnlich ist das hier als farbige Beilage abgebildete „Frauenchiemsee mit Fahnenstange", 1890 (Herm. Nabel, Berlin); ein landschaftliches Idyll mit etwas kräftigeren, doch zurückgehaltenen Farben. Frisch in der Empfindung und Wiedergabe. Diesen und andern fein gestimmten bayerischen Landschaftsbildern voll intimer Reize, aber von gedämpftem Kolorit treten die stark koloristischen Heidelberger Landschaften 1889 mit ihren jauchzenden Farbakkorden als ergänzende Note zur Seite. Dann treffen wir einen „Blick in den Odenwald", 1900, ein gar liebes, zartes Bildchen voll verschleierter Berge und silberner blauduftiger Ferne; Hans Thomas Landschaftsgefühl verwandt. In den Seeblicken vom Starnberger See: der „Badehütte am Starnberger See", 1907, und dem kecken, kindlich frischen „Mädchen mit Springseil", 1907 (J. V. Schneider, Frankfurt a. M.), mit seiner reizvollen, weiten Ferne sehen wir wieder die neue Periode des Trübnerschen Schaffens, das in einigen Landschaften eine Hodlersche Vereinfachung und Auffassung des Raumes bezeugt. Die Odenwaldlandschaften, die sehr kräftig ins Zeug gehen, die Bilder von Schloß und Park Hemsbach sprechen die farben- und lichtfreudige Sprache des Pleinairisten Trübner; so der „Park in Hemsbach mit Bank", 1907 (im Besitz des Künstlers); ein in der Abbildung freilich schwer wiederzugebendes, fröhliches, saftiges Landschaftsbild, breit hingemalt, in seiner Kraft überzeugend. Versenkung und Verinnerlichung bei aller großen technischen Meisterschaft zeigen die Trübnerschen Landschaftsbilder. Man fühlt: dieser Künstler ist der Natur verwandt wie wenige.

* * *

Ein ganzer und voller Künstler steht Trübner vor uns. Schlicht, frei von jeglicher Pose, wahrhaft bis zur Härte, in allen wesentlichen Grundzügen sich selbst getreu, echt und deutsch: so ist sein Wesen als Mensch und als Maler. Die malerische Kultur, die er empfangen, hat er selbständig, ein Eigener, um- und weitergebildet. Dafür müssen ihm Deutschland, seine Kunst und Kultur, immerfort dankbar sein. In dem Gewirre der künstlerischen Sektierungen ragt er mächtig empor; ein Beispiel allen Strebenden.



Zur zeitgenössischen historischen Monumentalmalerei

Es ist heute eine schlechte Zeit für historische Monumentalmalerei. Unsere Künstler stecken zu sehr in bewußten Problemen. Sie fühlen sich hin und her gerissen von den Fragen, ob der Nachdruck auf das Stoffliche oder das rein Malerische zu legen sei, ganz abgesehen davon, daß bereits die Vorfrage, ob das Wandgemälde mehr dekorative Zwecke als dienendes Glied der Architektur zu erfüllen habe, oder ob es beherrschend als selbständige Kunstleistung hervortreten darf, dem Künstler die naive Arbeitsfreude erschwert. Sicherlich würde ein zur Monumentalität innerlich berufener Künstler sich kühn über alle diese Fragen hinwegsetzen und eben einfach malen, wie es ihm sein Geist gebietet. Aber nirgendwo haben Kommissionen, Sachverständige und Auftraggeber so viel dreinzureden wie bei großen Monumentalaufträgen, so daß dann ein wirklich unbefangenes freies Arbeiten kaum zustande kommt.

Wesentlich erschwert wird die Aufgabe noch, wenn es sich um patriotische Vorwürfe handelt. Vielleicht liegt es in der deutschen Natur, ich glaube aber eher, daß die geschichtliche Entwicklung daran die Schuld trägt: jedenfalls fehlt uns jene patriotische Freudigkeit, jener nationale Überschwang, der den romanischen und slawischen Völkern ganz selbstverständlich ist. Es ist nicht zu verkennen, daß wir trotz allem früher eine politische Nation geworden sind, als wir seelisch und geistig eine solche waren. Das Genie des Riesen Bismarck hat uns zusammengezwungen, die große Zeit schwerster nationaler Kämpfe hat die verborgensten Kräfte zur Mitarbeit aufgerufen, riesige Erfolge haben in einem Rausch der Freude und des Stolzes alle kleinlichen Bedenken ertränkt — aber als dann die Zeit dieser Hochspannung vorüber war, fehlte die natürliche Kraft, jenes Empfinden, wenn auch in gedämpfter, stillerer Form, zum Dauerbesitz zu machen.

So ist ein wirklich tiefes Nationalgefühl als Volksempfinden nicht ausgereift, mögen auch noch so viele einzelne in seinem Besitze sein. Daher nun jeder einzelne gemäß seiner sonstigen politischen Stellung zu jenen Ereignissen und Persönlichkeiten der Vergangenheit, die bereits fester und unverrückbarer Nationalbesitz sein sollten, eine von durchaus zeitlichen Erwägungen eingegebene Sonderstellung einnimmt. Weil man in einzelnen Machtgruppen des Tages die Fortsetzung früherer Machtkräfte sieht, weil jene sich als Erben der letzteren aufspielen, fällt die Tageseinstimmung auch auf jene längst vergangenen Ereignisse zurück. Weil der Sozialdemokrat von heute Gegner ist des heutigen Staatsoberhauptes, überträgt er diese Gegnerschaft auf die Könige vor hundert und zweihundert Jahren, trotzdem er ohne die Arbeitsleistung jener gar nicht den Reichsboden unter den Füßen hätte, aus dem heraus doch auch erst die Sozialdemokratie eine Möglichkeit geworden ist. In keinem anderen Lande haben wir derartige Verhältnisse. Die Vergangenheit ist dort Allgemeinbesitz, dessen sich die Allgemeinheit freut, weil ein jeder sich sagt: Ohne diese Vergangenheit wäre ich heute nicht da; sie ist der Nährboden für mein heutiges Schaffen, sie gehört mir so gut wie jedem anderen, gehört mir ganz allein, wenn ich die Zukunft zu meinem Besitz mache. Der einzelne Mensch pflegt diese Haltung gegenüber seiner Familie einzunehmen. Jeder freut sich einer langen Familienvergangenheit und beurteilt jene Vorfahren und jene ihrer Taten günstig, die das Bestehen der Familie gefördert und ihre Macht verstärkt haben. Er tut es auch dann, wenn er nach seiner persönlichen sittlichen Anschauung für die einzelne Tat nicht voll eintreten könnte; er sieht diese anders gearteten Taten und Menschen dann als Ergebnisse ihrer Zeit an, als Notwendigkeiten zur Erlangung der Macht, über die heute zu verfügen das höchste Glück des Lebenden ist.

Für die Kunst ist unsere deutsche Einstellung denkbar schädlich. Kunst ist Überschwang, Überfülle des Lebens. Und wenn der einzelne für sich selbst die künstlerische Erlösung in Werken

finden mag, die vielleicht für keinen zweiten zunächst Bedeutung haben, so fordert auf der anderen Seite die Kunst als soziale Macht eine breite, allgemein gültige Gefühlsbasis. Wir brauchen nur daran zu denken, wie sehr auf unserem Theater das historische Drama verkümmert ist, mit welch außerordentlichen Vorurteilen jeder patriotische Stoff von vornherein zu kämpfen hat, um zu erkennen, wie ungünstig diese nationale Einstimmung bei uns Deutschen ist. Nicht minder schlimm ist es in der bildenden Kunst.

Hier haben wir ein beredtes Beispiel im Schicksal der für den Reichstag bestimmten historischen Gemälde. Die Veröffentlichung der für den großen Sitzungssaal bestimmten Historienbilder Angelo Janks durch den Kunsthandel ist die äußere Veranlassung der eben gegebenen Ausführungen. Durch diese Veröffentlichung, die der trefflich bewährte Kunstverlag Stiefbold & Ko. in Berlin in ausgezeichneten Kupferätzungen und Handkupferdruck in der völlig ausreichenden Bildgröße von 43×75 cm (für das Mittelbild, für die Seitenbilder gilt die halbe Breite) bewerkstelligt hat, wird jetzt erst die Allgemeinheit instandgesetzt, sich ein eigenes Urteil über diese Gemälde zu bilden, deren üble Behandlung durch die Reichstagsmehrheit zunächst einen Entrüstungssturm in der Künstlerwelt entfachte, bald aber in eine Vergessenheit geriet, die am besten zeigt, wie wenig im Grunde solche Kunst- und Künstlerschicksale die breitere Öffentlichkeit berühren. Die Bilder sind, um das vorauszuschicken, nicht im großen Sitzungssaal aufgehängt worden, sondern mußten sich mit einem wenig günstigen Platz in einem der Öffentlichkeit auch nur in geringem Maße zugänglichen Nebenraume begnügen. Ich halte es für überflüssig, den damaligen Meinungsstreit innerhalb des Reichstages wieder aufzurühren. Vom rein Künstlerischen abgesehen, bewies er eine ungemein bezeichnende Zaghaftigkeit des nationalen Empfindens und darüber hinaus einen stark verbreiteten Überdruß an der künstlerischen Verwertung dieser national-geschichtlichen Geschehnisse. Das letztere entgegen der theoretisch von den verschiedensten Seiten des Hauses betonten Anerkennung der Bedeutung der Geschichte für unser Empfinden und des Berufes der Kunst, diesem nationalen Empfinden zu dienen.

Halten wir uns ohne Rücksicht auf diese Begleitumstände an die Kunstwerke selbst. Das mittlere Hauptbild verherrlicht die Neuschaffung des Deutschen Reiches in der entscheidenden Tatsache „König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan“. Das linke Seitenbild zeigt Karl den Großen, wie er 777 die Gesandten Harun al Raschids empfängt. Auf dem rechten Seitenbild sehen wir Friedrich Barbarossa, der die Huldigung der unterworfenen Lombardei (1158) entgegennimmt. Drei Gipfelpunkte des deutschen Reichsgedankens. Als höchster, schier im Märchenreich stehender: Karl der Große als Vertreter Europas gegen den bei ihm Hilfe und Recht suchenden Orient. Dann im romantischen Land deutscher Traumesideale Barbarossa; endlich das Ergebnis klug wägender Sachlichkeit und damit wohl auch die dauerhafteste Tat: das neue Deutsche Reich.

Die Wahl der beiden Seitenbilder zeigt, wie schwach im Grunde bei uns das eigentlich geschichtliche Bewußtsein ist, und zwar gerade für die Bedeutung der Geschehnisse in nationaler Hinsicht. Karl der Große empfing die arabischen Gesandten in Paderborn, gerade nachdem er die Sachsen niedergerungen und ihnen mit dem Christentum seine aus dem Romanentum genährte Staatsform aufgezwungen hatte. Der deutscheste Stamm, der am stärksten deutsches Wesen verteidigt hatte, und mit ihm das beste der nationalen Kraft lag geopfert vor dem Götzen eines Reichsgedankens, der deutschem Wesen nicht entsprach und dem Deutschtum geistig und politisch zum Unglück gediehen ist bis auf den heutigen Tag. Auch Barbarossas Sieg über die Lombardei ist kein nationaler Feiertag. Es siegte hier eine alte, damals bereits veraltete Staatsform über eine neue, bis in die Gegenwart hinein lebenskräftige, in der auch die besten Kräfte deutschen nationalen Denkens zum Ausdruck kommen sollten. Es siegte der Vasallenstaat, wie er als Verknöcherung des Lehnsstaates Karls des Großen übriggeblieben war, über die bürgerliche Selbstregierung. Der Sieg war nur möglich dadurch, daß der Heimat

die besten Kräfte entzogen wurden, daß in der Heimat selbst die wertvollste Staatsarbeit hintangehalten, ja mit Gewalt unterdrückt wurde (z. B. Heinrich der Löwe mit seinen großartigen Kolonisationsarbeiten). Das Ziel selbst war wieder unnational, Überschätzung fremder Kultur, Übernahme fremder Staats- und Rechtsformen.

Man mißverstehe mich nicht. Ich will nicht die Freude an den Persönlichkeiten des gewaltigen Karl, des in prächtiger Männlichkeit strahlenden Friedrich Barbarossa zerstören. Ich begreife und fühle die Gründe, die uns damals nach dem Süden lockten — ich will nur durch diese Ausführungen zeigen, wie wenig wir die Geschehnisse der Vergangenheit wirklich nach ihrem deutsch-nationalen Werte einzuschätzen gewöhnt sind, so daß hier im Deutschen Reichstage, wo der deutsche Reichsgedanke verherrlicht werden sollte, zwei von den drei dargestellten Vorwürfen Vorgänge darstellen, die eine nationale Schwächung bedeuteten. Und noch ein anderes drängt sich uns auf: wie tragisch es doch ist, daß die politische Geschichte von uns so oft Handlungen heischte und heischt und ein Verhalten als reichsfördernd erscheinen läßt, das in sich den Keim einer Schwächung der nationalen Kräfte trägt. Das ist die tragische Einstellung der germanisch-deutschen Welt. Daß diese Tragödie noch lange nicht zu Ende ist, fühlen unsere deutschen Brüder in Österreich alle Tage.

Wo so wenig Verständnis vorhanden ist für die tiefsten zugrunde liegenden nationalen Probleme, können wir auch nicht erwarten, daß Bilder, die solche Vorgänge darstellen, inhaltlich mehr bedeuten als Anekdoten. Was der Künstler in solchen Fällen kann, das hat Rethel gezeigt, indem er uns eine Persönlichkeit „Karl der Große" im Bilde erstehen ließ, die in sich körperlich und geistig einen unvergeßlichen Wert darstellt. Ich meine, ein Künstler sollte an solchen Werten nun nicht mehr rütteln. Stärker als alles, was ein historisch treues Bildnis auch vom größten Menschen uns geben kann, ist eine so vollkommene künstlerische Gestaltung einer Persönlichkeit. Die nationalen Werte Karls des Großen und Friedrich Barbarossas für uns, ja überhaupt die Werte, die sie jemals für das Deutschnationale im höchsten Sinne gehabt haben, liegen ausschließlich in ihrem Persönlichkeitszauber. Und den bildnerisch in Männergestalten hineinzubannen, so daß diese Gestalten geradezu zum Symbol dieses nationalen Geistes werden, darin liegt eine Aufgabe für den bildenden Künstler, um die ihn jeder andere zu beneiden hat. Denn auch der Dichter vermag nicht in dieser Weise der Gestalt sieghafte Überzeugung zu verleihen, weil er es ja doch der Phantasie des Lesers überlassen muß, sich die körperliche Wesenheit des Helden aus der vom Dichter gegebenen geistigen zu schaffen.

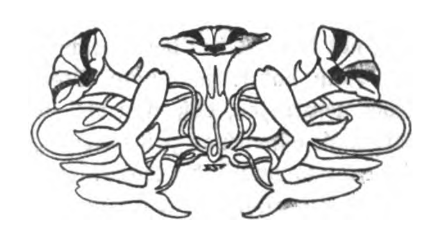
Ich habe das Gefühl, daß Angelo Jank von dieser Aufgabe gar nichts empfunden hat. Sein Karl der Große ist kein deutsches Gesicht, überhaupt kein bedeutender Kopf. Es war hier künstlerischer und nationaler, auf Rethels Schultern zu stehen, als die dürftigen historischen Quellenbelege zu nutzen. Gleichgültig ist auch der Friedrich Barbarossa. Da muß ich denn überhaupt sagen, daß die geistige Arbeit in diesen Bildern ohne Bedeutung ist. Man mag anerkennen, daß der Künstler der herkömmlichen Schablone in den Köpfen aus dem Wege gegangen ist; was er an ihre Stelle setzte, ist aber auch nicht viel besser. Statt der früheren Schönmalerei mit Gestalten, die in Gesundheit und Schönheit strotzten, erhalten wir jetzt ausgemergelte, hartlinige Fanatikergesichter, die dabei in allem Tiefsten wenig Germanisches haben.

Daß des Künstlers Kraft nicht im Geistigen liegt, zeigt auch der Bismarck auf dem Hauptbilde. Wer an diesem Modell, wo die Körperlichkeit in so großartiger Weise der Darstellung des geistigen Wesens entgegenkommt, so schlimm scheitern kann, — dessen künstlerische Aufgabe liegt eben ganz wo anders. In der Tat ist ja auch die beste und ausgiebigste Pferdemalerei nicht die wichtige Vorstufe für die Darstellung solcher historischen Vorgänge, mag bei ihnen auch noch so viel Kavallerie beteiligt sein. Für die Stimmung des Sedanbildes sieht man als Grundgedanken des Künstlers — und darin offenbart sich die Beeinflussung durch die Zeit — das Vermeiden aller Hurrastimmung. Aber du lieber Gott, wenn einmal ein schreiendes Hurra am Platze war, so war es an jenem Tage. Und wenn der alte König in seiner tiefkonservativen

Natur durch jene Geschehnisse in gedankenvollen Ernst versetzt wurde — die Jugend und die Mannheit, die da auf dem Schlachtfelde gerungen hatte, die Tod und Verderben nicht gescheut und auf andere niedergeschleudert hatte, die mußte trunken sein in diesem Siege. Und der Jubel wuchs zum Triumphgeschrei, das die Welt erfüllte. Sind Künstler dazu da, solche Gefühle und Stimmungen zu dämpfen? Sie zu berichtigen in die Gemessenheit seniler Politiker, die ängstlich abwägen, was wohl das Ausland sagen könnte? Und wer uns Nachgeborene von diesem Taumel der Begeisterung, von dieser entfesselten Kraft nichts fühlen lassen kann, der lasse die Hände von solch einem Werke, — er ist nicht dazu berufen.

Angelo Jank ist ein tüchtiger Maler, und es ist ein leichtes, in seinen Bildern eine große Zahl malerischer Werte zu entdecken. Aber das hilft uns nichts. Das Geistige ist er seiner Aufgabe schuldig geblieben. Ich weiß nicht, ob ein anderer diese Aufgabe besser erfüllt hätte. Ich wüßte keinen zu nennen. Gerade diese Dinge sind stärker als der einzelne, sie liegen in der Zeit. So lasse man denn diese Reichstagswand ungeschmückt, man lasse sie so kahl und leer, wie unser heutiges politisches nationales Leben es ja auch in Wirklichkeit ist, und überlasse die bildnerische Ausfüllung der Felder einer Zeit, die aus den inneren Werten der darzustellenden Ereignisse Kräfte schöpfen will und darum auch diese Kräfte erkennen wird, die diese historische Vergangenheit brauchen wird, um sich an ihr zu kräftigen zu neuen Taten, für die die Historie also auch Leben werden wird. Diese Zeit muß kommen, wenn unser Deutschland bleiben soll, und so muß also auch der Künstler kommen, wenn anders die Kunst dann noch ein Lebenswert der Nation sein kann.

Karl Storck





Lebendiges Volkslied

Von Dr. Karl Storck

Seitdem Achim von Arnim und Klemens Brentano ein Menschenalter nach Goethe und Herder die Volkslieder sorgsam aufgelesen und wie feine Schmuck- und Zierstücke im Glasschrank der guten Stube ausgestellt haben, hat die „Liebe" der Forschung einen meist recht grausamen Charakter gezeigt. Man hat so viel vom Sterben oder gar vom Ausgestorbensein des Volksliedes gesprochen, daß man viel weniger daran dachte, ihm neue Lebenskräfte zuzuführen, als seinen Tod zu beschleunigen. Denn darüber müssen wir uns doch wohl klar sein: auch wenn wir die Sammlertätigkeit, die literarische Erforschung der Quellen und Zusammenhänge noch so hoch veranschlagen, diese ganze Art der Behandlung eines Kunstgebietes ist nur dazu angetan, das fließende Leben zu verdrängen und an seine Stelle den starren Zustand des gewiß sicheren, aber im Grunde doch unfruchtbaren Besitzes von „Gütern toter Hand" zu stellen.

Ich vergesse nie die schwere Enttäuschung, die ich als Jüngling erlebte, als ich mir die bedeutendsten wissenschaftlichen Sammlungen alter Volkslieder verschaffte, um daraus Material für lebendige Musikpflege zu gewinnen. Ich leitete damals als Gymnasiast einen Chorverein und glaubte Mittel und Wege gefunden zu haben, durch die Vereinsmitglieder und das gemeinsame Singen im Chore Lieder wieder in die Häuser, in die Familien und damit auch wieder ins Volk hineinzutragen. Der Erfolg hatte sich für manche neue Liedweise bereits eingestellt, warum sollte er sich nicht auch für die alten, wertvollen Volkslieder gewinnen lassen?! Aber als ich nun in den berühmten Sammlungen zunächst gar keine Melodien fand, in anderen wieder so viele Lesarten, philologische Hinweise, Quellenvergleiche usw., daß mir davon ganz wirr im Kopf wurde, gab ich das Bemühen auf. Ich bin seither im Laufe von zwanzig und mehr Jahren viele Male, zumeist von Volksschullehrern, nach gutem Material für die Pflege des Volksliedes gefragt worden. Es war meist recht umständlich und dabei im Grunde doch nicht

recht fruchtbar, was ich da anzeigen und nachweisen konnte. Inzwischen haben sich ja große Vereine gebildet, die durch die praktische Gesangspflege das Volkslied zu beleben suchen. Der deutsche Kaiser hat auf dem etwas seltsamen Wege der Gesangswettbewerbe eine erneute Pflege des Volksliedes angestrebt, und auf seine Veranlassung ist das in mancher Hinsicht sehr verdienstvolle „Volksliederbuch“ erschienen, in dem allerdings die Volkslieder nur Material für Kunstgesang sind. Man neigt dazu, die Wirkung dieses kunstmäßigen, meist vierstimmigen Singens von Volksliedern in den Chorvereinen zu überschätzen. Man vergißt, daß die nicht melodietragenden Stimmen in diesen Chören zumeist kein richtiges Verhältnis zur Melodie gewinnen, daß überhaupt die ganze Einstellung, wie hier Volkslieder herausgearbeitet werden, sie eben unvolkstümlich macht. Wieder andere haben sich auf das Wort „echt“ versteift und verstehen dieses „echt“ mehr im literaturgeschichtlichen als im geistigen Sinne.

Faßt man alle Ergebnisse zusammen, so kann man wohl zur resignierten Meinung kommen: Alles hat seine Zeit. Auch der Volksgesang hat sie gehabt. Sie ist nun vorbei, und es ist schlecht angewandte Mühe, am Leben erhalten zu wollen, was den Todeskeim bereits in sich trägt.

Ich kann mich zu diesem traurigen Verzicht nicht entschließen. Ich würde in der Preisgabe eines wirklich volkstümlichen Singens, im völligen Verlust dieser mit dem Volke verwachsenen, aus seinem Leben immer wieder neu herausblühenden Gesangsmusik ein nationales Unglück sehen, dessen ganze verhängnisvolle Bedeutung heute noch kaum abzusehen ist. Denn wir zehren ja noch am alten, überkommenen Gut. Wie das aber werden soll, wenn das ganz aufgezehrt ist, nichts Neues an seine Stelle tritt, wenn andererseits die Vernüchterung des Lebens, die Härte seiner Bedingungen noch immer wachsen, daran kann derjenige, der der Überzeugung ist, daß die seelische Lebensnot des Volkes mit dieser Entwicklung noch wachsen muß, nur mit bangem Grauen denken. Unter diesen Umständen scheint es mir geradezu verbrecherisch am Volkswohl gehandelt, die Hände in den Schoß zu legen mit der allzu bequemen Entschuldigung, das Vergehen des Volksliedes sei ein Naturgesetz, seine Lebenszeit sei eben erfüllt. Man kann doch höchstens zugeben, daß jedes einzelne Volkslied sich überleben und damit dem Tode verfallen kann. Solange aber dem Volke noch jene Gefühle innewohnen, die im Gesang ihre natürliche Aussprache finden, so lange ist doch der Volksgesang nicht überlebt, sondern im Gegenteil eine Lebensnotwendigkeit. Und wer kann ernstlich diese Tatsache bestreiten, der sieht, mit welchem kritiklosen Hunger das Volk alle die Musik aufgreift, die in sein Leben tritt; wie es alljährlich neue Melodien, neue Texte lernt, und zwar so ausgiebig und rasch, daß beide förmlich eine seuchenartige Verbreitung annehmen. Das Traurige ist nur, daß diese Melodien und Liedertexte nichts taugen; daß sie Schund sind in jeder Hinsicht; daß sie darum, abgesehen von allem anderen (in diesem Falle ja glücklicherweise), keine Dauer haben, so daß trotz der ständigen Neuaufnahme von Liedern sich kein Liederschatz anhäuft. Im Grunde besteht ja auch heute noch der Volksbesitz an Liedern nur aus altem Erbgut eben an solchen Liedern, deren Lebenszeit erfüllt oder auch bereits überschritten ist.

Das Problem stellt sich also einfach so: Wenn es uns gelingt, ernsten guten Liedern eine gleiche Verbreitung zu verschaffen, wie sie alljährlich neue Tingeltangellieder und elende Gassenhauer finden, so wird unser Volk wieder zu einem Liederbesitze kommen, der ihm ein Hort sein wird gegen die Unschönheiten und Härten des wirklichen Lebens. Nun ist es eine bekannte Tatsache: Krankheiten verbreiten sich epidemisch — Gesundheit nicht. So traurig es ist, so ist es doch auch für die Kunst eine Tatsache, daß das Gute nicht so ansteckend wirkt wie das Schlechte. Dafür hat das Gute aber die Kraft der Dauerhaftigkeit. Es ist ein Besitz, den man mit Stolz vererbt, während man das Schlechte in der besseren Stunde von sich selbst abwirft und jedenfalls sich seiner schämt, sobald es heißt, die Inventur des eigenen Lebensbesitzes aufzunehmen und diesen weiterzuvererben. Man kann also sagen, daß den höheren Schwierigkeiten der Verbreitung guter Volksmusik die Tatsache ausgleichend gegenübersteht, daß das einmal Gewonnene lebendig bleibt.

Die kunstpolitische Frage spitzt sich dahin zu: 1. Welches sind die Gelegenheiten, bei denen wir dem Volke Lieder beibringen können? 2. Welche Lieder eignen sich dazu? Bei beiden Erwägungen darf man sich nicht, wie das so oft geschieht, von theoretischen Anschauungen leiten lassen, sondern nur von der praktischen Erfahrung. Diese aber ist nicht nur zu gewinnen aus eigener Tätigkeit, aus neuen Versuchen, sondern in höherem Maße aus der genauen Erforschung der Vergangenheit. Die Psychologie des Volksgesanges ist die entscheidende Wissenschaft. Man hat das liebe schöne Volkslied nun seit hundert Jahren auf den Seziertisch der Kritik gespannt, es nach allen Richtungen hin untersucht und zerfasert. Die eigentliche Seele dieses Liedes aber haben im Grunde nur einige Dichter erkannt oder vielleicht auch nur erfühlt, denen es dann gelang, für diese Seele wieder neue Verkörperungen zu finden. Im vorliegenden Zusammenhang kommt es nicht darauf an, möglichst allseitig diese Volksliedseele zu untersuchen; ich hebe nur einige Eigentümlichkeiten hervor, die wichtig sind für die Art der Verbreitung.

Gewiß hat man mit Recht die frühere Meinung aufgegeben, daß das Volk selbst als Ganzes Dichter seiner Lieder sei. Alle Dichtung ist Werk eines einzelnen Individuums, und jedes Volkslied war ursprünglich die Schöpfung eines einzelnen Dichters. Aber ebenso sicher kann kein Lied Volkslied werden, in dem der Individualismus dieses Dichters sich irgendwie fühlbar macht. Das Volkslied ist zwar nur in einigen wenigen Gruppen ausgesprochenes Gesellschaftslied, und ich möchte sogar sagen, daß der gesellschaftliche Charakter, wie er dem städtischen Leben eignet, entweder zum Kunstliede oder zum Gassenhauer führt. Aber Volkslied kann doch nur werden ein Lied, das beim geselligen Zusammensein ohne Zwang erklingen kann. Das Volkslied steigert sich in seinem lyrischen Gehalt zur Gestaltung eines scharf umrissenen bestimmten Erlebens. Aber die Ausdrucksform, die dieser Inhalt findet, muß so sein, daß der Sänger persönlich nie dafür haftet. Der lyrische Gehalt des Volksliedes ist so allgemein menschlich, daß der einzelne in ihm untertauchen kann. Das einzelne Volkskind verlangt vom Volkslied, daß es ihm Ausdrucksmittel wird für die persönlichen Stimmungen. Aber die Seele des Volkes ist keusch, sie scheut sich vor jeder Entkleidung, und darum muß ein echtes Volkslied so viel epischen Charakter in sich tragen, daß der

Sänger desselben ein fremdes Schicksal, ein fremdes Empfinden mitzuteilen scheint, selbst wenn er sein eigenstes Herzensleben kündet. Darüber hinaus ist dieser epische Charakter des Volksliedes das Mittel des gemeinsamen Singens. Noch so viele verschiedenartige Menschen können sich vereinigen in diesem gemeinsamen Gesang. Sodann aber ist dieser epische Charakter das Mittel, daß das Volkslied zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit packend erscheint. Mag dieser epische Unterton, dieser erzählende Hintergrund noch so schwach angedeutet sein, er genügt, der Phantasie der Sänger die Richtung zu geben, in der das mitgeteilte Erlebnis, die ausgesprochene Liedstimmung liegt. So kann man es denn immer auch heute noch erleben, daß, sobald erst im Volkskreise die Singstimmung erweckt ist, die verschiedenartigsten Lieder hintereinander weg mit der gleichen Begeisterung gesungen werden, wie wir andererseits die Beobachtung machen können, daß das Volk zu allen Zeiten für ausgesprochen balladenhafte Lyrik eine besondere Vorliebe hegt.

Dieser s o z i a l e Charakter, so halten wir fest, ist unumgängliches Erfordernis für Volksgesang. Die Ich-Lyrik eignet sich nicht zum Volksliede. Wo das Ich hervortritt, berichtet es meistens mehr episch, gibt die Einstellung für ein Gesehenes, Gehörtes oder dergleichen.

Die zweite charakteristische Lebensbedingung des Volksliedes ist seine Verbindung mit der Arbeit. Es ist bekannt, daß die Rhythmisierung der Arbeit und damit ihre Erleichterung zumal durch das Mittel des Gesanges in solchem Maße Gemeingut der ganzen Welt ist, daß manche Forscher hier überhaupt die Entstehungsursache der Kunst suchen wollten. Man muß nun eine doppelte Art des Arbeitsliedes unterscheiden. Es gibt eine Rhythmisierung der Arbeit, die vor allem den Zweck hat, eine sonst sehr mühselige Arbeit zu erleichtern. Diese ist künstlerisch nicht sehr fruchtbar, hat als Gesang mehr rezitativischen Charakter und nimmt gern, dem Verhältnis von Vorarbeiter oder Aufseher zur Arbeiterschar entsprechend, die Wechselform zwischen Einzelgesang eines Vorsängers und allgemeinem Kehrreim an.

Das Fruchtland für den Gesang ist aber die ruhige, gleichmäßige Arbeit, die den Körper nicht sehr anstrengt, aber doch eine gewisse Aufmerksamkeit der Sinne erheischt. Der Mensch darf dabei nicht ein Maschinenteil werden. Bei solch einer Tätigkeit, wo der Körper gebunden ist, wird die Phantasie frei, und da der Körper nicht ermüdet wird, sind auch Kräfte frei, die Wünsche der Phantasie zu erfüllen. Ein Mäher kann bei der Arbeit nicht singen, auch nicht pfeifen. Selbst wenn ihm durch sein Erleben das Herz zum Singen voll ist, kann er höchstens in Arbeitspausen sich Luft machen. Das wird dann meist ein Juchzen werden, wie ich es manchmal sogar von Wildheuern über Bergtäler habe hinschleudern hören. Unter den Handwerkern singen (bzw. pfeifen) nach meiner Beobachtung am meisten Tapezierer und Anstreicher. Für beider Arbeit trifft das oben Gesagte zu; überdies aber sind sie bei ihrer Arbeit meist gegen den Wind geschützt. Man kann natürlich nicht singen, wenn einem der Wind den Atem versetzt. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß in der windreichen Ebene weniger gesungen wird als im Gebirge.

Zu dem Ganzen stimmt, daß die Frauen die eigentlichen Träger und Heger des Volksgesanges sind. Die Frauenarbeit ist körperlich nicht so schwer wie die der Männer. Zu einem guten Teil vollzieht sie sich im Hause oder in der Tenne, und meistens gestattet sie geselliges Beisammensein. Alle Flachsarbeiten sind mit Gesang reichlich verbunden, den Höhepunkt aber nimmt ein das Spinnen. In der Tat ist die Spinnstube, wie sie früher als gesellige Einrichtung auf allen Dörfern vorhanden war, die beste Heimat des Volksgesangs gewesen, der überall in gleichem Maße wie die Spinnstuben verschwindet.

Nun ist es ja natürlich nicht möglich, gegen die ganze Entwicklung das Spinnen aufrechtzuerhalten. Aber „die Spinnstube" als gesellige Einrichtung des Dorfes läßt sich am Leben erhalten bzw. neu beleben. Die alte Spinnstube war ja nicht nur Arbeitsstätte, sondern Mittelpunkt des ganzen geselligen, geistigen und seelischen Verkehrs auf dem Dorfe. Ich weiß natürlich sehr gut, daß es auf den Spinnstuben nicht zuging wie im Bibelkränzchen, und daß auch mancher grobe Unfug vorgekommen sein mag. Daß es irgendwo seit dem Abkommen der Spinnstuben in moralischer Hinsicht besser geworden sei, habe ich noch nicht gehört; im Gegenteil ist allerorten der Verkehr der Geschlechter verroht. Und das ist leicht erklärlich. Die alte Spinnstube war eine so öffentliche Einrichtung, daß sie in sich selbst eine Fülle erzieherischer Kräfte barg.

Es gibt überall Mittel, die Spinnstube nach der geselligen Seite hin durch eine andere Einrichtung zu ersetzen oder besser fortzusetzen. Dorfabende u. dgl. sind vielerorts eingerichtet worden. Ich finde nur, es wird dafür ein bißchen viel festes Programm gemacht, und man spürt leicht die Absicht. Es wäre viel besser, darauf hinzuwirken, daß die Familien unter sich solche gesellige Abende abhalten und für das Gesinde einrichten. Dann lasse man die Leute sich unterhalten und beschäftigen, wie sie wollen. Das Lied stellt sich von selber ein, wenn man noch Lieder kennt. Wie dafür zu sorgen ist, will ich heute nicht untersuchen. Der Wege sind viele, einige derselben habe ich in meiner „Musikpolitik" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) beschrieben.

Das Landvolk hat vor dem Städter in sozialer Hinsicht eins voraus: den Feierabend. Der Städter kennt einen solchen nur noch dem Worte nach. Wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, sucht er eine neue Beschäftigung in Vereinen, Lesesälen, Vorträgen usw., oder er geht seinem Amüsement nach an Stätten, die alles andere als feierlich sind. Der Dörfler kann abends „feiern", wenn die Arbeit getan ist. Es gibt nur wenig, was ihn ablenkt. Für ihn ist die Gefahr, daß er nicht weiß, wohin. Das Natürliche ist die einfache gesellige Zusammenkunft bei leichter Beschäftigung und Unterhaltung mit Rede, Spiel und Gesang. Der Trieb zu diesen Dingen ist so stark, daß man ihn nur geschickt auszunützen braucht, um ihn an ein Ziel zu lenken, das für die körperliche und geistige Volkswohlfahrt das gleiche ist.



Der Schmuck der Madonna

Seltsam, daß wir gerade in unserer so bewußt nach Stil suchenden Zeit immer wieder begabte Künstler stilistisch aufs schwerste entgleisen sehen. Daß man sich über die Grenzen seines Talentes nicht klar ist, daß man nach Höhen strebt, die einem unerreichbar sind, ist ein vielleicht tragisches, aber doch niemals unsympathisches Künstlergeschick. Wenn dagegen eine für Feinarbeit besonders begabte, dem Idyllischen zugewandte Natur sich plötzlich auf das entgegengesetzte Gebiet verläuft, wofür ersichtlich jegliche besondere Veranlagung fehlt, so fällt es einem sehr schwer, die Gründe im Innern des Künstlers zu suchen.

Ermanno Wolf-Ferrari, der Sohn eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter, hat seit dem Jahre 1903 drei Opern geschaffen, die mit feinem Stilempfinden und einem ganz eigenartigen Können eine Neubelebung der italienischen Opera buffa anstrebten. Das erste der drei Werke, „Die neugierigen Frauen“, war das feinste. „Die vier Grobiane“ waren auch künstlerisch eine Vergröberung. „Susannens Geheimnis“ war nach Form und Inhalt eine Kleinigkeit; aber gewiß eine feine. Was der greise Verdi aus seiner unvergleichlichen Erlebensfähigkeit heraus sich in seinem Alterswerke „Falstaff“ gebildet hatte — einen polyphonen komischen Orchesterstil —, das gewann Wolf-Ferrari in jungen Jahren (er ist 1876 geboren) durch eine geschickte Mischung deutscher und italienischer Elemente. Freilich, eins vermißte der schärfer Zusehende, zumal wenn ihm das „Interessante“ in der Kunst nicht genügt: den heißen Strom starken Empfindens, und als musikalischen Ausdruck desselben die große Melodielinie. Doch konnte man wenigstens verheißende Andeutungen dieser Fähigkeit in des Künstlers Chorwerk „Vita nuova“ und in einigen Kammermusikschöpfungen finden. So durfte man auf ihn als ein besonders geartetes und durch die eigentümliche Blutmischung vielleicht auch besonders begnadetes Talent weitgehende Hoffnungen für die so heißersehnte neue komische Oper setzen.

Um so herber ist die Enttäuschung, die uns sein neues Werk, die dreiaktige Oper „Der Schmuck der Madonna“, die in den letzten Tagen des Jahres 1911 in der neuen Kurfürsten-Oper zu Berlin ihre Uraufführung erlebte, bereitet hat. Nicht daß das Werk einen Rückfall in den schlimmsten italienischen Verismo, den wir für endgültig überwunden hielten, bedeutet, ist das Tiefbetrübende, sondern daß auch nicht aus einer einzigen Stelle einem das Gefühl erwächst, der Komponist habe diesen Schritt aus starkem Innendrang getan. Denn er versagt aufs kläglichste alledem gegenüber, was an diesem Stoffe charakteristisch ist. Es fehlt ihm die Wildheit, die Roheit meinetwegen des Temperamentes, das bei den Mascagni und Spinelli den aufgegriffenen Vorwürfen wahlverwandt war und deshalb auch über alle Geschmacksbedenken hinweg einen zur gegebenen Stunde hinzureißen vermochte. So ist ein Werk entstanden, das als Ganzes wie auch in einzelnen Charakteren als blasse Nachahmung von „Carmen“ und „Tiefland“ wirkt, in Massenaufzügen, die eine für die italienische Oper ganz bedeutsame Chorentfaltung zulassen, auch noch die Erfolge von Puccinis „Tosca“ wahrnimmt und so den üblen Eindruck hinterläßt, dem Komponisten habe kein anderes Ziel vorgeschwebt, als ein sensationeller Theatererfolg.

Fast möchte man meinen, er habe dabei an das Berliner Publikum gedacht, denn es wird sich nicht leicht anderswo ein alles wirklichen Feinempfindens so bares, in seinen nationalen, religiösen und Rasseinstinkten so charakterlos gemischtes Publikum finden, wie es Berlin W. heute zur Verfügung stellt. Ein solches Publikum aber gehört dazu, um sich diese innerlich verlogene und äußerlich sensationelle Handlung gefallen zu lassen.

Der Komponist hat sich selbst das Textbuch zurechtgezimmert und die Handlung aus dem neapolitanischen Volksleben geschöpft, das sich gerade bei den Veristen einer besonderen Hochschätzung erfreut. Maliella, ein Kind der Straße, das von der braven Carmela

in einer etwas verschrobenen Frömmigkeit an Kindesstatt aufgenommen worden ist, vermag dem Drang ihres wilden Blutes nicht länger zu widerstehen. Sie giert nach dem ungebändigten Leben. Umsonst versucht Gennaro, Carmelas Sohn, ein tüchtiger Schmied, die Pflegeschwester zurückzuhalten. Seine brave Art ist ihr zu fremd, die durch die wilde Leidenschaftlichkeit des Camorristenführers Rafaele sofort betört wird. Mit heißen Worten versichert er sie seiner Leidenschaft. Ein Wort nur brauche sie zu sagen, und er würde ihr den Schmuck der Modanna, die eben in der Prozession vorübergetragen wird, rauben, um sie damit zu zieren.

Der zweite Akt wird ausgefüllt von einer krankhaft schwülen Szene in Carmelas Garten. Gennaro ist durch die Abweisung Maliellas seiner Leidenschaft für sie rettungslos verfallen. Ihre Weigerung, ihm zu gehören, bestimmt den braven Burschen, selber den wahnsinnigen Raub des Madonnenschmuckes auszuführen. Während seiner Abwesenheit bringt Rafaele dem Mädchen ein Ständchen, und es entwickelt sich eine Szene von einer geradezu widerlichen Mischung von Brünstigkeit und Sentimentalität. Da kehrt Gennaro zurück und legt dem geliebten Weibe den Schmuck der Madonna zu Füßen. Betäubt vom Anblick dieser Pracht gibt sich Maliella im Gedanken an Rafaele dem Schmuckräuber hin.

Der dritte Akt spielt in der Camorristenkneipe. Rafaele, der nach der Zusammensetzung der Gesellschaft sonst nicht nur Camorristenführer, sondern auch so etwas wie Zuhälter ist, schwärmt von der Reinheit seiner Rose und hetzt in diesem Gedanken die wilde Weibergesellschaft zu ausgelassenen Tänzen, offenbar um sich selbst davon zu überzeugen, daß er nicht zu verführen ist. Da stürmt Maliella herein. Das im ersten Akt ganz als Dirnennatur gekennzeichnete Weib fühlt sich durch sein Schicksal vergewaltigt und sucht Schutz bei Rafaele. Dieser entdeckt, daß es nur die Reinheit war, die ihn an Maliella anzog, und stößt die Gefallene darum zurück. Da erscheint Gennaro, der die Geliebte verfolgt. Rasend wirft sie ihm den Schmuck der Madonna vor die Füße. Beim Anblick des bekannten Schmuckes erstarrt die wilde, gottverlassene Gesellschaft, entsetzt flieht alles davon, Gebete zur Madonna murmelnd. So ist denn Gennaro allein und beginnt seine Verhandlung mit dem in der Kneipe aufgestellten Muttergottesbild. Er gibt den Schmuck zurück, die Mutter Gottes bedeutet ihm durch ein Zeichen, daß sie ihm verzeiht — dann gräbt er sich ein Messer ins Herz.

Es ist selbst bei Meyerbeer und seinen Nachfolgern schwer, ein solches Gemisch von innerer und äußerer Verlogenheit und elendester Kulissenreißerei aufzufinden, wie wir es in dieser Operndichtung vor uns haben. Eine so brutale Versündigung an allen Volksinstinkten, eine ästhetisch so widerwärtige Verzerrung des Madonnenkultes, eine solche Willkürlichkeit in der jeweiligen Verwendung der Charaktere sollte jedes einigermaßen gebildete oder gesund empfindende Publikum zur glatten Ablehnung eines derartigen Machwerkes bewegen. Berlin W. hat dagegen dieser Oper einen starken Erfolg bereitet.

Ich habe erst der achten Aufführung beigewohnt und dabei in dieser mit teuren Preisen arbeitenden Oper ein so unglaubliches Gemisch von gesangstechnischer Unfähigkeit über mich ergehen lassen müssen, daß ich kaum imstande bin, über die rein musikalischen Werte des Werkes einigermaßen ein Urteil zu fällen. Drei Stunden Gewieher, Gemecker, Tongeflacker, falsche Töne, völlige Verständnislosigkeit des Textes — kurz und gut, eine Sammlung aller gesanglichen Untugenden, und auch im Orchester, das wenigstens rein spielte, völliger Mangel an feinerer dynamischer Arbeit. Gerade weil ich das Ganze so schroff ablehne, darf ich nicht verschweigen, daß im einzelnen musikalisch manches sehr fein ist, wenn auch, wie gesagt, Wolf-Ferrari gerade aller Leidenschaft gegenüber völlig versagt.

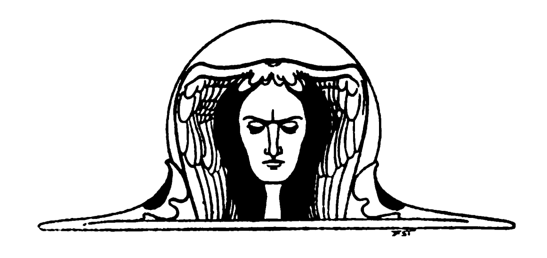
Diese Kurfürsten-Oper, die im Innenbau die ganze Entwicklung unserer neueren Architektur Lügen straft und eine Rangoper schlimmsten Herkommens ist, scheint sich als Erbin von Gregors Komischer Oper zu betrachten und verlegt das Schwergewicht auf die sogenannte Inszenierung. Die drei Bühnenbilder waren an sich recht malerische Leistungen. Aber lebhaftester Widerspruch erhoben werden muß gegen die ganz sinnlose Art der Bewegung der



Mädchen mit Springseil — Wilhelm Trübner

Massen, wie sie dieser Regie jetzt oberstes Gesetz zu sein scheint. Es war ja gewiß kein erhebender Anblick, früher den Opernchor zu beiden Seiten der Bühne sich in Reih und Glied aufstellen und seine vier seismographischen Bewegungen abwechselnd ausführen zu sehen. Aber wie jetzt die Chöre sich aufführen müssen, das zerstört nicht nur alle Möglichkeit einer sicheren Ausführung des Musikalischen, was doch bei der Oper nicht ganz unwesentlich ist, sondern ist auch an sich sinnlos und unwahr. Nirgendwo in einer Volksmasse zappelt jeder einzige Mensch von Anfang bis zu Ende herum, als sei er von der Tarantel gestochen. Außerdem ist natürlich auch das ja alles Zucht. So erlebt man denn immer wieder die gleiche belebte Bühne, die hereinstürmenden Jungens balgen sich jedesmal wieder genau auf dieselbe Weise herum, und am Ende ist alles genau so Manier wie die frühere Art, bloß eben um ein gut Teil roher und unmusikalischer, obendrein unkünstlerisch, denn es wird dadurch die Aufmerksamkeit von wichtigen auf Nebendinge abgelenkt.

Karl Storck





Die Ära des Landesverrats

Im Metzer Gebiet wirbt Frankreich seine subaltern-militärischen Zustecker an, an der Waterkante des Nordwestens arbeitet ein ganzes Netz von Gekauften für das Londoner militärische Intelligence Department, von Posen wandern die Pläne und Zeichnungen über die Russengrenze. Hier und da werden Sünder gefaßt und nach den Paragraphen bestraft, militärische Besorgnisse werden laut, über das Eigentlichste regen sich aber die Wenigsten auf. Die Leuchtenträger des nationalen Wohles haben mit anderem zu tun, die Öffentlichkeit füllen Parteien und deren verlogener Zank über erledigte Dinge wie die Reichsfinanzreform. Kaum beachtet spielt sich der geschichtliche Vorgang ab, daß nun auch in Deutschland die Stände der strengstgehärteten Pflicht, des steifsten Rückgrats alter Ehrenhaftigkeit, Kleinbeamtentum und Militär, durch einen hinlänglichen Scheck zu kaufen sind.

Ist dies denn etwa auch schon „Entwicklung“, gehört es in ihre Bedingungen und in ihre Logik mit hinein? Will die Gleichgültigkeit der Allgemeinheit und der für die Volksgesundheit Verantwortlichen es als etwas Natürliches, wenigstens Schwervermeidliches bestätigen? Fast kann man in der Tat nicht mehr umhin, es so, im Licht des Unvermeidlichen, zu sehen. Was erblicken denn noch die Feldwebel, Schutzleute, Bureauschreiber, beamteten Ingenieure mit größerer Deutlichkeit über sich als den Taumel der allgemeinsten Geldjagd nebst heruntergekommener Genußsucht und äußerlichem Feingetue? Ich will gar nicht bei den Offizieren glänzender Regimenter verweilen, von denen nun jedermann im Volk gelesen hat, in welchen demütigenden Atmosphären sie die dem Kavalier so reichlich nötigen „braunen Lappen“ nehmen; nicht bei der unwählerischen und offenen unbefangenen Erbinnenjagd in jeglichen Ständen, die noch Reste erblindender Vornehmheit in eine von Arbeit und Tüchtigkeit befreiende Heirat umzusetzen haben. Was liest man denn in den konservativen wie den liberalen Feuilletons, worüber erscheinen ganze, mit lüsternen Augen verschlungene Bücher? Wer die reichsten Leute in der Welt sind, wieviel sie täglich auszugeben haben, wie hoch die Mitgift ihrer Töchter bestimmt ist, was für Goldgeschenke sie ihren Gästen zum „Andenken“ vom Lakaien bringen lassen, von wie vielen Straßengaffern sie angestarrt, von wie vielen Kodaks sie abgeknipst werden. Die „modernen Könige und Kaiser“ werden sie genannt, und es wird ausgerechnet, mit wie vielen europäischen Souveränen auf einmal sie balanzieren, indem sie diese aus ihrem Erbbesitz enteignen könnten. Was haben wir überhaupt, oben von der Reichspolitik angefangen, für Gedanken, Ideale und Interessen noch? Was sieht das Volk als die möglichen Erreichungen der nationalen deutschen Willenskräfte auf den Schild erhoben? Etwa ein „größeres Deutschland“, wo die in der Heimat Beengten wieder mit leichteren Armen und Herzen schaffen und arbeiten, leisten und sich mit den Ihren dessen freuen können? O nein, Banken- und Emissionsinteressen, stolzlose Händlerprofite auf des Nachbars von dessen Flagge überwehtem Grund und Boden. Für sie nach

jeglichem sichtbaren Anschein sind unsere Flotte, unser Heer, unsere Wehr- und Steuerpflicht, unsere Diplomatie und das Auswärtige Amt, wenn sie sich einmal aufraffen, da. Und von den übrigen wird die Welt nach wie vor weiter aufgeteilt.

Non olet ward zum Wappenspruch der nationalen Lebensideen. „Das Geld liegt auf dem Mist, man braucht es nur aufzuheben", so sagt es der Wohlgedeihlichsten einer bei Petronius, dem klaräugigen Schilderer und Propheten der kaiserlich römischen Degenerationszeit. Können wir da in der Gesamtheit noch eine ganz gewissensklare Empörung empfinden, daß die Bureauschreiber-Ehre sich nicht verächtlich von den blinkenden fünfstelligen Ziffern wendet? Woher sollen wir, als Ganzes genommen, die Kraft zum echten, starken Zorn, zur Empörung darüber noch haben, daß diese allverwandelnden Lebensideen nun auch nach unten zerstörend ihre Kreise ziehen, daß auch von dort nun so merklich zum großen Schutthaufen der einstigen Imponderabilien der selbstlose Vaterlandssinn, die reinliche Mannesselbstachtung geworfen werden? Als Dinge, die den Begreifenden lächerlich geworden sind, die für die Dummen gut sind, die „nichts einbringen", die in der Tat auch kein Ansehen mehr geben und namentlich den libertinen Weibern nicht imponieren, deren Rolle im Gleichschritt mit der der Börsianertöchter wächst, und die immer im faulen Spiel zu sein pflegen, bis zu den Sergeanten und Feldwebeln, siehe wieder einmal Posen!

Ed. H.

*

Ein kurz Kapitel von preußischer Staatsmoral

Auch Preußen hat bekanntlich seit bald Jahresfrist ein Feuerbestattungsgesetz. Es ist nicht ganz leicht gewesen, es zu verabschieden, und es ist auch nicht ganz schön geworden. Aber immerhin: es schien doch ein Sieg des Toleranzgedankens; ein erstes Auflockern eines so harten wie sinnlosen Gewissenszwangs, der um so verbitternder gewirkt hatte, als er eigentlich nur die Nichtzahlungsfähigen traf. Mittlerweile sind nun aber die Ausführungsbestimmungen erlassen worden, durch die das Gesetz erst praktisch werden kann, und mit Befremden und Entrüstung erfährt man, daß es schlimmer geworden ist als bisher. Die diskretionär schaltende Bureaukratie hat den Geist der Duldung, in dem es geschaffen worden war, einfach aus dem Gesetz herauseskamotiert. Die minutiösen Vorschriften über die Leichenschau bürden Kosten auf, die die Feuerbestattung erst recht zu einem Privileg der Wohlhabenden machen. Andere, wie die — inzwischen freilich ausgemerzte —, daß der „Befund der Virginität zu erwähnen" ist und die Leiche nur in einen Sarg von rohem Holz gebettet werden darf (wofür die Reichen freilich einen aus bronziertem Zink wählen werden), haben ganz offensichtlich die Bestimmung, die Einäscherung der Bevölkerung zu verekeln. Wir haben hier also folgende Situation: es wird ein Gesetz gemacht, von dem der Vertreter der Staatsregierung, der zuständige Herr Minister, bei dessen Einführung im Parlament erklärt, es solle ein Akt der Toleranz werden gegenüber den Andersmeinenden. Hernach aber verkehren Beamte derselben Staatsregierung, und schwerlich ohne Einverständnis mit dem nämlichen Herrn Minister, diesen Sinn des Gesetzes von hinten herum in sein Gegenteil. Und dabei hat der alte Hegel den Staat einst als die Verkörperung der sittlichen Idee konstruiert.

R. B.

*

Die wahren Herrscher

Vor etwa zwei Jahren schrieb Walther Rathenau, der Generaldirektor der Berliner Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, in der Wiener „Neuen Freien Presse":

„Auf dem Arbeitsfelde der wirtschaftlichen Führung ... hat im Laufe eines Menschenalters sich eine Oligarchie gebildet, so geschlossen wie die des alten Venedig. Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung."

Jetzt wird aus der Programmschrift zu einer internationalen Banken-Allianz u. a. mitgeteilt:

„Die Stunde hat geschlagen für die Hochfinanz, öffentlich ihre Gesetze der Welt zu diktieren, wie sie es bisher im Verborgenen getan hat. Die Hochfinanz ist berufen, die Nachfolge der Kaiserreiche und Königtümer anzutreten, und das mit einer viel größeren Autorität, da ihre Autorität sich nicht über ein Land, sondern über den Erdball erstrecken wird. Die Hochfinanz wird Herrin über Krieg und Frieden werden ..."

*

Das Ziel der Welt

Paul Ernst gehört zu den wenigen positiv gestimmten, gehaltvollen Geistern in der jetzigen deutschen Dichtung, ein Mann, dem es um Vertiefung zu tun ist. In einer Besprechung von Ferreros Geschichtswerk „Größe und Untergang Roms" im „Tag" schlägt er Töne an, die uns aufhorchen machen:

„Wir haben heute den Glauben an die alleinseligmachende Wissenschaft verloren, das heißt den Glauben, daß es nur Ursache und Folge gibt; wir beginnen wieder zu begreifen, wie in frömmeren und gottgläubigen Zeiten, daß es auch Ziel und Mittel geben muß. Nun, Ziel und Mittel werden die Menschen erst verstehen können, wenn einmal die Geschichte unserer ganzen Kulturwelt abgeschlossen ist, welche beginnt mit den ersten Anfängen in Babylon und Ägypten; so kann auch der einzelne Mensch vielleicht auf der Höhe des Daseins das bisherige Leben nach Ursache und Wirkung verstehen, und eine Ahnung von Ziel und Mittel kann ihm aufdämmern, welche ganz verborgen und versteckt hinter all dem Rationalen liegen; aber was das alles bedeutete, wozu das alles war, das wird ihm deutlicher erst am Ende des Lebens werden, und ganz deutlich erst, wie wir hoffen, nach dem Tode."

Ich drücke dem Mann, der diese Worte geschrieben hat, die Hand; denn es gehört Mut dazu, heute dieses „wie wir hoffen" auszusprechen.

Im übrigen verdient auch seine Zeitkritik Beachtung. Er zieht Parallelen zwischen dem Aufschwung Roms und dem jähen industriellen Aufschwung der Gegenwart, und formt dies, von Ferrero ausgehend, folgendermaßen:

„Die Industrie bereichert einige, bewirkt einen Rückgang des Handwerks und erzeugt eine Vermehrung der kleinen Händler; sie erzeugt ein zahlreicheres industrielles Proletariat, das von jeder Schwankung des Marktes abhängig ist und wohl eine Weile höher kommen mag, als das heute geschieht, so lange immer neue Expansion der industriellen Produktion möglich ist; wenn aber der Kreis geschlossen ist, dann werden diese unglücklichsten aller Menschen den furchtbaren Druck ihrer ganzen prekären Lage empfinden. Es findet heute noch eine sehr starke Bevölkerungsvermehrung statt, weil immer noch mehr Industriearbeiter gebraucht werden; aber von jenem Punkt an wird eine rückgängige Entwicklung der Bevölkerung stattfinden, und Not und Elend, Verzweiflung, Krankheit und Hunger werden Verwüstungen anrichten, die wir uns heute noch nicht vorstellen können. An Ähnlichkeit der Konsequenzen ist jedenfalls heute schon bemerkbar: der sinnlose Luxus, der sich überall verbreitet, der wirtschaftliche Ruin des alten Adels, der teilweise zugrunde geht, weil er mittun will, teilweise, weil er in seinen alten Verhältnissen bleibt, relativ verarmt ist; der Rückgang der Geburten bei den Bereicherten, die Scheu vor der Ehe, das Abnehmen männlicher und ehrenhafter Gesinnung, die Zunahme der Bildung und des Interesses für Kunst, freilich nicht für die höchste Kunst; die körperliche Degeneration; die Überzeugungslosigkeit; der Atheismus und Aberglaube; die Feigheit; die zunehmende Sinnlichkeit; die immer allgemeiner werdende Überzeugung, daß das allein Wichtige im Leben das Geld ist; die Planlosigkeit und Hilflosigkeit gegenüber allen Organisationsproblemen."

In jener allgemeinen Auflösung Roms war das Christentum die positive Kraft der

Neubildung. Es werden sich auch bei uns solche seelischen Mächte bemerkbar machen, die freilich vorerst planmäßig noch in der Stille Kraft sammeln. L.

Von wegen der höheren Sittlichkeit

Zu den unerfreulichsten Episoden in dem parlamentarischen Werden der Reichsversicherungsordnung hat die in zwölfter Stunde beschlossene Herabminderung der ländlichen Schwangerschaftsunterstützung gehört. Manche haben damals gemeint: das sei eine neue Probe harter agrarischer Eigensucht. Andere wieder, die sozusagen Realistischeren, sahen, wenn er ihnen auch rechtschaffen peinlich war, den Fall milder an. Lediglich als einen Ausdruck der Tatsache, daß im großen Durchschnitt die ländliche Gebärerin widerstandsfähiger sei als die städtische und deren Rekonvaleszenz gemeinhin keine acht Wochen in Anspruch nehme. Inzwischen hat uns Herr Matthias Erzberger aber das wahre Motiv verraten. In einer Wählerversammlung um die Mitte des Dezember erzählte nämlich dieser wackere Schwabe (und „forcht sich nit"):

„Denken Sie sich, eine Dienstmagd gebärt ein uneheliches Kind und legt sich auf Kosten der Krankenkasse acht Wochen ins Bett. Das gefällt der Person so gut, daß sie die Sache das nächste Jahr und vielleicht noch öfter probiert. (Schallendes Gelächter!) Die Bäuerin aber, die muß am zehnten Tage spätestens wieder an ihre Arbeit. Aus diesem Grunde und wegen Hochhaltung der Sittlichkeit auf dem Lande mußte das Zentrum gegen die achtwöchentliche Unterstützung stimmen."

„Aus diesem Grunde und wegen Hochhaltung der Sittlichkeit" ist entzückend gesagt. Und wie sinnig und spürsam weiß dieser tiefe Seelenkünder die intimsten Vorgänge des sozialen und des Trieblebens uns zu deuten! Zerrt, wenn ihr keine unehelichen Kinder haben wollt, die bedürftige Schwangere aus ihrer kärglichen Lagerstatt und scheucht sie in Not und Hunger hinaus! Verreckt sie dann im Straßenkot, so schlagt demütig das Kreuz und murmelt, in frommer Inbrunst erschauernd: „Requiescat in pace!" ... R. B.

„Erwiesen durch das Zeugnis des Schutzmanns ..."

Schutzleute, Wachtmeister und Gendarmen sind, wie männiglich bekannt, im Lande Preußen starke Schwurzeugen. Sie genießen vor Gericht nahezu öffentlichen Glauben. Die unbeamteten Zeugen mögen bekunden, was sie wollen: sobald ein Schutzmann wider sie auftritt und das Gegenteil beschwört, gilt es in neun von zehn Fällen als erwiesen. Neulich ist aber doch einmal dieser felsenfeste Glaube erschüttert worden. Ein Gendarm hatte einen Chauffeur wegen zu schnellen Fahrens aufgeschrieben, und das Schöffengericht hatte auf solches Zeugnis hin ihn verurteilt. Zur Verhandlung vor der zweiten Instanz aber brachte der Chauffeur seinen Herrn mit: den königlich preußischen Referendarius und Dr. oec. pol. August Wilhelm von Preußen. Der beschwor so ziemlich in allen Stücken das genaue Gegenteil von dem, was zuvor der Gendarm beeidigt hatte, und nun ward — und das von Rechts wegen — der Chauffeur freigesprochen. In diesem Falle hatte es sich um eine Bagatelle gehandelt: um ganze fünfzehn deutsche Reichsmark, die der prinzliche Chauffeur, weil er sich in seinem Rechtsempfinden gekränkt fühlte, nicht hatte bezahlen wollen. Es soll aber doch schon vorgekommen sein, daß auf das Zeugnis von Schutzleuten, Wachtmeistern und Gendarmen Unschuldige ins Gefängnis, ja selbst ins Zuchthaus gesandt worden sind. Wie schade, daß da nicht auch immer ein königlicher Prinz zur Stelle war ... R. B.

Das Trugbild der Großstadt

Allein die Provinz Ostpreußen hat nach einer Schrift des Archivrats Karge in den letzten 25 Jahren 630000 Menschen abgegeben. „Das sind 126 Millionen Mark Erziehungskosten — auf den Kopf und für das Jahr nur 200 Mark gerechnet —, die der Provinz verloren gegangen sind und die ihr sozusagen keinen Pfennig Zinsen bringen. Friedrich der Große nannte dies wichtige Gebiet ‚Peuplierung', wir sprechen heute von

innerer Kolonisation. In ihr liegt eine der größten und wichtigsten Staatsaufgaben, von denen unsere staatliche und völkische Zukunft einmal abhängt. Wir bekämpfen damit zugleich die ungesunde Übervölkerung der Großstädte, den Massenfraß der Volks- und ethischen Kräfte mit ihren schweren Einbußen an intellektueller, ästhetischer und sittlicher Kultur. Hier liegt ein neues Gebiet für die deutsche Sozialpolitik."

Von den Unglücklichen, die der bekannten Massenvergiftung in Berlin zum Opfer fielen, war, wie der „Reichsbote" feststellt, kein einziger Berliner. Sie alle hatte das Trugbild der Großstadt gelockt, und in dem dort doppelt und dreifach harten Kampfe ums Dasein waren sie unterlegen ...

*

Bis ins tausendste Glied

Vor der Berliner Strafkammer hat vor kurzem ein höchst unerquicklicher Prozeß gespielt. Eine Phase — nicht die erste, aber hoffentlich nun die letzte — in dem Vernichtungskrieg, den Herr Rudolf Lebius von den gelben Gewerkschaften mit Waffen, die ihm von dessen nicht ganz schuldlos geschiedener Frau zugesteckt wurden, gegen den alten Karl May führt. Von dem hat Herr Lebius, auf solche Helferin gestützt, festgestellt, daß er in seiner Sünden Maienblüte — Straftaten und Sühne liegen in dem Jahrzehnt zwischen 1860 und 1870 — zweimal im Gefängnis und einmal sogar im Zuchthaus gesessen hat, und heißt ihn nun einen „geborenen Verbrecher". Mittlerweile ist Karl May aber doch ein, wenn nicht sonderlich nützliches (wie viele von uns, auf Herz und Nieren geprüft, sind das am Ende?), so doch sicher nicht schädliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden. Zum mindesten hat er arbeiten gelernt; hat sogar — die lange Reihe seiner allerdings reichlich abenteuerlichen Schriften erweist es — erstaunlich viel gearbeitet. Soll das alles wirklich für nichts gelten? Genügen vierzig Jahre redlichen Führens noch nicht, die Jugendschmach zu tilgen, sie wenigstens in milderem Lichte erscheinen zu lassen? Der Vorderrichter hatte die Frage verneint; der Berufungsrichter, der ein gütiger und fühlender Mensch war, hat sie bejaht. Daß der vom Sozi zum Führer der Gelben avancierte Herr Lebius dem bebenden Greis zuvor das durch ein Menschenalter ängstlich gehütete Geheimnis seiner jugendlichen Verfehlungen entriß, hatte freilich auch er nicht zu verhindern vermocht. Und kühnlich kann die Tugend sich nun zu Tische setzen. Die Tugend des Herrn Lebius nämlich. R. B.

*

Frauenarbeit und Unternehmerprofit

Ein Berliner Blatt unternahm jüngst eine Umfrage bei verschiedenen großen industriellen und kaufmännischen Betrieben, sowie einigen Behörden über den Wert der Frauenarbeit im modernen Erwerbsleben. Fast alle Urteilenden wußten nur Lobendes zu berichten; hervorgehoben wurde vor allem der Fleiß, die Geduld, die Zuverlässigkeit und Bescheidenheit der Arbeiterinnen. Es liegt gewiß an und für sich kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich die Frau in manchen Berufen, die ihr früher verschlossen waren, als tüchtig erweist, aber man sollte sich andererseits davor hüten, die in diesem Falle angerufenen Zeugen sämtlich für völlig einwandfrei anzusehen. Warum schwiegen sie sich alle schamhaft über einen Vorzug der weiblichen Arbeitskraft aus, der ihnen doch gewiß nichts weniger als gleichgültig ist: die Billigkeit. Wenn sie Frauenarbeit so gut bezahlen müßten wie Männerarbeit: ob nicht dann ihr Lob der Frauen doch weniger überschwenglich ausgefallen wäre? Und würden sie sich wohl ebenso redselig wie über den Wert der Frauenarbeit über deren Bedingungen und Verhältnisse, z. B. auch über den Gesundheitszustand der weiblichen Beschäftigten vor und nach mehrjähriger Tätigkeit in ihren Betrieben ausgelassen haben, wenn man sie danach gefragt hätte? Nicht zu langsam, sondern zu rasch öffnen sich heute die Tore der außerhäuslichen Berufsarbeit den Frauen. Anstellungen auf kaufmännischen Bureaus bieten unseren Bürgertöchtern gewiß viel mehr Ungebundenheit, als Stellungen

in Haushaltungen, aber sie müssen das Mehr an Freiheit mit Gesundheit bezahlen, und auch wirtschaftlich verschlechtert sich ihr Los. Im Königreich Württemberg machten im Jahre 1899 37 136 in häuslichen Diensten stehende Mädchen 14,4 v. H. aller Sparkasseneinleger aus; ihr Guthaben betrug 36½ Millionen Mark. 19 458 in der Landwirtschaft beschäftigte, aber ebenfalls im Hause der Herrschaft wohnende Dienstmädchen hatten ein Guthaben von 7½ Millionen Mark bei den Sparkassen. Nach der Berufszählung vom Jahre 1895 hatten 99,5 v. H. aller in häuslichen Diensten und 44,8 v. H. aller in landwirtschaftlichen Diensten stehender Mädchen Sparkassenguthaben; die durchschnittliche Höhe der Einlagen belief sich bei den ersteren auf 545 Mark, bei den letzteren auf 391 Mark. Die Verkäuferinnen und weiblichen Bureauangestellten machten nur 0,2 v. H. aller Einleger aus, und während deren Guthaben in der Zeit von 1895 bis 1905 um 0,66 v. H. stieg, stiegen die Guthaben der Dienstmädchen gleichzeitig um 8,31 v. H.

Die Freiheit mag dem weiblichen Spartrieb nicht gerade günstig sein, aber sie beeinträchtigt ihn gewiß nicht in dem Maße, daß sie den geringen Anteil der weiblichen Angestellten an den Sparkasseneinlagen allein erklären könnte. Die Hauptschuld trägt gewiß der geringe Widerstand, den die im Erwerbsleben stehenden Frauen dem Ausbeutungstriebe der Unternehmer zu bieten vermögen. Die Gesellschaft schätzt die Ergebnisse der Frauenarbeit, kümmert sich aber nicht darum, daß z. B. in Berlin Zehntausende von kaufmännischen weiblichen Angestellten für Feierabend und Sonntag kein gemütliches Heim besitzen, oder daß von den über 100 000 Fabrikarbeiterinnen allein in der Reichshauptstadt nach amtlicher Statistik 30—40 v. H. auf meist elende Schlafstellen angewiesen sind und 10 v. H. noch nicht 16 Jahre alt sind.

Mehr als 9 Millionen Frauen sind in Deutschland schon für die Marktwirtschaft tätig. Das bedeutet unter den vorhandenen sozialen Verhältnissen einen rasch fortschreitenden Verbrauch der Kraftreserven unserer Rasse. Es blüht auf diesem Boden der Unternehmerprofit und der Weizen solcher Frauenrechtlerinnen, für die die Frauenbewegung Sportsache und keine Lebensnotwendigkeit ist.

O. C.

*

Rotes Pharisäertum

Just den Eintritt des Schnee- und Frostwetters hält das „Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie“, der „Vorwärts“, für geeignet, vor allzu reichlichem Tierschutz zu warnen, und zwar indem er dem Scherlschen „Berliner Lokalanzeiger“ just in dem Augenblick in die Wade beißt, wo dieser mal was Verdienstliches tut:

„Gedenket der darbenden Vögel! So kräht (!) das Scherlblatt mit fett hervorgehobener Stimme wieder mal beglückend in die Welt hinaus. Ein einziger Schneefall genügt, um für den Tierschutz mobil zu machen. Wir sind bei unserer Vorliebe für die Natur gewiß die letzten, die nicht für den Tierschutz eintreten (?). So schlimm steht es aber, wenn die erste Schneedecke liegt, wirklich nicht um die Berliner Vogelwelt. In allen großen öffentlichen Parkanlagen sind zahlreiche Futterstellen eingerichtet, Tausende von Hausbewohnern streuen gewohnheitsmäßig Abfälle von Nahrungsmitteln als winterliches Vogelfutter auf Fensterbretter und Balkone, die immer noch zahlreich genug in Berlin vorhandenen Gäule sorgen auch für Spatzenatzung. Ist der ‚Berliner Lokalanzeiger‘, das Blatt der Satten und Gemästeten, auch um den Menschenschutz so besorgt? Wenn es gilt, vor den Türen der Hochgestellten zu schweifwedeln und Menschenrechte beschneiden zu helfen, ist das Scherlblatt stets in erster Reihe zu finden. Gerade unter dem Lesepublikum Scherls ragen allerdings jene Gemütsathleten hervor, die einen hungernden, frierenden Menschen von der Schwelle jagen, aber einen Schoßköter in Samt und Seide wickeln.“

Als ob wir an Übermaß von Tierschutz litten! Als ob noch so reichlicher Tierschutz jemals den Schutz der Menschen benachteiligen könnte! Aber daß der „Vorwärts“ die Tierschutzbestrebungen dadurch herabzusetzen sucht, daß er sie in ihren Zerrbildern vorführt, um dabei wehleidig über mangelnden Men-

schenschutz zu zetern, ist alte Übung, Methode bei ihm. Der Erfolg kann doch nur sein, daß er seinen Lesern, von denen manche es wahrhaftig „nicht nötig haben", den Tierschutz verekelt und so nur der Roheit Vorschub leistet. Es liegt System darin, bei allem, was von anderen Gutes getan wird, stets auch dessen Unzulänglichkeit zu betonen, etwa wenn ein Reicher eine anständige Summe opfert, zu erinnern, daß er dadurch noch immer nicht arm geworden ist: das System des Pharisäertums, das so tut, als verfüge es selbst über alle die Tugenden, die es bei anderen vermißt. Von allem Pharisäertum ist aber das rote das widerwärtigste, weil in sich widerspruchsvollste. Und darunter kommen dann in vorliegendem Falle auch die paar Körner Wahrheit über das Scherlsche Lesepublikum u. dgl. zu keiner rechten Geltung.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Jubiläen und Ehrungen

Vier Jubiläen begeht in diesem Jahre 1912 der Kardinal Kopp, wie rechtzeitig im Herbst vorigen Jahres mitgeteilt und verbreitet wurde. Den 75. Geburtstag, das 50jährige Priesterjubiläum, das 25jährige Datum seiner Breslauer Inthronisation und seiner gleichzeitigen Berufung ins preußische Herrenhaus.

Dem verehrungswürdigen Bischof sei es herzlich gegönnt, daß er sie gesund und dankbar gegen die göttliche Führung erleben mag. Im besonderen wird man auch Verständnis für die Gunst des hübschen Zufalls haben, die ihm die subjektiven Jubiläumsfreuden unverzettelt kumuliert.

Wer hat, dem wird gegeben, ist altes Gesetz, und nur der Anfang des Aufstiegs ist immer das qui coûte. Daneben fliegt aber doch einmal bei solchen Jubiläumshinweisen der Gedanke über die hin, die auch mit aller Anspannung ihr redliches Teil wirken und es doch niemals zu einem Jubiläum bringen. Die Kanzleiräte wohl bringen es sicher dazu und die sonstigen vielen, hinter welchen ein wohltätig nach Stunden gemessenes Pensum fürsorgend rechtzeitig die Arbeitstür hermetisch schließt. Aber wie vielen der unaufhörlich sich Mühenden, Vollbringenden blüht schon deshalb allein nie ein Jubiläum — auch wenn sie den Geschmack dafür haben würden —, weil sie selber sich nicht die Zeit dafür subtrahieren möchten! Sie haben die stillsten Gedenktage; das sind die flüchtig vorüberdrängenden Selbstbesinnungen, wenn abermals ein Abschnitt, ein Jahrzehnt sich rundet: wie weit nun wohl schon die Kräfteabnützung bei der rastlos erzeugenden Arbeit, die heimliche, unabwendbare Gefäßverkalkung vorgeschritten ist. —

Hier und da sieht man aber einen ungewöhnlich verdienten Mann auch überraschend und ungewöhnlich öffentlich geehrt. Und dem Major von Parseval wurde in wissenschaftlicher „Anerkennung" das Prädikat Professor vom preußischen Kultusministerium verliehen.

Sicherlich ist ein ehrenvoller, den „bestehenden" Rang- und Gedankenverhältnissen entsprechender Zweck damit verbunden, daß man nun auch den neben Graf Zeppelin für immer in die Tafeln der Weltgeschichte eingezeichneten Bayern in den Nebengenuß des Titels Professor einrücken ließ. Man kann nur nicht dafür, wenn Einen zuweilen bei Zeitereignissen eine ordnungswidrige Komik übermannt, so wie damals, als der Finanzminister eines Staates von 30 Millionen Einwohnern allergnädigst zum Sekondeleutnant ernannt wurde, oder wenn ein wohlmeinender Beamter, der vielleicht auch schon konstruiert, aber Außergewöhnliches doch bisher noch nicht erdacht hat, einem Manne solcher Taten nach wohlbefristeter Erwägung die richtig bemessene Anerkennung zuteilwerden zu lassen vermag.

In einem Punkte ist die Sache hübsch: es werden sich nicht wenige, die schon das „Prädikat" oder den ganzen „Charakter" als Professor aus ministerieller, vielleicht sogar landesherrlicher Verleihung führten, aber es bis zum Geheimen Regierungsrat noch nicht brachten, durch den Kollegen Major Dr. v. Parseval wirklich einmal außergewöhnlich „erhoben" finden.

Ed. H.

*

Den Sensationsblättern empfohlen

Im Jahre 1804 erschien in Berlin und Leipzig ein Buch von nicht genanntem Verfasser: „Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten“. Das Antiquariat, dem nicht immer der Blick für das Wertvolle gegeben ist, verkauft dieses broschierte Bändchen von 92 Seiten für nur 2 ℳ. Es brauchen lediglich die darin enthaltenen Schauergeschichten unter die neuesten Telegramme eingereiht zu werden, um mit wenigen Kosten und ausreichend für mehrere Wochen das dankbare Publikum auf das gebildetste zu unterhalten. H.

* *

Ein Berliner Kulturbild

In Großberlin, auf Charlottenburger Gebiet, ist kürzlich ein neues Opernhaus, die Kurfürstenoper, eröffnet worden. Feierlich „eingeweiht“ wurde sie, wie in der „Frkf. Oberztg.“ zu lesen ist, am Tage vorher durch eine Generalprobe vor „geladenem Publikum“. Und alle, alle kamen. Die nämlich jenes weltberühmte Berliner Premièrenpublikum bilden, das sich für die feinste Blüte der Berliner „Intelligenz“ und „Kultur“ hält und über die deutsche Literatur zu Gericht sitzt. Es ist nun eine schöne und geheiligte Sitte, daß dieses Berliner Premièrenpublikum, wenn es ein „geladenes Publikum“ ist, im Zwischenakt Anspruch auf ein kaltes Büfett — mit Sekt — hat, das nichts kostet, sondern „gratis“ ist. Zu Kunstgenuß allein kann man doch niemand einladen! Der Tradition wurde auch diesmal entsprochen. In der unteren Halle des neuen Opernhauses standen auf langem, langem Tische riesige Schüsseln mit Aufschnitt, Delikatessen und sonstigen guten Dingen, dazwischen, zur Zier, hohe Vasen mit duftenden Blumen. Und die Kellner hielten, als die Türen des Saales sich nach dem ersten Akt der „Lustigen Weiber von Windsor“ öffneten, die Sektflaschen in der Hand, jedem Winke bereit. Der Sturm auf Troja muß, wenn der alte Homer nicht geflunkert hat, sehr hitzig gewesen sein, und auch bei der Erstürmung von Saint-Jean d'Arc soll es ziemlich lebhaft zugegangen sein. Kinderspiel, das alles, im Vergleiche zu diesem Sturme. Der ungebildete Berliner sagt: „Wat ick bezahlt habe, det esse ick ooch.“ Der gebildete „Tout-Berlin-“Premièrengast denkt: „Was ich nicht zu bezahlen brauche, esse ich und trinke ich, und wenn es mich Gesundheit und Leben kostet.“ Nach nicht viel mehr als fünf Minuten hatte das „geladene Publikum“ — in Frack und dekolletierten Kleidern — stoßend, balgend, schreiend, die Schüsseln so blank geputzt, als kämen sie frisch aus dem Porzellanladen, waren die Blumen mit Stumpf und Stil aus den Vasen gerissen, war kein einziges Glas mehr frei. Aber die, die noch keinen Sekt erhalten hatten, wußten sich Rat. Wo einer ein leeres oder auch nur noch halbvolles Glas fortstellte ergriff es ein anderer und hielt es ohne jegliche Bazillenfurcht unter den Hals der nächsten Flasche. Man muß das gesehen haben... Dann läutete die Glocke zur Fortsetzung des Spiels. Schnell sah man noch einige trockene Brötchen in den Taschen von Dreihundertmarkkleidern verschwinden. Und als es schon fast leer geworden war auf dem Trümmerfelde, näherte sich eine Dame in kostbarer Toilette, mit Brillanten an Hals und Ohren, dem Büffet, wo doch rein gar nichts mehr eßbar zu sein schien. Sie hatte zwei in dünne Blättchen geschnittene, eigentlich nur zur Dekoration bestimmte Gurkenscheiben entdeckt, faßte sie mit ihren ringgeschmückten Fingern und ließ sie im Munde verschwinden. Raffte die schwere Damastschleppe hoch und schritt würdevoll der Treppe zu... Von dieser Art Berliner Kultur kann die Provinz nichts lernen.

Die „Kreuzzeitung“ freilich meint, diese „Kultur“ sei überhaupt keine Berliner, sondern aus Galizien und Rußland importiertes Gewächs.

*

Persönliche Vorstellung

Es gibt verdiente Leute, die nie in den Zeitungen genannt werden, und solche, die das Pech haben, daß diese heillosen Zeitungen sie beständig mit Spähern umgeben und sie an den friedlichsten Orten keine mehr oder minder geringfügige Handlung vornehmen können, ohne daß auf geheimnisvolle Weise sofort ein vielgelesenes hauptstädtisches Blatt davon erfährt. Zu diesen dem Ruhme vergeblich Entfliehenden gehört der Professor Sir Hubert von Herkomer, der poesievolle in England wirkende Bayer.

Kürzlich weilte Sir Hubert wieder in Landsberg am Lech, gerade zur Zeit des diesjährigen Herkomer-Preisschießens, welches es neben dem Herkomerpreis der Automobilisten auch noch gibt. Hierbei hatte der Installateur Beck das Glück, den Ehrenpreis zu erschießen, bestehend in einem von Professor von Herkomer persönlich gemalten Ölbild in Goldrahmen, darstellend die in Landsberg populäre Maxerbäuerin. Der glückliche Gewinner wurde Herrn Professor von Herkomer persönlich vorgestellt.

Mystisch wird die Ehrfurcht erhöht durch das richtig angebrachte Wort „persönlich“, auch wenn der gleiche Vorgang sich unpersönlich ausgeführt nicht denken läßt. Seit den Pythagoräern kennt man diese Wirkung und übt sie bis zu den Anschlagplakaten der Bierkonzerte, die verheißen, unter der persönlichen Leitung des betreffenden Dirigenten stattzufinden.

Die Münchner Neuesten, die die obigen Tatsachen aus Landsberg a. L. mitteilten, hatten die feine stilistische Aufmerksamkeit, sie nicht unter Kunst, Wissenschaft und Sport, sondern mit der Rubrik „Personalien“ zu bringen.

H. E.

*

Ein Zeitbildchen

reizender Art erzählt die „Tägl. Rundschau“. Der frühere Bibliothekar der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Dr. Fromer, der unter dem Namen „Elias Jakob“ schreibt, hatte einen Prozeß gegen seinen Rassegenossen Dr. Moses, den Besitzer des „Generalanzeigers für die gesamten Interessen des Judentums“, auszufechten, wobei letzterer übrigens — der nachher Verurteilte — nicht persönlich anwesend, sondern durch seinen Sitzredakteur vertreten war.

„Allerlei interessante Episoden spielen sich ab,“ erzählt die „T. R.“, „und ein leichter Hauch des Talmud liegt über der ganzen Verhandlung. Ganz hübsche Spiele mit Worten gibt es in diesem Talmud-Streit, und in allen Dialekten wird gesprochen, in denen Hände reden können. Nur einer ist still und stumm, der A n g e k l a g t e, der ‚Sitzredakteur‘. Er sitzt. Er bewahrt einen ganz auffallenden Gleichmut, als ob ihn die ganze Sache nicht das mindeste anginge. Und als man endlich von ihm wissen will, wie er sich dazu stelle, da bekennt er wirklich, daß sie ihn nichts anginge. Er habe bloß seinen Namen hergegeben, weil man ihm gesagt habe, es werde schon nichts passieren. ‚Dann haben Sie wohl auch gar kein großes Interesse an den Fragen gehabt?‘ fragt der Anwalt des Klägers. Da kommt es geradezu entrüstet aus dem Munde des Angeklagten: ‚Was hab' ich für ein Interesse an einer j ü d i s c h e n Zeitung? Ich als K a t h o l i k!!‘ Tableau und allgemeine Heiterkeit. Und noch einmal fragt der Anwalt: ‚Dann haben Sie sie wohl auch gar nicht einmal gelesen?‘ Und mit entrüsteter Handbewegung ruft der Angeklagte: ‚I, w o w e r d ' i c h ! ‘ Akiba, verhülle dein Haupt: derselbe ‚Generalanzeiger des Judentums‘, der es dem Dr. Fromer zur Todsünde anrechnet, daß er mit evangelischen Christenmenschen einen Brief wechselt, hat einen — k a t h o l i s c h e n S i t z r e d a k t e u r!“

*

Apotheose

Eine Photographie, zur öffentlichen Reklame klischiert und verbreitet, die acht kurzgerockte, dünnbestrumpfte Tänzerinnen mit Girlanden von Papierblumen zeigt, von denen die Flügeldame, weil sie eine Hand frei hat, das Kleidchen bis an den Oberrand der weißen Unterhose hebt. Zur Seite ein paar Herren mit dem Sektkübel. Örtlichkeit die Jugendsäle, der Jugend in Berlin, im

„neuen Heim“, auf der entsprechenden „Höhe des Komforts und der Eleganz“. Und was da photographiert ist, wird eine Apotheose genannt.

Die Franzosen springen auch nicht schlecht mit Ausdrücken wie Olympia, Athénée, Arcadia, Trianon, Eden um; ihnen werden sie ja von unseren Unternehmern nachpapageit. Und sicherlich denkt man auch in Paris dann nicht so sehr an etwas kothurnhaft Klassisches, als an verklärende Phantasien des dionysisch Leichtgewandeten. Aber die eigentlich hohen Worte zuzuschneiden für die spezifischen Schautänze der öffentlichen Ballsäle, das widerstrebte ihrem besseren Geschmack im ganzen noch. Ich bin nicht kundig genug, um sagen zu können, ob es jetzt in Paris derartig aufgemachte „Apotheosen“ gibt. Vorläufig möchte man es bezweifeln.

Andererseits weiß man dann leider wieder nicht, wo die Impressarien des reichshauptstädtischen Athen den Ausdruck aufgelesen haben sollten. Ed. H.

Volkstrachtenerhaltung

Ein lustiges (?) Stückchen weiß der „Nassauische Landesbote“ zu erzählen. Geht da eines Tages ein reicher hessischer Bauer in seiner Landestracht, dem blauen Kittel aus feinstem Leinen, mit den in schwarz und weißer Seide kunstvoll bestickten Achselstücken und Ärmelaufschlägen in den Kurgarten einer kleinen Badestadt. Kaum sitzt der Gast, so erscheint ein Kurhausdiener mit dem „freundlichen“ Ersuchen, der Herr möge doch belieben, sich in eine abgelegene Ecke zu setzen, da sein Bauernkittel hier unliebsam auffalle. Der Bauer, der in Begleitung einiger Freunde gekommen war, verließ mit diesen den Kurgarten, obwohl von einigen Nachbartischen lebhaft „sitzen bleiben!“ gerufen wurde. Er kannte die Qualität seiner Landestracht, die mit den billigen Stadtfräcken des Durchschnitts der Kurgartenbesucher die Konkurrenz aushält, besser als jener Kurhausdiener und nahm ihm deshalb seine Taktlosigkeit auch nicht weiter übel. Nur als er bald darauf wieder von Trachtenfesten und Trachtenausstellungen und all dem offiziellen Trachten nach Erhaltung der Trachten schwatzen hörte, sagte er: „Da lache ich.“ oivis.

*

Gegen den Vogelmord!

Einen flammenden Protest gegen den Vogelmord veröffentlicht der Bund für Vogelschutz (Stuttgart). Die von dem bekannten Tierforscher C. G. Schillings verfaßte Flugschrift wendet sich in erster Linie an die Frauen selbst und stellt ihnen in ergreifenden Schilderungen die Greuel vor Augen, mit denen die Befriedigung einer törichten und sinnlosen Modelaune erkauft wird. Besonders ausführlich verweilt C. G. Schillings bei der Tragödie des Reihers und des Paradiesvogels, Vogelgattungen, die jetzt von der Damenwelt als Hutschmuck bevorzugt werden. Der schöne Paradiesvogel, der fern in der Südsee lebt, entfaltet seine eigentliche Pracht erst, wenn er das Hochzeitskleid trägt. Er fällt deshalb seinen grausamen Mördern zum Opfer, gerade wenn er zum Nestbau schreitet. Vorsichtig nähert sich der Jäger dem liebestrunkenen Geschöpf — ein Knall und ein Fall... Glücklich, wenn die Weibchen — der Handel bringt stets auch eine Menge unansehnliche junge, unausgefärbte und weibliche Paradiesvögel auf den Markt! — dem Feinde entrinnen, gemeiniglich werden auch sie heruntergeknallt, und der Paradiesvogelräuber ist um soundsoviel Beutestücke reicher geworden. Fast noch schrecklicher geht es beim Jagen auf den Edelreiher her, der einst zu Massen in Asien, Amerika und Australien lebte, jetzt aber der völligen Ausrottung entgegengeht. „Es ist eine Gepflogenheit der Edelreiher, auf gewissen, ganz bestimmten Flugstraßen ihren Nestern und ihren Jungen zuzueilen. Diese, fern von der eigentlichen Brutstätte, besetzt der Federnjäger zuerst und knallt die arglos niedrig fliegenden, an seinen Anblick seit Wochen gewöhnten Vögel Stück für Stück herunter. Ein Schnitt mit dem Messer entledigt die Ärmsten desjenigen Teiles ihrer Rückenhaut, dem die vielbegehrten Federn entsprießen. Den Vogel selbst wirft der Mörder achtlos beiseite. So geht es mehrere

Tage fort. Mutter- und Vaterliebe sind zu jener Zeit, und nur zu jener Zeit, bei den alten Reihern so stark entwickelt, daß der Federjäger schließlich, das Herz der Brutkolonie aufsuchend, nunmehr dicht vor den stürmischer wie je futterheischenden hungrigen Jungen auch die letzten, allerletzten alten Edelreiher vom Nest herunterknallen kann ... Und nunmehr geht ein großes, ein hartes Sterben an. Weithin erschallt das zeternde Geschrei, erschallen die flehentlichen Bitten der jungen Tiere, aber ihnen wird keine Antwort und ihr Hunger wird nicht gestillt. Im Gegenteil, ihre flehentlichen Bitten locken auch den gewitzigtsten der alten Reiher vor das verderbenbringende Rohr des Federjägers. Nicht ein alter Vogel bleibt übrig, und alle Jungen sterben verhungernd eines elenden, langsamen, entsetzlichen Todes." — So werden die Vögel hingemordet, und alle anderen Darstellungen, wie die, daß die Federn nach der Mauserung aufgelesen würden, sind unwahr.

Diesem barbarischen Treiben könnte nur durch ein gemeinsames Handeln der europäischen Großmächte entgegengetreten werden. Jede Einfuhr von Federn durch den Handel bedrohter Vogelarten müßte verboten werden. Wie wenig Sinn für solche Bestrebungen leider gerade bei der deutschen Regierung vorhanden ist, erhellt eine Notiz des „Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea". Es veröffentlicht in seiner Übersicht über den Handel des Gebiets im Jahre 1910 und seine Steigerung gegen 1909 folgendes: „Zu dieser erfreulichen (!!) Steigerung gehört auch: Paradiesvogelbälge: 1909 — 3270 Stück im Werte von 65 000 Mark, 1910 — 4850 Stück im Werte von 152 000 Mark (!!). — Um so weniger, mahnt die Flugschrift, dürfen wir ruhen, bis ein deutsches Reichsgesetz in tunlichst vorbildlicher Weise den Schmuckfederimport nach Deutschland regelt. Der Beitritt zum Bunde für Vogelschutz kann daher jedem Vogelfreunde nur aufs wärmste empfohlen werden!

*

Stimmen der Zeit

Ein Mitarbeiter des „Volkserziehers", Herr Neubert, schreibt unter dem Titel „Opfer des Übergangs":

„Selten wohl sind Menschen so in Scharen dem Sinnlichen zum Opfer gefallen wie jetzt. Und das ist beschämend. Nichts ist beschämender als öde Menschenkinder, die ihren Seelenadel um schnöden Tand verschachert haben, die da aufgehen im Leiblichen. Wohin man schaut: das rein Materielle, die Sucht nach Geld und Gut, die Gier nach Genüssen auch der niedrigsten Art, die Äußerlichkeiten haben sie gebannt. Wo sind die Zeiten, da es Menschen gab, die für eine Idee, für einen hohen Glauben Hab und Gut, Leib und Seele opferten?! Da ist der Boden viel zu dürr, die Seelen viel zu verödet, als daß noch solch herrlicher Idealismus wachsen könnte. Das Kraut der Selbstliebe schießt dafür mächtig empor. Immer enger werden die Seelen, immer flacher. Schon wächst eine Generation heran, der ist das Bedürfnis, sich mit den Fragen des Daseins irgendwie auseinanderzusetzen, ganz erstorben: die Seelen sind zusammengeschrumpft."

In einen Ruf nach Heroismus klingt diese Klage aus. „Ist die Menschheit zu schwach geworden, um einen Helden hervorzubringen?!" —r—

*

Kinder über den Krieg

Im März 1909, als der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien fast unvermeidlich schien, wurde in einigen österreichischen und ungarischen Schulen eine Umfrage über den Krieg als solchen veranstaltet. Aus den in der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik" wiedergegebenen Antworten hat der „Vorwärts" einige Äußerungen der kleinsten Schüler, Jungen von zehn bis zwölf Jahren, ausgesucht, deren „Naivität" er von „beißender Schärfe" findet:

Auf die Frage: was ist der Krieg? hieß es: „Eine Art Schlägerei"; „wenn die Menschen gemordet werden"; „große Rauferei zweier Länder"; „ein großes Blutbad"; „wenn

zwei Könige aufeinander böse werden"; „Raufen mit Säbel und Kanone"; „Schießerei"; „eine sehr unnütze Sache;" „eine lange Tragödie"; „brüderlicher Streit"; „Revolution".

Auf die weitere Frage: Warum ist der Krieg gut? wurde geantwortet: „Gut ist der Krieg, wenn wir ihn nicht verlieren"; „gut für den, der keine Kugel in den Leib bekommt"; „der Krieg ist gut, wenn jene gewinnen, denen man Böses zugefügt hat"; „weil man ordentlich dreinschlagen (puffen) kann". Über die Nachteile des Krieges: „Das Land wird weggenommen"; „viel Geld wird ausgegeben"; „das Haus wird bombardiert"; „nur wenige haben Lust, in den Krieg zu ziehen"; „es gibt Leute, die für ihr Leben fürchten"; „der Krieg ist ein Hinmorden unserer Mitmenschen"; „meine Brüder würden sterben".

Der „Vorwärts" meint nun, in diesen kindlichen Äußerungen stecke „viel mehr Weisheit, als in den patriotischen Verherrlichungen des Krieges, wie sie besonders im verflossenen Sommer massenweise unternommen und verbreitet wurden." Vielleicht steckt auch mehr Wahrheit und — Wahrheitsliebe darin, als in Behauptungen wie der, daß „der Krieg" bei uns „verherrlicht" worden sei, und dazu noch „massenweise". Immerhin sollten derartige „Mißverständnisse" die grundsätzlichen Kriegsanbeter und Verächter des Friedensgedankens zur Vorsicht und Bescheidenheit mahnen. Gr.

*

Zeichen der Zeit

Es ist der ganz moderne Schriftsteller Gerhard Ouckama Knoop, der im ganz modernen „März" die Minderwertigkeit des modernen Optimismus gegenüber dem Jenseitsglauben der Kirche grell beleuchtet:

Merkwürdig, wie wenig nötig war, um den Lebensmut der Menschen aufrecht zu erhalten: eine bloße Zukunftsphantasie. Und zwar eine solche, die weit weniger besagt, als das ewige Leben der Kirche; denn dieses soll ich selbst genießen, während von dem irdischen Zukunftsglück nur meine etwaigen Nachkommen profitieren würden. Auch kann ich, da ich tot sein werde, ihr Glück nicht einmal gewahr werden; das ganze Vergnügen, das ich von der Sache haben kann, besteht in meiner Vorfreude für meine noch ungeborenen Abkömmlinge. — Da muß einer schon ein guter Kerl sein!

Und nach allen bisherigen Erfahrungen ist eine so wundervolle Zukunft nicht einmal wahrscheinlich. Erstens wachsen die Bäume überhaupt nicht in den Himmel und verändern sich die Menschen nicht leicht so, wie es für ein ideales Zusammenleben nötig wäre. Dann aber zeigt die Geschichte ein beständiges Hin- und Herwogen: gerade weil wir jetzt in einer günstigen Epoche leben, ist in einiger Zeit ein Rückschlag vorauszusehen.

Was aber die Annahme einer bevorstehenden goldenen Zeit verursachte, ist, wie ich glaube, die so populäre Entwicklungsidee. Unsere Kultur bewegt sich (in mancher Beziehung) in einer aufsteigenden Richtung; man verlängert diese Linie beliebig und kommt dabei schließlich zu unendlichen Höhen. So konstatieren die Geologen irgendeine Veränderung an der Erdoberfläche, die im Laufe eines Jahrhunderts etwa einen Millimeter tief geht; und wenn sie nun die gleiche Veränderung irgendwo über eine Tiefe von Hunderten von Metern ausgebreitet finden, dann schließen sie von dem Verhältnis der Abmessungen auf das der Zeiten und kommen so durch Multiplikation zu kolossalen Epochen.

Alle solche Kalkulationen, die auf der Annahme beruhen, daß eine große unbekannte Zeitperiode als Fortsetzung oder als Einleitung einer kurzen, beobachteten Periode in ihrem Verlaufe gleich sei, sind sehr unsicher. Man hat berechnet, daß Deutschland, wenn die Volkszahl so weiterwüchse, wie in der letzten Zeit, in hundert Jahren einige Hundert, und noch hundert Jahre später Tausende von Millionen Einwohnern haben müßte. Die Unmöglichkeit leuchtet ein. Es ist wie mit Jean Pauls enttäuschtem Geburtshelfer Vierneissel, der seine künftige Entwicklung nach seinem ersten Wachstum als Embryo erschloß, aber schließlich statt eines über die Wolken ragenden Riesen nur ein Mensch wurde.

Und auch das menschliche Glück und die menschliche Vollkommenheit kann nicht in solchen Proportionen wachsen, es muß mit dem schnelleren Fortschreiten ein Stillstand oder eine Rückwärtsbewegung abwechseln.

*

Kant und Nietzsche

Als Beitrag zur religiös-philosophischen Unklarheit der Gegenwart möge auch der folgende Abschnitt aus einem Aufsatz (Prof. A. Messer) der „Frankfurter Zeitung" betrachtet werden:

„Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind für Kant die drei großen Gegenstände der Metaphysik. Er erschien seiner Zeit als der ‚Alleszermalmer', weil er die damalige Metaphysik, die durch ‚reines Denken' diese Gegenstände behandelte, als Trugwissenschaft entlarvte. Aber trotz seiner scharfen Kritik ist er doch den alten Überzeugungen, daß es einen Gott, eine Freiheit, eine Unsterblichkeit gebe, treugeblieben. Nur das menschliche Erkennen schränkt er auf die diesseitige Welt der Erfahrung ein, dem Glauben spricht er das Recht zu, ins Jenseits vorzubringen. Und hier gerade ist Nietzsche über ihn entschlossen hinausgegangen. Ihm ist jene ‚Hinterwelt' des Glaubens ein Hirngespinst, ein Nichts; ‚Gott ist tot'. Gewiß, diese Botschaft war nicht neu, aber warum greift uns Nietzsche damit viel tiefer in die Seele? Er verkündet sie nicht höhnend und triumphierend wie die meisten Atheisten vor ihm und nach ihm, sondern man fühlt, wie die Trauer über den gestorbenen Gott in seiner Seele nachzittert; wie er tief empfindet, welchen Verlust die Überzahl der Menschen damit erleidet. Auch ist er bemüht, das Verlorene zu ersetzen (!). Dem Christen — und auch Kant ist Christ — schien das Diesseits erst Wert zu gewinnen als Vorbereitung für das Jenseits, für die Ewigkeit, wo alles vollkommen ist. Nietzsche aber verkündet: schon der diesseitigen Welt, der einzigen, die es gibt, kommt Ewigkeit und Vollkommenheit zu, denn alles ‚kehrt ewig wieder', und der Lauf der Welt geht aufwärts zum Vollkommenen, zum ‚Übermenschen'. So will er dem Diesseits das verlorene ‚Schwergewicht' wiedergeben."

Hierzu gingen uns folgende Gedanken durch den Kopf: 1. Ist dieses Dogma Nietzsches von der „ewigen Wiederkehr" etwa weniger „Hirngespinst" als der Jahrtausende alte Glaube an übergeordnete Mächte, die wir unter dem Namen „Gott" zusammenfassen? 2. Ist es so schwer zu verstehen, daß der Christ nicht irgend ein räumliches „Jenseits", sondern die geistige Welt als das Reale, als die höhere Wirklichkeit faßt? 3. Kann Göttliches oder Geistiges jemals „sterben" in dem, der es erlebt? Hat die Phrase „Gott ist tot" Sinn für den, der Gott erlebt? L.

*

Orthodoxie

In einem so wenig „kirchlichen" Organ wie der im Verlag des „Simplizissimus" erscheinenden Wochenschrift „März" müssen sich die Orthodoxen des „Monismus" (?) durch Dr. Karl Mötzel u. a. wie folgt abführen lassen:

Die Bekenner des Monismus wollen nun einmal vielfach durchaus nicht zugeben, daß ihrem Bekenntnis auch jeder Schatten eines wissenschaftlichen Nachweises versagt ist, daß hier lediglich der Glaube entscheidet. Solange das aber bestritten wird, muß der Monismus zu einem Ruhekissen menschlicher Trägheit werden. Seine Bekenner glauben dann, sie haben die Welträtsel bis zur letzten Quelle der Unwissenheit zurückgeführt, und sie haben dabei doch nur ein neues Fragezeichen vor die ewigen Geheimnisse gesetzt, ein Wort vor das Wunder!

Der Monismus muß überall da, wo er sich als wissenschaftliche Weltanschauung gebärdet, ganz bedenkliche Begriffsverwirrungen zur Folge haben. Man vergegenwärtige sich doch nur einmal, welche Vorstellungen von „Begreifen", „wissen", „verstehen" sich bilden müssen in dem Kopfe eines Menschen, der sich hat einreden lassen, er habe begriffen, er habe verstanden, er wisse, daß alles Seiende

aus einem und demselben Urgrund hervorgegangen sei. (Hier ist aber auch schon gar nichts mehr vorhanden von jenem Körnchen Unglauben, ohne das wir, wie Renan meint, Gefahr laufen, einfältig zu werden.) Muß nicht der zum „wissenschaftlichen" Monismus Bekehrte je nach dem Maße seiner angeborenen Bescheidenheit entweder jedes Zutrauen verlieren zur Selbstsicherheit seines Denkens, oder aber ein so gewaltiges Zutrauen erlangen zu ihr, daß ihm diejenigen seiner Mitmenschen, die anderer Meinung zu sein wagen als er, nur beschränkt und boshaft vorkommen können?

*

Die „höhere Schule"

Woher kommt es, daß in unserer Zeit so viel über die höheren Schulen und über die Lehrer geklagt wird? Sind beide schlechter geworden? Weshalb ist das Verhältnis des Hauses zur Schule ein so gespanntes? Was ist der Grund der Schülerselbstmorde, der zahlreichen Nachhilfestunden, der Nervosität und Unjugendlichkeit so vieler Kinder? Sollte die Ursache aller dieser Erscheinungen nicht größtenteils in dem Mißverhältnis, welches zwischen Begabung und Lehrplan besteht, zu suchen sein? Die höheren Schulen sind zu Schulen der höheren Gesellschaftsklassen geworden. Die höhere „Begabung" gibt nicht den Ausschlag zum Besuch dieser Schulen, sondern jede gebildete Familie glaubt ihre Kinder, gleichviel ob begabt oder unbegabt, dort hinschicken zu müssen. Daraus muß naturgemäß eine Disharmonie entstehn, die weite Kreise zieht. Zuerst leiden die Kinder darunter, dann das Haus und die Schule, schließlich das ganze Volk. Man komme doch zur Besinnung und bekämpfe Eitelkeit und Ehrgeiz. Ist es nicht besser, man erzieht seine Kinder zu zufriedenen Menschen, die keinen Schaden an Leib und Seele durch die Schule genommen haben? Das Gefühl, den gestellten Anforderungen nicht genügen zu können, bricht das Selbstvertrauen und erzeugt Haß. Zwei gefährliche Klippen, die zum Scheitern des Menschen führen können. G. W.

*

Lügenhaftigkeit bei Kindern

Diese kann nach dem Briefkasten der Zeitschrift „Wissen und Wollen" (Organ des Schafferlogenbundes für neupsychologische Persönlichkeitskultur und Gesellschaftsveredlung) ganz einfach durch „Suggestion" geheilt werden. Nämlich:

„L. C. in L. Lügenhaftigkeit bei Kindern behandelt man, wie Sie ganz richtig hoffen, am erfolgreichsten durch Suggestion. Da aber die eigenen Hausgenossen, auch die Kinder, in der Regel nur sehr schwer zu hypnotisieren sind, wählt man einfach den natürlichen Nachtschlaf zu einer suggestiven Operation an der Kindesseele (!). Durch folgendes Verfahren verwandeln Sie den Schlaf in hypnotischen: Nähern Sie sich Ihrem achtjährigen Mädchen in den vormitternächtigen Schlafstunden und führen mit den Händen ca. 30 ‚mesmerische' Striche vom Kopf her nach unten aus. Dann legen Sie behutsam die Hand auf die Stirn und flüstern dem Kinde in bestimmtem Tone ins Ohr: ‚Du kannst nicht erwachen, wenn ich nun zu dir spreche. Du hörst aber genau, was ich dir sage.' Sobald nach einiger Bewegung oder irgend welchen Lauten der hypnotische Kontakt erreicht ist, geben Sie die entsprechenden Suggestionen. Es ist am besten, in der Ihnen eigentümlichen Sprache zu suggerieren, anstatt in wohlgesetzten, eingelernten Phrasen. Sagen Sie dem Kinde, daß es von nun an stets die Wahrheit sagen werde; ein Lügner werde nur ein unglücklicher, verhaßter Mensch usw. Selbstverständlich wäre alle solche Behandlung nutzlos, wenn das Kind in seiner Umgebung oft, wenn auch nur scherzweise, die Unwahrheit sagen hört, wohl gar von den Eltern selbst."

Abgesehen von dem Dilettantismus dieser im übrigen nicht gerade ratsamen Einwirkungsweise, kommt aber nun im folgenden Satze die Hauptsache. Da lesen wir zu unserem Erstaunen:

„Fürchten Sie nicht das Erwachen während der Behandlung. Sollte das einmal passieren, so brauchen Sie *irgend einen Vorwand: Sie haben es bloß zudecken wollen oder dergl.*" (!!)

„Irgend einen Vorwand“! Mit andren Worten: mit einer Lüge heilen Sie die Lügenhaftigkeit Ihres Kindes?! Na ja, da wird ja wohl recht viel Segen drauf ruhen!

* S.

Berliner Theaterjammer

Zweimal im Monat, liest man in einer neuen Wochenschrift „Der Turm“, am ersten und fünfzehnten, fliegen Tausende blauer Blättchen in alle Gegenden Berlins. In diesen Blättchen preist eine bekannte Teppichfirma nicht etwa die mehr oder minder kostbaren Erzeugnisse des Orients und Okzidents an, vielmehr ist hier von Teppichen wenig oder gar nicht die Rede. Was aber auf allen vier Seiten dieser Blätter dominiert, das sind die Namen fast aller Bühnen, und was die Teppichfirma anpreist, das sind ermäßigte Billetts zu den Vorstellungen aller Berliner Theater. Es sind die vornehmsten Bühnen darunter, und sie alle verschmähen es nicht, ihre Billetts zu Preisen zu verschleudern, die mindestens um die Hälfte geringer sind als die Kassenpreise. Die Bühnenleiter haben es freilich versucht, diesen unwürdigen und auf die Dauer selbstmörderischen Zustand zu beseitigen, aber das Publikum war nun einmal an die billigen Billetts gewöhnt, und als es die hohen Kassenpreise zahlen sollte, blieb es einfach weg. Die Theaterdirektoren suchten und fanden also den Weg zu den Vorschüssen des Teppichhändlers, und die Zersetzung geht frohgemut weiter. Nichts ist bezeichnender für den waghalsigen Optimismus, der auf dem Gebiete des Theatergeschäftes sein Wesen treibt, als daß trotz dieser offenkundigen Ungeheuerlichkeiten alljährlich neue Bühnen erstehen und daß in jeder Saison neue Theaterprojekte den Weg in die Öffentlichkeit suchen und finden. Alle Formen, dem wankenden Unternehmen aufzuhelfen, werden angewandt. Der eine engagiert talentlose Schauspielerinnen, weil der reiche Verehrer einige tausend Reichsmark in den Betrieb steckt. Der zweite nimmt dieses Geld von den bei ihm beschäftigten Mitgliedern selbst, natürlich gegen Zusicherung höherer Gagen. Da werden die Vorstellungen auf Wochen hinaus verpfändet und anderwärts sogar die großen und kleinen Lieferanten angepumpt. Darf man sich wundern, daß bei solchen finanziellen Zuständen das künstlerische Niveau leidet? Ein reinigendes Gewitter tut dringend not.“

*

Der neue Tod

Im Anfang war der Kampftod. Ein richtiger Mann starb im Kampf mit der Natur und im Kampf mit seinesgleichen. Und ein Schrei ward vor den Tod gesetzt.

Dann kam der Bett-Tod. Alle starben sie in den Betten. Und Medizinen standen davor in ganzen Batterien. Und ein Gejammer ward und ein Gewinsel.

Aber wieder hob sich der Tod aus dem Flachland und stieg in die Berge. Es kam der weiße Tod. Stürme bliesen den Grabchoral. Und ein langer Ruf scholl ins Tal.

Noch höher hob sich der Tod. Da ward es der schönste Tod, der Fliegertod, der Tod in den Lüften. Dreiundsechzig Mann sind im Jahre 1911 durch seine Pforte geschritten. Stumm. Denn der Fliegertod ist ein stummer Tod. Stumm ist auch der höchste Schmerz, die höchste Lust. Die Flieger, wenn sie sterben, schreien nicht und jammern nicht und rufen nicht. Kein Laut schiebt sich zwischen sie und die Majestät ihres Todes. Wenn das Surren des Propellers plötzlich schweigt. Wenn die Flugmaschine schwankend fällt, wie welke Blätter fallen. Wenn die schon besiegte Schwerkraft aufwärts greift und sich den Sohn zurückholt, der sich ein Aar zu sein vermaß. Er *war* ein Aar, und für den Adler ist der Tod in seinen Lüften auch der größte. Hart steht er auf des Messers Schneide zwischen höchstem Schreck und höchster Seligkeit.

Ein stummer Gruß den dreiundsechzig Toten. Und wenn du an ihrem Grabe betest, schau nicht erdwärts, sondern in die Höhe.

Fr. M.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Park in Hemsbach  Wilhelm Trübner



XIV. Jahrg. Februar 1912. Heft 5

Jung Diethelm

(Franz Goltsch)

Felix Lederer-Prina
Op. 19, No. 2

Ruhig gehend (♩=88)

GESANG

PIANO

p *mf* *mf*

mf

Zur Sonn-wend-nacht im schweigen-den Tann, das

p

ist ein träu-me-risch Rei - ten! Auf sü - ße Wei-sen jung



Diethelm sann und ließ die Zü - gel glei - ten. Sein Röß - lein schritt und
mf
trug ihn sacht durch die Sonnwendnacht in heim-li-ches Wald-ge - he - ge — da
trotz - te der Fels im We - ge.
f
Jung
f
f
lebendig
Diet-helm aus dem Sat - tel sich schwang, da blitzt es auf aus dem
f



Dun - - kel, des Ber - ges Pfor - te mit Kra-chen sprang, und es
f
f
brach ein Gegleiß und Ge - fun - kel von schimmernden Schät-zen aus
mf
mf
mf
rit.
a tempo
tie - fem Schacht durch die Sonn - - - wend - nacht. Herr
rit.
a tempo
mf
p breit
Diet - helm zück - te den De - gen — da trat ein Weib ihm ent - ge - gen —
string.
breit
ppp


Etwas langsamer
p
Nie hat er so lieb-li-ches Wun-der erschaut, und das sprach mit lä-chelndem
sehr ausdrucksvoll
p
Mun - de: „Mir ward des Hor - tes Hut ver-traut, und
zart
p poco cresc.
du kommst zu ge-seg - ne-ter Stun - de. Nur ein-mal im Jah - re
ward mir die Macht: in der Sonn - - wend - nacht! Greif
mf


zu! Heut darf ich dir spen - - - den, was du
f
decresc.
Tempo I
fas - sen magst mit den Hän - - den.“
Jung
zögernd
belebter werdend
Diethelm sah das herr-li-che Weib, da war nicht lang sein Be-sin - nen: Die
mf
belebter werdend
Ar - me schloß er um ih-ren Leib und trug die Beu-te von hin - nen. „Was
f


soll mir des Gol - des trü - gen-de Pracht? In der
mf
Sonn - - - wend - nacht ge -
wann ich die köst - lichste Ha - be! Nun tra - be, mein Röß-lein,
tra - - - be!
p
f

Der Dichter  Wolfgangmüller



XIV. Jahrg. [illegible] 1912 Heft [illegible]

Sterne

[illegible]

Nach der Ansicht der [illegible] die Welt, und der Mensch, der vornehmste B[illegible] Herr der Welt. Über der Welt erhob sich, gleichsam [illegible], ein wunderbares Gewölbe, mit tausend leuchtenden Punkten übersät. Dies Gewölbe, mit seiner überwältigenden Pracht in die Erdennacht hereinragend, [illegible] sich langsam aber stetig in wunderbarer Gesetzmäßigkeit um den ruhenden [illegible] allem Wechsel des Kommens und Verschwindens der Gestirne herrschte [illegible] Beständigkeit dort oben auf der weiten Sternenflur. Die gegenseitige Stellung der [illegible] Lichtpunkte blieb immer dieselbe, und auch der Glanz war keinem merkbaren Wechsel unterworfen.

Der [illegible] die sturmgepeitschten Wolken aufschwellend, hinwegfliegend, gestaltenwechselnd dahinzogen, war in seinem ehernen Bestande ein Bild unendlicher Erhabenheit, und bald auch ein Gegenstand andächtiger Verehrung. Gewiß war es auch eine Stätte des Friedens, ein Ort, da selige Geister wohnten. Und der Menschengeist, der sich nach Unsterblichkeit sehnte, und der hier auf Erden nur überall den Spuren der Vergänglichkeit begegnete, suchte dort die ewige Heimat. Von dort aus blickte auch die Gottheit segnend hernieder auf die Erde. Das außerirdische Reich der Sterne, denen als strahlenden Lichtpunkten nichts Stoffliches anzuhängen schien, war zugleich die Welt des Über-

Der Dichter



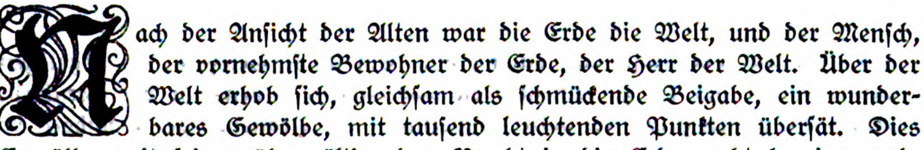
Wolfgangmuller



XIV. Jahrg. März 1912 Heft 6

Sterne

Von Fr. Sch.



Nach der Ansicht der Alten war die Erde die Welt, und der Mensch, der vornehmste Bewohner der Erde, der Herr der Welt. Über der Welt erhob sich, gleichsam als schmückende Beigabe, ein wunderbares Gewölbe, mit tausend leuchtenden Punkten übersät. Dies Gewölbe, mit seiner überwältigenden Pracht in die Erdennacht hereinragend, bewegte sich langsam aber stetig in wunderbarer Gesetzmäßigkeit um den ruhenden Pol. Bei allem Wechsel des Kommens und Verschwindens der Gestirne herrschte doch Beständigkeit dort oben auf der weiten Sternenflur. Die gegenseitige Stellung der hingestreuten Lichtpunkte blieb immer dieselbe, und auch der Glanz war keinem merkbaren Wechsel unterworfen.

Dies Gewölbe, unter dem die sturmgepeitschten Wolken aufschwellend, hinwegschmelzend, gestaltenwechselnd dahinzogen, war in seinem ehernen Bestande ein Bild unendlicher Erhabenheit, und bald auch ein Gegenstand andächtiger Verehrung. Gewiß war es auch eine Stätte des Friedens, ein Ort, da selige Geister wohnten. Und der Menschengeist, der sich nach Unsterblichkeit sehnte, und der hier auf Erden nur überall den Spuren der Vergänglichkeit begegnete, suchte dort die ewige Heimat. Von dort aus blickte auch die Gottheit segnend hernieder auf die Erde. Das außerirdische Reich der Sterne, denen als strahlenden Lichtpunkten nichts Stoffliches anzuhängen schien, war zugleich die Welt des Über-

sinnlichen, das Land des Jenseits. Die Geschicke der Menschen wurden von dort aus geleitet. Darum richtete man den Blick im Hoffen und Bangen nach oben, und jede außerordentliche Erscheinung am Himmel erweckte Staunen und Furcht. Der Schleier des Geheimnisvollen lag über die Sternenflur gebreitet. Das Menschenleben war in das Gewebe wunderbarer Beziehungen zwischen Erde und Firmament hineinverflochten, und in den Sternen konnte man die Schicksale des einzelnen Menschen lesen.

So waren die Sterne, die zartesten Lichtgebilde, in ein weltumspannendes Netz zusammengewoben, die Repräsentanten der Schicksalsmächte und zugleich des Unstofflichen, des Geistigen. Der Himmel war das Reich der Geister. In jenen Höhen war auch der Menschengeist geboren, aus dem Licht. Und der Weg des Erdenpilgers führte aus Licht durch Dunkel zum Licht. Sternenlicht war der Inbegriff der höchsten Glorie, des übersinnlich Schönen, ein Schimmer aus weltentrückten seligen Gefilden. Der harmonische Umschwung der Sphären setzte sich um in jene wunderbare Sphärenmusik, deren überschwengliches Klingen kein sterbliches Ohr vernahm.

Wollte man für ein überirdisch Schönes, übersinnlich Hohes, unfaßbar Erhabenes und unerreichbar Gutes, für die reinsten Ideale, einen Ort finden, so flüchtete man von der Erde weg — dort im Sternenglanz war alles zu finden. Das Vollkommene, das auf Erden nirgends zu treffen ist, hatte dort seine bleibende Statt, und das Vollkommene war das Ewige, im Gegensatz zu dem irdischen Vergänglichen, das Absolute, die Gottheit. Himmel und Erde waren Gegensätze, in ihrem Wesen so verschieden wie das Geistige und Stoffliche, wie Unendliches und Endliches, wie Ideal und Wirklichkeit.

* * *

Da trat der große Umschwung ein. Ein stiller Gelehrter im abgelegenen Ermland, der sich bis zu seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr den verschiedenartigsten Studien gewidmet hatte, Kopernikus, der Frauenburger Domherr, vollbrachte, ohne vielleicht die Tragweite seiner Entdeckung zu ermessen, eine weltumwälzende Tat. Er rückte die Erde aus ihrer zentralen Stellung und versetzte sie als Stern unter die Sterne. Die Erde ein Stern unter den Sternen, Fleisch von ihrem Fleisch, als unscheinbares Glied in ihren unendlichen Verband eingereiht, ein Weltenstäubchen im grundlosen Ozean des Alls — das war ein unfaßbarer Gedanke von wahrhaft unheimlich erschreckender Wucht.

Das hehre Sternengewölbe war jetzt zertrümmert; das weltumspannende Netz war zerrissen; der Sternenhimmel war kein Jenseits mehr, kein Reich der Geister, denn die Sterne waren nun hereingezogen in den Verband des Stofflichen, waren materielle Körper wie die Erde. Wo waren jetzt die weltentrückten Gefilde der Seligen? — Nimmer da, wo Sternenaugen durch die Wolkenlücken blickten, nimmer auf der weiten Sternenflur. Jenseits derselben vielleicht? — Aber wo war dieses Jenseits im endlosen, weltenbevölkerten Raum? — So weit der Raum reicht, so weit reichen auch die Welten. Und die Erde wandelt durch die Räume und hat keine bleibende Statt. Alles um uns her ist

Bewegung, ein Wirbel der Sphären, und wir sind in diesen Wirbel hineingezogen. Nirgends ist der Ort der Ruhe und des Friedens, nach welchem der Geist sich sehnt.

Und doch ist das Sternenreich auch uns noch ein Jenseits, kein übersinnliches zwar, wie den Alten, aber ein außerirdisches, und es steht in seiner ursprünglichen Erhabenheit heute wie zu allen Zeiten vor uns. Wenn der Wagen in majestätischer Ruhe um den Pol kreist, wenn der prächtige Orion hoch am Himmel strahlt, wenn Venus am Abendhimmel aufflammt und wenn die Milchstraße sich als breites Lichtband über das weite Gewölbe spannt, so ist da ein Überwältigendes vor unser Auge gerückt, und eine Flammenschrift ist ins dunkle Gewölbe eingegraben, die wir so wenig zu deuten wissen als die Alten, weil sie vom ewigen allumfassenden Geiste geschrieben ist. Wir suchen diese Schrift nur auf andere Weise zu entziffern als die Alten.

Obwohl wir wissen, daß die Erde nicht die Welt, der Inbegriff des Sichtbaren, mit dem Himmelsgewölbe als schmückender Beigabe, daß sie vielmehr eine Welt unter vielen Welten ist, und daß sie unter den Körpern, die im Raume schweben, als dunkler Planet nicht einmal eine hervorragende Stelle einnimmt, ist und bleibt sie eben doch unsere Welt. Sie ist unser Wohnsitz, den wir nicht verlassen können; hier entfacht sich, hier verlöscht unser Lebensfunke.

Selbst die nächste Insel im Ozean des Alls, unsere Nachbarwelt, der Mond, dessen Oberfläche man genau kennt, bleibt uns fremd, da zu allen Zeiten nie eines Menschen Fuß über die Wälle seiner Ringberge hinwegschreiten wird und kein Auge je zu erspähen vermag, was in den dunklen Schlünden seiner Krater verborgen liegt. Kein Leben ist dort möglich, sagen unsere Gelehrten. Ob wir das so gewiß wissen? Wer würde es für möglich halten, daß in einer Meerestiefe von 4000 m unter einem Druck von 400 Atmosphären Lebewesen existieren, und doch tummeln sich dort Geschöpfe, die zerfließend weich sind. Und wenn dort das Leben erloschen wäre, das vielleicht in einer weit zurückliegenden Zeit, da der Mond von einer Lufthülle umgeben war, sich möglicherweise in reicher Fülle entfaltete, so könnten wir hierüber nie etwas erfahren.

Mars besitzt Kanäle, die der eine für optische Täuschungen hält, der andere für technische Leistungen hochentwickelter Wesen erklärt; ein dritter erblickt in ihnen Gebilde, welche die Natur geschaffen. Niemals wird uns jenes ferne Welteneiland, dessen Ort am Himmel ein rötlicher Lichtpunkt bezeichnet, seine Geheimnisse enthüllen, und wir werden, wenn wir, ausgerüstet mit den vollkommensten optischen Instrumenten, auch selbst deutliche Spuren des Waltens intelligenter Wesen dort entdeckten, immer nur auf Vermutungen, diese Wesen und ihre Beschaffenheit betreffend, angewiesen sein.

Ferne Fixsterne folgen denselben Gesetzen der Bewegung wie unsere Planeten und kreisen als Doppelsterne um den gemeinsamen Schwerpunkt, und auf entlegenen Gestirnen hat die Spektralanalyse dieselben Stoffe entdeckt, die unseren Erdkörper zusammensetzen. Man hat die Massen ferner Sonnen, ihre Größe, die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, ja ihre Temperatur bestimmt und ihre Entfernung gemessen. Der menschliche Gedanke schreitet als Sieger durch die Räume

und dringt vor bis zu den fernen Grenzmarken der Schöpfung. Und doch rücken uns die Sterne nicht näher.

* * *

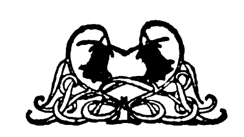
Was sind die Sterne? Sind es seelenlose Bälle, hineingeworfen in das Äthermeer, hinwallend auf Bahnen, die kein Auge mißt? Sind es Weltenblüten, hier voll entfaltet im Glanz des Lebens, da wie die Knospe allmählich dem ersten Strahl sich öffnend, dort entblättert hinwelkend oder gar verdorrt? Leben da, leben dort höhere Wesen von einer Intelligenz, welche die unsere weit überstrahlt, Wesen, vor deren Blick das weite Universum ausgebreitet liegt in überschwenglicher Pracht, wie etwa vor unserem Auge die sommerliche Landschaft mit ihrer Fülle der Formen und Farben? Ist da, ist dort ein hoher Geist, der alles durchmißt und der die Sternenauen überschaut, wie wir die blumenbesäte Lenzesflur? Der Gottheit gleichzuachten wäre solch ein Geist, und sein Schauen wäre Seligkeit, ein Schauen ohne Ende und Maß.

Die Sterne leuchten herein in unsere Erdennacht, so fremd und fern, so weltentrückt wie zu allen Zeiten. Nur e i n Stern, der unser Wohnsitz ist, einer unter Millionen, enthüllt uns alle seine Geheimnisse. Alle anderen, der nahe Mond wie der ferne Sirius, schweigen, und der Äther schweigt, und nur die zarte Lichtwelle, der wunderbare Sternenbote, der alle Räume durcheilt, lispelt leise, kaum vernehmbar von dem fernen Unfaßbaren, und gibt uns Kunde davon, daß da und dort und überall, wo Lichter aus dem Dunkel des Nachtdoms blinken, Welten ihre ewige Straße ziehen.

Es mag die Zeit kommen, da der Menschengeist alle Höhen und Tiefen der Erde ergründet hat und für alle die mannigfachen Erscheinungen der Natur und des Lebens eine Erklärung besitzt. Dann hat er aber nur eine kleine Welteninsel, die seine Heimat ist, durchforscht. Aber über unserem Haupte glänzen die Sterne, die ewig unergründlichen Welten, die Hohen, Gewaltigen, die Unbesiegbaren, die uns ihre Schätze vorenthalten, die in ihrer Unnahbarkeit aller menschlichen Neugier spotten.

So mag der Mensch der Herr der E r d e sein, aber er vermesse sich nicht, sich den Herrn der W e l t nennen zu wollen, denn über das ganze weite Sternenreich ist Dunkel gebreitet. Von Stern zu Stern führt keine Brücke.

Die Erde mag in Trümmer fallen, das Leben auf ihrer Oberfläche mag erlöschen, die ewigen Sterne werden fortleuchten in aller Pracht. — Aber für wen, da sie kein Auge mehr schaut, kein Bewußtsein mehr erfaßt? Für wen? — Ob wohl allein im schwachen Menschengehirn Bewußtsein lebt? — Für wen? — Die Sterne schweigen und der Äther schweigt, und nur die zarte Lichtwelle lispelt leise. — Von Stern zu Stern führt keine Brücke.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

19.

Von all den Gästen, die sich der fahrenden Gaukler wegen abends auf Branzoll einfanden, wurde keiner mehr bestaunt, als Albertus Zant. Es war eine große Seltenheit, daß der bergeinsame Recke aus seiner Wildnis im Grödener Tal, wo er ein bescheidenes Anwesen besaß, zu den Menschen und ihren Lustbarkeiten herniederstieg.

Noch seltener aber war es, daß er seine Gattin mit sich nahm, wie es heute geschah. Diese Frau, die rings im Lande kaum weniger beredet wurde, als Gertrudis' abenteuerliche Tanten, war eine Sarazenin namens Sit Alscham, die sich der Zanter vom Kreuzzuge heimgebracht hatte, was ja damals nichts Ungewöhnliches war. Das Seltsame lag nur darin, daß dem Albertus Zant niemals auch nur im Traume eingefallen war, seine Gattin taufen zu lassen und seine Ehe kirchlich zu rechtfertigen. Er bestand vielmehr darauf, daß sie dem Glauben ihrer Väter treu bleibe, und pflegte zu sagen, es werde nicht schaden, wenn sie für ihn zu ihrem Gotte bete, indessen er mit dem seinigen sich auseinandersetzen wolle, denn er sei fest überzeugt, daß alle Götter im Jenseits einander gar wohl verstünden, worin sie sich ja von den Menschen unterschieden, und daß sie oft in schöner Ausgeglichenheit es nicht versäumen, ihre Schützlinge sich gegenseitig zu empfehlen. Zu dieser etwas ketzerischen Ansicht war der Zanter, wie man sich erzählte, während seiner Gefangenschaft im sarazenischen Heere gekommen, wo er, wie die Sage ging, durch seine Urwüchsigkeit und Mannesechtheit das Wohlgefallen des großen und weisen Sultans Saladin in so hohem Maße erregte, daß ihm dieser Leben und Freiheit schenkte und ein schönes Sarazenenweib dazu. Und nun hatte Albertus Zant, als er wieder bei den Seinen war, gemeint, es wäre schlimmer Undank und ein böser Mißbrauch dieses lieblichen Geschenkes, wenn er es umtaufen oder sonst verändern wolle, und er wußte diese ungewöhnliche Ansicht so hartnäckig zu verteidigen, daß man ihn schließlich zufrieden ließ. Vor allem verdankte er aber seine Unangefochtenheit dem Schutze der beiden Bischöfe von Brixen und Trient, die diese seltsame Ketzerpflanze, die im übrigen ein kreuzbraver, ritterlicher Degen war, mit Lächeln sich gefallen ließen, wie man irgendein exo-

tisches Ungeheuer im Käfig hegt, von dem man weiß, daß es weiterhin nicht schadet.

Frau Sit Alscham, im Volksmund Sitltscham genannt, war längst nicht mehr in ihrer ersten Jugend, aber noch trug sie die Spuren ihrer fremdartig weichen Schönheit in den rauhen Bergen herum und war ihrem Gatten, den sie herzlich liebte, den Sitten ihrer Heimat gemäß eine stille und widerspruchslose Dienerin. Dabei aber wußte sie ihr eigenes Gesinde auf zarte, lächelnde Weise im Zaum zu halten und räumte sich mit ihrer unerschütterlichen Sanftmut alles Gestreite und nachbarliches Gezänke entschieden aus dem Wege, wie ein lauer Frühlingsföhn die unnütze Spreu des Herbstes sieghaft vor sich hintreibt. Sie kleidete sich gerne morgenländisch, was auch dem Wunsche des Zanters entsprach, und saß nun in ihrer vielfarbigen Seide zwischen Frau Uta und Gertrudis an der langen Tafel, die im Laubengange des großen Saales gerichtet war. Man schaute hier durch grüne Arkaden in den Hof hinab, wo sich Tische für die minderen Gäste und eine Tribüne für die Gaukler befanden.

Auch Gertrudis Tanten hatten sich eingefunden: Die stillnachdenkliche Dietmuda wie stets im Trauergewand, den Mantel über der Brust durch einen Rosenkranz statt der üblichen Spangen und Schnüre zusammengehalten, und sonst ohne jeglichen Schmuck; Frau Siguna im stechend gelben Staatskleide, herausfordernd wie eine Kriegsgaleere; und Tante Wandula mit zartgeschminkten Wangen, jungfräulich bebändert, das Herz des armen Gufidauners, der unverdrossen ihr zur Seite schmachtete, als Katzenspielzeug zwischen den Krallen.

Albertus Zant war nicht der Gaukler wegen gekommen. In seiner geraden, waldhaften Art sagte er zum Vogelweider:

„Ihr seid der Mann, den ich lang schon zu schauen ersehnte. Ich kenne viele Eurer Lieder, und sie sind mir lieb. Aber es wurde, Ihr verzeiht, schon so viel an Minne im Lande gesungen, daß selbst Ihr edlen Meister nur hellere Flöter im Chor der emsigen Nachtigallen seid. Aber eines, Herr Walter, läßt Euch groß und herrlich vor all den andern erscheinen: Ihr habt ein Herz für Euer Volk, Ihr dient den edelsten aller Damen, Deutschtum und Reich genannt, Ihr wißt die blanke Schärfe Eures Wortes, wie noch keiner sich getraute, gegen den Fremdling in Rom zu schwingen, der die Welt im Namen jenes Heilands zu beherrschen vorgibt, der nichts von Herrschaft wußte, sondern nur von Liebe. Reicht mir die Hand, Herr Walter! Oft, wenn ich droben in todstiller Schauerlichkeit meiner einsamen Felsen saß und auf Gemse und Steinbock lauerte, sang ich im stillen manche Eurer großen Weisen und maß ihres Edelbaues geheimnisreiche Dreiheit an den wundergewaltigen Werken des allergrößten unbekannten Schöpfers da droben, und ich kann Euch sagen, lieber Meister, sie vertrugen Maß und Weite der großen Unendlichkeit. Das deuchte mir stets die letzte Probung für Menschenwerk, es sachte ans Herz der kristallenen Schöpfung da droben zu legen, wo Gletscherkronen in stillen Einsamkeiten funkeln und nichts zwischen Himmel und Erde mehr das göttlich Reine und Wahre durchmenschlichen und durchlügen kann. Und Ihr, Herr Walter, habt die Prüfung bestanden, und das war es, was Albertus Zant Euch sagen kam."

In diese hohen Worte des Zanters, die Herr Walter in tiefer Ergriffenheit zu verneinen suchte, fiedelten und quietschten wunderlich genug die kümmerlichen Instrumente der Gaukler, die eben unter Fackelschein ihren Einzug in den Hof hielten. Als wollten sie mit einem Schlage den Beifall des Abends erzwingen, ließ jede dieser gliederdünnen, flitterüberputzten Notgestalten, indes sie eine hinter der andern, vor den Gästen sich verneigend, vorüberschritt, ein Stückchen ihrer Künste spielen, wobei mit Flöte, Dudelsack und Pauke ein höllischer Lärm geschlagen wurde. Es waren auch etliche „Spielweiber“ unter ihnen, alle den Saum des kurzen seidenen Vagantenrocks in Lappen zerschnitten, wie gestrenger Brauch es damals verlangte, auf daß sie nicht mit ehrsamen Frauen verwechselt würden. Diese Weiber vollführten, gleich den männlichen Genossen, ein grellmißtöniges Geschrei, als wollten sie den großen Augenblick hiedurch bekräftigen, und da auch allerlei dressiertes Getier, wie Affen, Hunde, Böcke und mancherlei Papageien, aus Leibeskräften mitsang, gab's im hallenden Burghof ein Getöse, als stünde der Jüngste Tag bevor.

Dann aber brachen sie alle mit einem Schlage ab und schickten sich nun an, ihre Künste im einzelnen spielen zu lassen.

Da war es aber Herr Eppo von Angerhaimb, der feierlich vor die Estrade trat und den Fahrenden zurief: „Auf daß ihr alle, ihr Fatzmänner und Katzenritter, die ihr mit Zähnefletschen Geld für Ehre zu nehmen wißt, am heutigen Abend mit Pläsier und Spucke eure liederlichen Knochen schwingt, sendet euch meine vieledle Herrin, die Gräfin von Tirol, diesen viel zu großen und unverdienten Beutel wohlgeprägten brixnerischen Silbers.“

Er sprach's und schleuderte das Säckchen so heftig ins Gedränge der laut aufjubelnden Gaukler, daß die klingenden Münzen weithin sprangen und mit Gepuffe und Gebalge von den Fahrenden aufgelesen wurden.

Sobald dies nun geschehen, löste sich einer aus der Menge, ein langer, ungeschlachter Mensch mit schielenden Blicken, der offenbar der Häuptling der Bande war, und sprach ganz ohne Verlegenheit, vielmehr mit frecher, großgebärdiger Grandezza:

„Viel Dank und St. Martinus Lohn, erlauchte Gräfin von Tirol und all ihr tapferen Ritter und schönen Damen! Nun sollt ihr unerhörte Dinge schaun, dergleichen hie zu Orte noch niemals sich ereigneten. Heia, wer könnte auch mit uns, den großen Joculatores Saltarellus et Fallandrellus aus dem Lande Böheim sich vergleichen, die den edelsten Künsten der Länder im Abend nunmehr auch die köstlichsten Wunder des Morgenlandes gesellen? Wer kehrte je mit reicherer Beute beladen von heiliger Meerfahrt heim? Wem erschlossen sich heller die siebenfachen Pforten zaubergewaltigen Wissens? Wer steht nun näher als wir an aller Weisheit Anfang und Ende? Denn: wer kann gleich uns das Feuer fressen und Steine zerkauen, sich dreimal rücklings überschlagen, Eidechsen lebendig verschlingen, auf Nägeln schlafen und durch Reifen springen, mit Schwertern spielen und mit Hunden tanzen, singen wie die Nachtigall und pfeifen wie das Reh? O, wenn ihr dies alles gesehen, ihr edlen Ritter und hohen Damen, dann werden eure milden Hände wie Gottes Sieb durchlöchert sein, und allenthalben wird es Gaben

regnen auf die armen Joculatores. Dann werden wir durch all die Länder fernhin ziehen und laut den Ruhm Branzolls und Säbens verkünden, des guten Spruchs der Fahrenden eingedenk:

„Wen fahrende Leute suchen,
Der wird an Ehren reich.
Wem fahrende Leute fluchen,
Der wird in Schanden bleich."

„Ob's wohl schad' wär', wenn ich ihm einen Pfeil durch die Gurgel schickte?" meinte der Zanter zu Herrn Walter.

„Er ist erfüllt von eigener Größe," lächelte dieser, „und daher zu entschuldigen!" Ihm war, als hätte er den redseligen Kumpan schon irgendwo gesehen. Und auf einmal entsann er sich — es war der freche Gesell, der ihn an jenem Morgen nach der Nacht des Kinderkreuzzugs im Inntal angebettelt und behauptet hatte, ihm sei das tanzende Mädchen von den Kreuzzugsmönchen entführt worden. Gertrudis Boten hatten doch Nachricht gebracht, das Kind sei wieder geholt worden? Herr Walter durchspähte die Reihen der fahrenden Frauen, die Trommeln und Pauken schlagend die Bühne umtanzten. Doch war das Kind nicht unter ihnen.

Indessen hatte der Gaukler begonnen, auf einem großen blumenbestreuten Teppich allerlei halsbrecherische Kapriolen zu schlagen, wobei er aber keineswegs vergaß, vor jedem Sprunge sich mit Andacht zu bekreuzen.

„Er irrt sich," meinte der Zanter grimmig, „es wird unserem Herrgott keineswegs einfallen, sich an seinen Sprüngen zu beteiligen. Wie tief entwürdigen wir das Göttliche, da es zu solcher Frist gerufen wird. Und drüben, seht Ihr, sitzen die Herren Kapläne und nicken wohlgefällig. Wie steht Ihr, Herr Walter, zu diesen Vermittlern zwischen dem Göttlichen und uns? Ward Euch niemals mit Schrecken inne, daß nur wir Menschen es sind, die ihrer bedürfen? Alles, was Gott ansonsten erschuf, Wald und Wasser, Wild und Wiese, es spricht geradeaus zu seinem Schöpfer, liebt ihn mit eigener Liebe, lobpreist ihn aus eigener Kraft. Nur uns Menschen blieb es vorbehalten, Vermittler zu suchen zwischen uns und dem Herrn, auf daß es uns ergehe, wie feigen Vasallen, die nicht geradeaus vor ihres Königs Antlitz zu treten wagen, und erst von seinen Höflingen und Dienern auf Herz und Nieren und fromme Gaben geprüft werden müssen, ob wir auch wert und würdig sind, das Angesicht des Herrn und Vaters zu schauen. Was sagt Ihr, Herr Walter, zu alledem?"

Herr Walter nickte wehmütig lächelnd vor sich hin. „Solche Gedanken, Albertus Zant, entstehen im klaren, unbestechlichen Licht der Bergeseinsamkeit. Aber glaubt mir, sie taugen nicht unter die Menschen. Ihr habt den Glauben des Einsamen, aber die Menschen wollen nicht einsam sein. Sie wollen mit ihrer Andacht nicht Gottesfeste, sondern Menschenfeste feiern, sie drängen sich in Scharen zusammen, sie ordnen sich nach vermeintlichen Würdigkeiten, sie rufen nach Führern und Sprechern in der Menge und wollen also durch sich selbst geknechtet sein!"

„Wie seltsam!" sagte Albertus Zant. „Nun war es mir, als hörte ich eine Stimme in mir selbst, denn oft schon rang ich nach Versöhnung, wie sie jetzt in Euren Worten lag. Aber so oft ich wieder den Tälern entstieg, die klaren, schwei-

genden Höhen empor, wo das Atmen der Berge selig den Himmel berührt, entschlug ich mich wieder mit Jubel der knechtischen Versöhnung und wußte: nur der Einsame betet zu seinem Gott."

So sprachen die beiden Männer in aller Stille von den großen und letzten Dingen, indes zu ihren Füßen die Narrheit brandete und nach dem Beifall der Menge schrie. Nur eine war es, Gertrudis, deren milde Blicke wie ein leiser Segen auf Herrn Walter und dem Zanter lagen. Der Gaukler klägliches Possenspiel berührte ihre Seele nicht, es glitt wie wesenlos ab von ihr. Und so oft Herr Walter ihren Augen begegnete, las er darin die unverkennbaren Worte: Du Liebster, ich möchte in dir geborgen sein!

20.

Zu dieser Stunde schlich Herr Rupert von Clusa, Frau Utas Warnung zum Trotz, mit Wissen des Turmwarts Ogo nach Branzoll herein. Er hatte es nämlich nicht verschmäht, seine Streifzüge ins Reich des Ewig-Weiblichen seit einiger Zeit auch auf Frau Utas hübsche Zofe Osmia auszudehnen, und das törichte und keineswegs sittenstarke Mädchen war den scharfen Werbungen des eleganten Ritters nur allzu leicht erlegen. So hatte nun Herr Rupert eine zärtliche, ihm völlig ergebene Geliebte gewonnen, die zugleich die erste Dienerin Gräfin Utas war und über das Tun und Lassen ihrer schönen Gebieterin Bescheid wußte, wie nur je ein dienstbarer Geist über irdischen Wandel seiner Herrschaft. Das war Herrn Rupert aus mehrfachen Gründen willkommen. Immer heißer flackerte wüstes Begehren durch seine schrankenlose Sinnlichkeit, und seine Liebespläne türmten sich immer verwegener. Er hatte unter anderem gehofft, durch Frau Utas Zofe irgend eine kleine Entgleisung aus dem jungen Leben ihrer Gebieterin zu erfahren, mit der er hätte verruchten Wucher treiben können. Aber dieses heitere, klare Frauendasein war wie ein ungetrübtes, von mildverschwiegenen Blümlein umsponnenes Waldquellchen aus seiner reinen Kindheit in den starken Strom des Lebens gemündet und völlig untadelbar geblieben nach außen und innen. Ein halbwegs Besserer als Herr Clusa hätte daraus eine rührende Lehre gezogen, ihm aber brachte es nichts als neue Feuerzehrung in die Brände seiner Leidenschaft.

Da Herr Rupert bisher nicht auf Branzoll, sondern im Städtchen Klausen Unterkunft gefunden hatte, bedurfte er, um nächtlicherweile auf seinen Katerfahrten zu schleichen und zu weichen, der besonderen Freundschaft des würdigen Wächters Ogo. Er hatte daher bereits am ersten Tage als kundiger Kavalier dem verschmitzt lächelnden Alten einige Silbermünzen in die Hand gedrückt, worauf dieser, noch ohne seine Gegenleistung zu kennen, kurzerhand erwiderte: „Ich weiß!" Diese zwei bedeutungsvollen Wörtchen waren Herrn Ogos Lieblingsspruch, und sie waren keineswegs unberechtigt, weil Herr Ogo, wie es einem braven Türmer geziemte, tatsächlich alles wußte, was bei Tage oder in nächtlicher Stille auf Schloß Branzoll sich zutrug. Und das war nicht wenig. Wenn Herr Ogo gewollt hätte, so hätte er nur ein Viertelstündchen lang mit unschuldiger Miene vom Turme rufen brauchen, was er eigentlich alles wisse, etwa wie ein türkischer Mueddhin von den Zinnen des Minarets zum Gebete ruft, und der

Frieden unter dem Burggesinde hätte sich unversehens in ein tobendes Kampfgetümmel verkehrt. Gatten hätten sich betrogen, Freundinnen verraten, Liebesleute entlarvt gesehen, und sühnendes Blut wäre reichlicher geflossen als die Fluten des wilden Thinnebachs in den Vater Eisack.

So vieles wog Herrn Ogos Schweigen. Aber er hatte das Schwätzen längst verlernt. Er war im Laufe erfahrungsreicher Zeiten ein getreuer Wächter aller geworden, meinte es mit jedem gut und verdiente überdies viel Geld mit solcher Milde. Nur war es, besonders in den tollen Frühlingsnächten, kein allzu leichter Dienst. In solchen Nächten stand Herr Ogo, der lächelnd Wissende, in reger Sorge auf den stillen Zinnen seines Bergfrieds und spähte emsig nach den ersten Bringern kühler Morgenbotschaft: dem leisen Verflimmern des Morgensterns, dem ersten verschlafenen Vogelruf, den rosigen Rändern ferner Wanderwölklein, und plötzlich fand er es angemessen, den ersten Warnungsruf ertönen zu lassen:

Ich singe, ich sage,
Es ist an dem Tage!

Da öffnete sich verstohlen irgendwo ein Lädchen im Gemäuer, und ein rosiger Arm ward sichtbar, Herrn Ogo zu deuten, daß man seine Mahnung wohl vernommen und der Liebste nun mit des Pförtners Hilfe durchs Tor entschlüpfen werde.

Oder aber es flog ein bittendes Grüßen zum Turm hinauf, das sollte sagen: „Ach, zögere noch, du harter Wächter, ach warte noch ein Weilchen, des Liebsten Küsse sind so süß!“

Da wiegte Herr Ogo sein graues Haupt und prüfte das Für und Wider, und entschied sich, wie's der Augenblick gebot. Oft wartete er ein Weilchen zu und sang nun selbst ein altes „Tagelied“, das kündete zärtliche Zwiesprach, die der Ritter mit der Liebsten in geheimer Kammer hält. Es war ein Lied, worin der Ritter glaubte, es helle der Mond das Zimmer, aber es war der weiße Leib der Geliebten, der leuchtete so.

Dann aber besann sich der Alte des immer drohender aufsteigenden Morgens, und er mahnte die Säumigen mit einem anderen Liede, das jeweilig mit den wohlmeinenden Worten schloß: „Maß ist in allen Dingen gut.“

Doch falls auch dies die Säumigen nicht weckte, erhob er seinen Warnruf immer stärker und stärker, je höher der Tag emporstieg, bis ihm endlich nichts anderes übrig blieb, als das sündig verschlafene Pärchen in „Gottes Pflege“ zu stellen, was dann leicht ein gefährliches Ende nehmen konnte.

Solcherart war der Mann, dessen Gunst Herr Rupert von Clusa benötigte. Doch hielt ihn jener nur für einen harmlosen Liebhaber der hübschen leichtsinnigen Zofe Osmia.

Und so gelang es Herrn Rupert auch heute, unvermerkt durchs Pförtchen zu schlüpfen, während alles auf Branzoll um die Gaukler versammelt war.

Er schlich in die Schlafkemenate der Gräfin und blieb inmitten des stillen Gemaches stehen. Musik, Gelächter und drollige Schreie der dressierten Tiere drangen verworren herauf. Durch die schmalen offenen Fenster aber starrte der schweigsame dunkle Bergwald herein, darüber der nächtliche Himmel voll flimmernder Sterne.

Frau Utas Schlafgemach ward von einer kleinen Ampel rotdämmernd erhellt, die zu Füßen eines Kruzifixes brannte. An der reichgeschnitzten Schlummerstätte in der Ecke waren die Seidenvorhänge zugezogen. Daneben befand sich die hölzerne Badekufe, das spiegelnde Wasser mit dunklen Rosenblättern bestreut, auf geräumigen, kostbar verzierten Truhen und allerlei kleinen Tischen und Kästchen stand und lag, was Damen der vornehmen Welt zur Toilette benötigten, Fläschchen und Dosen mit Wohlgerüchen, Bürsten und Strähler, kunstvoll eingekapselte Spiegelchen, wertvolle Nadeln und zierliche Kämme aus Elfenbein. Herr Rupert durchspähte den stillen, beredt-verschwiegenen Raum, wo alles die schöne Herrin in Zärtlichkeit zu erwarten schien und den ein holder, unbeschreiblich zarter Duft von Rosen, Seide und Frauenhaar durchspann, in der fieberhaften wahnwitzigen Erregung des toll Verliebten, Verachteten und Verschmähten, und bald erstarb in ihm die letzte flackernde Mahnung zur Selbstbesinnung und Vernunft.

Er stahl sich ins Nebengemach, durch dessen südwärts gelegene Fenster er das Getriebe im Burghof gewahren konnte. Frau Uta saß dort unten bei Fackelschein inmitten der fröhlichen andern, und ihr rotes Mündchen lachte so unbekümmert, als wäre der heutige Tag nicht gewesen, und nun klatschte sie den Gauklern Beifall mit dem nämlichen Händchen, das wenige Stunden vorher die Peitsche so grausam über sein Antlitz hatte brennen lassen.

Der von Clusa zischte wutentflammt empor. Er haßte sie alle, die dort unten saßen, die lachenden Ritter und übermütigen Damen. Sie schienen ihm alle im tiefsten entfremdet. Er fühlte sich ausgestoßen aus ihrem höfischen Kreise und wußte, daß er nichts mehr unter ihnen zu suchen habe. Nur eines blieb ihm noch, bevor er auf geheimen Pfaden nach Frankreich flüchten wollte: Die süßeste und furchtbarste Rache, die je ein Mann genommen an der schönsten und stolzesten aller Frauen.

Er lauschte in wilder Erregung in den Hof hinab, um die Zeit zu erspähen, da das Spiel zu Ende und die Gäste den Tisch verließen. Dann mußte auch für ihn der Augenblick gekommen sein. Noch aber hatten die fahrenden Künstler nicht ihr bestes Schaustück gebracht.

„Ihr würdigen Ritter und gnädigen Damen," schrie, auf die Bühne springend, der redselige Gauklerhäuptling, „nun sollt Ihr das Wunderbarste schauen, das je auf Erden sich zugetragen. Ihr sollt die schöne Arabella sehen, genannt die Mondentänzerin. Sie wird mit bloßen Füßen auf feuriger Kugel tanzen und den Mond ansingen, der uns zu Häupten steht. Also komm, o komm, du schöne Arabella, du kühne Mondentänzerin, und zeige, was du kannst."

Und nun erschien, von zwei auf Fanfaren schmetternden Gesellen begleitet, ein schlankes, in weißen Flitter gekleidetes Mädchen, das schwere, dunkle Haar im Nacken gelöst, und sprang mit den zarten schmalen Füßen auf eine große metallene Kugel, aus der ein kleines Feuerwerk strahlenförmig hervorbrach.

Herr Walter erkannte das Mädchen sogleich: es war sein kleiner Schützling aus der seltsamen Nacht der Kreuzzugskinder. So hatten die Schurken das Kind sich wieder zu holen gewußt?

In diesem Augenblick sah Herr Walter sich wieder in der ärmlichen dunklen Hütte droben in den Bergen, das fiebernde Mädchen vor sich auf dem Lager und sich selbst an des Kindes Seite in der grenzenlosen Einsamkeit seines heimatlosen Herzens. Und übermächtig wie nie bisher überkam es ihn, wie viel ihm die liebe Freundin Gertrudis indessen geworden war. Was wogen alle Kränze des Ruhms, was aller Beifall der höfischen Welt gegen dieses süße, rosenlichte Frauenantlitz, das ihm eben in milder Güte lächelnd zugewendet war. „O Gertrudis!“ schrie es heiß in seinem Herzen, „nimm alles, alles von mir, was dunkel und wirr in meinem Leben gewesen war. Es war ja alles nichts als grauenvolle Nacht, ein Irren durch kläglichen Wahn und ärmliche Leidenschaft. Nun aber leuchtest du so rein und tief, du meiner Seele süßes Morgenrot.“

Gertrudis aber hatte das Haupt ein wenig erhoben und sah ihn lange an, und Herrn Walter war es, als hielte sie die feinen roten Lippen ihm entgegen, den Kuß zu empfangen, den sie in Gedanken von ihm erwartete. So saßen die beiden durch vielerlei Gäste getrennt, und konnten sich nicht küssen und küßten sich doch, als wäre die wirre Welt um sie versunken und nichts auf Erden Wirklichkeit als dieser stille, tiefe Gruß von Mund zu Munde.

Der Gäste lauter Beifall schreckte Herrn Walter empor. Da tanzte das Mondenmädchen mit den zarten Füßen auf der feurigen Kugel und rollte sie hin und her, und sah mit geschlossenen Augen in den Mond hinauf. Sie sang dazu ein seltsames Lied in fremder, unverständlicher Sprache, mit kindlich hoher, von schwer verhehlter Angst durchbebter Stimme. Ihr zur Seite aber schritt der Gauklerführer, eine Rübenpeitsche in der grimmen Faust. Er knallte damit in der Luft herum und ließ sie oft mit furchtbarer Drohung das Haupt des jäh zusammenschauernden Kindes umschwirren.

Da verstummten all die Gäste in Angst und Mitgefühl. Es ward immer stiller und stiller im Hofe. Und schließlich vernahm man nichts als des Kindes eintönig schluchzendes Singen und das Peitschengeknall des Wüterichs, der die kleine Tänzerin immer rasender antrieb, bis sie endlich in scheuer Angst verwirrt mit den Füßen dem Feuer zu nahe kam und plötzlich mit wehem Klagelaut von der Höhe der Kugel zu Boden glitt.

Herr Walter, der sich schon früher besorgt genähert hatte, sprang hinzu und riß das Mädchen von den Flammen fort, die noch immer drohend der rollenden Kugel entfuhren. Auch Gertrudis war mit den andern herbeigeeilt. Sie wies den Gaukler mit Ekel von sich, der nun jammernd und händeringend das Unglück des Kindes beklagen wollte, und kniete vor dem Mädchen nieder. Sie faßte mit zarten Händen die kleinen wunden Füßchen und ward dabei von fraulichem Mitleid so sehr überwältigt, daß ihre Tränen wie ein lindernder Balsam niederträufelten.

Herr Walter flüsterte ihr zu: „Es ist das Kind, von dem ich Euch sagte, Gertrudis.“

„Ich wußte es“, nickte Gertrudis, und sah unter den Tränen lächelnd zu ihm auf. „Die Wunden des Kindes sind nicht schwer. Ich will sie mit heilenden Kräutern baden, dann werden sie bald genesen sein.“

„Es wird sie süßerer Balsam heilen“, sagte Herr Walter tiefbewegt. Sein Herz war frohesten Mutes voll und lichter als ein Weihnachtsbaum. Denn wieder war ihm das lieblichste Glück auf Erden geschehen: er hatte frauliche Güte erblickt, die stärker ist als irgend ein anderes Wunder auf dieser Welt. Güte von jener hohen, Ehrfurcht gebietenden Art, der nichts auf Erden widerstehen mag, die allerorten den letzten Sieg erringt, Güte Marias, von der ein alter Sänger zu sagen weiß:

Ihre Güte war so süße,
Daß, wären ihre Füße
Getreten in des Meeres Flut,
Das Meer, das wäre worden gut. — — —

Dieweilen nun hier unten im Burghof menschliches Mitleid so zarte Blüten trieb, der frohe Abend ins Klägliche verrann, und die Gäste allseits zum Aufbruch rüsteten, verbarg sich der von Clusa, vom Satan völlig umgarnt, hinter dem schweren Seidenvorhang in Frau Utas Kemenate. Dort harrte er, vom Fieber seiner Rach- und Liebesgier gerüttelt, der Wiederkehr der schönen, verhaßten und doch so heiß geliebten Frau. Und also verwöhnt von Damengunst und doch so wenig Frauenkenner war Herr Rupert, daß er immer noch hoffte, sein toll verwegenes Spiel im Guten gewinnen zu können.

Die tiefe Stille im Zimmer quälte ihn. Er übersah den matterhellten Raum durch einen Spalt im Vorhang, und es wollte ihm nicht gefallen, daß das Bild des Gekreuzigten, von flackernder Ampel unruhig beleuchtet, ihm gerade gegenüber hing. Seine Kindheit kam ihm plötzlich in den Sinn, da er mit der Mutter vor einem gleichen Kruzifix gekniet und zum Heiland gebetet hatte. Verteufelt unnütze Spiegelbilder aus tumber Knabenzeit! Was sollten sie ihm jetzt? Nun galt es zu siegen im brausenden Jubel des Lebens, ein stolzes, unbändiges Weib zur Demut zu zwingen, wie man wilde Rosse sich gefügig macht, wahrlich eines Ritters würdig, der dem Dasein gewachsen ist.

Da fährt Herr Rupert auf. Schritte und Stimmen nähern sich. Die Gräfin tritt herein, ihr folgt die alte mütterliche Freundin, Frau Warina Supan.

„Du bist zu nachsichtig gegen Osmia“, meinte die würdige Dame. „Nun bleibt sie wieder die letzte unten beim Tanz. So will ich heute selbst deine Zofe sein, wie ich dich einst als Kind betreute.“

Frau Uta küßte ihr dankend die Stirne. „Ich bin auch heute noch immer dein Kind. Doch sollst du dich nicht allzu sehr bemühen. Des Mantels Spangen löse mir und die Schnürung am Kleide, und dann geh rasch zur Ruhe, Mütterchen.“

Und Frau Warina tut, wie ihr befohlen. Sie nimmt Frau Uta den hermelinverbrämten Mantel ab und hängt ihn auf das Drahtgestell in der Ecke des Gadems. Dann löst sie ihr die jaspisbesetzten Ringe des Gürtels und die goldenen Schnüre am Rocke, und nun sinkt das dunkle Brokatgewebe auf den Teppich und die edelschlanke Gestalt entsteigt ihm im weißen seidenen Untergewand und dehnt und reckt sich, der abgeworfenen Hülle ledig, im stolzen Frohgefühl ihrer fraulichen Würde und Wohlgeschaffenheit.

Warina Supan geht und läßt Frau Uta allein. Herr Rupert lauscht, wie ihre Schritte langsam verhallen.

Nun steht die schöne Frau von seinen Blicken abgewandt.

Sie streift sich die kostbaren Ringe von den schlanken Händen und das Halsgold vom marmornen Nacken.

Da springt Herr Rupert mit einem einzigen ungeheuren Satz wie ein Pantertier hervor und reißt ihr schreckensbleiches Haupt zurück und preßt ihr die Hand so eisern an den Mund, daß ihr Schrei zu leisem Wimmern erstickt. Er setzt ihr die Spitze seines Dolches an den Schnee der Brust und flüstert ihr ins Ohr: „Beim ersten Ruf seid Ihr des Todes, schöne Frau! Mit Euch zu sterben fällt mir leicht!“

Frau Uta steht vor Entsetzen gelähmt. Seine Blicke funkeln den ihren ganz nahe. Da schließt sie die Augen in wild ausbrechender Angst. Ihre Knie wanken, die Arme sinken ihr bleiern herab.

„Nun gilt es, die Schmach zu tilgen, die du heut' mir angetan,“ zischt ihr sein heißer Atem zu, „du wirst das Mal auf meiner Wange küssen! Du wirst! Du wirst!“

Da aber reckt Frau Uta das todbleiche Antlitz stolz empor, aus ihren Augen sprüht unsägliche Verachtung. Sie hält den Arm zur Tür gestreckt und keucht: „Geht, Ritter Clusa, geht! Oder tötet mich! Wie Ihr wollt! Doch das eine will ich Euch noch sagen: Es heult kein Hund in meinem Zwinger, den ich nicht höher schätzte, als Euch und Euer besudeltes Wappen!“

Herr Rupert taumelt zurück, als hätte ihn ein Schwertschlag mitten ins Antlitz getroffen. Dann aber schleudert er den Dolch von sich und wirft sich stöhnend auf Frau Uta. Seine Faust umklammert ihre weiße Kehle, noch ehe sie um Hilfe zu schreien vermag. „Ich hab's geschworen, daß du mich küssen wirst, du Satansweib! Ich hab's geschworen! Nun wirst du es lernen! Du wirst es lernen!“

Doch Frau Uta ist nicht das Weib, das solcher Schmach sich ohne Kampf ergibt. Sie ist von Kindheit auf im magdlichen Spiel geübt, ihre schlanken Glieder sind sehnig und stark, in ihren Adern pulst das kühne Jägerblut.

Mit wildem Ruck befreit sie ihre Kehle aus der klammernden Faust des Wütenden, und nun entringt sich ein Schrei ihrer Brust, so laut hingellend in die Tiefe der Nacht, daß Herr Rupert entsetzt zurückfährt und weiß: nun bleibt ihm nichts als eiligste Flucht.

Schon hört er Stimmen im Hofe, Geschrei und polternde Türen.

Da hascht er noch seinen Dolch vom Teppich und stürzt in wildem Sprung zur Tür hinaus. Er tappt sich im Finstern den schmalen Holzgang entlang und poltert die heimliche Dienertreppe hinunter.

Er müht sich, seinen keuchenden Atem zu bändigen, als er zum Tor im Vorturm gelangt und dem Wächter Ogo seinen Geldbeutel hinwirft.

„Vernahmt Ihr nicht einen Schrei?“ fragte dieser mißtrauisch.

„Nichts!“ versetzte Herr Clusa, „Ihr habt wohl ein wenig geträumt, mein Alter. Doch kann's auch eines Käuzchens Nachtruf gewesen sein. Ihr seht mich morgen wieder, zur gleichen Zeit. Ich klopfe dreimal, wie heute. Und grüßt mir die liebliche Osmia!“

Der Wächter schiebt den Riegel auf, und nun sieht sich der von Clusa im Freien. Und er jagt, vom Fieber verstörter Angst gepeitscht, den mondhellen, steinigen Weg ins Tal hinab.

Frau Warina Supan aber, die als erste ins Gemach der Gräfin geeilt ist, findet ihren Liebling in tiefer Ohnmacht auf den Teppich hingestreckt.

21.

Herr Walter war am nächsten Vormittag auf Burg Säben mit ungewohnter, aber lieblichfroher Arbeit beschäftigt: er schnitt mit einer Falknerschere, die Leutbold ihm geliehen, wilde Rosen vom Spalier. Der Knappe Dietrich stand mit einem Korb daneben, aus dem die kostbare Ernte fast schon überquoll: Blaßgetönte und Dunkelblütige, schüchtern Knospende und prächtig Erfüllte, alle sonder Fehle, von des Sängers schönheitswissender Hand gewählt, eine holdverschlungene Wirrnis zarter Sommerfreude.

Mit solch fröhlicher Last beladen stieg nun Dietrich nach Branzoll zu Tal, an der Seite seines Herrn. Gertrudis erwartete die beiden in der Torhalle und führte sie selbst zu Frau Utas Vorgemach hinauf.

Dort stand nun Frau Warina Supan vor der Tür und winkte ihnen und legte den Finger an den Mund. „Sie schläft noch," flüsterte sie, „da wollen wir rasch ans Werk."

Und nun schlich sie, den andern voran, auf den Zehenspitzen in die Kemenate.

Frau Uta lag in weißem goldbestickten Hausgewand in die dunklen, weichen Pelze eines Ruhebettes hingestreckt und schlief. Ein lichtgrüner Seidenpfeller verhüllte sie bis zur Hüfte. Das schöne Haupt, unter dem sie die Arme gekreuzt hielt, war ihr, wie unter der schweren Last der üppigen Flechten, ein wenig zur Seite gesunken, was ihrem Schlummer etwas kindlich Rührendes gab. Dabei umspielte ein mildes Lächeln ihre Lippen, als sänne sie einen frohen Traum.

Indessen hatte Herr Walter behutsam den Korb mit den Rosen herbeigebracht, und nun begannen die Drei die schlafende Freundin sacht und leise mit den Blumen zu bedecken, bis sie endlich ganz darin verhüllt war und nur das feine, blasse Oval des Gesichtes hervorsah.

Es geschah aber, daß eine der Rosen vom Polster glitt und die Wange der stillen Schläferin berührte, als zöge sie geheimnisvolle Sehnsucht nach der schönen blässeren Schwester.

Da erwachte Frau Uta und sah mit großen Augen um sich. „Wo bin ich?" fragte sie endlich.

„Du bist bei uns, Herztraute", sagte Gertrudis. Sie kniete neben der Freundin nieder und streichelte ihr die schmalen Hände und legte ihre Wange darauf.

Frau Uta schaute noch immer lächelnd um sich, auf Frau Warina Supan, auf Herrn Walter und die vielen, vielen Rosen. Dann aber wurde sie ernster und ernster, entzog Gertrudis ihre Hände und barg ihr Antlitz darin.

Die andern aber standen ergriffen still.

Und also verharrte Frau Uta geraume Zeit. Man hätte glauben können, sie schliefe, so unbeweglich verhielt sie sich. Doch siehe, es drangen ihr große silberne Perlen zwischen den Fingern hervor, die rannen gelinde die schlanken Arme hinab.

„Uta, liebe Uta!" sagte Gertrudis endlich. „Sieh doch die vielen schönen Rosen, die wir dir gebracht. Herr Walter hat sie selbst für dich geschnitten. Und

draußen, Uta, ist der Himmel so wunderblau, und viele Vögel singen, und Gottes liebe Sonne scheint und wartet auf dich!"

Da löste Frau Uta die Hände vom tränenüberströmten Antlitz, umschlang Gertrudis und küßte sie auf den Mund. „Ihr lieben, lieben Freunde!" sagte sie dann. „Ach Gott, die schönen, schönen Rosen! Und Ihr, Herr Walter, habt sie mir gebracht?"

Sie reichte ihm die Hand, und Herr Walter beugte sich tief darauf nieder.

Frau Utas Haupt war ins Kissen zurückgesunken. Sie hielt die Augen geschlossen und lächelte dabei, und ihre Wangen umspielte eine feine Röte.

„Singt uns ein Lied, Herr Walter!" bat sie endlich.

Da eilte Gertrudis hinaus und kam in Eile mit ihres Bruders Harfe zurück.

„So singe ich", sagte Herr Walter, „das Lied von den lieben, reinen Frauen, die Gott erhöht und gehehret hat, auf daß man sie mit Lob und Dienst zu allen Zeiten preise!"

Er präludierte zuerst eine lieblichklare Melodie, aus der es zuweilen wie Vogelgezwitscher hervorbrach, dann griff er eine Terz tiefer, nun selbst die Führung übernehmend:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
So Wonnigliches gab es nimmer je zu schauen
Im Reich der Lüfte, noch auf Erden, noch auf grünen Auen.
Lilien oder Rosenblumen, wenn die nicken
Voll Maientau im grünen Gras und Vogelsang erschallt,
Das ist gegen solche Wonne matt und kalt.
Wenn schöne Frauen man sieht, das kann den trüben Mut erquicken,
And alles Trauern löschet aus zur selben Stund',
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer roter Mund,
Ihr glänzend Auge strahlend schießt in Mannes Herzensgrund!

Da leuchteten Frau Utas Augen wieder stark und hell.

„Ihr seid verliebt, Herr Walter!" lächelte sie in alter Fröhlichkeit. „Denn wißt: es lag noch mehr in Eurem Liede als Frauenlob allein. Wir haben hiefür ein feines Ohr. Doch will ich mich mit dem bescheiden, was uns Frauen darin gemeinsam gilt."

Gertrudis aber beugte ihr tief erglühendes Antlitz, um etliche Rosen aufzulesen, die am Teppich lagen.

22.

Es keuchte ein Flüchtling durchs Land, die Berge hinauf und hinab, scheuem Wild vergleichbar durch die Wälder streifend. Das war Herr Rupert von Clusa, der Verfemte und Vogelfreie.

Sein verwegener Überfall auf die edelste Frau des Landes hatte die ganze Ritterschaft im Eisacktal in flammende Empörung versetzt. Und ohne den Gerichtstag abzuwarten, des stillen Einverständnisses des obersten Richters, des Bischofs von Brixen, gewiß, war man übereingekommen, den von Clusa wie einen Hund zu erschlagen, wo immer man ihn träfe.

Herr Rupert hatte gehofft, über den Brenner zu entkommen, um dann nach Bayern und weiter gegen Frankreich zu entfliehen. Dort gedachte er sich dem brudermörderischen Kreuzzug gegen die Albigenser anzuschließen, den der Herzog von Österreich auf Wunsch des Papstes in jenen verworrenen Tagen unternahm, und wo man Abenteurer immer gebrauchen konnte.

Doch hatte Herr Rupert das Unglück, sein Pferd zuschanden zu reiten, noch eh' er den Brenner erreichte. Und bevor er noch ein anderes Roß erfeilschen konnte, sah er sich von den Säbener Boten überholt. Seiner Fuchsschlauheit gelang es zwar, sich ins Gebirge durchzuschlagen, doch war er nun um so mehr ein Gefangener der schreckensvollen Wildnis und starrenden Einsamkeit.

Da tat Albertus Zant einen ganz besonderen Pfeil in seinen Köcher und sagte: „Es gilt, ein seltenes Wild zu schießen." Er nahm Abschied von seinem Weibe und verlor sich in den Bergen.

Doch blieb Frau Sitt Alscham nicht mehr allein zurück. Ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen weilte bei ihr und hielt sie wie eine Mutter umklammert — es war das Gauklerkind, die kleine Mondentänzerin.

Gertrudis' ärztliche Kunst hatte die wunden Füßchen des Kindes gar bald geheilt. Doch als die Gaukler das Mädchen wieder zu holen kamen, gab ihnen der Burggraf von Säben bösen Bescheid. Sie seien, wetterte er, ein gottvergessenes Diebs- und Räubergesindel und hätten die kleine Fatme, wie ihr eigentlicher Name sei, aus einem edlen sarazenischen Hause geraubt, wofür er Frau Sitt Alscham als Zeugin führte, die des Kindes Sprache gar wohl verstand.

Die Kerle leugneten mit frecher Stirn, worauf sie Herr Purchardt auf einige Stunden in die feuchten Kerkerräume des Berchfrieds werfen ließ. Da sandten sie ihm zerknirschte Botschaft und versprachen, auf das Kind zu verzichten und schleunigst aus der Grafschaft zu verschwinden.

Auf Gertrudis' Fürbitte ließ sie der Burggraf nunmehr unbehelligt ziehen, obgleich ihm die Lust angekommen war, sie allesamt stäupen und ihren großmäuligen Kapitän ein wenig hängen zu lassen, wonach im übrigen kein Hahn gekräht hätte bei solcherlei rechtlosen Fahrenden, die jeder freie Mann auf offener Straße unbeschadet erschlagen konnte, den seltsamen Gesetzen jener Zeit gemäß.

So war das fremde Mädchen Fatme auf Branzoll zurückgeblieben, sehr scheu und sehr verzagt. Nun war es zwar den Schlägen, dem Hunger, den bösen Feuerkünsten entronnen, doch zehrten Heimweh und Verlassenheit viel stärker an dem armen Kinde, als Gertrudis' und der andern Frauen Fürsorge wieder gutzumachen verstand. Auch fehlte die lichtvermittelnde Brücke des Wortes, die den Herzen von hüben zu drüben erst das rechte Leuchten bringt. Da war es nun Frau Sitt Alscham, die in dem glutäugigen Kinde ein Stück ihrer fernversunkenen Heimat sah und ihm auch etwas Ähnliches bedeuten wollte. Die Kinderlose nahm das Mädchen zu sich ins Grödenertal, vom Schicksal solcherart beschenkt und selbst auch eines guten Werkes reicher.

Doch auch ein anderer bekam Gelegenheit, an jene böse Gauklernacht zurückzudenken, das war der Türmer Ogo. Der Burggraf hatte mit ihm ein so ernstes

Zwiegespräch, daß Ogo sich noch lange darauf die Backen hielt und teilnehmenden Freunden anvertraute, er leide unter der Zugluft im Turm. —

Graf Albert von Tirol war wenige Tage später auf Branzoll eingetroffen, von Bischof Konrad und vielen Edelherren und Ministerialen begrüßt. Ihn hatte die Kunde des schmählichen Überfalls auf seine Gattin während der Besichtigung seiner Güter zwischen Kolsaß und Terfens erreicht, und nun hatte er, von dunkler Sorge getrieben, die Reise ins Klausener Tal beschleunigt und zahlreiche Mannen zur Verfolgung des Verruchten aufgeboten.

Der mächtige erbgesessene Herr des Vintschgaus war ein schöner, stattlicher Mann, nicht viel über dreißig, in jeder Gebärde der selbstbewußte, aber keineswegs protzenhaft polternde Gebieter. Er wußte sich vielmehr durch ein sicheres Maß von Leutseligkeit bei allen Vasallen, Zinsleuten und Hörigen beliebt zu machen, worin vielleicht das wichtigste Geheimnis seiner großen Erfolge lag.

Zur Stunde aber, da er Frau Uta vor allem Volk in die Arme schloß, war sein Antlitz finster umwölkt und nichts Gutes verheißend. Sogar Herr Purchard von Säben bangte ein wenig und erwartete den bittern Vorwurf, seinen schönen Gast nicht besser behütet zu haben.

Doch sprach der Graf von Tirol gegen niemand einen Tadel aus. Er verharrte wortkarg und mürrisch in sich verschlossen und ritt am Nachmittag, Frau Uta mit kühlem Gruß daheim lassend, wichtiger Geschäfte wegen, wie er behauptete, zum Bischof Konrad nach Sumersberg.

Frau Uta hatte sich tief erblaßt in ihre Kemenate zurückgezogen und saß nun in schwerem Sinnen am Fenster, den Blick auf den dunkelschattigen stillen Bergwald gerichtet, aus dem es ihr mit wehmutvoller Kühle wie ein trübselig endendes Märchen entgegenwehte. Und je länger sie sann, um so stärker umspielte ein bitteres Lächeln ihre Lippen.

Erst spät am Abend kehrte ihr Gatte heim, nunmehr erheblich freundlicher, was wohl des klugen Bischofs berühmtes politisches Tschörtscher Weinchen verursacht haben mochte.

Nun aber war es Frau Uta, die den Gemahl mit kaltem Blick und in fremd abwehrender Haltung empfing.

„Mich demütigt meines Gebieters Güte jetzt nicht minder, als mich vormals seine Kühle beleidigte“, sagte sie. „Ich weiß nur allzudeutlich, woran seine Seele in diesen Tagen um mich litt. Doch hätte mein hoher Gemahl bedenken müssen, daß ich niemals wieder vor sein Angesicht getreten wäre, wenn geschehen, was geheime Angst ihn kläglicherweise befürchten läßt.“

Noch niemals hatte Graf Albert von Tirol solch bitterernste Worte aus dem Munde seiner sonst so lebensheiteren, jugendanmutigen Gattin vernommen. Er hatte immer nur ein fröhlich schalkhaftes Kind in ihr gesehen, ein liebliches und geliebtes Spielzeug für müßig süße Stunden, dem er kaum mehr als seine Küsse anzuvertrauen gewohnt war. Nun aber stand ein reifes, tiefbekümmertes Weib in edler, ernster Schöne vor ihm und begehrte stolz und unnachsichtlich sein Vertrauen.

In diesem Augenblick ward das Herz des jungen Grafen, der es niemals gelernt hatte, Verzeihung mit Verzagtheit zu erflehen, von solch hoher Freude er-

füllt, daß er Frau Uta mit starken Armen an sich riß und ihr blasses Angesicht mit heißen, bittenden Küssen bedeckte, Küssen, die ihr tief in die Seele brannten, glück- und leidvoll zugleich. Sie wehrte sich nicht und lag geschlossenen Auges an seinem pochenden Herzen, und ihr Groll sank mächtig dahin, wie Eis an scharfer Sonne zergeht. Und endlich umschlang auch sie den Gatten in süßverschämter Demut und liebfraulichem Verzeihen.

So hatten die beiden sich wieder gefunden in dieser heißen Nacht, und doch war vieles anders geworden. Graf Albert hatte wohl nunmehr einen Freund in seinem Weibe gewonnen, dem er vieles vertraute, was oft nicht einmal sein Marschalk erfuhr. Und Frau Uta war ihm seither ein verständiger Kamerad und wußte mit Frauenklugheit manchen allzukühnen Entschluß ins gedeihliche Maß zurückzudämmen. Doch blieb eine leise Wehmut in ihrem Herzen wie ein bitteres Kräutlein festgewurzelt und ließ sich nicht daraus verdrängen. Aber das Haus der Seele hatte sich ihr gelichtet und geweitet, wie es ja wunderbarerweise allerorten mehr aus Schmerzen und Verlusten erhöht wird als aus ungetrübtem Glück. —

Albertus Zant hatte Kunde erhalten, daß der von Clusa von Sennen in der Wildnis der Sarntaler Alpen erspäht worden sei. Dort strich er nun von Trift zu Trift, auf schwindelnden Pfaden zwischen dem Himmelslicht und dem gähnenden Tod der finstern Schluchten und wollte Vergeltung üben an seiner sicheren Beute, die des größten Verbrechens sich schuldig gemacht, das ein vormals ritterlicher Mann begehen konnte.

Aber es kam doch anders, als er glaubte.

Am späten Nachmittag eräugte er plötzlich sein flüchtiges Wild, an einsam starrender Felswand schleichend. Schon klomm es seiner unfehlbar treffenden Pfeilspitze immer näher und näher. Da warf Albertus Zant sich hinter deckendem Felsblock auf die Lauer.

Indessen aber krochen die Schatten des Abends aus lichtverlassenen Tälern empor und grenzten aufs schärfste das Dunkel gegen die Helle. Der Gletscherwind begann zu pfeifen und prüfte die ungebärdige Kraft. Da rauschten die blauschwarzen Wälder aus dämmernder Tiefe und sangen in Urweltschorälen ihr Schöpfungslied gegen den Himmel. So hatte hier oben der Tag sich gerüstet zur letzten großen Feierlichkeit: aus purpurn sich rötenden Zinken und Schroffen traten phantastisch dunkle Gebilde hervor, wie Riesengestalten aus Träumen alter Reckenzeit; Siegvaters Atem erbrauste über das Land; darüber aber domte sich das Firmament in zartblauseidener Milde, durchsegelt von einer einzigen gigantisch geballten Wolke, die stolz wie ein Wickingerschiff über den brandrot flackernden Gipfeln heimwärts zog.

Da ließ Albertus Zant die Armbrust sinken und starrte in tiefster Ergriffenheit zu den heißgeliebten, in Urschöpfungsherrlichkeit leuchtenden Heimatsbergen empor. Seine Seele fühlte sich eins mit all dieser flammenden, den Schöpfer lobpreisenden Schönheit, wo nichts von irdischem Leid und keinerlei Schuld und Sühne nach Menschenmaß gewogen wurde.

Und er sagte im stillen ein altes Heidengebet vor sich hin und war der Richter nicht mehr, als der er ausgezogen.

So kam es, daß Herr Rupert von Clusa ganz unversehrt vorübertrollte, nur wenige Spannen an seinem Verfolger vorbei. Sein Anblick war kläglich genug: das stutzerliche Gewand hing ihm arg zerrissen vom Leibe, die wirren Haare umflatterten sein verwildertes Gesicht, sein Schritt war schlürfend, todesmatt.

Da freute sich der Zanter, dieses niederbrechende Wild begnadigt zu haben. Er kehrte guten Mutes zu den Seinen heim und sagte es niemand, daß er den von Clusa gesehen und seinem furchtbaren Schicksal in den Bergen überlassen habe.

Und es dürfte sich wohl erfüllt haben, denn man hörte weder in nahen noch in fernen Zeiten jemals wieder von ihm. (Fortsetzung folgt)



Angst · Von Victor Klemperer

In einem alten Königsgrabe stand
Als letzte Weisheit auf der Marmorwand:

„Was ich umarmt, getrunken und gegessen,
Das einzig hab' ich ganz und gar besessen."

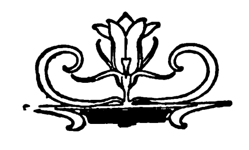
Als ich den Spruch zum erstenmal gehört,
Hat jeder Nerv dagegen sich empört.

Nun, da ich viel verlor, was ich erhofft,
Verfolgt das schlechte Wort mich oft und oft.

Und wenn es auch sein grinsend Antlitz zeigt,
Das heiße Zürnen meiner Jugend schweigt.

Ja, manchmal sprech' ich grübelnd vor mich hin:
Vielleicht hat doch nur diese Dreiheit Sinn.

Dann aber fühl' ich mich in Angst erblassen —
O Gott, mein Gott, willst du mich ganz verlassen?





Deutschland und die Politik der offenen Tür · Von Otto Corbach

Wenn die Politik der europäischen Regierungen mehr von klaren, vernünftigen Erwägungen und weniger von unklaren Empfindungen beherrscht wäre, so müßte es ein leichtes sein, einen dauernden Friedenszustand für Europa zu organisieren. Wem kein „politischer Alkoholismus“ die Sinne umnebelt, der gewahrt leicht, daß die wahren Interessen der deutschen und der englischen Nation auf dem Gebiete der internationalen Politik übereinstimmen, da beiden nur mit einer Wahrung oder Förderung des Prinzips der offenen Tür gedient sein kann. Eine deutsch-englische Verständigung auf solcher Grundlage würde nicht nur Dauer verbürgen, sondern auch durch ihre moralische Anziehungskraft rasch die andern Mächte in ihren Bann zwingen. Man braucht nicht gerade dem Engländer Normann Angell beizupflichten, der es für ziemlich gleichgültig erklärt, „ob die nordafrikanischen Wüsten oder die zentralafrikanischen Sümpfe von englischen, französischen, deutschen, italienischen oder türkischen Beamten verwaltet werden“, um doch zuzugeben, daß die Sorge um die mehr oder weniger vollständige Offenhaltung oder Öffnung fremder Gebiete für den eigenen Wettbewerb vielmals wichtiger ist als die Sorge um die möglichst starke Beteiligung bei der Aufteilung des verhältnismäßig kleinen, noch verteilbaren Teiles der Erde. Frankreich hat in Tunis eine Kolonie, in der, abgesehen von Soldaten und Offizieren, ungefähr 25000 Franzosen angesiedelt sind, gerade so viel, als die Bevölkerung des wirklichen Frankreichs jährlich abnimmt. Der französische Anteil am Außenhandel von Tunis ist nicht so hoch wie die Kosten der Okkupation, und natürlich würden in Tunis auch französische Waren abgesetzt werden, wenn es in englischem oder deutschem Besitz wäre. Man vergleiche nur z. B. auch die Lagen der breiten Massen in England und Deutschland. Bewirkt der ungeheure Kolonialbesitz Englands heute noch eine durchschnittliche Besserstellung des englischen Arbeiters gegenüber dem deutschen? Bei einer dünnen Oberschicht der englischen Arbeiterschaft mag es der Fall sein. Fast die Hälfte der gesamten englischen Arbeiterschaft ist aber nach genauen statistischen Erhebungen nur so gestellt, daß der

einzelne Tag um Tag darum ringen muß, die „gewöhnlichsten, einfachsten und wesentlichsten Bedürfnisse“ zu befriedigen. Ganz England hatte seinerzeit Campbell Bannermann im Auge, als er äußerte: „There are about 30 per cent of our population underpaid, on the verge of hunger.“ Man berücksichtige ferner, daß England jährlich einige hunderttausend Menschen durch Auswanderung verliert, während Deutschland Hunderttausenden ausländischer Arbeiter reichliche Beschäftigung bietet. Der Mangel an gewinnbringendem Kolonialbesitz hat Deutschland nicht verhindert, seit dem Kriege mit Frankreich seine Bevölkerung um 20 Millionen zu vermehren und sie doch im Durchschnitt besser zu ernähren als England die seinige. Der moderne deutsche Industriearbeiter beutet überseeische Länder aus, indem er zu Hause bleibt.

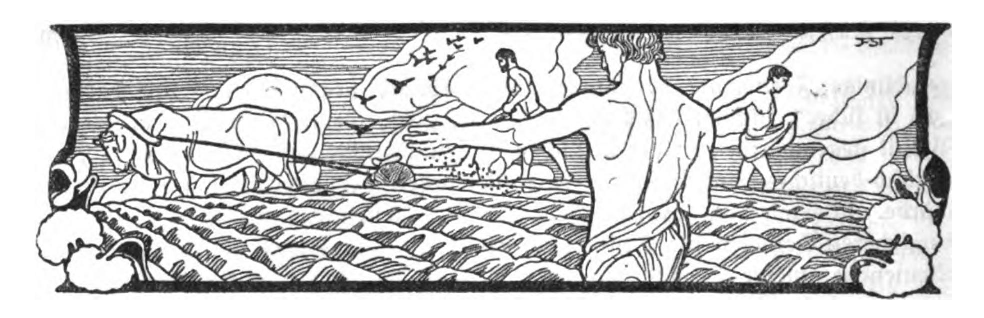
Die italienischen Staatsmänner scheinen zu wähnen, daß überseeischer Kolonialbesitz noch immer so viel wert sei als vor einigen hundert Jahren; sonst wären sie wohl vor ihrem tripolitanischen Abenteuer zurückgeschreckt. Nach der Londoner Morningpost haben Geschäftsreisende, die aus Italien zurückkehren, sehr wenige Aufträge in ihren Büchern; sie berichten über eine allgemeine Abneigung, neue Käufe zu machen; überall herrsche große Geldknappheit, und selbst die größten und besteingerichteten Firmen machten ihre Zahlungen sehr langsam. Solche Wahrnehmungen sind als Anhaltspunkte für die wirtschaftlichen Folgen des Krieges um Tripolis viel wichtiger als die Angaben Giolittis über Italiens „glänzende“ finanzielle Lage. Der Rückgang des Orientgeschäftes und die Verluste an Löhnen für Familien, die Söhne im Felde stehen haben, müssen sich neben den unmittelbaren Kosten des Feldzuges im italienischen Wirtschaftsleben empfindlich fühlbar machen. Die italienische Regierung hat im vorigen Jahre leichtfertig einen Streit mit Argentinien vom Zaune gebrochen und seine Auswanderung dorthin unterbunden. Gewiß wird aber niemals Tripolis der italienischen Volkswirtschaft ersetzen können, was bislang zehntausende italienischer Saisonarbeiter jährlich aus Argentinien herausholten. In Süditalien konnte man beobachten, wie rasch die in Argentinien verdienten Löhne den bäuerlichen Kleinbesitz auf Kosten der Latifundien vermehrten, und solche innere Kolonisation auf argentinische Kosten ist doch gewiß mehr wert, als eine Ansiedlung italienischer Arbeiter in Tripolis auf Kosten des italienischen Steuerzahlers.

In England breitet sich jetzt erfreulicherweise rasch die Erkenntnis aus, daß man durch die einst so viel gerühmte deutschfeindliche Freundschafts- und Bündnispolitik, die unter König Eduard zum Leitmotiv der Londoner Regierung gemacht wurde, in Bahnen geraten ist, die von den Lebensinteressen des englischen Volkes immer weiter abführen. Weder Frankreich noch Rußland sind wirtschaftlich entwickelt oder stark genug, um in ihren näheren oder ferneren Besitzungen und Interessensphären einem freien Wettbewerb fremder Nationen die Stirn bieten zu können, und darum konnte eine längere politische Freundschaft mit diesen Mächten nur mit Konzessionen Englands an den protektionistischen Geist der Politik dieser Länder, also mit Verlusten für die englische Handelswelt erkauft werden. Das empfindet man jetzt in England, und daher rührt die gegenwärtige starke Bewegung gegen die Politik Sir Edward Greys, die eine

geradlinige Fortsetzung der unter König Eduard begonnenen Politik vorstellt. „Es ist sicher", schreibt das Daily Chronicle, „daß, wenn die britische auswärtige Politik gegenwärtig von der britischen öffentlichen Meinung geleitet würde, ein englisch-deutsches Einverständnis eine Möglichkeit der allernächsten Zukunft sein würde. Niemals gab es eine Zeit, wo die Massen des britischen Volkes von herzlicheren Gefühlen für Deutschland beseelt waren. Sogar bei den erregbaren Elementen unserer Bevölkerung hat sich ein Rückschlag von der törichten antideutschen Kriegsfurcht vollzogen, die vor einer Anzahl Jahren durch die Sensationspresse hervorgerufen worden ist ... Unsere Handelswelt, die in so engen Verkehrsbeziehungen zu den Deutschen steht, wünscht ein englisch-deutsches Einverständnis mehr als alle anderen Bestrebungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik."

Unserer Diplomatie ist der große Vorwurf zu machen, daß sie wenig Verständnis für die vergängliche Natur der modernen deutschfeindlichen Bündnispolitik Englands entwickelte und fast jede Gelegenheit versäumte, dort in bestimmter Weise für das Prinzip der offenen Tür einzutreten, wo die britische Diplomatie es Rußland zuliebe preisgab. Die deutsche Regierung hat keinen Ton gegen die Schädigungen internationaler Handelsinteressen in Finnland durch die Russifizierungsbestrebungen der Petersburger Regierung gesagt, kein beifälliges Wort zu dem Versuch Amerikas geäußert, in Nordchina das Prinzip der offenen Tür gegen Japan und Rußland zu verteidigen, durch keine Geste zu verstehen gegeben, daß sie die offensichtliche Begehrlichkeit Rußlands für gewisse schwedische oder norwegische Gebiete peinlich berühre, und sie hat durch das Potsdamer Abkommen Persien und für manche Fälle sogar die Türkei russischer Willkür preisgegeben. Kam es der Bethmann-Kiderlenschen Regierung wirklich nicht darauf an, viel mehr bei den jüngsten Verhandlungen mit Frankreich zu erreichen, als was sie erreicht hat, dann war es ein Fehler, die Neutralität der russischen Regierung mit wertvollen Zugeständnissen zu erkaufen, um so mehr, als Rußland unsere wohlwollendste Neutralität im ostasiatischen Kriege ganz umsonst gehabt hat. Wollten unsere leitenden Staatsmänner aber viel mehr erlangen, als sie erreichten, so bewiesen sie einen bedauerlichen Mangel an politischem Augenmaß, so daß die Potsdamer Zugeständnisse noch weniger gerechtfertigt waren. Einen Teil von den moralischen Eroberungen, die Morgan Shuster zugunsten der amerikanischen Diplomatie in England machte, weil er mit großem Mute das Prinzip der offenen Tür in Persien gegen die russische wie englische Diplomatie verteidigt, hätte auch Deutschland machen können. Von moralischen Eroberungen scheinen unsere Staatsmänner aber heute weniger als je zu halten; sie würden doch auch sonst nicht ihre bisherigen Sympathien in der Welt des Islams leichtfertig verscherzen.





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

15. Heimweh

In Günther aber hatte das Heimweh gesiegt.

Da lag ein schlichtes Dorf in Marschen und Grün versteckt unter hohen, moosbewachsenen Strohdächern hinter dem Deiche, und davor wachte raumlos das weite Meer, still und glatt und friedlich.

Aber unter der blauen Wasserdecke gierten grüne Augen nach dem Dorfe, und unter dem atmenden Meer pochten leise Finger an den Deich, seine Stärke zu prüfen. Da war keiner, der ihn bewachte. Dann hatte der steife Nordwest eingesetzt, und das schlafende Meer hatte sich erhoben. Die grünen Augen waren groß und heischend geworden, und die gischtweißen Nixenleiber ragten über dem sprühenden Wasser. Draußen tanzten die rasenden Göttinnen auf schäumenden Kämmen und wiesen mit zornigem Finger auf den Deich und hetzten ihre Rappen, daß sie mit fliegenden Mähnen und stampfenden Hufen die Wehr des Feindes, der ihnen getraut hatte, berannten. Die Wogen warfen sich jubelnd gegen den Deich und zersplitterten, aber neue Schwadronen ritten in einer Linie schnaubend an. Das waren die unüberwindlichen Heere, die Wellen und stürmenden Wogen des brandenden Heimwehmeeres. Und sie nagten mit scharfen Zähnen und wühlten mit krallenden Fingern, und zerrten und rissen an dem Deiche, hinter dem das träumende Dörflein lag, ihr Raub und ihr Preis. Da war keiner, den Deich zu schützen; da war einer nur, der mit kindlichen Händen sich abmühte, gewaltige Löcher zu stopfen, kleine Hände voll Sand gegen tausend weißschäumende Brandungskämme zu werfen. Da war nur Wolf, der den Ansturm des Meeres im Orkane sah. Das Mitleid war gewaltig und die Liebe war sehr stark in ihm, aber die Kraft seiner Hände war ohnmächtig. Da zerrissen die Wellen den Deich, und hoch auf fliegenden Rossen ritten die Nixen jubelnd in Wiese und Marsch und in Dorf und Land hinein. Der Sieg war in der Hand des Zerstörers.

Und das Heimweh schüttelte das junge Herz des Knaben und peitschte es zu wildem Schmerze.

Es war nicht ein Heimweh, das die Zähne aufeinander knirschte und zu Taten mächtig ist. Es war in dem Knaben nicht ein Heimweh, wie Meister Thieme

erzählt hatte. Der war drei Jahre lang in der Fremde gewesen, hatte Vater und Mutter daheim, die auf ihn mit Kummer und Freude im sorgenden Herzen warteten, hatte Freunde und Braut in Lübeck, die mit treuem Zittern nach ihm sich sehnten, und war drei Jahre in der Welt umhergezogen, zu sehen, zu wachsen, und zu lernen. Er war an der Elbe gewesen und hatte kein Weh nach der Heimat empfunden. Er hatte die Donau gesehen und war froh und glücklich gewesen. Er hatte die Berge überklettert und war ins Welschland gezogen, aber ihn traf kein Pfeil der Sehnsucht. Im Anfang des dritten Jahres war er in den Städten und Ländern am Rhein, aber von der Heimat hatte er bis dahin kaum etwas gehört, und nichts nach Hause gemeldet. Er war über Hamburg gezogen und hatte nicht nach Lübeck, nicht an Eltern und Freunde und Braut gedacht. Er war nach Norden gewandert und war bis zur Königsstadt von Dänemark gekommen. Da glaubte er, es sei des Wanderns genug, und wandte sich nun nach Hause. Aber er marschierte gemächlich, er sah sich die Städte an, die ihm noch fremd waren, er feierte die Feste, wo er sie traf. So kam er in wochenlangem Wandern der Heimat näher. Das Heimweh war ihm fremd geblieben. Und als er durch Küknitz zog, sang er, und als er sich bei der Herrenfähre über die Trave setzen ließ, rauchte er behaglich seine kurze Pfeife. Und als er bei Israelsdorf auf der Höhe stand, da sah er die Orte, wo seine Kindheit gespielt hatte, und sein Herz begann zu klopfen. Und als er auf der Höhe bei Israelsdorf stand und blickte mit Augen, die sich weiteten, die Straße hinab, die nach Lübeck führt, da sah er über die Häupter der grünen, schattigen Buchen im Strahle der Sonne die Türme der Marienkirche, auf denen die goldenen Wetterhähne lockend leuchteten. Da rückte er seinen Ranzen fest und schritt aus. Da griffen seine Beine gewaltiger aus, und er steckte die kurze Pfeife in seine Tasche. Da begann er zu laufen, und er begann zu rennen, und er rannte und lief, bis er atemlos und erschöpft seiner Mutter die Hand reichte.

So war das Heimweh nicht in Günthers jungem Herzen. Das hatte dem Knaben die Kraft genommen, zu laufen. Aber es war auch nicht ein Heimweh, das sich mit flacher Hand über die heiße Stirne streicht, das die Hand dann auf das Herz legt, und das mit leiser Wehmut flüstert, was die Gefangenen zu Babel sprachen:

„Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein."

Wir müssen erst sehr alt werden, ehe das bittere Heimverlangen in uns so zu sanfter, leiser Wehmut werden kann.

Es waren Greise, die an den Wassern zu Babel saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten, nur Greise, die ihre Harfen an die Weiden hingen, die in den Wassern waren. Günther aber war jung, und das Heimweh war ein Sturm in seinem Herzen.

Es war ein Heimweh, so krank und tatenlos, wie uns die alten Sagen berichten: — Und sie trugen den toten Ritter hinaus und begruben ihn auf dem Friedhof. Und es waren viele Ritter gekommen und Ritterfrauen, und weinten und folgten ihm nach. Und zuletzt schlich der gelbe Löwe, den der tapfere Ritter

im Morgenlande von einer großen Schlange befreit hatte. Die Ritter und die Ritterfrauen weinten und gingen und sprachen von den Heldentaten des Toten, und aßen und lachten. Der gelbe Löwe aber legte sich auf das Grab seines toten Herrn und blieb auf dem Grabe seines toten Herrn. Sie lockten ihn, aber er folgte nicht, hatte die Pranken auf den Grabhügel gelegt, hatte seinen mächtigen Kopf auf die Tatzen gelegt und blieb auf dem Grabe seines toten Herrn. Sie kamen und wollten ihn vertreiben, er aber hob seinen mächtigen Kopf und fletschte die Zähne, und legte seinen Kopf auf die Tatzen und blieb auf dem Grabe seines toten Herrn. Sie kamen und brachten Speise und Trank, und stellten alles in die Nähe des Grabhügels. Er aber schaute müde einmal zu Speise und Trank und wandte gleichgültig die Augen ab und blieb auf dem Grabe seines toten Herrn. Sie gingen und lebten und freuten sich, er aber blieb auf dem Grabe seines toten Herrn und starb auf dem Grabe seines toten Herrn.

So war das Heimweh in Günther.

Wolf aber sah es und erschrak vor diesem Heimweh. Und suchte und fand keine Hilfe.

Wolf redete und sprach und erzählte und lachte sehr laut, als sie an diesem Abend in ihren Betten lagen. Günther aber hörte nicht und weinte leise und schluchzend in die Kissen. Und weinte sich in den Schlaf, dann erst wagte auch der treue Wolf einzuschlafen. Als aber der Morgen graute, erwachte Günther und weinte laut. Das merkte auch Wolf sogleich.

„Mutter, Mutter!“ stöhnte der kranke Knabe.

Da stand Wolf auf, stand eben still in seinem langen weißen Nachthemde und dehnte sich, dann ging er und setzte sich auf die Bettkante, wo Günther weinte.

„Günther, so sei doch ruhig!“

Aber der Knabe schluchzte:

„Mutter, Mutter, meine Mutter ist gestorben.“

„Das ist ja Unsinn, Günther. Woher willst du das denn auf einmal wissen?“

Aber der Knabe schluchzte:

„Meine Mutter ist gestorben, und ich habe alles geträumt.“

„Aber wenn es doch nur ein Traum gewesen ist, Günther!“

Der Knabe jedoch schluchzte:

„Und es kann doch wahr sein, und sie kann doch gestorben sein.“

Und dann rief er:

„Und ich will nach Hause! Nach Hause will ich!“

„Sei stille!“ mahnte Wolf. „Sonst wacht Georg auch noch auf.“

„Das ist mir ganz egal!“ rief Günther. „Ich will nach Hause.“

Wolf saß auf der Bettkante, beugte sich über seinen Freund, der das tränende Gesicht in die Kissen wühlte und der seinen Körper unter der Decke hin und her warf. Wolf saß und hielt seine Hand auf Günthers wirres Blondhaar. Günther aber wand sich im Schmerze. Da sprach Wolf:

„Sei stille, Günther, ich will dir helfen.“

Aber der Knabe schluchzte:

„Du kannst mir nicht helfen, niemand kann mir helfen. Ich will nach Haus!“

Wolf jedoch sagte noch einmal:

„Doch, ich kann dir helfen!"

Da hob Günther sein Haupt aus den Kissen und sah in seines Freundes Gesicht. Dessen Stirn hatte die Falten angestrengtesten Suchens, dessen Augen blickten trostlos. Günther sah nur die trostlosen Augen und brach in neues Weinen aus.

Doch nun flüsterte Wolf sehr leise, denn er fürchtete, auch Georg könnte wach geworden sein, flüsterte vor Günthers Ohren:

„Du, sag mal, du hast mir ja das einmal erzählt, du, was hat der Herr Pfarrer zu dir gesagt, als du Ostern schon bei ihm Abschied nahmst?"

Jäh richtete sich Günther auf, seine Augen wurden sehr groß und sahen Wolf erschrocken an. So saß er eine ganze Weile starr, dann flüsterte er:

„Ich sollte alles liegen lassen und nach Hause kommen."

Aber dann sank er wieder mutlos zusammen und weinte von neuem und schluchzte:

„Ich kann ja nicht nach Hause. Ich muß doch in die Schule."

Wolf flüsterte wieder:

„Aber morgen ist Sonntag."

Günther schüttelte den Kopf in seinen Kissen.

„Ich kann nicht."

„Aber ich helfe dir!" rief Wolf, und seine Augen leuchteten von der großartigen Idee, die sein Kopf gefaßt hatte. Wolf war begeistert. Wie konnte es seiner Begeisterung mißlingen, den Freund mit fortzureißen? Das war ein Abenteuer, so prächtig, wie es nur in Büchern vorkam, ein Abenteuer, fast wie bei den Indianern, Rothäuten, Pfadfindern und Falkenaugen. Mit allen Fasern seines Denkens griff der lebhafte Junge nach seiner großartigen Idee und wunderte sich nur, daß er nicht früher schon darauf gekommen war.

„Ich helfe dir, sicher!" flüsterte Wolf, und kroch mit unter Günthers Steppdecke. Er entwickelte sieghaft und überzeugend seinen herrlichen Plan und brachte Günther von Verzweiflung zu zagendem Hoffen und vom Hoffen zum gläubigen Vertrauen und vom Vertrauen zur freudigsten Erwartung und zur Lust, zur Lebensfreude und zur Genesung.

Noch waren viele Hindernisse zu überwinden, die sich dem großen Plane patzig in den Weg stellten, noch gab es schwere Fragen, die zu lösen waren, jetzt waren die Jungen beide so weit, daß sie schon mit allem fertig werden wollten. Aber auf die großen, dicken Fragezeichen mußten sie noch eine Antwort finden. Dann dachten sie beide still und stumm nach, und dachten lange nach und schliefen ein. Der Sonnabendmorgen weckte die Jungen.

Es war schon am Morgen schwül und warm und die Wolken hingen schwer vom trüben Himmel. Der Kanal stand sehr tief, und über die Mühlenbrücke ging ein leiser, lauer Westwind.

In dem Klassenzimmer war noch die Hitze des vergangenen Mittags, von draußen sah der Tag nur mit trübem Gähnen durch die halb geweißten Fenster hinein. Es lag große Trägheit in der Luft, die durch den Unterricht der ersten Stunde nicht gehoben wurde.

In der Pause nach dieser ersten Stunde, als die anderen Knaben schon alle fast auf dem Spielplatz waren, stand Wolf noch an der Klassentür, denn er wollte gern wissen, bei wem die Untertertia in der nächsten Stunde Vertretung für den Doktor haben würde. Günther Hilen ging auf der Diele ganz in Träume verloren einher. Da kam der Herr Direktor vorbei. Wolf machte seine tiefe Verbeugung, Günther sah den Direktor mit leeren Augen voll an, bemerkte ihn aber nicht und ward sich seines Sehens nicht bewußt. So grüßte er auch nicht. Da fragte im Vorübergehen der Herrschgewaltige:

„Wohin willst du, Hilen?"

Günther sah verwundert zu ihm auf, grüßte auch jetzt nicht und antwortete langsam, halb schlafend:

„Nach Hause!"

Da legte der Direktor seine Hand auf des Knaben Schulter und fragte:

„Gefällt es dir so wenig bei uns?"

Und Wolf an der Klassentür bekam einen lauten Hustenanfall. Davon wachte Günther auf; er ward sehr rot und rief hastig:

„Doch, doch, Herr Direktor, es gefällt mir sehr gut."

Aber seine Augen füllten sich mit großen Tränen.

Der Direktor ging in sein Zimmer, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb sogleich einen kurzen Brief an den Hauptlehrer Faber in der St. Jürgen-Vorstadt, bat ihn zu sich, um über seinen Zögling Günther Hilen Rücksprache zu nehmen, da er bedenkliche Zeichen starken Heimwehs bemerkt habe. Der Direktor konnte sich nun den bitteren Tränenausbruch des vergangenen Tages wohl erklären.

Wolf aber schalt seinen Freund:

„Du hättest ja beinahe alles verraten!"

Und Günther antwortete bedenklich:

„Sollen wir nicht lieber alles sagen?"

Aber Wolf protestierte energisch.

Günther blieb diesen Sonnabendvormittag in Heimatgedanken. Selbst die zweite Stunde, wo einer der ältesten Herren der Anstalt den Klassenlehrer vertrat, zupfte ihn nur für kurze Zeit ins fröhliche Leben zurück. Wolf aber vergaß in dieser Stunde harmlosester Ausgelassenheit alle wichtigen anderen Gedanken.

Als der alte fröhliche Herr das Klassenzimmer der lebhaften Untertertia betreten hatte, überraschte er die Knaben, die von diesem alten Professor bisher nur unendlich viel hatten erzählen hören, und nun in gespannter Erwartung und in fröhlichster Hoffnung seiner warteten und der Dinge, die er bringen sollte, mit der gewaltigen Anrede:

„Nun, Jungens, ihr Untertertianer, habt ihr denn ordentlich das Buch in die Nase gesteckt, wollte ich sagen: die Grammatik ins Buch gesteckt, wollte ich sagen, die Nase in die Grammatik gesteckt?"

Ihm antwortete ein unbändiges Halloh, bei dem sich Wolf besonders hervortat. Der alte Herr nahm derartigen Jubel nicht übel, zumal er hier die reine Herzlichkeit des Lachens herausmerkte; er kannte seine Eigenschaft, alles zu ver-

drehen, er war selbst schuld daran, daß er sich gar zu häufig versprach, denn er hatte in jüngeren Jahren, da er stets ein Freund fröhlichen Jubelns gewesen war, seine leisen Anfänge von Sprachverdrehungen liebevoll gepflegt. Als er Wolf so herzlich und ohne Aufhören lachen sah, sagte er endlich zu ihm:

„Lache nicht, Junge, denn auch hier hat das Sprichwort seine Richtigkeit: Reden ist Schweigen und Silber ist Gold.“

Und wieder lachte Wolf am ausdauerndsten.

„Ei, ei, mein Junge,“ sagte der Alte, „du scheinst ja ein lächerlicher Bursche zu sein. Ich werde dir mein Gesicht merken.“

Darob sahen ihn die Knaben nur verblüfft an.

Dann fragte er:

„Wer kann das erste Käserkapitel auswendig?“

Erst wußten die Jungen nicht, was er mit seinem Käser meinte, dann aber sprang Georg auf und rief sein „Ich — ich!“ und fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum. Da rief der alte Professor entsetzt:

„Flimmere nicht mit den Händen, es baumelt mir vor den Augen — wollt' ich sagen: Baumele nicht mit den Augen, es flimmert mir vor den Händen. Aber beginne, fi mili, heißt das: Mi fili.“

Sein Versprechen war nicht immer unabsichtlich. In seinen höheren Klassen kamen auch in jeder Stunde Verdrehungen vor, doch häuften sie sich nicht so, wie es heute in der Untertertia geschah. Er war eben mit dem Vorsatz in die Vertretungsstunde gegangen, sich und seine Jungen königlich zu amüsieren.

Als Georg halb mit seinem Gallia est omnis divisa fertig war, wies der Alte auf Oskar Wennigen und sprach:

„Fahre weiter!“

Und Oskar beendigte das Kapitel zu des Alten Zufriedenheit.

„Nun haben wir genug von der Gelehrsamkeit.“ Und er setzte sich bequem auf die vorderste Bank. Wolf rückte zur Seite und sah erstaunt zu dem Professor auf, der seine Beine auf den Sitz stellte. „Jetzt werde ich euch eine Erzählung geschichten, wollte ich sagen: Eine Geschichten verzähligen.“

Er sah mit seinen kleinen Äuglein, die hinter der goldenen Brille zusammengekniffen waren, heiter von frohem Knabengesicht zu lachenden Knabenaugen. Das war ihm der liebste Anblick, der höchste Genuß.

„Ich werde euch die Geschichte erzählen: Drachmus säte die Kattenzähne, wollt' ich sagen: Kadmus säte die Zackendrähne — wollt' ich sagen — sag' du's!“

Hermann Blohm pustete hervor:

„Kadmus drähte —“

Aber da gab es erst ein gewaltiges Halloh.

„Kadmus säte die Drachenzähne.“

Der Alte aber rief in den Jubel hell lachend hinein:

„Habe ich's nicht gleich gedacht, wie ihr mich auslachtet, ihr Buben, daß es heißen würde: Heute mir, morgen gestern!“

Und so ging unter Jubel und Gelächter die Ente zur Stunde, wollte ich sagen: die Stute zur Ente, wollte ich sagen: die Stunde zu Ende.

Noch Wochen danach übten sich die Untertertianer in fröhlichen Wortverdrehungen.

Dabei hatte auch Günther herzlich gelacht, aber die Wogen leise drängenden Heimwehs schlugen doch bald wieder über seiner Fröhlichkeit zusammen.

Als dann um halb zwei Uhr auch dieser sonnabendliche Schultag zu Ende gegangen war und die Knaben unter lauten Gesprächen, an denen sich wieder nur Günther nicht beteiligte, nach Hause eilten, kam ein langsamer, warmer Regen vom Himmel herab. Der nahm Günther seinen notdürftigen Mut.

„Wir kriegen's ja nicht fertig!“ stöhnte er.

„Bangbüchse!“ rief Wolf. Der war so leicht von einmal gefaßtem Plane nicht abzubringen.

„Wenn wir nun alles sagen?“ fing Günther wieder nach einer Weile zaghaft an. Da aber wurde Wolf ärgerlich.

„Wenn du willst, kannst du ja alles sagen. Ich spreche dann aber kein Wort mehr mit dir. Und du wirst ja sehen, was die andern dann tun, wie Frau Faber schelten wird.“

Darauf schwieg Günther. Nur im stillen plagte er sich damit, daß Frau Faber auch so schelten würde, quälte sich damit, daß ihr Vorhaben nicht recht und artig sei. Aber getan mußte es ja doch werden. Ob die Gewissensbisse auch bohrten, das Heimweh zerrte noch mehr.

„Und Herr Pastor Freund hat es überhaupt erlaubt“, sagte Wolf, und schloß damit auch seines Freundes Gedankenreihe. Während ihm aber das sonnabendliche Mittagsmahl, Linsensuppe mit Milchreis, wenigstens in seinem zweiten Teile, wenn tüchtig Zimt und Zucker darauf gestreut wurde, wohl schmeckte, löffelte Günther nur träge an seiner Portion herum.

Nach dem Essen nahmen die Knaben am Sonnabend sogleich die Schularbeiten vor, dann hatten sie doch immer noch zwei freie Tage vor sich. Aber Wolf und Günther sahen immer wieder zum Fenster hinaus.

„Wenn es nur nicht nochmal regnet.“ Es hatte eben aufgehört, aber der Himmel machte noch kein freundliches Gesicht, und die herabhängenden Wolken wollten keinen frischen, kühlenden Luftzug an die schlaffe Erde lassen, über der matte Schwüle brütete.

„Wie weit mag's wohl bis Mölln sein?“

Georg schaute von seiner Arbeit auf und fragte dagegen:

„Wie lange fährt man mit der Eisenbahn?“

„Eine halbe Stunde“, sagte Günther.

„Dann werden's wohl zu Fuß zehn Stunden sein“, meinte der Kleine, und Günther erschrak.

„Du bist ganz dumm,“ sagte Wolf. „Es sind höchstens drei Stunden.“

„Na, neun Stunden sind's aber sicher,“ vermittelte Georg. Wolf gab drei und eine halbe Stunde zu, ließ aber nicht weiter mit sich handeln.

„Wir können ja nachher Papa fragen.“ Aber die andern Knaben wehrten ab.

Ehe sie noch mit ihrem Streit und mit ihrer Arbeit fertig waren, ehe noch der Hauptlehrer sein Mittagsschläfchen beendigt hatte, klingelte es an der Haustür.

„Der Postbote!“ Und alle drei stürzten die Treppe hinab.

„Er bringt mir einen Brief!“ jubelte Günther.

„Oder mir!“ rief Wolf.

„Nein, er bringt einen an Papa!“ trumpfte Georg auf.

An der Haustür trafen sie mit dem Dienstmädchen zusammen, das ein großes Schreiben in Wolfs Hände legte. Der las die Aufschrift, aber er ließ den Brief fast fallen. Georg nahm ihn ab.

„An Papa!“ triumphierte er.

„Vom Direktor!“ stöhnte Wolf.

Günthers erschreckte Augen füllten sich mit Tränen, Wolf ward hochrot. Georg aber brachte den Brief seinen Eltern. Nach einer Weile kam er wieder zu den Freunden, die betrübt an dem Geländer der Treppe stehen geblieben waren.

„Günther soll zu Papa und Mama kommen“, meldete er stolz.

„Günther allein?“ fragte Wolf erstaunt. Georg nickte. Günther ging, aber Wolf schlich hinter ihm her und ward nicht aus dem Zimmer gejagt.

„Mein armer Junge!“ sprach der Hauptlehrer mit ruhiger Stimme. „Komm einmal zu mir, mein lieber Günther.“ Und er streckte ihm mitleidig die Hände entgegen.

Frau Hermine Faber erhob sich vom Sofa und sprach scharf:

„Günther, wie kannst du uns nur solche Schande machen?“

Der Hauptlehrer suchte seine Frau zu besänftigen:

„Aber, liebe Hermine!“

Doch die liebe Hermine fragte noch ein gut Teil spitzer:

„Was ist denn da zu abern, Tobias?“

Der Hauptlehrer legte seinen Arm um Günthers schlanken Körper und zog den Knaben zu sich heran. Wieder sprach er leise:

„Möchtest du gern mal nach Hause, mein Junge?“

Günther nickte und sah scheu zu Frau Hermine hinüber. Die stemmte die rechte Faust in die Seite.

Der Hauptlehrer sah den Jungen an und strich ihm die Haare glatt.

„Hast du Heimweh gehabt, mein Junge, und hast mir gar nichts gesagt?“

Die Tränen rollten Günthers Backe entlang.

„Mußt nicht weinen, Günther“, sagte der Hauptlehrer und trocknete ihm das Gesicht. „Nicht weinen, nun wird ja alles wieder gut. So, nicht wahr?“

Günther schluckte.

„Ich wollte — wir — Wolf und ich — wir wollten — —“ Er war dabei, den ganzen schönen Plan seines Freundes auszuplaudern. Wolf klemmte sich in die Ecke an der Tür, bejammerte seinen verpfuschten Plan, aber wußte nicht, wie er ihn retten könnte.

Da kam ihm Frau Hermine Faber zu Hilfe, denn bei der brach nun das Gewitter los, das draußen noch zögerte.

„Das ist ja eine nette Bescherung!“ rief sie.

„Laß mich doch das machen, liebste Hermine!“ bat Herr Tobias, aber solcher Empörungsversuch erhöhte nur den Grimm der Hausherrin, und mit Recht.

„So, ich soll dich das machen lassen?" schrie sie. „Soll den Mund halten, wie immer. Aber ich sage, ich will den Mund nicht halten, ich will reden. Und du kannst mir den Mund gar nicht verbieten. Was? Ich soll schweigen, und dabei trittst du die Ehre deines Hauses in den Staub! Was? Ich soll schweigen, und dabei soll alle Welt denken, wir behandelten unsere Pensionäre schlecht. Nein —"

„Aber, liebe Hermine!"

„Ach was, du bist stille. Ich weiß, was sich schickt."

Der Hauptlehrer schüttelte seufzend das Haupt, ließ Günther los und lehnte sich müde in seinen Sessel zurück.

Günthers Tränen waren vertrocknet. Er hatte seine Augen aufgerissen und sah voller Schrecken auf seine Pensionsvorsteherin. Ihm war es, als sähe er etwas Unmögliches, und er konnte sich nicht zurechtfinden; ihm war, als höre er etwas Gemeines, und es ekelte ihm. Wolf in seiner Ecke war nicht mehr so feinfühlig wie sein Freund gegen solch eine häusliche Häßlichkeit. Er sah das nicht zum erstenmal. Es machte ihm aber Vergnügen, die zornige Frau heimlich mit der Furie zu vergleichen, die Juno gegen Äneas und seinen lieben Sohn Julus ausschickte. Er hielt Auge und Ohr offen.

Frau Hermine nahm nun den Knaben vor.

„Nun komm mal zu mir, Günther!" rief sie. Der rührte sich nicht vom Platze.

„Nun werde ich mal mit dir reden. Nun paß einmal gehörig auf und antworte mir ordentlich auf meine Fragen. Lügen brauchst du nicht."

Sie sollte wissen, daß ein Knabe wie Günther nicht von selbst lügt. Aber noch häufiger solch häßliches Schimpfen wie eben, dann wird der Knabe schon ins Lügen hineingeschüchtert werden.

„Antworte: Bist du irgendwann einmal nicht satt geworden? "

Günther sah sie mit erstaunten Augen eine Weile dumm an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Aber, liebste Frau!" wagte der Hauptlehrer zu reden. „Das gehört gar nicht hierher. Der Junge hat ja bloß Heimweh."

„Du schweigst!" herrschte ihn seine Gattin an.

„Ist das Essen jemals schlechter gewesen, als in Sophienhof? Antworte, Bengel!" Ihre Stimme zitterte vor Zorn.

Günther schüttelte den Kopf. Aber seine Wangen waren farblos.

Und nun prasselten tausend Fragen auf ihn ein, als würde er mit harten Haselnüssen beworfen.

„Ist der Kaffee schlecht? Ist dein Bett jemals unordentlich gewesen? Hast du nicht immer dasselbe bekommen, wie Georg auch? Habe ich ihn vorgezogen? Habe ich nicht mit derselben Liebe dich behandelt? Habe ich dich je geschlagen? Habe ich dich gescholten? Rede, dummer Bengel!"

Günther stand und konnte die Fragen nicht abschütteln.

„Und nun machst du uns solche Schande!" Frau Herminens Stimme schnappte über und bekam einen weinerlichen Ton. „Nun sollen die Leute mit Fingern auf uns zeigen und sollen sagen, wir behandelten unsere Pensionäre schlecht, wir behandelten sie so schlecht, daß sie es bei uns nicht aushalten können. O, die Schande,

Himmelschlüssel



Wolfgangmüller

die Schande!“ Und nun fing sie wirklich an zu weinen. Aber sie ermannte sich noch einmal und rief in rücksichtslosem Zorn: „Mach', daß du rauskommst!“

Günther ging still und Wolf mit ihm. Der aber triumphierte.

„Willst du noch sagen, was wir tun wollen?“ fragte er.

Günther schüttelte den Kopf.

„Willst du nun mitmachen? Willst du nun tun, was ich dir heute früh gesagt habe?“

Günther nickte, dann aber brach er heftig aus:

„Ich will nach Haus, nach Haus, nach Haus!“

„Hurra, Günther!“ rief Wolf, und zog ihn am Arm mit sich fort.

16. Nacht

Der Nachmittag verging in Trägheit. Es war zu schwül, daß irgend eine Lust im Menschen aufkommen konnte. Wie unter einer bleiernen Decke krochen die Menschlein dahin, und hüteten sich, ihre Glieder schnell zu bewegen. Sie rissen sich die Kleider auf und fanden doch keinen freien und leichten Atem. Sie steckten den Kopf in kühles Leitungswasser; das war doch auch schon fast lau geworden, aber unter den verdampfenden Wassertropfen trat der Schweiß durch die Poren. Die drei Knaben lagen auf den hölzernen Treppenstufen und redeten langsam und träge. Wolf hatte nicht zum Baden in den Krähenteich gehen wollen, obwohl dort wohl der einzig erträgliche Aufenthaltsort in Lübeck war.

„Wir wollen uns nicht müde machen“, hatte er zu Günther gesagt.

Der Westwind war eingeschlafen, die paar Regentropfen vom Mittag waren vertrocknet. Die Wolken hingen noch vom Himmel herab, aber sie nahmen Gestalt an, sie ballten sich zusammen, wurden zackig und bekamen scharfe Ränder, die gelb und trübe leuchteten. Dahinter brannte irgendwo die Sonne und neigte sich langsam gegen den Abend. Die Obstbäume im Garten rührten kein Blatt, und die hohen, prächtigen Fichten vor dem Nachbarhause standen stocksteif, als wären sie aus Blech geschnitten. Keine Vogelstimme zwitscherte, und sie waren doch sonst so lustig in der Vorstadt, und selbst die Mücken summten nur ganz träge, wenn sie stachen. Sie waren zu faul, Böses zu tun. Aber Schnaken waren da, kleine, schmale, schwarze Dinger, die an jeder Stelle ihres millimeterlangen Körperchens sich nach allen Richtungen ganz zurückbiegen konnten, die sich auf die Nasenspitze stellen und die Körper kerzengerade in die Luft strecken konnten, und die auch auf der letzten Schwanzspitze anmutig tanzen konnten. Zu Hunderten waren sie da, zu Tausenden flogen und krochen sie durch den Garten. Sie zwängten sich durch die Ritzen der dichtgeschlossenen Fenster und kamen in unzähligen Haufen in das Haus. Die Fensterscheiben waren mit schwarzen Millimeterstrichen bedeckt. Sie krochen zu den Knaben heran, auf Hals, Gesicht, in die Augen und in die Nasenlöcher, die Brust herab und in die Hosenbeine. Die Knaben juckten sich und wehten mit den Taschentüchern und prusteten und niesten. Und standen schließlich auf und gingen in das heiße Zimmer, das nach der Straße zu lag. Hier war die Plage doch geringer.

„Wenn das Gewitter doch endlich kommen wollte!" stöhnte Herr Tobias Faber beim Abendessen.

„Kommt heute ein Gewitter?" fragte Wolf mit verborgener Ängstlichkeit.

„Nanu, seit wann fürchtest du dich?" fragte der Hauptlehrer dem entgegen.

„O, ich fürchte mich gar nicht!" rief Wolf. Aber Günther schaute besorgt darein.

„Kommt wirklich ein Gewitter?" fragte er.

„Ach, du mein lieber Junge!" sprach der Hauptlehrer zu ihm, denn der war gerade heute besonders zärtlich zu dem Jungen, gegen den er das Unrecht seiner Frau wieder gut machen wollte. Und da er ihn in gute, ausgeglichene Stimmung bringen wollte, so versuchte er ihm auch die Angst vor dem Gewitter zu nehmen und sprach weiter: „Es ist so schwül. Darum dachte ich, daß ein Gewitter kommen müßte. Aber ich kann mich ja auch leicht irren. Vielleicht kommt auch nur ein warmer Landregen. Vielleicht bleibt es auch trocken. Aber wenn du so große Angst hast vor dem Gewitter und denkst, es könne diese Nacht kommen, dann kann ja auch Georg mal bei seiner Mutter schlafen, und ich ziehe zu euch beiden hinauf."

Da schrien drei Knaben auf, einer freudig und zwei entsetzt. Georg rief:

„Ach ja, das wird fein. Ich will in Mamas Kammer schlafen. Nicht wahr, Mama?"

Und Wolf rief:

„Aber wir haben ja gar keine Furcht vor dem Gewitter!"

Und Günther schüttelte den Kopf, sah seinen Freund mit großen Augen an und sprach dann:

„Ach nein, wir können ganz gut allein schlafen. Ich habe auch gar keine Angst."

„Aber wirklich, Jungens, ich würde es ganz gerne tun", meinte der Hauptlehrer.

Das — und der ganze schöne, prachtvolle Plan war ins Wasser gefallen. Wolf bekam einen großen Schrecken bei des Hauptlehrers Freundlichkeit. Er strengte seinen Kopf an, um in aller Geschwindigkeit eine Hilfe zu finden, die Herrn Tobias von seinem Gedanken abbringen konnte, und er verfiel auf nichts anderes als:

„Ach nein, Herr Faber, ich — ich schnarche so fürchterlich."

„Du schnarchst!?" rief lachend Herr Faber.

Günther sah seinen Freund verwundert an. Georg rief laut:

„Das ist ja gar nicht wahr, Papa, du kannst ganz gut in meinem Bette schlafen."

„Das ist ja gar nicht groß genug", meinte Wolf, der über seine Lüge sehr rot geworden war.

Da sagte endlich der Hauptlehrer:

„Na, laß nur. Wenn ihr mich durchaus nicht haben wollt, dann muß ich schon in meiner Kammer allein bleiben."

Zwei Knaben atmeten erleichtert auf. Eine schwere Gefahr war ihnen geschwunden. Aber Georg sprach sehr betrübt:

„Ach, ich wollte so gern mal mit Mama in einer Stube schlafen."

Und Frau Hermine, ja, Frau Hermine war froh, daß sie einem Menschen ihre Liebe zeigen konnte. Sie hatte stets nach einer häuslichen Häßlichkeit wie diesen Nachmittag, an der sie selbst schuld gewesen, das tiefe Bedürfnis, Liebe zu erweisen, um ihre Schuld abzuwaschen — Frau Hermine küßte ihren Jungen und sprach:

„Du kannst ja trotzdem einmal zu mir kommen."

Da waren drei Knaben glücklich, aber nur einer ließ es sich merken. Georg krähte fröhlich auf und klatschte in die Hände. Günther und Wolf aber sahen sich befriedigt an und triumphierten innerlich. Der schwerste Teil ihres Planes war fertig, das Stück und Hindernis, von dem sie noch nicht recht im klaren waren, wie sie es wegräumen sollten, war kinderleicht überwunden. Was konnte sich nun noch ihrem Plane in den Weg stellen?

Nach acht Uhr erst ging die Sonne unter, aber dunkel wurde es diesen Abend nicht.

„Du mußt fragen," flüsterte Wolf zu Günther, „ob wir gleich zu Bett gehen dürfen."

„Warum muß ich fragen?"

„Du, dir wird heute alles erlaubt", antwortete Wolf sehr pfiffig.

Und Günther fragte.

„Warum wollt ihr denn so früh schon gehen?" fragte Frau Hermine verwundert. Sonst waren die Knaben immer nur schwer ins Bett zu bringen.

„Wir möchten gerne!" gab Günther als stichhaltigen Grund an.

„Laß sie gehen!" meinte der Hauptlehrer.

So durften denn die Knaben hinaufgehen.

„Das mit Georg ist famos!" sprach Wolf.

„Ja," sagte Günther. „Ich hätte gar nicht gewußt, wie wir es sonst mit ihm hätten machen sollen."

„Wir hätten warten müssen, bis er eingeschlafen wäre."

„Das würde furchtbar spät geworden sein."

Um neun Uhr kam Frau Hermine, sagte den Knaben, die in ihren Betten lagen, gute Nacht, und holte die Lampe ab.

Danach erhoben sich die Knaben wieder und zogen sich behutsam an.

„Wenn nun ein Gewitter kommt?" fragte Günther.

„Fürchtest du dich?"

„Nein, aber wenn dann Herr Faber zu uns heraufkommen will..."

Wolf schaute seinen Freund rasch an.

„Ach was," sagte er dann. „Wir sind dann lange fertig. — Du, die Stiefel müssen wir in die Hand nehmen."

Es war halb zehn Uhr, als sie anfingen, ihren Plan auszuführen. Wolf war stolz, denn er hatte noch nie einen so großen und schönen Plan gefaßt.

Sie hatten ihre Stiefel in der Hand und schlichen auf Strümpfen zur Tür. Behutsam legte Wolf seine linke Hand auf den Drücker und öffnete sehr langsam und vorsichtig. Da ließ er seine Stiefel fallen, die hart auf die Diele polterten.

Günther lief entsetzt wieder in die Stube zurück und kroch unter die Bettdecke. Wolf lachte unterdrückt und horchte. Alles blieb im Hause still.

„Komm, Günther, wenn uns jemand faßt, so sagen wir, wir hätten in der Küche Wasser holen wollen.“

Die eklige Treppe knarrte bei jedem Schritt, und das Geländer ächzte, wenn sie sich darauf stützten. Es dauerte eine Ewigkeit, ehe sie unten waren. Und da — den beiden Flüchtlingen stand der Atem still, das Herz pochte und hämmerte gegen die Rippen, sie schlichen beide wieder zwei Treppenstufen höher — da stand die Tür des Wohnzimmers weit offen. Um die Lampe herum saßen die drei Fabers am Tisch. Der Hauptlehrer rauchte eine lange Pfeife und las andächtig ein großes Buch, hinter dem sein Gesicht halb versteckt war. Georg kniete auf seinem Stuhle und zeichnete ein paar Tiere und tuschte sie aus, und Frau Hermine — es war ein großes Glück — drehte ihnen den Rücken zu.

Wolf ergriff seines zaghaften Freundes Hand und zog ihn vorwärts, leise, auf Zehenspitzen. Zu atmen wagten die Jungen nicht. So kamen sie an der Tür vorbei. Da hörten sie Frau Hermine reden:

„Daß der Junge so plötzlich Heimweh hat!“ Die Stimme klang laut und klar.

„Hast du gar nichts davon gemerkt, Georg?“

Da flüsterte Günther mit aufgeregt zitternder Stimme:

„Jetzt petzt er alles.“

„Stille!“ machte Wolf.

Und Georg — sah nicht von seiner Zeichnung auf und sagte nur:

„Nein!“

Da gingen die beiden Knaben auf ihren Socken weiter. Die Gartentür stand offen. Sie drückten sich hinaus, gingen leise im knirschenden Sand um das Haus herum, schlichen durch den Vorgarten, auf den durch das offene Fenster des Wohnzimmers der Lampenschein fiel, und waren auf der Straße. Dort entwischten sie schnell in den nächsten Vorgarten des Nachbarhauses, wo sie sich erst ihre Stiefel anzogen.

„Das war famos!“ flüsterte Wolf erregt.

„Sei stille!“ mahnte Günther.

Dann waren sie wieder auf der Straße, faßten sich bei den Händen und fingen nun an zu laufen, bis sie an der Straßenecke hoch aufatmend still standen.

„Nun sind wir gerettet!“ jubelte Wolf.

„Sei doch stille!“ flüsterte Günther ängstlich.

„Warum denn?“ rief Wolf. „Hurrah, wir sind frei!“ Und er schwenkte die Mütze. Als aber ein später Spaziergänger die Straße entlang kam, drückten sie sich scheu beiseite. Und als gar ein Schutzmann kam, fingen sie wieder an zu laufen.

So kamen sie dorthin, wo die letzten Häuser an der Ratzeburger Chaussee standen, und traten ihre nächtliche Wanderung an. Vor allen Häusern saßen die Bewohner. Die Alten rauchten und redeten in breitem Platt, die Kinder spielten und gingen mit Papierlaternen einher, darin brannte die Kerze, zogen die Straße in Trupps auf und ab, große und kleine Kinder, und sangen das alte Lied:

„Laterne, Laterne!
Ich geh' mit meiner Laterne,
Meine Laterne, die brennt so schön,
Morgen woll'n wir wieder gehn.
Laterne, Laterne!
Sonne, Mond und Sterne!"

Worauf das Lied von neuem begann.

Sie aber gingen weiter auf schweigender Landstraße, an feiernden Menschen vorbei in die warme Nacht hinein, sie gingen und atmeten frei auf. Die Dämmerung engte die Erde ein, aber die Landstraße schimmerte vor ihnen und zeigte ihnen den Weg der Hoffnung und der Erlösung, den einen Weg, den wir alle ersehnen, den Weg nach Hause. Sie gingen über die Eisenbahn, die nach Ratzeburg und Mölln zu führt, und sahen den Schienensträngen wehmütig und doch siegesstolz nach, wie sie ins Dunkel tauchten, ehe sie einander nahe gekommen waren. Und sie kamen auf die Höhe hinter der Eisenbahn und gingen die breite, offene Landstraße hinab, an Weidenkrüppeln und Weidenzwergen vorüber, die ihre zerrissenen Körper verrenkten, die auf zwei plumpen Beinen standen und gespenstische Arme nach den Wolken streckten. Dort stand in der bleichen Lücke zweier schwarzer Wolken der Halbmond und beleuchtete die scharfen Ränder der drohend schwarzen Gewitterwolken und goß silberne Furcht über die Weiden an der Landstraße, und badete den Sand der Straße in weißem Lichte und flüsterte mit den Feldern zur Linken und verkroch sich in den Kiefern, die zur rechten Seite der sehr breiten Chaussee auf der Höhe standen und alles Licht spurlos verschluckten. Die Knaben gingen da hindurch und schwiegen.

(Fortsetzung folgt)



Der Mensch und die Uhr

Ein Gleichnis von Michael Bauer

„Ich würde viel rascher innerlich vorwärts kommen," sagte ein Mensch, „wenn ich nicht so viel Schweres zu tragen hätte, wenn nicht Kummer und Not meine Kräfte so sehr verzehrten."

„Ja, dir geht es wie mir", antwortete die Uhr an der Wand. „Ich habe mir auch schon oft ausgedacht, wie leicht und flink ich gehen könnte, hätte ich nicht die beiden schweren Gewichte an mir hängen."



Der Schauflergraf · Von Fritz Müller

Ein Graf war er früher, ein wirklicher Graf ...
In der Mark irgendwo
Ragen noch jetzt die Zinnen
Des Schlosses derer von ...

Pst! Halte den Mund,
Sonst beschämt dich diskretionär
Der Erdarbeiterpolier auf der neuen
Tauernbahnstrecke.

Als der auf der Altersversicherungskarte
Des hageren Menschen
Den adlig tönenden Namen gelesen,
Hat er einfach gesagt:
„Ist in Ordnung, M a x, treten Sie ein,
Schaufelkolonne siebenunddreißig
Hinter der Bahnhofskantine —
Haben Sie Ihre eigene Schaufel?"

Die hatte der Max,
Die war sein letztes Besitztum,
Die läßt der verlottertste Schaufler
Erst vor dem Tod aus der Hand.
Oder vorm Armenhaus,
So wie die Schwerter die Ritter derer von ...

„Herrgott, halt 's Maul!"
Hatte der Streckenpolier dem Schreiber gesagt,
Der in der Kantine über den Max
Der dicken Theres ans baumelnde Ohrgehänge
Was witzeln gewollt.

Und so blieb es gewahrt, das Geheimnis,
Und so schaufelt der Max, schaufelt und schippt
In der Schaufelkolonne an der bayrischen
Grenze
Auf dem neuen Tauerngeleis,

Zecht mit den andern, schläft mit den andern,
Redet mit ihnen als einer der Ihren.
Nur wenn sie beim Bier und beim Schnaps
Grölen und singen und schrein,
Beißt er die Lippen zusammen und schweigt.

Deshalb, nur deshalb hat einer
„Schauflergraf!" spottend und lachend gesagt,
Ganz ohne Ahnung, daß er da wirklich
Vor sich den Grafen von ...

„Zum Teufel nochmal —
Erzählen sollst du, erzählen!
Waschweiber nennen die Namen!"

Gut also. Sie mögen ihn gerne,
In der ganzen Kolonne ist er als
Tüchtiger Kerl geschätzt.

Wenn nur der Branntwein nicht wär'!

Beißt er die Lippen, der Max,
Bei den zotigen Strophen der andern,
Beißt ihn selber der Branntwein zusammen,
Den Max, und reißt ihn am Samstag zu Boden.

„Vorschuß am Montag schon wieder, Herr
Max?"
Sagt der Streckenpolier, brummelt und
Gibt ihm die Münze.

Fließen aufs neue die Ströme des gelben
Gesöffs ...
„Prost! Maxl, du alter Kumpan ..."
„Prost! Kamerad ... Theres, ein größeres
Glas!"
„Du bist ein Kerl, und verstehst au an Gspaß,
Schaufelgraferl, sollst leb'n ..."

Herrgott, war das ein Gezech!
Herrgott, schwimmt da die ganze Kolonne
In der ausgelassensten Lust und dem gelben
Gebräu,

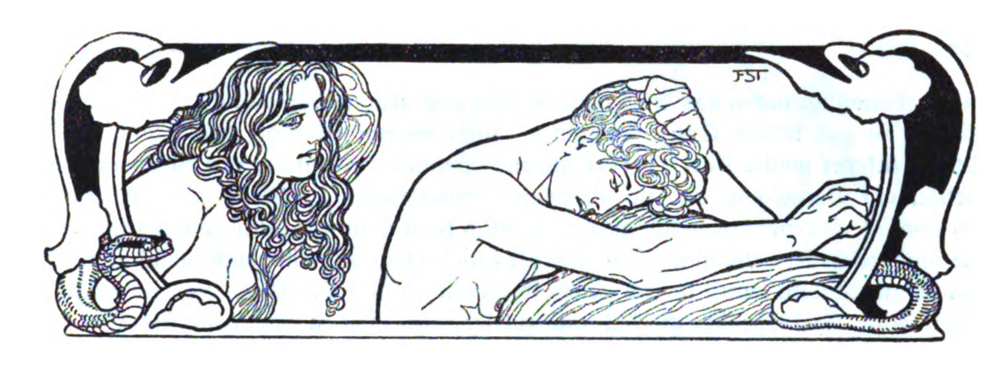
Alles ein Herz —
Bis auf einmal einer hinaufsteigt
Auf den verschütteten Tisch,
Räuspert den dicklichen Hals und
Brüllt ein schmutziges Lied
Mit dem Refrain:
„... und der Kaiser ein Lump."

Vers Nummer eins — es verdampft
Im Kopfe des Schauflergrafen der letzte
Alkoholtropfen zu schneidender Klarheit.

Vers Nummer zwei — und er holt
Sicheren Griffs die Schaufel hervor aus der
Ecke.

Vers Nummer drei — und krach!
Trümmert das Eisen den Schädel des Sängers
in Stücke.





Die Unverstandene

Von Hans Ludwig Rosegger

Nach dem Industriellenball hatte es bei ihm mit einem Schnupfen angefangen, dann kam ein Bronchialkatarrh dazu, mit Fieber; trotzdem fuhr er regelmäßig in die Fabrik. Eine Woche später wurde Karl Theodor im Bureau ohnmächtig, sie brachten ihn nach Hause und der Arzt stellte Lungenentzündung fest, eine verschleppte überdies, die heimtückisch zehrte. Frau Liesl pflegte ihren Mann aufopfernd, tagsüber war sie tapfer und trug den Kopf hoch, aber des Nachts schlich das Grauen aus allen Winkeln und verschnürte ihre Kehle. Die Temperatur stieg auf 40 Grad, auf 40,5, auf 41 ... Doktor Wipper gab immer weniger Hoffnung.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang starb dann Karl Theodor.

Der Notar kam, die Leute von der Leichenbestattung kamen, und viele, viele Menschen kamen, die ihre Gesichter in Trauerfalten legten und kondolierten. Frau Liesl war gefaßt und drückte das Taschentuch nur selten an die Augen.

Endlich wieder allein, das erstemal mit dem toten Karl Theodor allein, setzte sie sich zu seinem Bett und schaute lang, lang in das stille Gesicht. So hart und kalt und rücksichtslos sah er auch im Leben aus, dachte sie; besonders wenn er schweigen wollte und auf keine Frage antwortete. „Ganz unverändert!“ hatten die fremden Menschen, die ihn scheu von der Seite anblickten, geflüstert.

Frau Liesl wunderte sich, daß sie jetzt so gar keine Angst empfand — höchstens davor, daß man sie nun „Witwe“ nennen würde — ein schreckliches Wort ...

Ich hab' ihn einmal sehr lieb gehabt, dachte sie weiter und versuchte, über seine gefalteten Hände zu streicheln, aber da graute ihrem warmblütigen Leben doch vor der wächsernen Kühle. — Diese Liebe in mir hat er langsam totgemacht, weil er mich nicht verstand, weil er sich keine Mühe gab, mich zu verstehen. Wenn ich ihn bat, er möchte mich in die Kirche begleiten, sagte er bloß: „Geh nur allein; mit seinem Gott spricht man ohne Zeugen am besten.“ So zynisch! In seinen Klub mitzukommen, hatte er sie nie aufgefordert; sie ging ja auch lieber ins Theater, aber wenigstens einladen hätte er sie können. ... Erzählte sie ihm etwas von einem hübschen Hut oder einer entzückenden Seidenbluse, die sie irgendwo gesehen hatte, dann fragte er nur: „Wieviel kostet's?“ Frau Liesl nannte den Preis jedes-

mal widerwillig, nahm das Geld ohne Freude und grämte sich, daß ihm die schönen Sachen so gar keinen Spaß machten — nicht einmal über die lustig wippende Straußenfeder wollte Karl Theodor lachen! Einmal verdiente er mit einem neuen Artikel ein Vermögen, und sie umschlang seinen Hals. „Bist du glücklich, Karl Theodor?“ Da wandte er sich weg: „Glücklich kann man nur durch Dinge werden, die man geschenkt bekommt.“ Oft und oft sprach er so unverständlich, absichtlich — um sie zu kränken, damit sie sich neben ihm dumm und klein fühle. Und sie mühte sich doch so, Karl Theodor glücklich und zufrieden zu machen; sogar auf die Tarockpartie ihrer Mädchenzeit hatte sie verzichtet, weil er das Kartenspielen nicht leiden mochte. Jetzt wußte sie's: er wollte ihr zum Trotz gar nicht glücklich werden ... Sein entsetzlicher Eigensinn, der nicht auf ihre guten Ratschläge hörte! Auch nach dem Balle damals warnte sie: „Knöpfe den Rock zu, Karl Theodor, du wirst dich erkälten!“ Er knöpfte den Rock natürlich nicht zu und ging dann mit dem Schnupfen sogar ins Kontor.

Das Brutalste war sein Abschied von ihr. „Liesbeth“, sagte er — und er sollte sie doch Liesl nennen! — „Liesbeth, du hast es mit mir nicht gut getroffen, aber du bist jung und kannst dein Leben von Grund auf neu gestalten. Durch unser Vermögen bist du unabhängig, und wenn du dich entschließest, zum zweitenmal zu heiraten, so nimm einen nicht zu klugen, nicht zu alten und nicht zu ernsten Mann, der sein Lebensziel in der Nähe sucht. Ich danke dir für alles, was du mir Liebes getan hast.“ — Wie häßlich, auf dem Sterbebett von seinem Nachfolger zu sprechen! Häßlich und taktlos — ihn herabzusetzen, zu verkleinern: nicht zu klug, nicht zu alt, nicht zu ernst — damit er gerade zu ihr paßte ...

Frau Liesl hatte schon, freilich nervös und nur flüchtig, seine Korrespondenzen durchgeblättert. Frauenbriefe waren keine darunter; die verbrannte er gewiß sofort nach Empfang ... O, er war vorsichtig und mißtrauisch!

Ein kleiner Haß gegen ihn stieg in ihr auf: alles hatte er ihr zu Trotz getan, auch den Schnupfen hatte er sich geholt, damit sie sich sorge, und gestorben war er, um sie zu kränken. Witwe sein, ist immer ein verpatztes Schicksal.

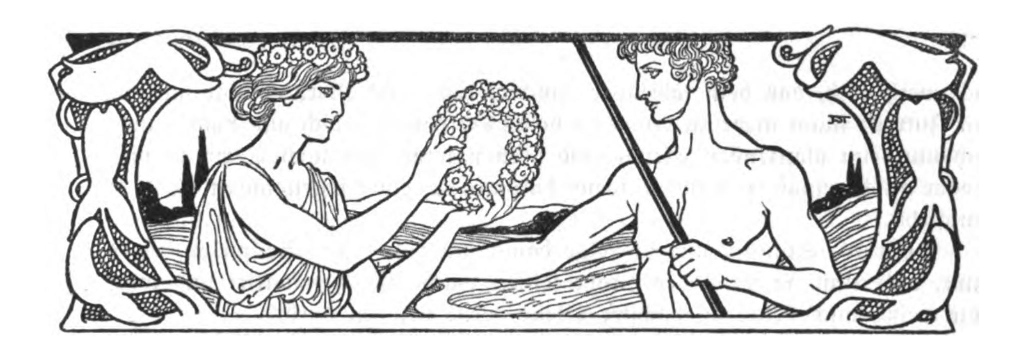
Da begann Frau Liesl zu weinen, bitterlich zu weinen; sie fühlte ein namenloses, unerschöpfliches Mitleid mit sich, der Unverstandenen.



Spruch · Von Ernst Bertram

Du kannst nicht sein, du kannst dich nur verschwenden,
Kannst bleiben nicht, die Erde wandert aller Enden;
Du kannst nicht sammeln, jedes Gold wird Blei,
Und nichts ergreifen, alles schwirrt vorbei.
Du kannst nicht wissen, denn es ward schon Trug,
Du kannst nur lieben. Lieben ist genug.





Zwei Weltanschauungen

Ein Gespräch zwischen dem Freiherrn v. Z., Gutsbesitzer, Leutnant der Reserve und Graf X., Oberleutnant bei der Gardekavallerie

Von Albert Beneke

Freiherr: Deine Heirat mit der Tochter des Kommerzienrats ist also ein fait accompli?

Graf: Du darfst es so nehmen. Heute übers Jahr bin ich Ehemann.

Freiherr: Du liebst deine Braut? Unter alten Freunden ist die Frage gestattet.

Graf: Ich denke, wir werden beide harmonieren.

Freiherr: Du weichst meiner Frage aus.

Graf: Nein, ich gab dir die Antwort, die ich geben konnte. Wir beide brauchen einander und bringen einer dem andern, wessen wir beide bedürfen. Ich meiner künftigen Gattin die Stellung in der Gesellschaft, die sie begehrt, sie mir das leidige Geld, ohne welches es nun heutzutage einmal nicht geht. Da so jeder von uns seinen Aktivposten in die Ehe bringt, werden wir eine Firma bilden, deren Geschäfte nach menschlichem Ermessen bei kluger Behandlung gut gehen werden.

Freiherr: Vielleicht, wenn nämlich das kaufmännische Kalkül für die höchsten Fragen des Daseins zutreffend ist.

Graf: Die höchsten Fragen des Lebens, lieber Edgar, um deinen Ausdruck zu gebrauchen, werden heute vom kaufmännischen Kalkül genau so beherrscht, wie etwa die Befrachtung eines Schiffes, dem ich mein Vermögen anvertraue. Geld regiert nun einmal heute die Welt. — Du weißt, daß ich von meiner Familie wenig zu erwarten habe. Ist es da nicht klug gehandelt, wenn ich Fragen des Herzens oder sonstige veraltete Vorurteile beiseite setze und mich mit jenen verbinde, die das haben, das ich nicht besitze? Meine Braut ist sehr reich, und ich habe nicht die Mittel, um standesgemäß zu leben, das ist dir bekannt.

Freiherr: Daß dein Schwiegervater in spe mehrfacher Millionär, deine Braut seine einzige Erbin ist, das pfeifen allerdings die Spatzen von den Dächern,

ich weiß auch, daß dein jährlicher Zuschuß nur 5000 Mark beträgt und daß du in Zukunft kaum mehr zu erwarten hast. Du befindest dich also nach deiner Anschauung im glänzenden Elende und glaubst somit nur nach Recht, ja vielleicht sogar pflichtgemäß zu handeln, wenn du dich nach einer sogenannten guten Partie umsiehst.

Graf: Stimmt, und ich folge damit nur den besten Beispielen, tue damit nur, was einst Friedrich der Große seinen Gardeoffizieren anriet und was, wie du weißt, auch heute an höchster Stelle gerne gesehen wird.

Freiherr: Lassen wir Friedrich den Großen aus dem Spiele. Damals herrschten andere Verhältnisse. Unser Adel steckte damals bei all seinen kernhaften Traditionen noch tief in der Unkultur, und eine Auffrischung durch die reichen und gebildeten Töchter des Bürgerstandes war nicht nur an sich vorteilhaft, sondern beseitigte auch zum Teil die allzu fest gefügten trennenden Schranken zwischen beiden Ständen. Hätte aber Friedrich der Große voraussehen können, wie heute in unsern Kreisen die Sucht nach Reichtum, der Drang, es den Geldmagnaten in pomphaftem Auftreten gleichzutun, überhandnimmt, er würde sein Wort von dem Vermischen der beiden Gesellschaftsschichten zurücknehmen, weil er die Gefahr sähe, die unserem Stande droht.

Graf: Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Idealist, mein lieber Hans; willst du etwa, daß wir uns mit einem Staatsbürgertum zweiter Klasse bescheiden, den Glanz unserer alten Namen verdunkeln lassen durch die neue Geldaristokratie? Ist es nicht besser, uns mit ihr zu verbinden und so von den Geldschätzen zu profitieren, die sie in unablässigem Bemühen aufspeichert?

Freiherr: Du übersiehst dabei, Edgar, daß es eben im Leben unvereinbare Ziele gibt. Ebensowenig wie du gleichzeitig nach zwei Richtungen gehen kannst, ebensowenig ist die alte Tradition unseres Standes mit den Prinzipien und Lebensanschauungen der Industrie- und Geldmagnaten, mit ihren Mitteln des Gelderwerbes vereinbar.

Graf: Du übertreibst, Hans. Gehen uns nicht die ersten Familien Deutschlands in diesem Bestreben, beide Ziele zu vereinigen, voran, und erzielen sie nicht Erfolge, die so recht zeigen, daß wir schließlich gerade so gut verstehen, industrielle Werte zu schaffen, also Geld zu machen, wie die Herren von der Industrie und der Börse?

Freiherr: Das gehört auf ein anderes Gebiet. Wenn die Fürstenberg und Henkel-Donnersmarck usw. unter die Industriellen gehen und dabei vielleicht mustergültige Werke schaffen, ist das ihre Sache, und sie tun vielleicht recht daran, wenn sie ihre überschüssigen Kapitalien in derselben Weise arbeiten lassen wie die Herren von der Industrie und Börse. Sie verlieren dabei so lange nichts von ihrer Stellung, solange sie den Gelderwerb nicht um seiner selbst willen betreiben.

Graf: Das scheint mir denn doch nur ein Spiel mit Worten. Das Geld ist nun einmal heutzutage der erste Wertmaßstab, und jeder honette Weg, dazu zu gelangen, ist daher recht.

Freiherr: Gerade diese in unserem heutigen jungen Adel herrschende Anschauung, deren Vertreter du bist, möchte ich bekämpfen. Seht ihr denn nicht,

daß ihr selbst es dahin gebracht habt, wenn heute das Wort von dem Titel ohne Mittel einen so verächtlichen Klang hat? Ihr, die ihr euch für degradiert haltet, wenn ihr nicht äußerlich repräsentieren könnt, arbeitet selber an der Entwertung des Adels, dessen Würdigung euch doch so sehr am Herzen liegt. Reichtum ist gewiß nicht verächtlich, ja, ich gebe zu, er ist erstrebenswert, aber ihr solltet die Verpflichtung, die euch euer alter Name auferlegt, mit einem Wort, die Tradition, höher schätzen als Reichtum, solltet durch euch selbst, abseits von aller Arroganz, die immer nur eine Frucht des Reichtums ist, dartun, daß ihr als Menschen erlesener Art bewertet zu werden verdient, für welche der Besitz von Vermögen kaum eine Steigerung der Persönlichkeit bedeuten kann. Statt dessen aber umbuhlt ihr das goldene Kalb genau so, als gehörtet ihr zu jenen, deren Beruf es ist, um den Reichtumsgötzen zu tanzen. Könnt ihr dann verlangen, daß die durch den Reichtum der Industriemagnaten geblendete Menge in euch jene Elite der Menschheit erkenne, die ihr doch sein wollt? Mehr als je müßte euch hier der Satz gelten, daß Adel verpflichtet, denn da euch die praktischen Vorteile zum größten Teile genommen sind, könnt ihr nur durch die Hochschätzung dieser idealen Verpflichtungen das Übergewicht des Adels wahren.

Graf: Und glaubst du, lieber Freund, daß du oder ein anderer imstande wäre, den jungen geldlosen Adel zu Puritanern und Entsagern zu bekehren? Mensch bleibt Mensch, und kein Ideal vermag uns über das Versagen irdischer Wünsche zu trösten. Ich fürchte, du bleibst mit deinen Anschauungen ein Prediger in der Wüste.

Freiherr: Wer redet von Entsagung und Puritanismus! Nehmen wir einen konkreten Fall. Nehmen wir den nächstliegenden, den deinen. Du hast von Hause einen Zuschuß, dazu kommt dein Gehalt. Mit diesen 7—8000 Mark solltest und müßtest du anständig und standesgemäß leben können, ohne Schulden zu machen. Freilich, ein Luxusautomobil kannst du damit nicht haben, dein Reitpferd genügt aber nach meinem Dafürhalten und verschafft dir ein gesunderes Vergnügen; Sektgelage und Spiel lassen sich damit auch nicht leisten, aber ein guter Wein braucht deshalb auf deinem Tische noch nicht zu fehlen, und dein Diener — es genügt einer — wird keine Mühe haben, deine Kleider und Uniform mit Hilfe des Schneiders in tadellosem Zustande zu erhalten. Theater und Konzerte kosten wenig, und die Türen unserer Salons stehen dir gegen ein Trinkgeld offen. Ich bin deshalb so kühn, zu behaupten, daß ein junger Mann in deiner Stellung und mit deinem Einkommen so gut daran ist, daß er den Tanz ums goldene Kalb nicht mitzumachen braucht, ja ich glaube sogar, daß er Kavalier in der höchsten Bedeutung des Wortes bleiben und weniger zu verzehren haben kann, ohne daß er deshalb auf die Freuden des Lebens Verzicht leisten müßte, es müßten allerdings jene edleren Freuden sein, die ohne große Glücksgüter zu erkaufen sind. Eines allerdings ist dazu Voraussetzung.

Graf: Und das wäre?

Freiherr: Jenes gesteigerte Selbstgefühl, das in der Entwicklung und Veredlung der eigenen Persönlichkeit sein höchstes Streben sieht und das dadurch nicht berührt werden kann, wenn es die äußeren Paraphernalia der hohen Stellung,

Automobile, Rennställe, Dienerschaft, die Möglichkeit, sich jedes Vergnügen vergönnen zu können, entbehren muß. Denn ebensowenig wie die Familie Rothschild durch die Erlangung des Adels ihre Stellung geändert hat, ebensowenig kann der wahre Aristokrat durch Vermögensbesitz in seinem Wesen wachsen. Mit Geld den großen Herrn zu spielen, das bringt jeder Parvenü fertig, zeigt aber, daß ihr auch ohne Geld als solcher handelt und denkt, dann habt ihr erst den richtigen Befähigungsnachweis zum Führen eures alten Namens erbracht.

Graf: Du scheinst es nach alledem für wünschenswert zu halten, daß der Adel arm oder doch nicht reich sei, damit er die von dir so sehr geschätzten Eigenschaften entwickle.

Freiherr: Keineswegs! Ich wundere mich über dein Mißverstehen. Reichtum bleibt auch für uns schätzenswert, aber schätzenswert, wie man eine Nebensache schätzt. Das zeichne den Adel vor den Börsenmagnaten aus, das sei seine Distinktion, die jetzt leider allzuoft vergessen wird.

Graf: Nach alledem handle ich also durch meine Heirat gegen die Grundsätze, welche du für die richtigen hältst?

Freiherr: Offen gestanden, Edgar, ja! Du hast ja das Motiv deiner Verbindung selber deutlich genug erklärt. Wäre wirkliche Neigung das treibende Element, da wäre ich der letzte, der kritisierte.

Graf (hat nach der Uhr gesehen): Vielleicht hast du recht. Ein andermal mehr davon. Doch jetzt ruft mich die Pflicht zur Eskadron. Leb wohl!

Freiherr: Leb wohl! — Die Pflicht! Sie sei das letzte Wort unserer heutigen Unterredung.



Dämmerstunde · Von Paul Zech

Leise, leise dunkeln die Gemächer,
Blänkernde Geräte werden blind,
Durch die Fenster, die noch offen sind,
Wirft der Wind den Tropfenfall der Dächer.

Wie doch diese nebelschwangre Kühle
Jäh den Rhythmus der Geräusche lähmt!
Meine Seele, die sich tags gegrämt,
Bändigt alle irdischen Gefühle.

Und nun ruh' ich stumm und staune so
Wie sich durch die nachtverwirrten Pfade
Ein Geläute tastet. Feierfroh

Und von Andacht gänzlich übermannt,
Ahn' ich: eine wundervolle Gnade
Faßt noch heute meine müde Hand





Naumann

Als die Kunde kam, Naumann sei im Wahlkampf unterlegen, sprach Friedrich Payer von einem Unglück, das das deutsche Volk betroffen.

Viele werden nicht in diese Klage eingestimmt haben, solche, die politisch anders denken als Naumann und Payer. Aber auch andere werden die Niederlage Naumanns nicht so tragisch nehmen, die reinen Realpolitiker. Es sind nicht wenige, die Naumann von Anfang an vorgeworfen haben, er sei ein Träumer, ein Phantast; er werde im besten Fall ein Offizier ohne Soldaten bleiben. So hat vor zehn und mehr Jahren auch der Tübinger Professor Busch geurteilt, als Naumann dort in einer großen Rede darlegte, wie Sozialismus und Nationalismus zu einer Einheit verschmolzen werden müßten.

Item, warum sprach Payer von einem Unglück für das deutsche Volk? Kaum aus kleinlichem Parteiinteresse; dazu ist Payer zu großzügig. Auch nicht, weil er das Pathos liebte; das hat Payer auch bei Andersdenkenden immer Sympathie erworben, daß er kein Phrasenmacher ist. Aber warum dann? Wir wissen es nicht. Aber recht hat er, daß Naumanns Niederlage wenigstens einen ernsthaften Verlust für den deutschen Reichstag bedeutet.

Fürs erste ist Naumann eine Kapazität, einer der wenigen Männer im Reichstag, die wirklich eines Hauptes länger sind als alles Volk. Schon die Abneigung vor dem wüsten Drum und Dran der Politik läßt ja bis auf den heutigen Tag die fähigsten Köpfe in Deutschland sprechen, wie der Student in Auerbachs Keller ausgerufen hat: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied, ein leidig Lied!“ Auch der bekannte Strafrechtslehrer Liszt, der neulich in den Reichstag gewählt worden ist, hat an diese Abneigung erinnert.

Aber Naumann ist auch Idealist, nicht bloß eine Kapazität — Idealist! Der Realpolitiker haben wir genug. Was dem deutschen Volk immer ein Voraus vor andern Völkern gegeben hat, waren nicht seine Rechenmeister und Kalkulateure. Die braucht man auch, und besonders in der Politik. Aber große Wendungen in der Geschichte haben immer von den Idealisten ihren Ausgangspunkt genommen. Und wenn man diese Männer oft auch als Träumer verschrien hat, nichts Großes in der Welt ist zustande gekommen, das nicht erst geträumt worden wäre. Auch die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs hat ihre Seher und Träumer gehabt, ehe die Männer der Tat kamen, Bismarck, Moltke und der alte Wilhelm, die den Traum zur Wirklichkeit machten.

Naumanns schönster Traum scheint mir allerdings nicht der zu sein, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo der Nationalismus und Sozialismus sich verschmelzen würden, sondern daß eine Zeit käme, wo die Arbeiter und das deutsche Volk zusammen wieder mehr Sinn für sittliche und religiöse Ideale hätten. Naumann ist selber eine machtvolle sittliche Persön-

lichkeit. Und auch darum kann man sein Ausscheiden aus dem Reichstag beklagen. Zwar muß hier oft, in der rauhen Wirklichkeit des Lebens, Moral und Religion in den Hintergrund treten. Naumann hat selber gemeint, einsehen zu müssen, daß Moral und Religion einerseits und die Politik andererseits sich nicht so leicht vermählen lassen. Aber daß die Gegenwart von solchen Männern wie Naumann auch in einer politischen Körperschaft auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben kann, liegt auf der Hand.

Dennoch ist eine Frage, ob Naumanns Ausscheiden aus dem Reichstag zugleich ein Unglück für das ganze Volk sein muß. Vielleicht ist Naumanns eigentlicher Beruf ein ganz anderer, als den er seit lange ausgeübt hat, und den er vielleicht auch in Zukunft für den seinen ansieht, der politische. Naumann hat erst ein Büchlein erscheinen lassen: „Geist und Glaube". Wir sprechen nicht vom Äußern des Büchleins, seiner Form, seiner Sprache; vielleicht gibt es kein Buch neuerer Zeit, das so reich an Bildkraft ist und Anschauung. Theobald Ziegler hat Naumann einen Ästheten genannt. Wer das Büchlein liest, kann Ziegler wohl verstehen; aber zugleich hat der wieder den alten Eindruck: hier ist auch ein Prophet! Hier ist ein Mann, wie ihn unser Volk so nötig braucht als einen neuen, großen Mann der Politik. Darum haben Naumanns Freunde einst seinen Eintritt in die Politik bedauert, weil sie dachten, er möchte als großer religiöser Lehrer, als Prediger sittlicher Gedanken mehr wirken, denn als Politiker. Und darum freuen sich jetzt einige wieder — über seine Rückkehr, wenn er zurückkehrt!

Ewigkeitsgläubige wünscht Naumann in dem Büchlein der neuen Zeit. Viele möchten ihn selber der neuen Zeit wünschen, und eben als Ewigkeitsgläubigen. Naumann weiß: Zeit und Menschheit kommen mit politischen Grundsätzen allein nicht vorwärts, besonders wenn diese Grundsätze reiner Egoismus und Eigennutz heißen. „Zu den Kräften, die die Menschheit braucht, gehört der Egoismus. Aber es ist falsch, wenn man diese Kraft als die höchste und einzige hinstellt. Gerade bei den größten Menschheitsaufgaben versagt sie. Mit einem Heer von Egoisten werden keine Schlachten geschlagen, weder im Kampf der Waffen noch im Wettkampf der Arbeit."

Aber Naumann wäre vielen auch darum der rechte religiöse Führer, weil es heute so viele Schwankende und Verzagte gibt. Die brauchen ihn nicht, „deren religiöses Leben von ihrem übrigen Tun und Denken unberührt blieb, eine stille Kammer mit Kruzifix und Gebetsbank, in der die Jahre keine Rolle spielen" — aber die andern, gebildete Arbeiter, denen der Materialismus als Lebensanschauung angepriesen wird, und sie können den Gottesglauben nicht lassen; höhere Schüler, die zwischen Religion und Naturwissenschaft schwanken; denkende Frauen und so fort. Naumann hat zu solchen Menschen schon gesprochen in seinen Andachten, aber seither kaum mehr so und kein andrer so. Solchen Menschen könnte Naumann auch in Zukunft ein Führer sein, vielen, vielen. Aber nur außerhalb des Reichstags!

Wir dürfen ja einem Mann wie Naumann nichts dreinreden. Solch innerlich veranlagte Naturen besinnen sich von selbst genug, was jedes Ereignis im Leben ihnen zu sagen hat. Aber wenn Naumann zu seinem alten Berufe zurückkehrte, den er jetzt um ein Gewaltiges bereichert ausüben könnte, so bedeutete das — ein Glück für das deutsche Volk.

Naumann könnte ein Führer großen Stils werden, weil er Altes und Neues wie keiner zu verbinden weiß in Sachen der Religion, und weil er einen unbedingten Glauben an die Bedeutung der Religion auch für die Zukunft hat. Auch „eine Erscheinung, wie das Christentum, die am Ende ihres zweiten Jahrtausends so kräftig die Völker beschäftigt, vergeht nicht, weil hier und da Kritik und Unwille gegen sie aufsteigen".

Vom Fortschritt in der Menschheit sprachen wir schon, wie der nicht bloß auf Egoismus beruhe, sondern ebenso auf idealem Sinn, auf Gemeingefühl und Opfersinn, den innersten Motiven des Christentums.

Aber auch für den modernen Staat wird die Religion nach Naumann ihre Geltung behalten. Die politischen Parteien haben keine Weltanschauung zu predigen; um so energischer

sollen es die religiösen Genossenschaften tun, namentlich die christliche Achtung vor der Menschenseele predigen. Sie ist die Voraussetzung auch für staatsbürgerliches Leben. So können die religiösen Gemeinschaften unendlich viel geben, was sich später von selbst in die Praxis politischen Lebens umsetzen wird.

Und der Verkehr! „Werft den großen Gedanken Gott ruhig hinein unter die Menschen. Es wird zeitweise so aussehen, als ob er im Wasser unterginge, und dann werdet ihr finden, daß er immer wieder aus dem Wasser hervorkommt. Werft es hinab, was Jesus gesagt hat vom Nächsten und vom barmherzigen Samariter. Die Perlen kommen wieder, die großen, lebendigen Begriffe: Gott, Persönlichkeit, Liebe ... Was die Seelen der ersten Jünger bewegt hat, das stirbt nicht; das bleibt das Beste auch in dieser Zeit des großen Verkehrs, der vielfachen Geistesanspannung, der Unruhe."

Und wenn wir noch immer die Lehre vom Produkt der Verhältnisse hören, das der Mensch sei — wer wollte die Wahrheit leugnen, die in dieser Lehre steckt? aber wer wollte auch leugnen, daß diese Lehre, wenn sie als der Weisheit letzter Schluß gefeiert wird, einfach lähmt, einfach verdirbt? „Lebendig bleiben nur die, die stärker sein wollen als die Verhältnisse, selbst wenn sie darüber sterben müßten!" Auch insofern hat die Religion eine Aufgabe an die Zukunft: mit ihrem Du sollst!, mit ihrem Du kannst!, mit ihrer Predigt von Verantwortlichkeit und Freiheit, mit ihrer Stärkung des inneren Menschen.

Selbst für die Sozialdemokraten hofft der große Optimist und Idealist noch etwas von der Religion. „Selbst der Sozialdemokrat, der sich theoretisch als Religionsgegner bekennt, verwendet in der Agitation und Organisation beständig Gedanken, die denen der religiösen Gemeinschaften durchaus verwandt sind ... Man kann die Sozialdemokratie im ganzen recht wohl eine protestantische Erscheinung nennen, wenn man nur das Wort Protestantismus in seiner ganzen geschichtlichen Größe erfaßt ... Ein weiteres Aufsteigen der proletarischen Bewegung in Deutschland braucht keineswegs die religiöse Barbarei mit sich zu bringen. Im Gegenteil! Die Mitwirkung der Masse an den Geschicken des Volkes wird nur die alten religiösen Probleme von neuer Seite zeigen, und für den Protestantismus, der sein eigenes Wesen kennt und will, kommt die Sozialdemokratie keineswegs als absoluter Feind ..."

So Naumann. Und darum noch einmal: für den Reichstag ein Verlust, für das Volk ein Glück, kein Unglück, wenn Naumann nicht mehr in den Reichstag geht — vorausgesetzt allerdings, daß er der Aufgabe sich wieder zuwendete, die viele für die eigentliche halten, die ihm die Vorsehung zugewiesen, sittlicher und religiöser Führer zu sein ... Wird er das tun? Vielleicht ist auch das nur ein Traum. **Dr. Gustav Beißwänger**



Eine neue Luther-Biographie

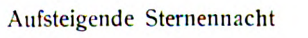
„Wenn irgendwo, so ist sicher zwischen den beiden Hauptrichtungen des Christentums eine großzügige Polemik möglich", hatte ich in einem Aufsatz „Vom Kampfe um Luther" im Januarheft 1906 des Türmers geschrieben. Auf diese Äußerung nimmt ausdrücklich zustimmend die Vorrede der neuesten katholischen Luther-Biographie Bezug, die den in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Jesuitenpater Hartmann Grisar zum Verfasser hat und auf drei umfangreiche Bände angelegt ist. Die beiden ersten Bände, 656 und 818 Seiten umfassend (Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Buchhandlung; 12,00 und 14,40 ℳ; beide bereits in 2. Auflage), liegen mir vor. Schon dieser Umfang weist auf die erstaunliche Belesenheit des Verfassers hin. Von vornherein soll auch bemerkt werden, daß Grisars Buch, so schwerfällig es zu lesen ist, in der Tonart der Polemik durchaus wohltuend von Janssen oder gar Denifle absticht. Grisar eignet ein ruhiger, sachlicher Stil.

Er hütet sich vor leidenschaftlichen Ausfällen und bemüht sich augenscheinlich, dem Gegner im ganzen gerecht zu werden, sogar freundliche Seiten bei ihm anzuerkennen. Es ist bei dem Durchschnittston der heutigen Polemik gegen Luther viel, wenn ein katholischer Schriftsteller von ihm schreibt: „Luther besaß abgehärtete Arbeitsamkeit, Einfachheit in seinem Auftreten und Haushalte, er war beharrlich und ausdauernd, er war im Verkehr mit seinen Freunden offen, ungebunden, ungeschminkt; er war mit ihnen gemütvoll, herzlich und liebte Kurzweil; er scheute sich aber auch nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie sehr anstoßen mußte; auch gegenüber den seiner Partei günstigen Fürsten bewegte er sich durchweg mit ungezwungener Freiheit, keineswegs kriechend oder übertrieben unterwürfig. Das alles sind, wenn man will, deutsche Züge seines Bildes." Ja Grisar erklärt sogar: „Hätte er die gute deutsche Mitgift seiner Anlagen bewahrt und im Dienste einer besseren Sache zu vervollkommnen und zu beherrschen gewußt, so hätte er allen Deutschen ein bewunderter Führer werden können. Er würde kräftiger und machtvoller als Geiler von Kaysersberg allen Volksgenossen das Laster gebrandmarkt und die Liebe zur Tugend ins Herz gelegt haben, er würde an Gemütstiefe und an Innigkeit des Tones einem Bertold von Regensburg, dem Beherrscher der Geister, ähnlich geworden sein, an gewürzter und wirksamer Satire hätte er in den Sittenreden an die geeinte gläubige Nation Sebastian Brant und Thomas Murner weit übertreffen können, und seine volkstümliche Denkweise hätte ihn in den Stand gesetzt, die christlichen Vorschriften noch praktischer und lebensvoller auf alle Kreise und Verhältnisse des deutschen Volkstums anzuwenden, als es so manche der gefeiertsten katholischen Prediger vor ihm getan haben."

Auch noch ein anderes sei gleich herausgehoben und besonders anerkannt: der Mut, mit dem Grisar mit vielen häßlichen Lutherfabeln aufräumt, die zum eisernen Bestand der populären Polemik gegen Luther zu gehören scheinen. Freilich tut er das nicht uneingeschränkt. Ganz kann er es nicht lassen, dem Gegner — denn das bleibt Luther für ihn — gelegentlich auch inkommentmäßige Hiebe zu versetzen. Kawerau („Luther in katholischer Beleuchtung", Leipzig 1911, bei R. Haupt) hat ihm eine Anzahl davon nachgewiesen, und es sind noch mehr vorhanden. Oft sind es nur kleine Seitenbemerkungen, die aber doch einen Stachel in der Erinnerung zurücklassen und in dem Leser Zweifel an Luthers sittlicher Lauterkeit erwecken. Aber das soll uns die Freude daran nicht trüben, daß Grisar mit einer ganzen Anzahl der landläufigen Legenden über Luthers Verhältnis zu Frau Cotta, über sein Klosterleben, seine Ehe, seine angebliche Unmäßigkeit aufräumt. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß er in weiteren Auflagen noch manchen Schritt auf diesem Wege vorwärts schreiten und insbesondere auch selbst empfinden möge, wie unwürdig in einem ernsten Buch die mehr wie üble Kloaken-Geschichte ist.

Anders verhält es sich mit der Frage, ob Grisar auf eine zutreffendere Gesamtbeurteilung Luthers hingewirkt hat. Wir wollen aus der Überfülle des Materials hier zwei zentrale Punkte herausgreifen, um an ihnen zu zeigen, wie da allerdings dem Anschein nach unüberbrückbare Gegensätze vorliegen.

Wenden wir uns zunächst einmal der Anschauung zu, die bis auf den heutigen Tag den Hauptunterschied in der theologischen Formulierung zwischen den beiden Konfessionen macht, zu der Lehre vom Glauben und den guten Werken. Grisar widmet diesem Gegenstand nicht nur ausführliche, bis in die geringsten Einzelheiten gehende Sonderuntersuchungen, besonders im ersten Band, sondern es zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Werk, daß er Luthers theologischen Grundfehler in seiner „lebhaften Eingenommenheit zuungunsten der Werke", ja in seiner „krassen Ablehnung des guten menschlichen Wirkens" sieht. Da stehen einander gegenüber die alte katholische Auffassung: „Gerecht durch eigenes Verdienst, dem die Gnade entgegenkommt", und die Auffassung des Protestantismus: „Gerecht ohne eigenes Verdienst, nur durch Gnade." Es ist das alte Problem des Römerbriefes, der ja auch durch die Reformation in den Mittelpunkt der Bibel gerückt ist. Modernen Lesern, die der Sprache und



Aufsteigende Sternennacht



Gedankenwelt der Bibel leider fast ganz entwöhnt sind, mag diese Fragestellung zunächst vielleicht wie ein „Mönchsgezänk“, wie theologischer Streit um Nichtigkeiten vorkommen — man hört heute zuweilen solche Urteile. Ja selbst Harnack druckt in seinen Abhandlungen „Aus Wissenschaft und Leben“ (2 Bände, bei A. Töpelmann in Gießen, 10 M) aus einem früheren Aufsatze die Bemerkung ab, daß diese Lehre von Glauben und Rechtfertigung „in ihren spitzen Formulierungen unserer Gefühls- und Erkenntnisweise überhaupt fremd geworden sei“. Ich kann diesem Urteil nicht ganz zustimmen. Es handelt sich gerade bei dieser Frage doch um die denkbar tiefgreifendsten Unterschiede. Sehen wir einen Augenblick näher zu. Die Frage ist, wie der Mensch in das rechte Verhältnis zu Gott komme, — immerhin eine Frage, die auch heute für jeden, dem Gott eine lebendige Größe und nicht nur ein schemenhaftes Gedankengebilde ist, ihre Bedeutung behält. Da ist zunächst ein Weg naheliegend, der, vom Menschen ausgehend, erklärt: Die rechte Stellung zu Gott müsse der Mensch sich eben erwerben und verdienen. Zeige er den guten Willen, mühe er sich ab in guten Werken, so werde dann die Gnade Gottes hinzukommen und ausfüllen, was mangelhaft, zudecken und vergeben, was irrig und sündig war, und damit das rechte Verhältnis zwischen Mensch und Gott herstellen. Das ist eine ganz naheliegende und natürliche, einem jeden unter uns zunächst einleuchtende Gedankenreihe. Sie scheint des Menschen Freiheit und sittliche Kraft und ebenso Gottes überragende Größe zu wahren. Man könnte sagen, daß diese Anschauung, wenn auch mit leiser Verschiebung, einen klassischen Ausdruck im zweiten Teile von Goethes „Faust“ gefunden hat (der erste Teil denkt tiefer; da läßt Goethe seinen mit aller Wissenschaft ausgerüsteten Helden bekennen: „Und sehe, daß wir nichts wissen können!“:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Das ist die Grundstimmung des Katholizismus, auch die Grundstimmung Grisars in seiner Luther-Biographie. Von dieser Grundstimmung aus erscheint Luther, der von dem eignen Verdienst nichts, gar nichts wissen wollte, als ein schrullenhafter Eigenbrödler, wenn nicht gar tiefere sittliche Verirrungen solcher Geringschätzung des sittlichen Handelns zugrunde liegen müssen. Wir nehmen hierbei den Begriff der guten Werke in seiner höchststehenden sittlichen Form und lassen ganz ununtersucht, ob den von den Katholischen bevorzugten Taten wie Fasten, Almosengeben, Rosenkranzbeten, Wallfahrten überhaupt ein so hoher ethischer Wert zuerkannt werden kann. Aber sowie wir diese beiden Anschauungen ins Auge fassen, wird es für uns ein sehr bedeutsames Problem: „Wie kommt Luther zu seiner schroffen, dem natürlichen Denken auf den ersten Augenblick fast unverständlichen Stellung?“ Den Schlüssel mag uns eine auch von Grisar angeführte Stelle geben, in der Luther in seiner derben Sprache es eine „den Erdboden verpestende Lehre“ nennt, daß der Mensch glaube, „sich mit Werken Gott nahen zu dürfen, während Werke nur für Menschen gut seien“. Aus dem Schlußsatz folgt deutlich, daß es nicht sittliche Laxheit ist, die Luther treibt. Er erkennt das sittliche Handeln innerhalb der menschlichen Sphäre voll an, aber er lehnt es ab, die sittliche Betätigung eines Menschen als Verdienst Gott gegenüber gelten zu lassen. Warum? Mit einem Worte: Weil er viel zu groß von Gott denkt! Die Distanz zwischen Gott und Mensch ist bei Luther eine ganz andere als im Katholizismus. Sie übertrifft die Distanzen zwischen den Menschen so unendlich, daß diese im Vergleich mit ihr verschwinden. Sittliche Handlungen, hohe und reine unter dem Tun der Menschen, verlieren an Wert gegenüber der makellosen Reinheit Gottes, wie der Glanz der Kerze erbleicht neben der Sonne. Taten, die groß sind unter den Menschen, schrumpfen zusammen, sobald man sie mißt an der Größe Gottes. Gegenüber dem Katholizismus, der Gott in das Menschliche, oft Allzumenschliche hinunterzieht — man denke nur an das auch von

Grisar getadelte Ablaßtreiben —, bedeutet Luthers Reformation zunächst eine immense Steigerung des Gottesbegriffes. Mit dem Gedanken der alles überragenden, schlechthin unvergleichlichen Größe, Heiligkeit und Reinheit Gottes wird Ernst gemacht. In dem Verhältnis zwischen Gott und Menschen kann von Verdienen überhaupt keine Rede mehr sein. Gegenüber der Hoheit Gottes muß der Mensch, auch der edelste und beste, alles, alles schuldig bleiben. Und doch wird Gott dabei nicht, wie es im späten Nominalismus geschah, von dem Luther zunächst befruchtet wurde, in die absolute Transzendenz und Willkür versetzt, sondern seine Gnade überbrückt von sich aus diese Kluft, und sie erscheint nur um so größer, je größer die Kluft ist. Ja, mit der völligen Ausschaltung des Verdienstbegriffes ist erst ein wahrhaft würdiges, religiös-sittliches Verhältnis zwischen Gott und Mensch hergestellt. Wer kann denn Gnade und Liebe verdienen?

Bringen wir uns diese Gedankenreihen zum Bewußtsein, so ist es klar, daß die Spannungen und damit die Reichhaltigkeit des religiösen Lebens durch Luther ganz unendlich vermehrt werden. Der ganze religiöse Vorgang erhält eine Vertiefung, die ganz unermeßlich ist. Man kann es wohl verstehen, daß Grisar, der in seiner Grundstimmung weit mehr auf mittlere Lagen des religiösen Empfindens eingespielt ist, die Äußerungen der gesteigerten Spannung bei Luther als unheimlich, ja frevelhaft empfindet, zumal in den Zeiten, in denen der werdende Luther in dem Prozesse der Gärung oft tatsächlich „von gefährlichen Wirbeln der Überspannung" erfaßt war. Wir aber erblicken darin eine Steigerung der religiösen Kraft in der Menschheit auch da, wo wir uns selbst vielleicht bescheiden müssen und diese Spannungen nicht in ihrer ganzen Stärke und Reinheit in uns nachtönen, weil sie über unsere Tonleiter hinausgehen. Aber ebenso ist es klar, daß nicht nur Grisar, sondern jeder in der Anschauungswelt seiner Kirche wurzelnde Katholik auch bei dem besten Willen Luther nicht gerecht werden kann, eben weil diese Spannungen ihm nicht nur fremd sind, sondern übertrieben erscheinen, während wir sagen: „So werden erst Gott und Mensch in das rechte Verhältnis zueinander gesetzt."

Damit hängt ein zweiter Vorwurf zusammen, der sich ebenfalls in dem ganzen Werke Grisars wiederholt, und dem er in dem zweiten Bande einen besonderen, eingehenden Abschnitt gewidmet hat: Luthers „überspanntes Selbstgefühl". „Der geistige Hochmut war Luthers eigentliches Unglück." Es fehlte ihm an einem „folgsamen und demütigen Geiste". Nun ist es natürlich sehr schwer, über diese Dinge mit einem Schriftsteller zu verhandeln, der selbst durch die Natur seines Berufes in seinen Anschauungen so gebunden ist, daß es ihm schon als sittlich tadelnswert erscheint, wenn Luther „mit allzugroßer Unabhängigkeit seine theologischen Meinungen ausbildete". Wir sehen in solcher Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag, wenn sie uns auch im einzelnen Falle viel Unbequemlichkeit und oft schwere innere Not bringt, einen Vorzug. Jedoch wollen wir es Grisar ohne weiteres zugeben, daß Luther zuzeiten mit einem ungemein starken Selbstgefühl von seiner Person und seiner Sendung geredet hat. Aber geschah das wirklich nur, weil ihm „der Ruhm seines Werkes, das Lob seiner Anhänger und der unerwartete Erfolg den Geist mit allen seinen Fähigkeiten einnahm und berauschte"? Oder war es eine Art von Verfolgungswahn, wenn er die öffentlichen und heimlichen Nachstellungen seiner Gegner fürchtete? In den Ländern, wo sie die Macht in den Händen hatten, brannten Scheiterhaufen genug. Mußte nicht selbst Karl V. sich in Worms gegen die wehren, die dem Ketzer am liebsten das freie Geleit entzogen hätten, und noch in Wittenberg dem Fanatismus seiner Umgebung, die selbst dem Leichnam Luthers seine Ruhe nicht lassen wollten, zurufen, daß er mit Lebenden und nicht mit Toten Krieg führe? Jene Zeit — ich will, um niemand zu verletzen, den Satz einmal ganz allgemein aussprechen — war nicht sehr wählerisch in ihren Mitteln, wo es galt, gefährliche Gegner zu beseitigen. Ein Mann, der auf so bloßgestelltem Posten stand wie Luther, stand allezeit vor dem Tode. Aber jene anderen Worte, in denen Luther von seiner Sache sagt, daß sie Gottes Sache sei, oder wo er von seiner Lehre erklärt: „Das Wort ist wahr, oder es mag alles zu Trümmern gehen, denn der mich gesandt hat und mir befohlen zu predigen, wird nicht lügen!" Sind das nicht deutliche Zeichen von Vermessen-

heit? Auch Harnack sagt gelegentlich in dem angeführten Buche, daß man beim alten Luther nur die Wahl habe, „ihn entweder für einen Mann zu erklären, der vom Größenwahn besessen sei, oder anzuerkennen, daß sein Selbstgefühl seiner Aufgabe und seiner Leistung entsprochen habe". Da kann meines Erachtens die Wahl nicht schwer sein. So gern ich den einzelnen Ausdruck preisgebe und anerkenne, daß in ihm selbst sittliche Gefahren sich bergen, im ganzen kann ich in diesem Selbstgefühl Luthers nichts Tadelnswertes finden, und zwar nicht nur, weil er mit solchen Ausdrücken im Grunde genommen keine andere Sprache redete als sein Gegner, der Papst, der ihren Gebrauch in jeder Bulle als sein unveräußerliches Recht ansah. Nein, vor allem kommt es hier auf die ganze Situation an. Luther hatte doch eine gewaltige Arbeit geleistet, ob man ihn nun lobe oder, wie Grisar, geneigt ist, ihn zu tadeln. Er war der Mann seiner Zeit; will man es ihm wehren, daß er ein starkes Gefühl davon hatte? Und sein Werk hat, wie jedes große Werk, ihn nicht nur gehoben, sondern auch bedrückt. Grisar erwähnt selbst gelegentlich jene berühmte Stelle aus der Schrift „Vom verknechteten Willen", in der Luther erzählt, wie schwer er selbst unter seinem Wirken gelitten habe: „Wie kannst du dich ermessen, die uralte Lehre der Menschheit und der Kirche umzuwerfen, die durch Heilige, durch Märtyrer, durch Wunder bestätigt ist?" Da ist es tiefste Wahrheit und in der Tat ein wertvoller Zug für seine religiöse Psychologie, wenn er Gott zum Zeugen anruft, daß er nur unter einem inneren Muß gehandelt habe. Da gilt eben das Dichterwort: „Das Große tut nur, wer nicht anders kann." Luther hat diese Einblicke in seine Seele nicht zu scheuen. Er war kein Dämon, er war ein Mensch, mit aller Not und aller Freude, mit allem Stolz und aller Demut, mit allem Widerspruch, der durch ein menschliches Herz hindurchgeht. An Demut soll es dem Mann gemangelt haben, der so energisch jedes Verdienst des Menschen ausstrich? Aber freilich, die Sprache mönchischer Devotion stand ihm nicht wohl an. Er war vor den Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm. Auch hier entziehen sich die gewaltigen inneren Spannungen, die durch die Seele eines solchen Mannes gehen, dem mitfühlenden Verständnis Grisars. Wir wollen auch an ihnen erkennen, welche Erweiterung in den inneren Spannungen und Erfahrungen des Menschenlebens Luthers Auftreten bedeutet.

In Auseinandersetzung mit Grisar und zum guten Teil im Gegensatz zu ihm ist dies alles gesagt. Doch soll damit seinem ehrlichen Wollen und seinem großen Wissen die Anerkennung nicht versagt werden. Der wissenschaftlichen Einzelforschung über Luther hat er viel neuen Stoff zugeführt, dem tieferen Verständnis seiner Persönlichkeit freilich nur wenig gedient. In einer wieviel glücklicheren Lage sich von vornherein ein evangelischer Geschichtschreiber gegenüber dem katholischen befindet, wieviel weitherziger und verständnisvoller er andern Persönlichkeiten, geschichtlichen Lagen und Bekenntnissen gegenübertreten kann, wurde mir wieder recht deutlich, als ich unmittelbar nach der Lektüre Grisars zu Harnacks schon oben erwähnten Abhandlungen über „Wissenschaft und Leben" griff, die seine frühere, vielgelesene Sammlung „Reden und Aufsätze" in trefflicher Weise fortsetzen. Wenn man diese Skizzen, welche außerordentlich verschiedene Wissensgebiete umfassen, liest, kommt dem Nachdenkenden klar zum Bewußtsein, daß eine der vornehmsten Voraussetzungen für den Geschichtschreiber die Fähigkeit ist, andere Zeiten und Männer von neuem mitzuerleben. Wir können in Fleisch und Bein nur darstellen, was Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein ist. Auch Harnacks Art, mit der in mehreren dieser Aufsätze die Probleme der katholischen Kirche behandelt werden, ist großzügig und weit, so weit, daß sie ihm vielfach von evangelischer Seite verdacht ist. Um so beachtenswerter wird sein Urteil über das uns vorliegende Buch: „Dieser Grisarsche Luther kann nach dem Ausgeführten nicht für die Luther-Biographie gelten, wie sie einst hoffentlich ein katholischer Gelehrter schreiben wird; es fehlt dem Werke das wesentlichste Moment, die Anerkennung, daß Luther ein religiöser Charakter war und sein Verhältnis zu Gott das Entscheidende gewesen ist. Wohl aber darf man in diesem Buche eine Etappe auf dem Wege zu einer besseren Würdigung Luthers in der katholischen Kirche erkennen."



Aber auch das ist nicht wenig, und wenn wirklich eine solche bessere Würdigung Luthers sich anbahnen würde, sind wir bereit, manches in den Kauf zu nehmen, was uns noch anstößig ist, und unserer aufrichtigen Befriedigung über diese Wendung gerne Ausdruck zu geben.

Christ. Rogge



Friedrich Gentz

Unter den literarischen Größen, die das Deutschtum hervorgebracht hat, spielt ein Zeitgenosse der Humboldt und Stein eine Rolle, der es vor vielen andern verdient, durch eine Biographie dem Verständnis der Gebildeten näher geführt zu werden, ein Publizist ersten Ranges, vielleicht der namhafteste, den die Deutschen bisher aufzuweisen gehabt haben: Friedrich v. Gentz, der geniale literarische Bekämpfer der französischen Revolution. Dieses Bedürfnis nach einer Biographie von ihm hatte ein junger, reichbegabter Historiker, Paul Wittichen, erkannt und zu befriedigen gedacht durch ein wirklich monumentales Werk über Gentzens Leben. Leider starb er darüber bereits am 17. Mai 1904. Sein Unternehmen wurde indes neu aufgenommen von seinem gleichfalls hochbegabten jüngeren Bruder Friedrich Karl Wittichen, der sich ebenfalls der Geschichtswissenschaft gewidmet hatte. Doch das Unglück wollte es, daß auch Friedrich Karl Wittichen kaum ein Jahrfünft nach seinem Bruder, am 1. Mai 1909, frühzeitig ins Grab sank. Es scheint so, als wenn die monumentale Gentzbiographie, die den Wittichens vorschwebte, nicht so bald entstehen solle. Inzwischen sind aber wenigstens gewisse Grundlagen geschaffen worden, die zum Verständnis der blendenden Persönlichkeit von Gentz in hohem Grade beizutragen vermögen, indem, vornehmlich noch durch Friedrich Karl Wittichens Bemühungen, die Sammlung eines großen Teils des übrigens ungeheuren Gentzschen Briefwechsels — mit Unterstützung der Wedekindstiftung in Göttingen — veranstaltet worden ist („Briefe von und an Friedrich v. Gentz, herausgegeben von Friedrich Karl Wittichen." 1. Bd. 365 Seiten. 2. Bd. 480 Seiten. München u. Berlin, R. Oldenbourg. 1909 u. 1910.) Sie soll in vier bis fünf Bänden im Druck vorgelegt werden. Während der Drucklegung des ersten Bandes ist Friedrich Karl Wittichen abgerufen worden An seiner Stelle hat die Fortsetzung der Herausgabe sein Freund, der Archivar Ernst Salzer übernommen, der im Jahre 1909 den ersten Band zu Ende führte und im Jahre 1910 einen zweiten Band erschienen ließ. Wir erkennen daraus im wesentlichen den ganzen Gentz, die gewaltige Intelligenz, den glänzenden Schriftsteller und den wandelbaren, liederlichen Menschen, der auch manchem starknervigen Kritiker breite Angriffsflächen darbietet.

Die Wittichens scheinen von dem Standpunkte ausgegangen zu sein, daß Gentz besser war als der Ruf, den er genossen hat. Friedrich Karl Wittichen spricht von einem Verleumdungsfeldzuge, der namentlich von Stägemann und dessen Kreise, in dem das Judentum eine gewisse Rolle spielt, gegen Gentz unternommen worden sei. Ob die beiden trefflichen Historiker überhaupt der Gefahr entgangen sein würden, ihren Helden zu überschätzen, ist mir nicht sicher. Die rasche Wandelbarkeit von Gentz, die in jeder Lage durch die furchtbare Kraft seiner Dialektik sich zu behaupten wußte, schließt meines Erachtens doch Probleme in sich, die starke Schatten auf ihn fallen lassen. Wie dem aber auch sei, wir begrüßen die angefangene Quellenpublikation mit großer Freude. Sie gewährt in gleichem Maße ein historisches wie ein literarisches Interesse.

Im ersten Bande finden wir Gentzens Briefe an die Gattin des Mitarbeiters von Stein und Hardenberg, des Staatsrats Friedrich August Stägemann, Elisabeth, geborene Fischer, geschiedene Graun. Dann folgen die Briefe von Gentz an den Philosophen Christian Garve, eine große Reihe meist noch unbekannter Briefe an den magister ubique, den aus Goethes

Leben bekannten, geschäftigen Karl August Böttiger, sowie einige interessante Einzelbriefe. Der zweite Band enthält die zahlreichen Briefe von Gentz an den schwedischen Gesandten und Dichter Karl Gustav v. Brinckmann und einen Nachtrag zu dem bereits gedruckten Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller. Alles ist mit einem so feinen Verständnis erläutert durch einleitende Ausführungen und Anmerkungen, wie uns das bisher nur bei wenigen Editionen begegnet ist. Gerade durch diese ausgezeichneten Erläuterungen wird die Lektüre der Briefe zu einem hohen Genusse.

Die die Sammlung eröffnenden Briefe an Elisabeth sind literarisch und psychologisch anziehend. Elisabeth war, wenn der Herausgeber auch einige einschränkende Bemerkungen über sie macht, sie bewußt und berechnend, ebenso auch eitel nennt, doch eine der edleren Frauengestalten ihrer Zeit. Sie hat sich selbst ein interessantes literarisches Denkmal gesetzt, das von Wittichen äußerst geistreich analysiert wird. Überraschend ist der Nachweis, daß sie in jenem Buche zahlreiche Briefe von Gentz an sie einem vornehmeren Verehrer zugeschoben hat. Der 1764 geborene Gentz hat die um vier Jahre ältere „Graunin" leidenschaftlich geliebt und daran gedacht, sie zu heiraten, als sich ihre Ehe mit dem Regierungsrat Graun, einem Sohn des friderizianischen Kapellmeisters, löste. In dieses sicherlich reine Verhältnis erhalten wir nun einen tiefen Einblick durch die hier veröffentlichten Briefe, die zum Teil, aber meist nur unvollkommen, bereits bekannt waren. Wie im Hause ihrer Tochter, der gleichfalls so sehr anziehenden Hedwig Olfers, über die neuerdings auch ein leider mit wenig kritischer Hand besorgtes schönes Memoirenwerk erschienen ist, so umspielte im Leben Elisabeths gewisse Räumlichkeiten ein eigener Reiz. Für Gentz war es die „grüne Stube" in Königsberg, nach der er sich oft sehnte. Die Kraft der Gentzschen Sprache wächst in diesen Briefen zusehends. Sie sind mit großer Berechnung stilisiert. Schon das „Testament einer großmütigen Seele", von dem Gentz am 24. November 1786 berichtet, jener Brief an Elisabeth, in dem er von der Auflösung seiner Verlobung mit Cölestine Schwinck und der Rücksendung des Bildes der Verlobten spricht, durch die er der Cölestine die Trennung von ihm „heilsam-bitter" machen will, liefert eine Probe seiner glänzenden stilistischen Begabung. Noch mehr verrät sie sich in dem nächstfolgenden Schreiben an Elisabeth vom 20. Januar 1787, in dem immer wieder die Klage erklingt: „Ich konnte und sollte nur mit Ihnen glücklich sein. — Ich werde nie glücklich werden." „Meine schönsten Gefühle werden stumpf: meine kostbaren Ideale verfliegen, meine herrlichen Tränen vertrocknen: ich soll, ich soll ein Alltagsmensch werden." Darin drückt sich seine Sorge aus, im Bureaudienst zu verknöchern. (Später spricht er davon, daß er in einem „ewigen intellektuellen Selbstmorde vegetiere" und daß ihn seine Berliner Amtstätigkeit dauernd zum Krüppel mache.) Er fühlt, daß er an Elisabeth einen Halt gefunden haben würde. „Angebetete, göttliche Frau, Sie allein, Sie, Sie hätten der Schutzengel meines Lebens sein müssen." „Getrennt von Ihnen," heißt es einige Tage später, „mir selbst, meinen Schwachheiten, meinen Leidenschaften, den glühenden Phantomen meines unruhigen Kopfes, den Torheiten meiner Gesellschafter, dem Drang, dem Geräusch der Welt überlassen, schweift meine unglückliche Seele in tausend Labyrinthen falscher Freuden, betrügerischer Hoffnungen, elender Zeitvertreibe, chimärischer Plane umher, und sehnt sich, von Ihnen und von der Zufriedenheit gleich weit entfernt. nach der Glückseligkeit und — nach Ihnen." Kaum ein Jahr nachher fühlt man aus den Briefen heraus, wie die Sinnlichkeit über ihn die Herrschaft gewonnen hat. „Was bin ich eine Zeitlang gewesen! Wie unwürdig Ihrer! In einer gänzlichen Verwirrung aller meiner Sinne bin ich beinahe ein Jahr lang durch alle Torheiten dieser abscheulichen Welt hindurch getaumelt, habe mich in allen ihren abschmeckigten Freuden herumgewälzt." Die Perle der ganzen Briefreihe an Elisabeth ist jener schon zum Teil bekannte Werbebrief, dessen Entwurf Wittichen in das Jahr 1791 setzt, der aber damals nicht abgesandt wurde. Die außerordentliche Sprachgewalt des Briefschreibers tritt uns darin besonders nahe. Aber auch das große Selbstgefühl Gentzens spricht daraus. Er hegt die Hoffnung, daß die bereits von ihrem Gatten getrennte Frau die

Seine werden kann: „Wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgendeinem andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen. Übrigens sage ich Ihnen mit einem wahren Triumphsrausch, denn hier ist der Stolz das Vorgefühl der höchsten Seligkeit, daß ich Ihrer Freundschaft wert bin. Ich bin in den fünf Jahren, die ich von Ihnen bin, mit unaufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen. Jetzt bin ich es wert, mit Ihnen zu leben, und jetzt würde mein Umgang zuverlässig nicht ohne Süßigkeit für Sie sein. Ich habe unendlich gewonnen und fürchte mich gar nicht, einst aus Ihrem richtenden Munde zu hören, mit wieviel Recht ich dieses kühne Urteil über mich aussprechen durfte. Ich muß Ihnen schlechterdings besser gefallen als sonst."

Gewonnen glaubte Gentz deswegen besonders in seiner Entwicklung zu haben, weil er in näheren Umgang mit Wilhelm v. Humboldt gekommen war. Die Schilderungen seines Verkehrs mit diesem „Modell hoher, vollendeter Menschlichkeit", wie Gentz Humboldt in jenem Werbebriefe entzückt nannte, bildet in den hier veröffentlichten Briefen eine der gelungensten Partien. Dieser Verkehr knüpft an den Verkehr mit Ancillon an, einen Vetter von Gentz, der als Hofprediger, Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und zuletzt als Minister des Äußern genugsam bekannt geworden ist. Man höre, was Gentz darüber seinem Lehrer Garve schreibt. Am 5. März 1790 heißt es: „Seit ohngefähr sechs Wochen hat mir das Schicksal einen meiner ältesten Freunde wieder zugeführt. Dies ist Herr Ancillon junior, ein junger Mann von außerordentlichen Talenten." Drei viertel Jahre später meldet er: „Mein vorzüglichster Umgang besteht noch immer in Ancillon. Nichts ist mir gewisser, als daß ich nie in meinem Leben einen harmonischer zu mir gestimmten Menschen finden werde. Nach ihm habe ich jetzt einen sehr angenehmen Gesellschafter in Herrn v. Humboldt erworben. Wir sind uns jetzt näher gerückt und kommen sehr oft und vertraut zusammen. Er ist einer der scharfsinnigsten und besten Köpfe, die mir je vorgekommen sind. Er hat sowohl Witz als Tiefsinn. Er ist besonders ein furchtbarer Dialektiker: nichts ist schwerer, aber auch belehrender, als einen langen Streit mit ihm auszuhalten. Ich nenne ihn gewöhnlich den W e t z s t e i n des Verstandes. Wenn ich eine Materie so durchdacht habe, daß ich glaube, nun könnte mich wohl kein Einwurf mehr erschüttern, so erstaune ich zuweilen über seine Kunst, Einwürfe gleichsam zu e r s c h a f f e n." Einige Monate darauf erglüht der empfängliche junge Mann schon ganz anders für den neuen Umgang. Am 19. April 1791, wenige Monate, bevor er ihn in seinem Werbebriefe als das Modell vollendeter Menschlichkeit hinstellt, schildert er Humboldt, wieder in einem Briefe an Garve, folgendermaßen: „Viel hat zu dieser festern und glücklichern Stimmung, deren Erhöhung ich mit allen Kräften zu erreichen trachte, ein vertrauter Umgang mit einem der größten und stärksten Menschen beigetragen, die mir noch irgendwo auf meinem Wege durchs Leben begegnet sind. Seit drei Wochen habe ich ihn verloren, und dieser Streich allein — ist ewig unheilbar. Es war Humboldt. Ich wollte, ich hätte Ihnen ohngefähr vor drei oder vier Monaten, als meine engere Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten Sterblichen nur so eben an der Grenze der wirklich leidenschaftlichen Freundschaft stand, in welche sie seitdem übergegangen ist, eine aufrichtige Schilderung von ihm entworfen. Sie würde Ihnen zuverlässig höchst, höchst interessant gewesen sein. Jetzt wage ich es schlechterdings nicht mehr, ausführlich über ihn zu schreiben: ich zittre sogar, nur einzelne Züge hinzuwerfen: sobald die Vorstellung von ihm in mir lebhaft wird, ergreift sie mich mit solcher Gewalt, daß ich jeden Augenblick in Gefahr stehe, in der Zügellosigkeit des Ausdruckes das Seltne fabelhaft, das Große riesenmäßig, folglich alles unwahrscheinlich darzustellen.

Sie haben mich zuerst auf diesen merkwürdigen Menschen aufmerksam gemacht, Ihr scharfer Blick hatte ihn in einer großen Gesellschaft ausgefunden und hervorgezogen. Sie drangen recht eigentlich in mich, daß ich mich ihm nähern sollte. Als ich ihm wirklich näher rückte, fing ich an, seinen Witz, die Gewandtheit seines Geistes, manchmal eine ganz eigne Größe in seinen Ideen zu bewundern. Das war noch lange nicht Humboldt. Als wir tiefer in philosophische

Materien hineingingen, als wir gar planmäßig gewisse Begriffe zu analysieren, gewisse Grundideen zu prüfen und zu läutern begannen — das war die Zeit, wo noch Ancillon oft an unsern Unterredungen teilnahm —, da entdeckten wir in diesem Kopf einen Tiefsinn, der oft unsre Zungen plötzlich lähmte, wenn er ein Fundament, was wir nun für das allertiefste hielten, zu untergraben anfing, eine Promptitüde und eine Gewandtheit, die unsre Streiche ahndete, längst ehe wir sie beschlossen hatten, eine Vielseitigkeit, die kein Einwurf befremdete, eine unüberwindliche Logik, die, wenn es auf eigentliches Streiten losging, alle Hoffnung auf Blößen ewig verzweifeln machte, und — was das Schrecklichste war — dabei eine Verachtung dieser Logik als eines elenden Werkzeuges ... Wir mußten wohl einig werden, daß das ein erstaunlicher Kopf war. Er demütigte uns erst: es gab Augenblicke, wo er uns wirklich zermalmte — und noch nie habe ich diese Empfindung in dem Grade gehabt —, Augenblicke, wo wir ihn haßten: doch seine Größe drang sich uns um so gewaltiger auf. Aber alles das — war noch nicht Humboldt.

Ancillon wurde durch eine Menge von Verhältnissen mit dem Hofe und der glänzendsten Welt von Berlin, in die ihn der Ruhm seiner Predigten zog, allmählich in unsern Zusammenkünften fremder. Überdies machte ich bald die heimliche Bemerkung, daß er Humboldt von seiten des Kopfs nicht Genüge leistete ... Kurz, Humboldt und ich fingen an, erst wöchentlich einigemal, am Ende fast täglich allein zusammenzukommen ... Jetzt öffnete sich vor mir ein Charakter, bei dem ich allen Tiefsinn und alle Künste des Kopfs vergaß, ein Charakter, dessen unerschütterliche Konsistenz, dessen nie gestörte Einheit, dessen überwiegende Stärke nur der, der ihn so studiert hat, wie ich, begreifen und würdigen kann, der dem Kraftlosesten, wenn er ihn anschaute, Mut geben, der Verzweiflung selbst Heiterkeit zulächeln mußte ... Dabei ist er nun der größte und vollendetste Gesellschafter, den es geben kann (nämlich hauptsächlich im Umgange mit einzelnen) ... Wenn man mit ihm redet, so ist es immer, als wenn man mit sich selbst redete, nur unendlich leichter. Man kennt sich selbst allemal besser, wenn man ihn verläßt ... Denken Sie sich nach dieser Schilderung, daß ich mit dem Gegenstande derselben drei Monate hintereinander in der engsten Verbindung gelebt habe: und Sie werden sich nicht wundern, daß dieser Mensch einen dauernden, einen unverlöschlichen Eindruck auf mein ganzes Wesen machen mußte. Weil wir beide äußerst viel zu tun hatten und dabei wußten, daß wir uns bald, vielleicht auf immer, trennen mußten, entschlossen wir uns kühn, dem Schlaf in seine Rechte zu greifen. Um zehn Uhr abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und der helle Morgen überraschte uns jedesmal. Und das so oft, — ich fürchte mich, es Ihnen zu erzählen. Und nach allen diesen Zusammenkünften, nach so vielen wechselseitigen Ergießungen, nachdem alle Gegenstände menschlicher Rede dem Anschein nach hätten erschöpft sein sollen, war er mir immer neu und wurde täglich interessanter. .. Ob er handelte, redete oder stillsaß, war mir zuletzt gleichviel."

Diese Begeisterung für Humboldt hielt sich in Gentz. Am 10. August 1797 schrieb er: „Wenn es keinen Humboldt gäbe, müßte man, wie Voltaire von einem gewissen namens Gott sagt, einen erfinden." Als er im Sommer 1803 von ihm einen Brief erhielt, schrieb er darüber in seiner entzündlichen Weise an Brinckmann: „Vor einigen Wochen habe ich abermals einen Brief von Humboldt erhalten, und zwar einen so durchaus klassischen, meisterhaften, göttlichen Brief, daß ich ihn mit goldnen Buchstaben drucken, daß ich ihn in Stein möchte ätzen lassen. Wie reif und wie weise sich endlich alles in diesem großen Kopf fixiert und gegründet und verbunden hat!" Und wieder verleiht er seiner Bewunderung für den ihm zugleich rätselhaften Gatten der Karoline ein halbes Jahr danach Ausdruck: „Vorgestern habe ich einen Brief von Humboldt über den Tod seines Sohnes erhalten, einen Brief, der mein Gemüt bis in seine innersten Tiefen bewegt hat! Ich wünschte, Sie könnten ihn lesen. So über den Tod zu sprechen, ist nur einem gespensterartigen Menschen, wie Humboldt, gegeben; ich glaube, er war schon einmal tot, oder ist es jetzt, und redet von jenseits herüber. Nein! Humboldt

muß geehrt und gepflegt werden: denn verlören wir diesen, wo fänden wir einen zweiten ähnlichen wieder!"

Der Stern Humboldts verblaßte aber in dem erregbaren Gemüte von Gentz neben dem Glanze eines andren Gestirns. Die Begeisterung für ihn wurde durch die Begeisterung für den so überaus feinfühligen Publizisten Adam Müller, mit dem auch Heinrich v. Kleist ein enges Freundschaftsverhältnis knüpfte, abgelöst. Für diesen erfaßte Gentz nunmehr die stärkste geistige Leidenschaft, die er für ein menschliches Wesen gehabt hat. Am 30. April 1805 schreibt er in seiner exaltierten Weise an Brinckmann über seinen Verkehr mit Müller: „An einem gewissen Abende, wo ein Gespräch von hoher Bedeutung uns beiden die Zunge lösete, brach der Tag wieder zwischen uns an; erst moralisch, dann auch physisch, denn wir sprachen bis in den hellen Morgen und wußten kaum, daß die Nacht vergangen war. Seitdem war sein beständiger Umgang ein Labsal für mich, dessen gleichen ich fast nie genossen hatte. Die Universalität dieses Menschen ist das höchste Antidot, das ich bis jetzt noch gegen den Verfall des Zeitalters irgendwo antraf. Wenn dieses nicht wirkt, so wirkt keines. Aber es wird und muß wirken, so gewiß als es eine Bestimmung der Menschheit und einen Gott gibt, der sie durch Kampf und Schmerzen und selbst durch anscheinenden Untergang und anscheinenden Tod zu dieser ewigen Bestimmung erhebt. Wenn ich bedenke, was in den zwei Jahren, seitdem ich ihn nicht sah, aus ihm geworden ist, und daß er erst 25 Jahre alt ist, so kann und darf ich an nichts mehr verzweifeln. In ihm bewegt sich und ruht zugleich die Welt. Humboldt war, mit aller seiner (einseitigen) Größe, nur ein schwacher Vorläufer dieses wahren Propheten. Glauben Sie nicht, daß eine vorübergehende Exaltation mich dieses schreiben heißt. Noch nie habe ich einen Gegenstand so ruhig, so anhaltend, so parteilos, so erschöpfend studiert; mein Resultat über ihn trotzt der Ewigkeit." Schon im Jahre 1802 hatte er über seine Gespräche mit Müller verzückte Aufzeichnungen in seinem Tagebuch gemacht, die er in einem Briefe an Brinckmann vom 29. August 1804 abgeschrieben hat, so daß sie uns in ihrer Ursprünglichkeit erhalten sind, denn die später von ihm veröffentlichten Tagebücher stellen bekanntlich eine vollständige Umarbeitung des anfänglichen Textes dar. Das Gemisch von Laszivität und Idealismus, das darin zutage tritt, sucht seinesgleichen. Es ist im Grunde zu beklagen, daß sich die Herausgeber nicht entschlossen haben, den ganzen Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller neu zu veröffentlichen. Denn für die alte, bisherige Ausgabe trifft durchaus nicht die Voraussetzung zu, daß sie leicht zugänglich sei. Sie findet sich z. B. nicht einmal auf allen Universitätsbibliotheken. Verbreiteter ist Gentzens Briefwechsel mit Johannes v. Müller, mit dem er ja auch in nähere Beziehungen kam.

Nicht alles ist den Herausgebern gelungen aufzuklären oder zu erläutern, so viel Scharfsinn und so viele Kenntnisse sie anzuwenden in der Lage waren. So erfahren wir nichts über jenen zweimal genannten Meschker, über den Gentz an Elisabeth schreibt: „Außer ihm habe ich vor keinem Sterblichen alle die geheimen Falten meiner Seele so ausgewickelt als vor Ihnen." Sollte vielleicht irgendein Lesefehler hinter diesem Namen stecken? Auch über die Frau v. Phull, die Gentz in dem Briefe an Garve vom 19. April 1791 eine Freundin seiner besten Tage nennt, haben offenbar weder F. K. Wittichen noch Salzer etwas Näheres mitzuteilen vermocht, sonst würden sie doch wohl Erläuterungen zu jener Briefstelle gegeben haben.

Bei Gentz werden die seelischen und sinnlichen Beziehungen zu den Frauen verschiedenen Schlages und Charakters stets lebendiges Interesse erwecken. Eins der eigentümlichsten Verhältnisse war das zu der Rahel, es war auch eins der unerquicklichsten. Die geistreiche Jüdin schneidet nicht günstig dabei ab. Es lagert über dem Umgang mit ihr eine schwüle Atmosphäre. Das Verhältnis war keineswegs rein, und später spielte die Rahel ein wenig die Kupplerin für Gentz. Wittichen spricht von der romantisierenden Schamlosigkeit der Briefe Gentzens an die Rahel. Mir scheint, daß es sich auch bei ihnen empfohlen hätte, sie neu herauszugeben. So muß man sich eine solche psychologisch merkwürdige Stelle wieder hervorsuchen, wie sie

ein Brief von Gentz an Rahel aus dem Jahre 1803 enthält: „Sie sind ein unendlich produzierendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer M a n n; i c h bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas e r f u n d e n, nie etwas g e d i c h t e t, nie etwas g e m a c h t; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein anderer. Meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen; Ihr ewiger, ewig tätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele, alles) traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher." Wohl nicht ohne Grund schreibt Adam Müller an Gentz am 28. Juni 1810: „Gewiß ist, daß nächst mir niemand Sie besser kennt als diese Rahel."

Ganz neu zu sein scheinen die näheren Mitteilungen, die wir über Gentzens Beziehungen zu Amalie Imhoff erhalten. Gentz berichtet darüber an Brinckmann in seiner glühenden Rhetorik am 9. November 1804: „Sie wissen, daß ich zum ersten Male im November 1801 nach Weimar reisete. Ich war damals in einer der furchtbarsten Krisen meines Lebens, alle meine Verhältnisse strebten zur Auflösung hin ... In diesem Moment sah ich Amalien; und in der ersten Viertelstunde hatte sie schon mein ganzes Wesen durchdrungen ... Sie hauchte mir ein neues Leben ein. Nie, solange ich existiere, fand ich solche Kräfte, solche Talente und solche Sprachorgane in mir als in den unvergeßlichen Stunden, die ich abends mit ihr verbrachte. Mein Feuer, meine Leidenschaft, meine namenlose Exaltation riß sie mit fort. Ich durfte nichts einem positiven Antrage Ähnliches vor ihr aussprechen: ich war verheiratet, verschuldet, in tausend Ketten und Banden gefangen; es war Raserei, nach dem Besitz eines solchen Engels zu trachten. Gleichwohl strömte ich meine brennenden Wünsche vor ihr aus — und sie verstieß sie nicht." Gentz schildert nun, wie er in Korrespondenz mit Amalie kommt, nimmt Bezug auf die in der Folge bald eintretende Trennung seiner eigenen Ehe und fährt dann fort: „Von der einen Seite riß mich die Gesellschaft und das Beispiel verführerischer Wüstlinge und der m i r unleugbar verderbliche Umgang mit einem so mächtig entfesselnden, so durchaus desorganisierenden Genie, wie das der Levy [Rahel] damals war (die geheime Leidenschaft, die dies große, kühne, göttlich-teuflische Geschöpf für mich gefaßt hatte, nicht einmal zu erwähnen), über alle Schranken hinaus, die ich mir, an Amaliens weiser und liebevoller Hand, so glücklich gezogen hatte, und von der andern Seite stürzte mich nun vollends eine wilde Begierde nach dem Genuß einer Person, die, was auch ihre guten Eigenschaften sein mögen, in einem Briefe, der von Amalie handelt, nicht einmal genannt werden darf, in die letzten Abgründe fieberhafter Verwirrung und Raserei; unter diesen Stürmen verließ mich Amaliens Bild." Zu Anfang 1803 sieht er dann Amalie, die sich inzwischen mit ihrem späteren Gatten, dem schwedischen Militär Helvig, verlobt hatte, wieder. „Gleich in der ersten Unterredung kam alles zum Ausbruche zwischen uns. Sie gestand mir, daß der Gedanke, sich mit Helvig fürs Leben zu verbinden, ihr schrecklich wäre; sie gestand mir, daß sie seinen Anträgen auch nicht einen Augenblick Gehör gegeben haben würde, wenn nicht alle ihre auf mich gebauten Hoffnungen zugrunde gegangen wären. Sie sprach über mich mit einer Klarheit, mit einer Tiefe, mit einer Gerechtigkeit, die alle Fibern meines Wesens in Bewegung setzten. Sie hatte das gute und das böse Prinzip in mir so schauderhaft richtig erkannt, und entwickelte und beurteilte meine ganze innere Struktur auf eine so unbegreiflich scharfsinnige und doch auch so unbeschreiblich milde und zarte und liebevolle Weise, daß mir war, als wenn ich vor der allwissenden und allgütigen Gottheit säße. Die Rührung, in welches dies alles sie versetzte, und die unverkennbaren Merkmale einer großen, tiefgewurzelten Neigung zu mir, die sich in jedem ihrer Worte und in jeder ihrer himmlischen Mienen wie in jeder ihrer himmlischen Tränen ausdrückten, weckten alle die Empfindungen wieder auf, die ihre ersten Gespräche mir eingeflößt hatten."

Immer weiter ergießt sich so der Strom seiner Worte über dies Wiedersehen. Er schließt: „So verflossen zwei Tage, von namenlosem Glück erfüllt."

Man wird auch gern beachten, was Gentz über die liebreizende, aber anfänglich wenig in sich gefestigte jüngere Schwester der Königin Luise bemerkt, die Prinzessin Friederike, die erst mit dem Prinzen Ludwig von Preußen, dann mit dem Prinzen Wilhelm von Solms-Braunfels verheiratet war und schließlich die Gemahlin König Ernst Augusts von Hannover wurde. Er sagt von ihr 1807: „Die Prinzessin von Solms, eine von denen, die man lieben lernt, je mehr man sie kennen lernt; nachdem alles, was jugendlicher Leichtsinn oder jugendliche Eitelkeit an ihr etwa verderbt haben mochten, aufs vollkommenste wieder hergestellt ward, ist sie eine der Vortrefflichsten ihres Geschlechts geworden; und ich habe mit ihr höchst glückliche Tage zugebracht." Drei Jahre später berichtet er von einem abermaligen Zusammensein mit der Prinzessin und rühmt dabei „die wahrhaft erhabene Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels". „Wenn ich weniger krank wäre, als ich bin, hätten die Tage, die ich in ihrem Himmel verlebte, mich radikal heilen müssen."

Des öfteren geschieht auch in seinen Briefen der geistvollen Frau v. Berg Erwähnung, der engsten Vertrauten der Königin Luise, deren Vertrauen zu ihr sich später auch auf ihre Schwester Friederike übertrug. Sie war ihm eine von den Frauen „höherer Gattung, denen nicht zu mißfallen doch immer das Beste auf Erden wäre". Bezeichnend genug nennt er sie eine Porzellannatur. Er fühlte sich offenbar gezwungen, ihr mit besonderer Vorsicht zu begegnen. Dasselbe Epitheton gibt er der Gräfin Panin und der Hofdame der Königin Luise Gräfin Moltke, der späteren Frau des Junkers Marwitz.

Bei dem Umgang mit Juden, besonders Jüdinnen, den Gentz so lebhaft pflegte, wird man gern lesen, was er über die Schrift seines Anwalts Grattenauer im Jahre 1803 über die Juden sagt. Zuerst dementiert er die Schrift, unter dem ausdrücklichen Bekenntnis, nicht einen Buchstaben von ihr gesehen zu haben, in den heftigsten Ausdrücken. Sobald er sie aber gelesen hat, fühlt er sich veranlaßt, das im voraus abgegebene Urteil schleunigst zu revidieren. Sein leicht bewegliches Hirn läßt ihn die Dinge jetzt ganz anders ansehen. Er schickt voraus, „Mit einer Menschenklasse von so mannigfaltiger Komposition wie die Juden, und bei der handgreiflichen Wahrscheinlichkeit, daß die Bessern schweigen und nur die Pöbelhaftesten schreien werden, sich ganz eigentlich *handgemein* zu machen — dazu muß man selbst ein so gemeiner Geselle sein, als Grattenauer es unstreitig im bürgerlichen Leben ist", und meint: „Gesetzt, auch *alles*, was er von den Juden sagt, wäre wahr (wie denn das *meiste* es ohne allen Zweifel ist und ewig bleiben wird), so ist doch auch nicht einmal die Möglichkeit eines Nutzens davon einzusehen." Dann aber bricht er aus: „Aber der Wahrheit zu Ehren, aber zum gerechten Lobe der unbestechlichen Unbefangenheit meines Gemüts muß ich sagen — daß ich die Schrift, trotz alles bisher Gesagten, mit außerordentlichem Wohlgefallen gelesen habe. Fürs erste sind diese Schriften fast durchaus vortrefflich, zum Teil recht meisterhaft *geschrieben*. Der Stil derselben erinnert unwillkürlich an den polemischen Stil Lessings, mit dem sehr viele Stellen eine unverkennbare und doch ganz ungesuchte Ähnlichkeit haben. Es ist mir ganz unbegreiflich, wie der Mensch auf einmal zu dieser Gewalt über die Sprache gekommen ist." Er hebt nun im einzelnen die schriftstellerischen Vorzüge der Grattenauerschen Broschüren hervor und fährt dann fort: „Aber das Frappanteste von allem war mir der wahre, reiche und unerschöpfliche *Witz*, mit welchem die Bestie zu Felde gezogen ist. Die Untersuchungen über den Titel *Jude*, über den *Judengestank*, über die Judendoktorei, über die *Appretur der jüdischen Frauen* (*Appretur* ist der Unsterblichkeit wert und wird gewiß nicht wieder vergessen, solange es Juden gibt), — alle diese Stücke hätten dem größten Schriftsteller Ehre gemacht. Ich möchte einen Kurier nach Rom schicken, um Humboldt dies Hauptfest zu bereiten, für welches der tiefste Schmerz ihn nicht unempfänglich gemacht haben kann. Ich wenigstens kann versichern, daß ich so, wie ich bei dieser Schrift, ganz einsam und allein,

gelacht habe, seit Jahren nicht lachte. Gelacht bis zum Weinen! mehr kann ich zum Lobe eines Werkes nicht sagen, dessen bloße Existenz noch eine Stunde vor meiner näheren Bekanntschaft mit demselben nichts als Indignation in mir erregte. Ich sehe, daß der Schlag, den die Juden erlitten, sehr ernsthaft und wuchtig gewesen ist. Ich behaupte, daß sie noch nie mit solcher Superiorität angegriffen worden sind; und hätte Grattenauer eine bessere Reputation, so wäre dieser Angriff tödlich für sie." Dann aber kommt der Umschlag: „Nun aber, mein lieber Brinckmann, beschwöre ich Sie, das ganze Urteil nicht laut werden zu lassen. Dazu habe ich, außer vielen andern Gründen, auch den, daß Grattenauer nichts von meinem Lobe erfahren soll." Der Schwerpunkt liegt natürlich in den „vielen andern Gründen". Ob dies Verhalten nicht sehr charakteristisch für Gentz ist? Er kann mit seiner gewaltigen Dialektik ganz das Gegenteil von dem beweisen, was er vorher für richtig erklärt hat. Er hält es manchmal nur aus sehr egoistischen Gründen nicht für opportun, mit seiner wahren Meinung hervorzutreten. Gentz haßte die Juden in der Tat leidenschaftlich. Schon 1801 schreibt er einmal: „Nächst unmittelbaren Juden gibt es nichts Schrecklicheres als diese mittelbaren, die Tyrannen der Literatur." Am 19. September 1804 spricht er von den Juden als einer „verworfenen Brut" und nimmt sich „einen der scheußlichsten" aus derselben, den Generalkonsul Bartholdy, vor. „Dieser Bube hat ohne allen Streit Verstand — das ist aber eben die Todsünde der Juden. Verstand haben sie mehr oder weniger alle; nur der soll noch geboren werden, in dem ein Funke von Gemüt zu finden wäre. Darum sind die Ungeheuer auch allenthalben, wo der Verstand, der blöde und frevelnde Verstand sich anmaßt, allein zu regieren, auf ihrem wahren Felde, geborene Repräsentanten des Atheismus, des Jakobinismus, der Aufklärerei usw. Noch nie hat eine Jüdin — ich spreche ohne alle Ausnahme — die wahre Liebe gekannt! — alles Unglück in der modernen Welt kömmt, wenn man es bis in seine letzten Gründe verfolgt, offenbar von den Juden her; sie allein haben Bonaparte zum Kaiser gemacht ... Aber genug von diesen Kannibalen!"

Ungemein fesseln die gelegentlichen Worte Gentzens über einzelne Werke und Gelehrte. Schon 1790 läßt er sich gegen Garve begeistert über Smith, on national wealth aus, das er zum drittenmal mit größter Aufmerksamkeit durchstudiert habe: „Meines Erachtens ist es fürs erste bei weitem das vollkommenste Werk, was je in irgendeiner Sprache über diesen Gegenstand geschrieben ist, und ich kann nicht leugnen, daß Stewart, Forbonnais, Melon, Büsch usw. und alle, die mir noch bisher in die Hände gekommen sind, in einer großen Entfernung hinter Smith zurückbleiben" usw. Zu dem Beachtenswertesten gehört es, was er über Fichte sagt, dessen publizistische Tätigkeit, wie F. K. Wittichen anderweitig dargelegt hat, vor 1806 eine in mancher Beziehung entgegengesetzte zu der nach dem preußischen Zusammenbruch genannt werden muß. Der Fichtesche Geist imponierte Gentz außerordentlich. Er nennt Fichte 1799 ein außerordentliches Phänomen, meint aber zugleich: „Eine solche Größe des Denkens und eine solche Gemeinheit des Menschen hat sich wohl selten in einem Individuum vereinigt." Am 13. September 1797 bemerkt er über Randbemerkungen Fichtes zu einem Manuskript oder einem Briefe Schlegels: „Fichtes Randglossen sind gemein. Darin unterscheidet er sich wesentlich von Schlegel, der nie so gemein sein kann." Bei dem Erscheinen der Schrift des bizarren Publizisten Dietrich v. Bülow über Napoleon im Jahre 1804 schreibt er empört: „Seit Fichtes Handelsstaate, dem einzigen Buche, welches an Raserei und Impudenz dieses vielleicht noch übertrifft, las ich nichts Ähnliches." Im Jahre vorher urteilt er allgemein über den Philosophen: „Es ist gar nicht möglich, mit Fichte zu hart zu verfahren. Seine Größe, soweit als sie reicht, wird niemand antasten wollen, weil sie gar zu evident ist; aber eben deshalb ist es desto dringender, ihn in seiner Nacktheit darzustellen." So setzte er sich oft mit dem großen Philosophen auseinander, häufig nicht ohne eine gewisse Verstiegenheit, wie sie gerade Gentz eigentümlich ist. Ein näheres Eingehen auf diese seine Stellung zu einem der namhaftesten Geister seiner Zeit verbietet sich hier. F. K. Wittichen hat bereits in einem in den „Branden-

burgischen und preußischen Forschungen" veröffentlichten Aufsatze, der als Kapitel seiner Gentzbiographie gedacht war, nähere Aufschlüsse über die dabei in Betracht kommenden Fragen gegeben. Gerade in Beziehung auf die Erläuterung der zeitgenössischen geistigen Strömungen wäre die beabsichtigte Gentzbiographie von außerordentlichem Werte gewesen. Als später die Reden Fichtes an die deutsche Nation erschienen, da schrieb Gentz doch wieder: „Welch ein vortreffliches Buch!" (24. Juli 1808.)

Das verständnisvolle Auge von Gentz zeigt sich auch in Bemerkungen über Dinge, die nicht so unmittelbar in seinem Gesichtskreise lagen. So urteilt er am 20. April 1797 über den allzu früh verstorbenen Architekten Friedrich Gilly, den Lehrer Schinkels, dessen Bedeutung man erst in unseren Tagen gerecht geworden ist: „Was ich Ihnen sagen muß, und was mich nicht etwa bloß persönliche Liebe sagen heißt, ist, daß in diesem jungen Manne eines der ersten Kunstgenies wohnt, die unser Vaterland in diesem Zeitalter hervorgebracht hat." Über Goethe und die deutsche Nationalliteratur schreibt er am 18. Januar 1803: „Deutschland hat, dünkt mich, noch so viel zu tun, um eine Nationalliteratur und einen Nationalcharakter zu erhalten und zu behaupten, daß das traurige und gewagte Geschäft, Goethes Produkte zu kritisieren, füglich auf einige Jahrhunderte ajourniert werden könnte." Nachdenklich wird man auch lesen, was Gentz an Böttiger unter dem 30. Dezember 1797 über den Großvater Bismarcks, über Anastasius Ludwig Mencken sagt: „Es ist jetzt so klar als die Sonne, daß bei weitem das meiste Weise und Gute, welches der König tut, den freimütigen und immer klugen Ratschlägen dieses außerordentlichen Mannes verdankt werden muß. Ich hatte schon vor drei Jahren eine Gelegenheit, mich von seinen seltenen Talenten zu überzeugen."

Einen eigenen Klang hat es, Gentz von seiner Mission, der Bekämpfung der Revolution und Napoleons, reden zu hören. Als nach dem Frieden von Amiens Frankreichs Macht gesichert schien und allgemeiner Friede herrschte, da schrieb er (am 18. September 1802) ahnungsvoll: „Meine Rolle ist noch nicht ausgespielt! Ich weiß es jetzt, daß ich noch große Dinge tun soll; und ständen Himmel und Erde gegen mich auf, ich werde sie tun", und wenige Tage darauf: „Ich betrachte mich als eins der Werkzeuge, durch welche Europa wieder in seine Angeln gehoben werden soll." „Wenn irgendwo in Europa ein Krieg ausbricht, so glauben Sie nur, daß ich ihn angezündet habe. Es kann und muß kein Friede sein, solange der Frevel ungestraft regiert; ich will die Welt lieber in Flammen als in diesem tödlichen Marasmus untergehen sehen." Ein Jahr darauf, im August 1803, gesteht er Brinckmann, daß seine Leidenschaft gegen den „übermütigen, gotteslästerlichen, bübischen Usurpator" sein Innerstes verzehre. „Wenn mir jemand heute mit Gewißheit vorausverkündigen könnte, daß ich nie etwas zum Sturze dieses Ungeheuers beitragen würde, so würde mir von heute an das Leben ein Ekel und eine Last. Mich hält und trägt nur die Hoffnung, eins der Werkzeuge, sei es auch nur der schwächsten eins zu werden, durch welche die Welt von ihm befreit und der Teil der Welt, der noch Achtung und Rücksicht verdient, an ihm gerächt wird." Als dann Bonaparte die Kaiserkrone aufsetzte, da schrieb er (18. Dezember 1804) resigniert: „Die französische Revolution zu bekämpfen, war mein erster und heiligster Zweck: sie hat gesiegt, ist vollendet — sogar gekrönt, diese Szene ist aus. — Den Untergang der Unabhängigkeit von Europa, als Folge jener scheußlichen Revolution, zu verhindern — das ist mein jetziger und natürlich mein auf immer letzter Zweck." Düstere Ahnungen bemächtigten sich seiner. So konnte er prophetisch am 5. Januar 1805 an Böttiger schreiben: „Glauben Sie mir, liebster Freund, es stehen uns böse, böse Tage bevor; ich lese in der Zukunft Schrecknisse, die unter Hunderttausenden unsrer Zeitgenossen vielleicht nicht einer ahnt." Einige Zeit darauf kam der Krieg gegen Österreich und Rußland, der bei Austerlitz entschieden wurde. Unmittelbar nach der Kunde von der Schlacht schrieb Gentz an seinen Böttiger trotzig und selbstbewußt: „Es bleibt übrigens alles beim alten: Ich — der ich auch eine Macht bin — schließe keinen Frieden, auch keinen Waffenstillstand, und je schlechter es geht, desto heiliger glaube ich mich verpflichtet, nicht zu weichen."

Gerade jetzt begann er zu fühlen, daß die von ihm vertretene Sache die stärkere sein müsse. „Wir sprachen vorgestern von der Kleinheit des Mannes, dessen Name jetzt die Welt erfüllt“, beginnt ein Brief vom 18. Januar 1806. „Wen das höchste Glück nicht einmal adeln kann, in dem muß doch die Gemeinheit unvertilgbare Wurzeln geschlagen haben. Und diesen Götzen, diesen Baal, diesen Theater-König auf einem wirklichen — und welchem Throne, sollen wir anbeten? Dem sollen wir dienen? Nein! es geschieht nicht.“ In dieser Stimmung schrieb er seine berühmte Vorrede zu den „Fragmenten aus der neueren Geschichte des politischen Gleichgewichtes in Europa.“ Er war damals erbittert über die Untätigkeit Preußens. „Dieses verfluchte Kabinett“, schrieb er am 21. April 1806. Tiefen Verdruß bereitete es ihm, daß ein Freund wie Brinckmann keine Notiz von jener Vorrede nahm. „Es ärgert mich,“ so ließ er den Schweden am 25. Juni an, „daß Sie die Vorrede zu den Fragmenten, die selbst die Steine in Bewegung zu setzen scheint, noch nicht gelesen haben.“ Die folgenden Ereignisse reiften ihn. Er begann die Dinge ruhiger und nüchterner zu betrachten und gestand am 16. Oktober 1807 seinem Brinckmann: „Die allmächtige Zeit hat mich zum Manne geschmiedet. Jetzt erst kenne ich die Welt, die Menschen, ihre Kräfte, ihre Verhältnisse ... Ich nahm im ganzen die Mächtigen der Welt viel zu hoch, die Masse viel zu phantastisch; ich war mehr Poet, als ich es selbst glaubte.“ Und in demselben Tone äußerte er sich zu Böttiger drei Jahre später, im August 1810: „Glücklicher nicht, aber ruhiger, billiger, toleranter bin ich geworden, seitdem ich eingesehen, daß unzeitige und ohnmächtige Exaltation auch die heiligste Sache verderbt, und daß es immer noch unendlich heilsamer und weiser ist, unter Ungewitter, denen von fern auszuweichen wir zu blödsinnig waren, sein Haupt zu beugen, als durch verkehrt angebrachte Ableiter ihre Schläge auch noch auf die wenigen Fluren zu richten, aus denen uns dereinst neue Kraft und neues Leben erblühen sollte.“ Noch weit abgekühlter klingt dann, was der in die politische Geschichte aktiv eingedrungene Publizist Gentz dem Jenaer Historiker Luden antwortet, als dieser ihn zur Mitarbeit an seiner Nemesis, einer neubegründeten Zeitschrift für Geschichte und Politik, auffordert: „Ich habe durch einen Zusammenfluß von Umständen das Innere der großen Geschichte, den geheimen Gang der Politik, den Geist und Charakter fast aller Hauptpersonen auf dem Weltschauplatz unsrer Zeit, den wahren Sinn und Gehalt der meisten öffentlichen Verhandlungen und die Gebrechlichkeit, Trüglichkeit und Eitelkeit fast alles dessen, was, aus einer gewissen Ferne gesehen, verdienstvoll oder imposant erscheint, dergestalt kennen gelernt, daß ich durchaus keiner Illusion mehr fähig bin. Sobald man in diesem Zustande ist, kann man nicht mehr wohltätig aufs Publikum wirken. Ich halte es für einen Vorteil von äußerster Wichtigkeit, daß es gerade in der Politik eine Klasse von Schriftstellern gebe, welche ein gewisses Ideal des höchsten politischen Gutes unverrückt im Auge behalten, das Streben danach bei allen großen Maßregeln der Regierungen voraussetzen und ihren Gegenstand so behandeln, als müßte zuletzt wahre Philanthropie, Weisheit und Tugend im Hintergrunde alles Wirkens und Treibens liegen. Dies erfordert aber durchaus, daß sie dem innern Räderwerk der ganzen Maschinerie nicht zu nahe kommen und sich, um es etwas stark auszudrücken, mit dem Schmutz und Rost des wahren praktischen Lebens, des Welt- und Geschäftsganges nicht zu vertraut machen. Ist dies einmal geschehen, so kann man nie mehr ein tüchtiger, entschlossener und begeisterter politischer Schriftsteller sein.“

Es ist der blasierte Gentz, der hieraus spricht, von dem wir so oft gehört haben. Es steckt aber sicherlich auch viel Wahrheit in diesen Ausführungen, mit denen mancher versierte Publizist recht wenig einverstanden sein wird.

Gentz hat viel geirrt in seiner Laufbahn und nur zu sehr an sich selbst die Wahrheit jenes Wortes erfahren, das er als junger Mensch in einem Briefe an Elisabeth aussprach: „In dem Schwarm von Irrtümern, die das menschliche Geschlecht belagern, ist das der vornehmste: daß alle Menschen immer im Begriff sind zu leben.“ Nur zu oft verfiel er in jenen Fehler, den er kaum zweiundzwanzigjährig gelegentlich mit Schmerz an sich erkannte: „In dem Rausch

des Lebens überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt." Schon 1803 empfand der „bedürfnisreiche Bettler", wie ihn später der preußische Staatsmann Graf Bernstorff treffend nannte, seine „ungeheuren Bedürfnisse", die er auf mindestens 60 000 Gulden jährlich bezifferte, als eine drückende Last. Und es ist auch gar nicht so völlig unsinnig, wenn die Wiener in ihm anfangs lange die tête exaltée, das cerveau brûlé sahen. Es steckte doch gar so viel Gärendes und Überschwengliches in ihm. Trotz allem bleibt dieser Mann eine ganz ungewöhnlich bedeutende Erscheinung, bei seiner inmitten seiner fürchterlichen Liederlichkeit ganz phänomenalen Arbeitskraft, seinem durchdringenden Geiste und seiner ciceronianischen, bestrickenden Beredsamkeit. Man versteht es vollauf, daß Christian Garve, dessen Briefwechsel mit Gentz in den Jahren 1791—1798 leider als verschollen gelten muß, schon im Jahre 1797 über seinen jungen Schüler das Urteil fällte: „Ich halte ihn in der Tat für den besten jungen Kopf, der jetzt in Berlin existiert."

Wilhelm v. Humboldt hat einmal an Gentz geschrieben: „Alle unsre guten Schriftsteller und ihre Leser gleichen einer Freimaurerloge; man muß ein Eingeweihter sein." Ich wünschte, daß das Wort auf die Gentzbriefe keine Anwendung findet. Sie können von allen gelesen werden, und den meisten werden sie ein Schmaus sein, nicht zum mindesten, weil sie so vortrefflich erläutert sind. Nur selten vermißt man eine Anmerkung, abgesehen von solchen Stellen, wo die Herausgeber offensichtlich nicht in der Lage waren, aufzuklären, von denen ich mir oben einige anzudeuten erlaubte. So hätte z. B. die Nummer 190 des zweiten Bandes wohl mehrfach näher erklärt werden können, die „Umarbeitung von Smith", die Bemerkungen von Gentz zu seiner inneren Entwicklung, die Namen „Vioere" und „Bonnaire", S. 368 die „Bärenstraße" und die „Georgeschen Häuser", S. 374 die „Miszellen", S. 376 „Ellfeld" (für Eltville). Auch die Tacitusstelle II 197 hätte vielleicht nachgewiesen werden können.

Die folgenden Bände werden Mitteilungen aus den Personalakten und aus den Akten über das Schuldenwesen von Gentz, seinen Schriftwechsel mit Hardenberg vom Jahre 1811, seine Briefe an Lucchesini, Stein, den Grafen Goetzen, den Prinzen Louis Ferdinand und englische Materialien sowie den Briefwechsel mit Metternich bringen. Das Dargebotene, für das wir den feinsinnigen Herausgebern bereits außerordentlichen Dank schulden, soll also noch erheblich bereichert werden.

Herman v. Petersdorff

Das Rassenproblem

Auch innerhalb der Wissenschaft gibt es Modeströmungen, für deren Entstehen und Ausbreitung fast dasselbe gilt wie für die Mode auf dem Gebiete der Toilette. Da taucht plötzlich irgendeine Theorie auf, findet Anhänger, und innerhalb einer kurzen Zeit beginnt sie in die unglaublichsten Extravaganzen auszuarten. Ein Modetheoretiker des Denkens sucht den anderen zu überbieten, und so gelangen sie — ohne es ursprünglich gewollt zu haben — zu den absonderlichsten Gedankenkonstruktionen.

Man kann sich von der Richtigkeit dieser Behauptung leicht überzeugen, wenn man z. B. die innerhalb eines halben Jahrhunderts bis ins Unabsehbare angeschwollene Literatur über das Rassenproblem betrachtet. Ein ursprünglich bescheidener Gedanke — die bloße Annahme einer Vielheit der menschlichen Rassen — wurde da nach allen möglichen Richtungen nicht nur durchdacht, sondern auch verzerrt und in den Dienst irgendeiner nationalen Zeitströmung gestellt. Dabei mußten alle möglichen Wissenschaften ihre Dienste leisten, um dem gedanklichen Spinngewebe irgendeinen Halt und den Anschein einer Möglichkeit zu geben.

Manche waren sogar so unbescheiden, daß sie über das durchaus Willkürliche ihrer Annahmen nicht nur sich, sondern auch ihre Leser zu täuschen suchten, wobei bewußt Tatsachen erfunden oder entstellt wurden.

Wir nennen absichtlich keine Namen, um nicht den Schein einer persönlichen Polemik zu erwecken. Es ist uns nur darum zu tun, die Sache selbst in das richtige Licht zu rücken.

Um nicht allzuweit auszuholen, erwähnen wir, daß Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (10 Bde., 1843—52) die menschlichen Rassen in aktive und passive einteilt. Die ersteren sind bei weitem die weniger zahlreichen. Ihr Körperbau — sagt Klemm — ist schlank, meist groß und kräftig, mit einem runden Schädel mit vorwärts dringendem, vorherrschendem Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen runden Augen, feinem, oft gelocktem Haar, kräftigem Bart und zarter, weißer, rötlich durchschimmernder Haut. Das Gesicht zeigt feste Formen, oft einen stark ausgedrückten Stirnrand, wie an Shakespeare und Napoleon. Die Jünglinge dieser Menschenrasse zeigen, wo sie rein und unvermischt auftritt, Wesen und Tracht des Apoll von Belvedere, die Männer die des farnesischen Herkules.

In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit, Freiheit; das Element der Tätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel.

Dies spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die aktive Menschheit bilden: der Perser, der Araber, der Griechen, Römer, der Germanen.

Ganz anders ist die passive Rasse. Ihre Schädelform ist eine andere als bei der aktiven, die Stirn liegt mehr zurück, vorzugsweise ausgebildet ist das Hinterhaupt, die Backenknochen stehen vor, das Kinn tritt zurück. Die Formen des Gesichts, wie die der ganzen Gestalt, sind weniger scharf ausgeprägt, die Haut ist gefärbt — vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Schwarz durch alle Nuancen des Roten und Braunen. So finden wir den Chinesen, Mongolen, Malaien, den Neger, den Finnen, den Eskimo und die Amerikaner. Als Ideale dieser Gestaltung mögen die ägyptischen und indischen Bildwerke gelten.

Das Streben nach Ruhe bindet die passiven Menschen an ihre Heimat, sie bleiben gern innerhalb ihrer natürlichen Grenzen. Sie schaffen nicht, sie ahmen nach, sie gehen im gewohnten Gleise fort, in Kunst und Wissenschaft, im privaten und öffentlichen Leben.

Wir unterlassen es, auf eine Kritik dieser Anschauungen Klemms einzugehen. Die Behauptungen sind sehr vag und falsch. Sie entstammen einem engen Gesichtskreise, der seine eigene Begrenztheit zum Ausgangspunkte der Untersuchung macht.

Schon die Einteilung in eine aktive und passive Rasse ist eine durchaus willkürliche und läßt sich höchstens nur für eine eng begrenzte historische Epoche aufrechterhalten. Denn wir wissen ganz gut, daß z. B. auch die Chinesen — die Klemm zur passiven Rasse zählt — eine hervorragende Kultur geschaffen haben, und zwar zu einer Zeit, wo die Klemmsche aktive Rasse noch in geistiger Unmündigkeit lebte.

Wir wollen auf die anderen Behauptungen Klemms hier nicht eingehen. Sie sind durchaus unhaltbar und unwissenschaftlich. Trotzdem wurden sie zum Ausgangspunkte aller modernen Rassentheorien, wobei man das Unhaltbare abzuschwächen und oft durch weniger Haltbares zu ergänzen pflegte.

Das trifft besonders bei Gobineau zu, der in die Details der geistigen Überlegenheit einzelner Rassen einzudringen vermeinte, indem er die Blutmischung mit in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Er übersah aber vollständig, daß diese grob materielle Auffassung von unzähligen Tatsachen widerlegt wird, die allerdings seiner Kenntnis entweder entgangen sind, oder die er absichtlich als seiner Theorie widerstrebend nicht erwähnen wollte.

In der Folgezeit ist es Mode geworden, daß fast jede europäische Nation eine nationale Rassentheorie aufzustellen sich bemühte. Die Wissenschaft wurde zur Sklavin eines falsch verstandenen Nationalitätsgefühls.

Da sah sich z. B. ein Franzose veranlaßt, in seiner Rasse die typischen Merkmale einer überlegenen Menschengattung ausfindig zu machen. Die gallische Rasse hat alles Große geleistet, das die Weltgeschichte als von dauernder Bedeutung hinstellt. Man konstruierte einen

spezifisch gallischen Schädel, gallische Haut- und Haarfarbe, ja sogar ein gallisches Gebiß sollte als Kriterium der physischen und geistigen Überlegenheit gelten. Zahlreiche Pseudogelehrte haben ihre Spezialkenntnisse in den Dienst ihrer nationalen Rassenhypothesen gestellt, und wo sich irgend im Auslande ein kritischer Widerspruch gegen diese Theorie regte, da wurde er mit allen möglichen — richtiger gesagt: unmöglichen — Scheingründen und dialektischen Spitzfindigkeiten widerlegt. Wenn zufälligerweise bei anderen Nationen bedeutende Männer und Leistungen zu verzeichnen waren, so wurde ihnen irgendein gallischer Urahn angedichtet oder der Begriff der gallischen Rasse so weit ausgedehnt, bis er auch die anderen nationalen Größen fassen konnte.

Dieses Verfahren wurde dann auch von anderen Nationen nachgeahmt, und zwar genau mit denselben Mitteln. Mit allen erdenklichen Kunstgriffen wurde auf diese Weise eine spezifisch angelsächsische und germanische Rassentheorie aufgestellt, wobei die allerdings nicht zu verkennenden somatischen (körperlichen) Unterschiede zum Ausgangspunkte physischer und geistiger Überlegenheit gemacht wurden.

Daß zwischen den verschiedenen Rassen und Nationen nicht zu verkennende physische und geistige Unterschiede vorhanden und nachweisbar sind, steht fest. Aber diese Unterschiede einseitig bewerten und sie zum Ausgangspunkte insbesondere der geistigen Überlegenheit machen zu wollen, das ist wissenschaftlich bis jetzt nicht möglich. Alles, was nach dieser Richtung geschehen ist, kann einer objektiven Betrachtung nicht standhalten. Es sind gedankliche Konstruktionen, die viel leichter zu widerlegen als zu beweisen sind. Nichtsdestoweniger fahren die nationalen Rassentheoretiker fort, die Ergebnisse der verschiedensten Wissenszweige — sogar der Linguistik — ihrem beschränkten Standpunkt dienstbar zu machen, wobei gänzlich übersehen wird, daß die Grundlagen der geistigen Bewertung und Überlegenheit noch so schwankend sind, daß sogar die Individualpsychologie damit nicht rechnen darf, geschweige denn die Völker- und Rassenpsychologie.

Wir wissen noch heute nicht, wie das Wesen der Begabung und des Genies beim Individuum sich entwickelt, wie die körperlichen Eigenschaften auf die geistige Entwicklung einwirken, usw. und nun wollen einzelne Pseudowissenschaftler die großen geistigen und kulturellen Leistungen aus den physischen Rasseneigentümlichkeiten erklären!

Solange die Individualpsychologie dies Problem nicht gelöst hat, ist es unmöglich, daß man von einer geistigen Überlegenheit einer Rasse spricht, einer Überlegenheit, die in der physischen Beschaffenheit der betreffenden Rasse wurzelt. Wenn wir bei einzelnen Rassen mehr Genies und eine höhere Kultur als bei anderen finden, so ist das nur als Tatsache hinzunehmen, und zwar in einem sehr bedingten Sinne. Denn bei derartigen Zensuren, die man ganzen Nationen und Rassen auszustellen pflegt, hat man nur eine begrenzte Zeit im Auge und eine willkürliche Annahme der geistigen Maßstäbe. Außerdem ist unsere historische Kenntnis der Entwicklung der meisten Rassen und Nationen eine durchaus lückenhafte. Was wissen wir z. B. von den alten Ägyptern und Chaldäern? Die Namen ihrer geistigen Helden sind uns vollständig verloren gegangen, außerdem pflegen wir ihre Kulturleistungen den Griechen zuzuschreiben, die sie doch von ihnen übernommen haben, wie das immer mehr durch die Ausgrabungen bestätigt wird.

Und dann kommt noch ein wichtiges Moment in Betracht.

Es fehlt uns an einem zuverlässigen Maßstabe, mit dem wir die individuellen und nationalen geistigen Leistungen messen könnten. Und das ist ja die Hauptsache bei der Beurteilung der geistigen und kulturellen Überlegenheit der verschiedenen Rassen. Wir können ein kriegerisches Volk und seine Leistungen doch nicht mit demselben Maßstabe messen wie z. B. ein Handel und Gewerbe treibendes, das in materiellem Überfluß lebt, der erst eine Entwicklung von Kunst und Wissenschaft ermöglicht. Außerdem übersieht man vollständig, daß zur Hervorbringung eines und desselben kulturellen und geistigen Effektes zu verschiedenen Zeiten verschiedene



„Der Einsame am Meere“  Wolfgangmüller

Mittel und Vorbilder zur Verfügung waren, und daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob man einen modernen Prachtbau ausführt, nachdem die Meisterwerke der orientalischen Architektur direkt oder indirekt als Muster gedient haben, oder ob man einen mittelmäßigen (nach unseren heutigen Begriffen) Bau beurteilen soll, der vor Jahrtausenden entstanden ist, ohne derartige Vorbilder zu haben.

Dieser Gesichtspunkt muß bei allen Gebieten des Wissens und Könnens in Betracht gezogen werden, sobald man nur annähernd die Schwierigkeiten der Beurteilung der geistigen und kulturellen Leistungen der verschiedenen Rassen und Völker sich zum Bewußtsein führen will.

Es ist sehr fraglich, ob z. B. Kants „Kritik der reinen Vernunft" als eine größere geistige Leistung angesprochen werden darf, wie z. B. Descartes' „Discours de la méthode". Es genügt bei solchen Anlässen keinesfalls, wenn man den Wert zweier Produkte nur inhaltlich vergleicht, man darf nicht den zeitlichen Abstand und die dazwischen liegenden Fortschritte übersehen, Fortschritte, die eben ohne den geringeren Vorgänger auch von den bedeutendsten Nachfolgern sicherlich nicht erzielt worden wären.

Kunst und Wissenschaft, Technik und weltfremde Abstraktionen können nur relativ bewertet werden. Die Rasseneigentümlichkeiten kommen zwar überall in ihrer charakteristischen Form zur Geltung, aber die rein somatischen Merkmale der Rasse sind bei der Beurteilung geistiger Inferiorität oder Superiorität nicht zuverlässige Führer.

Die Abstammung und Vererbung, die Beschaffenheit des Blutes und der Sinnesorgane, kurz alle die körperlichen Eigenschaften, die das Wesen der Rasse ausmachen, haben einen nicht zu verleugnenden Einfluß auf die psychische und moralische Entwicklung einer Rasse. Aber jede Rassentheorie, die geistige und moralische Qualitäten ausschließlich von somatischen Merkmalen abhängig macht, stellt sich von vornherein auf einen falschen Standpunkt. Die somatischen Merkmale sind dem Erdboden zu vergleichen, der zwar das bessere oder schlechtere Gedeihen einer Pflanze bedingt, aber es darf dabei nicht übersehen werden, daß die kundige und fleißige Hand eines Gärtners auch einem weniger fruchtbaren Boden herrliche Pflanzen abzugewinnen versteht.

Dr. Julius Reiner



Die Welt ohne Erbarmen

Heine erzählt, er habe in schlafloser Nacht sich zu der vor seinem Bette stehenden Statue der Venus Miloniana gewendet. „Rette du mich, meine Göttin, denn ich bin dein treuester Knecht und Lobredner deiner Hoheit gewesen." „Du Tor," habe die Göttin erwidert, „siehst du nicht, daß ich keine Arme habe?"

„Besser", bemerkt Oberkonsistorialrat D. Dr. von Bezzel im „Reichsboten", „kann man die Antike nicht schildern. Schön und lebensfroh, dem Lebensfrischen, dem Genießenden zugewandt, lächelnd in unvermindertem Reize ihrer Natürlichkeit, scheinbar von unermeßlichem Reichtum, aus dem sie alle ihre Herrlichkeit spendet, wendet sie sich von dem Schmerze als dem Nichtseinsollenden ab, gleich als ob er durch seine Negierung auch wirklich verschwände, und verschließt ihr Herz vor dem im Abgrund Klagenden und Weinenden, vor den Verstoßenen, Kranken und Enterbten, weil sie den Abgrund selbst nicht sehen will. Barmherzigkeit und wahre Menschenliebe lehren eure Philosophen nicht, konnte ein christlicher Apologet des zweiten Jahrhunderts sagen. Am Schmerz mild vorbeiführen, meint der Dichter, sei der Zauber, womit die Antike rühre. Aber Herz und Hand fehlt der Not, der etwa die griechische Sprache — ich erinnere an das Drama — einen Reichtum von Ausrufen und Bezeichnungen leiht, während das Alte Testament so karg an Worten für Leid, Elend und dessen Äußerungen ist. Doch mit

Worten wird das Leid nur gemehrt, nicht getröstet. Der größte Philosoph Griechenlands nennt alles, was Mitleid heißt, ein Atopon, etwas, was ohne Sinn und Wert ist, denn der Mensch wird nur nach dem Nutzen bemessen, den man an ihm sieht, und von der ästhetischen Anregung her, die er zu genießen gibt. Ist der Sklave nur ein beseeltes Werkzeug, dessen Wert verfällt, wenn es nimmer arbeiten kann, so ist der Leidende des Menschenrechtes beraubt, wenn er das Menschenmaß des Genusses, des zu erfahrenden und zu gebenden, nimmer erfüllt. Cicero beklagt in pathetischer Weise den Verlust eines durch lange Jahre treuverdienten Sklaven, und fügt gleichsam entschuldigend hinzu, er sei von dem Tod so traurig gewesen, wie wenn's ein Mensch gewesen wäre.

Das Erbarmen, diese Aktion und Wurzel der Sympathie, zumal wo einer des andern Last trägt, kennt das Altertum nicht, weder Ägypten mit seiner reich entwickelten ärztlichen Kunst, der die Krankheit Studienzweck, aber nicht Pflegeobjekt war noch Griechenland und Rom. Der Rechtsbegriff schaltet den aus der Reihe der Existenzberechtigten aus, der sein Leben nimmer in Tat und Arbeit bewähren kann, und der Schönheitssinn will den nimmer gelten lassen, der durch sein Elend ihn brutalisiert. ‚Unter den verschiedenen Geheimnissen des Lebens habe ich dies eine entdeckt, die Qual des Wissens, daß wir im Leid ewig allein sind,' sagte Maupassant.

Was tat das Altertum für seine Kranken? Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, es behob das Übel, indem es sein Dasein ignorierte. Aber darüber verbluten Tausende, „ihre Leiber sind hingestreckt in der Wüste" (1. Kor. 10, 5). Und wenn man auf vereinzelte Regungen der Humanität, etwa auf Senekas Schrift über die Milde, hinweist, so beweist das nur, daß der Apostel ein Reden mit Menschen- und Engelszungen kennt, der die Kraft der Liebe und des Lebens fehlt.

Wenn aber etwa Antonius Pius, der Nachfolger des schöngeistigen Hadrian (138—161) ein Hospiz für Kranke baut, so ist dies eine Siedelung in der Nähe des Äskulaptempels, zur Aufnahme für verwundete Krieger und Gladiatoren, deren Pflege um der Kosten willen wenn sie starben, eifrig betrieben wurde. Das ist Geschäftspolitik nicht Charitas.

Wie fremd diese der Welt jener Tage war, mag der Spott des Lukian von Samosata bezeugen, der über die ‚verruchte Sekte' spöttelte, welche die kranken Ihrigen, als wenn es sich verlohnte, pflegte, und die Verwunderung der Heiden, daß den Christen die Ihrigen erst dann recht wert- und bedeutungsvoll zu sein schienen, wenn sie krank, alt und bresthaft geworden seien.

Gegenüber der Schönheit, die weder Herz noch Hand hat, der kalten, starren, steinernen Schönheit, die im Genuß den Lebenszweck und in der Formung von Ungenießbarem die höchste Weisheit erblickt und erkennen lehrt, tritt die ewige, wahre Schönheit, die in der Hingabe ans Elend ihre Würde nicht nur behauptete, sondern bewies. Es ist erschienen, schreibt der gefangene Zeuge und Herold, diese uralte und doch täglich sich erneuernde göttliche Schöne, es ist aus der Begrifflichkeit in die Sichtbarkeit getreten. Gott vergibt sich nichts, indem er sich dem Leibe ergibt. An Stelle der leicht hinlebenden Götter, welche genießen und Genuß gewähren, vom Leid aber unberührt bleiben aus der Selbstschonung, tritt der Gott, der mit Leide sich vermählt, der große Aussätzige aus Jesaias 53, vor dessen Entstelltheit man das Angesicht verbarg. Dem Menschheitsproblem der Sphinx, an dessen Lösung die Menschheit sich verblutet, antwortet der große Ecce homo, ganz Gott, weil ganz Mensch, in dem die Fülle der Gottheit leibhaft wohnte, wie er ein ganz leidensvoller, schmerzgequälter Mensch war. Giotto (1334), der Freund Dantes und Petrarkas, hat den Herrn in der Unterkirche von Portiunkula dargestellt, wie er mit Armut sich vermählt. Liebe und Glauben sind Brautzeugen, jener segnet den Brautring, diese bietet ihn dar. Ja, das ist es: er war barmherzig, weil er das Leid in sich aufnahm, es zu seinem eigenen erkor, aus den Dornen des Lebens sich den Dornenkranz flocht und aus dem Erdenelend sich das Geleite holte. Mir sind die evangelischen Erzählungen wahr-

lich mehr als sinnige Allegoresen, als Arabesken um sein Bild her. Aber wenn sie nur dies wären, würde ich Matth. 4, 24 bewundern, wo sechs Leidensleute, eine ‚Sammlung‘ der Elenden, zu ihm kommend geschildert wird, und der Schlußakkord dem bittern Leid tröstend und erquicklich antwortet: ‚Und er heilte sie alle‘ . . .“



Sind unsere Vorfahren größer oder kleiner gewesen als wir?

Der griechische Schriftsteller Philostratus, erinnert dazu Prof. K. Weule in seiner neuen Schrift „Kulturelemente der Menschheit“ (Veröffentlichungen des Kosmos, Stuttgart), wies seinen Zeitgenossen aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert nach, daß ihre Vorfahren eine ganz anders geartete Rasse von wahrhaft riesigem Wuchs gewesen sein müßten. Die Gebeine des Orestes, die man bei Tegea in Arkadien gefunden hatte, maßen sieben Ellen, die des Ajas in der Ebene von Troja deren gar elf. Andere Skelette, die man auf der Insel Kos und bei Sigeion aufgedeckt hatte, wiesen noch erheblichere Abmessungen, solche von 12—22 Ellen auf.

Der Glaube an ein Riesentum der Vormenschen ist auch dem Mittelalter geläufig. Der Kirchenvater Augustinus widmete dem großen Wuchs und der Langlebigkeit der vorsintflutlichen Vorfahren ein ganzes Buch; die Araber aber meinten, Adam habe die Größe eines stattlichen Palmbaumes gehabt.

Auch die Neuzeit hat sich von dieser Theorie nicht ganz freizuhalten vermocht; selbst ein Linné hielt Adam und Eva für ein Riesenpaar, dessen Nachkommen aus den verschiedensten Ursachen körperlich mehr und mehr verkümmert seien. Wir Älteren der Gegenwart endlich sind in der Schule belehrt worden, die alten Germanen seien den Römern wie wahre Riesen erschienen, und selbst noch die Ritter des ausgehenden Mittelalters hätten über Gestalten verfügt, die den Wuchs der Krieger von heute erheblich übertrafen.

Man konnte und durfte derartigen Anschauungen huldigen, solange es noch keine Paläanthropologie gab, d. h. solange man noch keine wirklichen Menschenskelette aus älteren geologischen Schichten gefunden hatte. Heute, wo wir Schädel- und ganze Skelettfunde aus alt- und jungdiluvialen Schichten zu Dutzenden besitzen, sind wir wohl oder übel zu der anderen Anschauung gezwungen, daß der Mensch jener weit entlegenen, dem Jugendalter der Menschheit erheblich näher liegenden Zeit keineswegs größer, sondern kleinwüchsiger gewesen ist als die Mehrzahl der Rassen von heute. Die großen Skelettfunde der Alten haben wir zudem längst als die fossilen Reste großer vorweltlicher Tiere erkannt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Heilkunst und Philosophie

Der Philosoph Hegel hat gezeigt, daß auf den Pendelausschlag nach links mit Naturnotwendigkeit der gleichstarke Pendelausschlag nach rechts erfolgt und umgekehrt, bis sich ganz langsam das Pendel in der Mitte einstellt. Auf die Revolution folgt beispielsweise die Reaktion, schließlich bildet sich ein halb reaktionäres, halb revolutionäres Neues aus. So wurde die Demokratie von 1848 abgelöst von der Reaktion, bis dann schließlich die in der Mitte liegende nationalliberal-reichsparteiliche Strömung den Sieg davontrug.

So sehr ich persönlich auf dem Standpunkt des „quieta non movere“ stehe, so muß doch jeder unbefangen urteilende Arzt zugeben, daß heute auch in der Heilkunde eine Umwertung aller Werte vor sich geht. Wer will aber die Grenzen der Umwertung feststellen, wer will das Ende dieser Umwälzung diktieren? Wenn es nach manchen Autoren ginge, so möchten sie, wie seinerzeit die Girondisten, sofort das Pendel auf mittlerer Linie festhalten. Aber das ist vergebliches Bemühen! Auf die Girondisten folgten, dem Hegelschen Gesetz gemäß, die Dantonisten, bis das Pendel in Robespierre und in der Bergpartei den weitesten Ausschlag nach links erreichte. Erst allmählich nahm das Pendel zwischen reaktionären Royalisten und revolutionären Jakobinern die Mitte ein: Aus beiden Extremen ergab sich auf allen Gebieten etwas ganz Neues, das Zeitalter des „Empire“!

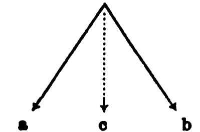
Etwas Ähnliches vollzieht sich auch auf medizinischem Gebiete, denn wir Ärzte sind nicht mehr Herr der heutigen Revolution auf heilkundigem und hygienischem Gebiete. Alle früheren Wandlungen in der Medizin vollzogen sich sozusagen in der medizinischen Hierarchie selbst; ein System wurde von dem andern abgelöst, bis dann wieder das dritte, höhere, sich daraus entwickelte. Extra muros blieb alles ruhig. Zum ersten Male (bemerkenswerterweise nur auf deutschem Sprach- und Kulturgebiet) vollzieht sich heute eine gewaltige Umwälzung auf medizinischem und hygienischem Gebiete, die im Volke selbst wurzelt und nicht von den Fachkreisen, der Hierarchie, selbst ausging. Erst nachträglich fand diese Bewegung Wortführer aus Fachkreisen. Eine solche Volksbewegung ist durch keine noch so schöne girondistische Betrachtungsweise aufzuhalten, auch wenn die Bewegung hundertmal als falsch hingestellt wird und auch im einzelnen Fehler macht.

Vom biologischen Standpunkt aus (denn auch das Leben der Völker unterliegt biologischen Gesetzen!) ist diese Volksbewegung eine Reaktion im großen, gegenüber materialistischen, mechanistischen, dem Leben indifferent gegenüberstehenden Werten, sie ist nichts anderes, als ein freudiges Bekennen zu biologischen, lebenbejahenden Werten, mag auch das Losungswort: „Zurück zur Natur!“ dem historisch und philosophisch geschulten Zuschauer einseitig

erscheinen. In Wirklichkeit ist ja diese Bewegung eine einseitige Reaktionsbewegung gegenüber mindestens ebenso einseitigen, veralteten, erstarrten Werten. Wir fortschrittlich gesinnten Ärzte dürfen aber nie vergessen, daß diese Reaktionsbewegung nie hätte entstehen können, wenn rechtzeitig die so notwendige Reform an Haupt und Gliedern seitens der offiziellen Schulmedizin vorgenommen wäre.

Es ist aber eine von jedem deutschen Patrioten und Biologen freudig zu begrüßende Erscheinung, daß unser Volk noch so lebensstark war, um die seitens der medizinischen Hierarchie unterlassene Reform selbst in die Wege zu leiten. Eine vom Volke unternommene Reform vollzieht sich jedoch nie in akademischen Formen, sondern nimmt sofort die Form der Revolution, der unbedingten Verneinung des Alten, an. Daß wir heute die revolutionäre Naturheilbewegung haben, daran ist allein schuld die mechanistische, dem Leben immer fremder gewordene offizielle Schulmedizin, die selbst heute die Notwendigkeit einer Reform nicht einsieht und in der Wahl ihrer Mittel dem Gegner gegenüber nicht immer wählerisch ist. Kollege Reibmayr, der geniale Forscher über Degeneration und Regeneration, sagt aber mit Recht: „Je kränker ein Stand ist, desto empfindlicher ist er!" Die offizielle Schulmedizin fühlt eben unbewußt, daß ihre Position nicht mehr lange zu halten ist. Natürlich wird die Schulmedizin nicht einfach, wie viele glauben, von der Naturheilbewegung abgelöst werden, sondern aus den beiden Extremen, Schulmedizin und Naturheilbewegung, wird sich dereinst etwas Höheres, Drittes, ausbilden, aber keiner von uns Lebenden weiß, wann und in welcher Form.

Wenn ich eine in a wirkende Kraft in die Richtung c bringen will, so muß ich nicht in c eine neue Kraft einsetzen, sondern in b.



Zweitens muß ich die Kraft b geradeso stark gestalten wie a (Parallelogramm der Kräfte). Für unsere Betrachtung ergibt sich daraus ein Doppeltes: erstens werden diejenigen, die in c anpacken wollen (Girondisten), nichts anderes tun, als die Stellung von a erschüttern, den Ausschlag nach b werden sie nicht verhüten können. Zweitens muß die Kraft, die a dereinst nach c bringen soll, ebenso stark sein resp. werden als a. Solange die Naturheilbewegung angefeindet wird, solange wird die Bewegung anschwellen, und solange werden auch ihre Formen und ihre Kritik revolutionärer werden. Es muß ja erst a durch b völlig verneint worden sein, dann erst haben wir die Mitte c. Wenn b nicht da wäre, so müßte man die Naturheilbewegung und alle die verwandten Bestrebungen ins Leben rufen, um zur Mitte c zu gelangen.

Es werden derer nicht viele sein, die den Mut haben, neben a auch b anzuerkennen. Aber diejenigen, die es tun, sollte man nicht als „Demimonde" oder als „tollgewordene Naturforscher" hinstellen. Wahrlich, es ist viel leichter, mit dem Strom als gegen den Strom zu schwimmen, und auch die Geschichte der Medizin ist reich an solchen Märtyrern, die zwar der Heilkunst ganz neue Wege und höhere Ziele gewiesen haben, die aber zu ihren Lebzeiten verspottet und verhöhnt wurden (z. B. Paracelsus) oder gar im Irrenhaus ihr Leben enden mußten (z. B. Semmelweiß).

Wie recht hat doch Kollege Altmann, wenn er sagt: „Wer sich einbildet, daß in unseren akademischen Berufen, speziell in der Medizin, Freiheit der Anschauungen herrsche, der irrt sich gewaltig. Wir stecken in mancher Beziehung in genau derselben Orthodoxie wie das finstere Mittelalter!" Auf religiösem Gebiet hat man sich längst daran gewöhnt, eine protestantische und römisch-katholische theologische Wissenschaft anzuerkennen. Auf medizinischem

Gebiet jedoch soll es nur eine seligmachende Wissenschaft geben. Wo findet aber in Deutschland der Homöopath und der approbierte Naturarzt seine spezielle wissenschaftliche Fachausbildung? Doch fern von den Stätten der vom Staate allein zugelassenen offiziellen Schulmedizin. Ich habe auf mehreren Universitäten studiert, habe aber nie ein Wort über Homöopathie, über Naturheilverfahren, Vitalismus und Psychobiologie gehört. Und doch halte ich ein Orientiertsein über diese Gebiete zur Fachausbildung für mindestens ebenso wichtig, als die ausführliche Kenntnis vieler Operationen, deren Ausführung der Durchschnittsarzt doch stets dem Spezialisten überläßt.

Heute stehen sich zwei große Welten schroffer als je gegenüber, die man seit Kant und Schopenhauer als Idealismus und Materialismus (Makrokosmos) und als Vitalismus und Mechanismus (Mikrokosmos) unterscheidet. Auf der einen Seite die Behauptung des naturwissenschaftlichen Materialismus, der auch die Grundanschauung der heutigen offiziellen Schulmedizin bildet: „In der Welt gibt es keine ausgleichende Gerechtigkeit und im Leben keine Zweckmäßigkeit, sondern alles unterliegt außer dem Gesetz der Entwicklung nur mechanisch-physikalischen und chemischen Einflüssen. In drastischer Weise erklärte z. B. unser Pathologe im Kolleg über Ätiologie bei der Besprechung des sogenannten Versehens der Schwangeren: „Es gibt nur mechanische und chemische Einflüsse; da solche zwischen Mutter und Kind (im Uterus) nicht bestehen, so ist ein Versehen der Schwangeren ein Ding der Unmöglichkeit!" —

Über solche platte Vertreter eines einseitig materialistischen Rationalismus hat schon vor mehr als sechzig Jahren Schopenhauer die ganze Schale seines Spottes ausgegossen: „Ihnen gehört die unumwundene Belehrung, daß sie Ignoranten sind, die noch vieles zu lernen haben, ehe sie mitreden können. Und überhaupt jeder, der so mit kindlich naivem Realismus in den Tag hinein dogmatisiert, über Seele, Gott, Atome u. dgl. mehr, als wäre die Kritik der reinen Vernunft im Monde geschrieben und kein Exemplar derselben auf die Erde gekommen — gehört eben zum Volke." (Schopenhauers sämtl. Werke, Reclam. Band III, S. 182.)

Auf der anderen Seite besteht die Annahme, daß im Makrokosmus und Mikrokosmus eine äußere und innere Zweckmäßigkeit waltet und beide einer ausgleichenden Gerechtigkeit unterworfen sind. Diese Anschauung haben ja auch alle großen Philosophen und alle tiefreligiösen Naturen immer vertreten. Trotz der Zustimmung aller großen Geister könnte die idealistische und vitalistische Weltanschauung ja doch unrichtig sein, wie es der naturwissenschaftliche Materialismus resp. Realismus und mit ihm die Schulmedizin seit den Tagen Büchners und Moleschotts behauptet.

Auf jeden Fall — und diese Tatsache wird noch immer verkannt — beruht die sogenannte wissenschaftliche Medizin (mit einigen Ausnahmen) auf rein mechanistischer, dagegen die Naturheilbewegung auf psycho-biologischer (neu-vitalistischer) Grundlage. Dies hat des näheren Medizinalrat Bachmann nachgewiesen in seinem Aufsatz „Zum Gesetzentwurf über Mißstände im Heilgewerbe" („Deutsche Tageszeitung" Nr. 206/208, Jahrg. 1911.)

Gegensätze von solcher prinzipiellen Bedeutung lassen sich aber weder durch Blut und Eisen noch durch Gesetzesparagraphen lösen, wie das leider von der Mehrheit der Ärzte immer wieder versucht wird. Durch solche Versuche (wer die Weltgeschichte einigermaßen kennt, weiß, daß sie vergeblich sind) wird nur der Gegensatz zwischen der materialistischen, mechanistischen Schulmedizin und der vitalistischen Volksheilkunde immer größer, den Schaden aber haben die Ärzte, deren Mehrheit sich immer noch mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus oder Monismus identifiziert, obwohl unter hundert kaum einer die Zeit gehabt hat, die schwierigen Probleme selber einmal durchzudenken. Wer nicht die Zeit dazu findet, selbständig Stellung zu nehmen, der müßte, wie Kollege Esch es getan hat, sich offen als „Agnostiker", als „Nichtwisser" bezeichnen und es ehrlich ablehnen, weder auf den naturwissenschaftlich-realistischen Materialismus oder Monismus noch auf idealistische, teleologische und vitalistische Lehre zu schwören. Die Mehrheit der Ärzte hat leider diese

Objektivität seit zwei Generationen vermissen lassen, leider hat sie leidenschaftlich Partei genommen für eine Lehre, die von den eigentlichen Fachleuten, den Philosophen, einstimmig verworfen wurde!

So erleben wir denn jetzt das seltsame Schauspiel in Deutschland, daß die Mehrzahl der Vertreter der Schulmedizin in erkenntnistheoretischen und philosophisch-metaphysischen Angelegenheiten seit sechzig Jahren ein für die Zukunft unseres deutschen Volkes bedenkliches Kurpfuschertum haben züchten helfen, — auf der anderen Seite aber verlangen dieselben Herren, das Laienelement resp. Kurpfuschertum auf medizinisch-hygienischem Gebiete gänzlich auszuschließen. Darüber muß man sich doch einmal klar werden: entweder gibt man es endlich auf, auf philosophisch-religiösem Gebiete den eigentlichen Fachleuten ins Handwerk zu pfuschen, dann hat man auch das Recht, zu verlangen, daß auf dem eigenen Fachgebiete das Laienelement ausgeschaltet wird (wenigstens auf medizinisch-biologischem Gebiete; auf hygienischem wird es bei der heutigen allgemeinen Aufklärung nicht mehr möglich sein!). Oder aber, man kann sich dazu nicht entschließen, man will in religiös-philosophischen Fragen sich nicht dem Fachmann unbedingt unterwerfen, man will für das Heil seiner Seele oder für seine eigene Erlösung allein verantwortlich sein, oder man leugnet überhaupt die Existenz der Seele, dann darf man sich aber auch nicht darüber wundern, daß andere Volkskreise in ähnlich ketzerischer Weise es ablehnen, auf anderem Gebiete (also z. B. auf medizinisch-hygienischem Gebiete) der Autorität des Fachmannes sich zu unterwerfen, indem sie sich berufen auf ihren eigenen „Instinkt", der ihrer Meinung nach ihnen besser den Weg zur Gesundheit zeige, als das ärztliche „Dogma". Die Mehrzahl der Kollegen, die heute noch eine Unsterblichkeit (der Seele) leugnen, werden sagen, der Vergleich hinke. Wer sich aber eingehender mit der Seele des Menschen befaßt hat, der wird wissen, daß ihre Funktionen und ihre Physiologie schwerer zu erfassen sind als die des physischen Organismus. Wie schwierig sind z. B. die Probleme der Erkenntnistheorie, auf jeden Fall viel schwieriger als die Physiologie der Sinnesfunktionen. Heute beruft sich aber der Laie (auch die Mehrzahl der Kollegen) in allen diesen Fragen auf das eigene Gewissen und den eigenen gesunden Menschenverstand; haben wir dann aber das Recht, darüber zu höhnen, daß in medizinisch-hygienischen Fragen sich der Laie auch auf sich selbst beruft, auf seinen „eigenen Instinkt"? Wenn heute jeder sein eigener Priester oder sein eigener Philosoph sein will, kann man sich noch darüber wundern, daß auch heute jeder verlangt, sein eigener Arzt zu sein?

Also das eine ist heute offenkundig: auch wir Ärzte sind ein Opfer der allgemeinen Aufklärung und der allgemeinen Autoritätslosigkeit geworden. Ich hoffe, meine Ausführungen werden manchen Kollegen veranlassen, das große Problem „Freiheit oder Autorität?" plötzlich in einem anderen Lichte zu sehen.

Nun bedenke man noch folgendes. In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts setzte in der Therapie ein völliger Nihilismus ein (Hand in Hand gehend mit der Auflösung und Umwertung aller bisherigen politischen, religiösen und sozialen Werte). Erklärte doch die Wiener Schule offen, daß eine Krankheit, sich selbst überlassen, besser heile, als wenn man sie behandle. Mußte der Laie das nicht empfinden als öffentliche Bankerotterklärung der bisherigen deutschen medizinischen Autoritäten? Und heute wundert man sich, daß damals die Laien anfingen, eine neue Therapie zu suchen, ein neues Heilverfahren auszudenken und auszuarbeiten. Mit dem Nihilismus der deutschen medizinischen Autorität beginnt die Ära der Laienpraktiker, mit Männern wie Prießnitz, Schroth, Rausse und anderen. Das Volk, d. h. die Kranken, wollten anstatt Steine (den Nihilismus) Brot haben, auch wenn's oft schwer verdauliche Brocken waren! Die Geister, die die Universitätsmedizin in die deutschen Lande rief, die wird man nun nicht los... Die Vertreter der Schulmedizin sind doch sonst so stolz auf die Errungenschaften der medizinischen Diagnostik und Ätiologie, aber in den eigenen Angelegenheiten verraten sie beim Erkennen der Ursachen eine bedauerliche Stümperei. Nervös

geworden, verlangen viele Ärzte durch Gesetzesparagraphen eine symptomatologische Behandlung, die selbstverständlich trotz aller Anstrengungen nichts helfen wird, da sie eben die Wurzeln des Übels zum größten Teil noch nicht erkannt haben. Darum müssen auch alle bisher vorgeschlagenen Heilmittel versagen, weil sie das Übel eben nicht an der Wurzel anpacken, sondern vielmehr eine Verschlimmerung des bisherigen Zustandes hervorrufen, indem die Abneigung gegen die Ärzteschaft bei Volk und Regierung nur größer wird.

Ich komme zum Schluß. Bei der heutigen Ärztenot sind ‹lso drei ätiologische Momente bislang nicht genügend erkannt resp. gewürdigt worden:

1. Die offizielle Universitätsmedizin hat durch ihren Nihilismus vor zwei Generationen (d. h. durch das Aufgeben ihrer eigenen „Autorität") eine „Freiheitsbewegung" (d. h. eine Revolution) auf medizinisch-hygienischem Gebiete unter den Laien entfacht, deren wir Ärzte allein nicht mehr Herr werden können.

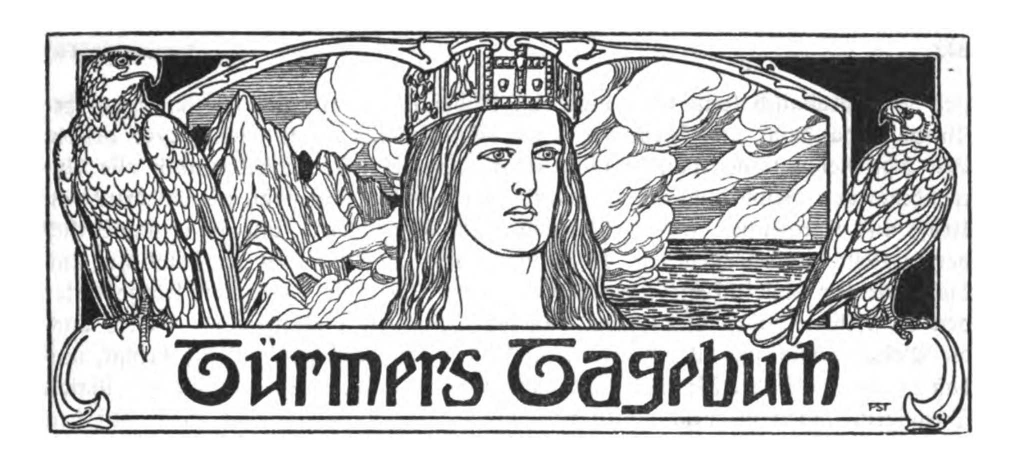
2. Wir selber haben ferner seit zwei Generationen durch verkehrtes Eintreten für einen falschen philosophischen Realismus (mechanistischen Materialismus oder Monismus) die jede Autorität, also schließlich auch unsere eigene Autorität auflösenden Kräfte gefördert. Zu gleicher Zeit aber sind wir, eben infolge unserer falschen philosophischen Stellungnahme, über manche biologische Wahrheit spottend hinweggegangen, die dann von Laien erst wieder zu Ehren gebracht werden mußte.

3. Dem Hegelschen Gesetz gemäß können die heutigen Gegensätze a und b (offizielle materialistische Schulmedizin und psychobiologisch-vitalistische Volksheilkunde) nur durch ein höheres Drittes c zur inneren Einheit wieder zurückgeführt werden. Jedes einseitige Bekämpfen der Naturheilbewegung wird die Kluft nur vergrößern, und zwar zum Schaden der Ärzteschaft.

Vor allem haben wir Ärzte aus der heutigen großen Revolutionsbewegung auf heilkundigem und hygienischem Gebiete in Deutschland die große Wahrheit zu erkennen, daß bei der Heilkunst der Zukunft nicht mehr wie bisher die materialistische Wissenschaft das Ausschlaggebende sein darf, sondern daß vielmehr das Wohl des Kranken wieder in den Mittelpunkt der Behandlung und der Krankenpflege gerückt werden muß. Dann werden ganz von selber Herzensadel und idealistische Gesinnung den Arzt der Zukunft wieder auszeichnen; dan, wird das deutsche Volk dem ärztlichen Stande wieder sein volles Vertrauen entgegenbringenn und der größte Teil der heutigen Laienpraktiker (resp. Kurpfuscher) wird nach und nach von selber den approbierten Ärzten das Feld räumen müssen.

Dr. med. K. Strünckmann





Zwischen den Parteien

„... Unten im Hofe des ‚Vorwärts‘ stehen die Massen. Die breiten Straßen im Zeitungsviertel sind schwarz von Menschen, und sie jubeln und jubeln. Sooft ein sozialdemokratischer Sieg verkündet wird, erschallen die Hochrufe, und die Siege folgen einander. Und immer begeisterter wird die Stimmung, und Kampfgesänge ertönen.

Fünf Jahre sind es heute, da war auch Wahltag, und da wurde das Wort von den Niedergerittenen gesprochen. Heute hat Potsdam die rote Fahne gehißt.

Vor fünf Jahren, da jubelten an diesem Tage die andern, und heute haben wir die andern Parteien weit hinter uns gelassen, sind wir die weitaus stärkste Fraktion des Deutschen Reichstags, und, was mehr ist, wir sind die weitaus stärkste Partei im deutschen Volke, sind der dritte Teil unseres Volkes geworden.

Heute jubeln w i r ...“

Wer möchte dem „Vorwärts“ die Berechtigung zu solchem Triumphgesange bestreiten? Denn ein Triumph der Sozialdemokratie bleibt der Wahlsieg auf alle Fälle, so grundfalsch auch die Behauptung ist, die Sozialdemokratie sei „der dritte Teil unseres Volkes“ geworden. Grundfalsch schon für den größten Teil der organisierten „Genossen“, geschweige denn für die Unzähligen, die zwar aus wohlbewußter politischer Demonstration einen roten Zettel abgegeben haben, sonst aber in fröhliches Lachen ausbrechen würden, wollte man sie als Sozialdemokraten ansprechen.

Mit das Beachtenswerteste über diese und die anderen durch den Wahlkampf ausgelösten Fragen hat der Fürst Karl Max Lichnowsky im ersten Januarheft der Halbmonatschrift „Nord und Süd“ (Breslau, Schottlaender) gesagt. Um so beachtenswerter, als es v o r den Wahlen geschrieben wurde, sich also schon durch die erst nachher eingetroffenen Tatsachen bestens ausweist.

„Ohne die alten Parteiideale formell aufgegeben zu haben, zu denen sie steht, wie etwa die Kurie zum Patrimonium Petri, die Legitimisten zum Roy, die Franzosen zur Revanche oder die Juden zum Messias, hat die Sozialdemokratie sich doch im Sinne der Revisionisten so weit gemausert, um eine Annäherung an die bürgerliche Demokratie anbahnen zu können. Das Schreckgespenst des bluti-

gen Kladderadatsch kann nicht mehr im früheren Umfang als Waffe gegen ihre Propaganda beim unzufriedenen, aber doch ruheliebenden Kleinbürger gelten. Mit den Revolutionsgedanken wird zwar noch gespielt, da bekanntlich alle Anwendung von Gewalt, da wo Sieg und Erfolg in Aussicht steht, als Ausdruck von Kraft und Heroismus auf die Phantasie der Menge wirkt, und zwar namentlich der urteilsschwachen Mehrheit, die weniger zu verlieren als zu gewinnen hat und die mehr zur Naivität als zur Skepsis neigt. Aber die denkenden Köpfe unter den Sozialisten haben eingesehen, daß die Gesamtentwicklung eines Volkes auch die Weiterentwicklung aller Parteien und ihrer Anschauungen mit sich bringt, und daß es ohne Hilfe der Mystik keine Dogmen geben kann. Ohne also die geheiligten Parteigrundlagen offenkundig zu verleugnen, stellen sie sich doch mehr auf den Boden der bestehenden Verhältnisse und schonen daher auch gewisse nationale Ideale und Empfindlichkeiten. Sie vermeidet es in auswärtigen Fragen, wo Ehre und wirtschaftliche Interessen im Spiele sind, eine schroffe, ablehnende Haltung einzunehmen und sich dadurch allzusehr in Widerspruch zu stellen mit der Gesamtheit des Volkes. Bebels Stellung zur Marokkofrage und zur prinzipiellen Erörterung einer Mobilmachung auf dem Parteitage sind für diese Mauserung bezeichnend, nicht weniger auch das jüngste Wahlprogramm, das den Umsturz als ‚törichten Vorwurf' bezeichnet. Die Tendenz der heutigen Sozialdemokratie mit der bürgerlichen Gesellschaft geht daher unverkennbar nach einer Entwicklung, die den Anschluß an die bürgerliche Linke ermöglichen soll...

Was alle Demokraten zusammenführt, ist vor allem die Abneigung gegen ein System, das der Volksvertretung nicht die Macht verschafft, die Anschauungen und namentlich die Männer der jeweiligen Mehrheit zur Herrschaft zu bringen. Mit der Einführung des Parlamentarismus steht und fällt die Frage der Versöhnung der Sozialdemokratie, und nicht etwa mit der Monarchie oder der Republik. Es ist vor allem die Machtfrage, die die links stehenden Parteien einander nähert, und es ist von ihrem Parteistandpunkt aus zu verstehen, daß sie eine patriarchalische Regierungsform bekämpfen, die sich notgedrungen auf ihre politischen Gegner, die Rechte, stützen muß, und die den politischen und gesellschaftlichen Anschauungen und Sympathien der rechts stehenden Parteien am meisten entspricht. Nur nach Einführung des parlamentarischen Systems ist der Übergang zum reinen Mehrheitsprinzip mit allen seinen Folgerungen denkbar, zur Herrschaft eines neuen politischen und sozialen Wertmessers. Wenn heute der von der Volksvertretung unabhängige Beamte und Soldat und diejenigen Gesellschaftskreise, aus denen kraft Bildung, Besitz und geschichtlich-politischer Überlieferung die meisten Vertreter der gegenwärtigen Organisation hervorgehen, eine führende Stellung im Staate einnehmen, so würden an ihre Stelle alsbald Schichten treten, deren Führer vermöge ihres Einflusses auf die Massen durch Schrift und Wort emporkommen und sich volkstümlichen Schlagworten dienstbar gemacht haben. An Stelle der heutigen hierarchischen Machtorganisation mit konservativer Färbung und erblich unveränderlicher Autoritätsquelle träte eine unpersönliche, von Zufälligkeiten wie von der öffentlichen Mei-

nung abhängige Autorität, deren demokratischer Ursprung die weitestgehende Rücksichtnahme auf die Volksgunst nach sich ziehen würde.

Auf diesem Boden begegnen sich die links stehenden Parteien, und der Wunsch nach Einführung des reinen Parlamentarismus, d. h. nach einer Umgestaltung der Autoritätsquelle, nach Umwertung der bestehenden Autoritätswerte und ihrer Wirkungen führt sie zusammen.

Wollen die Sozi zur Macht gelangen, so müssen sie noch sehr, aber sehr viel Wasser in ihren Wein gießen, um sich die dauernde Mitwirkung des linksliberalen Bürgertums zu sichern. Sie werden es auch immer mehr tun, sowie sie Aussicht haben, mehr Einfluß zu bekommen, denn der Radikalismus des Programms und der Theorie steht bekanntlich meist im umgekehrten Verhältnis zur Nähe vom Ziel. Wenn die heikelen Fragen der Religion, der Monarchie, des Privateigentums, des Nationalstaates usw. endgültig ausscheiden und einen Ehrenplatz in der Ahnengalerie der Partei erhalten haben, dann erst wird die große demokratische Gruppe sich endgültig bilden können, die von vielen Politikern der Linken seit langem gewünscht wird. Wir dürfen auch nie vergessen, daß diese Parteien manche andere Berührungspunkte haben auf dem Gebiete der sog. Imponderabilien, in Weltanschauungsfragen allgemein kultureller Natur. Die ‚Intellektuellen‘ aller Länder begegnen sich in dem Wunsche, das Volk von kirchlicher Bevormundung zu befreien und die freie Erkenntnis als Gemeingut aller an Stelle mystischer Gebundenheit zu setzen, das esoterische Vorrecht der Bildung voraussetzungslos zu verallgemeinern.

In der Politik einigt der Gegensatz oft mehr als das Interesse, der Haß wirkt kräftiger als die Liebe. Was die revolutionäre und die bürgerliche Demokratie einander nähert, ist nicht nur das allmähliche Herabgleiten der ersteren zum Revisionismus, es ist vor allem auch das gemeinsame Bedürfnis, die sog. ‚Reaktion‘, den ‚schwarz-blauen Block‘ und seine Verbündeten zu bekämpfen, da dieser sich an der Macht befindet. Die links stehenden Parteien verstehen sich, sobald die Sozialisten darauf verzichten, an die rohesten Instinkte der rohen Menge sich zu wenden, um die bisher geltenden Autoritätswerte zu entwerten und unreife Ideen in unreife Köpfe zu setzen, während auch die rechts stehenden sich mehr aneinanderschließen müssen. Von der Einführung des Parlamentarismus haben sie weniger zu erwarten als jene, denn ihre Interessen und nach ihrer Auffassung auch die der Gesamtheit sind am besten gewahrt in den Händen einer kräftigen monarchisch-patriarchalischen Regierung, die nicht den Zufälligkeiten und Schwankungen parlamentarischer Verhältnisse unterworfen ist. Sie finden sich auch auf dem Boden kirchlicher, monarchischer, landwirtschaftlicher und militärischer Sympathien, und daher wird trotz mancher inneren Gegensätze der Bund zwischen den Konservativen und dem Zentrum nicht so leicht in die Brüche gehen. Denn wenn letzteres auch noch so demokratisch sich gebärdet, so wird es sich doch immer am wohlsten fühlen bei einem System und einer Richtung, die den Schutz kirchlicher und landwirtschaftlicher Interessen gewährleistet. Eine Umwertung im Sinne der Demokratie kann unmöglich einer Partei günstig sein, die wie keine andere den Autoritätsbegriff in überkommener Form zu ihrer Voraus-

setzung hat und die von einer siegreichen Demokratie die Trennung von Staat und Kirche und erhebliche Einbuße an Macht und Einfluß gewärtigen muß. Deshalb glaube ich auch nicht an das Wiederaufleben des Bülow-Blocks, der mit geschickter Benützung einer nationalen Frage, unter Anwendung Bismarckscher Überlieferungen gegründet war, aber an inneren Gegensätzen über kurz oder lang zu Falle kommen mußte, selbst wenn er die Erbschaftssteuer überlebt hätte. Heute, wo die Kirche sich längst mit der Reichsgründung abgefunden hat und sich innerhalb der Bismarckschen Schöpfung recht wohl befindet und ihre Interessen einer beinahe liebevollen Pflege anvertraut sieht, wird es immer schwerer, den Ultramontanismus als ‚Reichsfeind‘ zu brandmarken, bzw. die Schädlichkeit jesuitischer Einflüsse im Zentrum so offenkundig nachzuweisen, daß es gelingen könnte, den deutschen Idealismus, den nationalen Kulturbegriff wirksam und dauernd gegen Rom zu erregen. Wir sind in andere Entwicklungsphasen getreten, andere Interessen und Gesichtspunkte überwiegen; es geht ähnlich mit dem ‚Umsturz‘, es zieht nicht mehr recht, man glaubt nicht mehr daran. Der Kampf um die Macht beginnt, und da gilt es Koalitionen zu bilden, die für die Machtfrage entscheidend sind. Allgemeine kulturelle wie wirtschaftliche Gesichtspunkte verbinden die Vertreter des katholischen Volkes und des Papsttums mit den evangelischen Konservativen, so sehr auch im Grunde der Papismus den protestantischen Landkreisen und umgekehrt die evangelische ‚Irrlehre‘ den Zentrumsleuten verhaßt sein mag.

Die Konservativen als führende und bis zu einem gewissen Grade als herrschende Partei sind natürlich den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Ihr herausforderndes Verhalten bei der Finanzreform und dem preußischen Wahlgesetz ist noch in frischer Erinnerung und hat neue Waffen gegen sie geliefert. Wenn ihre Vergangenheit und die großen Verdienste um das Vaterland, namentlich um Preußen, für dessen Verwaltung und Heer sie die besten Männer lieferten, wenn diese Umstände eine Vorzugsstellung rechtfertigen und sie heute noch als notwendige Stütze einer kräftigen, nach innen und nach außen leistungsfähigen Monarchie erscheinen müssen, so ist doch eine derartige Vormachtstellung nicht ohne ernste Bedenken. Die Gegenbewegung muß um so kräftiger eintreten, je sichtbarer die Macht wird, um die anderen Gruppen zu gemeinsamer Zerstörung zu vereinigen. Mit Hilfe beliebter und tief im deutschen Gemüte wurzelnder Begriffe und Erinnerungen verbünden sich die Gegner ... zu einem Ansturm gegen angeblich kultur- und fortschrittsfeindliche Klassen, gegen ‚Pfaffe und Junker‘, gegen ‚Ritter und Heilige‘, gegen ‚Finsternis‘ und ‚Unterdrückung‘. Wie ehedem vor dem Umsturz mit Blut und Brand, soll heute der friedliche Bürger geängstigt werden mit den Mächten des Mittelalters. Die konservative Partei hat durch allzu schroffe Vertretung ihres Standpunktes nicht wenig dazu beigetragen, den Gegnern Waffen zu liefern. Der Zolltarif, die Wirtschaftspolitik ist es am wenigsten, die zu Angriffen berechtigte, denn die Bekämpfung unseres Schutzsystems ist mehr Mittel zum Zweck als Selbstzweck der Gegner. Es ist die empfindlichste Stelle, an der man die Konservativen treffen will, ohne aber übersehen zu können, daß ohne genügenden Schutz der Landwirtschaft auch die Kaufkraft des Volkes leidet

und nicht nur der Junker, sondern auch der Bauer benachteiligt wäre. Ich meine sogar, daß die siegreiche Demokratie es nicht wagen könnte, die agrarischen und industriellen Zölle wesentlich herabzusetzen, ohne starke Sympathien in Land und Stadt zu verlieren.

Wenn die Konservativen mit Hilfe des Bundes der Landwirte, das Zentrum mit Hilfe der Kirche und die Sozialisten mit Hilfe ihrer Lehren an den Selbsterhaltungstrieb der Menge sich zu wenden, den ‚Willen zum Leben' in dieser oder jener Form anzurufen in der Lage sind, so fehlen den gemäßigteren Parteien, den Freikonservativen und Nationalliberalen, derartige Zugmittel. Sie sind die Träger Bismarckscher Überlieferungen und nationaler Ideale, die unverkennbar mit pietätvoll historischen Erinnerungen aus der glänzenden Vergangenheit der Reichsgründung zusammenhängen. Aber wie es in der Kunst kein Zurück zu Michelangelo, sondern nur ein Fortschreiten im Sinne der alten Meister gibt, die auch ihrerseits mit ihrem Zeitalter zusammenhingen, so können auch diese Parteien sich nicht mit dem starren Festhalten an früheren Anschauungen und Grundsätzen begnügen und ‚zu Bismarck zurückkehren' ..."

Was heute Autorität noch gilt und vielleicht morgen noch vermag, das ist ja, wie Heinrich Jaeger im „Allgem. Beobachter" bemerkt, sehr viel weniger als vor vierzig Jahren. „Was haben wir denn an Eigenem hinzugeschaffen, sie mit lebendigem Gehalt und frischer Geltung auszufüllen? Was erworben, um das Ererbte zu besitzen? Nahezu aufgezehrt haben wir das Kapital! Das heranwachsende Geschlecht wird nicht mehr zu Dienst und Dankbarkeit erzogen, und das Ganze hält nur noch Gewalt beisammen. Wo man hinhorcht, politisch klingt es hohl. Die durchdringende Tüchtigkeit eines Gedankens suchst du vergebens. Denken und tapfer Wollen ist überhaupt nicht mehr modern: anstatt sich klarzumachen, daß es etwas absolut Unbedenkliches auf diesem Planeten nicht gibt, beruhigen wir uns bei jeder Entdeckung, die uns einen Entschluß schenkt!

So treiben wir ohne Fernrohr und ohne Steuer, der Strömung nach. Wer schwarz sieht und sich wehrt, wird ausgeladen. Dabei sind es sehr viel mehr, als man glaubt, und nicht die Schlappsten, die sich einreihen möchten, wenn die Führung die Fühlung verdiente, wenn sie vorwärts wiese, statt in Worten und Rumpelkammern zu kramen ...

Nur ein Signal, wie es der Freiherr vom Stein (in ähnlich erstarrter Zeit) hochgezogen hat, wird die Geister in Bewegung und Deutschland zusammenbringen. Wir haben keinen Wunsch, unseren Parteien zu nahe zu treten — im einzelnen ist viel zu billigen und manches zu verstehen —, aber glaubt denn irgendeine von ihnen (außer der Sozialdemokratie) ernstlich an ihren Sieg über die andern? Mit dem alten Pulver? Und ist es nicht beschämend, wenn die denkende, um den demokratischen Denkfehler herumkommende Minderheit die Federkraft für sieghaftes Zusammenfassen verliert? Wenn der deutsche Genius nur noch in Einzelausgaben erscheint?? Friedr. Theod. Vischer sagt im ‚Auch Einer': ‚Wenn man nicht zählt, sondern wägt, so wiegt ja doch die anständige Minderheit die schlechte Mehrheit auf; wohl selbst jetzt noch (er schrieb's Anno 78). Nicht ob mora-

lische Übel vorhanden sind oder nicht, ist die Frage — sie sind immer vorhanden, weil die Mehrheit schlecht ist —, sondern ob sie bekämpft werden oder nicht, ob die bessere Minderheit tätig ist oder untätig. Ist sie untätig, so verkommt sie selbst. Das Menschenbataillon hat eben, wie jedes, mehr Gemeine als Offiziere. Erst wenn diese faul werden, steht es schlecht.' Hier muß der Horizont geräumt werden und der horchende Geist hinabsteigen, das Zeichen zu holen. Gradrichten wird er die Gegenwart und uns aufschließen eine Zukunft! Resonanz und mit fortreißende Wirkung sind ihm sicher, ruft doch jeder noch nicht ganz Verdrehte im stillen nach ihm. Die Sozialdemokratie wird natürlich gegen den Mann angehen, ihre einzige Gefahr ist das Bedeutende — auch politisch soll das Pferd am Schwanz aufgezäumt werden. Am Kopf aber unseres Mannes wird sich das deutsche Augenmaß wiederfinden, wird den Unterschied von Größe und Masse wieder erkennen, und so kommt dann endlich der Moment, wo der Gescheitere einmal nicht nachzugeben braucht. Sehr zum Glück für das Ganze, wie auch neuerdings noch ein Großer gezeigt hat. Zeppelin!

Der gesund aristokratische Gedanke leuchtet dem unverdorbenen Deutschen durchaus ein, er ist, geradegerichtet, weit volkstümlicher und zugkräftiger als jene (schlau abgerundete) Jahrmarktsphrase der französischen Revolution. Von jeher war die Freude am Hervorragenden deutsche Weltanschauung (siehe die Nibelungensage), und Bismarck faßte ihr Wesen so, daß ihm ‚die Geburt niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten hat'. Das Verlangen nach Großem und Starkem sitzt dem Germanen im Blut, es erneuert seine Kraft und gibt ihm Treue. Das ist die Auffassung, zu der wir uns aufraffen müssen. Jeder soll wissen, daß der Mann als solcher in Staat und Gemeinde noch was wert ist, genau so gut wie im Feld, daß seine wirtschaftliche Lage nicht das letzte Wort für ihn ist, sondern daß ihm das Herz noch gewogen wird und ein gesunder Charakter noch was gilt. Auf diesen Grund muß getreten werden und auf keinen anderen. Stützt sich ein Gemeinwesen auf irgendwas sonst, so baut es schließlich auch seine Wirtschaft auf Sand. In der Erfahrung, in der Tiefe der Wirklichkeit muß ein politisches Prinzip wurzeln, soll es als Ordnung sich behaupten. Fehler im einzelnen, Ausführungsfehler mögen vorkommen, sie können repariert werden und lassen sich verzeihen, ein falsches Prinzip niemals ..."

Nach Prof. Dr. Kurt Breysig im „Tag" gibt es heute in der Tiefe der Dinge überhaupt nur einen Streit, nur eine Frage, die den ganzen Bereich der öffentlichen Angelegenheiten unsres Volkes umgreift: „Es ist die, die in Wahrheit allein den Namen der sozialen Frage verdient, und die deshalb auch die politische Frage ist. Es ist die Entscheidung darüber, ob der genössische Geist, der Geist von Masse und Mehrheit, Massenwirtschaft und Mehrheitsherrschaft uns ganz übermannen soll, oder ob uns die Festen und Starken, die Gebietenden und die Leistenden Führer bleiben sollen. Es handelt sich um nichts Geringeres als darum, ob zuerst das handelnde Leben unseres Volkes, später in sicherer Folge auch sein geistiges Schaffen unter die toteste Mechanik, die es auf Erden gibt, unter die Rechenmaschine von Abstimmungen und Wahlen, Mehrheiten und Parteikaufgeschäften

geraten soll. Es handelt sich darum, ob das nach dieser Maschine zu bemessende Urteil der Vielen, das heißt der Schwachen, das heißt der Mittelmäßigen, unsere Geschicke lenken soll. Es handelt sich darum, ob unter dem Vorwand, das Elend der Niedersten müsse bekämpft werden, über die Hohen und Starken das Elend des Schweigenmüssens oder, noch schlimmer, das niederträchtiger Unterwerfung unter den König Masse verhängt werden soll. Es handelt sich letztlich darum, ob die Bahn, die der Geist unseres Volkes geht, immer weiter talwärts, massenwärts führen soll, immer tiefer in die Niederungen dessen, was der Pfennigweisheit sozialistischer Volksversammlungen und der wurzellosen Schwäche großstädtischer Zeitungsdemokratie noch Kultur heißt. Gibt es für den, der so seinen Stand wählt und von ihm aus das Gebrodel und Gewühl der Massenentschließungen und Massenhandlungen fest ins Auge faßt, Lehren einer Wahl? Auch wer die denkbar geringste Meinung hat von dem Werte, ja selbst von der Kraft dieser Millionenweisheit, wird die Frage bejahen müssen. Denn ist auch das Vorwärtsschieben, das Umsichgreifen einer Massenbewegung, wie das des Sozialismus, so dumpf und geistesleer wie das einer Gletschermoräne, eines Erdrutsches, es hat doch die zerstörende und verschüttende Wirkung einer solchen. Die Zeiten, da im Sozialismus noch die Kraft großer Gesellschaftsbildner und Gesellschaftsträumer sich entband, liegen weit zurück. Und auch die späteren, da ein weit minder fruchtbarer Ordner doch noch mit gewaltig schlichtendem und schichtendem Willen und durchdringendem Verstand die Zukunftsbilder jener in ein weites Lehrgebäude verbaute, da ein großer Redner von unverächtlichem Adel des Geistes und der Gebärde den Rausch einer noch märtyrerhaft bedrängten Sekte entfesselte, auch sie sind längst entschwunden. Jetzt sind nur noch die Werker an der Arbeit, die das Gold des Schaffens ihrer Vorgänger in der plattesten Scheidemünze täglichen und stündlichen Nachredens an den Mann der schwieligen Hände bringen, die in millionenhafter Wiederholung den Millionen einprägen, was wahrlich nicht schwer fällt, ihnen einzuprägen: daß der Mann nichts, die Masse alles bedeutet, daß die Schwachen stark und die Unwissenden erleuchtet sind, daß der eine dumm, die Genossenschaft klug und die Menge weise ist."

Nun aber, was lehrt der schließliche Ausfall des gewaltigen Ringens, nachdem die Wogen von Ärger oder Triumphgefühl, Zorn und Begeisterung anfangen, sich zu glätten? So fragt Dr. Rudolf Penzig in der „Ethischen Kultur". Und er antwortet darauf (natürlich von seinem, politisch entgegengesetzten Standpunkte aus): „Vor allem eines, was gerade dem leidenschaftlichen Parteimann immer wieder, dem klardenkenden Verstande zum Trotz, aus dem Bewußtsein zu schwinden pflegt: unser deutsches Volk hat wirklich nicht einen einheitlichen großen Willen, wie wir alle es uns so gerne glauben machen, wenn wir ‚im Namen des christlichen' oder ‚des freiheitlich gesinnten' oder ‚des an den alten Gütern von Königstreue, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit hangenden' Volkes unsere Stimme erheben. Nein, wir müssen uns schon damit abfinden: das Volk hat drei, vier, fünf durchaus einander widerstreitende verschiedene Willensmeinungen. Ihre jeweilige Stärke und Verbreitung werden ja eben — bis zu einem gewissen Grade leider nur, aber doch hinlänglich deutlich — durch den Ausfall der Wahlen

dokumentiert. Mag man nun jubeln über den Siegeszug der eigenen Anschauung oder trauern über ihren Niedergang: so viel ist klar: wir müssen alle mit den Andersgesinnten in leiblicher, ja friedlicher Gemeinschaft leben und wirken. Da es doch nun einmal nicht angängig ist, die Konservativen oder Sozialdemokraten oder Ultramontanen oder Antisemiten oder Fortschrittsmänner einfach totzuschlagen, so bleibt schlechterdings nichts übrig, als daß wir den Gegner mindestens dulden lernen; klüger und praktischer: daß wir ihn zu verstehen suchen und dazu dasjenige aufspüren, was wir doch auch mit ihnen noch an gemeinsamen Zielen haben.

Für den nachdenklichen Menschen gibt es nicht viel Erhebenderes als diesen Blick auf die durch Jahrhunderte gehende Selbsterziehung der Menschheit und eines Volkes durch die stufenweise fortschreitende Gewöhnung an Achtung vor fremder Überzeugung.

Diese Achtung soll nicht etwa den weiteren Kampf für die eigene politische Anschauung hemmen oder abschwächen, nein, sie wird ihn vertiefen und erhöhen. Es ist herrlich, genau zu wissen, was man selbst will; aber unumgänglich nötig ist es auch, genau zu wissen, was die andern wirklich wollen, und nicht gegen selbst zusammengeflickte Gegnermasken zu streiten.

Noch ein zweites Moment möchte ich aus dem hinter uns liegenden Kampfe hervorheben, das auch ein wenig mit dem Gesagten zusammenhängt. Ich meine: unsere große Überschätzung der Taktik und Unterschätzung der Volkserziehungsfragen.

Es liegt ja dieser Mangel z. T. begründet in der groben Mechanik unseres ganzen Wahlverfahrens mit seiner plumpen Vergewaltigung der Minderheit durch die Zufallsmehrheit und mit dem Elend der Stichwahlen. Das reizt geradezu zu den widerwärtigen Manövern des Stimmenfanges, der Einschüchterung, den groben und großen Schlagworten, dem Schacher mit Wahlstimmen, dieser modernen Form des Sklavenhandels, der auch den lebendigen Menschen einzig als Mittel, nicht als Selbstzweck, wertet.

Hört man wochen- und monatelang die schmetternden Fanfaren, die zum Sturm gegen den Zentrumsturm oder gegen die Ostelbier oder zur Eindämmung der roten Flut einladen, und ist dann das schließliche Resultat dieser gewaltigen Gesten — nichts als eine mehr oder minder deutliche kleine Verschiebung des politischen Schwerpunktes, so tritt immer wieder eine gewaltige Ernüchterung ein. Man begreift, daß hier rasche, augenblickliche Erfolge so gut wie unmöglich sind — wenn auch hier und da einmal eine Überrumpelung der Gegner — nicht auf lange — glückt. Und darum erheben sich nach den Wahlen regelmäßig die selben warnenden Stimmen, die nach besserer Organisation, zur rechtzeitigen Gründung von Parteivereinen und Bezirksorganisationen rufen — meist Stimmen, die bald in der Wüste der Gleichgültigkeit verhallen. Ein überaus naiver Wunderglaube meint, mit einer einige Wochen oder selbst Monate dauernden ‚Bearbeitung' eines Wahlkreises, mit einigen Dutzend oder Hundert ‚Agitatoren' und ad hoc plötzlich aufschießenden Wahlvereinen der Volksstimme = Gottesstimme im Handumdrehen den richtigen Weg weisen zu können. Es liegt darin eine solche Mißachtung



Der Krivan (Hohe Tatra)



Wolfgangmüller

ernster Überzeugungen reifer Männer, solche zynische Volksverachtung, daß gerade liberale Parteien sich dieser Art von Stimmenwerbung und dieser ganzen bloß auf Taktik gestellten Beeinflussung endlich aufrichtig schämen sollten ..."

Zur Wahlmache — der Ausdruck läßt nichts zu wünschen übrig — gehört bekanntlich wie zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld, drittens Geld. Und man muß zugeben: von diesem moralischen und geistigen Kampfmittel machen denn auch alle großen Parteien reichlich Gebrauch. Jetzt konnte man in den Blättern lesen, „was" z. B. der Abgeordnete Herr von Heydebrand oder der Abgeordnete Herr von Kroecher „gekostet" hätten. Es scheint, man hat diesmal überhaupt auf konservativer Seite durch Wahlbesteuerung der Parteigenossen wettmachen wollen, was man bei der Finanzreform oder Erbschaftssteuer versagt hat. Und nachdem man nun doch etliche Pflock hat zurückstecken müssen, immer noch nicht begriffen, weshalb man dies hat tun müssen, und warum für die Sozialdemokratie so unzählig viele Demonstrationszettel abgegeben worden sind, und daß jeder dieser Zettel ein Mißtrauensvotum gegen die ganze regierende Richtung war. „Tag für Tag", durfte die „Frankf. Ztg." schreiben, „erscheinen nun in den konservativen und agrarischen Blättern lange Betrachtungen über das Ergebnis der Reichstagswahlen und seine Gründe und über die durch sie geschaffene Situation. Scheinbar tiefgründige Untersuchungen werden angestellt, leidenschaftliche Klagen und Anklagen werden erhoben, aber nicht eine Spur von Selbsterkenntnis wird laut. Alle sind an dem dem konservativen Agrariertum nicht gefallenden Ergebnis der Volksabstimmung schuld, Bülow natürlich durch seine Blockpolitik, Bethmann, weil er das Wachstum der Sozialdemokratie nicht verhindert hat, die Liberalen, weil sie sich angeblich mit den Sozialdemokraten zu einer revolutionären Gemeinschaft verbunden haben. Nur eine Partei erscheint in der Rolle der unschuldig leidenden Patrioten: die Konservativen und ihr Anhang. Alle diese Erörterungen laufen auf das alte Rezept hinaus: unter heftigen Angriffen auf den Reichskanzler wird verlangt, daß, wenn nicht Reich und Monarchie zugrunde gehen sollen, er die Fahne ergreifen — es wird wirklich von Fahne gesprochen — und sie im Kampfe gegen die Umsturzpartei und gegen den mit ihr angeblich verbündeten Liberalismus vorantragen soll. Es wird dem leitenden Staatsmann und auch der Stelle, die über ihm steht, einfach zugemutet, das Ergebnis dieser Reichstagswahl nicht als einen Maßstab für die im Volke vorhandenen Beschwerden und Wünsche anzusehen, sondern als eine Kriegserklärung gegen das Reich und den Kaiser, auf die dieser und die Regierung mit entschlossenem Kampfe zu antworten haben ..."

Der konservative Minister von Dallwitz stellt sich im preußischen Abgeordnetenhause hin und erklärt: „Ein Beamter, der seinem Landesherrn den Treueid geleistet hat, bricht diesen Eid (sehr richtig! rechts) in dem Augenblick, in dem er mittelbar oder unmittelbar die Bestrebungen einer antimonarchischen Partei zu fördern unternimmt. (Sehr richtig! rechts.) Wenn ein Beamter noch Gefühl für Ehre, Anstand und Gewissen hat, so wird er in dem Augenblick, wo er glaubt, sich der Sozialdemokratie anschließen zu müssen, durch-

aus die Konsequenzen ziehen und aus seinem Amt ausscheiden. (Bravo! rechts.) Tut er das nicht, dann wird er zum Eidbrecher und Heuchler. (Bravo! rechts.) Das kann nicht geduldet werden."

Alle die Unterbeamten also bei der Post, Eisenbahn, ja sogar der Hochwohllöblichen, die, um eine Aufbesserung ihrer oft geradezu erbärmlichen Löhnung zu erzielen, durch einen Stimmzettel „mittelbar oder unmittelbar die Bestrebungen einer antimonarchischen Partei zu fördern unternehmen", — sie alle, diese treu ihren Dienst tuenden königlich preußischen und kaiserlich deutschen Beamten,— „Eidbrecher", „Heuchler", Leute ohne ein „Gefühl für Ehre, Anstand und Gewissen"!

Das wagt der preußische Minister Herr von Dallwitz am 31. Januar 1912! Der Reichskanzler Fürst Bismarck aber sprach am 24. Januar 1882: „Daß ein Beamter in seiner eigenen Wahl sich seines Eides erinnern sollte, das wird gar nicht verlangt; seine eigene Wahl, die Ausübung seines Wahlrechts ist vollständig frei, sie wird nicht berührt, sondern es ist ja ausdrücklich im Erlaß gesagt: ‚Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen' ... Er mag in seinem Herzen und in seinem verdeckten Stimmzettel sein Votum geben, für wen er will, danach wird nicht gefragt. Das wird niemals ein Grund sein, nämlich die Ausübung des eigenen Wahlrechts, gegen einen Beamten einzuschreiten. Man würde sich schon genieren, ihm zu sagen, daß das der Grund sei, und ich würde dazu nie die Hand bieten ..."

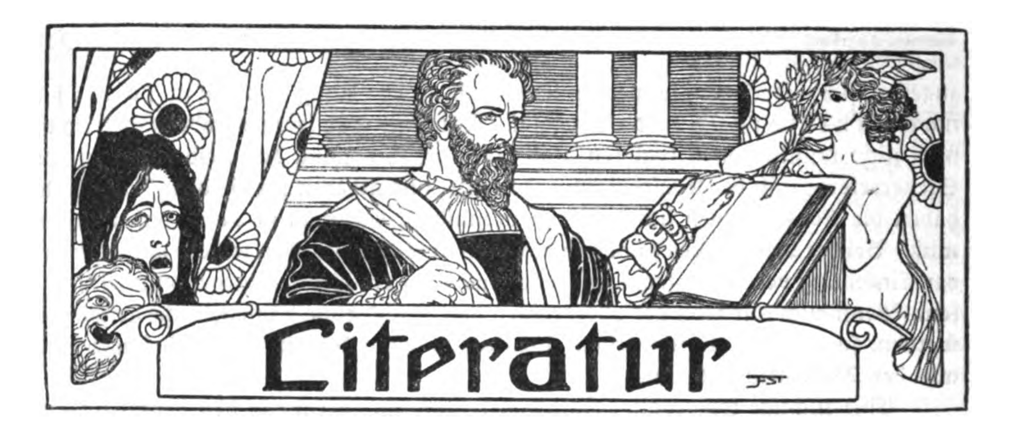
Dem konservativen Landtagsabgeordneten Herrn von Hennings ist das weltbekannte Vorgehen der Polizei in Moabit noch viel zu milde — immer gleich feste schießen, nicht erst abwarten! —, und seine Parteigenossen im Hause jubeln ihm zu! Ausnahmegesetze, Abschaffung des Reichstagswahlrechts usf.: — sollte man es für möglich halten, daß dies die Lehren sind, die eine große Partei, eine Partei, die „führen" will, eine Partei, die sich auf ihre Besonnenheit so viel zugute tut, aus den letzten Wahlen gezogen hat?

Der konservative, aber unabhängige Professor Hans Delbrück („Preußische Jahrbücher") sieht weniger in den 110 Sozialdemokraten eine Gefahr, als in dem Gebaren der Konservativen, die ja schon durch ihre Stimmenthaltung bei den Stichwahlen selbst die Roten brav gefördert hätten. „Beharren sie bei der Desperadopolitik, mit der sie jetzt den Sozialdemokraten eine Anzahl Sitze verschafft haben so muß man ihnen zeigen, daß es auch ohne sie geht. In der elsässischen Verfassungsfrage und bei manchen anderen Fragen ist es ja auch schon ohne sie gegangen. Die Wahlen haben eine so starke Verschiebung nach links gebracht, daß die Regierung ohnehin diesem Zuge ein Stück nachgeben muß. Das verlangt das konstitutionelle Prinzip, dafür sind wir ein Verfassungsstaat. Im parlamentarischen Staat werden durch solche Verschiebungen bei den Wahlen die Regierungen gestürzt und durch andere ersetzt. Davon kann bei uns nicht die Rede sein, schon weil bei der Vielheit der Parteien keine Majorität vorhanden ist, die stark genug wäre, eine Regierung zu tragen. Aber ein gewisses Entgegenkommen muß die Regierung den neuen Parteiverhältnissen zeigen, und wenn die Konservativen, statt dabei mit-

zugehen, sich widersetzen, so werden sie die Regierung nur um so mehr nach links hinüberdrängen. Mit dem Satz ‚nun gerade nicht!‘ kann man nicht konstitutionell regieren, und durch die Schonung des Reichtums bei der Steuerreform und die Konservierung des ganz unhaltbaren preußischen Wahlrechts haben die Konservativen sich so schwer versündigt, daß man sie dafür büßen lassen muß. Bei der Reform des preußischen Wahlrechts wird sich das zeigen, und auch bei der Einteilung der Reichstagswahlkreise wird man ein Stück entgegenkommen müssen. Wenn auch nur zehn der allergrößten geteilt und etwa 25 neue Sitze geschaffen werden, so würden die schwersten Unzuträglichkeiten für eine ziemlich lange Zeit aus der Welt geschafft sein.“

Eine tüchtige konservative Kulturpartei täte uns gerade in den heutigen Zeitläuften so bitter not, daß man eine Geistesverfassung, wie sie in den angeführten Selbstzeugnissen sich ausprägt, nur aufrichtig bedauern kann. Erst recht im Interesse einer gesunden nationalen Entwicklung unseres Volksganzen ...





Die Schöpfung der Sprache

Von August Sannes

Es hatte aber die ganze Menschheit e i n e Sprache und einerlei Worte." So steht es mit lapidaren Worten im Anfange des 11. Kapitels vom 1. Buche Mose, nachdem uns die zehn ersten Kapitel berichtet haben von der Schöpfung der Welt, der Entstehung des Menschen und seiner Stellung zu den übrigen Geschöpfen und vornehmlich zum Schöpfer, dem Urquell alles Lebens. Als die Menschen sich aber den Turm bauten, dessen Spitze an den Himmel reichen sollte, erzürnte der Herr und sprach: „Wohlan, wir wollen hinabfahren und daselbst ihre Sprachen verwirren, so daß keiner mehr die Sprache des andern verstehen soll." Und Gott fuhr hinab, verwirrte die Sprache und zerstreute die Menschheit über die ganze Erde. Eine alte, uns allen aus der Kindheit vertraute Erzählung, einfach und klar, und doch: mit welcher Tiefe der Gedanken und welch' dramatischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit vereinigt die Bibel hier in einem Bilde und Ereignis, was als das natürliche Ergebnis einer jahrtausendelangen Geschichte der Menschheit wirklich geschehen ist! Der ganze Vorgang ist typisch vorweggenommen. Aber die Einheit ist nicht ganz verloren gegangen, sie lebt weiter in uns als Idee, sie wirkt weiter in uns als das sehnsüchtige Streben, das Mannigfaltige und Verworrene in den Sprachen nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, in dem Wirrsal der Erscheinungen das sie enträtselnde Gesetz zu entdecken, von Sprache zu Sprache die verbindenden Brücken zu schlagen und so schließlich mit dem menschlichen Verstande den Weg mühsam zurückzutasten zu dem „ewig Einen, das sich vielfach offenbart".

Aber sind wir in dieser Gedankenreihe nicht einseitig durch die biblischen Vorstellungen von der Erschaffung der Welt, durch Glaubenspostulate also, beeinflußt? Wird die Wissenschaft nicht zu anderen Folgerungen kommen? Es wird zwar unseren Glauben an eine ursprüngliche Einheit aller Sprachen stützen können, wenn wir auch auf anderen Gebieten es immer wieder beobachten, wie das Getrennte und Verschiedene auf einen Lebensgrund zurückgeführt ist; wenn wir sehen, wie R o b e r t M a y e r die Einheit der Naturkräfte erkannt hat, wie der Anthropologe J o h a n n e s R a n k e in seinem Buche „Der Mensch" mit Entschiedenheit für die Einheit der Menschenrassen eingetreten ist. Aber trotz der großen Entwickelung, die die historische Sprachforschung seit der Romantik, seit den Tagen F r a n z B o p p s und J a k o b G r i m m s genommen hat, und trotz der seit dieser Zeit nicht mehr zu bezweifelnden Tatsache der indogermanischen Sprachverwandtschaft — wer von uns erkennt in Homer, Horaz und Walter von der Vogelweide, unseren Vertrauten aus der Jugend, sofort die drei Kinder einer Mutter? Eine Anzahl Wortgebilde bezeugen uns die gemeinsame Abstammung, aber die ganz

überwiegende Masse der andern bleiben stumm und wollen trotz aller Fragen keine Antwort geben.

Der Glaube freilich, der Berge versetzen kann, wird sich auch hier nicht erschüttern lassen, aber wird der wissenschaftliche Sprachforscher vor diesen stummen Zeugen haltmachen müssen? Der Historiker wird sich in einer Selbstbeschränkung, die der sittlichen Größe nicht enträt, bescheiden müssen, ihm muß es genügen, den veränderten Zustand der Sprache auf der einen Stufe als das Ergebnis gesetzmäßiger Entwickelung aus der vorausliegenden festzustellen und so eine ununterbrochene Veränderung des Stoffes nachzuweisen; der Philosoph aber, den nur die Erkenntnis des ewig unveränderlichen Wesens der Dinge befriedigen kann, erkennt an ihrer sich in gesetzmäßigen Bahnen vollziehenden Entwickelung die Sprache als ein Naturprodukt im tiefsten Sinne, das, da Entwickelung ihm Leben bedeutet, einmal geboren und erschaffen sein muß, und zwar nach denselben Gesetzen, nach denen es sich entwickelt; ihn wird es deshalb locken, an der Grenze, wo der in die Tiefe der Vergangenheit grabende Historiker haltmachen mußte, den Spaten wieder aufzunehmen und den Weg weiter rückwärts zu verfolgen und vorzudringen zur Spracheinheit, aus der die Mannigfaltigkeit sich erst entwickelt hat, und zum Problem von der Schöpfung der Sprache und dem Wesen des Wortes selbst.

Diese Gedanken sind es gewesen, die den bislang unbekannten Sprachforscher Wilhelm Meyer in Rinteln früh, schon als Studenten, ergriffen und ihn auch bei persönlich recht ungünstigen Verhältnissen, wie uns das kurze Vorwort seines bei Grunow in Leipzig 1905 erschienenen Buches „Die Schöpfung der Sprache“ sagt, nicht eher wieder freiließen, bis er, gründliche Gelehrsamkeit des Sprachhistorikers mit der ahnenden und in die Tiefe der Erscheinungen schauenden, kontemplativen Art des Philosophen in glücklichstem Bunde vereinigend, nicht nur alte, uns längst liebgewordene Anschauungen von neuem sicherte, sondern uns auf unbetretenen, selbstgewählten Pfaden zu neuen, überraschenden Erkenntnissen führte, die uns die Wahrheit über die Schöpfung der Sprache — nicht bringen, denn unser Wissen bleibt nun einmal Stückwerk, aber uns ihr doch um einen wesentlichen Schritt nähern.

In einem einleitenden Kapitel wird zunächst die seit den Tagen der alten Philosophen und Grammatiker im Mittelpunkte aller philosophischen Sprachbetrachtung stehende Frage erörtert: Wie kommt es, daß das einzelne Wort gerade den von ihm ausgedrückten Gegenstand und nicht auch irgend einen andern bezeichnet? Welches unsichtbare Band verbindet den sprachlichen Ausdruck mit dem von ihm in der Seele des Menschen geweckten Gedanken? Um ein Beispiel zu geben: Warum bildet sich in unserer Vorstellung der Begriff „Furcht“, sobald wir das lateinische Wort timor vernehmen? Und warum entsteht dieselbe Vorstellung des Fürchtens, wenn die Worte timeo (ich fürchte) und timidus (furchtsam) an unser Ohr tönen? Eine Tatsache ergibt sich zunächst ganz von selbst aus dieser Zusammenstellung, daß nämlich die Begriffsbedeutung nur an der den drei Wörtern gemeinsamen Silbe tim-, die wir die Sprachwurzel nennen, haften kann. Die Vorstellung „fürchten“ ist also mit den drei Buchstaben verknüpft? Aber das französische Verbum louer heißt einmal loben, ein andermal vermieten, wie uns jedes französische Wörterbuch sagen kann; und wir kost-en die Speisen, die ihrerseits uns wieder Geld kost-en. Beide Male sind mit denselben Buchstaben des Alphabets zwei Begriffe bezeichnet, die schlechterdings nichts miteinander gemein haben! Die äußeren Formen allein können uns also keinen untrüglichen Anhalt für die Erkennung der von den einzelnen Wörtern bezeichneten Begriffe geben; wir müssen deshalb für den Zusammenhang von Ausdruck und Begriff nach tieferen, in dem Wesen der Sache selbst liegenden Gründen suchen; wir müssen vordringen zur Quelle alles Sprachlebens und damit zur Erkenntnis der individuellen Wesenheit des einzelnen Wortes. Hierbei müssen wir, da das Wesen eines Wortes in irgend einer, uns freilich noch unbekannten Art an seine Wurzel gebunden ist, von allem Sekundären, den Suffixen, Präfixen, Endungen, in denen wir das äußere Gewand gleichsam sehen dürfen, und das die einzelnen Wörter mit tausend andern gemein haben, abstrahieren und hindurch-

dringen zum Primären, um hinter all der äußeren sinnverwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das einheitlich alles durchdringende Gesetz zu erkennen.

Wer so, den Blick auf die Wurzeln der Wörter gerichtet und getrieben von dem inneren Bedürfnisse, den Weg zu finden, der aus der Vielheit zur Einheit führt, an irgend einer Stelle in die unendliche Masse des Sprachstoffes eintritt, wird mühelos zu der Erkenntnis gelangen, daß die Wurzeln der Wörter von Haus aus jeder vokalischen Differenzierung fähig sind. Auch dem Laien muß diese Erkenntnis sofort ins Auge springen, wenn man ihn darauf hinweist, daß dieselbe Wurzel im Neuhochdeutschen z. B. als brech-en, ge-broch-en, (er) brach, (er) brich-t, Bruch, also mit sämtlichen fünf Vokalen, erscheint. Mit dieser formellen äußeren Mannigfaltigkeit ist nun aber der Sprache ein Mittel zur inneren Differenzierung gegeben, wie uns leicht die beiden neuhochdeutschen Substantive Hahn und Huhn zeigen, wo die zur Verfügung stehenden Formen verwandt sind zur Bezeichnung des inneren Gegensatzes von männlichem und weiblichem Geschlechte. In gleicher Weise dient dieselbe Abwandlung der Form in den Verbalformen „wir trag-en" und „wir trug-en" zur Bezeichnung eines Zeitunterschiedes.

Ein zweites, dem Sprachforscher bislang ebenfalls schon bekanntes, aber in seiner Tragweite doch auch nicht annähernd erschlossenes und gewürdigtes Gesetz ist die Wurzelmetathesis oder die Umlagerung der Laute. Tim-or und met-us bezeichnen im Lateinischen beide den Begriff „Furcht"; im doppelten Lichte der Gesetze von der Metathesis der Laute und der vokalischen Differenzierung der Wurzel nähern wir uns jetzt der Erkenntnis ihres Wesens, indem wir sehen, daß der ihnen innewohnende Begriff an die Wurzel tem- wirklich gebunden ist, die mit jedem beliebigen Vokale und in der völlig gleichwertigen umgelagerten Form met- erscheinen kann. Timor und metus bezeichnen also nicht, wie wir bislang nur sagen durften, denselben Begriff, sondern sie sind ein und dasselbe Wort. Ebenso erkennen wir jetzt in ihrer völligen Wesensgleichheit, um aus der großen Masse nur einige Beispiele anzuführen: griech. φύλ-λον, lat. fol-ium, neuhochdeutsch Laub; griech. φιλ-έω, neuhd. lieb-en wie buhl-en (mittelhd. buolen); griech. θυμ-ός, neuhd. Mut; lat. ren-es und neuhd. Nier-en; neuhd. ge-nes-en und ge-sun-d; Kahn und Nach-en; lasch und schal; Tug-end und gut; Stroh-dieme und Stroh-miete. Ist es uns zum Bewußtsein gekommen, daß Zieg-e und Geiß nicht nur im Wesen, sondern auch im Ausdruck eins sind? Daß die beiden edelsten Tiere unseres heimischen Waldes sich ihrem Wesen nach nahekommen, haben wir alle draußen im Freien und daheim an festlicher Tafel längst erkannt; jetzt lehrt uns der philosophische Sinn des Sprachforschers auch ihre Wesenseinheit erkennen, denn das lat. cerv-us, althd. hir-uz, mittelhd. rech, neuhd. Reh und Hir-sch haben sich von derselben Sprachwurzel entwickelt. Wenn der Geograph in der Morph-ologie der Erde ihre Form-en beschreibt, so gebraucht er für die gleiche Sache ebenfalls nur den gleichen Ausdruck. Dem Niederdeutschen wird vielleicht sein altvertrauter, aber trotz allem Alter doch etwas verachteter Pot(t), den freilich auch der Franzose von ihm übernommen hat, wieder etwas vornehmer erscheinen, wenn er jetzt in ihm nichts anderes als den hochdeutschen Topf entdeckt. Und die deutsche Industrie und Gelehrsamkeit werden ihr längst geschlossenes Bündnis vielleicht noch enger gestalten, wenn sie erkennen, daß der reine wissenschaftliche Eifer, lat. stud-ium, und der Gewerbefleiß, lat. in-dust-ria, in ihrem Wesen sich völlig zusammenfinden.

Hatten in den gegebenen Beispielen, die sich leicht in großer Zahl vermehren ließen, die Buchstaben nur ihre Stelle gegenseitig vertauscht, so hat die fortgesetzte Beobachtung der historisch vorliegenden Tatsachen schließlich zu der Erkenntnis geführt, daß jede Wurzel in der verschiedensten Lagerung ihrer Bestandteile erscheinen kann. Derselbe sprachliche Ausdruck wie dasselbe Wesen finden sich deshalb zusammen im lat. gel-u (Kälte) und gel-idus (kalt), mittelhd. kal-t und küel-e, altisländisch kal-a (frieren) einerseits und lat. alg-or (Kälte), alg-idus (kalt), alg-eo (ich friere) andererseits. Daß das lat. ang-ulus (Ecke, Winkel) wesensgleich ist

mit griech. γῶν-ος (Ecke, Winkel), wird uns zu überzeugender Gewißheit gebracht durch die parallelen Bildungen griech. τρί-γων-ος und lat. tri-a n g-ulum, die beide das Dreieck bezeichnen. Überall, wohin wir auch unsere Blicke auf dem Gebiete der Sprache richten, sehen wir, daß die Form der Wurzel zwar stets wechselt, ihr Wesensinhalt aber derselbe bleibt: unser Glaube an ein inneres Band zwischen Form und Inhalt in der Sprache hat uns nicht betrogen.

Wenn wir nun dieses Gesetz von der Differenzierung der Wurzel durch die verschiedene Lagerung ihrer Bestandteile von der Zeit an, wo sich der Urstoff zuerst unter ihm geformt hat, fort und fort weiter wirken sehen, so können wir doch manchen Erscheinungen gegenüber nicht mit vollkommener Sicherheit sagen, ob die betreffenden Wurzelformen selbständig nebeneinander stehen, oder ob sich die eine nachträglich aus der andern erst entwickelt hat. Hier wird der Sprachphilosoph sich willig unter die freilich strenge Zucht des Historikers begeben müssen, damit nicht der Willkür Tür und Tor geöffnet werden. Aber mag auch im Einzelfalle eine primäre oder eine sekundäre Wirksamkeit unseres Gesetzes vorliegen, für seine Beurteilung ist dies gleichgültig; denn immer haben wir es mit einem ewigen Gesetze zu tun, das in dem ganzen Bereiche der Sprache gewirkt hat, wirkt und weiter wirken wird. Wie sehr wir aber für die Vollziehung der lautlichen Metathesis veranlagt sein müssen, bezeugen uns die häufigen Fälle von Versprechen dieser Art, wie wir sie bei Kindern und überhaupt naiven Menschen täglich noch beobachten können. Ja selbst der sprachgeschulte und willensstarke Erwachsene muß es an sich erfahren, daß dieser alte Naturtrieb in ihm noch nicht ganz erstorben ist, wenn er sich z. B. geradezu Mühe geben muß, um sich bei den beiden Wörtern kon s e r v ieren und kon-v e r s ieren, deren mittlere Lautgruppen zufällig im Verhältnisse der Metathesis zueinander stehen, nicht zu versprechen. Oft geben wir auch in scherzhafter Weise bewußt der Wirkung des Gesetzes nach, wenn wir Webers F r e i s c h ü t z e n zum S c h r e i f r i t z e n machen und e o i p s o (durch sich selbst) in der Studentensprache zum e o p i s o wandeln, wobei der starke Hiatus der lateinischen Wendung mitgewirkt haben mag. Bitterer Ernst zeigt sich eben auch hier wieder einmal im kindlichen Spiele: es ist dieselbe ewige Schöpfungskraft, die sich hier ebenso betätigt, wie sie vor mehreren Tausenden von Jahren bei der Bildung der lateinischen Wörter tim-or und met-us gestaltend und Leben schaffend wirkte. Und über diese lateinischen, im historischen Lichte noch erkennbaren Vokabeln dringt unser jetzt sprachlich geschulter und erhellter Blick weiter zurück zum Urquell alles Werdens, um tiefer und tiefer die Erkenntnis zu fassen, wie die Natur von vornherein in dem Schöpfungsprozesse der Sprache ihren Urstoff, die Wurzelgebilde, durch das einfache Mittel der verschiedenen Lagerung ihrer Bestandteile zur Mannigfaltigkeit geformt und damit eine Bedingung für die reichste Entwickelung von Anfang an in sie hineingelegt hat. Wie oft mag sie die Wurzel schon immer aufs neue in ihren Bestandteilen verschieden gelagert haben bis zu der Zeit, wo für ihre Formen die historische Überlieferung beginnt! Bewundernd blicken wir auf zu dem seit ewiger Zeit schaffenden Geiste, der in einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit sich uns zeigt und doch nach klarem und einfachem Gesetze fort und fort wirkt!

Zu der Wandlungsfähigkeit des Wurzelvokals und der Metathesis der Laute tritt das dritte große Gesetz, auch die konsonantischen Bestandteile einer Silbe in beliebiger Weise wechseln zu lassen. Nur ganz allmählich, in langem, mühseligem Ringen mit dem gewaltigen Stoffe ist dieses Gesetz, wovon einzelne Erscheinungen, z. B. der jedem Sprachkenner geläufige Wechse zwischen den liquiden Lauten l und r, längst bekannt waren, von Meyer in seiner immensen, der Sprache eine schier unübersehbare Mannigfaltigkeit verleihenden Kraft erkannt worden. Zunächst erschloß sich ihm nur die Erkenntnis, daß in jeder Wurzel, die einen liquiden oder nasalen Laut als konsonantischen Bestandteil enthält, von vornherein ein beliebiger, genereller Wechsel zwischen den Lauten l, r, m und n eintreten kann. Die Wurzel unseres deutschen „s c h e i n e n" finden wir in sämtlichen vier Erscheinungsformen nebeneinander als gotisches



skein-an (scheinen, leuchten), got. skeim-a (Leuchter), mittelhd. schim-e (Glanz, Strahl) und neuhd. schimm-ern, als neuhd. schill-ern und got. skeir-s (klar, deutlich). Zum lat. ac-cen-do (anzünden) treten lat. cam-inus (Ofen, Kamin), lat. cul-ina (Küche) und lat. cal-or (Wärme). Wie der Grieche sein (σ)ἥλ-ιος (Sonne) und σελ-ήνη (Mond), der Römer sein sol (Sonne) und der Litauer sein sául-ė (Sonne), so hat der Germane sein got. sunn-a, mittelhd. sunn-e und neuhd. Sonn-e; und ganz von selbst treten nun als Angehörige derselben Wurzelfamilie hinzu das griech. σέλ-ας (Licht, Glanz), das lat. ser-enus (heiter und hell) und das griech. (σ)ἡμ-έρα (Tag). Sonne und Tag erscheinen uns jetzt als Ursache und Wirkung auch lautlich wieder in engem Zusammenhange. Zum lat. mar-e, got. mar-ei, neuhd. Meer treten lat. man-are (fließen) mit lat. amn-is (Fluß) und griech. νᾶμ-α (Fluß), griech. μυρ-ω (fließen, triefen), griech. γαρ-ός (fließend), griech. Νηρ-εύς (Meergott) und griech. λίμ-νη (See, Teich, Sumpf). So selbstverständlich der Begriff „Fluß" zu fließen gehört, so selbstverständlich muß auch der Begriff „Meer" dazu gehören, diese große „Flut", die alles Fließende in sich aufnimmt. Reiche Aufschlüsse gibt uns dieses neuentdeckte Gesetz auch für das Verständnis der Eigennamen; nicht nur die römischen Geschlechtsnamen Jun-ius und Jul-ius, Maev-ius und Naev-ius, Memm-ius, Mumm-ius und Remm-ius finden jetzt ihre lautliche Verbindung, sondern auch Orph-eus, Amph-ion und Phem-ios erkennen wir jetzt durch Hinweis auf die Wurzel des griech. ὀμφ-ή (Stimme) als lautlich differenzierte Appellativbezeichnungen für den Saitenspieler und Sänger κατ' ἐξοχήν. Auch im griech. Ἕλλ-ηνες (Hell-enen), lat. Grae-ci und Germ-ani glaubt Meyer dieselbe Wurzel erkennen zu dürfen, deren genauere äußere Feststellung noch abgewartet werden müsse, die aber, wie auch das lateinische Adjektiv germ-anus (geschwisterlich verbunden) beweist, nichts anderes als den Begriff „verbunden, benachbart" enthalte.

Nachdem Meyer durch die Erkenntnis des Wechsels, der in beliebiger Weise zwischen den Liquiden und Nasalen eintreten konnte, sich davon überzeugt hatte, daß er in seinem Bestreben, die zerstreuten gleichartigen Lauterscheinungen zu binden und zur Erkenntnis ihrer primären Gesetzmäßigkeit aufzusteigen, sich auf dem richtigen Wege befand, mußte er bald, zunächst geradezu mit Überwindung eines inneren Widerstrebens, die Entdeckung machen, daß nicht nur die Spiranten φ, χ, ϑ (bh, gh, dh) sich gegenseitig vertreten können, wie das griech. ϑύρ-α, unser Tür, und lat. for-es kurz andeuten mögen, sondern daß die Sprachwurzeln auch durch den generellen Wechsel zwischen Liquiden, Nasalen und Spiranten, wozu auch v und s zu rechnen sind, in der mannigfaltigsten Weise differenziert werden können. Zu den allgemein bekannten Erscheinungen unserer Sprache, wo neben stiften ein stichten, neben liften (emporheben) ein lichten, neben sanft ein sacht, neben after (hinten) ein achter, neben Schluft ein Schlucht steht, kamen bald Beziehungen, wie sie zwischen dem griech. μύρμ-ηκ-ς (Ameise) und dem gleichbedeutenden lat. form-ica, zwischen dem griech. λαυκ-ανία (Schlund, Kehle) und dem gleichbedeutenden lat. fauc-s, zwischen dem lat. salt-us (Waldgebirge) und unserem Wald bestehen. Und als nun bei immer tieferem Vordringen in den gewaltigen Sprachstoff ähnliche neue Beziehungen aus allen indogermanischen Sprachen, auf die die Untersuchungen zunächst beschränkt blieben, zu Hunderten und Tausenden immer wieder den alten zu Hilfe kamen, da mußte wiederum der zweifelnde Menschengeist staunend und bewundernd erkennen, wie in der Hand der schöpferischen Natur ein und derselbe Sprachstoff zu reichster Entwickelung gelangt, wie dort, wo wir sinnverwirrende Mannigfaltigkeit zu sehen glaubten, die Natur von Anfang an ihren einfachen, geraden Weg gewandelt war. Und was hilft es dem Menschen auch, wenn er der Natur zu widerstreben sich vermißt? Sie zwingt ihn doch in ihre Bande: das englische enough, unser genug, wird mit f gesprochen, unser lachen erscheint im Englischen als laugh in der Schrift, in der Aussprache aber als laf, und ebenso gibt der Engländer unser rauh in der Aussprache mit auslautendem f wieder, während er, dem früheren Zustande entsprechend, noch rough schreibt. Mit welchem



Rechte weigert sich der auf seine geschichtliche Entwickelung stolze konservative Engländer noch, der phonetischen, der naturgemäßen Sprachentwickelung folgenden Orthographie den Vorrang einzuräumen vor der historischen, die in ihrer Erstarrung ihm selbst unverständlich geworden ist? Immer wieder die alte philosophische und religiöse Erfahrung: wahrer Fortschritt und echtes Leben entwickeln sich trotz menschlicher Klugheit und menschlichen Unverstandes in den vom Schöpfer vorgeschriebenen Bahnen. Und weil es so ist, so fühlen auch wir mit Goethe trotz des uns vielleicht noch störenden Lautbildes die Reinheit des Reimes in der Stelle des „Faust“ (2. Teil, V, 1):

„Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg (gespr. barch!),
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf.“

Hier glaubte Meyer am Schlusse seiner Forschungen zu sein und das Endergebnis etwa in der Form ziehen zu können: die Liquiden, Nasale und Spiranten können wegen der ihnen allen gemeinsamen spirantischen Natur in jeder Wurzel ursprünglich miteinander wechseln, während die Verschlußlaute p, t, k, b, d, g, die ihre vollständig festgelegte Artikulationsstelle haben und durch eine plötzliche, explosionsartige Lösung des Verschlusses mittelst des aufgehaltenen und nun nachdrängenden Atems entstehen, ihnen gegenüber von festerer, starrerer Natur sind, so daß man bei ihnen im Falle eines Wechsels, der vereinzelt freilich nicht zu leugnen ist, nicht von einem lautlichen, naturgemäßen Übergange, sondern mehr von einer gewaltsamen Verrückung sprechen kann. Aber dann kamen, zunächst vereinzelt, Fälle, die den zur Ruhe gekommenen Forscher wieder beunruhigten; anfangs zurückgewiesen, kehrten sie mit neuen Verbündeten ins Gedächtnis zurück. Das lat. s p e c-us (Höhle) zeigte sich in andrer Form als s p e l-unca und s p e l-aeum, griech. dagegen als σπηλ-ογγ-ς, σπη-λαιος und σπε(σ)-ος. Der griech. Ἑρμ-ῆς deckt sich nicht nur nach seiner Rolle, die er unter den oberen Göttern spielt, sondern auch, wie wir jetzt erkennen, dem Namen nach mit dem lateinischen M e r c-urius. Im griechischen Wörterbuche lesen wir: κοέω jonisch = νοέω (denken, sinnen), und im lateinischen steht v a c-uus (leer) neben v a n-us (leer). Und immer zahlreicher wurde die Schar der mächtigen Bundesgenossen, bis die Natur auch hier den menschlichen Geist zwang, ihre allgewaltige, immer neues Leben nach immer gleichen, ewigen Gesetzen schaffende Kraft demütig anzuerkennen. Auch bei den Verschlußlauten verhält es sich nicht anders als bei den spirantischen Mitlautern: sie alle können in bunter und doch wieder so einfach und klar zu durchschauender Mannigfaltigkeit miteinander wechseln. Vom Anfange ihrer Schöpfung an hat die Sprache ein und denselben Stoff in unendlicher Weise variiert.

Von der Höhe dieser Erkenntnis offenbaren sich uns die überraschendsten Zusammenhänge, die zugleich für unsere etymologische Erkenntnis der einzelnen Wörter eine wesentliche Bereicherung bedeuten. Gleichsam zur Probe aufs Exempel sei es mir deshalb noch gestattet, dieses an einem plastischen Beispiele zwar nicht in aller Ausführlichkeit darzulegen — denn der Raum steht hierzu nicht mehr zur Verfügung —, sondern nur in großen Zügen anzudeuten. Allen Namen der Flüsse — so deduzieren wir jetzt von unserem auf induktivem Wege gewonnenen Standpunkte — liegen Wurzeln mit dem generellen Bedeutungsinhalte „fließen“ zugrunde. Die Namen der Flüsse bedeuten also ihrer Natur nach nichts anderes, als was sie sind, nämlich F l u ß. Sehr vielen Flußnamen Europas und Asiens, des Gebietes der indogermanischen Sprachen, liegt die Wurzel „ser“, fließen, in ihren verschiedensten Formen zugrunde, und sind nun die von Meyer erkannten Sprachgesetze richtig, so müssen wir alle die mannigfaltigen Typen, worin die Wurzel „ser“ erscheinen kann, hier wiederfinden; jedoch wir müssen uns unter Verzicht auf den geradezu unerschöpflichen Gestaltenreichtum dieser Wurzel damit bescheiden, sie nur nach den ihr zunächst liegenden Variationen zu verfolgen.

S a a r und S a a l-e werden uns wohl am ersten als individualisierte Typen des der

Wurzel „ser“ innewohnenden generellen Begriffs „fließen“ entgegentreten, so daß wir sie jetzt gleich bei ihrem Namen als das erkennen, was sie sind, nämlich als Flüsse. So erklärt sich uns aber auch leicht die sonst merkwürdige Erscheinung, daß zwei oder sogar mehrere Flüsse denselben Namen tragen, daß neben der thüringischen Saale auch ein Nebenfluß des Mains mit diesem Namen bezeichnet wird: den Anwohnern beider Flüsse war und ist eben ihr Fluß die Saale = der Fluß. Eine dritte Saale führt ihr Wasser der Leine zu; und wie wir in den Alpen die Saal-ach finden, so fließt in Livland die Sal-is. Zur Saar gesellen sich die schweizerische Saan-e, der Nebenfluß der Weichsel, der San, und die dem Stromgebiete der Save angehörenden Sann und San-a. Zu Saar, Saal-e, Saan-e haben wir den entsprechenden vierten Typus in umgekehrter Lagerung in der Maas, der sich sofort die Mos-el und die böhmische Mies anreihen. Unsere Wes-er finden wir in Kampanien wieder als Ves-eris, wozu im Osten noch die Vis-la = Weichsel, am Oberrhein die von Hebel besungene Wies-e und in Franken die Wies-ent treten. In umgekehrter Lagerung gesellen sich hierzu in Österreich-Ungarn die Sav-e, in Italien die Siev-e, ein Nebenfluß des Arno, in der Schweiz die Seew-ern, in England der Sev-ern und im Westen Frankreichs zwei Flüsse, die beide den Namen Sèv-re tragen. Wieder einen andern Typus derselben Wurzel zeigen in Italien der Sil-arus und nicht weit von Venedig der Sil-e, wozu in der Schweiz der Sihl bei Zürich und die Simm, in Tirol als Zufluß des Inns die Sill, in Deutschland als Nebenfluß der Nahe die Simm-er und als Nebenfluß des Mains die Sinn sich scharen. Als sos finden wir dieselbe Wurzel vertreten in der am Südwestabhange des Harzes fließenden Söſ-e, in der schweizerischen Sus-e und in der italienischen Ses-ia, dem Nebenflusse des Po. Mit Metathesis und Wechsel der Liquiden treffen wir unsere Wurzel in Westfalen in dem Flüßchen Els-e, das an Melle und Bünde vorbeifließt, bei einem Nebenflusse der Hase und einem Nebenflusse der Hunte, und als Els-a begegnet uns derselbe Name in Italien bei einem Nebenflusse des Arno. Zu ihnen gesellt sich leicht die Ils-e als Bezeichnung zahlreicher Flüßchen in Nieder- und Mitteldeutschland, unter denen der auf dem Brocken entspringende, sagenumwobene liebliche Gebirgsfluß wohl am bekanntesten ist. Ein ganz charakteristisches Beispiel für die mannigfaltigen Variationen unserer Wurzel bietet uns das Quellgebiet der Oder und Weichsel, wo die Sol-a sich in die Weichsel und die Ols-a in die Oder ergießt und wir nicht allzuweit davon entfernt einen dritten korrespondierenden Typus in der zur mährischen Iglawa fließenden Osl-awa finden.

Jedoch es muß genügen, um das Wesen des Sprachschöpfungsaktes an den Flußnamen einigermaßen zu charakterisieren: Saale, Weser, Mosel, Ilse — bei fortgesetzter Verfolgung aller der angenommenen Wurzel innewohnenden Variationsmöglichkeiten würden wir auch zur Reuß, zum Rhein und zur Elbe noch gekommen sein —, so verschieden sie äußerlich erscheinen, alle doch nur verschiedene Formen ein und derselben Wurzel und alle nichts mehr bedeutend, als ihr Wesen ausmacht: Fluß! Sofort aber erhebt sich die neue große Frage: Wie ist es gekommen, daß sich aus der Menge der vorhandenen Formen für den einzelnen Fluß — wie ja für jeden andern Begriff — gerade die ihm jetzt eigentümliche Sprachform und nicht irgend eine andere festgesetzt hat? Und könnten wir diese Frage auch beantworten mit dem Hinweise auf das allen Menschen gemeinsame Bedürfnis der Verständigung, das sie zur Einigung im individuellen Gebrauche des Sprachstoffes zwingt und im Widerstreite der Kräfte der Wahrheit, daß dem Kräftigen und Überlegenden hier wie überall der Sieg zufällt, zu ihrem Rechte verhilft, wir hätten doch nichts mehr erreicht, als unser Problem um eine Stufe zurückverlegt zu haben — denn wer gab den einzelnen Sprachwurzeln ihre Urgestalt und wer verknüpfte mit ihnen den bestimmten generellen Begriff? Wer hauchte dem toten Körper die belebende Seele ein? Unser Wissen und Erkennen ist wiederum einmal Stückwerk geblieben, denn wir sind tatsächlich an der Grenze angekommen, wo wir das Unerforschliche in Demut verehren müssen.



Eine Hoffnung freilich bleibt dem forschenden Menschengeiste noch: die Untersuchungen haben sich auf die indogermanische Sprachgemeinschaft, die doch immerhin nur $^1/_{20}$ aller Sprachen der Erde umfaßt, beschränkt; wird eine Erforschung der übrigen Sprachfamilien der Erde uns die letzten, tiefsten Fragen lösen? Aber da der Mensch bei aller äußeren Verschiedenheit doch an allen Enden der Welt, besonders in physischer Beziehung, immer derselbe ist, so wird auch seine Sprache, als physisches Erzeugnis betrachtet, überall denselben Gesetzen unterliegen müssen. Mag sich das Leben der Sprache, wo immer auf Erden es sich zeigt, in immer anderen Formen abspielen, die gesetzmäßige Zurückführung der Vielheit der Erscheinungen auf eine Einheit wird überall, wo Menschen sprechen, mit derselben Notwendigkeit ihre Geltung bewähren. Wer aber in ernster wissenschaftlicher Arbeit diese Einheit auch nur auf einem Gebiete erkannt und empfunden hat, dem erscheint sie überall, in der ganzen Schöpfung, dem wandelt sich das anfängliche Erstaunen, das ϑαυμάζειν der griechischen Philosophen, zur christlichen Verehrung und Anbetung, dem veredelt sich Wissen und Erkennen zum Glauben an den *einen* Schöpfer aller Dinge, dem lösen sich schließlich alle Rätsel auf in den einen großen Akkord:

„Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt,
Strömt *Lebenslust* aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn."



Bekenntnis-Dramen

(Berliner Theater-Rundschau)

Kann rechte Kunst anderes sein, als Bekenntnis? Ob sie Gestalten formt aus dem Stoffe der Erde oder ob die Phantasie aus Erdenweh zu Himmelssehnsucht flieht: das Wesen des Schöpfers bekennt sich im Werke. Wo es nicht so ist, wo ein Kluger und Kühler mit Menschen und Dingen spielt, die seiner Seele fremd sind, dort spreche man nicht von Kunst — und sei das Können noch so bezwingend!

Es war der Flagellantenwahn *Leo Tolstois*, daß er, der heilige Barfüßer, die Kunst zugleich mit dem Überfluß und dem Unrecht der Besitzenden verdammte. Er *wollte* nicht sehen, daß sie die Schwester der Religion oder eine Religion selbst ist. Gewiß: Wenn sich im Salongeschwätz Herren und Damen tändelnd ereifern, ob ihnen Schumann oder Chopin angenehmer die Nerven rühre — und draußen vor dem Hause stirbt ein Kind Hungers und wird ein arbeitsamer Mann, der in Not und Kälte aus Gottes freiem Wald Brennholz holte, ins Gefängnis geschleppt: gewiß, dieser Gegensatz rüttelt am Gewissen. Aber was hat mit ihm wohl die Kunst zu schaffen? Versperrt sie etwa den Weg zu einer gerechten Ordnung? Verhärtet sie etwa die Herzen der Menschen? Oder kann sie nicht vielmehr das Glück und der Trost auch der Elenden sein, wenn deren Gemüter fähig sind, Licht zu empfangen? Ist sie nicht die Illusion, die ein auf seine Weise gläubiges Gemüt braucht, um das Dasein des Daseins wert zu finden? Schlechte Beispiele für den Segen der Kunst sind sowohl die Gesellschaftspuppen, denen nur Zeitvertreib ist, was Andacht sein sollte, als auch die Unglücklichen, die ihrem schöneren Daseinsrecht 'so ferne sind, daß man sagen kann, Kunst sei ihnen der Stein statt des Brotes. In dem Irrtum seiner Argumente gegen die Kunst zeigt sich Tolstoi, dessen

Weltgeist nicht von den Schranken der Staaten und Nationen eingeengt wird, befangen von russischen Zuständen. Aber selbst dieses in Finsternis darbende russische Volk! Warum folgt es so gläubig den Propheten? Warum hat Tolstoi bei den Armen und Ärmsten große Macht erlangt? Weil sie unbewußt aus der Quelle der schönen Illusionen trinken, aus der Quelle der Kunst. Und es erging dem Bekenner Tolstoi wie dem König Midas, der dem Golde fluchte und dem zu Golde wurde, was seine Hand berührte: Tolstoi wollte nicht mehr Künstler sein, und konnte nicht anders wirken und auch im Kittel des Muschik nicht anders leben, denn als Künstler. Sein eigener Lebenstag, seine ganze Persönlichkeit war ein hohes Kunstwerk der Natur.

Unabweisbar drängt sich das auf unter dem Eindruck des seltsamen Dramas, das in des Apostels Nachlaß gefunden wurde. Nein, dieses Drama hat sehr wenig Ähnlichkeit mit anderen Werken der Dramatik, und es weist jeden Gedanken an beabsichtigte künstlerische Wirkungen zurück. Dennoch wollte es der innere Widerspruch des großen Künstlers, der ein Erkenntnisfeind der Kunst zu sein glaubte, daß er wieder zu einer künstlerischen Schöpfung getrieben wurde, als er hier die letzten und persönlichsten Bekenntnisse seiner Seele ablegte ... Und: Wie weit auch dieses Bekenntnisdrama den gewohnten Formen der Dramatik entrückt ist, die Gewalt seines Schöpfers ist so groß, daß sich ihr sogar ein großstädtisches Theaterpublikum willenlos unterwerfen mußte. Das geschah bei der Uraufführung im Kleinen Theater.

Tolstoi hat den letzten Akt der Tragödie „Und das Licht scheinet in der Finsternis“ nicht vollendet, nur skizziert. Er dachte gewiß nicht daran, das Werk, den Niederschlag tiefsten Bedürfens, bei seinen Lebzeiten der Verschwiegenheit zu entreißen. Vielleicht hätte er es in sein Grab mitgenommen, wenn nicht schon der öffentliche Abschluß seines jahrzehntelangen Ringens mit der Gegnerschaft seiner eigenen Familie die Schleier des Privatlebens vor der Welt gelüftet haben würde. Weil nun doch dieses Memoiren-Drama ans Licht der Sonne kam, ist es verwunderlich, daß nicht die Posaunenstöße der Sensation seine Veröffentlichung verkündeten. Das Stück, das vollkommen autobiographisch das Leben, Wollen und Sterben Tolstois erklärt, erschien, von August Scholz übersetzt, vor einigen Monaten in der dreibändigen deutschen Ausgabe des Tolstoischen Nachlasses. (Verlag Ladyschnikow, Berlin.)

Der Schauplatz des Dramas ist (ungenannt) Jasnaja Poljana, Tolstois Gutsbesitzung, und der tragische Held, der sich hier Nikolaj Iwanowitsch nennt, der Dichter selbst. Zwanzig Jahre hat Nikolaj Iwanowitsch mit Mascha, seiner Gattin, in Liebe und Frieden gelebt, taub für den Gott in der Brust, blind für das Elend der Brüder. Dann geschieht das Wunder, das den Saulus zum Paulus verwandelt. Mit Urgewalt erwacht das Gewissen des Gottesstreiters. Welchen Gottes Streiter? Tolstoi-Iwanowitsch ist ein glühender Hasser des Kirchenchristentums, er ist Christ nach der reinen Lehre der Bergpredigt. Dieses Christentum anerkennt keine Religionsgemeinschaften, es schließt alles aus, was die Geister trennen und veruneinigen könnte, es weiß „nichts von einer Auferstehung, von der Göttlichkeit Christi, von Sakramenten“. Die Kirchen dagegen stiften Zwietracht, und schrecklich sei es, sagt Tolstoi der Urchrist, daß die Priester noch in unserem Jahrhundert Dinge lehrten, wie die Erschaffung der Welt in sechs Tagen, die Wassertaufe und einen Himmel, der gar nicht existiere. Der Held des Tolstoischen Dramas nennt es das „Verbrechen der Kirche“, daß sie den Eid, den Mord (Militär und Krieg) und die Todesstrafe segne; er stimmt fast wörtlich mit Kant überein in dem Satze: Nichts ist göttlich, als was vernünftig ist.

Die leidenschaftliche Inbrunst dieser Überzeugungen bricht in den theologischen Gesprächen aus, die Nikolaj Iwanowitsch streitbar mit den Priestern und seinen Angehörigen führt. Man denke: Ein Drama, das von der theologischen Debatte lebt! Wer das Buch liest, glaubt schwerlich an die Bühnenfähigkeit des Stückes. Aber das Merkwürdige des Predigers Tolstoi, der ein gewaltiger Dichter war, offenbarte sich bei der Aufführung in einer starken

dramatischen Schlagkraft des theologischen Dialogs. Die Leidenschaft einer festgeschlossenen Persönlichkeit wirkte durch sich selbst.

Nikolaj Iwanowitsch verachtet Worte ohne Tat. Nach seiner Lehre will er leben, arm und allen Menschen dienend, wie Jesus von Nazareth. Der Wohlstand seines Hauses, die „standesgemäße“ Erziehung seiner vielen Kinder lasten auf ihm als unerträgliche Schuld. „Das Leben hier ist durch und durch verderbt, beruht ganz auf Raub und Ausbeutung. Das Geld, von dem ihr lebt, ist der Ertrag des Grundes und Bodens, den ihr dem Volke vorenthaltet.“ Freiwillig teilen will er seinen Besitz, nur so viel behalten, als dem Gleichberechtigten in der Menschengemeinde geziemt und als genügt, die Kinder zu schlichten Arbeitern zu machen. Er selbst, der — zum Ärgernis seiner aristokratischen Sippe — jedem Lakaien brüderlich die Hand reicht, lernt ein Handwerk. Aber seine Gattin und die Kinder und Verwandten wissen nichts von seinem Herzen, empören sich im Zorn und in Tränen wider ihn. Er leidet schwer unter der Entfremdung seiner Frau. Vor ihrem Flehen wird er zum erstenmal schwach; er willigt voll Verzweiflung darein, daß sein Gut, das er dem Volke schenken wollte, der Ehegattin verschrieben werde. Eine schreckliche Einsamkeit ist sein Los. Er, der einen freiwilligen Eintritt in das Heer für „Gemeinheit“ hält, erlebt, daß sein Sohn Berufssoldat wird. (Tolstois Sohn beteiligte sich als Freiwilliger am russisch-japanischen Krieg ...) Zwei Anhänger hat er gewonnen: einen jungen Priester, der ihn alsbald verläßt und reumütig in den Schoß der Kirche zurückkehrt, und einen Jüngling, der, ein Martyrium auf sich nehmend, den Fahneneid verweigert. Man sperrt den jungen Helden in das Irrenhaus. Könnte Nikolaj Iwanowitsch die Leiden des geliebten Jünglings auf sich nehmen! Statt dessen ist es des Meisters eigene Tochter, die dem armen Jungen die Treue bricht! Nikolaj Iwanowitsch kann in diesem inneren Elend, in dem Hause des Luxus und der flachen Geselligkeit, nicht weiterleben. Er beschließt, heimlich in die Armut, in die Fremde auszuwandern ... Hier fällt nun das schärfste Licht auf Tolstois persönliches Schicksal: Denn die Flucht, zu der der sterbende Dichter sich im Jahre 1910 aufraffte, bildet den Hauptgegenstand des Dramas, an dem er vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1902 arbeitete ... Ehe Nikolaj Iwanowitsch bei Nacht das Haus verlassen kann, tritt ihm die Gattin entgegen, sie, die ihn liebt, aber nichts von ihm weiß! Und der oft bekrittelte Gegensatz zwischen Tolstois Lehre und Haushalt klärt sich ergreifend auf, als die Schwäche eines Menschen, der ganz Menschenliebe war und, die Klinke in der Hand, den harten Mut lange nicht finden konnte, das Leid der Frau seiner inneren Harmonie zu unterwerfen. Zum zweiten Male unterliegt Nikolaj Iwanowitsch. Er bleibt im Hause. Stöhnend spricht der Einsame: „Ich sehe, Herr, du willst, daß ich gedemütigt werde, daß alle mit dem Finger auf mich weisen und sagen: Seht, er redet immer nur, aber er handelt nicht!“

Mit diesem Zusammenbruch schließt das Drama in seiner unvollendeten Gestalt nicht minder tragisch, als ob Dolch oder Gift in ihre Gewohnheitsrechte getreten wären. Ich halte es auch nicht für Zufall, daß der letale Ausgang, den Tolstoi noch skizziert hat, unausgeführt blieb. Wie das Stück ist, will und kann es genommen werden. Allerdings nur von einem Publikum, das freie Urteilskraft genug hat, einer großen Persönlichkeit Ehrfurcht und Liebe zu bezeigen, ohne über die Frage der Nachfolge zu streiten. Was Tolstoi allein im Sinne trug: nicht Künstler, sondern Lehrer und Verkünder zu sein, das tritt zurück vor der Forderung der Kunst, die auf der ihr einmal geweihten Stätte allein herrscht. Da aber muß den Disputanten gegen Tolstois Lehre gesagt werden: Dasselbe Recht der tragischen Persönlichkeit hat vor dem Altar der Kunst der Urchrist und Kommunist Nikolaj Iwanowitsch, wie Ibsens Julian Apostata oder Goethes Faust. Tolstoi der Dichter verleugnete auch keineswegs die höhere Weisheit und Gerechtigkeit des Künstlers. Denn neben den tragischen Propheten, der Tolstois persönliches Spiegelbild ist, hat er mit Meisterhand und ohne Parteilichkeit die psychologischen Gebilde der Widersacher gestellt, unter ihnen die Frau, deren Charakter durchaus aller Teilnahme würdig ist.

Die Aufführung des Tolstoischen Nachlaß-Dramas darf ohne Überschwang ein bedeutendes Ereignis genannt werden. Schauspieler und Zuschauer waren der heiklen Aufgabe gewachsen, — eine doppelte Voraussetzung, die, wie ich fürchte, diesem Drama nicht oft beschieden sein wird ... Die geschickte Bearbeitung Victor Barnowskys mußte der Raumverhältnisse des Kleinen Theaters wegen auf einzelne Szenen verzichten, deren Kontraste wohltätig gewesen wären. Wundervoll fand Friedrich Kayßler in den ersten Akten die innere Stimme des Gottsuchers, eine gütige und leidenschaftliche Stimme. Im Schmerz der Demütigung wurde der Darsteller aber stiller und grüblerischer, als Tolstois feurigem Herzschlag entsprach. Wenn je, so war es in diesem biographischen Schauspiel gerechtfertigt, dem Helden die Gesichtszüge des Dichters zu verleihen.

* * *

Einer, der kein „Führer“ ist und keiner sein will, aber der wie Tolstoi ein Bekenner ist; einer, der wie Tolstoi gewaltig mit seinem Gotte rang, aber nicht von ihm gesegnet wurde, ist August Strindberg, der, nachdem Ibsen und Tolstoi gestorben sind, als der letzte große Europäer unter uns lebt. Des schwedischen Dichters 63. Geburtstag gab der Neuen Freien Volksbühne zu einer gehaltvollen Feier Anlaß. Das Portal des Abends bildete ein aus der Tiefe des Genie- und des Lebensproblems schöpfender Vortrag Gustav Landauers, der die furchtbaren Kämpfe Strindbergs mit sich selbst, sein Emporklimmen aus der Tier- zur Gottnatur, sein Unterliegen, seinen großen Haß und sein großes Leid und sein künstlerisches Gestalten durchleuchtete. Dann kam der Dichter selbst zum Wort. Mit einer Vorlesung aus seinem grandiosen Roman „An offener See“ und mit der Aufführung zweier seiner Einakter. In der sarkastischen Szene „Die Stärkere“ wird unter täuschender Heiterkeit das Spiel zweier Nebenbuhlerinnen um den Mann mit dem trügerischen Sieg der lauten und gewaltsamen Frau beendigt. Der furchtbare Strindberg, das Ärgernis der Menschen, die er aufrüttelt, tritt uns in der Tragödie „Gläubiger“ entgegen. Medusa als modernes Triebweibchen lähmt die Eigenwehr des Mannes, bannt seinen Willen, saugt ihm das eigene Selbst, die Ehre, den Verstand, die Gesundheit, das Leben aus. Die Grausamkeit des Dichters, der uns sehen läßt, wie einem unglücklichen Weibknechte die Eingeweide mit der Winde ausgezogen werden, wird nur noch übertroffen von seiner sittlichen Wut und seiner genialen dramatischen Technik. Rosa Bertens gab die lachende Meduse. Sie und die Schauspieler des Neuen Volkstheaters (Johannes Riemann und Robert Müller) trafen vortrefflich den Dialog, der die Dämonen der Hölle in äußerliche Formen der Gesittung zwingt.

* * *

Eine persönliche Religion hat auch die Tragödie „Der Zorn des Achilles“ von Wilhelm Schmidtbonn. (Deutsches Theater.) Sie lehnt sich mit den Vorgängen ihrer ersten Akte genau an die Gesänge der Ilias an. Der Streit um die schöne Kriegsbeute Briseïs, der Groll des Achill, seine rächerische Rast, die die Griechen zu verderben droht, der Tod des Patroklus, all das ist dramatisierter Homer. Wie zum Schluß aber der Achill des neuen Dichters seine eigenen Wege geht, wird uns klar, daß das ganze Unternehmen Schmidtbonns dem Willen galt, den Mythos zu vermenschlichen, die Menschen des Homer seinen Göttern zu entziehen und sie unter ihre eigene Verantwortlichkeit zu stellen. Der Achill ist nicht mehr der Sohn der Göttin Thetis, um sein Schicksal losen nicht die Unsterblichen des Olymp; seine Natur ist so geschaffen, daß er ein einzelner sein muß, fremd und groß vor den Menschen. Überstark ist sein Lieben und sein Hassen. Zum Unterschied von der Ilias fällt in der Tragödie der Freund des Achill, Patroklus, der Tücke des Agamemnon zum Opfer; Agamemnon lockt den Jüngling in den sicheren Tod, damit Achill zum Kampfe gereizt werde. Achill aber hat seine eigene Wage des Gefühls für Recht und Unrecht, und nichts, auch nicht das Wohl der Griechen und die Schonung von vielen Tausend, die leben möchten, hält ihn ab, die schnöde Tat der „Freunde“ zu vergelten. Die Trojer hatten den Griechen die Friedens-

hand geboten. Frohlockend grüßt die Sehnsucht den hellenischen Strand. Doch Achill will jetzt anders! Er erschlägt den Hektor, und der Krieg entbrennt aufs neue. Waffenlos und jauchzend zieht Achill in den Sühnetod. Ob diese große Freundesliebe, dieser große Rachezorn, die weiter keiner Menschlichkeit achten, als „Gott in der eigenen Brust“ angerufen werden dürfen? Schmidtbonn, der den Olymp entvölkerte, meinte so. Ohne Zweifel ist sein Achill eine Gestalt von mächtiger Kraft. Dem Drama gereicht es aber zu schwerem Nachteil, daß der Pelide seine wahre Natur sehr spät entfaltet und vor den entscheidenden Szenen viel epischer Ballast aufgespeichert liegt. Die Farbenschönheit der Reinhardtschen Bühnenbilder, die spröde Kunst Wegeners (Achill) und der süße Geigenton Moissis (Patroklus) übten ihre Sonderreize aus und konnten doch der interessanten Dichtung einen vollen Erfolg nicht schaffen.

* * *

Neunundneunzig von hundert unserer Komödien fehlt die tiefere Bedeutung, die auch im heiteren Spiegel des Lebens schimmern kann. Die Kriminalgroteske „Fiat Justitia“ von Lothar Schmidt und Heinrich Ilgenstein (aufgeführt im Neuen Schauspielhaus) verrät mit üppigen Wortwitzen eines politischen Pasquills immerhin die Lust am Weltverbessern. Ihr Spott (und sie hat nur Spott, keine Psychologie!) gilt dem tötenden Buchstaben, der Bureaukratie und der Klassenjustiz. Der Einakter „Komtesse Mizzi“ von Arthur Schnitzler, ein Meisterstückchen, das dem „Grünen Kakadu“ den ersten Preis strittig macht, übt mit wehmütiger Ironie Kritik an der gesellschaftlichen Kultur, die in der höheren Zone den Zusammenhang mit den Naturgesetzen verloren hat. Die junge Gräfin verleugnet vor der Welt und sogar vor sich selbst ihr Muttertum. Die unendlich feine Delikatesse wurde von den Künstlern des Lessingtheaters, voran Irene Triesch, unvergleichlich gut gegeben. Sie war — welch ein bizarrer Einfall! — gepaart mit dem urgesunden und doch auch nachdenklichen Tiroler Bauernlustspiel „Erde“ von Karl Schönherr. Das Stück hielt schon vor Jahren Einzug auf einer anderen Berliner Bühne. Nach dem großen Erfolg von „Glaube und Heimat“ suchten viele vergebens in dieser stillen Komödie die auffälligeren dramatischen Potenzen Schönherrs. Auch „Erde“ ist ein Bekenntnis zu Stamm und Art, ein Heimatlied. Und mir klingt es reiner.

Hermann Kienzl

Der neue Frenssen

Es ist für Frenssens Kunst von Vorteil, wenn er sich in etwas enger gespanntem Rahmen bewegen muß. Und von ganz besonderem Nutzen ist ihm, wenn ein fest umrissenes Geschehen als epischer Kern vorhanden ist, um den herum dann die bunte Schilderung des Lebens, die etwas schrullige Gestaltung von Menschen und das oft wenig geordnete Gespinst von Gedanken und Einfällen als ein immer saftiges, wenn auch zuweilen etwas bittersüß schmeckendes Fruchtfleisch sich ballt. So hat die wenig umfangreiche Erzählung „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ gegen das allzubreit geratene „Hilligenlei“ in künstlerischer Hinsicht einen Aufstieg bedeutet, und auch die soeben erschienene neue Erzählung aus dem Seemannsleben „Der Untergang der Anna Hollmann“ (Berlin, Grotesche Verlagshandlung; geh. 2 ℳ) steht weit höher, als der reichlich zerfahrene und doch vielfach auch verblasene große Roman „Klaus Hinrich Baas“. Es bleibt ja auch so noch genug des Schweifenden und Verschwimmenden; aber als erst einmal das große Geschehen eingetreten ist, fließt der Strom der epischen Erzählung stark und mächtig dahin.

Hartes Seemannsgeschick belastet die Jugend des Jan Guldt, dessen Geschichte das Buch erzählt. Sein einem alten Blankeneser Schiffergeschlecht entstammter Vater hatte eine

Fremde geheiratet, und als er bald danach als Opfer seines Berufes starb, hatte die Witwe keinerlei Anhang und spann ihren Sohn in ihre von Stolz, Bitterkeit und Armut gleichmäßig genährte Einsamkeit mit ein. Der Inhalt dieser Einsamkeit wurde die Bewunderung für Vater und Großvater und der Haß gegen die Reederei Hollmann, auf deren Schiffen jene beiden den Tod gefunden. So wächst Jan in trutzigem Selbstgefühl heran. Was kann er anders werden als Schiffsmann? So weit will er es bringen, daß er die mächtigen Hollmanns dereinst zur Rechenschaft hreausfordern kann. Die enge Umgrenzung seiner Welt nimmt er, in der ihn die Mutter aufgezogen, mit ins Leben hinaus. Das Gesetz seines Lebens ist ihm Gerechtigkeit. Er will nur das Rechte, darum muß ihm sein Recht werden, wenn es eben eine göttliche Gerechtigkeit gibt. Die erste schwere Enttäuschung wird ihm, als ihm sein Feind aus Jugendtagen, den er auf hoher See vom Schiffbruch gerettet und gesund gepflegt hat, mit furchtbarstem Undank lohnt. Er kann es nicht begreifen, daß es ihm mißlungen ist, diesen Menschen durch Güte und Rechtlichkeit selber gut und rechtlich zu machen. Trotzdem versteht er auch danach nicht die Mahnung, die ihm ein alter Seemann gegeben: „Du mußt noch lernen, genau hinzusehn, mein Sohn, wie die Welt ist. Sieh, es gibt drei davon: eine in unserem Kopf, die uns gehört, und eine draußen um uns, die den Menschen gehört, und eine, noch wieder ganz andere, die Gott gehört. Du denkst und lebst nur die deine; du mußt mehr auf die beiden anderen achten!“

Nach Hause zurückgekehrt, findet er die Mutter tot, sein karges Erbe verbraucht und besucht nun unter schwersten Entbehrungen — jener falsche Heimatgenosse, den er gesund gepflegt, hatte ihm seine Ersparnisse gestohlen — die Steuermannsschule. Um sich die Nahrung zu verschaffen, arbeitet Jan in den Freistunden auf einer Bootswerft, auf der er eine Kapitänstochter, Eva Gött, kennenlernt. Zwischen den beiden jungen Menschen, die ganz rein Mann und Weib sind, blüht eine starke Liebe auf, die freilich in spröder Herbheit verheimlicht wird. Jan besteht sein Examen und hofft nun, bald auf einem schönen, stolzen Schiffe in die Welt hinausfahren zu können. Da vermeint er auf einem Ausfluge mit Kameraden eine Untreue Eva Götts zu sehen. In seinem jähen, ungelenken Wesen ist er davon wie betäubt. Er stürzt davon und hat nur den einen Willen, sein Erlebnis zu vergessen. In diesem Augenblick tritt ihm ein alter Bootsmann entgegen, der seit vierzig Jahren auf den Schiffen der verrufenen Reederei Hollmann fährt, mit der Frage: „Möchtest du nicht mal auf dem Schiff fahren, auf dem dein Vater und dein Großvater gefahren hat? Und ... hör mal ... in Madeira bekommen wir einen Passagier: Hans Hollmann, den Chef. Möchtest du nicht mal einen Hollmann nahebei sehen?“

Da schießt ihm der Gedanke der Möglichkeit einer Abrechnung in den wilden Sinn; so läßt er sich für das Schiff anwerben. Es ist halb Wrack, und nur, wenn sie keinem Sturm begegnet, kann die „Anna Hollmann“ die Fahrt bestehen. So widerwärtig und erbärmlich das Leben auf dem alten Kasten ist, es scheint alles glücklich vorübergehen zu wollen. Sie sind schon auf der Rückfahrt. Nur Jan Guldt kann nicht zum freien Aufatmen der anderen Matrosen kommen, weil ihm der alte Bootsmann immer in den Ohren liegt mit seinen höhnischen Worten: „Hans Hollmann! Und ich! Und der alte Kaptän Guldt! Ehrenwerte Leute!“ Schließlich zwingt ihn Jan zur Rechenschaft. Und da erfährt er zu seinem Entsetzen, daß sein eigener Großvater einer der böseſten Leute des Hauses Hollmann gewesen, daß er im Auftrag dieser Firma die letzten Sklavenfahrten ausgeführt und mit wüster Grausamkeit und gräßlicher Habgier geschaltet hat. Wahrscheinlich sitzt er heute noch, dieser alte Kaptän Guldt, mit Heinrich Hollmann, dem einzig Anständigen aus dem verrufenen Hause, der darum von seinen Verwandten geopfert wurde, auf Fernando Noronha gefangen. Von seinen Gewissensbissen gepeinigt, hat der alte Bootsmann niemals den Sündendienst bei Hollmanns verlassen. Seit dreißig Jahren harrt er der Stunde, wo wieder einmal zu ihm noch ein Hollmann und ein Guldt auf dem Schiff wären, das dann, so hofft er von Gottes Gerechtigkeit, mit ihnen dreien in den Abgrund geschmettert werden wird.

Schlittschuhläufer

Wolfgangmüller

Aber Jan Guldts, des Jungen, helles Gerechtigkeitsgefühl ist nicht zu beugen. „Was gehn mich eure Schlechtigkeiten an? War er, mein Großvater, der Schlechteste, den du Bootsmann gesehen hast, so bin ich rein von den Fußsohlen bis zu meinen Haaren. — Soll die ‚Anna Hollmann' etwa mit uns dreien untergehen? Eurer Sünden wegen? — Ich will euch beide zusammen sehn! Ich will an euch beiden sehn und probieren, ob Gott ein gerechter Mann ist! Das will ich." Jans selbstherrliches Wertgefühl steigert sich noch, als in Madeira nicht der Chef des Hauses Hollmann einsteigt, sondern ein Knabe. Nun jubelt es auf in Jans Seele. „Licht! Licht! Darum bin ich auf die ‚Anna Hollmann' gekommen! Ich soll diesem Knaben sagen und ihm zeigen, wie es mit den Hollmannschiffen steht, damit er einst, erwachsen und Mitchef der Firma, der Schmach ein Ende macht und der Herr starker Schiffe wird."

Mit großem Eifer beginnt Jan Guldt sein Erziehungswerk am Knaben. Jan kennt den Zustand des Schiffes so genau, daß er weiß, der erste starke Stoß wird es in die Tiefe schleudern. „Aber er ertrug den Gedanken, ja er spielte mit ihm, kraft seines übermütigen, ja höhnischen Glaubens, daß Gott ‚gerecht' sein müßte, und diese ‚Gerechtigkeit' sich zeigen müßte. ‚Ich sollte mit der „Anna Hollmann" in die Tiefe? Ich? Der an Bord gegangen ist, zu rächen, zu bessern? Ich? Der reinste und gradeste aller Steuerleute? Und dieser Knabe, der die Sünde seiner Väter gutmachen will? Das ist nicht möglich. O nein! Das kann nicht geschehn. Gottes Wege sind wohl wunderbar; aber wir bitten uns aus, daß sie keine Fuchsschliche sind!'"

Da kommt der Tag des Sturmes, und das Schicksal des Schiffes erfüllt sich. Es ist, als ob Jans ungeheurer Wille Macht habe über den Tod. Ihn trägt der Ölrock und ein Stück vom Kartenhaus des Schiffes. So treibt er, den wilden Kopf zurückgebogen, auf seinem Ölrock und an der zersplitterten Holzwand auf der ruhiger werdenden See, dann und wann von einer Welle überspült, betäubt, von dem ungeheuren Erlebnis in allen Sinnen verwirrt, aber um den knirschenden Mund und die aufgeblähten, schäumenden Nüstern den rasenden Willen, Recht zu fordern, seine Sache und sein Recht durchzusetzen, auszuführen, was er sich vorgenommen. Jan Guldt, der Enkel von dem alten Hollmannkapitän, war unterwegs.

Den wirren Kopf Jan Guldts erfüllen gewaltige Visionen. Sie tragen ihn nach dem öden Eiland, wo der alte Kapitän Guldt und Heinrich Hollmann gleich Wilden hausen. Und noch hier muß der sanfte, gütige Hollmann unter der bösen Wut des Schlechten leiden. Dann trägt ihn die Woge in ein stolzes Gemach des Reeders Hollmann, wo dieser hochmütig und hart eine Frau höhnt, die den durch ihn verschuldeten Tod ihres Sohnes bejammert. Und auch hier siegt das Schlechte. Da empört sich Jans Seele gegen Gott. „Du sagst nichts?! Du läßt es hingehn und immer wiederkommen tausend Jahr'?" Da schlug er mit den Fäusten gegen die Türe, die Gottes Geheimnis verschließt. „Er raste jäh und tobend auf, er vergaß Sinn und Vernunft. Er warf sich mit dumpfen Flüchen mit dem ganzen Körper gegen die Tür. Von diesem Stoß wurde sein Geist betäubt, plötzlich, mit einem Schlag. Er wußte wohl noch, wo er war, und hatte auch noch das dumpfe Gefühl, daß er Gott, vor dessen Tür er stand, verachtete, und spie noch zum Zeichen dafür gegen die Tür; aber der wilde, rasende Zorn war weg. Seine Seele war voll von einer dumpfen, verächtlichen Gleichgültigkeit. Völlig gleichgültig stand er da und überlegte, was er nun tun und beginnen sollte. Und da schien ihm nach einigem Nachdenken das Beste — wenn es denn so grau und sinnlos um die Welt stand —: er wollte als Seemann weiterdienen, aber auf einem kleinen, einsamen Schiff, und so seinen Lebensfaden zu Ende spinnen."

Jan Guldt wird gerettet. Nach kurzer Zeit kann er von dem Dorf, in dem er Aufnahme gefunden hat, seinen Weg nach London suchen. Er ist ein ganz anderer Mann. Die Vergangenheit, alles Erinnerungsvermögen ist wie weggewischt. Alles ist tot. Als „Tom Singer" fährt er von jetzt ab auf englischen Schiffen, ein tüchtiger Matrose, der bald seine englischen Examina macht und Offizier wird. Die Seele des wortkargen, stillen Mannes verödet wie sein ganzes Leben. Es hat eben keinen Inhalt. Und erst nach Jahren beginnt langsam einiges aus der Ver-

gangenheit aufzuwachen. Als er neun Jahre später sein eigenes Schiff in einem Sturme in der Biskaya rettet, wo einst die ‚Anna Hollmann' untergegangen ist, da ist es, als ob die Gewitterblitze die Seele dieses seltsamen Schiffsmannes erleuchteten. Nun treibt es ihn doch wieder einmal zurück nach Blankenese. Und eines Tages steht er vor Eva Gött, die ihre Liebe treu gehütet hat wie ein Heiligtum und das Bild des jungen Jan Guldt als Gott in diesem Heiligtum aufgestellt hat, ein gebrochener, vernichteter Mann, der sich aber verpflichtet fühlt, ihr seine Lebensbeichte abzuleisten. Still und ohne Bitterkeit: „Ich bin ganz ahnungslos ins Leben hineingegangen, in der Meinung, es wäre so, wie es von meinen Vorfahren, dem alten, wilden Jan Guldt, dem Hollmannkaptän, und den wunderlichen, einsamen, ehrlichen Leuten im Etzer Moor her, in mir sein Bild hatte. Ich hielt von Natur auf Gerechtigkeit, Treue, Ordnung, und das mit heißem Herzen, und meinte, alle Menschen wären so, oder könnten und müßten so werden, und meinte, Gott passe auf diese Art, wie eine ordentliche Bauernfrau auf ihre Leute und auf die Töpfe in ihrer Küche. Aber ich mußte erfahren, daß die Menschen ihren eigenen Weg gehn und Gott sie laufen läßt. Das zu sehen und zu begreifen, wurde mir sehr schwer, ja unmöglich. Und so bin ich hart angestoßen. Am Ende müssen ja alle heißen und guten Menschen das, was ich erlebt habe, der Reihe nach erleben, glaube ich; aber mir ist es zu schwer geworden und zu hart gegangen ... Unsre Vorfahren wurden leichter damit fertig. Sie lebten einsamer und stießen nicht so an die Menschen; und es war, als wenn ihre Augen gehalten waren: da sahen sie nicht die Ungerechtigkeit und stießen nicht gegen Gott. Wir aber sehen alle die Ungerechtigkeiten der Menschen und Gottes, und alle die Brüche im Leben, und quälen uns damit, dgß es so hingeht. Es ist, als wenn Gott uns ferner und fremder gerückt ist, als hätte er vor, uns die Dinge, die Hollmanns und alles andre in der Welt, schärfer sehn zu lassen. und den Plan, sie uns in eigne Verwaltung und Verantwortung zu geben, eine Veränderung, die so groß ist, daß wir fast in ein neues Wesen hineinkommen werden. Dies neue Wesen ist in mir freilich noch nicht geraten und wird auch wohl nicht geraten. Ich war so gewiß und froh, nah an Gottes Hand zu gehn, und kann nicht so allein gehn, wie viele Menschen können. Ich bin wie taumelig und unsicher auf den Füßen, wie nach einem schlimmen Sturz oder einer schweren Krankheit."

Dann zieht er wieder in die Welt hinaus. Irgendwo im Meer findet er ein frühes Grab. Eva Gött aber kann nun sich langsam ihr altes Schönheitsbild des Geliebten wieder zurückgewinnen und hegt es in treuem, altjüngferlichem Sinne, beglückt in seinem Besitze, „und ihr Haus und Garten war der sauberste in Övelgönne, was nicht wenig sagen will". — — —

Frenssen hat sich noch nie so bewußt und streng künstlerisch in Zucht genommen wie bei diesem Buche, dessen Inhalt wohl nicht ganz Erfindung ist. Das Schicksal eines Jan Guldt wird es wohl einmal gegeben haben. Es ist eines von jenen ungeheuerlichen, wie sie nur das Leben wagt, das keine psychologische Begründung für die „Wahrheit" des Geschehens aufzubringen braucht, sondern es einfach als Tatsache hinstellt. Das ist dann freilich in der Kunst doch etwas anderes als im Leben, und es ist dem Leser nicht ganz leicht, widerspruchslos den Weg mit dem Dichter zu gehen. Ist man freilich um diese Biegung herum, so wird der Weg frei und von köstlicher Aussicht.

Frenssen versuchte diesem großen Geschehen beizukommen durch eine Wandlung seines ganzen Stils. Er, der bisher Radierer war, und zwar einer von jenen, die in der Fülle der Einfälle und in der überreichen Ausmalung des Kleinen ihr Ziel sehen, wird hier zum Holzschneider. Starke, schwere Umrißlinien, ein silhouettenscharfes Herausarbeiten der Hauptsache, alles übrige flächenhafte Andeutung. Die Einfachheit ist schier zu weit getrieben, es ist, als ob jeder dieser Menschen nur auf einen einzigen Gedanken und eine einzige Eigenschaft gestellt sei. Nur Eva Gött wirkt trotz oder wegen mancher Wunderlichkeiten ganz rund und lebendig. Aber diese Schwäche ist nur der Gegenpol einer außerordentlichen Stärke, so daß das Erlebnis der einzelnen eine fast symbolische Bedeutung gewinnt. Auch in sprachkünstlerischer Hin-

sicht besitzt das Buch hohe Werte. Wohl zeigt sich zuweilen Frenssens alter Fehler, sich im Maß der Worte zu vergreifen. Etwas Überhitztes oder auch gewollt Großes erdrückt dann ein einfaches Geschehen. Dafür ist anderes prächtig. Die Schilderung des Unterganges der „Anna Hollmann“ ist von starker Gewalt, die visionäre Wanderung Jan Guldts so bildhaft, daß aus der Phantastik Leben wird.

So ist das neueste Buch Frenssens nicht nur eine Erfüllung, die auf dem bisherigen Wege seiner Entwicklung lag, sondern gleichzeitig ein Versprechen für eine neue Ausblicke aufdeckende Zukunft. **Karl Storck**



Alte Herren und junge Leute

I.

Es ist unbedingt reizvoll, eine Anzahl Bücher einmal nach dem Alter ihrer Urheber zu ordnen. Man kann da, gleichsam im Vorüberwandeln, einen guten Längsschnitt durch die letzten vierzig Jahre der deutschen Literatur mitnehmen.

Zwei von den alten Herren feierten kürzlich ihren sechzigsten Geburtstag: Karl von Perfall und Richard Voß. Beide zeigen keine Spur von Müdigkeit, und in ihrem Herzen gehören sie zur Jugend.

Karl von Perfall schreibt über sein jüngstes Buch den kuriosen Titel „Hörner trägt der Ziegenbock“ (Berlin, Egon Fleischel). Das ist nicht etwa humoristisch zu nehmen. Hier wird ein durchaus ernstes Liebesproblem zur Gestaltung gebracht, und starke Worte fallen dazwischen über Wert, Unwert und Zukunft des deutschen Adels. Ein deklassierter Baron kommt als gereifter Mann mit einigen Millionen aus Amerika zurück, siedelt sich, vom Heimweh getrieben, in einem bigotten süddeutschen Dorfe an und gerät sofort zwischen zwei Frauen, ein naives Naturkind und eine alte, adelige Dame mit bewegter Vergangenheit. Schließlich will er sich beweiben und schickt das Mädchen, um einigermaßen gutzumachen, was er an ihm verschuldet hat, nach München, wo er es auf seine Kosten erziehen läßt. Als er sich aber anderweitig verlobt, geht es zum Zirkus. Bald wird die Verlobung wieder aufgehoben. Nach etlichen Jahren findet er in der Zirkusreiterin, die ihm durch alle Anfechtungen die Treue gehalten hat, das Weib seiner Sehnsucht. Der Titel stammt von einem Ziegenbock, der das Mädchen und nicht minder den reichen Baron in den Verdacht des höllischen Bündnisses bringt. Dies ist das erstemal, daß bei Karl von Perfall so etwas wie ein romantisches Symbol auftaucht.

Richard Voß aber ist ein rechter Romantiker. Schon das Land seiner Sehnsucht, von dessen Wundern er zu singen und zu sagen niemals müde wird, beweist es. Sein neuer Roman „Schönheit“ (Berlin, Otto Janke) spielt wieder in Rom. Numa de Santis, ein Bildhauer, der auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhmes steht und ein Frauenverächter ist, meißelt eine Kypris, die aller Schönheiten Summe bedeutet. Ein amerikanischer Milliardär erwirbt das stolze, strenge Bildnis zu einem fabelhaften Preise. Allein das Schiff scheitert an den Ponzainseln, und die marmorne Göttin versinkt in die Tiefen des Meeres. Trotz aller Bemühungen, sie wieder zu heben, bleibt sie unauffindbar. Kurz darauf taucht in Rom Kypris Laskaris, eine wunderbar schöne Griechin, auf, die der untergegangenen Göttin in allen Stücken gleicht. Numa verliebt sich in sie, trotzdem sie ihm gesteht, daß sie überhaupt nicht lieben könne, er heiratet sie und wird tiefunglücklich. Das Kind stirbt. Nun trennt er sich von ihr und zieht sich auf eine der Ponzainseln zurück. Unter dem Druck des doppelten Schmerzes beginnt ihre Seele zu erwachen, und sie folgt ihm in die Verbannung. Hier erfüllt sich ihr Geschick. An der Stelle, wo vor Jahren die marmorne Göttin versank, geht Kypris Laskaris in einem Sturme



unter. Gleich darauf wird Numa de Santis' Bildwerk hinter einer Korallenwand, die der Sturm zerbrach, von Tauchern entdeckt. Da er damals den Kauf rückgängig gemacht hatte, nimmt er sein Eigentum wieder an sich und schickt es nach seiner Heimat, einem weltentlegenen Abruzzendorf, dessen Bewohner in einem Anfall von religiöser Raserei das heidnische Bild zertrümmern. Bewundernswert ist die Kühnheit, mit der Richard Voß das althellenische Pygmalion-Motiv in die Gegenwart versetzt. Das macht ihm gewiß keiner nach. Daß er dabei die Gelegenheit wahrnimmt, von der Schönheit der Albanerberge und ihrer klassischen Villen zu schwärmen, versteht sich bei diesem Jüngling im grauen Haar von selbst.

Felix Hollaender ist kein Romantiker, er stammt vielmehr aus der naturalistischen Ecke, aber aus der gemäßigten, wo man auch der Poesie einen Unterschlupf gewährt. Diesmal wälzt er, in seinem Roman „Unser Haus" (Berlin, Erich Reiß), keine Probleme. Schlicht und einfach erzählt er die Geschichte seiner Jugendjahre, die sich in einem Berliner Mietshause abspielten. Trotzdem ist Hollaender ein Schlesier, sogar ein Oberschlesier, denn er ist in Leobschütz geboren, wo sein Vater einst als Arzt wirkte. Seiner Kinder wegen, und es sind deren nicht wenige, siedelt er nach Berlin über. Auf der Durchreise stellt sich in Breslau der Onkel Jakob vor. Onkel Isaaks Bekanntschaft macht man erst in Berlin. Mit rührender Familienliebe trägt der Verfasser die einzelnen Erinnerungen zusammen und bringt so ein Mosaikbild von sanften Farben und freundlichen Linien zustande. Obwohl es dem Vater mit seiner Berliner Praxis nicht glückt, er verfällt nämlich in ein langsames körperliches Siechtum, hält sich die vielköpfige Familie doch tapfer über Wasser, bis die Kinder auf eigenen Füßen stehen lernen, insonderheit Felix, der trotz der dreimal vermaledeiten Mathematik sein Examen baut, sich vorübergehend in ein kleines Hoffräulein verliebt und schließlich als Hauslehrer nach Schweden geht. Im Gegensatz zu den braven, bürgerlichen, wenn auch etwas gedrückten Verhältnissen der Familie Hollaender steht die Familie Senz, deren Oberhaupt wegen betrügerischen Falschspiels sogar in Untersuchungshaft gerät. Inzwischen kommt ein Freier in Gestalt eines Polizeileutnants zu Fräulein Senz. Mit Margarete, die ihre Schwester und Braut betrügt, nimmt es ein schlimmes Ende. Ein dichtender Jüngling macht einen Selbstmordversuch. Dies sind die Fäden, die sich zwischen den einzelnen Familien des Hauses spinnen. Darum führt auch der Titel ein wenig abseits von des Dichters Idee. Eine Monographie des Berliner Hauses bringt das Buch nicht. Wohl blüht der Kinder Freud' und Leid auf den steinigen Höfen zwischen den Mietskasernenmauern, hier und da tut man auch mal einen Blick in die andern Wohnungen, aber das Haus selbst kommt nicht zum individuellen Leben. Es hätte so etwas wie ein Gegenstück zu Raabes „Chronik der Sperlingsgasse" werden können, wenn Felix Hollaender mehr gedichtet und weniger Familienchronik geschrieben hätte. Aber es war ihm wohl mehr um die Wahrheit als um die Dichtung zu tun.

Auch Joseph Lauff darf man nicht zu den alten Herren zählen, obschon er bereits auf die Sechzig zumarschiert. In seinem neuen Buche „Kevelaer" (Berlin, G. Grote) läßt er einen alten Schäfer die Kanonade gegen Rolf Krake Anno 1864 erzählen. Dieser Bericht ist dem Ganzen genau so eingefügt wie die Gravelotte-Episode dem Jörn Uhl. Aber bei Joseph Lauff besitzt das Kampfbild symbolische Bedeutung. Denn dieser Roman, der den Rolf Krake schließlich brennend und mit zerschossenem Panzerturm abziehen läßt, ist nichts anderes als die gutgezielte und wirkungsvolle Kanonade des Katholiken und früheren Artilleriemajors Lauff gegen den schwarzen Zentrumsturm. Er nagelt seine Thesen wider römische Gewalt, List und Tyrannei an die Tür der Gnadenkapelle zu Kevelaer, wo schon lange vor Heinrich Heine ein benedeites Marienbild seine Wunder wirkte bis auf den heutigen Tag, ohne daß jemals eine Abnahme der medizinischen Wirkung zu spüren gewesen wäre. Die braven Kevelaerer sind schon aus Geschäftsrücksichten so christkatholisch gesinnt wie nur irgend möglich Da droht plötzlich der Reformkatholizismus in die niederrheinischen Fluren einzubrechen, um den lukrativen Betrieb der Kevelaerer Ultramontanen lahmzulegen. Der Pfarrer Mever-



saat entdeckt aber zum Glück sein Talent als Sittlichkeitsspitzel und bringt mit Hilfe des Generalvikars von Münster die entsetzlichen Beobachtungen an das bekannte Licht der Öffentlichkeit, um dem Erzeuger der Reformbewegung den Hals zu brechen. Das gelingt nun leider nicht ganz, denn dieser Mann, ein Kreisschulinspektor, macht trotz des heraufbeschworenen Skandals seinen Weg ins preußische Kultusministerium. Lene Isermann, eine junge Volksschullehrerin, die Heldin dieses Buches, geht nach dem feigen Angriff auf ihre Frauenehre als Krankenschwester nach Südwest und wird durch den Kaplan Joseph Mengels, der inzwischen Pfarrer geworden ist, wieder mit dem geliebten Mann zusammengeführt. Dieser Kaplan ist das strikte Gegenteil des Pfarrers Kleversaat, predigt die Toleranz und hält sich fern von Politik. Solche Priester kann die ultramontane Gewalt bekanntlich nicht brauchen, also daß zu hoffen steht, daß Joseph Mengels schon längst ein Opfer der kirchlichen Disziplin geworden ist. Unter den Nebenpersonen ragt vor allen der Redakteur des Liberiusboten hervor. Es ist die mit Weihwasser und Asa foetida gesalbte Sorte der ultramontanen Revolverjournalisten, wie sie nur der Niederrhein hervorbringen kann. Jeder, der deutsch fühlt, wird mit Freuden dieses tapfere Buch begrüßen. Den Reformkatholizismus aber muß man schon dem Katholiken Lauff zugute halten. Dieser Begriff ist rein negativ, denn der römische Katholizismus ist nicht zu reformieren. Reformiert man ihn an Haupt und Gliedern, so kommt allemal sein Gegenteil heraus, nämlich die evangelische Freiheit des Gewissens.

Rudolf Stratz hat niemals mit dem Naturalismus geliebäugelt, er zieht die aktuellen Sensationen vor. Und da er über einen hinreichenden Vorrat von Geschmack verfügt, kann man es sich schon von ihm gefallen lassen. In seinem Roman „Liebestrank“ (Stuttgart, J. G. Cotta) kommt er afrikanisch, obschon sich die ganze Handlung in Berlin abspielt. Ein bekannter, viel gerühmter und viel geschmähter Reichskommissar hat für den Romanhelden Werner von Ostönne Modell gestanden. Dieser Plantagendirektor aus Deutsch-Ostafrika gibt eine längere Gastrolle in Berlin, wird der Bestialität beschuldigt, schwarze Frauen und Kinder niedergeknallt zu haben, vermag in einer öffentlichen Versammlung seine Unschuld zu beweisen und zeigt sich trotz aller Rauhbeinigkeit, die er aus Afrika mitgebracht hat, auch für die Folge als ein Kavalier, wie ihn die Noblesse verlangt. Die Schändlichkeiten, die man ihm ungerechterweise vorwirft, fallen einzig seinem verstorbenen Freunde Dr. Paul Lünhardt zur Last, der ein Afrikaforscher war, wie er nicht sein sollte. Sogar aus dieser stark problematischen Freundschaft versucht der Verfasser für seinen Helden Kapital zu schlagen. Um Gabriele, die junge, siebenundzwanzigjährige Witwe Lünhardts, baut Stratz ein raffiniertes Dreieck zur Spannung und Unterhaltung seiner Leser. Denn außer einem korrekten Offizier von Meriten und dem verkappten Reichskommissar spielt auch der Tote mit, und zwar nicht die geringste Rolle. Gabriele sieht in ihm das Ideal schlechtweg, bis ihr Ostönne die bittere Wahrheit kundtut. Voller Verzweiflung wirft sie sich dem militärischen Freier in die Arme und büßt in dieser zweiten Ehe die Schuld der ersten. Schließlich siegt der Afrikaner auch im Liebeskampf. Ein standesgemäßes Duell ebnet allen Beteiligten die Wege, auch dem Plantagendirektor, der allerdings von der Kugel so lädiert wird, daß er auf die Rückkehr nach Afrika für immer verzichten muß. Das ist die Bitternis des ihm von Gabriele kredenzten Liebestranks. In seinen Mitteln, die Handlung vorwärts zu treiben, ist Rudolf Stratz nicht sehr wählerisch. So gut es ihm auch gelungen ist, Gabrieles Entwicklung vom heißen Haß zur brennenden Liebe aufzuweisen, die Szene auf dem Lehrter Bahnhof überzeugt nicht und ist bestenfalls Operette. Dazu stellt die programmäßig im Hintergrund lauernde Eifersucht ein Requisit dar, dem der Staub der Jahrhunderte anhaftet. Dagegen stehen allerdings eine ganze Reihe Szenen, die Rudolf Stratz, dem gewandten und beliebten Romanschriftsteller, alle Ehre machen.

Georg Engel ist der Typus der naturalistischen Novellisten, das beweisen „Die Leute von Moorluke“ (Berlin, Concordia). Aber leider stellt ihm der Humor immer wieder ein Bein. Er purzelt alle Nasen lang in die Groteske, rappelt sich auf, wird sentimental,



um sofort wieder Koppheister zu schießen. Es kommt da ein recht grobdrähtiges Gewebe heraus. Erst läßt er von Theder Wasmund die zänkische Dürtig zähmen. Dann macht man die Bekanntschaft des Vogels Phönix, der diesmal in Frankfurt wohnt und auf Einbruch versichert. Der Fliegende Holländer geht sogar in der Nähe von Moorluke zu Anker, Bismarck wird mit dem Erfolg einer pointeschwachen Anekdote zitiert. Am besten ist Lütt Fiken, die längste der Novellen, gelungen.

Die Gräfin Edith Salburg ist die charakteristische Vertreterin der Anklageliteratur. Ihr neues Buch „Böhmische Herren" (Dresden, Carl Reißner) wurde geschrieben in den Tagen der Borromäus-Enzyklika und wurde gedruckt in einer Zeit, wo Enrika Handel-Mazzetti ihre Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl öffentlich bekanntmachte. Auch die Gräfin Salburg gehört der österreichischen Aristokratie an, aber sie ist durch und durch modernistisch gesinnt. Ebenso wie jene Ultra-Katholikin in ihrem „Jesse und Marie" wählt das vorliegende Buch von den böhmischen Herren die kirchliche Reaktion in den österreichischen Erblanden zum Vorwurf. In Zeit und Ort benachbart, sind diese beiden Bücher in der Auffassung des religiös-dynastischen Problems, das sich in den Namen Habsburg verkörpert, diametrale Gegensätze. Die Gräfin Salburg greift die zwanzig Jahre vor dem großen Kriege heraus, der in Prag anhub und in Prag endete. Diese unruhige Zeit, in der die verschiedenartigsten Interessen, religiöse, geistige, nationale, dynastische und soziale zu einem schier undurchdringlichen Dickicht verwuchsen, legt die Verfasserin mit kühnen, leuchtenden Strichen ins klare. Nur selten und auf wenigen Seiten schmeckt die Darstellung nach Geschichtsklitterung. Eine fast erdrückende Fülle historischer Namen und Tatsachen rauscht über den Leser dahin, niemals aber verliert er den leitenden Faden, das unablässige Streben des Erzhauses Österreich, die Gewalt der Stände zu brechen. Dem erzfrommen Ferdinand war die Religion nur ein Anlaß und Rom nur ein Mittel, den böhmischen Herren die stolzen Köpfe vor die Füße zu legen. Demnach trifft die Formel: „Habsburg ist Rom", auf die der ganze Roman aufgebaut ist, den Nagel mitten auf den Kopf. Denn über Rom herrschten die Väter der Gesellschaft Jesu, und ihr verschlagenster Schüler war der Kaiser Ferdinand, für den sie durchs Feuer gingen. Es war eine Versicherung auf Gegenseitigkeit, und die römische Politik wurde damals in Wien gemacht. Der Fenstersturz, die kurze Herrschaft des Winterkönigs, die Schlacht bei Prag und das große Blutbad nebst den Konfiskationen der adligen Güter zugunsten der Krone sind die letzten Etappen des packenden Dramas. Mit viel Glück hat die Verfasserin versucht, ihrem Stil die Patina der Vergangenheit zu geben.

Ewald Gerhard Seeliger



Lese

Schönes und Wahres zu Dickens' Gedächtnis

Edgar Steiger im „Berl. Tagebl.": Er hatte das bunte Lachen Fieldings, den milden Blick und die allesverzeihende Liebe Goldsmiths, die Innerlichkeit Sternes und die tugendsame Rührung und Entrüstung Richardsons. Aber er hatte noch mehr als das. Denn er war durch die harte Schule des Lebens degangen, wie keiner seiner Vorgänger; er hatte seine Eltern ins Schuldgefängnis ziehen sehen und als achtjähriger Knabe in einem Schuhwichselager Tag für Tag die gefüllten Töpfe mit Ölpapier zugebunden und körperlich und geistig gedarbt. Er hatte es am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, Proletarier sein, und wurde so, ohne es zu wollen und zu wissen — lange vor Zola und Gerhart Hauptmann — der getreue Schilderer aller Unterdrückten und Elenden, der schon in den vierziger Jahren



des vorigen Jahrhunderts die sozialen Schäden der Zeit mit unerhörter Freimütigkeit geißelte. als Autobiograph stellt er in den Pickwickiern und David Copperfield das Unmenschliche und Entwürdigende der Schuldhaft, in Oliver Twist und in Nicolas Nickleby das erbärmliche Schul- und Erziehungswesen, in Barnaby Rudge die drakonische Justiz seiner Zeit an den Pranger. Aber niemals in verkappter Advokatenmanier, sondern stets als beschaulicher Dichter und geborener Epiker, in klaren Bildern und festumrissenen Gestalten. Keiner vor ihm und nach ihm hat eine solche Fülle charakteristischer Menschenkinder in die Welt gesetzt — mit eigenem Denken und Fühlen, mit eigenen Gebärden, eigener Sprache und eigener Art zu schweigen. Ich denke da hauptsächlich an die Nebenfiguren, von denen die Romane wimmeln. Wäre Dickens statt eines Dichters Schauspieler gewesen, so müßte man ihn den größten Chargenspieler der Welt nennen. Aber er ist auch einer der größten Erzähler, wofern man in unserer Zeit über der bohrenden Psychologie die Kunst des Fabulierens und die phantasievolle Verknüpfung und Lösung der Fäden einer künstlichen Handlung noch zu schätzen weiß. Man denke nur an das Wirrsal von Vergangenheit und Gegenwart in dem Roman ‚Zwei Städte', in dem er uns in einer verzwickten Familiengeschichte ein wundervolles Bild der französischen Revolution gibt, oder an die Kunstreitergeschichte ‚Harte Zeiten', die bezeichnenderweise der Kulturhistoriker Taine über alle anderen Romane von Dickens stellt. Und warum? Weil hier Dickens mit unerhörtem Spott und Ingrimm das praktische Volk der Kaufleute, seine Härte und Selbstsucht an den Pranger stellt, die Fabrikstädte mit ihrem körperlichen und seelischen Schmutz verflucht, und dabei eine erhabene Lobrede auf die Unterdrückten, Arbeiter, Taschenspieler, Findelkinder und Kunstreiter anstimmt.

Gewiß, Dickens ist der erste Dichter, der mit klarem Blick und unerbittlichem Gerechtigkeitsgefühl die soziale Frage unserer Zeit behandelt — zwanzig Jahre vor Zola. Aber er ist noch mehr als das. Er hat unter den zahllosen Originalen, die seine Phantasie aus dem Leben um ihn herum schöpfte, einige Ewigkeitstypen gestaltet, die nur in Cervantes' Don Quijote ihresgleichen haben ..."

Ähnlich Max Meyenfeld in den „Deutsch. Nachr.": „Als erster hat er die Melodie des kleinen Mannes, der getretenen oder geduckten Kreatur, gehört und zu wundervollen Tönen gebracht. Er hat die Armen und die Armen im Geiste geradezu mit einem Heiligenschein umgeben. Es ist, als hätte er die Worte eines späteren englischen Dichters vorweggenommen: ‚Die Armen sind klüger, barmherziger, freundlicher, empfindungstiefer als wir' ...

Mehr noch gehörte sein Herz den Kindern. Hat er auch nie ein wirkliches Kind gezeichnet, so sind sie doch die guten Engel, die auf Erden wandeln. Sendboten aus dem Paradies, die als greifbarer Sonnenschein unter uns herumhüpfen. In dieser verklärten Liebe zu den Kindern liegt etwas von religiöser Weihe.

Werdet wie die Kinder und lest Charles Dickens!"

Dann Friedrich Hussong in der „Tägl. Rundschau": „Sehr gescheite Literaten haben versucht und versuchen, gegenüber Dickens den gallbitteren Thackeray an die erste Stelle zu rücken, dessen Satire so viel beißender ihre Geißel schwingt. Neuerdings konnte man dem Versuch begegnen, über beide, über Thackeray mit dem ‚bösen Blick' und über Dickens mit der ‚plumpen Psychologie' den Romanschriftsteller Disraeli (! D. T.) zu stellen, als den großen Schenkenden, den Starken, Freien, den Aristokraten. Es ist dabei freilich mit dem Stock zu fühlen, daß es sich mehr um einen Rasseeifersuchtsakt als um literarische und künstlerische Abwägung handelt. Solche literarisch-ästhetische, rassepolemische Disputationen werden nichts ändern an der Tatsache, daß Dickens auf das Publikum der englischen Nationalliteratur und der Weltliteratur eine Wirkung geübt hat, der sich über Jahrhundertweiten hin die Wirkung keines zweiten Schriftstellers vergleichen läßt.

In Wahrheit kann kein anderer von den großen englischen Erzählern so mit Recht ein großer Schenkender genannt werden, wie Dickens. Wie ein unerschöpflicher Platzregen



von funkelnden Herrlichkeiten, von lächelnden Rührungen, von betränten Entzückungen, von bunten und güldenen Heiterkeiten fielen seine Bücher, seine Hefte zu Tausenden, Hunderttausenden über die Millionen seiner gerührten und jubelnden Leser. Diese ungeheure Wirkung auf ein Volk, eine Rasse, die millionenfache Ausstrahlung dieser Wirkung in alle Welt macht seine Stellung und Bedeutung unvergleichlich...

Das Genie eines Dickens war es, auf eine wunderbare Weise den Geschmack des bürgerlichen England der viktorianischen Zeit vorzufühlen und seine Wünsche im Übermaße zu erfüllen. Dieser Eigenart seines Genies verdankte er das gefährliche Glück einer frühen schrankenlosen Anerkennung und diesen seltenen starken Einklang seiner persönlichen Weise in die Neigungen des mitlebenden Geschlechtes, dem er die restlose Erfüllung seiner künstlerischen Sehnsucht brachte.

Hier enthüllt sich das Geheimnis seines ungeheuren Erfolges, hier die Grenzen seiner Kunst, hier die Gefahren, die ihr geschadet, ihren höchsten Aufflug gehemmt, ihn am Gewaltigen gehindert haben. Es ist klar, daß das mitlebende Geschlecht einen Dichter, den es in so besonderer Weise sein eigen fühlte und nannte, mit aller Macht sich ganz so erhalten wollte, wie es ihn liebte. Natürlich auch, daß ein so mit Liebe überschütteter Dichter es schwer finden mußte, etwa die schwere Geißel der Satire über dieses ihm so dankbare bürgerliche England zu schwingen, etwa gegen seine Grundlagen titanisch anzustürmen oder es revolutionieren zu wollen..."

* * *

Die Feuilletonphrase

Sie macht sich auch in besseren modernen Blättern fortgeschrittenster Richtung ausgiebig breit. Diese Leute haben nichts zu sagen, und wenn man sie auf die Tortur spannte; jedennoch — sie schwatzen halt doch, sie geistreicheln halt doch. Beispiele liefert die Januarnummer der „Neuen Deutschen Rundschau", wo man z. B. über den „jungen Hofmannsthal" wunderlichste Satzgefüge lesen kann:

„Damals, da wir noch selbst gemaltes Leben sahen, ‚mit unerfahrnen Farben des Verlangens und einem Durst, der sich in Träumen wiegt', gewahrten wir nicht: wie weit und breit diese Welt aus Seele, diese Welt, verwehend, nach der Tiefe ausgriff, wie sie gefüllt war mit Schicksal (das wir für Schall hielten und großes Wort). Spiel schauten wir, nicht Herz (das uns jetzt daliegt wie ein mit dem Fernrohr erspähtes Gestirn); Musik umklang uns, nun hält uns Bild. Und wer weiß, ob wir heute am Rechten sind, wenn wir uns erschüttern und davontragen lassen von den ungeheuren Wirklichkeiten, Fernen und Geschicken, von den Träumen, dem Ziehen und Rauschen des Bluts, den dunklen Geräuschen heiliger Baumkronen, Flüsse und Meere, Ahnungen, aus den (?) die späteren Tragödien sich zusammenschlossen" usw.

Verstehst du dieses Wortgefuchtel, diese bedeutenden Gesten und ansehnlichen Gebärden, normaler Leser? Ich nicht. Und so geht's noch eine Weile fort.

Den Beschluß des Heftes macht dann Moritz Heimann, der geradezu süß ein Buch „Das abendrote Haus" bespricht. Aber es ist fatal: man glaubt diese süße Einfalt dem modernen Intellektualisten nicht recht. Und warum sollte Herr Moritz Heimann nicht auch in Einfalt machen?

„Man könnte meinen, daß er ein Dichter wäre und Allotria triebe; aber auch das ist nicht ganz sicher. Viel eher ist er selbst ein Gedicht, ein Stück vergessener Poesie aus einem verlorenen Roman, der vielleicht von Eichendorff ist? Oder vielleicht von Brentano? Jedenfalls etwas, was einen Gruß hundert Jahre zurückwirft, und noch weiter, bis zu den Satyren des Malers Müller... Jugend ist sein Jahr, sein Amt, sein Erlebnis, ein so dichtes, undurchbrechbares Erlebnis, daß es jeden Pulsschlag jeder Minute für sich nimmt, und also für irgendwelche Geschehnisse keine Zeit bleibt... Es geschieht, wie gesagt, gar nichts. Das Abenteuer-

lichste, wenn es geschieht, kann man auf 3 bis 10 Druckseiten mitteilen. Wie will man aber mitteilen, daß nichts geschieht? und daß es ein Erlebnis ist, daß nichts geschieht? und daß die Tage von diesem Nichts voll sind, bis zum Überlaufen über den Rand? Das kann man nicht auf 10 Seiten, dazu braucht man 130. Freilich wiederholt man sich oft und schlägt, wie es die Mädchen nennen, Luftmaschen. Was schadet es, da Jakob doch kein zünftiger Dichter ist, sondern eben die Jugend selbst. Vielleicht allerdings nur eine deutsche Jugend, unbewußt wie nur ein Deutscher, ein wenig eitel (!) auf seine Unbewußtheit (!) und um sie wissend, wie gleichfalls nur ein Deutscher..."

O Moritz Heimann! Seufzend schließen wir das Heft. Diese „deutsche Jugend" deines hier besprochenen geschehnislosen Jakobs dünkt uns ganz und gar verfänglich. Zumal wenn wir noch den Satz lesen: „Zuweilen ist er von einer Süße der Verlogenheit, doch die Verlogenheit ist Sehnsucht" —!... Höchst bedenkliches Jakobchen!! 8.

* * *

Praktische Dichterehrung

Auf der letzten Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins brachte der Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, Baron zu Putlitz, den Antrag ein, „den fünfzigsten Geburtstag bekannter deutscher Dichter durch Aufführung von Stücken dieser Dramatiker an den betreffenden Jubiläumstagen allgemein zu feiern". In der Begründung seines Antrages führte der verdiente Theaterleiter aus, daß man auf diese Weise einerseits eine Anregung für die weitere Schaffenskraft der Geehrten gebe, ihnen andererseits aber auch eine nationale Gabe in einer sehr schönen, vornehmen Form überreichen würde. „Wenn die deutschen Bühnen am fünfzigsten Geburtstage der Dichter ein Werk von ihnen zur Darstellung brächten, so würden die Tantiemen, die ihnen an diesen Tagen zufließen, allein eine Summe bedeuten, die tatsächlich eine nationale Spende wäre, die aber nicht durch eine Sammlung oder auf ähnliche Weise zusammengebracht würde, sondern nur durch das eigene Werk des Dichters, durch sein eigenes Verdienst, hervorgebracht wird." Damit wäre nun in der Tat auch eine Form gefunden, in der das Unzarte, das sonst so leicht öffentlichen Schenkungen anhaftet, vermieden würde.

Baron Putlitz wies dann darauf hin, daß das nächste Jahr, 1912, die Geburtstage von Gerhart Hauptmann, Schnitzler, Dreyer und Fulda bringe. Die Aufzählung dieser Namen in Verbindung mit dem Wörtchen „bekannter" deutscher Dichter im Antrag selbst ist geeignet, die Freude über den Antrag etwas herabzudämpfen. Andererseits möchten wir doch versuchen, darauf hinzuwirken, daß die so verdienstvolle und von der Versammlung mit Beifall begrüßte Anregung in einem Sinne fruchtbar würde, der wirklich eine Förderung unserer ganzen literarischen Interessen in sich schließt. Denn so gern wir den Genannten zu ihrem fünfzigsten Geburtstage die besondere Ehrung und die erhöhten Einnahmen gönnen — nötig haben sie beides nicht, wie denn im Theatersinn „bekannte" Dichter in der Regel ganz gut gebettet sind. Dagegen wäre es ein großes Verdienst, jene Tätigkeit, die wir heute gewöhnlich zum siebzigsten Geburtstage unserer Dichter aufbringen, diesen bereits am fünfzigsten zugute kommen zu lassen. Warum denn mit dem „Entdecken" bis zum siebzigsten Geburtstage warten, wo die betreffenden Dichter ihr Lebenswerk meistens abgeschlossen haben, uns anderen aber nur die Reue bleibt, ihnen ihren Lebensweg nicht leichter gemacht zu haben? Wir haben heute in Deutschland eine ganz beträchtliche Zahl von Dramatikern, die Werke geschaffen haben, denen jeder aufrichtige Literaturfreund und sogar auch die Theaterdirektoren künstlerische Werte zuerkennen. Sie kommen trotzdem nicht auf die Bühne oder müssen sich hier mit jenen Aufführungen an kleineren Provinztheatern begnügen, die ohne Wirkung auf die Gestaltung unserer Bühnenspielpläne bleiben, selbst wenn an jenen einzelnen Orten damit gute Erfolge errungen wurden.

Wie wäre es nun, wenn zum fünfzigsten Geburtstage dieser Dichter die Theaterdirektoren einmal „literarisch" dächten und ein Werk dieser in gewissem Sinne „unbekannten" Dichter zur Aufführung brächten? Es wäre ein leichtes, beim Publikum eine so günstige Stimmung herbeizuführen, daß der äußere Erfolg einiger Aufführungen gewährleistet würde, wenn die Presse eben den fünfzigsten Geburtstag zum Anlaß jener Jubiläumsartikel nähme, die sie bislang immer erst zum siebzigsten verabfolgt, und damit bei ihrer Leserschaft eine gewöhnlich verspätete Begeisterung auslöst.

Dann würden die so zusammenfließenden Tantiemen Männern zugute kommen, die in der Regel mit Glücksgütern nicht gesegnet sind, weil ihnen ja eben die pekuniären Erfolge nicht geblüht haben, und die dadurch in den Stand gesetzt würden, noch auf der Höhe des Lebens ihre Kräfte für weiteres dichterisches Schaffen zu sammeln. Andererseits darf man die sichere Hoffnung hegen, daß auch für unseren Bühnenspielplan auf diese Weise manche wertvolle Bereicherung gewonnen würde. K. St.

* * *

Eine Liliencron-Legende

Ist der flotte Lyriker, der mit dem Geld so wenig umzugehen wußte, wirklich von der Schillerstiftung so kärglich behandelt worden? Der Sekretär der Stiftung, Dr. Oskar Bulle, räumt im „Lit. Echo" mit dieser Legende auf. Er schreibt über Liliencrons Verhältnis zur Schillerstiftung:

„Wann wird man endlich einmal aufhören, die beiden kurzen Briefe Liliencrons an den Verleger Friedrich, die von diesem Verhältnisse sprechen, als Paradepferde vorzureiten? In diesen Briefen handelt es sich um die erste Unterstützung, die Liliencron im Jahre 1886 von der Schillerstiftung erhielt. Schon damals, als nur seine „Adjutantenritte" vorlagen, hat der Generalsekretär der Schillerstiftung, Julius Grosse, auf das hervorragende Talent des neu auftretenden Dichters hingewiesen und Paul Heyse dieses Urteil bestätigt. Soll etwa die Schillerstiftung genötigt werden, aus ihrem Archiv die einundzwanzig zum Teil sehr umfangreichen und vertrauensvollen Briefe Liliencrons, die dort liegen und die an Grosse und Heyse gerichtet sind, zu veröffentlichen? Oder verlangt man von ihr, daß sie die fünfstellige Summe, die Liliencron insgesamt in den folgenden Jahren von der Schillerstiftung zugewendet erhielt, in Heller und Pfennigen in den Zeitungen wiedergibt? Solches Ausplaudern aus den Akten gehört nicht zu den Gepflogenheiten der Schillerstiftung.

Nebenbei gesagt hat der Geschäftsführer der Schillerstiftung schon im vorigen Jahre die Redaktion der „Neuen Rundschau" darauf hingewiesen, daß jene beiden Briefe Liliencrons an Friedrich kein richtiges Bild von dem Verhältnisse Liliencrons zur Schillerstiftung geben. Die Redaktion hat den Empfang dieser Richtigstellung höflichst bestätigt, scheint es aber nicht für ihre Pflicht gehalten zu haben, Herrn Kyser von ihr in Kenntnis zu setzen und die Wiederaufwärmung der Legende, daß die Schillerstiftung bei der Übersendung der Unterstützung an Liliencron taktlos verfahren sei, in ihrem eigenen Blatte zu verhindern. Die Geldsendung ging damals, wie in einigen folgenden Fällen, gerade wegen der Gläubigergefahr durch die Hände Heibergs. Ob dieser die unheilstiftende Postkarte an Liliencron geschrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf jeden Fall ist sie nicht von der Schillerstiftung ausgegangen."

Es handelt sich um eine Abwehr gegen Angriffe auf die Schillerstiftung, die von dem Schriftsteller Hans Kyser in der „Neuen Deutschen Rundschau" ausgegangen sind und viel Staub aufgewirbelt haben. Überflüssigerweise! Denn aus den verschiedenen Artikeln hat man doch schließlich den Eindruck, daß die Stiftung, so gut es eben geht, ihre Pflicht zu tun sucht.

—r—



Friedrich der Große in der Kunst

Zur Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin

Von Dr. Karl Storck

Was Goethe mit seinem feinen Empfinden für Stimmungswerte so scharf herausfühlte, daß nämlich durch Friedrich den Großen und seine Taten unsere Literatur überhaupt erst wieder einen nationalen Inhalt erhalten habe, das wird einem in der bildenden Kunst mit der lebendigen Sinnlichkeit ihrer Mittel deutlich sichtbar.

Für den Kunsthistoriker verbindet sich mit dem Namen Friedrichs des Großen die lebendigste Vorstellung der französischen Rokokomalerei, mit Watteau an der Spitze. Aber diese Kunst war eigentlich bereits vorbei, oder doch sehr greisenhaft geworden, als Friedrich in die Lage gesetzt war, Mäcen zu sein. Um die wunderbaren Schätze französischer Malerei, um die die preußischen Königsschlösser heute von aller Welt beneidet werden, damals zu erwerben, bedurfte es eines in den Augen der Zeit etwas rückständigen Kunstgeschmackes, wie denn auch Friedrich diese heute unschätzbaren französischen Bilder zu verhältnismäßig sehr billigen Preisen gekauft hat. In Wirklichkeit war Friedrich allerdings auch zu dieser Sammlertätigkeit nur befähigt durch seine außerordentlich selbständige Persönlichkeit, seine innere Wahrhaftigkeit. Er hatte den Mut, sich zu der Kunst zu bekennen, die ihm wirklich gefiel, auch wenn sie nicht mehr Mode war, und wenn die Fachleute sie nicht mehr an die erste Stelle setzten. So hatte er auch den Mut, oder vielleicht war es auch einfach menschliche Treue, den Rokokobildnismaler A. Pesne bis an sein spätes Lebensende als bevorzugten Bildnismaler der Hofkreise zu beschäftigen. Nachdem längst in Frankreich selbst das Bildnis einerseits ins Bürgerlich-Sentimentale eines Greuze, andererseits in die hohl-pathetische klassizistische Hofmalerei sich entwickelt hatte, entstanden in Berlin jene vor allen Dingen an rein malerischen Werten so außerordentlich reichen Rokokobildnisse, die, zumal wenn sie Männer darstellten, bei aller Schmeichelei und trotz des Hinausarbeitens auf den bildhaften Gesamteindruck, doch immer auch echte Menschendarstellung blieben. Es waren eben noch Meister, die die echte alte Galanterie

verstanden, die nicht darin beruht, durch Lüge zu schmeicheln, sondern eine liebenswürdige Form auch für das unangenehm Wahre zu finden.

Doch so hoch wir diese Sammlertätigkeit Friedrichs einschätzen mögen, so bedeutsam sie für den Kunstbesitz unseres Volkes geworden ist — die eigentlich wertvollen Anregungen sind anderswo zusuchen. Sie sind auch dann bedeutsamer, als das fertig Erworbene, wenn sie an künstlerischem Eigenwert hinter jenem zurückstehen. So berechtigt also auch die Königliche Akademie der Künste handelte, als sie in ihrer sehr sehenswerten Ausstellung „Friedrich der Große in der Kunst" diese französische Malerei in ausgiebiger Weise heranzog, das Wertvolle im nationalen Sinne, eben für die Erkenntnis der Bedeutung Friedrichs für die nationale Kunstentwicklung, liegt in anderem. Die Ausstellung ist allerdings, so eifrig für sie gesammelt wurde, nicht vollständig. Der Nachdruck liegt fast einseitig auf dem Malerischen. Die wertvollen Anregungen, die ein Fürst von Geschmack dem Kunstgewerbe geben kann, können wir allerdings noch gut verfolgen. Es sind aus höfischem Besitz eine beträchtliche Zahl von Möbeln und Gegenständen angewandter Kunst hergeliehen worden, so daß zwei Räume, als blauer und grüner Saal, ganz im Stile der Zeit hergerichtet werden konnten. Die Möbel mit sehr feinen Beschlägen, wertvollen Intarsien, sind durchweg in Potsdam angefertigt worden. Mögen dabei auch ausländische Muster vorgeschwebt, ja fremde Handwerker mitgewirkt haben, so ist das doch die einzige Art, in der handwerkliches Können verpflanzt werden kann. Wenn die vornehmen Kreise damals, und vor allen Dingen später, das Beispiel des als in künstlerischen Dingen so fremdsüchtig verschrienen Königs nachgeahmt hätten, so hätte das deutsche Möbelhandwerk und auch das gesamte Kunstgewerbe niemals so tief sinken können, wie es geschehen ist. Es wären dadurch nicht nur riesige Geldwerte im Lande geblieben, die so für ausländische Fabrikate hinauswanderten, es hätte sich auch eine Überlieferung des Geschmacks und, was vom Zeitenlauf unabhängig und darum auch wichtiger ist, der guten Arbeit entwickelt, die es uns erspart hätte, jetzt mühselig in jahrzehntelanger Arbeit das Verlorengegangene zu gewinnen, und vor allen Dingen uns auch auf dem Welthandelsplatze wieder einen guten Ruf zu verschaffen. Aber so war es höchstens das Bürgertum, das an den heimischen Handwerkern festhielt. Dieses Bürgertum hatte zu wenig Geld. Hatte es Geld, so befleißigte es sich natürlich, den Adelskreisen nachzuahmen, und kaufte Fremdes. Aber auch so kann man die besseren deutschen handwerklichen Arbeiten, vor allem in der Tischlerei, bis in die Biedermeierzeit als treue Überlieferung jener wirklich vornehmen und zu den höchsten Leistungen angespornten Arbeitszeit unter Friedrich dem Großen ansehen. Wir dürfen ja nie vergessen, daß gerade alle handwerkliche Überlieferung, darüber hinaus die handwerklichen Fähigkeiten, durch die entsetzlichen Kriegszeiten des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland völlig verloren gegangen waren.

Dagegen kommt in der Ausstellung gar nicht zur Geltung Friedrichs des Großen Bedeutung für die Architektur. Die zahlreichen photographischen Ansichten aus den von Friedrich dem Großen bewohnten und zum Teil erbauten Schlössern, die hier ausgestellt sind, können, so vorzüglich diese Leistungen der königlichen Meßstichanstalt auch sind, das Fehlen der Modelle und die systematische

Sammlung von Bauwerken nicht ersetzen. Wir haben heute noch in der Mark einige kleine Herrensitze, aber auch größere Gehöfte, die auf Friedrich zurückgehen und wahre Juwelen einer sinnreichen, Zweck und Schönheit in idealer Weise verbindenden Architektur sind. Aber auch für Monumentalbauten muß z. B. die edle Einfachheit des Knobelsdorffschen Opernhausbaues gegen die heutige Prachtprotzerei sachlich erziehend wirken. Oder fürchteten vielleicht die mit Staatsaufträgen vielbeschäftigten Architekten unter den Akademiemitgliedern diese deutliche Lehre durch Beispiel?

* * *

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Friedrich der Große hat die Kunst der Bildnismalerei dadurch am meisten gefördert, daß er sie vor das Problem stellte, seine Persönlichkeit darzustellen. Wir haben damals, wo die höchste Blüte des geistigen deutschen Lebens sich eben zu entfalten begann, eine große Zahl bedeutender Köpfe besessen. Die Bildnismalerei ist auch an diesen hohen Aufgaben sehr erstarkt und hat einen der hervorragendsten Vertreter aller Zeiten in A. Graff gezeitigt. Aber es ist doch ein anderes um einen irdischen König, als um die Herrscher im Genielande. Die menschliche Vorstellung von Friedrich II. war in einem Maße Volksbesitz geworden, wie die keines anderen Monarchen, wie aber auch keines unserer Geistesheroen. Die außerordentliche Schwierigkeit lag darin, den „Alten Fritz" mit dem sieghaften Feldherrn, den auf den Krückstock sich stützenden Philosophen mit dem an der Spitze seiner Truppen reitenden Schlachtenlenker zu vereinigen. Beide lebten gleich stark im Volke, das sie instinktiv als jene Einheit empfand, deren Möglichkeit den einzigartigen Reiz der Persönlichkeit Friedrichs des Großen bildet. Es ist wohl kein anderer deutscher Herrscher zu seinen Lebzeiten so viel gemalt und in Kupfer gestochen worden, wie Friedrich. Das muß auf einem starken Verlangen nach seinem Bilde beruht haben, das um so beredter ist, als die Zeiten schlecht waren.

Auffallend ist es auch, daß so viele Bilder vom jungen Friedrich gemalt wurden. F. W. Weidemann steht hier an der Spitze, wenn auch einige der Kopien, die Pesne nach ihm angefertigt hat, noch etwas feiner sind. Das auffallend große Auge und die später so charakteristische Kopfhaltung nach Dreiviertelprofil treten schon auf den frühesten Knabenbildern hervor. Daß sein im Geldausgeben so übermäßig vorsichtiger Vater den Kronprinzen so oft malen ließ, muß doch in einer Bewunderung des so eigenartigen jungen Feuerkopfes seinen Grund gehabt haben. Die Problematik beginnt dann sich zu zeigen in den Bildern, die Knobelsdorff vom Kronprinzen schuf. Die ausgelassenen Genossen des Kronprinzen, die sich aufs Bildersehen verstanden, durften nicht überrascht sein, wenn er nach dem Tode des Vaters sofort aufs schroffste den König betonte und allen Leichtsinn, jedes Sich-gehenlassen in freundschaftlicher Runde hinter sich stieß. Die Züge festigen sich dann zu jenem von den großen Augen beherrschten Antlitz, in dem die kühne Nase mit dem feinen, weichen Munde in der einzigartigen Mischung von Energie und Träumerei zusammengeht, die Anton Graff in seinen zahlreichen Bildnissen immer etwas bürgerlich, aber sicher durchaus naturgetreu traf.

Malerisch bei weitem diesen Bildnissen des Schweizer Meisters nicht vergleichbar, auch ohne die feine Ausgeglichenheit in den Zügen, die diese Bildnisse und viele nach ihnen gefertigte Stiche, z. B. den von Gebauer, den wir im Januarheft des Türmers reproduzierten, auszeichnet, aber dafür außerordentlich charakteristisch im scharfen Umriß, ist ein kaum bekanntes Bild von J. H. Chr. Franke, das sonst im Hohenzollernmuseum recht versteckt hängt. Das ist der Mann, der sich aus starkem Pflichtbewußtsein zusammenreißt, weil es sein Beruf ist, König zu sein, der zu lernen anfängt, die Königsmaske zu tragen, um dahinter Mensch sein zu können.

Wie wir von Goethe die seltsamsten Bildnisse, die uns oft ganz fremd anmuten, aus der Zeit zwischen fünfzig und sechzig haben, so ist hier ein eigenartiges Bild des Dänen J. Ziesenis, das aus dem Weimarer Wittumspalais hergeliehen ist. Der eintönige blaue Rock trägt noch dazu bei, den Eindruck zu verschärfen, als sei das Äußere etwas vernachlässigt. Etwas Mürrisches, Gleichgültiges liegt über dem Ganzen, so wie man sich den König wohl um 1765 denken kann. Müde, zu rasch verbraucht von den ungeheuren Anstrengungen, und doch noch nicht Greis genug, um die schöne Beschaulichkeit des Alters zu finden.

Dann entwickelt sich der alte Fritz. Chodowiecki hält sein Äußeres mit der Behaglichkeit des Philisters fest. E. Cunningham fühlt die überlegene Größe des Zusammensinkenden, von der Gicht Geplagten, über die kraftstrotzende Umgebung, in der er uns ihn beim Empfang des Herzogs von York und bei der Rückkehr vom Manöver zeigt. Des greisen Feldherrn Haltung zu Pferde, mit dem unbedingt sicheren Sitz trotz des in sich zusammensinkenden Körpers, muß so charakteristisch gewesen sein, daß sie sich unverwischbar einprägte. Sie ist in den Bildern der Zeit, in den Stichen, findet sich in Bardous, der übrigens auch eine ganz herrliche Büste gemacht hat, aus dem Jahre 1778 stammender Reiterstatue, die ja wohl vorbildlich geblieben ist für alle späteren: Schadow, Tassaert und Rauch. Dieser ist wieder so weit von dem wirklichen lebendigen Vorbild entfernt, daß sich ihm die natürliche Vorlage zur monumentalen Form in dem prächtigen Berliner Denkmal gestaltete. Ich kann nicht leugnen, daß mir Tuaillons für Beuthen geschaffenes Denkmal dagegen einen recht schwächlichen Eindruck gemacht hat. Das Pferd ist hier die Hauptsache, und im Bestreben nach Einfachheit ist der Künstler zur Nüchternheit gelangt. Der Abstieg ist allerdings bei weitem nicht so empfindlich wie von den Büsten und Standbildern Bardous und Schadows zu den in verschiedener Ausführung gezeigten von Uphues, wo statt eines in jugendlicher Kraft stehenden Königs, den der Künstler gestalten wollte, ein geckenhaft verjüngter Alter Fritz entstanden ist.

* * *

Die andere große Gruppe der Ausstellung, soweit sie der Persönlichkeit des Königs selber gilt — ein wichtiger und sehr sehenswerter Teil bringt nämlich Bildnisse der Zeitgenossen — zeigt das Bemühen der Historienmalerei, Friedrichs des Großen Gestalt und die wichtigsten Geschehnisse seines Lebens festzuhalten. Vollständigkeit ist hier wohl nicht erstrebt worden. Es tritt ja auch ohnehin alles hinter Menzels Lebenswerk so weit zurück, daß durch die Schöp-

fungen dieses Mannes auch die bildhafte Vorstellung des Königs in seiner ganzen Persönlichkeit so stark beeinflußt ist, daß man große Schwierigkeit hat, an die alten zeitgenössischen Bildnisse unbefangen heranzutreten. Gemüht hat sich die Kunst sehr früh um den Alten Fritz, und Chodowiecki hat da manches vorzügliche Blatt gestochen, das als eine Vorahnung, ja geradezu als Vorarbeit für die die gleichen Stoffe behandelnden späteren Bilder Menzels wirkt. Es ist alles etwas kleinbürgerlich, aber durchaus ehrlich und sachlich. Diese letzten guten Eigenschaften kann man auch einem malerisch recht trockenen Gemälde des alten J. Frisch (gest. 1815) zusprechen: Friedrich der Große in der Kirche zu Torgau. Die Gestalt des vor Müdigkeit eingeschlafenen Königs ist von überzeugender Wahrheit.

Menzels Arbeit erweckt immer wieder aufs neue höchste Bewunderung. Es ist gut, daß man die Bilder in solchen Stunden, in denen man für die Größe der dargestellten Persönlichkeit und das Sieghafte seines ganzen Lebens höher eingestimmt ist, losgelöst aus ihrer sonstigen Museumsumgebung, wieder einmal sieht. Das ist das rechte Mittel, um all die Kritikastereien und Kunstredereien wieder loszuwerden, durch die einem auch diese Werke in den letzten Jahren verleidet worden sind. Es ist auch hier ein Werk aus der Frühzeit Menzels (Die Bittschrift), das die hohen malerischen Reize, über die der junge Menzel in der Darstellung der schwimmenden Lufttöne verfügte, aufs glücklichste zur Geltung bringt, und auf der anderen Seite die Rissigkeit der späteren Bilder Menzels einem doppelt empfindlich macht. Aber wie anmaßend, wie dumm einfach, ist es doch, solch ungeheuren Leistungen gegenüber mit derartigen Kriterien einer ganz anderen Kunsteinstellung zu kommen! Wie kann man angesichts einer so tiefdringenden Menschendarstellung, wie sie hier in einer Reihe von Bildern geboten ist, es wagen, „malerische“ Forderungen in den Vordergrund zu stellen, bei deren Erfüllung diese hohe Charakteristik der Gesichter überhaupt unmöglich wäre. Bilder wie die Begegnung Friedrichs mit Joseph II., wie sein tolles Eintreten in das Schloß bei Lissa (Bon soir, messieurs!) sind von einer so lebendigen Erfassung eines packenden Augenblickes, von solcher Größe in der Erfassung des Menschlichen und von so ungemein sicherer künstlerischer Gestaltungskraft, daß man auch dann das Beglückende dieser Vollendung empfinden müßte, wenn man, wie das wohl bei manchen dieser Kritiker der Fall ist, sich durch den Stoff abgestoßen fühlt. „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“ ist von einer so grandiosen tragischen Kraft, von einer solchen Spannung für das Geschehen, und das Schicksal der hier dargestellten Personen, greift derartig ins Tiefste unseres ganzen menschlichen Empfindens ein, daß man kaum die Fähigkeit gewinnt, die ungeheure Arbeitsleistung des Künstlers im Studium der Natur, der Menschentypen, der Beleuchtung durch Feuersbrunst und Gewölk bei frühestem Tagesgrauen, zu bemessen. Und erst wenn man sich in einem anderen Saale vor der naiven Hilflosigkeit des alten Schulz bei demselben Vorwurfe sieht, gewinnt man wieder einen Maßstab für die Größe der rein technischen Leistung, die in diesem Bilde vollbracht ist.

Wie kann die am Impressionismus genährte Kritik es wagen, angesichts der geradezu beschämenden Ohnmacht dieser ganzen Richtung allen großen malerischen Vorwürfen gegenüber, an solche Werke Maßstäbe zu legen, die vielleicht

bei der Landschaftsmalerei angebracht sein mögen?! Fühlt man denn nicht die geistige und seelische Verödung, der unsere Kunst anheimfallen müßte, wenn alles das, was diese kritische Richtung als „literarisch“ abzutun pflegt, aus ihr gestrichen werden würde? Man soll doch nicht das eigene Unvermögen zum Gesetz erheben. Und die Tatsache, daß die meisten Künstler auf diesem Gebiete scheitern, beweist nichts gegen das Gebiet, sondern nur für seine Schwierigkeit. Davon kann man ja allerdings auch in dieser Ausstellung reichliche Proben erhalten. Die Nachfolger Menzels haben von seiner geistigen Größe fast nichts. Auch Skarbina nicht; Schöbel wirkt ganz als äußerliche Dekoration. Weit sympathischer erscheint C. Seiler, weil er anspruchsloser ist, sich weniger an die Ergründung der Menschen als an die Darstellung des Gesamtmilieus hält. Vielleicht ist er ein Schüler von Fritz Werner, von dem die Ausstellung allzu wenig und nicht eben Charakteristisches zeigt, obwohl er die Umwelt Friedrichs des Großen am meisterhaftesten von allen dargestellt hat.

Ein ergreifendes Bild und ein glänzendes Stück Malerei ist Arthur Kampfs Friedrich der Große in der Kirche zu Charlottenburg, während seine Ansprache Friedrichs an die Generäle durch die bei Kampf häufig zu starke Betonung der Geste etwas Theatralisches bekommt. Als Beispiel der ganz hohlen Historienmalerei, die im Grunde nur die Erzählung einer Anekdote ist, kann man Hermann Kaulbachs „Friedrich der Große und Sebastian Bach“ bezeichnen.

Von den vielen Stichen, die ja zum guten Teil nach bekannten Gemälden sind, ist mir ein Blatt von Bock aufgefallen, „Der Tod Friedrichs des Großen“, das, als Ganzes und auch in manchen Einzelheiten von einem fast rührenden Ungeschick, geradezu ergreifend wirkt in der im Stuhle in sich selbst hineingesunkenen Gestalt des hingeschiedenen Königs.

Am schwersten finden wir heute ein Verhältnis zu den Schlachtenbildern. Das hängt nicht mit dem Wachsen der Friedensstimmung zusammen, sondern mit einer doch recht erfreulichen Entwicklung des künstlerischen Sehens. Um von einem Schlachtenbild etwas zu bekommen, müßte es entweder starke malerische Reize haben, die sich sicher aus der Buntfarbigkeit des reichbewegten Menschenbildes gewinnen lassen, oder wir müßten menschlich stark gepackt werden. Beide Bedingungen erfüllt in höchstem Maße das oben genannte Bild Menzels: „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“. Für uns ist da nicht nur der König der Held einer Tragödie, die wir aus dem ganzen Bilde herausspüren, sondern jeder der einzelnen Soldaten und Offiziere ist Miterleber, Mitentscheider dieses tragischen Vorganges. So tritt die Empfindung einer Schlachtschilderung ganz zurück, und es bleibt das starke Gefühl, daß sich hier das Schicksal dieser Menschen, die der Künstler uns durch seine kräftige Individualisierung nahebringt, entscheidet.

Dagegen bewirken auf den großen Bildern Röchlings die vielen gefallenen, blutüberströmten Soldaten nach meinem Gefühl nur Widerwillen. Ich spreche jetzt von den ausgeführten Gemälden. Die Skizzen besitzen manchen malerischen Reiz und wirken vor allen Dingen durch die Wucht der Bewegung. Das alles geht für mein Gefühl bei der Ausführung verloren. Der ältere W. Camphausen läßt uns, wie ja die damalige Düsseldorfer Schule über-



haupt, malerisch ganz kalt. Aber in einem Bilde wie „Nach der Schlacht bei Leuthen“ weiß er uns doch in die menschliche Ergriffenheit der Dargestellten mit hineinzuziehen.

Den Beschluß des Rundganges macht man am besten mit den Zeichnungen Menzels zu den Werken Friedrichs des Großen. Das ist doch die stärkste Wirkung, die der König in der Kunst ausgelöst hat, einmal als künstlerische Leistung an und für sich betrachtet. Es ist doch wohl nur dem ausgesprochen preußischen Geiste möglich, diese ganz einzigartige Verbindung von Wissen und Phantasie, von scharf zersetzender, rein verstandesmäßiger Analyse und kühn zusammenfassender, schauseliger Gestaltungskraft zustande zu bringen. Daneben aber ist es auch ein beredtes Zeugnis für die Zaubermacht der Persönlichkeit Friedrichs, gerade einen Mann wie Menzel, dem so alles zum Enthusiasten fehlte, derartig in den Bann seines Wesens hineinzwingen zu können. Hier zeigt sich beglückend für alle Zeiten: ein Leben, das so stark Inhalt gewesen ist, daß alle noch so mannigfachen Erscheinungen nur Ausdruck dieses Inhalts bildeten, vermag immer wieder zum Inhalt des Lebens zu werden, der dann aus dem Geiste der anderen Persönlichkeit heraus — denn zwischen Friedrichs und Menzels Persönlichkeit sind sicher nur wenig Ähnlichkeiten zu finden — zu neuer überzeugender Form gebracht werden kann. Darin liegt die Wahrheit des Wortes, daß die große Persönlichkeit das höchste Glück ist für uns Menschenkinder. Weniger für den, dem sie verliehen — denn schwer lastet sie zumeist auf dem zerbrechlichen Gefäß, als das der Mensch nun einmal in der Welt steht —, aber für uns andere, die wir an ihr uns erbauen, an ihr uns stärken und bereichern für alle Zeiten.



Bilderwerke

Eine sehr rege Tätigkeit entfaltet der unter der geistigen Leitung von David Koch stehende Verlag für Volkskunst Richard Keutel in Stuttgart. Mit besonderer Freude wird man es gerade angesichts dieser volkstümlichen Zwecke begrüßen, daß es bei den neuesten Veröffentlichungen gelungen ist, die Farbe in den Dienst billiger Kunstgaben zu stellen. Es sind fünf Hefte zu je zehn farbigen Bildern in der beträchtlichen Bildgröße von etwa 16×25 cm erschienen, die gut kartoniert je 4 *M* kosten. Jedem Hefte ist ein einführender Aufsatz aus sachkundiger Feder beigegeben. Die Blätter sind übrigens ebenfalls einzeln und auch gerahmt zu beziehen und bilden dann einen ausgezeichneten Wandschmuck. Wir erhalten zunächst zwei Hefte von Ludwig Richter mit Einleitungen von Prof. Dr. Vogel in Leipzig. Der Maler Richter wird auch heute noch manchem eine Überraschung sein, der den Zeichner und Illustrator längst liebt. Das erste Heft bringt neben bekannten Stücken wie der Brautzug im Frühling, die Überfahrt am Schreckenstein, die Christnacht, auch weniger bekannte Bilder, unter denen die zarten Aquarelle „Mein Nest ist das best'“ oder „Auf Bergeshöh'“ und der farbig überraschend kräftige „Sonnenuntergang“ genannt seien. Im zweiten Heft erhalten wir einige der italienischen Landschaften Richters, daneben den eigenartigen Harfner, den lauschigen „Ritt durch den Wald“ und die ergreifende „Rast unterm Kreuz“.

David Koch führt den Band Theodor Schüz ein, dessen prächtige, gesunde, tiefempfundene Kunst dem Volke noch viel bekannter werden muß. Auch hier findet sich neben Bekanntem weniger Verbreitetes, darunter das durch edle Haltung und Farbenton ausgezeichnete Blatt „Predigtzuhörer vor der Kirche“. Auch von Eugen Burnand, für dessen große Zeichnungen zu den Gleichnissen David Koch begeistert geworben hat, erhalten wir hier zehn Blätter, die den romanischen Schweizer auch als hervorragenden Farbenmeister erweisen. Die ergreifende „Einladung zum Gastmahl“ eröffnet das Heft, das prachtvolle Bild „Der verlorene Sohn“, das als Zeichnung weit verbreitet ist, schließt sich an; bei uns durch Reproduktion auch wohl bekannt ist das „Hohepriesterliche Gebet“, in dessen lichter, kühler Farbengebung die dunkle Glut des Weges nach Golgatha einen wuchtigen Gegensatz bildet. Tief ergreifend und als psychologische Ergründung religiöser Männertypen gerade durch die unaufdringliche Realistik außerordentlich wertvoll sind die „Jünger Christi am Abend vor Ostern“. Blätter wie der „Landmann“, die „Ährenleserin“ und „Feuersnot“ mit der prächtigen Juralandschaft sind ungemein sprechende und eindrucksvolle Zeugnisse des Volkslebens im schweizerischen Jura, das im Grunde trotz der ja meist französischen Sprache deutschen Charakter hat. Das durch die hinreißende Wucht des Vortrags und die zwingende Gewalt der Stimmung längst berühmte Bild „Die Flucht Karls des Kühnen“ beschließt den Band, der für die Einführung Burnands in Deutschland sicher gute Werbearbeit verrichten wird.

Eine besonders freudige Überraschung bringen dann die Tagebuchblätter von Wilhelm Steinhausen, mit Vorwort von W. Schäfer. Zehn offenbar ganz vor der Natur fertiggemachte Landschaften von einer wunderbaren Zartheit der Stimmung, voll eines süßen Friedens und von einem Reichtum der Farbe, einer so meisterhaften Gliederung des Raumes durch großzügige Linienführung, daß ich diese Veröffentlichung zu den glücklichsten und beglückendsten Gaben rechne, die mir seit langem in die Hände gekommen sind.

Nur 1.50 ℳ kosten im gleichen Verlage einfacher ausgestattete, im Format gleich große Hefte, die die Bilder in sehr guten schwarz-weißen Autotypien zeigen. Die Hefte sind Eugen (es ist nicht einzusehen, weshalb unsere deutschen Veröffentlichungen die Schreibweise Eugène beibehalten) und Eduard von Gebhardt. Das dem ersteren gewidmete Heft bringt zweiundzwanzig Bilder, von denen ein Drittel den herrlichen „Gleichnissen“ entnommen ist. Das Gebhardtheft enthält zwanzig Bilder, die eine übersichtliche Vorstellung vom Schaffen des deutschen Meisters bieten. Das Heilige Abendmahl (zweimal), die Bergpredigt (in beiden Fassungen), die Hochzeit zu Kana, Auferweckung des Lazarus, zeigen den Kirchenmaler; Christus und Nikodemus, Der verlorene Sohn u. a. führen in die religiöse Intimität. Pms

Unter dem Titel „Altmeister der Kunst“ bringt der Verlag W. Spemann ein neues Unternehmen, von dem als erstes Heft Giorgione vorliegt. Auf vierzehn Tafeln werden die bedeutendsten Werke des Meisters vorgeführt, Georg Gronau hat eine größere Einleitung und Erläuterungen zu den einzelnen Bildern beigesteuert. Die Reproduktionen sind sehr scharf und sorgfältig, das ganze Heft macht einen sehr guten Eindruck, enthält aber leider nichts über die weiteren Pläne für die Ausgestaltung des Unternehmens.

Als großes Sammelunternehmen ist auch eine Veröffentlichung im Verlage Vita zu Berlin-Charlottenburg geplant, das unter dem Titel „Leuchtende Stunden“ eine Reihe schöner Bücher von Franz Görke herausgeben wird. Jeder Band ℳ 1,75. Es liegen bisher zwei vor: Johannes Trojan plaudert in seiner immer anmutenden, kenntnisreichen Art über „Unsere deutschen Wälder“. Es sind halbwissenschaftliche Plaudereien über die verschiedenen Bäume, dann mehr poetische Stimmungsbilder über Einschlafen und Erwachen des Waldes und dergleichen. Vom Waldsee wird erzählt, von Waldgeistern; die Reste des Urwaldes werden gedeutet und der schwere Kampf, den der Strandwald zu führen hat, eindringlich geschildert. Dem Buche sind nun als sehr reicher Bildschmuck 97 Abbildungen nach Künstlerphotographien beigegeben. Die Bilder sind durchweg technisch ein-

wandfrei, manche von ihnen von hoher malerischer Schönheit. Daneben beanspruchen sie natürlich einen besonderen Wert als ganz treue Naturdokumente. — Der zweite von Georg Hermann besorgte Band heißt „Aus guter alter Zeit“, ein für diesen Zweck recht unglücklich gewählter Titel. Denn es handelt sich in Wirklichkeit um allerlei schöne und charakteristische Architekturen aus unserem deutschen Vaterlande. Wer viel wandert und vor allen Dingen auch die Gewohnheit hat, bei weiteren Fahrten durch unser Vaterland einmal den Schnellzug für einige Stunden zu verlassen und rasch einen Rundgang durch ein abgelegenes Städtchen zu machen, in das einen der Verkehr sonst nie hinführt, der weiß, wie überreich Deutschland an ganz köstlichen Bauwerken ist, die bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts reichen. Unser Volk hat da doch auch eine Raumkultur besessen von ganz ausgeprägter Eigenart, die bei glücklicher Ausnutzung der reicheren Mittel, die uns seit zwei Menschenaltern zur Verfügung stehen, zu sehr schönen Zielen hätte führen können. Leider ist die Entwicklung in ganz andere Bahnen gelenkt worden, und heute, wo langsam die Besinnung in immer weiteren Kreisen erwacht, sind wir an die Opfer für den Götzen Verkehr so gewöhnt, daß es zumeist bei platonischen Protesten gegen die Zerstörung des ererbten Gutes bleibt. Da könnten derartige Bücher recht gut wirken. Die Hefte kosten trotz des reichen Bildschmucks nur ℳ 1,75.

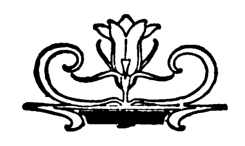
Überraschend ist es, daß bei der steten Wühlarbeit unserer Kunsthistoriker immer wieder ganz Naheliegendes wie Neuland entdeckt werden kann. So hat der Berliner Verlag von Erich Baron jetzt drei Hefte mit Zeichnungen von Rudolf Töpffer, dem bereits von Goethe hochbewunderten romanischen Schweizer, herausgebracht, die allen Freunden eines phantastischen zeichnerischen Humors eine große Freude bereiten werden. Die Kritik war rasch bei der Hand, Töpffer in eine Parallele mit Wilhelm Busch zu stellen. Ich finde das recht äußerlich. Töpffer ist im Gegenteil zu Busch ganz und gar Phantast, der seiner Fabulierlaune mit dem Stift die Zügel schießen läßt. Er hebt einfach die Bedingungen der Wirklichkeit auf und stellt in diese „freie“ Welt nun richtige kleine Menschlein ein. Dadurch haben diese Menschen Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen, was aber nun gar nicht pessimistisch oder derb satirisch ausgedeutet wird, sondern nur zu jenem verständnisinnigen Augenzwinkern und schallenden Gelächter Anlaß gibt, das der Romane von des alten Rabelais Zeiten an als ein besonderes Kennzeichen seines Geistes besitzt. Es ist niemals feinere Gauloiserie geschrieben worden, als Töpffer sie gezeichnet hat. So kann man wieder mit dem gleichen Ergötzen diese drei Hefte, „Das kecke Lüftchen“ (217. Illustration), „Das geliebte Ding“ (219. Illustration) und „Die Weltreise“ (210. Illustration) durchblättern und sich über diese geistreichen Harmlosigkeiten und so naiv vorgetragenen Bosheiten erfreuen. Die deutsche Bearbeitung des im Grunde überflüssigen Textes ist nicht immer ganz glücklich, am wenigsten dort, wo sie gewaltsam zu modernisieren strebt.

Von Wilhelm Busch selbst liegt ein neuer, der dritte Teil der Sammlung seiner Zeichnungen für die Fliegenden Blätter vor, unter dem Titel „Kunterbunt“ (München, Braun & Schneider, 5 ℳ). Diese Schnurren, die zum Teil in Buschs Frühzeit zurückreichen — es wäre übrigens recht willkommen gewesen, wenn ein Inhaltsverzeichnis die genauen Jahreszahlen mitgeteilt hätte —, zeigen schon jetzt den späteren pessimistischen Humoristen. Daneben finden sich allerdings auch manche ganz harmlosen Witze und mancher gutmütige Ulk.

Als ein köstliches Menschenkind, voll eigenartig tiefen Willens, das durch völliges Einssein mit seiner Welt zu einem beseligenden Humor gelangt ist und nun mit einer ganz seltsamen Mischung von kindlichem Tiefsinn und gläubiger Naivetät die Geschichte seiner Phantasie vorträgt, zeigt sich in jedem Buche aufs neue Johanna Beckmann, die für mein Gefühl mit Silhouetten alles weit hinter sich läßt, was auf diesem Gebiete vor ihr geleistet worden ist. Ich habe auf die Künstlerin im Türmer schon wiederholt hingewiesen und kann nur auch jetzt wieder sagen, daß sich hier eine Schärfe der Naturbeobachtung, ein völliges Verwachsensein mit der Pflanzenwelt, dem Kraut- und Wurzelwerk, dem Dorn- und Heckengestrüpp offen-

bart, wie kaum anderswo in unserer Kunst. Ein solches Hineinleben in die Natur muß zu einem Leben mit derselben führen, für das die Belebung der Natur mit Menschen geistähnlichen Wesen ganz natürlicher Lebensausdruck ist. So sind denn eben Johanna Beckmanns Wichtelmännchen keine aus der alten Märchenwelt übernommenen Requisiten, sondern wahrhaftige lebendige Wesen, von denen wir großen Menschen mindestens eben so viel lernen können wie von den Kindern, ja noch ein bißchen mehr, weil diese Wichtelmännchen natürlich viel gescheiter sind und vor allen Dingen unendlich beweglicher im ganzen Weltreich der Natur. So haben sie uns denn auch eine Fülle bester Lehren und Erkenntnisse zu vermitteln über das Zufriedenwerden (Berlin, Arthur Glaue, Verlag, vorm. Alex. Duncker; geb. 5 M). Die ganze Liebenswürdigkeit und Eigenart der künstlerischen Persönlichkeit Johanna Beckmanns offenbart sich dann auch in ihrem neuesten Büchlein „Die schwarze Kunst“ (Verlag wie oben), worin in köstlicher Weise vom Entstehen dieser Silhouettenbilder geredet ist und so etwas wie ein Lehrgang des Schattenschnittes mitgeteilt wird. Es ist schier ein Wichtelmännchenstreich, einem so vorzureden, daß die ganze Sache eigentlich sehr einfach sei, so daß es wohl jeder, der wirklich lernen will, auch lernen könnte. Das Schattenbilderschneiden wohl schon, aber um sich so ein Welt- und Lebensgebiet zu erobern, das in dieser Kunst den Ausdruck findet, dazu muß man schon zu den Auserwählten gehören wie Johanna Beckmann, und deren gibt es nach dem alten Worte selbst unter den Berufenen nur wenige.

Eine bedeutsame Veröffentlichung ist der „Totentanz“ von Hans Meyer, dem Professor an der Akademie der Künste zu Berlin. Schon seit mehreren Jahren sah man auf Ausstellungen Radierungen dieses Künstlers, die dem alten Lied vom Totentanze neue Variationen abgewannen. Unbedingt sicher in der Zeichnung, besonders glücklich in der Landschaft, waren hier Bilder dargeboten, die zum Teil auf tiefer Reflexion beruhten, vielfach aber auch ein starkes sinnliches Sehen verrieten. Nun hat sich der Künstler entschlossen, auch jene Zeichnungen zu diesem unerschöpflichen Gegenstande, zu deren radiermäßiger Ausführung er die Zeit nicht gefunden hat, gemeinsam mit den früheren in einer billigen Veröffentlichung der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Und so liegen jetzt im Verlag von Boll & Pickardt zu Berlin in einem stattlichen Foliobande die dreißig Bilder in gutem Autotypiedruck vor. So kann denn dieses Werk, in dem ein Künstler die tiefsten Erkenntnisse seines Lebens niedergelegt hat, seine Wirkung auf Geist und Gemüt nachdenksamer Menschen ausüben. Gerade weil es zumeist die Nachdenksamen sind, die für solche Kunstveröffentlichungen überhaupt in Betracht kommen, bedauere ich, daß den Bildern die Gedichte beigegeben sind, in denen der Künstler den Gedankengehalt seiner einzelnen Schöpfungen in Worte zu fassen suchte. Ich bedauere das weniger deshalb, weil die Verse durchweg wenig gut sind, als weil der Betrachter nun unwillkürlich zunächst die Verse liest und dadurch eigentlich um das Beste betrogen wird, nämlich das Selber-sich-Hineindenken in die Bilder, das Selber-herausholen-können des doch für den einzelnen verschieden abfärbenden Gehaltes. Es ist schon schlimm genug, daß sich neben jedes Bild, das wir sehen, der Künstler stellt, der es uns erklärt. Die Künstler sollten ihre Werke nicht so vergewaltigen.



Zu unseren Bildern

Durch die Sommerausstellung 1910 der „Künstlervereinigung Dresden“ wurde eine weitere Öffentlichkeit auf den damals dreiunddreißig Jahre alten Wolfgang Müller, der für die Zeichnung seiner Bilder die zusammengezogene Schreibform seiner Namen wählt, aufmerksam. Die drei Bilder „Der Schlittschuhläufer“, der „Krivan“ und „Der Einsame am Meer“ weckten durchaus nicht einhellige Zustimmung, aber sie duldeten auch keine Gleichgültigkeit. Denn hinter diesen Bildern steht ein Mensch, der aus ihnen spricht. In einer Zeit, die für weite Kreise „das Malen um des Malens willen“ als Losung ausgegeben hat, wirken solche Naturen, denen Farben und Pinsel Mitteilungsmittel ihres Innern sind, als eigenwillig und sondertümlich.

Drei Bilder voll stärksten Einsamkeitsgehaltes, — der sie geschaffen, mußte auch ein Einsamer sein, der sich seine eigenen Wege suchte. Das hat Wolfgang Müller getan, trotzdem er als Sohn des seinerzeit wohl angesehenen Landschafters C. W. Müller geradezu ins künstlerische Handwerk hineingeboren wurde. Die Linie führt zurück auf Ludwig Richter, als Lehrer des Vaters. Daß bei solcher Ahnenreihe die heute vielfach betonte Gleichgültigkeit gegen die Zeichnung nicht wohl aufkommen konnte, ist leicht erklärlich; sie ist Rückgrat aller Arbeiten Wolfgang Müllers, der aber auch zur Farbe ein eigenartiges und persönliches Verhältnis in längeren Lehrjahren bei Dekorationsmalern gewann. Die handwerkliche Vorbildung, in der wir heute die Erlösung von unserem akademischen Kunstjammer erblicken, ist also W. Müller zuteil geworden.

Einsamkeit — auf weiten Wanderungen durch abgelegene Landstriche, durch langen Aufenthalt in weltfernen Winkeln hat der Künstler jenes tief innerliche Verhältnis zur Natur gefunden, das auch aus jenen seiner Werke spricht, die nicht in allen Teilen und in jedem Betracht als vollgültige Lösung der gestellten Aufgabe wirken. In die Einsamkeit der wilderhabenen Bergwelt führt „Der Krivan“ aus der Hohen Tatra. Die fahle Beleuchtung durch Sonnenstrahlen, die sich in diese menschenleere Öde nur verirrt zu haben scheinen, erhöht noch die Düsternis, die von den schweren Formen der Berge, den verlorenen Gründen der Seen ausgeht.

Im „Schlittschuhläufer“ und im „Einsamen am Meer“ haben wir den Menschen in der Einsamkeit, in die er geflohen ist vor der Welt. Aber während die Wogen ihr urgewaltiges Lied einem Unglücklichen in die verdüsterte Brust singen, ist der Schlittschuhläufer höchst gespannte Kraft, ein kühner Eroberer unbekannter Welten.

Nicht in die Ferne brauchen wir zu schweifen, die höchste Schönheit der einsamen Nacht in ihrer königlichen Größe, ihrer phantasiegesegneten Ruhe zu genießen. Zwei der Bilder, in denen der Künstler ihr seine Huldigung darbringt, zeigt unser Heft.

Alle diese Bilder zeugen lebhaft von einem starken dekorativen Empfinden, dem man wohl wünschen möchte, daß es sich einmal an der Bemeisterung großer Flächen versuchen dürfte.

Die kleine Skizze „Himmelsschlüssel“ (— sie ist fast in den Maßen des Originals wiedergegeben —) atmet die herbe Süße des jungen Lenzes, dem selber wieder entgegenzugehen das Glück dieser wachsenden Tage ist. St.





Rhythmus und musikalische Erziehung

Von Dr. Karl Storck

Es sind persönliche Erfahrungen und Erlebnisse, durch die ich mich kunstmoralisch verpflichtet fühle, nach Kräften für die Verbreitung der dem Namen nach weitbekannten rhythmischen Erziehungsmethode von Jaques-Dalcroze einzutreten. Erlebnisse und Erfahrungen. In allen Erziehungsfragen haben nur sie Wert. Mit abstrakter Theorie ist da gar nichts zu erreichen, am allerwenigsten auf dem Gebiete der Kunsterziehung. Die seelischen und auch die körperlichen Grundlagen und Voraussetzungen der künstlerischen Tätigkeit sind so geheimnisvoll, daß es niemals gelingen wird, auf rein verstandesmäßigem Wege in ihr Wesen einzubringen. Wir können nur versuchen, auf Grund gesammelter Erfahrungen und Beobachtungen die Wechselbeziehungen aufzudecken und durch Vergleich mit verwandten Erscheinungen den Schleier etwas zu lüften.

Unsere Auffassung von Rhythmus ist im Laufe der Zeit recht oberflächlich und äußerlich geworden, und zwar auch auf musikalischem Gebiete. Auf dem Gebiete der bildenden Künste hatten wir das rhythmische Gefühl überhaupt eingebüßt, und die Anwendung des Wortes wirkt hier mehr im übertragenen Sinne. Die Sprache freilich, in der Ausdrücke wie „Rhythmus des Lebens", „Rhythmus in der Natur" noch immer geläufig sind, zeigt, daß es Zeiten gegeben hat, die tiefere Beziehungen erkannten, und daß wohl auch bei uns im innersten Gefühl noch Empfindungen schlummern, die wieder fruchtbar werden können. Ich glaube, daß wir in einer Zeit des Wiedererwachens dieser Empfindungen leben.

Zählen! Zählen! schreit der Musiklehrer dem übenden Schüler ins Ohr. Schlechtes Zählen, Unsicherheit im Takt, Verwischen der Zeitwerte beobachten wir sogar bei einem sehr großen Teil öffentlich auftretender Berufsmusiker. Für alle diese Leute fällt Rhythmus eigentlich zusammen mit mechanischem Taktieren, wie es ein Metronom auch verrichten kann, und der seinen Schüler zum Zählen

anhaltende Musiklehrer versucht auf dem denkbar äußerlichsten Wege, diesem Menschenkinde den Rhythmus als eine Art von Ordnungsmittel beizubringen, während sein innerliches Vorhandensein die Vorbedingung ist des musikalischen Ausdrucks.

Als Hans von Bülow das Wort prägte: „Im Anfang war der Rhythmus“, hätte er dem ihm vorschwebenden biblischen Vorbilde weiter folgen und sagen können: „Im Anfang war der Rhythmus. Und der Rhythmus war bei der Kunst, und die Kunst war der Rhythmus.“ Sicher ist der Rhythmus das ursprünglichste Kunstelement und das erste Kunstmittel des Menschen.

Wie hat der Mensch zur Kunst kommen können?

Die Anfänge müssen zum Geheimnisvollsten gehören, was den Menschen widerfahren ist, so geheimnisvoll wie der Ursprung der Welt, wie die ersten und letzten Fragen des eigenen Daseins. Darum hat der Mensch überall in seinen Mythologien einen Platz für die Entstehung der Kunst. Sie ist eine Erfindung der Götter und wird von ihnen auf irgendeinem Wege zu den Menschen gebracht.

Was die Vertreter des Entwicklungsgedankens über die Anfänge der Kunst zu erforschen vermochten, ist kaum weniger geheimnisvoll. Denn die Erklärung dieser Erscheinungen mit „Trieben“ verschiedenster Art ist im Grunde doch nur ein Arbeiten mit Worten. Woher kamen die Triebe, und warum führten sie zur Kunst? Eines freilich scheint mir klar und findet die allerdings sehr abgeschwächten Parallelerscheinungen im Leben der Völker, im Leben des einzelnen, im Dasein des Kindes bis auf den heutigen Tag: *Kunst ist Überschuß des Lebens.* Sie muß nicht sein, sie ist eine Verschwendung des Menschentums und wird nur dort zur Notwendigkeit und damit auch allein echte Kunst, wo so viel Besitz aufgehäuft ist, daß seine Entladung notwendig wird.

Wir wollen die Vorstellung einmal ganz roh begrifflich zu fassen suchen, und dürfen deshalb auch das etwas abgegriffene Wort „Kampf ums Dasein“ ausmünzen. Wenn Leben, und das ist „Dasein“, der ursprünglichste Beruf des Lebewesens ist, so ist es auch natürlich, daß die verliehenen Kräfte zunächst für diesen Urzweck verwendet werden. Man hat vom Kampf ums Dasein gesprochen, weil sich dieser natürlichsten Betätigung des Lebewesens die verschiedenartigsten Schwierigkeiten und Hemmungen entgegenstellen. Es muß aber der Augenblick eintreten, wo die vom Lebewesen angesammelten Kräfte für diesen Kampf ums Dasein nicht mehr aufgebraucht werden. Damit muß sich das *Wonnegefühl des Daseinsbesitzes* einstellen, und dieser Augenblick ist die Geburtsstunde auch der Kunst. Auch der Kunst, denn es gibt ja andere Formen, diesen Kraftüberschuß zu entbinden, loszuwerden. Selbst die Tierwelt bietet uns hier Beispiele genug, darunter auch Betätigungen, die man wohl mit denen der menschlichen Kunstanfänge in Vergleich stellen kann. Andererseits können wir beim Menschen bis auf den heutigen Tag viele Äußerungsformen dieses gesteigerten Lebensbewußtseins beobachten, wo diese Entladung der überflüssigen Kräfte etwas Tierisches hat. Viele Roheitsakte „ungebildeter“ Menschen, deren „Unbildung“ eben darin liegt, daß sie nicht gelernt haben, mit sich und ihren Kräften noch etwas anderes anzufangen, als die gewöhnliche körperliche Arbeit, beruhen auf diesem

Kraftüberschuß. Wüstes Toben, Raufen, Schreien und Brüllen ist für viele Bewohner auch der Kulturländer der Wonneausdruck solcher Stunden. Man ist sogar dazu gekommen, dieses Toben gewissermaßen in ein System zu bringen; man denke an das Amoklaufen, das Rasen der Derwische, die vielfachen Selbstverstümmelungen als Entladungen fanatischen Gottesdienstes und dergleichen. Aber vom strampelnden Kind über den in sinnlosen Körperverrenkungen rasenden Neger zu all den wüsten Tobereien kraftstrotzender Bauernburschen geht das eine Gemeinsame, daß überschüssige Kräfte sich zu entladen suchen, daß diesen gewissermaßen im Körper eingeschlossenen Kräften ein Ventil geöffnet werden mußte.

Der menschliche Körper als Behälter der Kräfte ist gleichzeitig ihr Auslöser. Der Mensch ist in sich selbst Subjekt und Objekt dieser gesteigerten Lebensbetätigung. Daß diese Sinn erhalte, daß aus dem betäubenden Austoben in beseligendes Sich-Ausleben werde, dazu bedarf es eines Mittels, wodurch der Mensch nicht Beute, sondern Herr der überschüssigen Kräfte wird, wodurch er diese in den Dienst seines Willens stellt. Dieser Wille zielt auf Erzeugung von Lust und Wonne: Nicht mehr Lebensnotwendigkeit, sondern Lebensüberfluß; nicht mehr materielles Dasein, sondern Kunst. Das Mittel, das dem Menschen sich zu diesem Behufe einstellt, ist der Rhythmus.

Der eigene Körper ist für jeden Menschen das nächstliegende Instrument der Betätigung. Die Bewegung des Körpers ist die natürlichste Art der Auslösung jenes Übermaßes angehäufter Kräfte. Die beherrschte, bewußt in den Dienst der Freude und Beglückung gestellte Körperbewegung ist der Anfang der Kunst. Der Rhythmus ist das Mittel zur Beherrschung der Körperbewegung. Seine ordnende Kraft erschließt und regelt die unendliche Mannigfaltigkeit der Bewegungsmöglichkeiten. In dieser Ordnung liegt die erkennbare Gesetzmäßigkeit dieser Bewegungen, ihre festzulegende Regelung, damit die Möglichkeit zur Wiederholung der einmal in ihrer Schönheit erprobten, gefallenden und beglückenden Bewegung zu jeder beliebigen Zeit. Darin ferner das Mitteilungsmittel dieser Bewegung an andere, die Möglichkeit, eine Masse in der gleichen Bewegung zu vereinigen, also die Herstellung jenes sozialen Gemeinbewußtseins, das eines der stärksten Antriebsmittel und eine der beglückendsten Wirkungen aller Kunst ist.

Der Mensch hat diese außerordentliche Kraft des Rhythmus früh erkannt, und eingesehen, daß sie nicht nur dazu ausreicht, das Glücksgefühl der überschüssigen Bewegung zu erhöhen, sondern auch das Unlustgefühl der daseinsnotwendigen Körperleistungen zu mindern. Am Anfang aller menschlichen Kultur steht mit der Arbeit die rhythmische Regelung der Arbeitsbewegung, zumeist in der Form des Arbeitsliedes.

Mit diesem Worte berühren wir die Verbindung von Rhythmus und Musik.

Diese Verbindung von Rhythmus und Ton muß sich wohl beinahe gleichzeitig mit der Erkenntnis der rhythmischen Kraft eingestellt haben. Einmal ist neben der Körperbewegung die menschliche Stimme ein unbewußt sich öffnendes Ventil für jene überschüssigen Kräfte, die wir als Urgrund der er-

höhten und damit auch künstlerischen Lebensbetätigung erkannt haben. Meist sind ja alle die geschilderten Körperbewegungen mit Schreien und Jauchzen verbunden. Dann aber besitzt der Ton ein Gemeinsames mit der Bewegung in seiner Fähigkeit zur Abgrenzung der Zeit, worin er aufs genaueste mit der Bewegung übereinstimmen kann. Darüber hinaus ist der Ton, und sei es in den einfachsten Formen des Klatschens, Stampfens oder Rufens, das einfachste Mitteilungsmittel des Rhythmus an andere. Die Verbindung von Bewegung und Ton der Menschenstimme zeigt sich uns also als eine denkbar ursprüngliche Form menschlicher Betätigung, nach beiden Richtungen hin bedeutsam, daß sowohl im einzelnen Menschen beides vereinigt ist, wie daß auch darin die Mitteilungsmöglichkeiten bis zur größten Gesamtheit gegeben sind.

Ja, im Anfang war der Rhythmus. Auch für die Musik gilt dieses Wort, wenn auch Rhythmus allein noch nicht Musik ist. Auf daß Musik entstehe, muß sich der Rhythmus dem Melos einigen. Melos ist die höchste Ausnützung der Fähigkeit der Menschenstimme zum Auf und Ab in der Höhe und in der Tonstärke. Auch diese Fähigkeiten der Stimme offenbaren sich am stärksten im Affekt, und der Rhythmus übt hier die gleiche ordnende Kraft aus wie bei den Bewegungen. Durch ihn vermag der Mensch diese höchsten Äußerungen seiner Stimme genau so zu beherrschen und zur beliebigen Verwendung bereit zu halten, wie die Bewegung des Körpers. Der Rhythmus war dann wohl das Bindeglied, das der Melodie als weiteres Element die Verschiedenartigkeit der Zeitwerte der einzelnen Töne hinzufügte. Die Melodie ist bei allen Naturvölkern, aber auch bei der Kunstmusik der Griechen, im Grunde niemals etwas anderes gewesen, als dieses rhythmisch geordnete Nacheinander von Tönen.

Es steckt noch eine andere Kraft in der Melodie, eine Kraft, die im Wesen des Tones liegt und sich in einer von den größten Teilen der Menschheit noch heute nicht geahnten, langsam im Laufe der Zeit erschlossenen Herrlichkeit offenbarte, in der Harmonie der Vielstimmigkeit, im System der Wechselbeziehungen der Töne untereinander. Man geht nicht fehl, und kann es wenigstens indirekt aus der Geschichte der Musik beweisen, wenn man in der Harmonik der Töne den höchsten Ausdruck der seelischen Urkräfte der Melodie sieht. Denn wenn die Körperbewegung Ausfluß ist der gesteigerten und angesammelten körperlichen Kräfte, so die Melodie Mitteilung, Ausbruch und Ausdrucksmittel der aufgespeicherten Kräfte der Empfindungen, des Gefühls, der Seele.

So liegt unverkennbar von Anfang an in der Musik ein Nebeneinander. Die Bewegung der Töne liegt näher dem Körperlichen, das auf und Ab des Tones dem Seelischen. Auch wenn uns die vorhandene Musik es nicht bewiese, könnten wir es theoretisch erschließen, daß in dem völligen Ineinander dieser beiden voneinander wohl zu trennenden Kräfte das Höchste der Musik liegen muß. Die Geschichte der Musik selbst zeigt uns aber, daß der harmonische Ausgleich zwischen den beiden Kräften nur in den Höchstleistungen der Musik gefunden wurde.

Am stärksten ist das Nebeneinander von Rhythmus und Melos in der Musik den Griechen zum Bewußtsein gekommen, in der Theorie und in der Praxis. Das ist so weit gegangen, daß die griechischen Theoretiker, und vor allen Dingen

die Philosophen als Erzieher des Volkes, Gegensätze in diesen beiden Kräften sahen und gerade aus erzieherischen Grundsätzen zu einer heftigen Bekämpfung des Melos kamen. Wenn man die seltsame Scheu des Griechen vor den geheimen Abgründen des seelischen Lebens kennt, sein Verlangen nach klarer Wirklichkeitsgestaltung des Lebens überdenkt, ist es leicht erklärlich, daß die Verkünder dieser apollinischen Lebensgestaltung vor einer in der Melodie gebotenen Entfesselung des unbekannten, unerforschbaren seelischen Lebens sich ängstigten, daß sie dagegen im Rhythmus eine Kraft der Klarheit, der übersichtlichen Ordnung erkannten. Und die ganz einzigartige Bedeutung, die die Griechen der Musik als Lebensmacht zuschrieben, dürfte ihren letzten Grund darin haben, daß gerade wegen der in ihr notwendigen Verbindung von Melodie und Rhythmus von ihr eine ordnende Kraft auf das innere Leben des Menschen erwartet wurde. Freilich nur so lange, als das Melos den Rhythmus nicht überwucherte. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, durch die Aussprüche der Theoretiker und Philosophen, aber auch eines Dichters wie Aristophanes, dieses fesselnde Problem näher zu beleuchten.

Wir sind keine Griechen, und dürften gerade als Musiker auch dann es nicht sein wollen, wenn wir es könnten. Im Gegensatz zum Griechischen hat der germanische Geist sich kühn in die Abgründe des seelischen Lebens gestürzt. Die höchste Weisheit, das hehrste Erkennen schlummert dem Germanen in der Tiefe Dunkel. Wotan opfert ein Auge, um am Quell Mimirs zu trinken, und bändigt in Liebe Erda, um die Runen des geheimen Seelenlebens zu ergründen. Dank dieser Anlage hat das Christentum mit seiner Betonung alles Seelischen gegen das Sinnliche, mit seiner Verschiebung des Schwerpunktes aus dem Irdischen in ein mystisches Jenseits auf das Germanentum so tief gewirkt, wie auf kein anderes Volk. Und Fausts Gang zu den Müttern ist nur eine Wiederholung von Wotans Abstieg in die Tiefe.

Entsprechend dieser Veranlagung fürs Seelische ist die Entwicklung der Musik als Ausdruck seelischen Lebens und damit die Ausbildung aller Entwicklungsfähigkeiten des Tons in harmonischer Hinsicht bis zur höchsten Polyphonie, eine Leistung des Germanentums. Dagegen hat sich die germanische Musik nicht als schöpferisch erwiesen für die Ausbildung der Formen und der Rhythmen. Die lange Reihe von Tanzformen, aus denen sich auch die höchsten musikalischen Kunstgebilde der Sonate und Sinfonie herausgebildet haben, ist vorzugsweise romanische Leistung. Die Mannigfaltigkeit des Rhythmischen ist noch heute das, was uns an der slawischen Musik als eigentliche Bereicherung des Weltbesitzes erscheint. Es ist immer eine scharf hervorstechende Eigenschaft germanischer Kunst gewesen, daß die Formgestaltung als ein Bändigen des formlosen Seelischen wirkt. Bei keinem Musiker haben wir die Empfindung dieser Bändigerkraft stärker als bei dem, dessen Musik uns stärkster Ausdruck seelischen Lebens ist: Beethoven. Aber nicht zu verkennen ist, wie in diesem Überwiegen des Seelischen die Gefahr des Zerfließens, der Formlosigkeit für die germanische Musik liegt, so daß ein Mann wie Brahms, der aus dem Kreise der Romantiker hervorging, zum Zwang der Formenstrenge als bewußtem Gegenmittel griff. Kein anderer Musiker der Neuzeit scheint



mir auch so stark wie Brahms das Empfinden für die ordnende Kraft des Rhythmus besessen zu haben, und sicher hat er auch das Neuland geahnt, das uns eine aus rhythmisch-schöpferischer Genialität gestaltende Neuordnung des unendlich bereicherten seelischen Ausdrucksgebietes der Musik zu bringen vermöchte. Hier berührt sich Brahms, so seltsam das im ersten Augenblick klingen mag, mit Liszt, dem die dithyrambische Kraft des Rhythmus vom Zigeunertum her im Blute lag, der aber auch gerade bei den Zigeunern erfahren und, wie sein Buch über sie beweist, deutlich erkannt hatte, wie der Rhythmus imstande ist, auch dem völlig entfesselten, weder durch Weltanschauung noch durch Bildung gebändigten Seelenleben Ordnung zu verleihen und es so fruchtbar zu machen.

Im allgemeinen ist unsere heutige Musik ohne jedes ausgebildete rhythmische Empfinden, und zeigt auf der einen Seite die reichlich verrohte Tanzrhythmik der Operette, auf der anderen einen gerade hinsichtlich der formalen Gestaltung im ganzen und im einzelnen meist recht verblasenen und verschwommenen Charakter (sinfonische Dichtung). Man darf gern zugeben, daß diese Verschwommenheit, die als Höchstes und Einziges noch die sogenannte große Steigerung kennt (aus dem Pianissimo zum Fortissimo aller Instrumente, welchem Crescendo sich in der Regel auch eine Beschleunigung oder doch möglichste Betonung des Tempos eint), ein treues Abbild unserer seelischen Zustände ist. Man denke an die Unklarheit oder besser Verblasenheit so vieler Programme, in denen sich hinter großen philosophischen Worten ein schwächliches Eigenleben verbirgt. Es fehlt diesem seelischen Leben sowohl die Bestimmtheit des ethischen Wollens wie die Klarheit des moralischen Pflichtgefühls, zwei Eigenschaften, die sich z. B. bei Beethoven in edelster Vollendung finden.

In diesem Zusammenhange drängt sich uns die Erinnerung auf an die Feindschaft der griechischen Musiktheoretiker gegen die einseitige Pflege des Melos, an die Wichtigkeit, die die Philosophen vom volkserzieherischen Standpunkte aus einer klar ausgebildeten Rhythmik der Musik beilegten. Merkwürdig: die Denker und Dichter aller Zeiten preisen die veredelnde, sittlich hebende Macht der Musik, — können wir Heutige, wenn wir ganz ehrlich sind, von dieser starken, versittlichenden Wirkung der Musik auf jene Kreise, die sich ihr besonders widmen, sprechen? Ich fürchte: nein. Auch die öffentlichen Klagen über das Gegenteil sind heute nicht mehr selten. Wie sollte auch eine Kunst, die in sich selbst haltlos ist, die selber ihrer höchsten ordnenden Kraft entbehrt, einen sittlichen Einfluß ausüben können? Muß nicht im Gegenteil ein so fessellloses, nirgendwo die Macht des Beherrschers offenbarendes Seelenleben oder auch die übliche Veräußerlichung in eine spezialitätenhaft ausgebildete Technik, wie wir sie als Kennzeichen unserer heutigen Musik zumeist finden, in ähnlicher Weise auch auf Geist und Seele der sie aufnehmenden Zuhörer und noch mehr der sie ausübenden Musiker wirken?!

Stark ist jedenfalls in unserer Zeit das Gefühl dafür geworden, daß uns diese rhythmische Ordnung des Lebens verloren gegangen ist; groß die Sehnsucht, sie wieder zu gewinnen. Natürlich offenbart sich dieses Sehnen auch in den Künsten, und zwar am stärksten in der heute die Gedanken der Zeit immer zuerst verkündenden bildenden Kunst. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie



unsere Architektur einerseits aus dem Inhalt die Gliederung gewinnt, was doch eben heißt, neues rhythmisches Empfinden zu bewähren und nicht alte, nicht mehr gefühlte rhythmische Formen (Stile) zu kopieren, andererseits durch eine ganz neuartige, großzügige Linienführung sichtbaren Rhythmus der Formen anstrebt. Ich erinnere an eine gerade in ihren vielfach der Karikatur sich bedenklich nähernden Übertreibungen besonders lehrreiche Natur, wie Hodler, und an die große deutsche Bewegung der kunstgewerblichen Innenarchitektur, deren Hauptkräfte in einer die alte rhythmische Ornamentik ablösenden neuen rhythmischen Ordnung der Flächen und der sie belebenden Schmuckmittel liegen. Auch nur hinweisen will ich in diesem Zusammenhange auf die zahlreichen, allerdings meistens mehr von der bildenden Kunst als der Musik genährten, Neubelebungsversuche des Tanzes, dieser höchsten rhythmischen Äußerung des menschlichen Körpers.

Ein Sohn dieser Zeit ist auch Jaques-Dalcroze. Während die Neubewegung in der Architektur und im Kunstgewerbe wesentlich in Deutschland vor sich gegangen ist, ist Jaques-Dalcroze, gleich Hodler, Schweizer. Trotz der deutschen Namensform des Malers wirkt in ihm, wie bei Jaques-Dalcroze, das Ineinander (nicht Nebeneinander) deutscher und französischer Kultur. Es ist durchaus verkehrt, die Bewohner des Schweizer Jura, soweit sie französisch sprechen, für die romanische Rasse in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls sind sie deutschem Empfinden durchaus wesensverwandt, und haben auch in allen ihren künstlerischen Äußerungen, selbst wenn sie, wie es oft durch die Sprache bedingt wird, französische Schule genossen haben, immer einen starken germanischen Einschlag, der sie innerhalb der französischen Kunst scharf abhebt.

Für die Musik scheint mir diese Mischung gerade unter den oben charakterisierten Zeitzuständen besonders wertvoll: Ein tiefes Verständnis deutscher Harmonik eint sich mit dem starken Formgefühl, dem feinnervigen rhythmischen Empfinden des Romanen. Es liegt außerhalb dieses Zusammenhanges, die kompositorische Tätigkeit von Jaques-Dalcroze, die ich ganz anders einschätze, als es bislang die Mehrheit der deutschen Musikkritik getan hat, zu würdigen. Es genügt, auf seine „Kinderlieder" und die diesen verwandten größeren Lieder hinzuweisen, wie sie sein „Waadtländisches Festspiel" enthielt. Die letzteren sind Volkslieder geworden, heute Besitz der ganzen romanischen Schweiz, und haben damit ein Schicksal erfahren, wie wohl kaum die Kompositionen eines anderen Zeitgenossen. Die Kinderlieder haben auch in Deutschland allgemeine Anerkennung gefunden, und werden trotz der ganz unzulänglichen Verdeutschung des Textes vielfach gesungen und aufgeführt. Dieses Schicksal bekundet zunächst eine unleugbare Begabung für ins Gehör fallende Melodik, und wer den Komponisten einmal die Lieder hat begleiten hören, wird über die feine Harmonik dieser zwanglos sich entwickelnden Polyphonie entzückt gewesen sein. Es ist ein außerordentliches Glück, daß dieser Mann, der wie kein zweiter die Bedeutung des Rhythmischen in der Musik als Pädagoge verkündete und in Leben umsetzte, also durchaus nicht einseitiger Rhythmiker ist, sondern das melodische Element in so starkem Maße in sich trägt.

Entscheidend für Jaques-Dalcroze ist, daß in ihm von Anfang an die Musik als Bewegung lebte. Gerade seine Kinderlieder sind dafür das spre-

chendste Zeugnis. So war er befähigt, die vielen Neubestrebungen auf dem Gebiete der künstlerischen Körperbewegung, wie sie im wesentlichen auf Delsarte zurückgehen, in sich aufzunehmen. Im Gegensatz zu allen anderen aber, die ihre Nahrung vor allem aus der bildenden Kunst gewannen, erschloß sich ihm als Musiker die auch von uns als ursprünglichste erkannte Verbindung der künstlerischen rhythmischen Körperbewegung mit der Musik. Aber war es nun geniale Intuition oder scharfgeistige Schlußfolgerung, oder endlich die Erfahrung des Pädagogen — er begnügte sich nicht damit, Ton d a u e r und Bewegung als stete Einheit anzusehen und in seiner Erziehung anzuwenden, sondern er schloß aus dem dauernden Ineinander von Musik und Rhythmus, daß auch das andere Wesenselement der Musik, die Ton h ö h e, in innerlichster Verbindung mit dem Rhythmus stehen müßte.

Jaques-Dalcroze ist vom Musikerzieher ausgegangen und ist bis auf den heutigen Tag in allem wesentlichen Musikerzieher geblieben. Sein Augenmerk war darum von vornherein auf die Herausbildung der beiden Grundelemente der Musik, rhythmisches Gefühl und Gehörsbildung, gerichtet. Als echter Pädagoge ist er von jeher und bis heute Praktiker des Lebens gewesen. Erfahrung ist alles. Diese Erfahrungen hat er an Hunderten und Hunderten von Schülern gemacht. Sein Verhältnis zu den Schülern ist unvergleichlich. Eine einzigartige Improvisationsgabe gibt ihm bei der außerordentlichen Schwungkraft seines ganzen Wesens die Fähigkeit, jede Beobachtung des Augenblicks sofort auszunutzen und sie bis in ihre letzten Folgerungen durchzuführen.

Die erstaunlichste Seite dieser Erfahrungen liegt in dem merkwürdigen Ineinander von rhythmischer Ausbildung und musikalischem Gehörsempfinden. Beides ist auch von Jaques-Dalcroze, wo äußere Umstände es geboten, vielfach als zwei getrennte Fächer unterrichtet worden. Die Erfahrung hat aber ausnahmslos bestätigt, daß das Mit- und Ineinander viel raschere und bessere Ergebnisse erzielt, und zwar für beide Gebiete. Das klingt nur für den Theoretiker merkwürdig; der Praktiker, der sich sagt, daß der eine einzige Körper des Menschen Gefäß und Werkzeug zugleich ist sowohl für das rhythmische Empfinden und die rhythmische Bewegung einerseits, wie für das sinnliche Tonempfangen durch das Gehör, das innere Tonbewußtsein und das stimmliche Tonerzeugen andererseits, wird ohne weiteres gern annehmen, daß hier eine Fülle von Wechselbeziehungen sein muß, auch wenn sie sich theoretisch nicht einzeln nachweisen lassen.

Die Schüler von Jaques-Dalcroze vollziehen ihre unendlich mannigfachen rhythmischen Übungen ausschließlich in Verbindung mit Musik, und zwar so, daß die Musik der Gesetzgeber ist: der aus der gespielten Musik heraus gehörte Rhythmus, aber nun gesteigert bis in die kleinste metrische Dauer jeder Note, wird umgesetzt in Körperbewegung. Man kann sich vorstellen, daß auf diese Weise der Körper geradezu voller Rhythmus, aber auch voller Musik wird. Die Musik geht diesen Menschen buchstäblich in Fleisch und Blut über.

Die Öffentlichkeit hat in den letzten Jahren mannigfache Vorführungen der Schüler von Jaques-Dalcroze gesehen, die ja natürlich alle unter den Unzulänglichkeiten solcher für die Fülle des Materials zeitlich allzu begrenzten Auf-

führungen leiden. Ich selbst beobachte seit mehreren Jahren in zahlreichen Unterrichtsstunden und an einer ganzen Reihe von Schülern die Wirkungen seiner Erziehung. Und ich gestehe freudig, denn ich empfinde es als ein Glück, daß mein Erstaunen über die Ergebnisse dieser Erziehung noch immer wächst. Nun endlich wird die Musik wieder eine beseligende Macht für den Menschen. Das beglückende Gefühl, das in dieser vollen Beherrschung des Körpers durch die rhythmische Bewegung im Menschen ausgelöst wird, wirkt mit suggestiver Gewalt (zumal bei den Kindern) auf jeden Zuschauer. Es ist erstaunlich, mit welcher Raschheit und Sicherheit nach kurzer Zeit gerade die Kinder den rhythmischen Bau jedes Tonstückes erfassen, und zwar keineswegs in der rohen Auffassung von Rhythmus als Taktieren, sondern von Rhythmus als Gliederung, als Bauelement des Ganzen. Und dazu gesellt sich nun als natürliche Ergänzung das Musikhören, ein unbedingt sicheres Tongefühl, das sich fast ausnahmslos bei allen Schülern zu den Fähigkeiten steigert, die sonst nur das angeborene absolute Gehör verleiht. Ja, da diese Ausbildung systematisch geleitet wird, werden natürlich Ergebnisse erzielt, wie sie auch bei absolutem Gehör wohl nur selten vorhanden sind. Ich habe Unterrichtsstunden in Harmonielehre beigewohnt, wo von den Schülern auf Anrufen des Lehrers die schwierigsten Akkordverbindungen, Umstellungen, Auflösungen usw. vierstimmig gesungen wurden, ohne jede aufgeschriebene Note. Daß die Schüler jeden bezifferten Baß vom Blatte absingen, daß sie jede Melodie sofort singen, nach jeder beliebigen Tonart transponieren und nach höchstens dreimaligem Singen auswendig wiederholen, ist ja auch bei öffentlichen Aufführungen oft gezeigt worden.

Man kann also nur sagen, daß die nun doch schon auf eine große Zahl von Schülern sich erstreckenden Erfahrungen unbedingt sicher beweisen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit nach dieser musikalischen Erziehungsmethode der Schüler die beiden Grundelemente der Musik, Rhythmus und Tongehör, in einer Weise sich zu eigen macht, wie sie bislang vom Musikunterricht gar nicht angestrebt wurde. Das ließ man das Sonderrecht der ausnahmsweise Begabten sein, sah darin niemals ein allgemein zu erreichendes Ziel, ein Ziel.

Geradezu kindisch wirken angesichts dieser Tatsachen Einwürfe, wie man sie oft von Musikpädagogen hört, etwa von Klavierlehrern: Was hat das für eine Bedeutung für die Fingertechnik, für den Anschlag oder dergleichen? Oder vom Gesangslehrer: Was nutzt mir das alles für die Stimmbildung? Ich lasse es dahingestellt, ob nicht auch für diese technischen Sonderfähigkeiten die ersprießliche Wirkung dieser Erziehung sich feststellen lassen wird. Aber darauf kommt es ja gar nicht an. Es werden hier m u s i k a l i s c h e M e n s c h e n erzogen, für die Musik nachher ein natürlicher Lebensausdruck ist, die umgekehrt alle Vorbedingungen erfüllen, um musikalische Kunstwerke seelisch und geistig in allen ihren wesentlichen Elementen zu erfassen. Die Schulung der technischen Ausdrucksmittel ist dagegen von untergeordneter Bedeutung und leicht zu erreichen. Dafür ist unsere Musikpädagogik längst entwickelt, ja überentwickelt in zahllosen Methoden. Wenn sie trotzdem so oft scheitert, wenn sie in zahllosen Fällen nur Musiktechniker, aber keine Musiker erzielt, so liegt es eben daran, daß das Wesentlichste der

Musikerziehung so oft verkannt wird, ja daß dieses Wesentlichste der musikalischen Erziehung lediglich eine Glückssache starker angeborener Begabung bleibt.

Für die Entwicklung des Menschentums hat nicht die musikalische Technik, sondern nur die Musik als Inhalt des Lebens und Ausdruck des Lebens Wert. Diese Erziehung zur Musik und durch Musik fürs Leben ist Ziel und Leistung der Methode von Jaques-Dalcroze.



Die Erinnerungen des Grafen Zichy

Jedem Klavierspieler sind schon — und sei es auch nur in der Klavierschule gewesen — Stücke für die linke Hand allein begegnet. In der Regel sind sie auf drei Notensystemen aufgezeichnet und dienen der Schulung der sonst in herkömmlichen Begleitungsformen allzu leicht erstarrenden oder ungeschickt bleibenden Linken. Zuweilen ist bei einem solchen Stück in einer Fußnote verwiesen auf bedeutsamere Werke dieser Art und vor allen Dingen auf den Schöpfer der ganzen Gattung, den ungarischen Grafen Géza Zichy. Ältere Musikfreunde erinnern sich dann, daß in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts bis in die Mitte der neunziger hinein dieser Name zu den gefeiertsten Virtuosennamen gehörte, daß dieser ungarische Graf im Konzertsaal Triumphe feierte, die ja gewiß immer etwas Varietéhaftes behielten, weil der Spieler eben einarmig war, die aber auch von den ernstesten Musikern als wohlverdient beglaubigt wurden und bei Bekanntschaft mit den näheren Umständen dieses eigenartigen Künstlerlebens zur höchsten Achtung vor der hier bewiesenen Lebensenergie um so mehr führten, als in diesem Falle keineswegs die Not des Daseins ihre aufpeitschende Gewalt mit eingesetzt hatte. Das Repertoire dieses einarmigen Virtuosen war so umfassend, wie das irgendeines seiner mit den vollen Körpermitteln ausgestatteten Mitbewerber. Man mußte es dem Grafen lassen, daß er es verstanden hatte, in eigenartigen Bearbeitungen ohne unkünstlerische Vergewaltigung, ja ohne schmerzlichen Verlust die bedeutendsten Werke der musikalischen Weltliteratur für eine Hand zurechtgelegt zu haben, außerdem aber besaß er in durchaus wertvollen eigenen Kompositionen eine Reihe wirkungsvoller Vortragsstücke, die ihm so leicht kein anderer nachzuspielen vermochte.

Dieser Graf Géza Zichy, der vor zwei Jahren die Schwelle der Sechzig überschritten hat, veröffentlicht jetzt seine Erinnerungen unter dem Titel „Aus meinem Leben“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1. Bd. geh. 5 ℳ, geb. ℳ 6.50). Es liegt zunächst nur der erste Band vor, der bis an den Beginn der Virtuosenlaufbahn führt, auf den ich aber doch schon jetzt an dieser Stelle hinweisen möchte, weil er ganz ungewöhnlich unterhaltsam zu lesen ist. Graf Zichy ist nämlich ein ausgezeichneter Erzähler, voll glücklichen Humors mit einem wunderbaren Sinn für alle Eigenart bei anderen Menschen und selber offenbar ein so ausgezeichneter Mann und so guter Mensch, daß man in einer eigenartigen Mischung von Freude, behaglichem Genuß und Bewunderung seiner Erzählung folgt und die eingestreuten lyrischen Gedichte eigener Mache neben der prächtig fließenden und charakteristischen Prosa gern mit in den Kauf nimmt, wobei nicht ganz ausgeschlossen ist, daß einem der Herr Graf diese Gedichte mit einem verständnisinnigen Augenzwinkern vorsetzt, weil er sich selber über ihre literarische Bedeutung keinerlei Täuschung hingibt.

Ich denke mir, daß trotz der heutigen, vielfach in so boshaften Formen trinkfeindlichen Zeit einmal der Mann erstehen wird, der das ja gewiß etwas anstrengende Studium der Getränke



geistig und körperlich überdauert und dann aus umfassender Wissenschaft und mit der in diesem Fall davon untrennbaren tiefgründigen Weisheit des Welttrinkers heraus die Psychologie der Völker aus dem, was sie trinken, geben wird. Trotzdem ich auch diesen Zweig der Wissenschaft nicht eben vernachlässigt habe, schmeichle ich mir keineswegs mit einer auch nur einigermaßen ausreichenden Kenntnis des gesamten Materials auch nur auf dem Sondergebiete des Weines. Aber eine Fülle von Belegen gerade für die Beziehungen zwischen Wein und Männertemperament wüßte ich doch beizubringen. (Bei Frauen liegt der Fall schwieriger, weil dieses Gebiet wechselseitiger Beziehungen von ihnen noch geheimer gehalten wird, als das des Herzens.) Nun, in diesem Buch des Grafen Zichy treten neben dem Erzähler eine lange Reihe von Männern und Frauen so eigenartiger Prägung auf, daß selbst ein Anfänger in dieser veredelten Weinkunde sofort das erlösende Wort findet: Tokayer.

Wenn irgendwo gilt hier das Wort aus Goethes „Faust": „Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt". Die im Augenblick des höchsten göttlichen Zornes geschaffene Reblaus — man verzeihe, daß ich dieses unästhetische Wesen bei seinem deutschen Namen nenne — hat in Verbindung mit der Selbstsucht der ungarischen Magnaten, die ihren eigenen Traubensaft am liebsten selber trinken, ein gründliches Studium des Tokayers zu den schwersten Quellenforschungen gemacht, die sich einer sachlich arbeitenden Wissenschaft überhaupt entgegenstellen können. So lebt denn in der Vorstellung des gewöhnlichen Mitteleuropäers der Begriff Tokayer in einer durch die Worte „süß" und „herb" nur wenig abgeschwächten Einseitigkeit, während die reiche Fülle der in ihm vorhandenen Abstufungen, von einer fast teuflischen Rauheit bis zur patriarchalischen Milde, zur ebenbürtigen Charakterisierung die Sprachgewalt eines Fischart erheischen würde. Aber eins bliebe auch in der Mannigfaltigkeit allen gemeinsam: das Feuer einer überreichen Lebenskraft.

So ist es auch mit den hier auftretenden Personen. So mannigfach sie in ihrer meistens bis zum Sonderlingswesen gesteigerten Eigenart sind, — gemeinsam ist ihnen eine vollblütige Lebenskraft, die sich elementar ausgibt. Was getan wird, geschieht mit dem vollen Einsatz der Persönlichkeit. Gefühle, Empfindungen und Handlungen werden nicht sorgfältig abgewogen und nach den Geboten der Klugheit gemäßigt, sondern das einzige Gesetz für diese Menschen scheint zu sein, sich in jedem Augenblicke voll und ungehemmt auszuleben. Ich bedauere es nur wenig, hier die seltsame Ahnengalerie des Grafen Zichy nicht vorführen zu können, diese in Tat und Empfinden zumeist maßlosen Männer und Frauen, die trotzdem alle etwas Schönes oder Heldenhaftes haben, weil sie eben im wahrsten Sinne des Wortes adlige Naturen sind. Denn ich würde dadurch den Eindruck der Erzählung Zichys zu sehr abschwächen, in dessen Bericht die Familienüberlieferung lebendig wird, so daß man die Erzählung beim lustigen Gelage oder auch in dämmriger Kammer zu hören vermeint.

Aus der Jugendgeschichte des Grafen ist bemerkenswert, daß auch er wie Klara Schumann lange ein stummes Kind blieb, und daß bei ihm eigentlich eine Verständigung in der Welt der Töne fast früher begann, als eine solche mit Worten. Seine Knabenjahre verliefen als die eines reichen Jungen auf den Gütern seiner Angehörigen und im städtischen Leben Preßburgs wild, leidenschaftlich und bewegt, aber doch kaum anders, als die seiner übrigen gleichgestellten Volksgenossen, bis er als Vierzehnjähriger seinen Arm verlor. Durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners und die eigene Wildheit wurde ihm auf der Jagd der rechte Arm zerschossen. Nur mühsam rettete man ihn vom Verbluten und alsbald mußte man zur Operation schreiten, bei der der Arm völlig ausgelöst werden mußte. Der Junge hielt die Operation aus wie ein Held. Von außerordentlicher Zähigkeit, vermochte er sich schon nach zwei Wochen zu erheben. Natürlich fühlte er sich nun viel unglücklicher, als zuvor im Bett. „Mit wahrer Angst vermied ich, in die Nähe des Klaviers zu kommen. Diese weißen Tasten schienen mich anzugrinsen wie die Zähne eines Totenschädels." Dann fing er an zu schreiben. „Zu meiner größten Freude bemerkte ich, daß ich es leicht lernen würde. Die Schriftzüge der linken Hand waren dieselben

wie die der ‚weiland' rechten. Die Schriftdeuter scheinen Berechtigung zu haben. — Meinen ersten Brief schrieb ich an meinen Erzieher, er lautete:

Lieber guter Csiky!

Bin ich von heute in einem Jahre nicht imstande, alles, was die anderen mit beiden Händen machen, mit einer Hand zu vollbringen, so schieße ich mir eine Kugel in den Kopf!

Den Brief siegelte ich und übergab ihn Csiky gegen das ehrenwörtliche Versprechen, denselben erst nach Ablauf eines Jahres zu öffnen. — Ich nahm den Kampf mit meinem Schicksal auf. Tag und Nacht grübelte ich nach, wie man es anfangen muß, um mit einer Hand unabhängig zu werden. Die empörende Roheit meines Dieners Kajetan Hirschlers bekräftigte mich in meinem Vorsatz. Er verspottete meine Hilflosigkeit und wollte mich murrend ankleiden. Ich aber jagte ihn aus dem Zimmer, verschloß die Tür und kleidete mich allein an. Es dauerte drei Stunden, aber es gelang. Ich nahm die Türklinke, Möbelstücke, meine Füße und Zähne zu Hilfe, um es leisten zu können. Beim Speisen aß ich kein Gericht, das ich nicht zerteilen konnte, und heute schäle ich Äpfel, schneide die Nägel meiner Hand, kleide mich allein an, reite, lenke ein Viergespann und bin mit Schrot und Kugel ein wackerer Schütze, ich habe sogar etwas Klavierspielen erlernt. Man kann mit einer Hand alles leisten, vollkommen unabhängig sein, nur muß man wissen, wie es zu machen ist. — . . . „Die Wandlung einer Menschenseele ist ein rätselhaftes Problem. Ich war ein feiges, willenloses Kind, und in wenigen Monaten hat mich das Unglück zum energischen, mutigen Jüngling gereift. — Kaum war meine Wunde geheilt, so ging ich in die Fechtschule und haute wacker darauf los. Ich bekam auch wieder eine Klavierlehrerin, eine harte, unbarmherzige Dame: die Not, die nicht nur Eisen, sondern auch Klaviere bricht. Mein Arm erstarkte, meine Finger wurden zu Stahl. Ich wollte Klavier spielen und fing an, meinen Daumen als rechte Hand zu gebrauchen. Ich war ein Empiriker. Ich grübelte über keine Theorien des einhändigen Klavierspiels nach. wußte überhaupt nicht, wie es zu machen sei, aber ich machte es. Im August legte ich die Semestralprüfungen mit sehr gutem Erfolg ab, und im September schlich ich mit meinem Gewehr auf dem Rücken aus dem Seregélyeser Schloß. Mein Vater ertappte mich. Er runzelte die Stirn und fragte mich mit gestrenger Stimme: ‚Wer hat es dir gestattet, auf die Jagd zu gehen?' — ‚Ich selbst, lieber Vater, ich will und werde ein ganzer Mann sein!' Der alte Soldat schloß mich in seine Arme und stammelte unter Tränen: ‚Recht so, recht so, mein Bub, mein lieber Bub!' Mit dem Schießen ging es leicht, aber mit dem Treffen — da hieß es Geduld haben. Paul Nimptsch (sein bester Freund) lag zwei Meilen weit in einem Dorf in Station. Ich fuhr zu ihm und kehrte hoch zu Roß nach Seregélyes zurück."

Der einarmige Jüngling, der ein Held geworden war, genoß das Leben in vollen Zügen. In verdoppelter Lustigkeit entlud sich sein Temperament, und sein Buch ist reich an köstlichen Episoden. Die Ungebundenheit des ungarischen Lebens, in der eben jeder sich gehen ließ, wie es ihm behagte, führte allenthalben zu den köstlichsten Vorfällen. Ich will nur eine dieser Theateranekdoten hier einschieben von einem merkwürdigen Lebemann Bizai, der neben allen anderen Wunderlichkeiten auch die hatte, im Theater die szenischen Vorgänge auf der Bühne „mit laut gesprochenen Bemerkungen im Zuschauerraume zu begleiten. Merkwürdigerweise zischte niemand, man lachte und rief: ‚Bravo, Bizai!' — Bei einer Othello-Vorstellung war er in besonders guter Stimmung. Als Jago Desdemona zu verdächtigen anfing, rief er Othello zu: ‚Glaub' ihm nicht, dem Hund!' Desdemona war im Privatleben auf den breiten Weg der Mutterschaft getreten. Als sie eines Abends wieder auf der Bühne erschien, zog Bizai ein großes schwarzes Schnupftuch aus der Tasche, wischte sich die Augen und sprach mit weinerlicher Stimme: ‚Armes Weiberl, armes Weiberl. Sie ist unschuldig, ein schwarzes Kind wird es beweisen!' Bei der Würgeszene sprang er von seinem Sitze auf und schrie: ‚Wirst aufhören, elender Rauchfangkehrer!' Eine lustigere Tragödie habe ich nie erlebt."

So wechseln heitere und ernste Geschehnisse miteinander ab. Graf Zichy, dem es nicht



gelang, die Hindernisse zu überwinden, die sich seinem Lieblingswunsche, Offizier zu werden, in den Weg stellten, wurde ein tüchtiger Jurist und vernachlässigte daneben aber auch seine künstlerischen Talente nicht. Er hat Lustspiele geschrieben, die aufgeführt wurden, und hat in seinen Studentenjahren auch das Studium der Musik ernster in Angriff genommen. Das bekam der alte Robert Volkmann fertig. Volkmann, dem wir einige der herrlichsten Kammermusikwerke unserer ganzen Musikliteratur verdanken, der auch in seinen sonstigen Kompositionen eine der fesselndsten und zweifellos hochbedeutenden Erscheinungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist, ist bis auf den heutigen Tag nicht seiner Bedeutung gemäß gewürdigt. Es liegt etwas Sprödes, Widerhaariges in seiner Musik, das um so schwerer zu überwinden ist, als nicht in diesen Eigentümlichkeiten der eigentliche Charakter des Mannes zum Ausdruck kommt, so daß man sich durch diese Widerborstigkeiten nur gestört, nicht aber gefesselt fühlt. Nach den Berichten Zichys war er im Leben eher noch wunderlicher, als in seiner Kunst. Schon die erste Begegnung war merkwürdig genug. Als der junge Graf die drei Treppen zu Volkmanns Wohnung hinaufgestiegen war, fand er einen alten Mann vor einer offenen Tür im Flur stehen. „Er trug eine graue grobe Jacke und hatte einen Besen in der Hand. Ich fragte ihn nach der Wohnung Robert Volkmanns. Der alte Mann nahm den Besen in seine linke Hand und zeigte mit einem Finger seiner rechten auf sich selbst. Ich war für einen Augenblick sehr verblüfft, faßte mich aber rasch, beugte mich zur Mistschaufel, ergriff dieselbe und sagte: ‚Mein Name ist Géza Zichy, vielleicht kann ich Ihnen beim Reinemachen behilflich sein?‘ Volkmann schob seine braune Pelzkappe auf das andere Ohr und blickte mich höchst verwundert an. Als alles geordnet war, fragte ich ihn, ob er mich zu seinem Schüler annehmen wolle. ‚Ich gebe keine Klavierstunden und will über meine Zeit frei verfügen!‘ sagte er trocken. ‚Ich wünsche ja auch keine Klavierstunden, ich bitte Sie, mir theoretischen Unterricht zu erteilen.‘ Volkmann lächelte hämisch. ‚Zu was braucht ein Graf theoretischen Unterricht?‘

Nur mit Mühe gelang es Zichy, den knurrigen Alten allmählich dahin zu bringen, daß er ihm richtigen Unterricht gab. Nun aber der junge Magnat sich einmal auf die Musik geworfen hatte, hielt er auch mit Zähigkeit daran fest und ließ sich selbst durch Verliebtheit, Verlobung und Heirat nicht stören. Die letzte Entscheidung brachte hier die Bekanntschaft mit Liszt. Diese wurde bei der Aufführung der ersten größeren Komposition Zichys, einer Ballade Klára Zách, im Saale der Akademie zu Budapest geschlossen. Zichy folgte einer Einladung Liszt zum Besuche. „Liszt setzte sich an das Klavier und spielte meine Ballade. O, du mein Himmel, wie spielte er sie! Stellen, die ihm zu monoton vorkamen, änderte er sogleich, transponierte, erweiterte die Hauptmotive, umspielte dieselben mit einem Goldregen von Passagen und sagte mir immer: ‚Ich weiß es, Sie haben sich das so gedacht, es ist aber nicht ganz so herausgekommen!‘ Ich wollte ihm die Hand küssen, er aber umarmte mich und sprach: ‚Wir werden uns schon nahe treten und ich hoffe, Ihr Meister wird es mir vergeben, wenn ich mich mit Ihnen beschäftige.‘“

Nach diesem Bilde des unvergleichlich feinen Weltmannes, bei dem aber die höchste äußere Liebenswürdigkeit nur die natürliche Abspiegelung seines liebenswürdigen Innern war, schildert uns der Erzähler noch einen geradezu mittelalterlichen Haudegen und Eisenbeißer in dem Grafen Moritz Palffy, der in den schlimmsten Revolutionszeiten Statthalter in Ungarn war. Von den unzähligen Anekdoten, die über ihn umgehen, sei hier im musikalischen Rahmen nur einer einzigen gedacht, die ein ergötzlicher Beitrag in der lustigen Reihe unfreiwillig komischer Fugenkompositionen bildet. „Es war in einem von Sachsen bewohnten Städtchen, der Schulmeister hatte zum Empfang Palffys eine Kantate komponiert. Als der Wagen ankam, erklangen unter dem Triumphbogen die zart flötenden Stimmen der ersten Tenöre pianissimo: ‚Hängts ihn auf!‘ — Palffy runzelte die Stirne. — Pause. — Die zweiten Tenöre fielen mit einem zarten ‚Hängts ihn auf!‘ ein, — Palffy öffnete den Wagenschlag — da brüllten die Bässe in kräftigstem Fortissimo: ‚Hängts ihn auf!‘ — worauf der ganze Chor, vom Blasorchester



unterstützt, die ‚fatale‘ Strophe beendete: ‚Hängts ihn auf, hängts ihn auf — Dodora pam pam — Den schönen grünen Lorbeerkranz!‘

Palffy ließ sich den Komponisten an den Wagenschlag rufen und sagte ihm: ‚Ich danke Ihnen für die schöne Komposition, Sie verdienen alles das, was vor dem Lorbeerkranz gesungen wurde, Sie Kamel, Sie!‘ — mit einem ungnädigen Kopfnicken fuhr der Gefeierte von dannen.“

Leider müssen auch wir jetzt von dem Buche Abschied nehmen; wir freuen uns schon jetzt auf den zweiten Band, in dem uns der liebenswürdige Künstler wohl ausführlicher über seine Virtuosenlaufbahn berichten wird. St.



Spinnstubenlieder aus Ostpreußen

Unter dem Titel „Lebende Spinnstubenlieder“ veröffentlicht Dr. Eduard Roese (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung; geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ) die Ausbeute einer fleißigen und glücklichen Sammlertätigkeit. Diese Ergebnisse sind nicht nur für die Volksliedforschung außerordentlich erfreulich, sondern erteilen auch allen jenen, denen die Erhaltung der Volksmusik bzw. ihre Neubelebung am Herzen liegt, wertvolle Fingerzeige in der Art, wie ich sie im Februarheft des Türmers bereits charakterisierte. Der Verfasser hat im Laufe von vier Jahren im ländlichen Ostpreußen aus dem Munde sangeslustiger Landarbeiterinnen über hundertzwanzig Lieder aufgezeichnet, von denen er die vierzig wertvollsten — manche von ihnen in verschiedenen Singweisen — hier mitteilt. Es ist darunter eine Fülle ältesten deutschen Liedgutes, das seit Jahrhunderten getreu von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht sich erhalten hat und erst jetzt in seinem Leben gefährdet erscheint. Und zwar bezeichnenderweise auch hier, weil die gute „Gelegenheit“ zum Singen immer knapper wird. Die Spinnstuben gehen auch in Ostpreußen ein. Vor allen Dingen beteiligen sich die besseren Kreise nicht mehr. Und sobald die Lieder des Gesindes von den sich besser Dünkenden nicht mehr mitgesungen werden, so scheinen sie auch dem Gesinde nicht mehr wertvoll genug.

Ostpreußen wirkte als ein Sammelbecken des Volksliedes. Sind doch auch vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert aus nahezu allen deutschen Gauen Bauern und Ingesinde, wie Herren und Bürger „nach Ostland geritten“, um sich dort eine neue, bessere Heimat zu suchen. So fand der Sammler hier meist vorzüglich erhalten eine große Zahl unserer alten Volksliedballaden. Die große Vorliebe des Volkes für das erzählende Lied erklärt sich nicht nur aus der stofflichen Teilnahme, sondern auch aus der Tatsache, daß sich in ihm das persönliche Empfinden verhüllt aussprechen kann. Jeder Bursch und jedes Mädchen wird verstehen, dem Erkorenen zu zeigen, daß, wenn man von der Liebe einer Königstochter singt, man sich selbst meinen kann, wenigstens in der Betonung der Treue und der Innigkeit des Gefühls. Das Volk liebt auch in der Aufnahme der neuen Lieder dieses Gegenständliche, und es ist sehr schade, daß so wenig Brauchbares auf diesem Gebiete neu geschaffen wird, besonders bedauerlich, daß das Empfinden im Neuen meist schwächlich sentimental, fern der alten großen Gesinnung ist.

Ich habe nach allem wieder die Bestätigung erhalten, daß es durchaus nicht schwierig wäre, bei systematischer Ausnutzung aller vorhandenen Mittel (die Schule vor allem mit eingeschlossen), zumal in solchen Gegenden, wo die gute Überlieferung und die schöne Gewohnheit noch vorhanden ist, die Pflege des Liedes lebendig zu erhalten und auch gute neue Lieder ins Volk hineinzubringen. Vor allem wenn die besser gestellten Kreise durch gutes Beispiel vorangehen, wird sich hier viel erreichen lassen.

Auf die einzelnen Stücke will ich nicht eingehen, mit Ausnahme des alten herrlichen Liedes vom Sichelrauschen, weil dafür nicht nur prächtige Melodien, sondern auch eine das ganze Lied verdeutlichende Lesart geboten wird.

Fassung aus Klein Kärthen und Sieslack

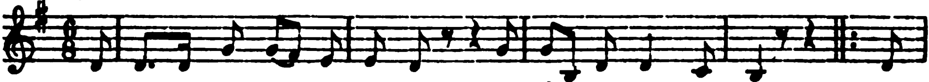




* Mel. zu Borchersdorf:



Aus Lengen.





2. Ich hörte die Sichel rauschen,
Sie rauschte durch das Korn;
Ich hört' mein Feinslieb klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlorn.

3. ‚Hast du dein Lieb verloren,
So hab' ich doch das mein':
So wollen wir beide miteinander
Uns winden ein Kränzelein.

4. Ein Kränzelein von Rosen,
Ein Sträußelein von Klee;
Zu Frankfurt an der Brücke,
Da liegt ein tiefer Schnee.

5. Der Schnee, der ist zerschmolzen,
Das Wasser läuft dahin;
Kommst du mir aus den Augen,
Kommst mir nicht aus dem Sinn.'

6. In meines Vaters Garten,
Da stehn zwei Bäumelein;
Der eine, der träget Muskaten,
Der andere Braunnägelein.

7. Muskaten, die sind süße,
Braunnägelein sind schön;
Wir beide müssen uns scheiden,
Ja scheiden, das tut weh.

Zweite Fassung der Strophen 4 bis 7 (Lengen, Borchersdorf):

4. Ein Kränzelein von Rosen,
Ein Sträußelein von Klee;
Von meinem Liebchen scheiden,
tut mir herzlich weh.

5. Scheiden, ach scheiden tut wehe;
Wer hat sich das Scheiden erdacht?
Der hat mir mein junges frisch Leben
Von Freuden zum Trauern gebracht.

6. Dort oben auf jenem Berge,
Da liegt ein tiefer Schnee;
Der Schnee, der fängt an zu schmelzen,
Das Wasser läuft hinab in den See.

7. Dort oben auf jenem Berge,
Da liegt ein breiter Stein,
Darauf da steht geschrieben:
Du sollst ja mein' Einzige sein.

Die Ausführungen des Herausgebers lassen wir im Auszug folgen. „Eine leise und, wie sie meint, unbemerkte Klage des still für sich Korn schneidenden Mädchens um ihr verlorenes Lieb. Denn darüber und nicht, wie später daraus geworden ist, um ihre verlorene Ehre trauert die Jungfrau in der echten alten Fassung des Liedes:

Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verloren.

Aber der es hört, gibt ihr schon nach der ältesten Überlieferung den seltsamen Trost, sie möge dessen nicht achten:

Ich hab mir ein Bulen erworben,
In Veiel und grünen Klee.

Also sein Liebesglück ihr Trost im Unglück? Und sie soll sich mit ihm, einem andern, zusammensetzen und Liebeszeichen tauschen? Kein Wunder, wenn durch diese unverständliche Überlieferung, die vermutlich auf ein Tanzspiel mit Tanz und Gegentanz zurückgeht, das schöne Lied, wie Erk mit Recht bemerkt, ‚in modernen Liederbüchern oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist'. Aber das Volk selber hat sich wenigstens, und so auch in Ostpreußen, dadurch zu helfen gewußt, daß es eben statt Liebe das Wort Ehre einsetzte und nun den Zeilen:

Hast du dein Ehr' verloren,
So hab' ich doch noch mein

die Deutung beilegte, daß der Jüngling seine Ehre zu der des Mädchens stellt, also ritterlich sich ihrer annimmt. Daher auch an manchen Orten die Fassung:

Hast du dein Ehr' verloren,
Ist meine auch dabei.

Denn der, der die Klage hört und der das Lied singt, ist eben nicht ein Fremder, sondern der Geliebte selber: nicht ‚ich hörte ein Feinslieb', sondern ‚ich hörte mein Feinslieb klagen', so hat das Volk sich längst die alte Überlieferung gestaltet, und so wurde denn auch von Österreichisch-Schlesien bis nach Westfalen und dem Elsaß diese Stelle stets gesungen und wird es, wie man sieht, noch jetzt in Ostpreußen. Setzt man, wie wir es getan haben, das ursprüngliche Wort Lieb statt Ehre wieder ein, so wird der Sinn der entscheidenden Stelle:

„Hast du dein Lieb verloren,
So hab' ich noch das mein"

ganz deutlich: das ‚meine' ist das klagende Mägdlein selber. Das Lied ist in der Tat, wie dies auch aus dem Gleichnis von dem geschmolzenen Schnee, aus den beiden Schlußzeilen hervorgeht, und wie noch deutlicher dieser Gedanke unsere ganze zweite Fassung durchzieht, ein Scheidelied.

Das Mädchen klagt beim Klang der Sichel einsam vor sich hin, daß es seinen Liebsten verloren habe, das heißt, daß dieser sie verlassen wolle; dieser aber, der es hört, tröstet sie damit, daß er ja noch seine Liebste, das ist sie ja selber, habe, das heißt, daß er ja heute noch bei ihr sein könne, und so wollen sie sich denn heute noch wie zwei rechte Liebende zusammensetzen und sich — dies ist die schöne mittelalterliche Sitte — zum Zeichen treuen Gedenkens Blumen winden zu Kranz und Strauß. Sie wollen der Trennung gedenken — vielleicht ist Frankfurt am Main, das aus der süddeutschen Fassung sogar hierher nach Norden gedrungen ist, das Ziel seiner Wanderung — anderswo heißt Straßburg, Koblenz oder Braunschweig die Stadt —; aber noch mehr wollen sie der süßen Liebe gedenken, die nicht wie der Schnee zerrinnen soll.

In diesem Zusammenhang ist der einheitliche Gedanke des Liedes plötzlich klar, und er ist heimlich und zart wie das Gespräch der Liebenden selber.

Durch die Wiedereinsetzung des alten Wortes und durch die heutige Fassung im Volksmund wird das bisher nie recht verständliche Lied, meine ich, in seinem Werte der deutschen Literatur wiedergegeben. Zart und sinnig ist auch der Anfang des Gedichtes. Selten, fast nie spricht das Landvolk in seinen Liedern von seinem Berufe, sondern in ihnen erhebt es sich von der Erde. Hier aber hat es sich vor und um den geliebten Vers vom Sichelrauschen zum eigenen Verständnis ein Bild gedichtet, wie wir es vielleicht in schöner Wirklichkeit sehen können, wenn in der heißen Zeit des Jahres nach vollbrachter, fleißiger, kunstgerechter Arbeit — das ist das bescheidene ‚So wie wir es verstehn' und das stolze ‚Mit unserm blanken Schwert' (der Sichel nämlich) — mit dem letzten schwerbeladenen Wagen die Schnitter und die Schnitterinnen mit Gesang vom Felde heimwärts kehren. Die Sonne geht unter, langsam breitet vom Walde her über das angrenzende Feld ihre langen, dunklen Fittiche die Nacht, die Ruhe der Müden und die Trösterin der Betrübten. Da gehen abseits von den andern in traulichem Gespräche zwei, die da scheiden müssen, sie klagend, er mit starkem, jugendfrohem Zuspruch sie aufrichtend; morgen muß er fort in weite Ferne, aber heute abend noch wollen sie sich treffen im Rosengarten und einander schmücken mit den Sinnbildern der jungen Liebe."





Nur Tschechen, nicht „Böhmen"!

Die biedern Wenzelssöhne haben sich vor kurzem baß gegen den Justizminister v. Hochenburger im österreichischen Abgeordnetenhaus „entrüstet", weil er in einer Rede sich erdreistet hatte, den seit Jahrhunderten gebräuchlichen Ausdruck „Deutschböhmen" zu gebrauchen! Für diese große Nation besteht eben aller klaren geschichtlichen Entwicklung zum Trotz nur ein Böhmen, in dem die tschechische Nation allein Besitzrecht, der Deutsche nur Gastrecht genießt. Es liegt im höchsten Maße im Interesse des Deutschtums, daß solchen frechen Anmaßungen gegenüber konsequent daran festgehalten wird, daß „Böhmen" als österreichisches Kronland ein geographischer und politischer, nicht aber nationaler Begriff ist, und daß in diesem Lande neben einem überwiegend tschechischen Landesteil gleichberechtigt ein überwiegend deutscher besteht, der folgerichtig im Sprachgebrauch „Deutschböhmen" genannt wird.

Darum ist zu begrüßen, daß der deutsche Volksrat für Böhmen eine umfassende Propaganda beschlossen hat, um das Wort „Deutschböhmen" als Bezeichnung des deutschen Sprachgebietes Böhmens in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes einzubürgern. Diese soll sich auch gegen die in reichsdeutschen Kreisen verbreitete waschlappige Anwendung des Wortes „Böhme" und „böhmisch" für „Tscheche" und „tschechisch" wenden, die genau so falsch ist wie die Gleichstellung von „Ungarn" und „Madjar". Es wäre eine wesentliche Unterstützung des Deutschtums in Böhmen in seinem auf eine nationale Zweiteilung dieses Kronlandes gerichteten nationalpolitischen Kampfe, wenn die reichsdeutsche Presse, wie auch die reichsdeutsche Lehrerschaft im geographischen und geschichtlichen Unterricht es sich zur Pflicht machen wollten, den Begriff „Deutschböhmen" durch konsequente und möglichst häufige Anwendung in die Köpfe ihrer Leser oder ihrer Schüler hineinzuhämmern.

*

Wieso verwunderlich?

In Frankreich gelangt demnächst eine Kriegsdenkmünze von 1870 zur Ausgabe. Unter den Ausländern, die sich um diese Denkmünze bewarben, weil sie als Freiwillige unter den französischen Fahnen mitgefochten haben, befindet sich auch eine große Anzahl Deutscher, nämlich bisher nicht weniger als 211 Preußen, 167 Bayern und eine ganze Anzahl Angehöriger anderer Bundesstaaten. Die „Vossische Zeitung" verzeichnet diese Tatsache, die sie sich von ihrem Pariser Korrespondenten melden läßt, „nicht ohne einige Verwunderung". Verwunderung — warum? Ja, wenn es sich um Franzosen gehandelt hätte, die nach der deutschen Kriegsdenkmünze getrachtet! Aber so — —

*

Die Besten einer Zeit

Wer sind sie, denen der Dichter nach Schillers Wort Genüge tun muß, um für alle Zeiten zu leben? Was versteht

man unter den „Besten“? Walter Bloem gibt in der „Straßb. Post“ folgende Antwort:

„Die Besten einer Zeit — das sind die mutig selbstlosen Forscher auf allen Gebieten der reinen und angewandten Wissenschaft, die nicht nur um Mehrung des toten Tatsachenballasts bemüht sind, nein, die als ehrfürchtige Diener des Lebens seine Aufwärtsbestrebungen bewußt zu fördern trachten. Das sind die weitschauenden Politiker, die sich, unbekümmert um der Parteien Haß und Gunst, für den Ausgleich sozialer Gegensätze, für eine gerechte Verteilung der Staatslasten und Staatsprivilegien einsetzen. Geistliche, die sonder Menschenfurcht die luftige Brücke zwischen Glauben und Wissen fester zu zimmern beflissen sind. Offiziere, die in ihrem Befehlsbereich Respekt vor dem kostbaren Material zu verbreiten wissen, das die Nation den Händen der militärischen Erzieher anvertraut hat. Jugendbildner, die unser Unterrichtswesen vom tötenden Schema zu erlösen und mit dem Geiste quellenden Lebens zu erfüllen eifern.

Das sind die Besten der Zeit — diese und noch manch andere Kategorien demütiger Diener im Tempel des Lebens. Das und nicht die Snobs der Premièren und ästhetischen Cliquen, das sind die Besten. Denen genug zu tun, denen wirklich etwas bringen und bieten, das ist des Poeten Aufgabe — wenn er die erfüllt, wird er nicht nur „für alle Zeiten gelebt haben“, sondern auch für sein ganzes Volk.

Der Stoff ist wichtiger als die Form, das Leben ist der Zweck und Inhalt und letzter Sinn der Kunst. Der Gedanke, der hinter dem Worte steht, und die Tat, die aus dem Gedanken wächst — sie sind das Ziel allen Singen und Sagens um Menschengröße und Menschenschönheit.

Schärft eure Blicke, ihr Poeten, daß sie über den Dunstkreis des Weihrauchs, mit dem eure Sekte euch umhüllt, hinausdringen in die dunklen Tiefen des Volkes, und werdet inne, daß unvergänglicher Lorbeer nur dessen harrt, der eine Antwort weiß auf das qualvolle Fragen der Millionen weit aufgerissen starrender Augenpaare, fern da draußen in der Finsternis.

Lernt wieder zum ganzen Volk reden! Das Volk braucht euch, und noch viel dringender braucht ihr das Volk!“

*

Paradesammelsurium des Ungeschmacks

Gar mancherlei hat in den letzten Januartagen Friedrich der Große zu erdulden gehabt. Denn wozu dienen solche Gedenktage allmählich, als daß den großen eindrucksvollen Namen jede Profitlichkeit und Einseitigkeit auf ihre Weise auszunutzen sucht? Was ihr ja um so leichter wird, als sie von dessen Träger in der Regel das Alleroberflächlichste und dann noch Entstellte, Mißdeutete weiß. Von allen Seiten wollten sie sich und ihre Meinungen, Tendenzen, ihr Geschäft mit dem König des geistvollsten Jahrhunderts identifizieren, das doch auf ganz anderen Voraussetzungen als das unsere stand. Mich feiern sie, meine Gedanken verfolgen sie! ruft Friedrich im „Simplizissimus“. Den hätte er allerdings wohl niedriger hängen lassen, was denn ja auch, wenn man will, ein Recht auf die Unterstellung geistiger Verwandtschaft gibt.

Ein wunderbares Bild wurde in einem Saal der Berliner Akademie der Künste ausgestellt und als Spezialaufnahme für illustrierte Blätter photographiert. Im Hintergrunde in zuckerweißer Monumentalität vor dem Gärtner-Lorbeer der königliche Jubilar. Ob der Lorbeer, wie sonst bei besseren Gelegenheiten, vergoldet war, läßt sich aus dem Klischee nicht mehr ersehen. Davor, im offenen Viereck aufgestellt, lebendige kostümierte Riesenkerle, Unteroffiziere und Mannschaften des 1. Garderegiments, in Uniform des achtzehnten Jahrhunderts. Im innersten Mittelpunkte dieser bedenklich von neuzeitlicher Kunst erkünstelten Paradeaufstellung steht mit der Trommel am Bandelier der schwarze Mohr aus Afrika, der zu Ehren des Volkes in Waffen, zu Ehren der allgemeinen Wehrpflicht die deutsche Armee verziert. Und

wen erblickt man dann noch neben dem Potsdamer Turko vor den großen Einsamen von Sanssouci hingestellt? S. M. den Kaiser? Nein, ihn doch nicht. (Übrigens, was das dann wohl wieder für ein Geschrei gegeben hätte, Militarismus, Absolutismus usw.! Denn in dem Fall natürlich wäre es nicht die Bekundung jener Toleranz gewesen, für deren Zweckauslegereien von heute der wehrlose große König herhalten muß.) Nein, ein moderner Zivilist steht da zwischen den aufmarschierten Kostümpuppen, ein Maler, ein Künstler, so wie sie heute aussehen, mit modisch geschweiftem Rock, Hosenschonern auf den Lackstiefeln, und glatter Absage an das den früheren Generationen wallende Künstlerhaar. Der Präsident der Akademie inmitten der friderizianischen Wache, belehrt uns die Unterschrift der Spezialaufnahme.

Glücklich sind die Toten, daß sie nicht wissen, was man zu ihren Ehren heutzutage ersinnt. Aber die Marginalnotiz, die der Alte mit dem Krückstock zu diesem Tableau aus der Akademie der schönen Künste geschrieben haben würde, die hätte man doch gerne lesen mögen! Ed. H.

Kaviar für Honoratioren

Bei der Hinrichtung des Raubmörders Göhlert in Dresden, am 1. Februar, verursachte der wilde Widerstand des starken Menschen grauenhafte Szenen. So wird der „Frankfurter Zeitung" telegraphiert, und die ganze Klientel von kleinen Blättern druckt die ausführliche Erzählung der gut bedienten Frankfurterin nach. Dadurch erfahren wir denn auch, daß die Zuschauerzahl sich auf etwa 60 Personen belaufen hat.

Nach der Strafprozeßordnung müssen es im ganzen 19 Personen sein, den Geistlichen eingerechnet. Eine Anordnung, die die Amtspersonen und zuzuziehenden Zeugen gewiß nicht zu knapp bemißt. — 60 Personen! Und wie steht es in anderen Fällen? Wie viele bekamen doch Billets zur Exekution von Grete Beyer?

Mit dem Ausdruck Klassenjustiz wird viel Unfug getrieben. Aber ein wenig anders als es dort zumeist verstanden wird, ist doch auch eine tief verstimmende Wahrheit daran. So ein Scheusal, das kaltblütig mordet, um zu stehlen — oder auch, um eine liebenswerte Frau am einfachsten loszuwerden, wie jener amerikanische Millionenerbe —, dem hilft mit Recht keine Diagnose auf Bewußtseinstrübung und er hat die wohlverdiente Strafe weg. Aber das kann uns in des Verbrechers noch so schuldbeladener Seele empören, wenn er aus dem furchtbaren Ernst dieser seiner Austilgung aus der Menschheit eine Sehenswürdigkeit gemacht sieht, wovon er weiß, daß sie nicht sein soll. Wenn das der letzte Eindruck ist von jener Menschlichkeit, die ihn richtet. Ed. H.

„Erstklassiger Mahnbuchhalter

von einer großen Maschinenfabrik gesucht", las ich heute früh im Inseratenteil. Die Inserate reden eine aufrichtige Sprache für den, der sie zu lesen versteht. Aufrichtiger oft, als lange Leitartikel vorne in der Zeitung. Was, zum Beispiel, verrät uns dieses Inserat?

Erstens „erstklassig": Die deutsche Sprachverhunzung ist noch immer in der schönsten Blüte.

Zweitens „Mahnbuchhalter": Die Konjunktur hat ihren Höhepunkt schon überschritten. Wäre es sonst nötig, für die offenbar sich häufenden „überfälligen Posten" einen besonderen Buchhalter, einen Mahnbuchhalter, einzustellen?

Drittens, nochmals „Mahnbuchhalter": Die Arbeitsteilung, die verhängnisvolle Mechanisierung jetzt auch der Bureauarbeit, macht weitere Fortschritte. Ein Buchhalter früher war noch ein ganzer Mensch und überschaute das Geschäftsgetriebe. Siehe „Soll und Haben" von Gustav Freytag. Und heute ist er nur noch ein winziger Teilmechanismus und überschaut knapp einen kleinen Ausschnitt des Geschäfts. Ich kenne einen Buchhalter „von A bis D". Das ist einer, den allein die Kunden interessieren, deren Namen mit A bis D beginnen. Die Kunden mit E gehen ihn schon nichts mehr an. Und gar ein Kunde, der mit S beginnt, liegt ihm

schon meilenfern. Dagegen hat er jetzt sich gar noch einen Mahnbuchhalter auf die Nase setzen lassen müssen, einen, der ihm aus seinem ohnehin auf „A bis D" begrenzten Reich noch alle jene Kunden auspickt, die als die einzigen, die nicht bezahlen wollen, ein wenig aus dem öden Soll- und Haben-Rahmen fallen.

Das alles liegt in jenen sieben Inseratenworten. Fr. M.

*

Der Automobilunfug

In dem ersten Gasthof einer brandenburgischen Stadt war ich Anfang Dezember 1911 unfreiwilliger Zeuge einer Unterhaltung zwischen einigen Automobilbesitzern, die eben aus verschiedenen Nachbarstädten eingetroffen waren, sich ein Stelldichein gaben und über ihre Kraftleistungen sprachen. Der eine war mit 80, der andere gar mit 100 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde gefahren. Außerhalb Groß-Berlins kann man dergleichen gelegentlich selbst beobachten. Die Gendarmerie verschließt sich die Augen. Sie ist eingeschüchtert. Die Automobilisten erfreuen sich hoher und höchster Gönnerschaft.

Im zweiten Halbjahr 1911 berichteten die Berliner Blätter über Hunderte von Unfällen, meist von schweren, mit erheblichen Körperverletzungen oder Tötungen, durch allzu schnell fahrende Automobile. Zuweilen wurde hinzugefügt: „Den Fahrer traf keine Schuld". Zur gerichtlichen Aburteilung ist kein einziger Unfall gekommen, wenigstens fanden sich in den Blättern keine Berichte darüber.

Das Treiben der Automobilbesitzer schreit zum Himmel, nicht minder der Gestank, den sie mit ihren Fahrzeugen unbehelligt entwickeln, am meisten die Staubwolken, die sie weithin sichtbar zurücklassen. Man tut so viel für die öffentliche Gesundheitspflege, weicht aber vor ihrem gefährlichsten Feind, vor dem Automobilismus, ängstlich zurück.

Vielfach klagen die Landwirte über die Schäden des Automobilverkehrs durch allzu große Verstaubung der Feldfrüchte. Auch diese Klagen sind begründet. Wird man ihnen abhelfen?

Der Automobilismus ist ein technischer Fortschritt, aber so wie er sich zeigen darf kein Kulturfortschritt. Er führt das Protzentum abschreckend vor Augen, erweckt große Unzufriedenheit im Volke und hat der Sozialdemokratie ohne Zweifel zahllose Mitläufer zugetrieben.

Wie lange noch? P. D.

*

Ein Gnadenakt der Mode

In einer Modeplauderei der „Berliner Volkszeitung" heißt es:

„... Und so werden die kommenden Frühjahrshüte nach den Prophezeiungen der eingeweihten Sachverständigen fast alle Zeitalter der Mode in buntem Wechsel widerspiegeln. Man wird griechische Frisuren sehen, dazu ‚Merkurmützen', orientalische Turbane, ägyptische ‚Kopftrachten', Toques à la Henri II., mittelalterliche Mützen, ‚Füllhörner à la Louis XV.', große ‚Musketierhüte', kleine Directoirejockeis, kurz, ein wahres Bilderbuch aller Moden im Wandel der Zeiten. Nur e i n e Vorschrift gilt für die neue Saison: Pleureusen und Federn aller Art sind als ‚geschmacklos' streng verpönt. Man wird k e i n e R e i h e r- u n d S t r a u ß e n f e d e r mehr sehen und a u c h n i c h t mehr jene ausgestopften bunten kleinen V o g e l l e i c h e n, die im vergangenen Jahre den Hut jeder Dame von Welt schmückten."

Eine gnädige Laune der Mode will es also, daß wenigstens auf eine Saison den Zier- und Singvögeln Schonung gewährt wird. Das wäre an sich ja recht erfreulich. Aber ist es nicht ein tief beschämendes Schauspiel, daß die Mode selbst dem von ihr proklamierten Vogelmord Einhalt tun muß? Wann endlich werden sich — wie es erst kürzlich an dieser Stelle gefordert wurde — die Regierungen der Kulturländer auf ihre Pflicht besinnen?

*

Glänzende Aussichten

eröffnet die moderne Illustrationswut jenen ungezählten Tausenden, die sich ihr ganzes Leben lang umsonst nach der Stunde sehnen,

in der sie ihren Namen gedruckt zu lesen bekommen. Jetzt werden sie sogar ihr Bildnis der größten Öffentlichkeit unterbreitet sehen!

Den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Illustrationswesens erstellte der illustrierte „Tag“ vom 30. Januar. Er brachte schön nebeneinander die Bildnisse der bei den Wahlen durchgefallenen Parlamentarier, mit der Unterschrift: „Die nicht wiedergekehrt sind“. Bislang kam man in die „Woche“ oder in den „Tag“ nur, wenn man etwas getan (oder „ausgefressen“. D. T.) hatte. In der gedachten glücklichen Zukunft genügt auch das negative bzw. passive Erleben, um zum Glück des Illustriertwerdens zu gelangen. Nicht bloß Schulze, der am 29. Februar von Berlin nach Spandau fuhr, erblickt sein Bild, sondern auch Müller, der am selbigen Tage daheim blieb. Es soll jetzt keine Unzufriedenen mehr geben. O.

*

Wie alt ist der Mensch?

Unsere Zeit ist fleißig im Erforschen von Einzelheiten, hastig im Schlüsseziehen. Das materialistische Dogma weiß uns bereits eine klare Entwicklungslinie von Goethe zum Neandertal-Menschen, zum Uraffen, zur Kaulquappe, zum Protoplasma anschaulich und mit farbigen Bildertafeln zurückzukonstruieren. Es gibt darüber kurzweilige Bücher, Ahnentafeln des Menschen; die Knochen sind alles. Untersuche den Knochen, so hast du den Menschen!

Wieder hat man in einer Erdschicht Knochen entdeckt. Diesmal in Ipswich. Der „Lokalanz.“ berichtet darüber:

„Der prähistorische Mensch von Ipswich. Das Alter des von Mr. T. Reid Moir bei Ipswich aufgefundenen Gerippes eines prähistorischen Menschen wird von englischen Gelehrten auf hunderttausend bis dreihunderttausend Jahre geschätzt. Die Formation, in der es entdeckt wurde, soll weit älter sein als die, in welcher der sogenannte Neandertal-Mensch gefunden wurde. Professor Keith ist der Meinung, daß dieser weitentwickelte Mensch einer Rasse angehörte, die noch vor den Eisperioden East-Anglia bewohnte. Es ist das Gerippe eines Mannes von 5 Fuß 10 Zoll Höhe. Der Schädel ist klein, der Körperbau dem eines modernen Engländers vollkommen ähnlich. Der Fund wird als Bestätigung der Theorie betrachtet, daß neben zurückgebliebenen Menschenarten, zu denen der Neandertal-Mensch gehört, schon vor ungeheuren Zeiten weit entwickelte Rassen Europa bewohnten.“

Vor „ungeheuren Zeiten“ schon „weit entwickelte“ Rassen!?! — Du lieber Himmel, am Ende entdeckt man einmal hart neben einem vorsintflutlichen Pithecanthropus, dem berühmten Übergangsaffen, in derselben Erdschicht den Knochen einer „schon weitentwickelten Rasse“ — und die ganze Schlußfolgerung fällt wieder um.

Wie unsicher es mit dem Alter des Menschen ist, bemerkt auch ein neuestes Buch des vorurteilsfreien Weltreisenden Dr. Albrecht Wirth. „Das Alter des Menschengeschlechts“, schreibt er in seinem Buche „Männer, Völker und Zeiten“ (Hamburg, Janssen), „wird verschieden geschätzt: von 25 000 bis zu 3 Millionen Jahren. Die ersten greifbaren Spuren einer richtigen Kultur gehen jedoch nicht allzuweit zurück. Sie fallen in den Zeitraum von 250 000 bis 15 000 vor Christi.“

Die „ersten“? Ein Laie mag verwundert fragen: Hat man denn wirklich schon die ganze Erdkugel mit allen ihren Schichten gehörig abgegraben und untersucht? — Immerhin ist ein Spielraum von einigen Millionen schon etwas wert... Z.

*

Theaterrealismus

Je mehr unser Theater geistig verödet, um so größeres Gewicht verlegt man auf jene Außendinge, die letzterdings ohne alle Wichtigkeit sind. Da wird es uns denn als eine großartige Errungenschaft gepriesen, daß das Trikot, das einst die heldischen Krieger oder etwas hochgeschürzte Amazonen auf unserer Bühne bekleidete, verschwunden ist, und dafür Beine und Arme in voller —

Schmock sagt dabei unbedingt „edler“ — Nacktheit erstrahlen. Bei einigen Griechenstücken im Deutschen Theater konnte man sich in die Vorhalle eines Sonnenbades versetzt denken.

Auf diese Weise ergeben sich nun für einen realistisch denkenden Regisseur ganz beträchtliche Schwierigkeiten. So mußten sich in der Dresdner Hofoper bei der Neueinstudierung eines wenig bedeutenden Werkes von Adam die sämtlichen Balletteusen den ganzen Leib braun anschminken, weil sie indische Tänzerinnen darzustellen hatten.

Am schlimmsten aber ist es zu Mailand den Gänsen ergangen, die unser gutmütiger Meister Humperdinck in seinen „Königskindern“ auf die Bühne bringt. Gänse aus Pappe sollten es auf keinen Fall sein, — nur lebende Tiere konnten nach der Meinung der Regie die künstlerischen Absichten des Komponisten voll erfüllen. Humperdinck, der in diesen Dingen offenbar etwas rückständig ist, hat aber in seiner Partitur das Singen — vulgo Schnattern — der Gänse nicht vorgesehen, und es war nun den Mailänder Gänsen nicht beizubringen, daß sie sich zwar lebhaft zu bewegen, aber unbedingt zu schweigen hätten. Die Gänse sind eben noch lange keine menschlichen Statisten, und fühlen in sich das Recht zur Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit beim Spiele. Da blieb denn nur der eine Ausweg, die Gänse vor jeder Aufführung zu — chloroformieren. Anderwärts würde man das vielleicht Tierquälerei nennen, beim Theater wird das als „genialer Einfall“ eines den höchsten Kunstabsichten wirklich treu dienenden Regisseurs gepriesen!

St.

*

Englisches Vorbild

Man beschuldigt uns so oft, und leider mit gutem Recht, der Nachahmung des Auslandes in gleichgültigen oder gar üblen Dingen. Vielleicht, daß diese bedauerliche Charaktereigenschaft auch einmal in gutem Sinne fruchtbar gemacht werden kann. In England haben sich führende Verlagsbuchhändler und Schriftsteller zusammengefunden, um bei der Regierung auf die schärfere Überwachung der literarischen Erzeugnisse hinzuwirken. Eine Abordnung aus den genannten Kreisen hat vom Staatssekretär des Innern ein energisches Gesetz gegen die unanständige Literatur verlangt, und zwar sollten nicht nur, wie bisher, „obscöne“, sondern auch „indezente“ Erzeugnisse für strafbar erklärt werden, damit die Richter nicht, wie bisher oft, von einer Verurteilung absehen müßten, wenn die offene Gemeinheit fehlt, obwohl der unsittliche Zweck deutlich erkennbar sei.

Es wäre dringend zu wünschen, daß auch bei uns in Deutschland, wo wir jetzt doch allgemein uns den Gefahren der Schundliteratur nicht mehr verschließen, die Verleger und Schriftsteller in der notwendigen Reinigungsarbeit mit allen Kräften die gesetzgebenden Körperschaften unterstützten. In Schriftstellerkreisen müssen wir offener werden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, aus einem anstößigen Werke mit höchstem Wohlwollen künstlerische Tendenzen und Kunstwerte herauszuwittern und so durch unsere Gutachten derartige Bücher der Strafe zu entziehen. Nur ganz ungewöhnliche künstlerische Werte können ein Gegengewicht gegen schwere ethische und sittliche Mängel bedeuten. Jenen wird man sich kaum verschließen können. Die Verleger aber haben in ihren Organisationen ein Mittel zu praktischer Säuberungsarbeit. Das Buchhändler-Börsenblatt könnte da in ganz anderer Weise vorgehen, als es bisher geschehen ist, und seinen Anzeigenteil jener Literatur verschließen, die unter sehr durchsichtiger Decke die unsittlichen Spekulationen versteckt. Wenn so die in Frage kommenden Berufe die Reinigungsarbeit in die Hand nehmen, wird es auch leichter sein, das jetzt oft so unsinnige Verhalten der Zensur zu bekämpfen.

St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. März 1912. Heft 6

Drei Kinderlieder

(Adolf Holst)

Fräulein Luise Höfer, Kgl. bayr. Hofopernsängerin in dankbarer Verehrung zugeeignet

1
KINDCHEN TANZT

B. Rothlauf
Op. 21, № 5

Andante

GESANG

PIANO

mf

p

Kindchen soll tanzen gehn, hat doch keine Schuh',

hat's Röckchen verlorn und 's Bänderl dazu!

f



Ei! So tanz links her-um, rechts her-um, links her-um, tanz' doch im
Hei-ras-sa-sa, Hei-ras-sa-sa, Hei-ras-sa-sa, tanz' doch im Hemd!
Kind-chen tanzt: Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei! Gelt, das geht schön! Schrummfi-di-bum,
rund-rum her-um, hübsch auf den Zehn!
Eins, zwei, drei, links herum,
rechts her-um, links her-um, tanzt es im Hai-ras-sa-sa! Hei-ras-sa-sa!


ritard. a tempo
p
Eins-zwei-drei! Kind - chen soll tan-zen gehn, hat doch kei-ne Schuh!
ritard. pp a tempo
Hat's Röckchen ver lorn und 's Bän - derl da - zu! Ei! So tanz
f
p
links her-um, rechts her - um, links her-um! Tanz' doch im Hei - ras-sa-sa,
f
mf
Hei-ras-sa-sa, Hei-ras-sa-sa! Tanz' doch im Hemd!
p
p
Eins, zwei, drei links her-um! Tanz doch im Hemd!
f
pp
pp
mf
f

Nachdruck verboten

DER KLEINE TROMMLER




Haus! Und wenn die Han - ne schimpft und brummt— ich
mach' mir nichts dar - aus!
Zum Tor hin-aus! O Son - nen-tag! Nun
geht's durch Wald und Feld mit Wir - bel - Rol - ler - Wir - bel-schlag—hei!
bis ans End' der Welt! Berg -


auf, berg - ab brrr rom, pum, pum, doch stramm in Schritt und
mf
Tritt! Und wenn ich in den Him - mel komm', die
f
mf
Trom - mel, die muß mit, die Trom - mel, die muß mit! Ta - ta -
f
mp
f
rom, ta - ta - rom, ta - ta - rom, ta - ta - rom, ta - ta - rom.
ff

3

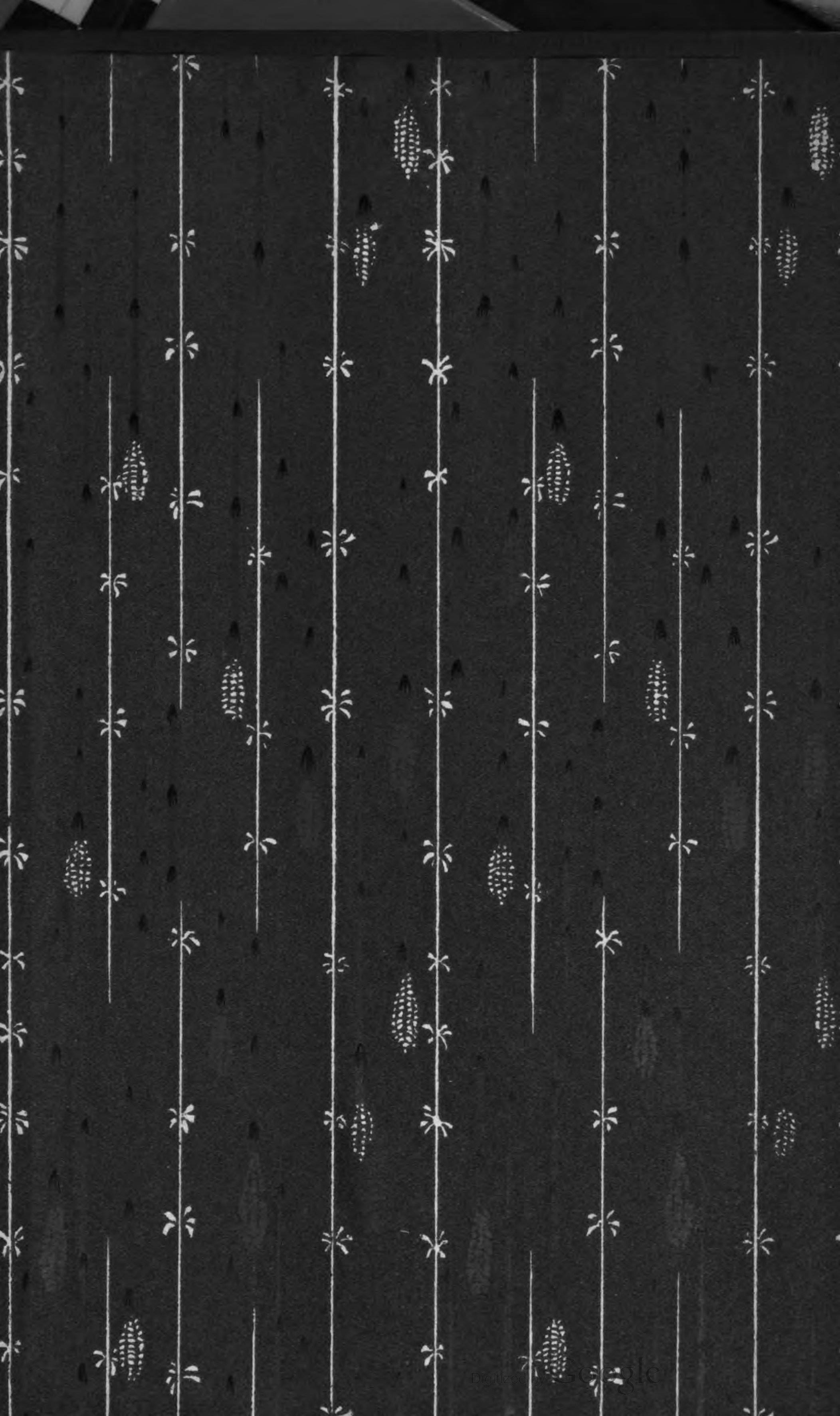
„WIE ICH HEISS?"

Op. 21, № 7




Her - zens-schätz-chen, Stram-pel - bein! Drei -
Kä - se - hoch und Ho - sen - mätz - chen.
pp dolcissimo
Sü - ßer Fratz und Hem-den-mätz-chen! Tau - send - sa - sa und
Na - se - weiß! Weißt du's nun, On - kel, wie ich
p schelmisch
heiß? Weißt du's nun, wie ich heiß?""
pp ritard.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082989044